



Evangelische Kirchen-Zeitung.

Herausgegeben

von

C. W. Hengstenberg,

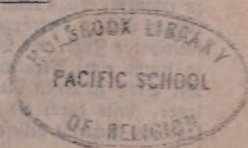
Dr. der Phil. u. d. Theol., der letzteren ord. Professor an der Universität zu Berlin.

Vierundvierzigster Band. Erstes Heft.

Januar 1849.

Berlin,

bei Ludwig Dehmigke.



Es ist der Zweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung in Arena gehaltener Einheit die Evangelischen Wahrheiten, wie sie in der heiligen Schrift enthalten und aus ihr in die Bekenntnisschriften unserer Kirche abgeleitet sind, zu begründen und zu verteidigen, den Unterschied zwischen der Evangelischen Lehre und der entgegenstehenden in ein helles Licht zu setzen und durch Mittheilungen, theils über den Zustand der Christlichen Kirche aller Gegenden, theils über die Wirkungen des Evangelii unter den Heidenvölkern, eine lebendige Theilnahme an den kirchlichen Dingen zu erwecken und das Bewußtseyn der Einheit in der Evangelischen Kirche zu befördern.

Die Evangelische Kirchen-Zeitung soll keiner Parthei angehören; sie will der Evangelischen Kirche als solcher dienen. Denen, welche zu dem lebendigen und entschiedenen Glauben an die Wahrheit der Evangelischen Lehre gelangt sind, will sie Gelegenheit geben zur weiteren Ausbildung und Durchbildung; sie will warnen vor den mannigfachen Abirrungen, die sich zu allen Zeiten einer großen religiösen Bewegung auch unter denen eingefunden haben, die in der Hauptsache die göttliche Wahrheit ergriffen hatten. Sie wird sich bestreben, bei den Einzelnen das lebendige Bewußtseyn der Einheit, theils mit der Evangelischen, theils mit der gesammten Christlichen Kirche aller Jahrhunderte zu befördern und zu einer allgemeinen Verbindung aller wahren Glieder der Evangelischen Kirche beizutragen. Vorzugsweise aber möchte die Evangelische Kirchen-Zeitung die Bedürfnisse derer berücksichtigen, welche für Wahrheit empfänglich, nicht wissen, wo sie dieselbe suchen und wo sie sie finden sollen. Das religiöse Bedürfnis ist in der gegenwärtigen Zeit mächtig erwacht; stärker, wie vielleicht je, empfindet man die Nothwendigkeit des Glaubens an eine Offenbarung. Aber viele unter den redlich Suchenden bleiben in stetem Schwanken, weil sie stets befürchten ein Extrem mit dem andern zu vertauschen. Die Evangelische Kirchen-Zeitung wird sich bestreben ihnen die Vorurtheile zu benehmen, welche ihnen gegen die Wahrheiten beigebracht worden, die verwirrten Begriffe zu entwirren, das reine Evangelische Christentum von seinen mannigfachen Abwegen abzuscheiden, ihre Aufmerksamkeit zu lenken auf die Zeichen der Zeit, und sie näher bekannt zu machen mit den denkwürdigen kirchlichen Ereignissen in den nächsten und fernsten Gegenden der Erde.

Diese Zwecke glaubt der Herausgeber am besten zu erreichen, wenn er den Inhalt der Evangelischen Kirchen-Zeitung in folgende drei Rubriken abtheilt.

I. Aufsätze. Diese zerfallen in vier Classen.

Erste Classe: besonders Aufsätze über wichtige biblische Abschnitte, Auslegung schwieriger Stellen und größerer Stücke, die vorzugsweise in der jetzigen Zeit Erwägung verdienen; Nachweisungen der Glaubenseinheit in den verschiedenen heiligen Schriften, mit Berücksichtigung der verschiedenen Form, in welcher die göttliche Wahrheit in ihnen sich ausdrückt, und Hinweisung auf die stufenweise Entwicklung der göttlichen Heilsanstalten.

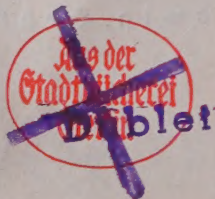
Zweite Classe: hauptsächlich Darstellungen der Evangelischen Lehre, im Gegensatz gegen besonders verbreitete Irrthümer im Glauben und Leben unserer Zeit. Belehrungen über die wahre Natur der Christlichen Kirche und ihr Hervortreten in der Zeit u. s. w.

Dritte Classe: kirchenhistorische Mittheilungen von der ältesten Zeit an, insofern sie in direkter Beziehung auf unsere Zeit stehen; zuweilen auch größere Stücke aus seltenen, oder doch der Mehrzahl der Leser unzugänglichen Büchern. Die Mittheilungen der letzteren Art sollen nie bloß compilatorisch seyn, sondern alles soll lebendig eingeführt und durch sie zu der Zeit gesprochen werden.

Vierte Classe: praktisch theologische Aufsätze, Mittheilungen aus der speciellen Seelsorge und andere Amtserfahrungen, Abhandlungen und Vorschläge, den Cultus betreffend u. s. w.

II. Litterarische Anzeigen, nicht gelehrte Recensionen, sondern beurtheilende Anzeigen und Auszüge allgemein wichtiger Bücher, und zwar nicht bloß ganz neu erschienenen, sondern auch erneuernde Empfehlungen guter vergessener Schriften; Warnungen vor schlechten gangbaren Büchern.

III. Nachrichten, Beiträge zur innern Geschichte der Christlichen Kirche, des Inlandes sowohl wie des Auslandes; kurze Biographien von Personen, die für größere oder kleinere Kreise wichtig wurden, geschichtliche Mittheilungen über Begebenheiten in der äußern Verfassung und über die Verhältnisse der verschiedenen Religionspartheien zu einander; Missionsnachrichten, nicht in der Absicht, die diesem Gegenstande besonders gewidmeten Zeitschriften zu ersetzen oder zu verdrängen, sondern theils allgemeine gedrängte Übersichten theils herausgehobene charakteristische und individuelle Züge, mit Vermeidung aller unnützen Wiederholungen und allgemeinen Redensarten, und was außerdem in irgend einer Beziehung für die Mitglieder der Evangelischen Kirche von Interesse und Wichtigkeit seyn kann. Der Stoff zu diesen Nachrichten wird theils durch eine bedeutende Anzahl von Correspondenten im In- und Auslande, theils durch die Benützung der zweckdienlichen Zeitschriften, in Deutschland, Frankreich, England, Schottland und Amerika geliefert werden.



Dublet

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende seyn muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Überzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verboten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Ogleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das Entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Überzeugung verträglich ist mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Befennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweist, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. Sengstenberg.

Unterzeichneter, als Verleger der Evangelischen Kirchen-Zeitung, erlaubt sich, obiger Anzeige noch einige Bemerkungen nachzusetzen:

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen jede Woche vorläufig zwei Nummern, die auf Verlangen wöchentlich versandt werden; — jedoch findet auch die Versendung von ganzen, in saubern Umschlägen broschirten, Monatsheften statt.

Der Preis für den ersten halben Jahrgang ist 2 Rthlr. Preuß Courant, und wird die Zahlung voraus geleistet. Bestellungen nehmen an: sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämtliche Preuß. Postämter, durch welche die Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung bezogen wird.

Litterarische und sonstige Mittheilungen, sobald sie per Post gehen, beliebe man an den Herrn Herausgeber hieselbst zu adressiren; — gehen sie aber durch den Buchhandel, was bei nicht sehr eiligen Sachen, oder sobald sie mehr als das gewöhnliche Briefporto betragen möchten, gewünscht wird, dann erbitte ich dergleichen unter meiner Adresse durch Herrn Buchhändler J. G. Mittler in Leipzig, und zwar mit der Bemerkung: Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, zur Post.

Ludwig Dehmiß.

I n h a l t.

	Seite
1. Vorwort	1
— 2. Vorwort (Fortsetzung)	9
— 3. Vorwort (Fortsetzung)	17
— 4. Vorwort (Schluß)	25
Beilage	33
Auch aus der Provinz Sachsen	39
— 5. Die Unirte Kirche und die Lutherischen	41
Erinnere sie! Predigt über Tit. 3, 1—2. Dom. 22. p. Tr. im Dom zu Magdeburg gehalten von Dr. Joh. Friedr. Möller, Gen.-Superintendent der Provinz Sachsen. — Eine amts- brüderliche Gabe für die evangelische Geistlichkeit der Provinz zum neuen Kirchenjahre. Magdeburg 1848	44
Die Geistlichen der Synode von Preussisch Holland an Se. Majestät den König	46
Nachrichten. Königsberg	48
— 6. Die Unirte Kirche und die Lutherischen (Fortsetzung)	49
Nachrichten. Die alte Presbyterialordnung in der Pfalz	54
— 7. Die Unirte Kirche und die Lutherischen (Schluß)	57
Nachrichten. Die alte Presbyterialordnung in der Pfalz (Fortsetzung)	63
— 8. Noch ein Wort über das Verhältniß der Evangelischen Kirche zum constitutionellen Staate in Preußen	65
Nachrichten. Die alte Presbyterialordnung in der Pfalz (Schluß)	67
— — — — — Zuschrift der Geistlichen der ersten Frankfurter Diöcese an ihre Gemeinden	70
— 9. Künftige Stellung der Schule im Preussischen nach der Verfassungsurkunde vom 5. December 1848, mit Beachtung der Ministerial-Erläuterungen dazu	73
Beilage	81
Noch ein Wort über das Verhältniß der Evangelischen Kirche zum constitutionellen Staate in Preußen (Schluß)	84
Nachrichten. Breslau, den 18. Januar 1849	85

Evangelische Kirchen = Zeitung.

H e r a u s g e g e b e n

von

C. W. Sengstenberg,

Dr. der Phil. u. d. Theol., d. letzteren ord. Professor an der Universität zu Berlin.

Vierundvierzigster Band.

J a n u a r b i s J u n i 1 8 4 9.



Berlin,

bei Ludwig Dehmitze.

1907 S1360

40 25883

I n h a l t.

I. N u f f ä ß e.

Vorwort	1.	9.	17.	25
Die Unitre Kirche und die Lutherischen	41.	49.	57	
Erinnere sie! Predigt über Mt. 3, 1—2. von Dr. Joh. Fr. Müller. Magdeburg 1848				44
Die Geistlichen der Synode von Preussisch Holland an Se. Ma- jät den König				46
Noch ein Wort über das Verhältniß der Kirche zum constitu- tionsellen Staate in Preußen	65.	8		
Der christliche und unchristliche Staat	204.	209		
Der treuloſe Staat und die verrathene Kirche				253
Noch einmal der christliche Staat. Erster Artikel	332.	337		
Zweiter Artikel				353
Dritter Artikel				385. 393
Vierter Artikel	425.	433.	441	
Fünfter und letzter Artikel	577.	585		
Kann die drohende Kluft zwischen Staat und Kirche durch die Person des evangelischen Landesheern gefüllt werden?				737
Gewissensfragen wegen des Verhältnisses der Kirche zum Staate mit Bitte um Antwort				753
Künftige Stellung der Schule im Preussischen nach der Ver- fassungsentwurfs vom 5. December 1848, mit Beachtung der Mi- nisterial-Erläuterungen dazu				73
Kirche und Schule nach der neuen Verfassung				158
Zeitbetrachtungen. Die Revolution der Schule				609
Die Vermittelungskirche in Frankreich. (Von einem Geistlichen der Freien Kirche im Waadtlande)	89.	97.	105.	113
Die Philosophie auf dem Wege nach Damaskus				119
Die Krankheit der Zeit und ihre Heilung	126.	129.		137
Dr. J. F. Möller's Wirken im Consistorium und in der Gene- ral-Superintendentur der Provinz Sachsen. Von Wilhelm Franz Sienke. Leipzig 1949	143.	145.		153
Noch ein Wort über R. F. A. Schelling's Schrift: „Prote- stantismus und Philosophie“				846
Schreiben an den Herausgeber				155
Die neue Ober-Kirchenbehörde in Preußen				185
Noch ein Wort zur kirchlichen Verfassungs-Angelegenheit der west- lichen Provinzen				225
Das Eigenthum und dessen Gegner. (Dritter Artikel)	193.	201		
Die Aufgabe der Gläubigen in unserer Zeit				233
Zur Eschatologie	243.	249.	257.	271. 277. 285. 417
Zur Lehre von der Auferstehung des Fleisches	673.	681.		697
Gutachten der theologischen Fakultät zu Berlin in der Kirchenver- fassungsfrage				265
Madagascar, Madeira und Tahiti	281.	289.	305.	319
Das Cananäische Weib, oder Glaube und Rechtgläubigkeit. Von F. Eltesser, Prediger zu Potsdam. Potsdam 1849	313.			321

	Seite
Die Katholische Kirche. Eine Zeitbetrachtung. Erster Artikel 341.	345
Zweiter Artikel 369. 377.	389
Dritter Artikel	449
Vierter Artikel	582
Fünfter Artikel	625. 639
Meine Erlebnisse bei den Deutsch-Katholiken. Von M. Wagnmüller. Stuttgart 1849	405
Fragmente aus einem größeren, nicht zum Druck bestimmten Ganzen 457. 473. 481. 521.	529
Nöthige Bemerkungen gegen Herrn B. St.	465
Das drohende Schisma in der Lutherischen Kirche	489
Sendschreiben an mehrere Geistliche in der Provinz von dem Pred. Dr. Henry über seine Theilnahme an der Leichenfeierlichkeit auf dem Friedrichshain am 22. März 1848.	500. 505
Antwort an den Prediger Herrn Dr. Henry in Berlin auf sein Sendschreiben	617
Die Leichenbestattung der Märtyrden	601
Das Consistorium in Magdeburg.....	553
"Ihr aber seyd der Leib Christi, und Glieder, ein Jeglicher nach seinem Theile." (Ein Wort des Trostes für die Lutheraner in der Evangelischen Landeskirche Preussens)	554
Zur Lutherischen Lehre vom Abendmahl	569
Der Evangelische Kirchenbund	633
Vortrag auf der Pastoral-Conferenz zu Berlin den 7. Juni 1849, gehalten vom Pred. Steinmeyer	641. 649
Rede des Abgeordneten Stahl in der 49sten Sitzung der ersten Kammer für die Aufrechterhaltung des Christenthums als Princip des Staates	782
Das Martyrium der Kirche	646
Erfahrungen in Bezug auf den rhythmischen Choralgesang	705. 713
Das Recht und die Pflicht des Kirchenregiments in Bezug auf Ar- tikel 12. der Verfassungsurkunde. Denkschrift des Comité's der Unionsvereine. Potsdam 1849	657
Die zweite Woche des Septembers in Wittenberg	745
Einladung zu einem Danf-, Buß- und Bettage an die evangeli- schen Gemeinden Deutschlands	813
Die evangelische Union in ihrem Fortschritte	756. 769
Absorismen aus und über Sachsen	777
Rhapsodien zu den Zeiterignissen	793. 801
(Eheangelegenheiten). (Ein Nothschrei der Kirche über die Ungerech- tigkeit des Staates).	803
Bersammlung des Pastoralvereins zu Gnadau	809
Berichtigung	816
Alltägliche Gutachten, die Verfassung der Evangelischen Kirche in Preußen betreffend. Leipzig 1849. 825. 833. 849. 857. 865. 873.	

Seite	Seite
Zur Beurtheilung des Ministeriums Eichhorn, von einem Mit- glied desselben. Berlin 1849..... 889.	Schlesische Kirchenzustände..... 259
Über das Verhalten des Christen zu einer besorglichen Verände- rung der christlichen Eidesformel..... 852	Aus Schlesen. Innere Mission..... 436
Die Denkschrift der katholischen Bischöfe Preußens. (Aus der Provinz Preußen)..... 894	Schriften des Evangelischen Büchervereins..... 168
Zur Orientirung..... 902.	Berlin. Der Evangelische Bücherverein..... 848
Skizzen aus der Badischen Emigration des Sommers 1849. Ber- lin 1850..... 909	Berlin..... 174
Über die kirchlichen Gemeinde-Collekten, ihren Verfall und ihre Hebung..... 913.	Bericht über die Missions- und Pastoral-Conferenz zu Berlin vom 5. bis 7. Juni 1849..... 517. 526. 534. 540
Literarische Anzeige..... 495	Zu dem Berichte über die Berliner Pastoral-Conferenz..... 621. 629
Literarische Anzeige..... 496	Pommern..... 175
Schlesische Kirchenbilder..... 91	Pommern..... 216
Kirche und innere Mission..... 169. 177. 192	Pommern..... 592
Zur inneren Mission..... 273	Baiern..... 197
Aufforderung in Sachen der inneren Mission..... 287	Baiern..... 205
Zur inneren Mission..... 401	Ansprache des Consistoriums zu Ansbach an die evangelischen Ge- meinden der Stadt Nürnberg..... 300
Zur inneren Mission..... 497	Aus einem Schreiben aus Baiern..... 304
Bibelstunden und innere Mission..... 721. 729	Die Synode der evangelischen Brüderunität, gehalten in Herrnbus im Jahre 1848..... 221. 231. 237
Über Bibelstunden. Ansichten und Erfahrungen..... 589. 593. 604	Die Lutherische Konferenz in Gnadau am 17. April 1849 und ihre nächsten Schritte am 18. und 19. April..... 371. 380
Die innere Mission und die Kirche..... 929	Gutachten der Synode Nüßgenwalde in der Kirchenverfassungsfrage Ulstermark..... 398
Die Geistlichkeit als Inhaberin der Kirchengewalt..... 537. 545	Aus der Ulstermark..... 668
Dr. v. Gerlach..... 937. 945.	Einladung zu einer Versammlung zur Festhaltung der kirchlichen Union im positiv evangelischen Sinne am 30. Mai 1849..... 400
Zeitbetrachtungen. Das eitle Rühmen..... 961. 969	Gegen den Aufsatz: Die Vermittelungskirche in Frankreich. Von einem Geistlichen einer Schweizerischen Nationalkirche..... 407
Das Kirchen- und Pfarrgut und dessen Aussichten für die Zukunft 974	Aus dem Großherzogthum Hessen..... 447. 453
II. Nachrichten.	
Auch aus der Provinz Sachsen..... 39	Hessen. Die „Orthodoxie“ des Herrn Prof. Dr. Köllner zu Gießen 822
Provinz Sachsen..... 163	Die Evangelische Kirche Polens..... 469
Aus der Provinz Sachsen..... 244	Einladung..... 504
Versammlung des Pastoralvereins in der Provinz Sachsen 347. 362	Das christliche und kirchliche Leben im Fürstenthum Lippe. Jun- gehrter Bericht..... 548
Provinz Sachsen..... 671	Das christliche und kirchliche Leben im Fürstenthum Lippe. Sech- zehnter Bericht..... 774
Das Consistorium der Provinz Sachsen..... 671. 677	Preisaufrage..... 552
Provinz Sachsen; offenes Schreiben an alle Freunde der inneren Mission..... 692	Ein Schreiben aus dem Großherzogthum Baden..... 561
Aus der Provinz Sachsen..... 875	Kanton Waadt..... 599
Noch eine Nachricht aus der Provinz Sachsen..... 917	Noch ein Wort über die freien Kirchen in Frankreich und in der Waadt..... 735
Königsberg..... 48	Schreiben von zwei Waadtländischen Pfarrern..... 928. 934
Königsberg. Anfang Februar..... 134	Anhalt-Deßau. Erklärung..... 607
Königsberg..... 215	Leipzig..... 608
Aus Ostpreußen. Mitte Mai..... 414	Innere Mission..... 670
Königsberg..... 558	Erklärung..... 671
Sendeschreiben des General-Superintendenten Dr. Sartorius an die evangelische Geistlichkeit der Provinz Preußen..... 575	Die Pastoral-Conferenz in Hannover am 6. u. 7. Juni 703. 711. 715. 724
Königsberg in Preußen..... 790. 798	Die Irvingianer oder „Wir sind nicht Protestanten“..... 708
Königsberg..... 886	Der Wittenberger Kirchentag..... 749. 758
Die alte Presbyterialordnung in der Pfalz..... 54. 63. 67	Bericht über die Lutherische Konferenz am 2. Oktober d. J..... 896
Kirchliche Zustände in der Pfalz..... 422. 428	Verfügung der Abtheilung für die inneren evangelischen Kirchen- sachen des Ministerii der geistlichen Angelegenheiten, die Bewe- gungen gegen die Union betreffend..... 910
Kirchliche Nachrichten aus der Pfalz..... 612. 620	Die Synode der Evangelischen Kirchen in Paris..... 918
Zufchrift der Geistlichen der ersten Frankfurter Diöcese an ihre Gemeinden..... 70	Königsberg; den 10. December..... 943
Breslau..... 85	Magdeburg, den 6. December 1849..... 955
Schlesien..... 104	Kirchliche Nachrichten aus der Pfalz..... 956. 966. 980
Schlesien..... 152	Die Pfarrbesetzung in Welschen..... 964

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 3. Januar.

N^o 1.

V o r w o r t.

Wir lesen in dem Evangelium des heiligen Matthäus E. 16, 1—4: „Da traten die Pharisäer und Sadducäer zu ihm; die versuchten ihn und forderten, daß er sie ein Zeichen vom Himmel sehen lasse. Aber er antwortete und sprach: Des Abends sprecht ihr: Es wird ein schöner Tag werden; denn der Himmel ist roth. Und des Morgens sprecht ihr: Es wird heute Ungewitter seyn; denn der Himmel ist roth und trübe. Ihr Heuchler, des Himmels Gestalt könnt ihr urtheilen; könnt ihr denn nicht auch die Zeichen der Zeiten urtheilen. Diese böse und ehebrecherische Art sucht ein Zeichen und soll ihr kein Zeichen gegeben werden, denn das Zeichen des Propheten Jonas. Und er ließ sie und ging davon.“

Die Pharisäer und Sadducäer verlangen zu ihrer Orientirung von Christo ein Zeichen vom Himmel. Der Herr antwortet, für die, welche sehen wollen, und nicht heuchlerisch bloß den guten Willen vorschützen, sind Zeichen vom Himmel genug vorhanden, aus denen die Beschaffenheit der Zeiten erkannt werden kann. Die aber nicht sehen wollen, denen wird die Wahrheit erst dann aufgedrungen werden, wenn sie durch dieselbe gerichtet werden. Das Zeichen vom Himmel, welches ihnen dereinst gewährt wird, das Zeichen des Menschensohnes vom Himmel, E. 24, 30., das auch dem sittlich Verworfensten verständlich ist, ist zugleich das Zeichen ihrer Vernichtung.

Die Zeichen der Zeiten sind alle die bedeutsamen Erscheinungen, wodurch Gott ankündigt, daß ein Neues sich anbahnt, daß eine wichtige Entscheidung herannahet, daß eine große Abrechnung gehalten werden soll. In der Zeit Christi befanden sie in seiner Persönlichkeit, in seinen Wundern, in dem Auftreten Johannis des Täuflers, als des von den Propheten angekündigten Vorläufers, in der mächtigen Wirksamkeit des Geistes unter dem Volke, vgl. E. 11, 12. Diese Zeichen der Zeiten sind, wie zur Zeit Christi, so auch zu allen Zeiten, zugleich Zeichen vom Himmel, und wer zu stumpfsinnig ist, sie zu erkennen, der verdient nicht, daß zu seinen Gunsten noch Zeichen vom Himmel im Sinne der Pharisäer geschehen, würde auch durch sie nicht gebessert werden. Er wird dafür gerichtet, daß er die von Gott dargebotenen Zeichen der Zeit nicht zu beurtheilen versteht, und sich durch sie nicht zur Buße leiten läßt.

Die Zeichen der Zeiten richtig zu erkennen, das erscheint hier als die wichtigste Anforderung, welche die Zeit an uns stellt. Daß sie dieser Anforderung nicht entsprechen, daran gingen einst, uns zum warnenden Vorbilde, die Juden zu Grunde. Als der Herr vor seinem Leiden in die Nähe von Jerusalem kam, sah er die Stadt an und weinete über sie und sprach: „Wenn du

es wüßtest, so würdest du auch bedenken zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient. Aber nun ist es vor deinen Augen verborgen. Denn es wird die Zeit über dich kommen, daß die Feinde werden um dich und deine Kinder mit dir eine Wagenburg schlagen, dich belagern und an allen Orten ängsten. Und werden dich schleifen und keinen Stein auf dem anderen lassen: darum daß du nicht erkannt hast die Zeit deiner Heimsuchung.“ Und diese Vorherverkündung ging in traurige Erfüllung. Plötzlich sammelten sich die Aelrer, die nur durch ein Mittel fern gehalten werden konnten, dadurch, daß sie, die Zeichen der Zeit erkennend, aufrichtig Buße thaten, Sonne und Mond verloren ihren Schein, an ihrem Himmel erschien das Zeichen des Menschensohnes, und die die milden Thränen der Buße nicht hatten weinen wollen, denen ward das Heulen der Verzweiflung angethan. Zu spät! Dies Drohwort, was in unserer Zeit so oft von den Werkzeugen der Hölle gemißbraucht wird, um feige Seelen zu schrecken und ihr Gewissen zu übertäuben, wenn es zögert, auf der einmal betretenen Bahn zum Ausersten fortzuschreiten, das ist hier wirklich angebracht. Wir stehen an der Schwelle einer großen Entscheidung, und wenn es uns nicht gelingt, die Zeichen der Zeit zu erkennen, wenn wir nicht thun, was diese Erkenntniß von uns verlangt, so wird gar bald das Wort an uns eine neue Erfüllung finden: „Siehe er kommt mit den Wolken, und es werden ihn sehen alle Augen, und die ihn gestochen haben, und es werden heulen alle Geschlechter der Erden.“

Aber so wichtig es ist, die Zeichen der Zeit zu erkennen, so schwer ist es auch. Es gehört dazu vor Allem der gute Wille, und mit dem hat es gar viel auf sich, und Manche, die ihn zu besitzen vorgeben und selbst meinen, müssen von Christo den Zureuf: ihr Heuchler, vernehmen. Er wächst nicht auf dem Boden der Natur, er ist ein Geschenk der göttlichen Gnade und „will erbeten seyn.“ Die Natur ist immer geneigt, den „Propheten aus ihrem Herzen“ Gehör zu geben, welche Friede! Friede! rufen, da kein Friede ist. Wird sie auch von Zeit zu Zeit durch den Ernst der Ereignisse mächtig aufgeschreckt, so wiegt sie sich doch gar bald wieder in ihre, wenn auch thörichten, doch süßen Illusionen und spricht: „Siegelsteine sind gefallen, aber wir wollen's mit Quadern wieder bauen; Maulbeerbäume wurden abgehauen, so wollen wir Cedern an die Stätte setzen.“ Sie hat eine gewaltige Leidenschaft, und zu hoffen, was sie wünscht, wird ihr um so leichter, da sie von dem Ernste Gottes gegen die Sünde keine Anschauung hat. Was es heißt: unser Gott ist ein verzehrend Feuer, das erkennt nur der, welcher der Aufforderung: schwing dich über die Natur, Folge geleistet hat, und das kann nur in Gott geschehen. Die

Natur ferner erschrickt vor dem Ernste der Anforderungen, welche aus der richtigen Erkenntniß der Zeichen der Zeit hervorgehen. Sie fühlt, daß es ihr an's Leben geht, und bietet Alles auf, dies Leben zu erhalten. Sie will lieber im Elende verderben, als gründliche Buße thun, und so bietet sie Alles auf, daß die richtige Erkenntniß der Zeichen der Zeit nicht auskomme.

Aber zu dem guten Willen muß noch ein Zweites hinzukommen, die Vertiefung in die heilige Schrift. Wie diese geeignet ist uns die Zeichen der Zeit zu enthüllen, das haben seit den Märztagen gar Viele unter uns aus lebendiger Erfahrung erkannt. Überall, wohin wir uns in ihr wenden, leistet sie uns diesen Dienst, in Geschichte, in Lehre, in Weissagung; doch gibt es in ihr einzelne Partien, die in dieser Beziehung mehr mit „Renshengriffel," Jes. 8, 1., mit grober, allgemein lesbarer Schrift geschrieben sind, und an denen man auch die übrigen lesen lernen kann, und eine solche wollen wir hier zum Gegenstande unserer Betrachtung machen, überzeugt, daß die Ausdeutung der Zeichen der Zeit eine der wichtigsten Pflichten einer Kirchen-Zeitung ist, und daß ein größerer Abschnitt in der Zeit ganz besonders zur Erfüllung dieser Pflicht auffordert.

Was der heilige Johannes in der Offenbarung E. 6, 12—17. schaute, da das Lamm das sechste Siegel aufthat, das geht vor unseren Augen von neuem in Erfüllung. Wir können aber dies merkwürdige Gesicht nicht für sich betrachten, zu seinem vollen Verständniß ist notwendig, daß wir auf den ganzen Zusammenhang eingehen, in dem es uns dargeboten wird.

Das Gesicht von den sieben Siegeln bietet den ersten Grundriß der Gerichte dar, welche Gott durch Christum über die Gott- und Christus- und Kirchen-feindliche Welt verhängt. Die weitere Ausführung in Bezug auf einzelne Punkte wird in den folgenden Gesichtern gegeben, namentlich was zur Aufklärung diene über die bevorstehenden Schicksale derjenigen Phase der Weltmacht, unter deren Druck und Verfolgung die Kirche Christi damals seufzte, der Römischen.

Der Seher wird in den Himmel entrückt und erblickt dort eine heilige Versammlung, in der Alles auf die zu verhängenden Gerichte hindeutet. Was in E. 4. die ganze Scene bereits ahnen ließ, das tritt deutlicher hervor in E. 5., wo Christo ein Buch mit sieben Siegeln zur Eröffnung übergeben wird, enthaltend die Strafen der gottfeindlichen Welt. Diese Eröffnung erfolgt, und die Strafen werden nach und nach offenbar in E. 6. und in E. 8, 1., wo das Gesicht von den sieben Siegeln ein Ende hat. Dazwischen in E. 7. eine Episode, in welcher die Bewahrung der Gläubigen geschildert wird inmitten der Gerichte, welche über die Welt ergehen.

Zuerst wird in E. 6, 1. 2. die Kirche in aller ihrer Ohnmacht und Trübsal dadurch erquickt, daß ihr das Bild ihres himmlischen Königs vor Augen gestellt wird, wie er mit unbezwinglicher Stärke auszieht zum sicheren und herrlichen Siege: „Und ich sah, daß das Lamm der Siegel eins aufthat. Und ich hörte der vier Thiere eins sagen als mit einer Donnerstimme: Komm und siehe! Und ich sah, und siehe ein weiß Pferd, und

der darauf saß, hatte einen Bogen, und ihm ward gegeben eine Krone, und er zog als siegend und damit er siegte.“

Dann wird das zweite Siegel gelöst: „Und es ging heraus ein ander Pferd, das war roth, und dem, der darauf saß, ward gegeben den Frieden zu nehmen von der Erde, und daß sie sich unter einander schlachteten, und ihm ward ein groß Schwert gegeben.“ Die Verhängung blutiger Zwietracht ist eine der Hauptstrafen, welche über die gottlose Welt ergehen. Sie ist die notwendige Folge des Abfalls von dem lebendigen Gott und von seinem Gesalbten, von dem nicht umsonst gesagt ist: „Dieser wird unser Friede seyn;“ denn woher soll die Liebe zu den Brüdern anders geschöpft werden, als aus der Fülle Gottes in Christo, welcher die Liebe ist, und was bleibt anders übrig, als die kalte, mörderische Selbstsucht, wenn die Gottlosigkeit den Zugang zu diesem Liebesquell versperrt. Mag diese Selbstsucht sich für eine Zeitlang in den Mantel der Humanität hüllen, das „große Schwert“ ragt unter demselben hervor, und gar bald wird derselbe abgeworfen. Wagen es doch unter uns die Anhänger der rothen Republik schon mit der Frechheit Sodoms, welche ihres Wesens kein Hehl hatte und rühmte ihre Sünde und verbarg sie nicht, offen hervorzutreten. Wo wir dies rothe Pferd mit seinem Reiter von neuem ausgehen sehen, da erblicken wir darin ein göttliches Zeichen für die Herrlichkeit Christi. Denn daß der Friede hinweggenommen wird und daß sie sich einander schlachten müssen, wo Er nicht mehr ist, wie erklärte sich dies wohl anders als daraus, daß Er allein der Fürst des Friedens, die Liebe nicht eine unabhängige Macht neben ihm ist, sondern Er die Liebe. Wir dürfen gewiß nicht sagen, daß dieses Siegel uns nichts angeht. Wie viel Blut ist schon geflossen seit dem Februar des verhängnißvollen vorigen Jahres, in welchem nur an's Licht getreten ist, was lange schon sich vorbereitet hatte, und wie viel ungestilltes mörderisches Gellüste ist unter uns noch vorhanden! Was werden wir noch erleben, wenn der Abfall von dem Fürsten des Friedens noch fort-dauert, oder gar sich steigert, wenn auch für uns das schaurige: „und sie thaten nicht Buße für ihre Werke,“ Offenb. 16, 11., gilt.

Bei dem dritten Siegel heißt es: „Und ich sah, und siehe ein schwarzes Pferd, und der darauf saß, hatte eine Wage in seiner Hand. Und ich hörte eine Stimme inmitten der vier Thiere sagen: Ein Maß Weizen um einen Denar, und drei Maß Gerste um einen Denar, und dem Öle und Wein thue kein Leid.“ Das Schwarz ist die Trauerfarbe. Mißwachs und Theuerung ist eine der Geißeln in der Hand Gottes, womit er durch den ganzen Lauf der Jahrhunderte den Unglauben und die Feindschaft gegen Christum und seine Kirche heimsucht und den Troß der abtrünnigen und empörerischen Welt strafft und bricht, der Herrschaft Christi den Weg bereitet. Hier ist die Theuerung nur noch eine gemäpigte, eine solche, wie sie noch vor nicht langer Zeit auf uns gelastet hat. Thut diese keine Wirkung, wie sie denn bei uns im Ganzen und Großen spurlos vorübergegangen ist, so treten die höheren Grade ein. Dies Gericht ist nur die Vorstufe zu dem vierten, wo der eigentliche

Hunger sich einstellt, nur das Vorspiel der Erfüllung von Matth. 24, 7.: „es werden Hungersnöthe seyn hin und wieder.“

Bei dem vierten Siegel heist es: „Und ich sah und siehe ein fahl Pferd, und der darauf saß, deß Name hieß Tod und die Hölle folgte ihm nach. Und ihm ward Macht gegeben zu tödten das vierte Theil auf der Erde mit dem Schwerte und Hunger, und mit dem Tode und durch die Thiere auf Erden.“ „Hier“ — sagt Bengel — „kommt zusammen, was in den vorigen Siegeln einzeln und erträglicher war.“ Der Krieg, und zwar ein solcher Krieg, welcher Tod und Verderben weithin verbreitet, erscheint hier in Verbindung nicht bloß mit der Theuerung, sondern mit der eigentlichen Hungersnoth, und daneben noch Seuchen, wie wir eine solche noch vor kurzem ihre Opfer unter uns verlangen sahen, und wilde Thiere, die im Geleite allgemeiner Verwüstung und Zerrüttung erscheinen, im eigentlichen oder im figürlichen Sinne: „Da werden Weiber zu Hyänen.“ Wie der Reiter unter dem vierten Siegel den Namen des Todes führt, den schon jetzt die Zeitung eines jeden Tages in mannigfachen Gestalten uns vor Augen stellt, so ist der zweite der personifizierte Krieg, der dritte die personifizierte Theuerung. — Im Gefolge des Todes erscheint die Hölle, Griechisch: der Hades. Das Wort Hades kommt im N. T. nur in Bezug auf die verstorbenen Sünder vor, vgl. besonders Luc. 16, 23., und dieser Sprachgebrauch findet sich namentlich auch in der Offenbarung. Es ist hier von Gerichten über die gottlose und dem Reiche Christi feindlich widerstrebende Welt die Rede. Da ist sterben und in die Hölle kommen eins. Schrecklich der Anblick des Todes, dem die Hölle nachfolgt! Es ist ein Schauspiel von furchtbarer Erhabenheit den Reiter, der auf dem fahlen Pferde sitzt, und deß Name der Tod ist, in dieser Begleitung durch die Jahrhunderte reiten, und überall da erscheinen zu sehen, wo der Haß der Welt gegen Christum und seine Kirche wieder aufgrünt. Tiefe Wehmuth, aber muß jeden aufrichtigen Freund der Menschen und der Söhne seines Volks ergreifen, wenn bei seinem neuen Erscheinen kein lautes und allgemeines: Kyrie Eleison vernommen wird, wenn sich wenig verspüren läßt von der Ausgießung des Geistes der Gnade und des Gebetes, daß sie Den ansehen, welchen sie durchstochen haben, und Ihn klagen, wie man klaget ein einiges Kind, und sich um Ihn betrüben, wie man sich betrübet um ein erstes Kind.

„Und da es das fünfte Siegel aufthut, sah ich unter dem Altar die Seelen derer, die geschlachtet waren um des Wortes Gottes willen, und um des Zeugnisses willen, das sie hatten. Und sie schrien mit großer Stimme und sprachen: Herr, du Heiliger und Wahrhaftiger, wie lange richtest du und rächest nicht unser Blut an denen, die auf der Erde wohnen. Und es wurde ihnen gegeben einem Jeglichen ein weiß Kleid, und ward zu ihnen gesagt, daß sie ausruheten noch eine Zeit, bis daß ihre Mitknechte und ihre Brüder den Lauf vollendeten, die auch sollten erdödet werden gleich wie sie.“ Der sachliche Gehalt dieses Siegels ist kurz der: Katastrophen, welche das Endgericht über die Welt, und in Verbindung damit die Verherrlichung der Kirche in Aussicht stellen. Das in einer bestimmten Zeitperiode

gesprochene: wie lange richtest und rächest du nicht unser Blut, der Märtyrer, hat seine Veranlassung in den Zeitverhältnissen, und kommt hier nur insofern in Betracht, als es dieselben voraussetzt. Vorhandene vorläufige Gerichte sind so furchtbar, furchtbarer noch wie die in der Beschreibung der vier ersten Siegel geschilderten, daß sie den Gedanken an das bevorstehende definitive Gericht hervorrufen. Bei dem vierten Siegel wird bei aller seiner Furchtbarkeit nur das Viertel weggerafft, es trägt bei aller seiner Entseßlichkeit nur einen partiellen, vorläufigen Charakter. Hier bahnt sich schon ein allgemeines Gericht über die Bewohner der Erde an, sofern sie zu dem Reiche Gottes in Beziehung getreten sind. Das Wanken der Fundamente der gottfeindlichen Macht scheint ihren bevorstehenden Untergang anzukündigen. Doch wird darauf hingedeutet, daß dieser noch nicht, wie es den Anschein hat, unmittelbar bevorsteht, und also das Gebiet dieses Siegels gegen das sechste abgegränzt, und diesem sein Platz bereitet. Was sich hier schon stark anbahnt, das erfolgt nachher unter dem siebenten Siegel, nachdem unter dem sechsten die Vorzeichen noch einen weit drohenden Charakter angenommen haben. Große Erschütterungen der antichristlichen Macht zur Zeit des Seher's, des Römischen Reiches, sind es zunächst, was das fragende und hoffende: wie lange, der Märtyrer hervorruft. Aber in der nächsten Erfüllung geht die Weissagung nicht zu Ende. Sie lebt wieder auf, so bald nach dem Siege Christi über die zehn Könige, der Christianisirung der Germanischen Welt, und dem tausendjährigen Reich, ein neues gottfeindliches Wesen, das von dem Seher selbst, freilich nur in sehr allgemeinen Umrissen, in E. 20, 7 ff. gezeichnet worden, in die Fußstapfen des früheren Römischen getreten ist, wie wir es jetzt vor Augen haben. Den Eindruck, mit dem wir dies Siegel verlassen, können wir nicht besser darlegen, als mit den Worten des Propheten: Sammelt euch, ja sammelt eure Sinne, ihr Volk ohne Verlangen. Ehe denn das Urtheil ausgehe, ehe denn des Herrn grimmiger Zorn über euch komme, ehe der Tag des Herrn Jornes über euch komme. Suchet den Herrn, alle ihr Elenden im Lande, die ihr seine Rechte haltet; suchet Gerechtigkeit, suchet Demuth, auf daß ihr am Tage des Herrn Jornes möget verborgen werden.

Bei dem sechsten Siegel wird zuerst in B. 12—14. die Plage geschildert, welche über die Welt ergeht, dann in B. 15—17. der Eindruck, den die Thatfachen auf die von ihnen Betroffenen machen. Stehen wir hier auch noch nicht bei dem letzten Ende, so stehen wir doch bei dem Anfange des Endes. „Der große Tag des Jornes“ ist unmittelbar vor der Thür, ist schon so gut wie gekommen, und nur als Episode kann E. 7. zwischen E. 6, 17. und E. 8, 1. treten, wo über das Einbrechen dieses Tages berichtet wird. Die beiden Verse gehören unmittelbar zusammen, und in E. 7. wird nur nachgeholt, was einer früheren Zeit angehört. Ihre geschichtliche Verwirklichung hat unsere Weissagung zuerst in den Zeiten der völligen Auflösung und des beginnenden Unterganges des Römischen antichristlichen Wesens gefunden. Aber die Weissagung geht über diese ihre erste Verwirklichung hinaus. Auch die Grundstelle Matth. 24, 29.: „Bald

aber nach der Trübsal derselbigen Zeit werden Sonne und Mond den Schein verlieren, und die Sterne werden vom Himmel fallen, und die Kräfte der Himmel werden sich bewegen" hat mehr als einmal ihre Erfüllung gefunden. Die erste vorläufige, die unser Seher schon hinter sich hatte, bei der herannahenden Katastrophe Jerusalems, eine umfassendere bei dem Zusammenbrechen des Römischen Staates, die umfassendste steht noch bevor und wird in ihren Anfängen eben geschaut.

„Und ich sah, da er das sechste Siegel aufthat, und da ward ein großes Erdbeben, und die Sonne ward schwarz wie ein härener Sack, und der ganze Mond ward wie Blut.“ Wo traurige Verwirrung und Noth allenthalben herrscht, da scheint dem Bekümmerten und Angstvollen auch die äußere Natur sich aufzulösen, er hat die Empfindung, als brächen Himmel und Erde zusammen. Daraus erklärt es sich, daß die Äußerungen der zerstörenden Allmacht Gottes in der Natur, daß Gewitter und Erdbeben so häufig in der Schrift als Bilder der Äußerungen von Gottes zerstörender Allmacht in der Geschichte gebraucht werden, z. B. in Ps. 18. 46, 7., wo das Toben der Völker, das Wanken der Reiche als ein von Gott verhängtes Erdbeben erscheint, Jes. 13, 13., Hagg. 2, 6. Was durch das: und es entstand ein großes Erdbeben, bedeutet wird, das zu verstehen liegt um so näher, da wir den Anfang eines solchen Erdbebens vor Augen haben, was immer da eintritt, wo die Erde sich gegen ihren Schöpfer und Erlöser empört hat. — Sind schwere und trübe Zeiten eingetreten, so scheinen die Lichter des Himmels erloschen zu seyn. Die Sonne scheint wahrhaft nur für den Glücklichen. Darum erscheint im A. T. häufig die Verdunkelung von Sonne und Mond gradezu als Bild schwerer und trüber Zeiten, z. B. Jes. 5, 30., Jerem. 4, 23., 15, 9., Ez. 32, 7. 8., Am. 8, 9. 10., Mich. 3, 6. Bei dem ganz stehenden bildlichen Gebrauche der Verdunkelung von Sonne und Mond im A. T. wird man auch in dem Ausspruche des Herrn, der unserer Stelle zunächst zu Grunde liegt, Matth. 24, 29., nichts Anderes finden dürfen, als eine Beschreibung höchst trüber und trauriger Zeiten, solcher Zeiten, wie sie unmittelbar vor der Katastrophe Jerusalems stattfanden, und wie sie jetzt von neuem sich anbahnen, da die Himmelslichter für die Elenden so gut wie ausgelöscht sind, weil sie keinen Sinn mehr haben für ihren erquickenden Glanz. Und diese Auffassung wird auch durch das unmittelbar folgende Herabfallen der Sterne vom Himmel nothwendig gemacht, was nach den Grundstellen des A. T., und weil die gewöhnlich sogenannten Sterne vom Himmel herabfallend Alles zertrümmern würden, im Folgenden aber die Geschlechter der Erde noch als bestehend erscheinen, nothwendig bildlich aufgefaßt werden muß.

„Und die Sterne des Himmels fielen auf die Erde, wie der Feigenbaum abwirft seine unreifen Früchte, von großem Winde bewegt.“ Die Sterne des Himmels sind ein so natürliches Bild und Symbol der Herrschergröße, des Herrscherglanzes, daß sich der Gebrauch desselben fast bei allen Völkern findet, und so auch durch die ganze Schrift hindurchgeht, von 4 Mos.

24, 17. an. Jesaias sagt in der Stelle, auf der die unsrige und eben so auch Matth. 24, 29. zunächst ruht, E. 34, 4. 5.: „Und es zerfließet das ganze Heer des Himmels, und aufgerollt wird gleich dem Buche der Himmel, und all sein Heer verweltet, wie ein Blatt verweltet vom Weinstock und wie Welkes vom Feigenbaum. Denn getränkt wird im Himmel mein Schwert, siehe auf Edom fährt es nieder.“ Sachlich entsprechend ist B. 12.: „Ihre Edeln, da ist keiner, den man zum Königthum ruft und alle ihre Fürsten werden zu nichts.“ Der Himmel ist dort der Fürstenhimmel, der ganze obrigkeitliche und hoheitliche Stand. Die Sterne sind die einzelnen Fürsten und Edlen. Entscheidend ist das: im Himmel, in B. 5., wo der Himmel als die Sphäre erscheint, da das Schwert wüthet, was von dem eigentlichen Himmel nicht gesagt werden kann. In Jes. 24, 21.: „Und es geschieht an diesem Tage, heimsuchen wird der Herr das Heer der Höhe in der Höhe, und die Könige der Erde auf der Erde“ ist das zweite Glied Erklärung des ersten. In Jes. 14, 12. erscheint der ohnmächtig gewordene König von Babel unter dem Bilde des vom Himmel gefallenen hellglänzenden Morgensternes. In unserem Buche selbst werden in E. 12, 4. nach dem Vorgange von Dan. 8, 10. mächtige Könige als Sterne des Himmels bezeichnet, ihr Ohnmächtigwerden durch ein Herabgeworfenwerden auf die Erde. In E. 8, 10. bedeutet ein großer Stern vom Himmel einen mächtigen Herrscher. — Das also wird in unserem Vers gesagt, daß diejenigen, welche statt Jes. 49, 23. in Erfüllung zu bringen: „Die Könige sollen deine Pfleger und ihre Fürstinnen deine Säugammen seyn,“ die Anführer gewesen sind in der Bekämpfung des Reiches Gottes und Christi, in der Opposition gegen ihren Schöpfer und Erlöser, von dem sie ihre Krone zu Lehen tragen, damit sie Seine Ehre befördern, Gottes rächende Hand zuerst erfahren sollen, daß der Mißbrauch ihrer Macht die Erschütterung und den Verlust derselben zur Folge haben soll; eine Verkündung, deren Wahrheit sich so eben von neuem bewährt. Mit anbetender Verwunderung, ähnlich der der Apostel, da sie ausriefen: „Wie ist doch der Feigenbaum so plötzlich verdorrt“ (er war das Bild ihres eigenen Volkes und Vaterlandes), sehen wir es vor Augen, wie die Sterne des Himmels, der Stern Louis Philipp's voran, der nie seinem Herrn und Heilande die Ehre gegeben, auf die Erde fallen, von großem Winde bewegt. Was nach der einen Seite als ein schwerer, fluchwürdiger Frevler sich darstellt und als die Ursache neuer Gerichte, das erscheint auf der anderen als die verdiente Vergeltung, als Offenbarung des gerechten Gerichtes Gottes, als ein anberaumter Akt der Heiligung Christi an denen, die ihn nicht heiligen wollten. Und der Christ darf nie die erstere Betrachtungsweise einseitig vorwalten lassen. Sonst sinkt er zum ordinären Legitimisten herab, und bringt sich selbst um die Theilnahme an dem reichen Schätze der Erbauung, den der Herr in dieser großen Zeit, da seine Ehre offenbar wird, den Seinen bereitet.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 6. Januar.

N^o 2.

V o r w o r t.

(Fortsetzung.)

„Und der Himmel entwich wie ein eingewickeltes Buch, und jeder Berg und Insel wurden aus ihren Stellen bewegt.“ Daß der Himmel der Fürstnhimmel ist, erhellt aus dem früher Bemerkten. So kommt der Himmel nicht bloß bei Jesaias vor, sondern auch bei Haggai. Das Bild des Meeres als Bezeichnung der Welt und der Völker fand der Seher schon in jester Ausprägung vor, und es kehrt bei ihm vielfach wieder. Weitere Ausführung dieses Bildes ist, wenn die einzelnen Reiche durch die Inseln bezeichnet werden (so auch an einer Reihe von Stellen des Jesaias, z. B. 42, 4., 59, 18., und hier in E. 16, 20.), neben der gangbaren Bezeichnung durch die Berge.

„Und die Könige der Erde, und die Großen und die Hauptleute, und die Reichen und die Starken, und jeder Knecht und jeder Freie verbargen sich in die Klüfte und in die Felsen der Berge. Und sagen zu den Bergen und zu den Felsen: Fallt auf uns und verberget uns vor dem Angesichte deß, der auf dem Stuhle sitzt, und vor dem Jorne des Lammes. Denn es ist kommen der große Tag seines Jornes; und wer kann aufrecht stehen?“ In den Königen u. s. w. haben wir die Ausdeutung der Sterne in B. 13., des Himmels in B. 14., und sehen, daß dadurch alles Strahlende, Große, Mächtige bezeichnet wird. In B. 12—14., was an ihnen geschieht, hier wie sie dadurch afficirt werden. Der Genannten sind im Ganzen sieben, getheilt durch die Drei und Vier, die Drei die Regierenden, an der Spitze der König, dann die Würdenträger in Civil und Militär. Neben der Siebenzahl, als der Signatur der göttlichen Rathschlüsse und Verhängnisse, noch die Vierzahl als die Signatur der Erde, über welche diese Verhängnisse ergehen, der König an der Spitze und dann drei Paare, neben den Bureaukraten und den militärischen Oberen noch die Notabeln, durch Reichthum oder Macht, oder die Honoratioren, und das Volk, frei und unfrei. Bengel sagt: „Sie wissen nicht wo aus noch ein. Was ihnen zu sicheren Zeiten das Erschrecklichste gewesen wäre, da suchen sie eine Zuflucht, und das vergeblich. Wenn etwa im Sommer ein schweres Wetter ausbricht mit starken Blitzen, Donner und Sturmwind, wie kann manchmal die Menschen, auch solche, die sonst beherzt und in Feldschlachten und anderen Kriegshändeln unerschrocken sind, eine Furcht und Schrecken anwandeln, daß sie sich in Gewölbe verkriechen u. s. w., weil Gott seine Majestät nur in etwas blicken läßt, wiewohl jetzt noch die Zeit der Geduld ist (NB. zur Zeit Bengel's noch). Wie muß es dann

seyn, wenn der Allmächtige seine Feinde mit vollem Ernst in Schrecken setzt? Wie unerträglich muß das den Gottlosen sehn!“ Wie Figura zeigt! Man hat sich gewundert über die Feigheit der Mächthaber, die sich im verfloßenen Jahre so vielfach gezeigt hat, nachdem Louis Philipp's und seines Hauses Herz zuerst gebebt wie das Beben der Bäume des Waldes vor dem Winde. Man hat wegen dieser Feigheit herbe Anklagen erhoben. Diese sind nur theilweise gerecht. Statt gegen die Wirkung, sollten sie sich gegen die Ursache, gegen den Unglauben richten. Der Ungläubige kann unter solchen Umständen nicht anders, er muß sich fürchten, und wenn er auch den größten natürlichen Muth besäße. Er weiß, daß er Gott zum Feinde hat, daß dieser seine menschlichen Feinde gegen ihn waffnet, sein Gewissen sagt ihm, daß sein Tag kommt. Wie kann man von ihm verlangen, daß er frischen Muth besitze zum Kampfe gegen die Allmacht? Die Feigheit ist ihm angethan, sie ist ein Theil des Gerichtes, das über ihn ergeht. Da muß nothwendig Einer ihrer Tausend jagen, und Zween Zehntausend flüchtig machen. Denn sie wissen, daß ihr Fels sie verkauft hat, und der Herr hat sie übergeben. Da erfüllt sich das Wort: „Der Herr wird die ein lebendes Herz geben, daß dein Leben wird vor dir schweben. Nacht und Tag wirst du dich fürchten und deines Lebens nicht sicher sehn.“ Da gilt es zunächst nicht zum Muth zu ermahnen, da gilt es vielmehr die Stimme laut zu machen wie eine Posaune und das: thut Buße, auszurufen. Wird dieser Aufforderung entsprochen, so wird sich der Muth von selber finden. „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sehn.“ „Euer Einer wird Tausend jagen, denn der Herr euer Gott streitet für euch.“ „Ich fürchte mich nicht vor viel hundert Tausenden, die sich umher wider mich legen.“ „Mit Die kann ich Kriegsvolk zerschmeißen, und mit meinem Gotte über die Mauer springen.“ — Julians: Du hast gesiegt, Galiläer, war eine Erfüllung unserer Weissagung. In dies Bekenntniß haben aber im Laufe der Geschichte gar Viele einstimmen müssen und namentlich in der Gegenwart wird es von neuem aufgedrungen. Die sich noch vor Kurzem stolz gegen den, der auf dem Stuhle sitzt, und gegen das Lamm erhoben, die Begünstigten des offenen Unglaubens und des leicht verhüllten, des Rationalismus, der Gott und Christo die Ehre raubt, müssen sich jetzt in die Höhlen und in die Felsklüfte verstecken. Es wird jetzt dasjenige geerntet, was seit einem Jahrhundert gesät worden, und bei dieser Abrechnung konnte und kann auch das Reich unseres großen Friedrich nicht leer ausgehen, der, wie Salomo Israel, so Deutschland zuerst sündigen gemacht, und der geistig noch lange nach seinem Tode fortgeherrscht hat, also, daß wir noch bis auf diesen Tag nicht ge-

reinigt sind von der Schuld, die damals über unser Volk kam, und auch nimmer werden gereinigt werden, bis wir uns entschließen, mit dieser Vergangenheit entschieden zu brechen. — Der Name des Lammes ist hier ganz an seiner Stelle. Er weist hin auf die stille Geduld und Sanftmuth Christi, die sie auf Muthwillen gezogen hatten und meineten, sie könnten mit ihm thun, was sie wollten, statt sich dadurch zur Buße leiten zu lassen. Nun müssen sie zu ihrem Schrecken erkennen, daß das Lamm zugleich der Löwe. — Das: Er ist gekommen, ist der Ausdruck der festen Gewißheit: er ist schon so gut als da. Denn in der Wirklichkeit ist der Tag noch nicht da, weil sie sonst nicht mehr am Leben seyn würden, und so gewiß als wir hier erst beim sechsten Siegel stehen, auch das siebente aber noch von dem Gerichte über die Welt handeln muß. In dem Anfange des Endes aber sehen sie das Ende selbst gegenwärtig.

In E. 7. haben wir eine Episode vor uns. Den ängstlichen Beforgnissen, welche auch den Gläubigen aus der Betrachtung der der Welt drohenden Strafen entstehen mußten, wie sie in langer Reihe unter den sechs ersten Siegeln vorgeführt worden, und denen auch sie, als die in der Welt leben, kaum entgegen zu können scheinen, tritt hier ein doppelter Trost entgegen. Zuerst in B. 1—8. der, daß Gott seine schützende Hand, die gar heimlich waltet und die Seinen verbirgt vor dem Streite der Zungen und der Hände, über sie halten werde, „wenn Krieg und alle Schrecken die ganze Welt bedecken.“ Doch mit diesem Troste ist es noch nicht genug. Die Bewahrung inmitten der Plagen, welche den Erwählten zugesichert worden, kann doch nur vor dem Äußersten schützen. Mitten in dem Glende einer zusammenbrechenden Welt glücklich zu seyn, ist nicht möglich. Daß über die Seinen schwere Leiden bei den Gerichten über die Welt ergehen werden, zunächst bei der Katastrophe Judäas, welche Johannes schon hinter sich liegen hatte, das sagt auch der Herr voraus, Matth. 24, 19—22. Und wie dürfte dies auch anders seyn, da ja die Schuld der Welt ihnen keine absolut fremde ist, da auch sie von der Sünde noch angefochten werden, welche in der Welt herrschend ist, da sie der Leiden, welche für die Welt vernichtenden Charakter tragen, auch insoweit bedürfen, daß sie dadurch geprüft und geläutert werden und erlöst von dem inneren Zusammenhange mit der Welt. So ist also ein neuer Trost für die Gläubigen erforderlich, und dieser wird in B. 9—17. ertheilt. „Am End' kommt das Beste.“ Dieselben, denen früher die Bewahrung in den Gerichten, welche über die Erde ergehen sollen, gewährleistet worden, werden uns hier vorgeführt in der himmlischen Herrlichkeit, die ihrer wartet. Müssen sie auch hier noch mannigfach mit der Welt leiden, was thut's, da die weißen Kleider und die Palmen und die Lebensbäclein ihnen gewiß sind.

Das ganze Gesicht von den sieben Siegeln wird nun in E. 8, 1. beschloffen mit den Worten: „Und da er das siebente Siegel aufthat, ward ein Schweigen im Himmel bei einer halben Stunde.“ Daß sich diese Worte an den Schluß von E. 6. anschließen, erhellt aus dem schon früher Bemerkten. Der Himmel kommt hier nur als die Schaubühne in Betracht, eben so

wie auch die halbe Stunde nicht die Zeit des wirklichen Geschehens, sondern der symbolischen Darstellung ist. In der Wirklichkeit gehört das Schweigen der Erde an. Wie nun dies Schweigen zu verstehen sey, darüber kann nach dem ganzen Zusammenhange, der hier nichts Anderes zuläßt als eine Gerichtsscene, und nach den Grundstellen des A. T., Hab. 2, 20., Jeph. 1, 7., Zach. 2, 12. 13., in denen das Schweigen der unter den Gerichten des Herrn erliegenden Welt den Gegensatz bildet gegen ihr lautes Wesen, ihr Toben und Lästern in der Zeit seiner Langmuth, kein Zweifel seyn. Es ist ein Schweigen gleich dem des Pharao, da er mit seinem Heere im rothen Meere versank. Es bildet den Gegensatz gegen das, was in E. 13, 5. 6. gelesen wird: „Und es ward ihm (dem Thiere, der gottfeindlichen Weltmacht) ein Mund gegeben, der Großes redete und Lästereien. Und es öffnete seinen Mund zur Lästerung gegen Gott, zu lästern seinen Namen und seine Hütte (die christliche Kirche) und die im Himmel wohnen.“ Einst so laut und jetzt so stille! Es klingt schaurig, dies: Es ward ein Schweigen, und wehe dem, der davon betroffen wird. In der früheren „Offenbarung Jesu Christi“ in Bezug auf sein Kommen zum Gericht entspricht Matth. 24, 30.: „Und alsdann wird erscheinen das Zeichen des Menschensohnes am Himmel. Und alsdann werden heulen alle Geschlechter der Erde, und werden sehen kommen des Menschen Sohn in den Wolken des Himmels mit großer Kraft und Herrlichkeit.“ Mit dem Heulen dort geht das Schweigen hier Hand in Hand. Beides hat die absolute Vernichtung zu seiner Voraussetzung. Beides, das Schweigen und das Heulen, realisirt sich durch die ganze Geschichte hindurch, und nur am vollkommensten am Ende der Welt. So oft sich eine Gott- und Christus- und Kirchen-feindliche Macht erhebt, tritt erst eine ganze Reihe vorbereitender göttlicher Gerichte ein, und zuletzt erfolgt dann der tödtliche Schlag. Der ganze Prozeß endet mit dem vollkommenen Schweigen und dem lauten Heulen der Creatur, die es wagte, gegen ihren Schöpfer und Erlöser anzutoben. Es gibt im Himmel und auf Erden nur ein Mittel, wodurch dieser Prozeß in seinem sonst unaufhaltsamen Lauf aufgehalten werden kann, ohne das selbst Gott ihn nicht aufzuhalten vermag, weil er damit sein eigenes Wesen verläugnen und vernichten würde. Dies Mittel ist die gründliche Buße. Wir, die wir schon am Rande des Abgrundes stehen, haben gewiß dringende Veranlassung, dies Mittel zu ergreifen. Befehre dich, Deutschland, zu dem Herrn, deinem Gott; denn du bist gefallen um deiner Missethat willen. Nehmet mit euch Worte und befehret euch zum Herrn und sprecht zu ihm: Vergib uns alle Sünde und thue uns wohl, laß die Waife bei dir Gnade finden, so wollen wir opfern die Farren unserer Lippen. Nur wann wir also demüthig sind vor dem Herrn, unserem Gott, wird er sich unser wieder erbarmen, unsere Missethat dämpfen und alle unsere Sünden in die Tiefe des Meeres werfen.

Aber sind wir denn auch berechtigt, auf unsere Umstände zu beziehen, was in dem Buche von den sieben Siegeln geschrie-

ben steht? Dies Buch enthält die Gerichte über die Gott- und Christus- und Kirchen-feindliche Welt. Läßt sich denn diese Feindschaft gegen Gott, dieser Abfall von Christo, diese Entfremdung von seiner Kirche bei uns als vorhanden nachweisen? Wir antworten: Gesezt auch, sie entzögen sich unseren Blicken, so müßten sie doch nichts desto weniger vorhanden seyn, und daß wir sie nicht bemerkten, wäre nur ein Zeichen der Tiefe unseres Falles. Denn das ist der höchste Grad der Sünde, wenn man die Sünde nicht mehr als Sünde zu erkennen vermag. Daß die Strafe der Sünde auf uns liegt, das ist ein göttliches Zeugniß gegen unsere Sünde. Dadurch sind wir unserer Sünde überführt. Die Sünde und nur die Sünde ist der Leute Verderben. Wo wir eine allgemeine Zerrüttung erblicken, da kann von Schuldlosigkeit nicht die Rede seyn. Wie die Sünde vorwärts auf die Strafe weist, so weist die Strafe rückwärts auf die Sünde. Was hülfte es aber auch abzuläugnen, was so klar am Tage liegt? „Und wenn du dich gleich mit Lauge wuschest und nähmest viel Seife dazu, so gleißt doch deine Untugend desto mehr vor mir, spricht der Herr.“ Unter unseren Fürsten gehörten schon seit einem Jahrhundert, die in die Fußstapfen der Sächsischen Churfürsten in der Zeit der Reformation und Ernst's des Frommen traten, zu den seltensten Ausnahmen. Von den meisten Thronen aus verbreitete sich Indifferentismus, wo nicht gar eine der Kirche gradezu feindliche Gesinnung über das Land. Gar selten fand sich ein Herz für die Angelegenheiten der Kirche. Und mit der Erkaltung gegen die Kirche ging auch das Erstirben des wahrhaft landesväterlichen Sinnes Hand in Hand, der allein darin wurzelt, daß der Fürst sich als Diener Christi und Ihn als seinen Vollmachtgeber und Vorbild betrachtet. Nimmer hätten sich die Völker so gegen das „von Gottes Gnaden“ empören können, wenn die Fürsten es nicht zuerst vergessen hätten. Wo es noch eine Wahrheit in dem Bewußtseyn der Fürsten gewesen, wie bei uns in Preußen, da lebt es auch noch fort im Innersten der Herzen des Volkes, und dringt um so mächtiger hervor, wenn es zeitweise durch die Macht des Zeitgeistes zurückgedrängt worden. Wie es mit den „Großen und mit den Hauptleuten“ bei uns in christlicher Beziehung gestanden hat, das liegt leider offen genug am Tage. In der Beamtenwelt haben Unglauben und Gleichgültigkeit einen Hauptstoß aufgeschlagen. Es gilt da ganz des Jeremias Wort: „Sie wenden mir zu den Rücken und nicht das Angesicht.“ Die weiland Deutschen Jahrbücher rühmten es den Beamten des in christlicher Beziehung so besonders reich gesegneten Württemberg nach, daß unter hundertsten neunundneunzig der Kirche Leberwohl gesagt haben. Aus der Entfremdung von der Kirche ging ein kalter, liebloser Geist hervor, der ihnen die Herzen der Untergebenen entfremdete, und der gar viel dazu beigetragen hat, daß das Gebäude des alten Staates bei dem ersten Sturme so haltlos zusammenstürzte. Aus der Justiz namentlich, auch aus der vielgepriesenen Preussischen, war die Seele entschwunden. Das Gerichtsamt ist Gottes, 5 Mos. 1, 17., dieser Grundsatz, in dem aller Rechtsseifer, alle Liebe zu den Armen und Bedrängten wur-

zelt — denn Gott ist der Vater der Wittwen und der Richter der Waisen — galt der ungeheuren Majorität der richterlichen Personen als mystischer Unsinn und lag ganz über ihre Sphäre hinaus. Das erhabene und verantwortungsvolle Amt wurde nur als Mittel der äußeren Existenz gesucht und geführt. Ein Mitglied einer höheren richterlichen Behörde bezeichnete es als unzweifelhaft, daß alle seine Collegen mit Freuden ihre Ämter niederlegen würden, wenn sie den Gehalt als Pension erhielten. Wie kann es unter solchen Umständen Wunder nehmen, daß der göttliche Hintergrund der Institution mehr und mehr auch von den Untergebenen verkannt wurde? — Die „Reichen und die Starken“ vergaßen mit ihrem Heilande auch der barmherzigen Liebe. Sie betrachteten sich nicht ferner als die Haushalter Gottes, ihren Besitz nicht ferner als ein Amt. Gaben sie auch, so dachten sie doch nicht des Gebots: „Du sollst dem Hungrigen darreichen deine Seele.“ Das herzlose Geben konnte die Herzen nicht gewinnen. So mußte eine tiefe Kluft zwischen den Armen und den Reichen entstehen. Durch die Schuld der Reichen war der Communismus des Himmels geschwunden, so mußte unter den Armen gar leicht der Communismus der Hölle Raum gewinnen. Sie hatten Alles gemein, das gilt nicht bloß von der apostolischen Zeit, das gilt, so weit das Christenthum reicht; sie hatten Alles für sich, das gilt überall, wo das Christenthum geschwunden ist, das galt auch unter uns, seit der Feind Gottes und der Menschen, der Nationalismus, unser Land überzog. Die natürliche Selbstsucht kann nur durch eine Religion besiegt werden, welche die Macht hat, neben der natürlichen Leidenschaft des Behaltens in die Seele die Leidenschaft des Gebens zu pflanzen. Und wie die Liebe die Gegenliebe entzündet, so auch ruft die Selbstsucht die Selbstsucht hervor, der Geiz der Reichen erzeugt die Habsucht der Armen. Wer seinen Besitz nicht als Amt betrachtet, der verliert auch die göttliche Garantie für seinen Besitz. — Die Freien wurden ihrer Lehnspflicht gegen den Herrn aller Herren ungetreu, und zerschnitten damit das mystische Band, welches die Knechte im Gehorsam an die Freien bindet. Gott schwebt nicht über den irdischen Verhältnissen, er ist vielmehr ihrer aller lebendiger Grund. Wird dies nach oben verkannt, so folgt auch sofort die Verkenennung nach unten. Wo nicht im Namen Gottes gehandelt wird, da wird auch nicht ferner im Namen Gottes gehorcht, da tritt bald der furchtbare und für die Freien und die Knechte gleich verderbliche Zustand ein, den wir mit einem Worte: Revolution nennen, und den der Prophet mit den Worten umschreibt: „Und das Volk wird Schinderei treiben, Einer über den Anderen, und ein Jeglicher über seinen Nächsten; und der Jüngere wird stolz seyn wider den Alten, und ein loser Mann wider den Ehrlichen.“ Gott ist das Band der menschlichen Gesellschaft, wo er nicht mehr ist, da ist lauter Verwirrung und Dunkel, Zwietracht und Zerrüttung. Ist die erste Tafel des Gesetzes zertrümmert, so zerspringt die zweite von selbst.

Wir haben bereits in unserem Vorworte von 1836 die

Thatsachen dargelegt, aus denen hervorgeht, daß schon damals die großartige Unterbrechung der bereits weit fortgeschrittenen Entwicklung des antichristlichen Geistes in Deutschland in der Zeit der Freiheitskriege großen Theils ihre Bedeutung verloren hatte, und diese Entwicklung wieder unaufhaltsam ihrem Ziele zustrebte. Als einen annus fatalis bezeichneten wir namentlich das Jahr 1830, das jetzt an dem Jahre 1848 einen würdigen Genossen gefunden. Wir zeigten, welchen Einfluß die in diesem Jahre wieder eröffnete geistige Verbindung mit Frankreich hatte, die eine Zeitlang zum Heile Deutschlands unterbrochen gewesen, wie der Theilnahme an Französischem Liberalismus bald auch die an Französischer Unsitlichkeit, Irreligiosität, an Französischem Christushaß folgte, wie der Zeitgeist seiner wieder vollkommen bewußt wurde, und wie ein unbequem gewordenes Gewand die religiösen Vorurtheile abwarf, die er in sich aufgenommen, durch die Leichtigkeit, mit der er dies that, zeigend, wie sehr das fremdartige Element auf der Oberfläche geblieben war. Wir sagten unter Anderem: „Wer aufmerksam und mit einem durch Wünsche und Vorurtheile ungetrübten Blicke die Zeiterscheinungen in's Auge faßt, dem muß klar werden, daß, wenn die Dinge in dem gewöhnlichen Geleise fortgehen, die Hoffnung auf eine auch nur äußerliche Rückkehr des von Christo abgefallenen gebildeten Europa's zu ihm eine schwärmerische und chimärische ist. Der Zeitgeist streift mehr und mehr die christlichen Elemente wieder ab, die er für eine Zeitlang in sich aufgenommen hatte. Er wird mehr und mehr sich seiner bewußt und erkennt, daß er nur dann eine seiner würdige Stellung gegen den Geist Christi einnehmen kann, wenn er mit Ausschcheidung dessen, was ihm früher Erziehung, Gewohnheit, Rücksicht auf äußeren Vortheil, Gewissen, ein stiller und verborgener Zug zu Christo aufgedrungen hat, sich ganz in sich vollendet, sich als Antichrist constituiert.“ Wir wiesen schon damals auf Grund des göttlichen Wortes, welches uns lehrt, daß wir überall da, wo der Abfall blühet, auch die Ruthe grünen sehen, auf die bevorstehenden göttlichen Gerichte hin, die nun vor unseren Augen sich zu erfüllen beginnen: „Aber höret nun und merket auf und troget nicht; denn der Herr hat es geredet. Gebet dem Herrn, Eurem Gott, die Ehre, ehe denn es finster werde, und ehe eure Füße sich an den dunklen Bergen stoßen, daß ihr des Lichtes wartet, so er es doch gar finster und dunkel machen wird. Wollt ihr aber solches nicht hören, so muß meine Seele doch heimlich weinen über solcher Hoffarth. Meine Augen müssen mit Thränen fließen, daß des Herrn Heerde gefangen wird. — Darum will ich mich erheben und nicht fürder schweigen, ich will die Stimme der Freude hinwegnehmen, und meinen Weinberg Anderen geben, die Früchte zu seiner Zeit brin-

gen. Ihr meint, ich sey wie ein im Winter erstorbener Wurm, ich werde aber im Sommer erwachen; dann sollt ihr schweigen und werdet nicht aus meiner Hand entfliehen. — Siehe, es wird ein Wetter des Herrn mit Grimm kommen, ein schreckliches Ungewitter wird den Gottlosen auf den Kopf fallen. Denn des Herrn grimmiger Zorn wird nicht nachlassen, bis er thue und ausrichte, was er im Sinne hat: zur letzten Zeit werdet ihr solches erfahren.“

Und seit 1836 und besonders seit 1840 hat der gottlose und antichristliche Geist unter uns Fortschritte gemacht, die jedes gottesfürchtige Gemüth erbeben machten im Vorgefühle der göttlichen Gerichte, welche unausbleiblich folgen mußten, und es erfüllten mit der Empfindung, welche die Worte des Propheten aussprechen: „Wie ist mir so herzlich wehe! Mein Herz pocht mir im Leibe, und habe keine Ruhe; denn meine Seele höret der Posaunen Hall und eine Feldschlacht und ein Mordgeschrei über das andere; denn das ganze Land wird verheeret, plötzlich werden meine Hütten und meine Gezelle verödet.“ Der, in dem wir leben, weben und sind, wurde unserm Volke mehr und mehr ein Fremder; der Heiland wurde von den Seinen aus seinem Eigenthum vertrieben; mit Windes- und Dampfeseile eilte die Gottes- und Christusfeindschaft ihrem letzten Ziele zu. Der eissige Hauch der Gottlosigkeit, der durch das ganze Land ging, wurde denjenigen, die in der Treue gegen ihren Gott und Erlöser beharrten, fast unerträglich. Sie fühlten sich als Fremdlinge und Pilgrime in ihrem eigenen Vaterlande. Sie lernten die Worte des Psalmisten verstehen: „Ich bin ein Wurm und kein Mensch, ein Spott der Leute und Verachtung des Volkes. Alle, die mich sehen, spotten mein, sperren das Maul auf und schütteln den Kopf. Meine Freunde hast du ferne von mir gethan, du hast mich ihnen zum Gräuel gemacht.“ Sie fühlten sich wie ausgestoßen unter ihrem Volke, es war ihnen oft, als ob sie nicht athmen könnten in der Luft, die sie umgab. Fast alle größeren Schwingungen des öffentlichen Lebens, alle nationalen Bewegungen in Deutschland waren nur einzelne Variationen über das Thema: „Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche;“ in immer neuen Verkleidungen trat der Antichrist auf die Schaubühne des öffentlichen Lebens, und der rauschende Beifall, den er in jeder neuen Verkleidung fand, galt nicht dem Gewande, galt Ihm, den der ihm verwandte Sinn durch alle Verkleidungen hindurch erkannte. Ein Schwindelgeist aus dem Abgrunde ergriff mehr und mehr die Massen und riß sie fort wie ein wilder Sturm, ein reißender Strom.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 10. Januar.

N^o 3.

V o r w o r t.

(Fortsetzung.)

Tragen wir etwa die Farben zu stark auf? Schon jetzt werden doch Manche das Gegentheil bezeugen, die noch vor Kurzem ganz anders sich vernehmen ließen, die im Ganzen mit der Zeit wohl zufrieden waren, die selbst mehr oder weniger unter dem Einflusse ihres herrschenden Geistes standen und seine Organe waren. Schon jetzt fängt die Zeit an, denen die Augen zu öffnen, die nur am grauen Staare litten. Will man unser Zeugniß verwerfen, so wird man z. B. dem eines De Wette nicht mit gleichem Vorurtheil entgegen treten können, um so weniger, da er noch in der Schrift selbst, in der er es ausspricht, mannigfach selbst dem Zeitgeiste dient, dem er mit ernsten Worten strafend entgegentritt, so daß sein Zeugniß, ähnlich dem Bileams, als ein durch die überwältigende Macht der Thatfachen abgenöthigtes erscheint. Er sagt in der Vorrede zu seinem kürzlich erschienenen Commentar über die Offenbarung: „Die Selbstvergötterung des Römischen Antichrists erscheint mir ein Kinderspiel gegen den gottesläugnerischen, ungläubigen, unmüthigen, alle Zügel von sich werfenden Egoismus unserer Tage; und was ist eine leibliche Verfolgung des christlichen Glaubens mit Feuer und Schwert gegen die auflösende junghegelsche Dialektik, gegen die Schmeichelei und Bekehrung der sogenannten Freiheitsliebe, welche aus der schlimmsten inneren Knechtschaft entspringt, und das arme Volk zu innerer und äußerer Knechtschaft führt.“

Durch den ganzen bezeichneten Zeitraum hindurch geht das Anfechten gegen die fürstliche Gewalt, die maßlose Opposition gegen dieselbe, das Mütteln, Zerren und Reißen an ihr, wodurch sich namentlich der Preussische vereinigte Landtag die Sympathien von ganz Deutschland erwarb. Die gefeierten Helden desselben haben sämmtlich auf diesem Gebiete ihre Vorbeeren erworben. Eine solche Richtung aber ist überall ein Symptom eines gottlosen, unchristlichen Zustandes. Die Opposition ist überall im Grunde gegen Gott selbst gerichtet, und was der Herr zu Samuel sagte: „Sie haben nicht dich, sondern mich verworfen, daß ich nicht soll König seyn über sie,“ das gilt auch hier. Schon das älteste Buch der heiligen Schrift lehrt uns, daß wir in den Regenten den Abglanz der Majestät Gottes erkennen sollen, daß jeder Raub, der an ihrer Ehre begangen wird, ein Sacrilegium ist, jede Empörung gegen sie eine Empörung gegen Gott. In dem Gesetze Gottes durch Moses werden alle die, die zu befehlen, zu richten und zu schlichten haben, alle denen in irgend

einer Beziehung Ehrerbietung gebührt, werden ganz besonders die Fürsten als Repräsentanten Gottes auf Erden geheiligt, und wer sich an Gott in diesen seinen Repräsentanten vergreift, der macht sich schwerer Selbsttäuschung oder frecher Lüge schuldig, wenn er meint oder vorgibt, Gott noch zu fürchten und zu lieben. Wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann der Gott lieben, den er nicht siehet, das findet auch hier seine analoge Anwendung. Gott sollst du nicht fluchen, heißt es 2 Mos. 22, 27., und den Fürsten in deinem Volke sollst du nicht verwünschen, s. v. a.: du sollst deinen Fürsten nicht verwünschen (oder in irgend einer Beziehung verunehren), denn er trägt Gottes Bild, und jedes Verbrechen gegen einen sichtbaren Stellvertreter Gottes in seinem Reiche ist ein Verbrechen gegen Gott, in ihm wird Gott selbst geehrt und verunehrt. Gott schließt sich nicht in den Himmel ein, er steigt mitten in unsere irdischen Verhältnisse hinab, und wie wir uns gegen den in ihnen offenbar gewordenen bezeugen, das ist der sichere und untrügliche Maßstab für unsere Frömmigkeit oder Gottlosigkeit. Daß man diejenigen ehre, welche Gott geehret, welchen er in irgend einer Beziehung den Stempel seiner Herrlichkeit aufgedrückt hat, das erscheint schon dadurch als eine der ersten Grundlagen der Frömmigkeit, daß es einen Bestandtheil der Summe und des Grundrisses des Gesetzes Gottes, der zehn Gebote, bildet, eben so dadurch, daß es schon auf der ersten Tafel vorgeschrieben und also in den innigsten Zusammenhang mit den Geboten gesetzt wird, die sich unmittelbar auf die Furcht und Liebe Gottes beziehen: Du sollst Gott fürchten und lieben, zuerst an sich, dann in denen, die ihn auf Erden repräsentiren; endlich dadurch, daß an dies Gebot so große Verheißung geknüpft, von seiner Erfüllung alles Heil des Volkes abhängig gemacht wird: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren (und also und aus demselben Grunde auch deinen Herrn und deinen König und überhaupt Alle, denen Gott Ehre und Gewalt gegeben hat, vgl. Mat. 1, 6.: Ein Sohn soll seinen Vater ehren und ein Knecht seinen Herrn, und alle die Stellen, in denen der Vatername auf alle Respektspersonen übertragen wird, wie 2 Kön. 5, 15., 13, 14., Joh. 19, 26., 1 Tim. 5, 1.), wie dir der Herr, dein Gott, geboten hat, auf daß du lange lebest, und daß dir's wohl gehe in dem Lande, das dir der Herr, dein Gott, geben wird, 5 Mos. 5, 16. Im N. T. wird denen, welche ihre Gottlosigkeit dadurch bewährt haben, daß sie der Obrigkeit widerstreben, welche Gottes Ordnung und seine Dienerin ist, gedroht, daß sie über sich ein Urtheil empfangen werden, Röm. 13. Es weist uns an, Jedermann Ehre zu thun, und spricht in einem Odem das:

Fürchtet Gott, ehret den König, aus, 1 Petr. 2, 17., das letztere als eine der wichtigsten Bewährungsstücke des ersteren bezeichnend, wie ja auch der Herr selbst darauf hinweist, daß es eine thörichte Einbildung, ein heuchlerisches Vorgeben ist, zu meinen, daß man Gott gebe, was Gottes ist, wenn man dem Kaiser nicht gibt, was des Kaisers ist.

Bliebe aber auch noch ein Zweifel übrig über den innigen Zusammenhang der Empörung gegen Gott und der Auflehnung gegen die Obrigkeit, so würde er doch beseitigt werden durch die Wahrnehmung, daß beides überall in unserer Zeit Hand in Hand geht, daß dieselben Kreise und Individuen, die in der einen Art der Schande ihre Ehre suchen, auch in der anderen sich auszeichnen. Derselbe Preussische Landtag, welcher den Oppositionsgelüsten gegen die irdische Obrigkeit zuerst einen festen Ausdruck gab und sie zu einer gefährlichen Macht consolidirte, der nach allen Kräften dahin arbeitete, unserem Lande den Segen zu rauben, der auf der Pietät, auf der Erfüllung des vierten Gebotes ruht: der erhob auch seine frevelnde Hand gegen den König des Himmels, der trat als eifriger Vorkämpfer des gottlosen und unchristlichen Staates auf, und fiel unter das schreckliche Urtheil: „Du hast dich wider den Herrn des Himmels erhoben, und den Gott, der deinen Odem und alle deine Wege in seiner Hand hat, hast du nicht geehret.“ Die Anführer der Lichtfreunde und der Deutsch-Katholiken haben wir nachher unter den Reihen der Empörer und Hochverräther wiedergefunden.

Der indirekten Auflehnung gegen Gott ging eine lange Reihe direkter Angriffe gegen ihn zur Seite, und der allgemeine Jubel, mit dem sie aufgenommen wurden, zeigte, wie sehr unser Volk an seiner Seele Schaden genommen, wie heillos der heilige Urgrund seines Daseins zerrüttet war. Kein Schrei nationaler Entrüstung erhob sich, als Strauß in dem Leben Jesu sein freches Attentat beging, in tausenden von Exemplaren wurde das Buch über ganz Deutschland verbreitet, Unzählige freuten sich, hier scheinbar bewiesen zu sehen, was längst ihres Herzens Neigung gewesen war. Bald folgte die lichtfreundliche Agitation. Hatte die Hegelsche Philosophie durch den Schein der Wissenschaftlichkeit imponirt, so war hier Alles ärmlich, dürftig, gemein, und wer hier sich angezogen fühlte — und es war dies unläugbar die große Majorität der Gebildeten unter unserem Volke —, der zeigte dadurch, daß es ihm nur um den Unglauben als solchen zu thun war. Wer dies Interesse nicht hatte, der mußte sich mit Ekel von diesen Jämmerlichkeiten abwenden, und von den Protesten, zu denen sich mancher Orten Jung und Alt, das ganze Volk aus allen Enden, 1 Mos. 19, 4., vereinigte. Auch der nationale Anflug, den die Deutsch-Katholische Bewegung fand, würde ein Spott auf Deutsche Wissenschaft und Bildung und ein Zeichen ihres eingetretenen völligen Ruins seyn, wenn wir nicht den Erklärungsgrund aus dem herrschenden Geiste des Unglaubens entnehmen, der hier seine Nahrung fand und alles Andere überfließen ließ. Auch dem lauten Geschrei nach der sogenannten Presbyterial- und Syno-

dalverfassung lag eine nur schlecht verhüllte Christusfeindschaft zu Grunde. Es war dabei nur auf Beseitigung des Bekenntnisses der Kirche abgesehen, so wie der Behörden, welche dasselbe aufrecht erhielten, auf Beseitigung der Herrschaft Christi aus der Kirche und Begründung der Herrschaft des Zeitgeistes. Der Gustav-Adolphsverein endlich fand, wie jetzt wohl Niemand mehr in Abrede stellen wird, lebhafteste Sympathien nicht durch seinen edlen ostensiblen Zweck, sondern nur als Propaganda des Indifferentismus, der jetzt ihn spottend wegwirft, nachdem er wirksamere Mittel zu seiner Befriedigung gefunden. Die Noth, welcher er abhelfen zu wollen vorgab, dauert noch fort. Wäre sie das eigentliche treibende Princip gewesen, wie könnte er jetzt so rettungslos hinsinken? Die gläubige Theologie hätte ein Salz seyn können für unser Volk, wenn ihre Vertreter ein Herz und eine Seele gewesen wären in der unbedingten Eingabe an das Wort Gottes. Aber sie hat ihre Mission nicht erfüllt. Daß sie bei ihrem Aufkommen mit manchen Merkmalen ihres Ursprungs behaftet war, konnte nicht anders seyn. Der ihr gestellten Aufgabe aber, sich mehr und mehr von diesem vitium originis zu reinigen, hat sie wenig entsprochen, obgleich der Fortschritt des Zeitgeistes zu unbedingter Consequenz ihr ein gleiches Fortschreiten so nahe legte. Laodäaische Lauheit brüstete sich als weise Vermittelung. Man liebäugelte mit der Zeit, und die negativen Elemente wurden wieder mehr vorherrschend. In Nothe's Ethik, welche in der feinsten und verführerischsten Weise Natur und Gnade, Welt und Reich Gottes indifferenzirt und die Juden für gute Christen erklärt, gelangte die gläubige Theologie bis an die Gränze des falschen Prophetenthums.

Dürfen wir uns nach alle dem beklagen, daß die Gerichte Gottes über uns hereinbrechen?

Die gewichtige Frage: Was wird werden? sehen wir am Ende der Gefahr, oder werden wir erst den Kelch des sechsten Siegels bis auf die Hefen leeren, und dann zum siebenten Siegel übergehen? ist leicht zu beantworten. Die untrügliche Antwort wird uns durch das göttliche Wort gegeben: „Wollt ihr mir gehorchen, so sollt ihr des Landes Gut genießen. Weigert ihr euch aber und seyd ungehorsam, so sollt ihr vom Schwerte gefressen werden: denn der Mund des Herrn saget's.“ Ohne Buße auf Heil zu hoffen, ist Sünde, ist ein charakteristisches Merkmal des falschen Prophetenthums, das Gott seiner Heiligkeit entkleidet und ihn also zum Bösen erniedrigt, und dener, die ihm anhängen, vgl. 1 Kön. 18, 22., und wer irgend in der Schrift gewurzelt ist, der wird wenig darauf achten, ob die Aussichten augenblicklich mehr günstig oder ungünstig sind, sondern er wird seine Hoffnungen und seine Befürchtungen nur nach dem sittlich-religiösen Zustande des Volkes bemessen.

Da müssen wir nun mit tiefem Schmerze wahrnehmen, daß, so erfreulich auch im Einzelnen sich die Wirkung der eingebrochenen Katastrophe zeigt, sie doch im Ganzen und Großen nicht

ausgerichtet hat, wozu sie gesendet worden. Daß der Geist der Buße noch nicht über unser Volk ausgegossen worden, davon zeugt eine Reihe nach dem Beginnen der Strafe begangener öffentlicher und zum Theil nationaler Verfündigungen, welche nothwendig neue Gerichte über uns herbeiziehen müssen, die grade dann am meisten und drohen, wenn sie am fernsten zu seyn scheinen, nach dem Ausspruche: „Wenn sie werden sagen: es ist Friede, es hat keine Gefahr, so wird sie das Verderben schnell überfallen, gleichwie der Schmerz ein schwanger Weib und werden nicht entfliehen.“

Unter Mitwirkung eines großen Theiles von Deutschland hat die Stadt Berlin dem Aufrehr öffentliche Belohnungen zuerkannt. Solcher Verfündigung braucht die Strafe nicht von außenher zu kommen, sie führt sie unmittelbar mit sich. Die Verfehrung alles sittlichen Urtheils ist davon die nothwendige Folge, und wo diese eingetreten, da kann die äußere Zerrüttung nicht ausbleiben.

Man hat der Regierung die Anordnung der Urwahlen abgedrungen, welche durcheinandermengt, was Gott gesondert hat, und im Grunde nichts ist als eine praktische Gottesläugnung. Als eine bleibende gedacht, muß diese Einrichtung nach und nach alle Pietät, alle Unterordnung, allen Gehorsam, und somit die Pfeiler der öffentlichen Wohlfahrt zerstören. Der Geist aus dem Abgrunde wird es nicht unterlassen, aus dieser Concession weitere Consequenzen zu ziehen, und es wird unmöglich seyn, diesen auf die Dauer zu widerstehen. Mit den Urwahlen geht der Communismus Hand in Hand. Wenn man die von Gott geordneten Unterschiede in Bezug auf die Ehre zerstört hat, so ist es gar schwer und auf die Dauer unmöglich, die von Gott geordneten Unterschiede in Bezug auf den Besitz aufrecht zu erhalten.

Das Gericht über die Abschaffung der Todesstrafe steht in 4 Mos. 35. geschrieben: „Schändet das Land nicht, darinnen ihr wohnt, denn wer blutschuldig ist, der schändet das Land, und das Land kann vom Blute nicht versöhnet werden, das darinnen vergossen wird, ohne durch das Blut, daß es vergossen hat. Verunreinigt das Land nicht, darinnen ihr wohnt, darinnen ich auch wohne; denn ich bin der Herr.“ Wohin wir nur blicken, stellt sich diese Maßregel als gottlos, im Übermaße gottlos dar. Sie lehnt sich gradezu auf gegen die Autorität des höchsten Gesetzgebers, der mit allen Zweifel ausschließender Bestimmtheit und mit nachdrücklicher Angelegentlichkeit in beiden Testamenten verordnet hat, daß, wer Blut vergießt, daß Blut durch Menschen vergossen werden soll; daß, die das Schwert nehmen, durch das Schwert umkommen sollen. Sie hat zu ihrem Ausgangspunkte die Verkennung des göttlichen Hintergrundes der obrigkeitlichen Gewalt, ferner die Verkennung des Ernstes Gottes gegen die Sünde, die, einmal zugelassen, nicht ruhen wird, bis sie auch alle anderen Strafen dem Maße der Natur angestraft und damit der Sünde freie Bahn bereitet hat, endlich den

Zweifel an dem jenseitigen Daseyn, der mit der Läugnung Gottes Hand in Hand geht.

Die Lostrennung der Schule von der Kirche ist ein Attentat gegen den, der gesprochen: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes.“ Was es mit dieser Maßregel auf sich hat, das können wir nicht besser sagen als mit den Worten Bish. Thilo's, die Volksschule Preußens. Erfurt 1848: „Wer die Beziehungen lösen will, welche die ursprünglich aus der Kirche hervorgegangene Volksschule mit der Kirche verbinden, der durchschneidet gradezu das Aderwerk, durch das die Jugend desjenigen Volkes, welches vom Christenthum nicht förmlich ablassen will, mit dem christlichen Geiste, dieser sicheren und gewissen Kraft, die alles Gute allein und dauernd in uns schafft, in sicherer und bestimmter Weise erfüllt und durchdrungen wird; der rüttelt an den Grundvesten christlicher Ordnung nicht schwächer als der Socialist Monsieur Proudhon in Paris, der vom sechsten und siebenten Gebot nichts wissen will. Denn damit ist die Schule in ihrem Grunde vom Christenthum selbst geschnitten, daß sie für eine solche ausgegeben wird, die in ihren Maßnahmen und Einrichtungen unabhängig ist von der Kirche, die das Christenthum wahr, wie der Kern die Frucht. Woraus wird oder will die Schule die wirklichen, auch die nöthigen Lebenskräfte des Glaubens und der zuverlässigen religiösen Einsicht ziehen, wenn sie sich vom fruchtbaren Grunde kirchlicher Gemeinschaft gelöst hat? In einer Schule wird nichts erzeugt, wovon sie religiös lebt. Ihre Andachten selbst sind nur matte Widerscheine der kirchlichen. — Was hat ein moderner Volksschullehrer noch zu sorgen, daß ein Kind manchen Gottespruch von ihm erwerbe, der es wie ein Leiffern im Leben und im Sterben begleitet, daß ein evangelischer Schüler ein evangelisches Glaubenslied singen, sagen und bewahren könne, daß ein Confirmand den Katechismus der Kirche mit aus der Schule bringe wie eine kleine Generalkarte des christlichen Lehrgebietes, daß der gesammten Jugend die Geschichte einer zu Heil und Seligkeit erziehenden Vaterhand Gottes aus der Bibel nahe gebracht und geläufig werde?“ Man denke nur nicht, daß gegen die hier dargelegten traurigen Folgen der Zufall in der Preussischen Verfassung sichern werde: „Den religiösen Unterricht in der Volksschule besorgen und überwachen die betreffenden Religionsgesellschaften.“ Ist die Schule als solche von der Kirche losgerissen und ihrer Aufsicht und ihren Einflüssen entzogen, so schwebt im besten Falle der in ihr zu ertheilende Religionsunterricht in der Luft; wo der christliche Geist nicht Alles durchdringt, da wird er auch in dem Winkel, den man ihm noch gelassen hat, nicht zur Kraft gelangen können. Die Schule wird sich aber gegen die Kirche nicht indifferent verhalten, der unchristliche Geist, der ihre Trennung von der Kirche hervorgerufen, wird, an diesem einen Punkte zur Macht gelangt, wie ein Sauerteig, der den ganzen Teig durchsäuert, in ihr fortwirken, der größte Theil des Lehrerstandes wird es sich recht eigentlich zum Ziele setzen, den Boden für die christliche Unterweisung der Kirche zu zerstören.

Den Gipfelpunkt aller Versündigungen aber, welche unser Volk auf sich geladen hat, nachdem bereits der erste Ruf zur Buße durch die verhängnisvollen Ereignisse an dasselbe gelangt war, bildet die Proklamirung der Religionslosigkeit des Staates und der Lostrennung desselben von der Kirche. Über die Thatsache kann kein Zweifel sein, so gerne man auch zweifeln möchte. In den Frankfurter Beschlüssen heißt es: „Durch das religiöse Bekenntniß wird der Genuß der bürgerlichen und der staatsbürgerlichen Rechte weder bedingt noch beschränkt,“ und in §. 11. der Preussischen Verfassung wird gesagt: „Der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von dem religiösen Bekenntnisse und der Theilnahme an irgend einer Religionsgesellschaft.“ Ist bei den Organen des öffentlichen Lebens jede Beziehung zum Christenthum aufgehoben, ist Juden und Atheisten die volle Berechtigung zu allen Staatsämtern gewährt, so muß natürlich auch die zweite Anforderung des christlichen Staates fallen, die, daß die Gesetzgebung des Staates von christlichen Principien beherrscht werde. Ausdrücklich aufgegeben ist nicht minder auch die dritte Anforderung, die, daß der Staat sich zur Kirche in eine freundliche Beziehung setze, sich zu ihr bekenne, sie schütze und pflege, ihre Weihe für seine öffentlichen Feiern, ihren Beistand für die Gebiete nachsuche, auf denen er seine eigene Schwäche und Injuffizienz fühlt. Die Frankfurter Artikel sagen es klar und baar: „Keine Religionsgesellschaft genießt vor anderen Vorrechte durch den Staat,“ und auch die Preussische Verfassung, gegeben von einem Könige, der noch in diesem Jahre an die Kuppel seines Schlosses die weitschauende Inschrift setzen ließ: „Es ist in keinem Anderen Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden, denn der Name Jesu Christi,“ gegeben freilich gewiß mit schwerem Herzen und nur in Treue gegen ein einmal in dunkler Zeit gegebenes Wort, sagt zu der Kirche Christi: Ich kenne dich nicht und weiß nicht, wo du her bist, sie weiß nur von „Religionsgesellschaften“ (es ist eine Schmach für die Kirche Christi, wenn sie unter die Religionsgesellschaften begriffen wird) und verhält sich zu allen gleich indifferent.

„Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden,“ diese Worte, mit denen der Heiland von der Erde schied, würden eine Lüge sein, wenn es einem Staate wohlginge, der es also versucht hat, sich von der Herrschaft Christi loszureißen. Sie stellen die Alternative: freiwillige Unterwerfung oder Untergang. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt,“ sondern es stammt aus dem Himmel, hat der Herr gesprochen, und deshalb kann sich dies Reich nicht auf eine einzelne Sphäre einengen, in einen Winkel einsperren lassen, sondern wo man das versucht, wird der Himmel gegen die Erde reagieren, und an

dieser Reaktion; auf die wir, wenn auch mit bebendem Herzen doch hoffend hinblicken, werden manche harte Köpfe zerschellen. „Jesus antwortete: Du sagst's, ich bin ein König.“ „Er hat einen Namen geschrieben auf seinem Kleide und auf seiner Hüften also: ein König aller Könige und ein Herr aller Herren.“ So wird er also auch die Völker heimsuchen, welche die Lehns-treue brechen, er wird sie mit eisernem Scepter zerschlagen und wie Köpfe sie zerschmeißen, wenn sie nicht noch im Angesichte des ihnen drohenden Verderbens die Warnung zu Herzen nehmen: „Küßet den Sohn, daß er nicht zürne und ihr umkommet auf dem Wege, denn sein Zorn wird bald anbrennen.“

„Was habe ich dir gethan, mein Volk! und womit habe ich dich beleidigt! Das sage mir.“ Vor etwa einem Jahrtausende ging an unserem Volke die Weissagung in Erfüllung: „Diese werden streiten mit dem Lamme, und das Lamme wird sie überwinden, denn es ist ein Herr aller Herren und ein König aller Könige, und mit ihm die Berufenen und Auserwählten und Gläubigen,“ Offenb. 17, 14. Damals war es ein Sieg der Gnade, ein Sieg über die Herzen. Es ist unwürdig, eine tausendjährige Verbindung mit einem so fahlen Abschiede aufzulösen. Wer ein fühlend Herz im Busen trägt, der wird, ehe er den letzten Schritt zur Auflösung einer gestörten Verbindung thut, noch einmal Alles sich vor die Seele zurückrufen, was sie ihm gebracht hat, Gutes oder Böses, er wird sich, wenn einmal geschieden werden soll, mit dem scheidenden Theile auseinandersetzen. Und müssen wir nicht unser Angesicht verhüllen, wenn wir an diese Auseinandersetzung gehen, muß uns das Wort nicht auf der Seele brennen: „Der mein Brot ist, tritt mich mit Füßen?“ Ja, wir haben den mit Füßen getreten, dem wir Alles, Alles verdanken, der noch unter unserem Geschlechte uns aus Aegyptenland geführet und aus dem Diensthause uns erlöst hat.

Man sage nicht, die Sache habe nicht so viel auf sich, das Jahr 1848 habe nur zum Abschlusse gebracht, was lange vorher vorbereitet war. Die Sache ist nur um so furchtbarer, weil dieser Abfall von Christo nicht eine momentane Verirrung, sondern das Produkt einer langen Entwicklung ist. Und dann hat der letzte Schritt auf der Bahn des Verderbens doch immer als solcher etwas besonders Grausenhaftes und führt eine besonders schwere Verschuldung mit sich. Wenn wir von Judas lesen: „Und nach dem Bissen fuhr der Satan in ihn,“ so bleibt unser Blick nur auf diesen einen verhängnisvollen Moment geheftet, und wir vergessen die ganze Reihe vorbereitender Gedanken und Thaten, durch welche er zu diesem Ziele geführt wurde.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 13. Januar.

N^o 4.

V o r w o r t.

(Schluß.)

Auch damit dürfen wir uns nicht beschwichtigen, daß der befeelende Geist des Staates doch immer ein christlicher bleiben werde. Er wird es nicht, wenn nicht anders der Geist der Buße durch unser Volk geht, und demzufolge jene gottlosen und antichristlichen Bestimmungen aufgehoben werden. Das unchristliche Princip, einmal anerkannt, wird nicht ruhen, bis es Alles durchdrungen hat: dafür werden diejenigen schon sorgen, die mit dem klarsten Bewußtseyn diesem Princip huldigen. Je consequenter aus der Geseßgebung und den Institutionen die christlichen und religiösen Elemente beseitigt werden und, was damit unmittelbar verbunden ist, die antichristlichen und irreligiösen an ihre Stelle treten, denn eine neutrale Stellung ist hier undenkbar, eine bloße Fiktion, eben so wie die Voraussetzungslosigkeit in der Wissenschaft: desto mehr werden sich, wie einst in den Zeiten des heidnischen Staates, die lebendigen Christen von dem Staatsleben zurückziehen, und in demselben Grade werden sich Juden und Atheisten, die sich hier in ihrem Elemente fühlen, ihm zuwenden. Zu dem Äußersten der Gottlosigkeit aber, zu einem dämonischen Grade derselben wird der Staat durch sein Verhältniß zur Kirche geführt werden, falls dieselbe nämlich ihre Schuldigkeit thut, und wir dürfen zu Gott hoffen, daß dies der Fall seyn wird. Die Kirche wird dem Staate, so lange er die Mißthe mit der Gottlosigkeit fortsetzt, stets ein ernstes und nachdrückliches: Es ist nicht recht, daß du sie habest, zurufen müssen, es ist eine ihrer wichtigsten Missionen, dem Staate diese seine schwere Versündigung vorzuhalten, ihre Glieder dahin zu bringen, daß sie dieselbe als solche erkennen. Unter solchen Umständen kann der Staat unmöglich unchristlich bleiben, er muß, wenn er nicht wieder christlich werden will, was nach Hebr. 6, 4 ff. wenn nicht unmöglich, doch sehr schwer ist, antichristlich werden. Er muß Christum auch in seiner Kirche verfolgen und einen Kampf auf Tod und Leben mit ihm beginnen. Wie bei den Individuen ein großer Unterschied ist zwischen einem solchen, der noch nicht zur Gnade gelangt, und einem solchen, der aus der Gnade gefallen ist, so bewährt sich auch bei den Staaten, welche Christum verworfen haben, nachdem sie ihn angenommen, seine Macht darin, daß sie sich nicht in der Stellung der Gleichgültigkeit behaupten können, daß sie zum offenbaren Haß fortgerissen werden, und also sich selbst den Untergang bereiten und zerschellen an dem Stein des Anstoßes und dem Felsen des Arrignes.

Die Geschichte Israels trägt durchweg weissagenden Cha-

rakter, so gewiß als Gott gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit ist. Wenn wir daher zu wissen verlangen, wie es uns in Zukunft ergehen wird, so brauchen wir nur zuzusehen, was dort unter analogen Verhältnissen erfolgte. Eine überraschende Ähnlichkeit mit unserer Sünde nun bietet die Israels dar, da sie während des Zuges durch die Wüste sprachen Einer zu dem Anderen: „Lasset uns einen Hauptmann aufwerfen und wieder in Aegypten ziehen,“ 4 Mos. 14, 4. Aegypten ist die Welt, von der wir durch die Gnade Christi ausgeführt waren, der Hauptmann ist der widerchristliche Zeitgeist. Der Unterschied ist nur der, daß unsere Sünde noch schwerer ist wie die der Kinder Israel, weil jene in der schweren Versuchung durch Hunger und Durst nicht Stand gehalten, wir aber muthwillig und mit den im Genuß der Gaben Christi gesündigt haben. Wie lautete aber das Urtheil, das über jene Versündigung erging? „Alle die Männer, die meine Herrlichkeit und meine Zeichen gesehen haben, die ich gethan habe in Aegypten und in der Wüste, und mich nun zehnmal versucht und meiner Stimme nicht gehorcht haben, derer soll keiner das Land sehen, das ich ihren Vätern geschworen habe, auch keiner soll es sehen, der mich verlästert hat. Ich, der Herr, hab's gesagt, das will ich auch thun aller dieser bösen Gemeinde, die sich wider mich empöret hat. In dieser Wüste sollen sie alle werden und daselbst sterben.“

Der Herr würde die Werkzeuge seiner Strafe von den Enden der Erde herbeirufen, wenn es noth thäte, Jes. 5, 26, aber hier bedarf es solcher Veranlassungen nicht. Die Strafe wohnt hier hart bei der Sünde, und der Herr darf dieser nur ihren freien Lauf lassen, so sind wir verloren.

Eine Revolution, sagt Dahlmann, ist unter allen Umständen ein großes Unglück. Wo sie aber nicht mit einem allgemeinen Abfall von Christo verbunden und aus ihm hervorgegangen ist, da kann es durch seine Gnade geschehen, daß der Abgrund sich wieder schließt. Wir sehen das an dem Beispiele Englands und Amerikas. Wo diese heilenden Mächte fehlen, und wo das Land unter dem Banne liegt, der immer des Abfalls Begleiter ist, da muß die Revolution die Revolution gebären, und eine dauernde Erlösung von blutiger Zwietracht, Auflösung und Zerrüttung kann nimmer wieder eintreten. Die Revolution ist da ein perennirendes Gewächs, das im Winter scheinbar erstickt, aber im Sommer wieder aufgrünt. Das Beispiel Frankreichs kann uns das lehren.

Für ein gottesfürchtiges und unter Gottes Segen stehendes Volk ist die constitutionelle Verfassung eine gute Regierungsform. Einem gottlosen und gottverlassenen muß sie verderblich werden. Die Leidenschaften der Abgeordneten, nicht gezügelt durch eine

heilige Nacht, müssen dort üppig wuchern. Die Erfahrungen, die wir bei der ersten Nationalversammlung gemacht haben, und die sich stets wiederholen werden, sollten uns hier die Augen öffnen. Die Versammlung war von Haus aus gewiß nicht besser und nicht schlechter wie die Majorität des Volkes, die sie erwählt hatte. Wie erklärt es sich nun, daß sie in Verirrungen geriethen, von denen die Majorität sich mit Abscheu wandte? Daraus, daß sie Versuchungen ausgesetzt waren, von denen jene frei blieb, Versuchungen, denen nur die heilige Leidenschaft der Gottesfurcht und der Liebe Christi gewachsen ist. Der Souverainitätschwindel, die Ausflüchte auf eine glänzende Laufbahn, die sich plötzlich eröffnen, die bisher in ihren beschränkten Verhältnissen gar keine Veranlassung gehabt hatten, sich ein hohes Ziel für ihren Ehrgeiz zu setzen, die satanischen Verführungskünste, denen die haltlose Schwäche ausgesetzt wird, allen diesen und noch anderen zerstörenden Mächten kann ein Haus kaum widerstehen, das auf den Sand gebaut ist. Die ungeheure Mehrzahl derer, die sich jetzt mit einem: ich danke dir Gott, vor den Abgeordneten kreuzt und segnet, würden es gerade so gemacht haben wie sie, wenn sie gleichen Versuchungen ausgesetzt wären. — Der Regierung droht im Kampfe gegen das Böse die Gefahr, daß sie sich selbst dem Bösen hingibt, um das Böse zu überwinden, und also gegründete Ursache zur Unzufriedenheit und Anlaß zu neuen Revolutionen darbietet. Größere oder feinere Corruption ist, wie das Beispiel Frankreichs zeigt, von einer constitutionellen Verfassung auf breiter Grundlage fast unabtrennbar. Und wenn die Regierung sich auch dieser Gefahr entzieht, so wird sie doch kaum einer anderen entgehen können. Eine Regierung, die beständig den Kampf für ihr Dasein zu kämpfen hat, wird gar leicht alle ihre Kraft darauf concentriren, darunter wird die Verwaltung leiden (würde wohl die Hungersnoth in Schlessien die Regierung so unvorbereitet überrascht haben, wenn sie nicht gerade mit dem vereinigten Landtage zusammengetroffen wäre?), die neuen Maßregeln werden den Charakter unfruchtbarer Concessionen tragen, und der Fortschritt in wirklich fruchtbaren Maßregeln, in praktischer Lösung der Probleme von der höchsten moralischen und socialen Wichtigkeit wird unterbleiben. So war es in Frankreich, und auch wir steuern wohl schon direct auf diese Klippe zu.

Die Schwurgerichte mögen vortrefflich seyn unter einem gottesfürchtigen Volke, dem als solchen der Sinn für Ordnung, Recht und Gerechtigkeit eingepflanzt ist, und das an dem geoffenbarten Gesetze ein Correctiv hat für das Gesetz, das auf den Tafeln des Herzens geschrieben und dort gar oft ganz unleserlich geworden und von fremder Schrift überwuchert ist. Unter einem gottlosen Volke ist nichts mehr geeignet als diese Einrichtung, Recht und Gerechtigkeit, die Grundpfeiler der öffentlichen Wohlfahrt, zu zerstören. So lange das Recht allein in den Händen des Richterstandes ist, übt die vergangene bessere Zeit noch lange eine heilsame Nachwirkung. Der Richter wird über sich selbst erhoben dadurch, daß er die in der ererbten Gesetzgebung vorliegenden Rechtsanschauungen in sich aufnimmt. Hier

dagegen gewinnt die in der Zeit herrschende moralische Leichtigkeit, ihre oberflächliche Ansicht von der Sünde, ihre dürftige Vorstellung von dem Wesen der Strafe, sofort praktische Bedeutung.

Und nun gar die unbedingte Freiheit der Presse, der Clubs und der Volksversammlungen, die dafür sorgt, daß dem Zunder nie der zündende Funke fehlt, die jedem Buben freien Spielraum eröffnet für seine Verführungskünste!

Wahrlich, Gott hat nicht nöthig, die Werkzeuge seiner Strafe aus der Ferne zu holen. Wir haben selbst die Ruthen gebunden, damit er uns zur Strafe für unseren Abfall züchtigen wird.

Täuschen wir uns nicht! Die Thatfache, daß der Staat sich von Gott und Christo und seiner Kirche losgerissen hat, liegt klar vor trotz des vorläufig gebliebenen und auch schon hart angefochtenen: von Gottes Gnaden, das wie eine öde Ruine traurig in das Thal der Gottlosigkeit hinabschaut, das uns wehmüthig entgegenruft: Wehe mir, daß ich ein Fremdling bin unter Mesech, ich muß wohnen unter den Hütten Kedar. Eben so klar ist, daß diese Lösung in einer Zeit erfolgt ist, in der der Staat mehr als in irgend einer anderen des innigsten Anschließens an den König aller Könige und den Herrn aller Herren bedurfte, in der er ohnedem völlig unvermögend ist, seine Aufgabe zu lösen, die wilden Triebe und die dämonischen Mächte zu bändigen, die sich in ihm regen, und also seinem sicheren Untergange entgegengeht.

Und nun, worauf soll ich hoffen, Herr? Meine Hoffnung stehe auf dich. Befehle du das Herz der Väter zu den Kindern und das Herz der Kinder zu ihren Vätern, daß du nicht kommest und das Erbreich mit dem Banne schlagest. Gott Zebaoth, tröste uns; laß leuchten dein Antlitz, so genesen wir. Du hast einen Weinstock aus Aegypten geholet, und hast vertrieben die Heiden und denselben gepflanzt. Du hast vor ihm die Bahn gemacht, und hast ihn lassen einwurzeln, daß er das Land erfüllt hat. Du hast sein Gewächs ausgebreitet bis an's Meer, und seine Zweige bis an's Wasser. Warum hast du denn seinen Zaun zerbrochen, daß ihn zerreiße Alles, das vorübergeht! Es haben ihn zerwühlt die wilden Säue, und die wilden Thiere haben ihn verderbet. Gott Zebaoth, wende dich doch, schaue vom Himmel und siehe an, und suche heim diesen Weinstock. Und halte ihn im Baue, den deine Rechte gepflanzt hat, und den du dir festiglich erwählt hast. Siehe drein und schilt, daß des Brennens und Reißens ein Ende werde. Herr Gott Zebaoth, tröste uns, laß dein Antlitz leuchten, so genesen wir.

Auch die kirchlichen Angelegenheiten mußten gar bald den zerstörenden Einfluß der Märzrevolution erfahren. An die Spitze der Kirchenleitung ward der Graf Schwerin gestellt, ein Mann, der zu seinem wichtigen Amte kaum eine andere Qualifikation hinzubachte, als den auf dem vereinigten Landtage und der General-Synode um geringen und doch zugleich enorm hohen Preis erworbenen Ruhm der Freimüthigkeit, und einige

dürftige Fragmente von theologischen und kirchlichen Vorstellungen, die er im verwandtschaftlichen Kreise sich angeeignet hatte. Auf allen seinen Wegen war Zertrümmerung und Gewaltthat. Keiner der anderen Minister hat so consequent destruktive Tendenzen verfolgt; während sie es wenigstens versuchten, dem weiteren Fortschreiten der Zerstörung einen Damm entgegenzusetzen, wurde hier mit aller Macht an der Zerstörung der letzten Dämme gearbeitet. Durch einen Erlass vom 11. April wurde den evangelischen und katholischen Dissidenten, die damals schon großentheils die Heuchelmaske abgeworfen und zu offener Gottlosigkeit fortgeschritten waren, die Mitbenutzung Evangelischer Kirchen gestattet, und also die Evangelische Kirche förmlich als ein Sammelplatz aller Gottlosigkeiten, ein Abzugskanal für alle unreinen Wasser proklamirt. Durch einen Erlass vom 19. April wurde das durch die Verordnung vom 28. Januar in's Leben gerufene evangelische Ober-Consistorium, das so eben seine Thätigkeit begonnen hatte und von allen kirchlich Gesinnten als ein erfreuliches Zeichen der herannahenden Erlösung von der Herrschaft des Territorialismus, als der nothwendige Schlussstein in der Reorganisation der Consistorialverfassung begrüßt worden war, aufgehoben. Ein Minister, der nunmehr einer Versammlung verantwortlich geworden war, die zum großen Theil aus Katholiken, Juden, Deutsch-Katholiken und Atheisten bestand, und von allen ihren Neigungen abhängig, wurde durch diesen Akt der Gewalt wieder unbedingt an die Spitze der Kirchenleitung gestellt. Er benutzte diese Gewalt zur Ernennung einer ganz willkürlich zusammengesetzten, unter seiner Leitung stehenden Commission, welche die erforderlichen Einleitungen zu einer neuen Verfassung treffen sollte. Daß die Kirche ihre gesetzlichen Organe hatte, wurde dabei in ächt revolutionärer Weise ganz ignoriert. Ohne auch nur das Recht vollständig zu achten, welches dieser Commission gewährt worden, wurde unter dem 26. April ein von einem einzelnen Mitgliede derselben verfaßter Entwurf zu einer Verordnung, die Berufung einer evangelischen Landes-Synode betreffend, publicirt, in dem tiefen Schweigen herrscht von der Seele der Kirche, ihrem Bekenntnisse, der alle in ihr unter göttlicher Sanction bestehenden Ordnungen mit Zerstörung bedroht, der auf einer ganz ungesunden Doktrin von den Merkmalen der Mitgliedschaft der Kirche beruht, und dessen letzte Tendenz dahin geht, das Leben dem Tode dienbar zu machen, und der ungläubigen Majorität zur Herrschaft zu verhelfen; Alles nicht zur größeren Ehre Gottes, sondern dem Zeitgeiste zu Gefallen, als dem Moloch, dessen ergebenster Priester dieser geistliche Minister war. „Es stellt sich uns“ — sagt Prof. Krabbe in der Schrift: die Evangelische Landeskirche Preußens, Berlin 1849, die wir der Aufmerksamkeit unserer Leser bestens empfehlen — „in dem Entwurfe des Wahlgesetzes für die Landes-Synode eine Richtung dar, welche die unreifen, durch revolutionäre Bewegung in dem Staatsleben eingetretenen Principien der Volksvertretung auf das kirchliche Gebiet überträgt, und nicht anseht, im Namen der constitutionellen Staatsregierung die Kirche mit einer völligen Zerfetzung und Knechtung zu bedrohen,

welche nicht ausbleiben würde, wenn die Masse der ungläubigen, auf Grundlage des projectirten Wahlgesetzes berufenen Mitglieder die Grundlagen der künftigen Kirchenverfassung feststellen sollten.“ In einem Erlass vom 24. April wurde den Consistorien dringend empfohlen, sich auch schon vor specieller Regulirung jener wichtigen Angelegenheit fortan in ihrer Verwaltung die von der Regierung seiner Majestät angenommenen Grundsätze der Religionsfreiheit und der freien Religionsübung zur Richtschnur dienen zu lassen. Die Religionslosigkeit und der Indifferentismus des Staates wurde in diesem Erlass, bei dem man seinen Augen kaum traut, wenn man ihn liest, ohne Weiteres auch der Kirche aufgedrungen, während die vernünftige Folge der im Staate proklamirten vollkommenen Religionsfreiheit und Gleichheit eine um so gewissenhaftere Aufrechterhaltung des Bekenntnisses innerhalb der Kirchen ist, da es jetzt allen denen, die sich mit ihrem Unglauben eindringen und aufdrängen wollen, an jedem Vorwande fehlt. Demselben verderblichen Grundsatz (wenn man von Grundsätzen reden darf, wo Alles nur Produkt der göttliche und menschliche Rechte nicht achtenden grundsatzlosen Nachgiebigkeit gegen die Forderungen des Zeitgeistes und feige Concession ist) wurde unmittelbar praktische Folge gegeben in der gewaltthätigen Aufhebung des resolutorischen Erkenntnisses des Königsberger Consistoriums gegen den Prediger Detroit, und in der Entkirchlichung des Consistoriums in Magdeburg, bei der man sich nicht damit begnügte, der rationalistischen Gesinnung eine Betretung zu schaffen, sondern so weit ging, die Treue gegen die Kirche, die mit der entschiedensten, sich Anerkennung erzwingenden anderweitigen Amtstüchtigkeit verbunden war, mit Absetzung zu bestrafen. Den in dem Schullehrerstande sich regenden antikirchlichen Gelüsten kam der Minister willig entgegen, und gab ihnen Veranlassung sich zu äußern und freien Spielraum zu ihren Wühlereien.

Glücklicher Weise wurde diesem kirchenfeindlichen Ministerium, das freilich, so niedrig war der Standpunkt, zum guten Theile nicht wußte, was es that, bald ein Ziel gesetzt. Auf das Ministerium Rodbertus, das ungeachtet seiner kurzen Dauer doch immer in der Geschichte der Preussischen Kirche merkwürdig bleiben wird als ein Zeichen, wohin es mit ihr gekommen, folgte Herr v. Ladenberg's interimistische Verwaltung, und nach einigen Monaten die definitive Übernahme des Ministeriums durch den bisherigen Ministerverweser, dem es zum beständigen Ruhme in der Geschichte unseres Vaterlandes gereichen wird, daß er den Muth und die aufopfernde Vaterlandsliebe hatte, bei drohendem Verderben des Staates mit vor den Riß zu treten. Ein erfreuliches Zeichen zurückgekehrter Besonnenheit war schon die Erklärung vom 13. Juli, daß das Verlangen nach Umgestaltung der Verfassung noch einige Zeit werde auf Befriedigung warten müssen. Von weit größerer Bedeutung aber war ein Erlass des Ministerverwesers, worin derselbe bekannt machte, er habe an Se. Majestät den doppelten Antrag gestellt: 1. die dem Minister zustehenden Attribute der inneren Kirchenverwaltung auf die evangelische Abtheilung des Ministeriums, und zwar zur Ver-

meidung der Collisionen, welche sich in der Person des Chefs ergeben könnten, unter dem Vorstize des Direktors derselben zu selbstständiger collegialischer Ausübung zu übertragen. 2. Es möge dieser Behörde ausdrücklich zur Pflicht gemacht werden, unverzüglich die Einleitung zu treffen, deren es bedarf, um der Kirche die freie Entschliebung über ihre Verfassung möglich zu machen. Die Allerhöchste Genehmigung könne erst erfolgen, nachdem durch Vereinbarung der Krone mit der Nationalversammlung über die Staatsverfassung auch die veränderte Stellung des Staates zu den Religionsgesellschaften gesetzlich geregelt sey. Indessen werde schon jetzt der Ministerverweser die Einrichtung treffen, daß in denjenigen Angelegenheiten der kirchlichen Verwaltung, in denen eine Verantwortlichkeit gegen die Volksvertretung nicht stattfindet, anstatt der ihm zustehenden alleinigen Entscheidung, nach Stimmenmehrheit der Abtheilung Beschluß gefaßt werde.

Die in dem ersteren Antrag in Aussicht gestellte Einrichtung ist nach einer in diesen Tagen erfolgten Bekanntmachung jetzt bereits vollständig ins Leben getreten. Wir können sie in der Hauptsache und abgesehen von dem bedenklichen Mangel an innerer Einheit, welchen das Personal der neuen Behörde darbietet, eine Zusammensetzung der heterogensten Elemente aus der Altenstein'schen, Eichhorn'schen und Schwerin'schen Verwaltung, der mit der inneren Einheit auch das entschiedene öffentliche Vertrauen abgeht, abgesehen ferner von dem mißlichen Umstande, daß dieselben Personen, welche mit der selbstständigen Kirchenleitung betraut werden, zugleich abhängige Räthe des Ministers sind, nur als eine sehr erfreuliche bezeichnen. Dem Principe nach wenigstens ist durch sie die Ehre der Kirche gerettet. Der schreiende und von den verschiedensten Seiten her als unerträglich erkannte Uebelstand, daß der einer religionslosen Versammlung verantwortliche Minister eines religionslosen Staates ihre oberste Leitung in Händen hatte, ist durch sie beseitigt. Das Ober-Consistorium ist der Sache nach hergestellt. Es ist die erste Anerkennung, die seit den Märztagen dem kirchlichen Princip wieder zu Theil geworden ist, freilich nur in einer seiner elementarsten Anforderungen und so, daß es ein tiefer Schmerz ist, sich darüber freuen zu müssen, und ein Zeichen von der unergründlichen Tiefe unseres Falles.

Dagegen bietet der zweite Antrag Anlaß zu ernstern Bedenken und Besorgnissen dar. Wir sehen daraus, daß der traurige Schwerin-Richter'sche Entwurf noch nicht vollständig aufgegeben ist. Der Gegensatz der rechtmäßigen Behörde der Kirche und der Kirche selbst, wie er hier hingestellt wird, ruht auf einer Anschauung, von der aus nothwendig Urwahlen postuliert werden müssen. „Die Kirche — sagt v. Bethmann Hollweg in dem trefflichen Aufsatze: ein neues Ober-Consistorium und die zu erwartende Landes-Synode, im December-Hefte der Rhein. Monatschrift — in ihren bestehenden Organen soll die Kirche selbst noch nicht seyn, dagegen will man aus Atomen ein Ding bauen, von dem es höchst zweifelhaft ist, ob es diesen Namen verdienen wird. Wem graut nicht vor diesen Verhandlungen in einer so componierten Versammlung, wem nicht vor ihrem Resultate?“

In diesen Besorgnissen werden wir bekräftigt durch eine in diesen Tagen ergangene Bekanntmachung. Danach soll ein neuer Verfassungsplan nur noch den Consistorien und den Fakultäten zur Begutachtung vorgelegt werden, um dann ungefümt ins Leben zu treten. Wenn es des Herrn Wille ist, so gehe dieser Kelch vor unserem Volke vorüber, doch sein Wille geschehe. Wird auf diesem Wege fortgeschritten, so ist die nothwendige Folge die, daß Christus auch von seiner Kirche ausgeschlossen wird, wie er vom Staate bereits ausgeschlossen ist. Die Urwahlen müssen auf kirchlichem Gebiete noch verderblicher wirken wie auf staatlichem. Auf dem letzteren ist es denkbar, daß eine momentane Begeisterung das Volk über sich selbst emporhebe, daß die Wahlen einmal besser ausfallen, wie man nach dem sittlichen Zustande und der Einsicht des Volkes zu erwarten berechtigt war. Da kommt auch die Angst vor Gefährdung der Personen und des Besitzes den sittlichen Faktoren zur Hülfe. Dagegen auf kirchlichem Gebiete ist solche freudige Ueberraschung nicht denkbar. Da stimmt Jeder genau nach seinem Herzen, an das die kirchlichen Fragen unmittelbar herangreifen, dessen innersten Grund sie berühren. Besserungen des Entwurfes im Einzelnen können das Unglück nicht hindern, nicht einmal mindern, daher Alle, welche dem Herrn aufrichtig dienen, nachdrücklich zu warnen sind, daß sie sich daran nicht betheiligen. Das Elend liegt in dem Vorhandenseyn einer überwiegenden ungläubigen oder halbgläubigen Majorität in der Kirche. Läßt man diese einmal zu Worte kommen und spricht ihr die Entscheidung zu, so werden alle die kleinen Dämmchen von Bedingungen der Wahlfähigkeit und Wählbarkeit, die man etwa stellen kann, und würde auch in unzweideutigen Ausdrücken kirchliche Gesinnung, Theilnahme an Gottesdienst und Abendmahl verlangt, ebenso von Versuchen, das Bekenntniß der Cognition der Synode zu entziehen, gar nichts helfen: die wilden Wasser werden ihrer nur spotten. Die Sache wird dadurch im Gegentheil nur verschlimmert: das Schandbare wird in ein ehrbares Gewand gehüllt, zu dem Unglauben die Heuchelei gefügt, und dadurch mancher Gutmeinende aber Kurzsichtige getäuscht.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Kirche nach allen Seiten auseinanderstieben wird, sobald man auf diese Weise die Revolution in ihr Gebiet einführt, mit um so schwererer Verantwortung, je weniger die Umstände hier dazu drängen: denn es ist nicht wahr, daß diese Umgestaltung von der Stimme des Volkes verlangt werde; eine Zeit lang schien es so, aber dieser Schein ist geschwunden, seit die politischen Gelüste, die sich auf das kirchliche Gebiet nur verirrt hatten, auf ihrem eignen Gebiete Befriedigung gefunden. Die an dem Bekenntnisse der Kirche festhalten, würden sich an diesem Babylonischen Thurmbau nicht betheiligen, sie würden einmüthig seyn in dem Entschlusse, aus diesem Babel auszuziehen. Es wird ihnen jetzt schon schwer genug auszudauern, aber das Gewissen hält sie, sie bedenken, daß sie nicht selbst diese Kirche erwählt haben, sondern in sie hineingeboren sind, und daß die Treue, welche in den Verhältnissen, in die Gott sie gesetzt hat, ausharrt, so lange es immer geht, eine edle Christentugend ist, bedenken, daß sie nicht allein angewiesen sind, auf dasjenige

zu sehen, was ihnen selbst angenehm, heilsam und förderlich ist, sondern daß sie einer Kirche angehören, deren göttlicher Stifter ihnen das: „gehet hin und lehret alle Völker“ zugerufen hat, daß sie also, wenn sie zu einer gläubigen Gemeinschaft zusammenträten, doch sofort wieder ausgehen müßten, die verlorenen Schafe Israels zu suchen und zwar unter weit ungünstigeren Verhältnissen, daß sie heilig verpflichtet sind, die Grundlagen einer gesegneten Wirksamkeit zu behaupten, welche der Herr selbst ihnen bereitet hat. Will ihnen der Kummer über die tiefe Entartung der Kirche, über die weite Kluft, welche zwischen der Idee und der Wirklichkeit befestigt ist, das Herz abdrücken, so richten sie sich auf an den Worten des Herrn: „Das Himmelreich ist gleich einem Netze, das in's Meer geworfen ist, damit man allerlei Gattung fängt. Wenn es aber voll ist, so ziehen sie es heraus an's Ufer, sitzen und lesen die Guten in ein Gefäß zusammen; aber die Faulen werfen sie weg. Also wird es auch am Ende der Welt gehen. Die Engel werden ausgehen, und die Bösen von den Gerechten scheiden.“ Das Zusammenseyn mit den fremdartigen Elementen erhält sie in fortwährender Spannung (wie unter Israel die Zeit des heftigsten Kampfes der Gegensätze die der Blüthe des Prophetenthums war), belebt ihren Eifer, ihre eigene Seligkeit mit Furcht und Zittern zu schaffen, schürt das Feuer ihrer Liebe zu den irrenden Brüdern, das nach Aufrichtung einer äußeren Scheidewand viel schwerer in heller Gluth zu erhalten ist, legt es ihnen nahe, die Schuld des Volkes als eine gemeinsame zu betrachten, und übt sie also fortwährend in der Demuth. Wenn aber der Zeitgeist erst förmlich sich auf den Thron Christi gesetzt hat, dann würde das Gewissen eben so entschieden das Gehen fordern wie jetzt das Bleiben. Wo der Herr nicht mehr ist mit seinen Verheißungen und seinem Segen, da dürfen auch seine Diener nicht ferner gefunden werden.

Aufrechthaltung des Bestehenden, so dürftig es auch seyn mag, das muß jetzt das Lösungswort aller wahren Christen seyn, und wehe denen, die sich verleiten lassen sollten, an den Plänen einer neuen Kirchenfabrikation Theil zu nehmen. Wo das Haus des Herrn anders als aus geistlichen Steinen erbaut werden soll und also, daß Jesus Christus der Eckstein ist, da sprechen die Christen einmüthig: „Es ziemet sich nicht uns und euch das Haus unseres Gottes zu bauen.“

Das Amt der evangelischen Landesfürsten in der Kirche ist durch die Veränderungen auf dem Gebiete des Staates nicht zur Unmöglichkeit und nicht, wie allerdings die Betrauung eines der Volksrepräsentation verantwortlichen Ministers mit der Kirchenleitung, zur Absurdität geworden. Bei Allem, was sie an Macht eingebüßt haben, bleiben sie noch immer unlösbar „die vorzüglichsten Glieder der Kirche,“ und werden es bleiben, wenn Gott sie uns überhaupt erhält: denn ihre Ohnmacht würde zugleich ihre Vernichtung seyn. Die Trennung von Staat und Kirche läßt es uns so wünschenswerther erscheinen, daß sie in der letzteren ihre Stellung behaupten. Die Personalunion ist jetzt um so wichtiger, weil sie das einzige noch gebliebene Band zwischen Staat

und Kirche ist, die einzige Bürgschaft dafür, daß sie sich nicht in feindlichen Gegensätze einander aufreiben. Daß die Fürsten sich durch die Zustimmung zu der Trennung von Staat und Kirche ihrer Stellung unwürdig gemacht haben, würde nur dann behauptet werden können, wenn diese Zustimmung nicht eine abgebrungene wäre, obgleich freilich das sehr zu beklagen ist, daß sie nicht, nach 5 Mos. 21, 6., durch einen feierlichen Akt sich von der innerlichen Theilnahme an dieser Unthat losgesagt und vor Gott und Menschen wenigstens ein gutes Bekenntniß bekannt haben. Die Verlegenheiten, die möglicherweise auf staatlichem Gebiete aus der Fortführung des Amtes in der Kirche entstehen könnten, geben den Fürsten keine Berechtigung die Kirche aufzuopfern, die sie treuen Händen nicht übergeben können, die sie in die Hände ihrer Feinde überantworten müßten. Solche Opfer gefallen Gott nicht wohl, und auf Seine Kosten sich aus der Verlegenheit zu ziehen, hat noch nie Segen gebracht. „Fürchtet euch nicht und laßt euch nicht grauen — das gilt auch hier —, sondern heiligt den Herrn Zebaoth. Den laßt eure Furcht und Schrecken seyn.“ Die Menschenfurcht hat schon genug Siege über die Gottesfurcht davongetragen. Fürchten wir die Gränze zu überschreiten, wo die Langmuth ein Ende hat! Aber „ach der Glaube fehlt auf Erden,“ und eine mögliche geringe Gefahr von Menschen wird höher geachtet als eine große und sichere von Gott.

Freilich dürfen wir uns nicht darüber täuschen, daß die gegenwärtige Verfassung der Kirche ein trauriger Nothbehelf ist, und müssen uns aller Versuche enthalten, unser Elend zu vergolden. Hat das Kirchenregiment schon früher gar unsichere Tritte gethan, so droht jetzt noch mehr die Gefahr, daß es strauchele wie ein Lahmer. Die Besorgniß vor politischen Verlegenheiten kann leicht verleiten, daß die edelsten Interessen der Kirche aufgeopfert werden, daß bei Besetzung der Ämter in der kirchlichen Verwaltung vorzugsweise solche in's Auge gefaßt werden, die nicht kalt und nicht warm sind, daß man Alles gehen läßt wie es geht, und überall das beliebte Ja und Nein im Munde führt. Indessen das eigentliche Übel liegt doch nicht in der jetzigen Form des Kirchenregimentes, es liegt tiefer, liegt in dem Vorhandenseyn einer großen nicht von dem Princip der Kirche innerlich durchdrungenen Majorität, und dieser Quell würde noch weit ungesünder strömen, wenn das jetzige Kirchenregiment beseitigt wäre, von dem 2 Thess. 2, 7 gilt. So lange dieses besteht, wird es nie zu einer radikalen Beseitigung der gesunden Lehre kommen, mit der dasselbe geschichtlich innig verflochten ist, nie zu einer organisirten und dauernden Verfolgung und Ausschließung der treuen Zeugen.

Wir müssen aber dringend wünschen, daß von Allen, die mit uns auf dem Boden des kirchlichen Bekenntnisses stehen, die Thatsache des Vorhandenseyns jener Majorität recht scharf in's Auge gefaßt werde. Dann werden sie in ihren Anforderungen an die kirchlichen Behörden mäßig seyn, sich freuen, wenn sie sich hier und da zu Glaubensthaten ermannen, im Ganzen zufrieden seyn, wenn sie nur der Wirksamkeit der einzelnen treuen Diener und

Glieder der Kirche in ihren besonderen Kreisen keine Hindernisse in den Weg legen, zum Zielpunkte ihres Strebens eben diese Wirksamkeit machen, die in der Evangelischen Kirche auch in ihren besten Zeiten stets die Hauptsache gewesen, und nicht darauf ausgehen, die Kirche im Ganzen zu bauen und die Behörden zu Maßregeln zu drängen, die über die gegenwärtigen wirklichen Zustände der Kirche hinausgehen. Solche Bestrebungen, von denen freilich das entschiedene Auftreten gegen alle Versuche, das Werk der Zerstörung weiterzuführen, wohl unterschieden werden muß, werden in der Regel grade das Gegentheil von dem bewirken, was beabsichtigt worden. Es liegt dies in der Natur der Sache, und die Erfahrung zeigt es. Der Versuch von etwa 80 Pommerschen Geistlichen, die Union zu sprengen, hat nur dazu gedient, bei einigen hundert andern Geistlichen den Unionseifer anzufachen, und also die Sache schlimmer zu machen, da die unreifen Gemeinden in eine voreilige Entscheidung hineingerissen werden. Das Dringen der Schlesischen Conferenz auf sofortige Realisirung der auf der Wittenberger Versammlung lebhaft in Anregung gebrachten Idee der Conföderation, die wir für eine durchaus richtige und heilsame halten, mit der aber praktisch wenig anzufangen ist, so lange die Hauptfrage, die nach dem Bekenntnisse der unirten Kirche nicht erledigt worden, hat zur praktischen Folge nur das gehabt, daß das Breslauer Consistorium als Vertreter der reformirten und der unirten Abtheilung einige Rationalisten zu Mitgliedern erhalten hat. Solcher Siege müssen wir uns schämen, und andere werden auf diesem Terrain kaum zu erlangen seyn. Auch das in der Provinz Posen besonders hervorgetretene Streben, die einzelnen Gemeinden dahin zu vermögen, daß sie sich aufs neue auf das Bekenntniß der Kirche verpflichten, erfordert große Besonnenheit, und daß man bei Berechnung der Folgen nicht bloß das allernächste Gebiet in's Auge fasse. Viel ist jedenfalls davon nicht zu erwarten. Das Resultat gleicht dem Kürbiß des Jonas, „welcher in einer Nacht ward und in einer Nacht verdarb.“ Die lebendige Predigt des Glaubens, der hingebende Eifer in der Seelsorge hat ganz andere Verheißungen als solche Palliativmittel. Jedenfalls aber ist es bedenklich, wenn ein Lutherisches Comité Ausschreiben erläßt, in denen das Vorhandenseyn einer kirchlichen Behörde ganz ignoriert, und wie durch das Anordnen von besonderen Gottesdiensten und von Liturgien in das Gebiet derselben eingegriffen wird. Jeder hat das bei sich auszumachen, ob er nach seinem Gewissen der bestehenden Kirche, ungeachtet ihres tiefen Verfalles, dienen kann und muß oder nicht. Fällt die Entscheidung bejahend aus, so muß er sich auch um des Gewissens willen ihren Ordnungen fügen. Aber leider sind manche unter uns durch die Einflüsse der Lutherischen Separation in eine große Unklarheit hineingerissen worden, bilden sich ein in einer Königsburg zu seyn, während sie in einem Stiechhause sind, stecken sich ein Ziel, was innerhalb der bestehenden Kirche jetzt einmal nicht zu erreichen ist, meinen Beides miteinander erreichen zu können, was die bestehende und was die abgetrennte kirchliche Gemeinschaft darbietet. Sie werden ihre Kraft vergeuden und durch Schaden klug werden.

Unsere wahre Aufgabe ist eine ganz andere, die Arbeit an

der Beseitigung der Thatsache einer unkirchlichen Majorität, bei deren Vorhandenseyn eine Bekenntniskirche herzustellen zu wollen eine ebenso niedrige Handwerksarbeit, eine bloße Kirchenfabrikation ist, wie das Bestreben unserer kirchlichen Demokraten, eine Verfassung zu organisiren. Wir sollen arbeiten an den einzelnen Seelen, an den einzelnen Gemeinden, in den einzelnen anderen Kreisen, in die Gott uns gesetzt hat. Das ist schwerer, aber es bringt auch ganz anderen Lohn. Da wird einem Jeden nach dem er geglaubt hat. Außer den allgemeinen Aufgaben christlicher Thätigkeit sind uns hier durch die Zeit noch ganz besondere gestellt.

Mit Recht verlangt Dr. Ullmann in dem Vorworte zu dem Jahrg. 49 der Studien und der Kritiken, der Geistliche solle nicht unmittelbar in die Politik eingehen und sich selbst zum praktischen Politiker machen. Aber es kommt darauf an, dies richtig zu verstehen. Es gibt politische Fragen, und von der Art sind die jetzt unter uns schwebenden, welche so unbedingt in dem sittlichen und religiösen Gebiete wurzeln, daß die Kirche sich selbst tödtlich verlegen würde, wenn sie sich hier für neutral erklären würde. Die Frage nach dem Ursprunge der obrigkeitlichen Gewalt, um die sich jetzt Alles bewegt, wird in der heiligen Schrift so deutlich, so nachdrücklich, so wiederholt beantwortet, wie die nach irgend einem Mysterium des christlichen Glaubens. Und da grade auf diesem Punkte sich der Irrthum der Zeit concentrirt, so ist auch die Kirche verpflichtet grade nach ihm hin ganz besonders ihre Waffen zu wenden. Der Satan spottet derer nur, welche meinen, daß es jetzt an der Zeit sey, die Unterscheidungslehren der Reformirten und der Lutherischen Kirche in den Vordergrund zu stellen, er weiß gar wohl, daß diese mitfallen müssen, wenn er bei diesem ABC der gesunden Lehre nur seinen Zweck erreicht, weiß auch, daß wenn er hier unterliegt, zu seiner Zeit auch die feineren Wahrheiten sich wieder geltend machen werden. Der Herr wird denen einst sein: weicht von mir, ihr Heuchler, zurufen, die ihre Feigheit oder ihr eigenes revolutionäres Geklüfte hinter dem Vergeben verdecken, der Geistliche dürfe kein politischer Parteimann und Parteigänger seyn. Das darf er allerdings nicht, aber dagegen gibt es ein ganz anderes legitimes Präservativ. Der Geistliche darf auch hier nur als Diener Gottes auftreten und keine andere Leidenschaft in seiner Seele aufkommen lassen, als den Eifer für Seine Ehre und das Heil der ihm anvertrauten Seelen. „In der Welt der Welt entfliehen“ das ist hier wie überall die Aufgabe. Sich heiliger Pflichten zu entledigen, aus Furcht sich in ihrer Ausübung zu versündigen, das ist noch viel verwerflicher, als wenn man in ihrer Ausübung wirklich zuweilen von einem Fehler überrascht wird. Eine Zeit wie die unsere bedarf allerdings der „Männer Gottes,“ aber die diesen Namen mit Recht in der früheren Zeit erhalten haben, waren auch keine gemalten Heiligen, es waren solche, die in der Kraft Gottes mitten unter das abtrünnige Volk traten. Namentlich in den Zeiten großer Krisen fühlten sie sich getrieben, ihre Einsamkeit mit Gott verlassend, die Schätze freigebig auszutheilen, die sie dort gesammelt hatten. Die Evangelische Kirche, in der zuerst der schriftmäßige Begriff von der Obrigkeit in ein helles Licht gestellt wurde, darf sich hier nicht von der Katholischen beschämen lassen, deren

Bischöfe in ihrem von Würzburg erlassenen Hirtenbriefe erklären, sie halten sich verbunden, mit dem Ansehen der Religion das Ansehen der von Gott gesetzten Gewalten zu unterstützen, und entschieden jener von Frankreich gekommenen Verlehrs entgegenzutreten, als sey, weil allerdings die Kirche unter jeder Staatsverfassung bestehen kann, es dem Katholiken nun auch erlaubt, in jedem Lande jede Verfassung anzustreben, als verpflichte ihn das christliche Sittengesetz nicht zur Treue gegen seine rechtmäßige Obrigkeit. Vergleichen wir mit diesem Erlaß und dem des edlen Fürstbischofs von Breslau den Erfolg, welchen in Wittenberg der Antrag hatte, daß die Versammlung eine gemeinsame Erklärung gegen die Revolution erlassen möge — es war dies offenbar die dunkle Parthie in den Verhandlungen —, ebenso den Erfolg eines gleichen Antrages an die Berliner Geistlichkeit, so ist der Abstand ein gar trauriger. Doch stehen, Gott sey Dank, diesen traurigen Erfahrungen andere erfreuliche gegenüber. Der kirchlich gesinnte Theil der Evangelischen Geistlichkeit hat einen sehr bedeutenden Antheil an der Reaktion des Rechtes gegen das Unrecht, welche in den letzten Monaten des vergangenen Jahres in den Gemüthern unseres Volkes begonnen hat. Mögen diese ohne Furcht und in der festen Zuversicht, daß sie des Herrn Werk treiben, grade dasjenige Werk, was in unserer Zeit seinen besonderen Segen und Lohn hat, in ihrer Wirksamkeit fortfahren! Mögen sie namentlich bei den bevorstehenden Wahlen ihre Treue gegen den himmlischen König durch die Treue gegen den irdischen bewähren!

Eine andere Aufforderung zu angelegentlicher Thätigkeit liegt in der versuchten Scheidung desjenigen, was Gott verbunden hat. Der Trennung der Kirche vom Staate kann zunächst nicht mit äußerlichem Erfolge entgegengearbeitet werden. Hier gilt es nur, die Gemüther dadurch zur Buße zu erwecken, daß ihnen dasjenige, was geschehen ist, vollkommen zum Bewußtseyn gebracht wird. Besonders wird dazu die Entchristlichung der Ehe Anlaß geben, wodurch das Geschehene zunächst den Gemeinden nahe tritt. Anders ist es mit der Völkertrennung der Schule von der Kirche. Hier ist die Gesetzgebung entschieden über dasjenige hinausgegangen, was durch die Umstände geboten wurde. Sie hat nur die Stimmung des Lehrerstandes in's Auge gefaßt, und die Stimmung der großen Majorität des Volkes nicht erforscht. Diese ist so gottlos nicht, daß sie die Trennung der Schule von der Kirche verlangte oder auch nur, wenn sie gehörig orientirt wird, sich gefallen ließe. Thut aber unsere Kirche nur ihre Pflicht, was ihr sehr dadurch erleichtert wird, daß sie hier mit der Katholischen Hand in Hand gehen kann, die durch ihre geschlossene Einheit hier bedeutende Vortheile besitzt, so kann die Übereilung der Gesetzgebung hier sogar heilsame Folgen haben: sie kann dazu beitragen, daß die Leitung der Schule durch die Kirche neu besetzt werde. Art. 12. der Preussischen Verfassung lautet: „Die Evangelische Kirche und die Römisch-Katholische Kirche, so wie jede andere Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbstständig, und bleibt im Besitze und Genuße der für ihre Kultus- und Unterrichts- und Wohlfährigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonds.“

Welchen Anspruch aber die Kirche an den bestehenden Schulfonds hat, das möge uns ein Mann vom Fache, Dr. Harnisch, sagen, dessen Schrift: die künftige Stellung der Schule, Erfurt 1848, wir neben der bereits früher genannten von Thilo, dringend als eine solche unseren Lesern empfehlen, die am meisten für diejenigen geeignet ist, die sich in der wichtigen Frage orientiren wollen: „Mit Ausnahme mancher neueren städtischen Volksschule, so wie einiger neueren Gymnasien und der höheren Bürger Schulen, ist bekanntlich in der ganzen Christenheit die Kirche die Schulschöpferin gewesen, und haben Staat und Gemeinden sich nur mit ihren Schulschöpfungen an die der Kirche angeschlossen. Die Kirche behält von der Volksschule zunächst, was ihr gehört. Sie, als die ursprüngliche Schöpferin der Volksschulen, die sie als Lese-, Bet- und Singschulen für ihre Zwecke einrichtete, und die sie durch den zweiten Kirchendiener, den Küster, Cantor und Organisten verwalten ließ, behält diesen ihren Küster, Cantor und Organisten, wenn er nicht lieber ein weltlicher Schullehrer werden will, was, wie ich hoffe, alle ehrlichen Emancipationsfreunde unter den Schullehrern vorziehen werden. Behält die einzelne Kirche ihren Küster, so ist auch kein Umzug nöthig; die Schulhäuser sind ursprünglich Küsterhäuser. Zu leben hat der Küster und Kirchschullehrer auch, denn mit Ausnahme des Schulgelbes und einiger anderen etwa späterhin ausdrücklich für die Schullehrer bewilligten Einnahmen, z. B. Holzgeld und Separationsäcker, wovon auch die Kirche die Hälfte zu fordern hat, gehören alle Einnahmen dem Küster.“ Macht die Kirche nur mit Ernst und Nachdruck diese ihre Ansprüche geltend, so wird der Staat gewiß gern bereit seyn, ehe er die zur Fundirung neuer Schulen erforderlichen ungeheuren Geldmittel aufwendet, ein billiges Abkommen zu treffen. Er wird anerkennen, daß die bestehenden Schulen einen gemischten Charakter tragen, einen staatlichen und einen kirchlichen, und daß sie in der letzteren Beziehung der unbedingten und sich nicht bloß auf den Religionsunterricht beschränkenden Aufsicht der Ortsgeistlichen und ihrer Vorgesetzten unterliegen, die Kirche auch bei der Ausbildung der Lehrer und ihrer Prüfung und Anstellung eine gewichtige Stimme hat. In der Katholischen Kirche besitzt das Kirchenregiment allein die hinreichende Energie, um diese Ansprüche zu wahren und durchzukämpfen. Bei uns werden die durch die Geistlichen zu belehrenden Gemeinden einen Stützpunkt für das Kirchenregiment abgeben müssen. Hier ist aber Gefahr im Verzuge, und es gilt hier zu wirken, so lange es noch Tag ist.

Thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe, damit begann der Täufer seine Wirksamkeit, das war auch der Anfang der Predigt des Herrn selbst und seiner Jünger. Das Himmelreich war damals nicht bloß nahe in den Thaten der Gnade, wodurch der Herr seine Kirche gründete, es war eben so auch nahe in den Thaten der Gerechtigkeit, wodurch er den Abfall seines Volkes strafte, in seiner Erscheinung zum Gerichte über das empörenderische Jerusalem. Thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe, damit sollen wir auch jetzt, die Zeichen der Zeit erkennend, zunächst und vor Allem unsere eigenen Herzen durchdringen, und

dann es mit aller Kraft, die der Herr uns gibt, hineinrufen in unser mit schnellem Schritte dem Abgrunde zueilendes Volk. Daneben wollen wir beim Beginn des neuen Jahres ein anderes Wort fest in unser Herz schließen, gegen das alle Stürme der Zeiten, aller Jammer einer zusammenbrechenden Welt, alle Leiden in Christo ohnmächtig seyn werden: „Siehe, Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“

Auch aus der Provinz Sachsen.

(Erwiderung auf den Artikel in diesem Blatte Nr. 101., Beilage, 1848.)

Damit die Leser dieses Blattes nicht in die Versuchung kommen, das Verhalten des Consistoriums der Provinz Sachsen in Ansehung der Union und der dieselbe bekämpfenden Geistlichen nach dem zu beurtheilen, was dort von einem höchst einseitigen Standpunkte geschrieben steht, erfolge hier eine Berichtigung von Seiten eines genau Unterrichteten, der allerdings kein Lutheraner ist, sondern ein Freund der Union, aber auch jeder Gerechtigkeit, und ein aufrichtiger Beförderer eines vollen evangelischen Bekenntnisses.

1. Die Union ist in der Provinz Sachsen in der großen Mehrheit ihrer Gemeinden eingeführt und anerkannt. Es fehlt ihr Manches zu ihrer Vollendung, allein ein guter, redlicher Anfang derselben besteht rechtmäßig, und ist durch eine zwanzig- bis dreißigjährige Praxis auch einem großen Theile der Geistlichen und Gemeinden werth geworden. Namentlich besteht die Feier des heiligen Abendmahls unter Gebrauch der Einsetzungsworte bei der Distribution in den meisten Gemeinden im Segen. Das Kirchenregiment selbst ist ein unirtes.

2. Wenn Gemeinden, unter deren ausdrücklicher oder stillschweigender Einwilligung jener Ritus eingeführt worden, durch Einfluß solcher Geistlichen, die jenen als verwerflich erachten, dahin gebracht werden, den bekannten alt-lutherischen Ritus zurückzuwünschen, und insofern von dem wichtigsten Punkte der Union, nämlich der thatächlichen Einigung (nicht aller Welt, sondern der Glieder der beiden bisher getrennten evangelischen Kirchenparteien) in der Feier des heiligen Abendmahls zurücktreten wollen: so erklärt das Consistorium, dies zu gestatten, sofern es nicht ein einseitiger Wunsch der Geistlichen, sondern ein wirkliches, ordnungsmäßig vorgebrachtes Verlangen der Geistlichen und der Gemeinden ist. Dagegen hält es für seine Pflicht, dem einseitigen Rückverändern des Ritus durch die Geistlichen entgegenzutreten, da in diesem Falle die Gemeinden mindestens eben so willenslos, als behauptet wird, daß sie vor dreißig Jahren der Union gefolgt seyen, den Geistlichen sich fügen mußten. Schon die geringste Anschauung von dem, was nöthig ist zur Abwehr eines unevangelischen klerikalischen Übergewichts lehrt, daß jenes nöthig sey, daß dagegen ein Preisgeben der Union von Seiten der Behörden, die die bestehenden kirchlichen Ordnungen wahren sollen, bis sie selbst durch andere Behörden ersetzt sind, sehr pflicht-

widrig wäre. Es ist also eine stark entstellte Auffassung dieses Verfahrens des Consistoriums, wenn in dem oben bezeichneten Artikel gefragt wird, „ob jenes demokratische Princip auch Lutherisch sey.“ Wir antworten: Lutherisch im anti-unionistischen Sinne freilich nicht, aber demokratisch in dem hier ohne Zweifel angedeuteten Sinne, in welchem Herrschaft der Massen, ohne kirchliche Ordnung und Herkommen, darunter verstanden werden soll, auch im mindesten nicht.

3. Das Minimum der Union, ohne welches nichts Anderes denkbar ist, als ein ausschließliches Lutherthum, ist die Zulassung der Glieder der unirten und reformirten Gemeinden zur Communion in den der Union auch nur im weitesten Sinne angegeschlossenen Gemeinden. Auch diese Zulassung als eine kirchlich feststehende Ordnung wird jetzt von mehreren Geistlichen verweigert, obwohl dieses, sofern es nicht zugleich auf sittliche Anstöße Rücksicht nimmt, weit über das hinausgeht, was vor aller Union, ja vor dem eigentlichen Indifferentismus, in Lutherischen Kirchen geübt wurde. Es erscheint daher vollständig als das Richtige, daß das Consistorium der Provinz Sachsen jene Zulassung als das Minimum der aufrechtzuhaltenden Union bezeichnet hat, und eben damit die unirten Gemeinden von denen, welche die Union schlechthin verwerfen, unterscheidet.

4. Das Consistorium hat neuerlich den bestimmt erklärten Austritt eines Pastors aus der Unirten Kirche ohne weiteren Versuch, ihn von seinem Schritte zurückzubringen, unter kurzer Darlegung der oben angegebenen Grundsätze, angenommen, nicht nur weil dieser Schritt als gethan erklärt wurde, sondern weil dieser Geistliche auch als Schriftsteller die Union mehrfach als etwas Unchristliches und Verwerfliches bezeichnet hat. — Ob das Consistorium als Ganzes und in einzelnen seiner Glieder nicht bereit gewesen sey zu dem, was jener Artikel „geistlichen Sübneverfuch“ nennt, ob es nicht bemüht gewesen, die Union den an ihr irre gewordenen in dem weitesten und mildesten Sinne, wie in schriftmäßigem und evangelischem, darzustellen; ob es also den Vorwurf verdiene, den ihm der Artikel macht, oder nicht: davon mag unter Anderen einer von denjenigen Geistlichen zeugen, die auch nur das Versprechen der Zulassung anderer als ausschließlich Lutherischer Personen zur Communion in ihrer Gemeinde nicht geben wollen.

So viel als Antwort auf jenen Artikel. Ein helleres Licht über das, was in der Union rechtmäßig und gut und gottselig ist, und was in ihr unvollkommen oder gebrechlich, so wie über Verhalten der Behörden, der Gemeinden und der Einzelnen in dieser Sache, auch über den Unterschied einer aus den Wurzeln der Lutherischen Reformation sich neu belebenden Evangelischen Kirche von der sogenannten „Wiederherstellung der Lutherischen Kirche“ wird hoffentlich die Zeit bringen, Gericht und Gnade des Herrn durch die Zeit, und dann wird manches Wort des erklusiven Confessionsgeistes bereut werden.

26. December 1848.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 17. Januar.

N^o 5.

Die Unirte Kirche und die Lutherischen. *)

Fast überall, wo man versucht hat, die Lutherische und die Reformirte Kirche in Eins zusammenzuschmelzen, vornehmlich in

*) Nach ihrem Grundsatz, Allem freien Raum zu gewähren, was sich auf dem Boden der reformatorischen Bekenntnisse hält, glaubte die Redaktion auch diesem Aufsatze die Aufnahme nicht versagen zu dürfen, obgleich sie mit dem Inhalte desselben in wichtigen Punkten nicht übereinstimmt und der Überzeugung ist, daß der Herr der Kirche dieselbe jetzt zu anderen Kämpfen berufen hat, als den hier von neuem angeregten. Eine Bemerkung aber glauben wir hier aussprechen zu müssen, die sich uns auch bei gar manchen anderen neueren Erscheinungen aufgedrängt hat. Wie kommt es, daß man gerade die Evangelische Kirche in Preußen und nur sie allein mit dem idealsten Maßstabe mißt, und die Abnormitäten, welche anderwärts der Zustand der Lutherischen Kirche darbietet, gar nicht zu bemerken scheint? Führen wir einerlei Maß und Gewicht, so wird uns kaum verborgen bleiben können, daß die Gründe, welche zum Auscheiden aus der kirchlichen Gemeinschaft auffordern, anderwärts so gut wie überall noch dringender sind wie in Preußen. Oder reicht es etwa hin, daß das Lutherische Bekenntniß formell nicht abgeschafft ist, und ist es für nichts zu achten, wenn seit mehr wie einem halben Jahrhundert die Kirche sich nicht mehr zu ihrem Bekenntnisse bekannt hat, die kirchlichen Behörden ohne Unterbrechung auf dem Standpunkte des Indifferentismus und des Unglaubens gestanden haben? Wo ließen sich so viele, wenn auch mit Schwachheit befasste Bekenntnißakte, so viel Eifer der Behörden nachweisen, die Kirche wieder auf dem Grunde ihres Bekenntnisses aufzubauen, als in Preußen? Ist das, was die evangelischen Bekenntnisse von einander scheidet, bisher mehr außer Acht gelassen worden, so erklärt sich dies daraus, daß man beim Bauen eben bei den Fundamenten anfängt. An das Andere wird, wenn anders der bestehenden Kirche überhaupt noch eine Zukunft bestimmt ist, auch schon zu seiner Zeit die Reihe kommen. Es gilt hier zu tragen und zu hoffen. Wer dazu nicht entschlossen ist, der wird weder in Preußen noch anderwärts mit ruhigem Gewissen in der Kirche verbleiben können. Denn von einer Lutherischen Kirche kann jetzt eigentlich nirgends mehr die Rede seyn, wenn man es damit ernst und streng nehmen will. Werfen wir z. B. einen Blick auf das angränzende Mecklenburg. Wie würde sich ein Lutheraner getäuscht finden, der dahin auszuwandern wollte, weil er in Preußen das Lutherische Bekenntniß nicht gewahrt findet? Man kann dort mancher Orten Meilen weit gehen, ehe man in der Wüste des Nationalismus eine Dase findet! Oder richten wir unseren Blick auf das Fürstenthum Schaumburg. Gewährt denn dort etwa die Kirche „dem Lutherischen Christen das, was ihm nach seinem Bekenntnisse die Kirche seyn und gewähren soll?“ dort, woher wir uns bis jetzt kein anderes Glaubenszeugniß vernommen zu haben erinnern, als das des trefflichen Einfenders, wo von dem, was die Lutherische Kirche als das unerlässliche Merkmal der wahren Kirche hinstellt, „daß das Evangelium eintätiglich gelehrt wird,“ sich fast das grade Gegentheil findet. Prüft man jene Kirche nach dem Maßstabe, den der Verf. aufstellt: „der Lutherische Christ will jedenfalls eine gegenwärtige Kirche, welche das, was sie

Preußen, haben sich seit einigen Jahren immer mehr lebendige Christen wiederum ausschließlich dem Bekenntnisse der einen oder der anderen Kirche zugewandt. Es ist dies in weiteren und engeren Kreisen, bei Geistlichen und Laien der Fall, und nach Gegenden, Volksstämmen und Familien fast durchgängig eine Rückkehr zum Bekenntniß der Vorfahren. Dies Letztere hat man mit Verwunderung bemerkt, da die Union nun schon so lange bestanden, da schon vor ihrer Einführung das bekenntnißmäßige Bewußtseyn fast allgemein erloschen, was ja eben die Union

ihm seyn und gewähren soll, nicht erst von der Zukunft erwartet, sondern bereits ist, besitzt, und ihm mitzutheilen vermag“ und: „evangelische Predigt und Sakramentspendung sind die notwendigen Attribute der rechten Kirche; Gläubige und Gemeinden, die sich dazu halten, sind ihre notwendige Voraussetzung,“ so wird jedenfalls das Urtheil lauten müssen: „gezählt, gewogen und zu leicht befunden.“ Nimmer wird, wer dieser Kirche angehört, vertrauen dürfen, „daß sie sich die Verheißungen, welche nur die wahre treue Kirche hat, zueignen dürfe, und daß sie ihm deshalb zu Gute kommen würden.“ Denn, wie der Verf. sagt: „jede Kirche hat von Christo nur so viel, als sie in ihrem Glauben sich aneignet, und sich aneignen zu wollen durch ihr Bekenntniß bezeugt.“ Das wahre Bekenntniß aber darf nicht bloß auf einem alten Papiere stehen, es muß auch auf die Tathen des Herzens geschrieben seyn. Daß man die formelle Abschaffung desselben unterlassen hat, kann schon deshalb nicht von durchgreifender Bedeutung seyn, weil es meist nur aus Indifferentismus, Trägheit und Scheu vor Störung der Ruhe hervorgegangen ist. — Die Unionswirren in Preußen würden gar leicht zu beseitigen seyn, wenn nicht derselbe Feind, der auch, wo keine Union besteht, die gedeihliche Entwicklung der Kirche hindert, sie in seinem Interesse auskeultete. Das eigentliche Übel ist durchaus ein gemeinsames, und Hülfe kann uns überall nur werden, wenn der Herr seinen Geist von neuem über alles Fleisch ausgießt. — „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden,“ wer diesen Satz nicht fest im Herzen trägt, wer nicht innerlich unterworfen ist, daß, was der Herr von der Ehescheidung sagt, an ihr nur exemplifizirt ist, der wird in allen Verhältnissen, in die er auf unserer armen Erde gestellt ist, nicht auszubauern vermögen. Wir stehen nicht in dem Fall, uns eine Kirche zu wählen — wäre dies, so könnten wir recht stattliche Anforderungen aufstellen — wir sind in sie hineingeboren, und müssen uns in christlicher Treue in sie schicken, so gut es geht, so lange nicht die alleinige vom Herrn aufgestellte Ausnahme, die völlige Lossagung von ihrem Haupt, eingetreten ist. Die Gebrechen, die wir wahrnehmen, berechtigen uns nicht zum Austritt, sie verpflichten uns nur um so heiliger zum Bleiben. Denn wir dürfen uns Verhältnissen nicht entziehen, die uns zur Übung in der Geduld reichen können, und wir sind verpflichtet, alle unsere Kräfte zur Besserung des Schadens in der Gemeinschaft aufzubieten, in die Gott uns gesetzt hat. Wer so aus Treue gegen Gott wandelt, wie der Herr ihn berufen hat (1 Cor. 7, 17.), der darf auch vertrauen, daß der Herr ihn bewahren wird in den Gefahren, welche der entartete Zustand der Kirche mit sich führt.

möglich machte, da die Geislichen seitdem ohne Unterschied hin und her versetzt worden, und da die Universitäten vor aller confessionellen Besonderheit so sorgfältig bewahrt wurden. Dennoch sollte man sich eher verwundern, daß es noch so große Kreise gibt, in welchen ein tieferes Glaubensbewußtseyn sich immer noch zwischen oder, wie man meint, über den verschiedenen Bekenntnissen zu halten vermag. Denn wiewohl beide Bekenntnisse dieselben Gegenstände des Glaubens haben und diesen aus derselben Quelle schöpfen, so wohnt jedem doch eine ganz andere Grundanschauung inne von dem wesentlichen und sittlichen (dem ontologischen und ethischen) Verhältniß Gottes und der Menschheit, und dies gibt den beiderseitigen Bekennern eine ganz verschiedene Weltanschauung und Weltstellung, wodurch sich ihr sittliches Verhältniß zu Menschen und Dingen, ihre Auffassung und Urtheil, ihre Ab- und Zuneigung gleichfalls verschieden bestimmt findet. Ist dies nun durch jahrhundertlange Herrschaft eines Bekenntnisses den Menschen in Leben und Blut gedrungen, hat sich danach ihr inneres und äußeres Daseyn gestaltet, so sehen sich unzählige Abfolgerungen des Principes traditionell fest, die noch lange Stand halten, wenn das Princip selbst auch dem Bewußtseyn der Menschen entschwunden ist, und die um so zäher haften, je weniger ein anderes mächtiges Princip den Nachwirkungen des abhanden gekommenen entgegenarbeitet. So gibt es eine Lutherische, so eine reformirte Welt- und Lebensauffassung, Welt- und Lebensstellung, welche aus den Zeiten des bestimmter gestalteten Glaubens, des entschiedneren Bekenntnisses zurückgeblieben sind. Was ist nun natürlicher, als daß diejenigen, deren wiedererwachter Glauben nach tieferer, bewußterer Selbstgestaltung ringt, in der einmal gegebenen Richtung und durch die angeborne Verwandtschaft gleichsam genöthigt, sich wieder zu dem verlassenen Erbe der Väter zurückwenden? Denn eine geschichtliche Rückwendung und Anknüpfung überhaupt wird Jeder unersäglich finden, der sich nicht für einen christlichen Autochthon hält, der nicht meint, er könne aus geistlicher Erfahrung und Schriftforschung auf eigene Faust eben so viel erarbeiten, als ihm das Erwerbniß durchmühter Jahrtausende zu bieten vermag. Weiset ihn doch auch die Schrift selbst an die Kirche, indem sie dieselbe Pfeiler und Grundveste der Wahrheit nennt, so daß er schon um seines Schriftglaubens willen sich umschauen muß, was denn die Kirche für die von ihr geglaubte Wahrheit zu erklären sich auf den verschiedenen Stufen ihrer Entfaltung gedrungen gesehen habe. Entdeckt er nun den organischen Zusammenhang in der Entfaltung des bekennnißmäßigen Bewußtseyns der Kirche, überzeugt er sich von dessen Christtreue, und langt er auf dem ihm von seiner Welt- und Lebensanschauung vorgezeichneten Pfade bei dem väterlichen Bekenntnisse an, nach welchem ein neuer confessioneller Niederschlag noch nicht wieder erfolgt ist, so muß er sich ja wohl eben diesem Bekenntnisse angehörig erkennen, wenn er gleich zugebe, daß es immer noch nicht der vollkommenste Ausdruck des Glaubensgeistes seiner Kirche sey, daß er eine ausgebildeterere Darstellung desselben in näherer oder fernerer Zukunft nicht allein für möglich, sondern auch für nothwendig halte. Denn er sieht ein, daß auch dies künftige Bekenntniß zu den letztentstandenen nur in demselben Verhältniß stehen kann, wie dieses zu den früheren

und frühesten, welche es keineswegs aufhebt, vielmehr ausdrücklich wiederaufnimmt, sodann weiter entfaltet und ergänzt, überhaupt aber mit derselben Nothwendigkeit voraussetzt, wie der Knabe den Säugling, der Jüngling den Knaben, der Mann den Jüngling. Das unzereißbarste Band zwischen der Seele und dem Bekenntniß webt die lebendige Heilserfahrung seines Inhalts und die durch gewissenhafte Forschung und Vergleichung gewonnene Überzeugung von dessen Schriftmäßigkeit. Und durch dieses Band, durch die wohlgegründete Übereinstimmung des Glaubens an das Lutherische Bekenntniß geknüpft zu seyn, behaupten gegenwärtig Viele in der Unirten Kirche. (Fortsetzung folgt.)

Erinnere sie! Predigt über Tit. 3, 1—2. Dom. 22. p. Tr. im Dom zu Magdeburg gehalten von Dr. Joh. Friedr. Möller, Gen.: Superint. der Provinz Sachsen. — Eine amtsbrüderliche Gabe für die evangelische Geistlichkeit der Provinz zum neuen Kirchenjahre. Magdeburg 1848.

Es ist nicht die Aufgabe der Ev. K. Z., Predigten anzuzeigen. Zur Anzeige der obigen Predigt halten wir uns aber aus mehr als einem Grunde für verpflichtet, und wir erfüllen diese Verpflichtung gern. Die vorliegende Predigt ist zugleich die amtsbrüderliche Mittheilung des geistlichen Oberen für die evangelische Geistlichkeit in der Provinz Sachsen. Sie ist das neueste Dokument der geistlichen Amtswirkfamkeit ihres Vorfassers für seinen großen Amtsprengel. Dieses neueste Zeugniß nimmt aber die Aufmerksamkeit der Evangelischen Kirche um so mehr in Anspruch, als der General-Superintendent Möller, welcher es ablegt, grade jetzt in dem seit den Märztagen durch Personenwechsel plötzlich umgewandelten Consistorium der Provinz Sachsen an der Spitze der Minorität steht, welche die Evangelische Kirche vertritt, und zwar größtentheils überstimmt, aber darum doch nicht unwirksam wird. Zugleich ist aber auch diese Predigt ein Beweis mehr, daß der Staat an der Kirche seinen innersten Halt hat, ohne welchen er nicht bestehen kann: denn die Kirche ist es, welche die Obrigkeit als göttliche Institution verkündigt, wiewohl sie aus Menschen besteht.

Darum beginnt auch der Magdeburger Prediger mit den ersten fünf Versen des evangelisch-lutherischen Kirchenliedes: „Herr, höre, Herr, erhöre ic.“ womit vor mehr als hundert Jahren der Pfarrer Benjamin Schmoll zuerst die **Schweidnitzer** Bürger an König und Obrigkeit erinnert hat.

Die Predigt selbst erinnert zuerst die Magdeburger an die gefährliche Seuche, welche in diesem Jahre 1848 — grade wie vor dreihundert Jahren vom 13. Juli an bis zum Ende des Jahres 1548 — vernehmlich gepredigt hat: „Alles Fleisch ist wie Heu!“ —, wie weiland Jesaias (40, 6.) zu predigen angewiesen war. Sie erinnert demnächst an die politische Pest unserer Zeit, welche das Joch zerbricht und die Bande zerreißt und nicht unterworfen seyn will, gegen welche Jeremias (1, 17. 18. = 2, 20.) zu predigen gesendet war.

Und hiemit kommt der Prediger auf seinen Text, Tit. 3,

1 — 2.: **Erinnere sie**, daß sie den Fürsten und der Obrigkeit unterthan und gehorsam seyen, zu allem gutem Werke bereit, Niemand lästern, nicht hadern, gelinde seyn, alle Sanftmüthigkeit beweisen gegen alle Menschen.“

Zunächst wird nun erinnert, daß alle Erinnerung an das Innerste sich wendet, aber auch zugleich rückwärts treibt, und insofern reaktionär ist, wie die göttliche Offenbarung in der Schrift selbst überall zurückweist auf Gesetz und Verheißung, um desto gründlicher und innerlicher vorwärts und aufwärts zu weisen.

Hierauf folgen drei wesentliche Erinnerungen, **unterthan** zu seyn der Obrigkeit, gehorsam dem Gesetze, und zwar in christlicher Gesinnung der Pietät, der Treue, der Geduld.

Erinnere sie, unterthan zu seyn der Obrigkeit! so schreibt der Apostel an Titus nach Creta, wo (1, 10. 11.) viele freche und unnütze Schwäger und Verführer waren, die da ganze Häuser verkehrten, und lehrten, das nicht taugte. Hiemit ist das Princip „Von Oben,“ von Gottes Gnaden, verkündigt, gegenüber dem Gelüste „Von Unten.“ — Zugleich erinnert der treue Prediger, zum 22ten Sonntage nach Trinitatis, **am 19. November 1848, rückwärts an den 19. März 1848**, an den Sonntag Reminiscere, — der seinen Namen von Ps. 25, 6. 7. hat, — wo er unmittelbar nach der ersten Runde über die Berliner Empörung Nachmittags 2 Uhr nach 1 Petr. 2, 13. gepredigt hatte: „Seid unterthan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen ic.“ aller menschlichen Ordnung als einer Ordnung Gottes, deren Werkzeuge Menschen sind. — Er erinnert an die einzige Fabel in der heiligen Schrift (Nicht. 9.), an die Fabel von den Bäumen und von dem Dornstrauche, zu zeigen, wohin die menschliche Willkür in der Errichtung einer neuen Ordnung am Ende führt, wenn sie sich gegen die bestehende Ordnung wendet. — Vielleicht haben einige Zuhörer nach der Predigt zu Hause das neunte Capitel des Buches der Richter nachgeschlagen und ganz durchgelesen, als einen Spiegel, der nicht schmeichelt.

Denjenigen aber, welche versucht seyn könnten, in der Schriftlehre von der göttlichen Institution der Fürsten und Obrigkeiten eine Versuchung zu Aberglauben, Abgötterei und Knechtschaft zu befürchten, wird an einem Beispiele aus dem Leben versinnlicht, daß grade diejenigen, welche, gegenüber der geordneten Obrigkeit, dem Würfelspiele der Stimmennmehrheit aus dem Volke sich unterwerfen, das erste Gebot übertreten, indem sie menschliches Gelüste neben Gottes Gebot stellen, und hiemit in Aberglauben, Abgötterei und Knechtschaft fallen.

Die zweite Erinnerung knüpft sich an das Wort (1 Sam. 15, 22. 23.): „Gehorsam ist besser, denn Opfer; aber Ungehorsam ist eine Zaubersünde, und Widerstreben ist Abgötterei und Götzendienst.“ Die Geschichte des laufenden Jahres hat von dieser Zaubermacht des Ungehorsams nur allzuviel Beispiele geliefert durch alle Lande.

Die dritte Erinnerung wendet sich an die innerste Gesinnung des Christen, indem sie erstens zur Pietät, zur Ehrerbietung, welche vom vierten Gebote ausgeht — nicht lästern —,

zweitens zur Treue, oder vielmehr zur Gegentreue, welche der Treue des theuern Königs entspricht, — zu allem Guten bereit seyn —, drittens zur Sanftmüthigkeit, welche das Erdreich besigen soll, zur Lindigkeit und Geduld ermahnt. Es wird auch an die Lindigkeit Christi erinnert, die in den Predigten des Propheten Jeremias, womit diese Predigt anhub, auf das Nüchrendste vorgebildet ist.

Eben diese Predigt ist nun auch den evangelischen Geistlichen der Provinz gewidmet worden mit dem Wahlspruche: „Wir haben nicht empfangen den Geist der Furcht, sondern der Kraft, der Liebe und der Zucht.“ Zum Schlusse kann uns eben diese Erinnerung auch noch an die früheren Erinnerungen und Ansprachen erinnern, welche der General-Superintendent Möller den Geistlichen seiner Provinz gewidmet hat. Von diesen sind uns folgende lezenswerthe Mittheilungen bekannt geworden. 1. „Predigt am 1sten Adventsonntage in der Kirche St. Nicolai zu Nordhausen gehalten, und mit einem Sendschreiben an die evangelische Geistlichkeit der Provinz Sachsen herausgegeben von Dr. J. F. Möller. Magdeburg 1846.“ 2. „Lasset euch Niemand das Ziel verdecken! Mahnung durch Verständigung über das Bekenntniß der neuen Gemeinde aus treuem Herzen an die evangelische Bürgerschaft von Magdeburg gerichtet von Dr. J. F. Möller. Magdeb. 1847.“ 3. „Amtsbetrübniß und Amtstrost. Eine Schriftauslegung von 2 Tim. 3, 14—17., 4, 1—5. Als Pastoral-schreiben an die evangelische Geistlichkeit der Provinz Sachsen verfaßt beim Schlusse des Jahres 1847 von Dr. J. F. Möller. Magdeb. 1848.“ Alle diese treuen, ernsten, milden Amtserinnerungen geschahen Angesichts des von Tag zu Tag in und außer der Provinz mehr überhand nehmenden Abfalls von der Kirche (Matth. 24, 12.), welcher im laufenden Jahr — die Empörungen gegen die bürgerliche Obrigkeit zur Folge gehabt hat.

Die Geistlichen der Synode von Preussisch Holland an Se. Majestät den König.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster,
Allergnädigster König und Herr!

Die unterzeichneten, zur Synodal-Conferenz versammelten Geistlichen der Pr. Holländer Diocese können zu den neuesten Maßnahmen in der Verfassungsentwicklung des theuren Vaterlandes, gegen das Haupt der Evangelischen Landeskirche, ihren König, nicht schweigen.

Zwar sind wir überzeugt, daß die Diener des göttlichen Wortes sich von politischen Händeln und Parteien ferne zu halten haben, damit sie desto vorurtheilsfreier den Streit, im Sinne des einigen Mittlers, vermitteln und versöhnen; damit sie desto lauterer und reiner das Königthum, die Verfassung, das Gesetz und den Bund verkündigen können, welche aller irdischen Königreiche, aller menschlichen Verfassungen, Gesetze und Verträge ewiger Grund und heilige Regel sind. Wir verhehlen es auch nicht, daß die Evangelische Kirche unter einer jeden auf Recht und Sitte gegründeten Staatsverfassung ihre Zwecke zur Erlösung und Heiligung der Menschheit erreichen könne. Aber sobald

die öffentlichen Angelegenheiten, Verhandlungen und Streitfragen das Gebiet der Glaubens- und Sittenlehre berühren und dessen Inhalt betreffen, wäre es nach unserer Überzeugung eine schmachliche Unentschiedenheit, ein elendes Sinken nach beiden Seiten, ein frevelnder Verrath an dem uns anvertrauten heiligen Amte, ein eibbrüchiges Verschweigen der uns befohlenen Wahrheit, wenn wir nicht, als erwählte und berufene Zeugen derselben, ein gutes Bekenntniß bekennen und einen deutlichen Ton anstimmen wollten.

Das irdische Königthum gehört im Allgemeinen, nach der Auslegung heiliger Schrift in unseren evangelischen Bekenntnissen, zu den Ordnungen Gottes, zu den göttlichen Belehungen und Salbungen höchster Obrigkeit, die Gottes Dienerin ist, uns zu gut. In unserem Preussischen Vaterlande müssen wir insbesondere, bei den ausgedehntesten Volksfreiheiten, ein starkes Königthum von Gottes Gnaden für die unentbehrliche, einzig berechnete Grundlage einer heilsamen Staatsverfassung erkennen, weil Preußen ohne seine Könige keine Geschichte, keinen Ruhm, keine Wohlfahrt des Volkes kennt und zu einem christlichen Königrreiche auf Erden geschichtlich berufen ist. Dieses Königthum ist neuerdings vielfach, bald auf verdeckte, bald in unverhohlenster Weise verdächtigt und gelästert worden. Ja, man hat sich nicht gescheut, die von dem Herrn der Kirche ausdrücklich, selbst heidnischer Obrigkeit gegenüber, ausgesprochene Steuerpflicht zu verweigern. Ein Reich aber, wenn es mit sich selbst uneins wird, wird es wüste, und der Geseflofe ist der Mensch der Sünde, das Kind des Verderbens.

Darum können wir, die wir sonntäglich für unseren König und sein ganzes Haus an heiliger Stätte beten und die eng mit einander verbundene Furcht Gottes und Ehrfurcht gegen den König predigen, nur bedauern, daß es uns nicht früher vergönnt war, unseren freien und treuen Gehorsam vor Gott Eurer Majestät und allem Volk zu bezeugen.

Der Herr aller Herren, der König der Könige selbe Eure Majestät in diesen verworrenen Zeiten mit reicherm Maße und gebe Ihnen zu Ihrer Regierung ein weises Herz, Königliche Gedanken, heilsame Rathschläge, gerechte Werke, einen tapferen Muth, starken Arm, verständige und treue Rätke zu Kriegen und Friedenszeiten, sieghafte Kriegesheere, getreue Diener und gehorsame Unterthanen, damit wir noch lange Zeit unter Ihrem Schutz und Schirme ein ruhiges und stilles Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. Amen.

Pr. Holland am 6. December 1848.

Weber, Pfarrer in Döbern und Superintendentur-Verweser. Monbilly, Pfr. in Grünhagen. Dr. Woiße, Pfr. zu Herrndorf-Schlobitten. Schiefferdecker, Pfr. zu Neumark und Karwinden. Brasche, Pred. zu Pr. Holland. Bittner, Pred. in Mühlhausen. Anderson, Pfr. zu Blumenau. Schulz, Superintendent a. D. und Pfarrer zu Hirschfeld.

Gregorovius, Pfr. zu Rogehnen. Mill, Pfr. in Deuschendorf. Larrach, Pfr. zu Lauck und Ebersbach.

Nachrichten.

Königsberg. In Nr. 89. der Ev. R. Z. 1848 wird es in einem Aufsatze unter der Aufschrift: *Quousque tandem* — als Gerücht erwähnt, „daß der reformirte Prediger Hoffbeinz in Königsberg damit umgehe, nachdem er von dem geistlichen Ministerio mit Umgehung des Consistoriums die Erlaubniß dazu empfangen habe, und daß er nur die Entscheidung der Nationalversammlung (über den Antrag der Herren Jacoby, Temme und d'Estier wegen Aufhebung des §. 26. Tit. 1. Th. 2. A. L. R.) abwarten wolle, um, nach Beseitigung jeden politischen Bedenkens gegen eine solche Mißthe, alle kirchlichen Bedenken dagegen in den Wind zu schlagen und im Namen Christi den christlichen Trauzeugen über diejenigen auszusprechen, welche ihn verwerfen.“ Dieses Gerücht ist insofern zur Wahrheit geworden, als nach der nicht widersprochenen Nachricht eines hiesigen Lokalblattes vom 2. December „der Prediger der Deutsch-reformirten Gemeinde, Herr Hoffbeinz, am 17. v. M. eine gemischte Ehe zwischen einem Juden und einer Christin eingegnet hat. Es wurden an diesem Tage in der Burgkirche ehelich verbunden der jüdische Cigarren-Hausirer M. Zucker mit der christlichen Jungfrau Schuster, Tochter des Schneider Schuster hieselbst.“ Darin aber ist der p. Hoffbeinz, welchem reformirt und freigeineindlich für identisch gilt, über das Gerücht hinausgegangen, daß er weder eine Entscheidung der Nationalversammlung, noch sonst irgend eine gesetzliche Bestimmung, auch nicht den Ausgang des nach der ungünstigen Entscheidung in zwei Instanzen bereits in der dritten schwebenden Falksonschen Prozesses abgewartet hat, sondern ganz auf's Ungefähr hin sein Predigtamt, dem weder Kirchen- noch Landrecht solchen Unfug gestatten, zum Dienst und Willen des jüdischen Cigarren-Hausirers gestellt hat. Daß ihm das geistliche Ministerium dazu eine Autorisation oder Erlaubniß gegeben haben sollte, ist kaum zu glauben, da es diesem Ministerio unmöglich unbekannt seyn kann, daß in der Falksonschen Sache nicht bloß das Consistorium und das frühere Ministerium, sondern auch die beiden Herren Justizminister und Sr. Majestät der König die Gestattung einer solchen Ehe unbedingt zurückgewiesen, und nachdem von ic. Falkson die Einsegnung derselben in England erschlichen worden, zwei Gerichtshöfe dieselbe für nichtig erklärt haben. Daß diese Autoritäten gegenüber das Ladenbergische Ministerium den unerschämten Präntentionen des Zeitgeistes von 1848 so weit nachgegeben habe, um sich in Ehefachen über alles Kirchen- und Landrecht hinwegzusetzen, muß so lange bezweifelt werden, als darüber nichts Officielles constatirt. Gewiß nicht von diesem Ministerio, wohl aber von dem Prediger Hoffbeinz ist Alles zu erwarten, da er den Freigeineindern, denen er in Übereinstimmung mit der Mehrheit des Presbyteriums, aber unter entschiedenem Widerspruch eines Theiles der Gemeinde, den Mitgebrauch der Burgkirche zu ihren Andachten verwilligt, bereits so weit sich genähert hat, daß er, glaubwürdigen Versicherungen nach, auch die heilige Taufe nicht mehr den Einsegnungsworten Christi gemäß verwalltet, sondern selbstgemachter Formeln sich bedient. Daß solche Geistliche, wie Hoffbeinz und Detroit, mit ihren Gemeinden nicht der Uniten Evangelischen Kirche des Landes angehören und ihnen gegenüber die Lutherischen Gemeinden auch nicht ihren Bestand aufgeben wollen, ist wohl sehr natürlich und kann nur erfreulich seyn.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 20. Januar.

N^o 6.

Die Unirte Kirche und die Lutherischen.

(Fortsetzung.)

Bekanntlich hat sich ein kleiner Überrest der Lutherischen Kirche in Preußen der Verschmelzung in die Unirte Kirche unter vielerlei Anfechtungen und Opfern mannhaft erwehrt. Im Verlauf der Zeit war es nicht zu hindern, das auch andere Prediger und Gemeinden, nach bewusster Rückkehr zum Glauben des Lutherischen Bekenntnisses, ihnen sich zugesellten, und deshalb ihre Verbindung mit der Unirten Kirche auflösten. Sie erklärten, dies sey ihnen Gewissenssache; eine Erklärung, die doch nur sagt: Um mit meiner heiligsten Überzeugung in Einklang zu bleiben, mußte ich so verfahren; und nach dieser Nichtschnur zu handeln, sollte man billig von Jedem fordern. Gleichwohl hat man jenen Leuten aus ihrem Übergang in die Kirche ihres Bekenntnisses untrerseits einen sittlichen Vorwurf gemacht. Das hätte nicht geschehen sollen. Es möchte sich schwer nachweisen lassen, daß es den Ausgeschiedenen nicht wahrhaft Gewissenssache gewesen, daß sie von ungeistlichen Beweggründen geleitet worden, indem sie eine in Ehren, Ansehn und zeitlichem Wohlstande stehende Kirche verließen, um sich einer anderen anzuschließen, welche in Preußen bis jetzt nur unter Zurücksetzung, Druck, Entbehrungen und Opfern aller Art sich zu erhalten vermag. Doch hat man den Vorwurf auch anders zu begründen gesucht, vornehmlich gegen die hinübergetretenen Prediger. Hatten sie, fragte man, nicht auch heilige Pflichten gegen die anvertrauten Gemeinden? Mußten sie nicht eben um ihres Bekenntnisses willen bei denselben ausharren, um es auch ihnen zu erhalten und zu sichern? Durften sie die kirchliche Verbindung, in welche Gott sie gesetzt, ohne deutliche Weisung des Herrn auflösen? Mußten sie nicht abwarten, welchen Gang die Ereignisse in der Kirche durch des Herrn Leitung nehmen würden, anstatt unzeitig und selbstwillig eine solche Entscheidung zu treffen? Antwort: Wem sein Gewissen sagt: thue das, und er thut's nicht, dem ist es Sünde. Sollte ich aus Rücksichten gegen Andere oder aus kirchlicher Diplomatie wider meinen Gott sündigen? Bin ich aber aufrichtig überzeugt, Gottes Wort und Wille gebiete mir etwas, so ist das ja eben die allerdeutlichste Weisung vom Herrn, und dieser in Einfachheit sofort zu gehorchen ist nie unzeitig, nie selbstwillig, ist vielmehr die einzige Pflicht über alle Pflichten, der ich unbedingt und augenblicklich Folge zu leisten habe, sollte ich auch meinen, ein Ungehorsam, ja nur ein Aufschub des Gehorsams könne die ganze Welt retten. Ist dem aber so, dann bleibt nichts übrig, als entweder den sittlichen Vorwurf zurückzunehmen, oder den-

noch zu läugnen, daß es den Ausgeschiedenen Gewissenssache gewesen. Bedenkt man aber, welch' ungeheurer Vorwurf hierin liegt, und welchen Männern man ihn machen würde, so wird man doch kaum wagen, ihn auszusprechen.

Indessen hat die Sache auch noch eine andere Seite. Der Mensch kann in Bezug auf sein Gewissen auch irren und sich über dessen Stimme täuschen, indem er sich ohne genügenden Grund, wie man zu sagen pflegt, aus etwas ein Gewissen macht. Und das kann den besten Menschen begegnen. Doch wird dann immer irgend eine krankhafte Spannung, irgend eine mangelhafte, eingeengte Erkenntniß vorhanden seyn, welche diese Verirrung herbeiführt. Das ist es denn auch, was den ausgeschiedenen Lutherischen von den in der Union Zurückgebliebenen schuldgegeben wird; wozu diese sich um so mehr berechtigt glauben, je weniger sie selbst wegen ihres Zurückbleibens ihr Gewissen beunruhigt fühlen, wiewohl sie überzeugt sind, jenen in der Erene gegen das Lutherische Bekenntniß nicht nachzusehen. Sollten sie dies nicht aussprechen? Liegt nicht schon in jenem Übertritt um des Bekenntnisses willen ein stummer Vorwurf gegen ihr Bleiben? Zudem ist dieser Vorwurf nicht stumm geblieben. Die Hinübergetretenen haben ihren Schritt nicht nur zu rechtfertigen, sie haben auch darzulegen versucht, daß er den zurückgebliebenen Mitbekennern gleichfalls Gewissenssache seyn müsse, daß sie ihn nicht weigern dürften, wenn sie mit ihrem Bekenntniß als mit ihrer heiligsten Überzeugung in Einklang bleiben wollten. Sie haben ihnen mangelhafte Erkenntniß der nothwendigen praktischen Forderungen ihres Bekenntnisses schuldgegeben, welche ihr Gewissen in dieser Beziehung noch nicht habe erwachen lassen.

Wer hat in diesem Streite Recht? Oder liegt vielleicht der Schwerpunkt der praktischen Entscheidung so sehr im Gebiete der innerlichen Eigenthümlichkeit, daß sich ein allgemeines Urtheil darüber gar nicht fassen, ein allgemeiner Maßstab dafür nicht anwenden läßt? Schwerlich, wenn es richtig ist, was beiderseits behauptet wird, daß die Entscheidung des Gewissens über Bleiben oder Gehen abhängig sey von der richtigen Erkenntniß der praktischen Forderungen und Forderungen einer aufrichtigen Übereinstimmung mit dem Lutherischen Bekenntnisse. Und das ist ohne Zweifel richtig. Läßt sich zeigen, daß der Lutherische Bekenner in der Unirten Kirche nicht allein volle persönliche Bekenntnißfreiheit habe, sondern daß diese Kirche ihm auch das sey und seyn könne, das gewähre und gewähren könne, was seinem Bekenntniß zufolge ihm die Kirche seyn und gewähren soll, so dürfte die Behauptung einer gegründeten Gewissensnöthigung zum Übergang aus der Unirten in die Lutherische Kirche schwer zu rech-

fertigen, der Vorwurf einer Selbsttäuschung oder einer krankhaften confessionellen Spannung schwer abzuwälzen seyn. Ließe sich das Gegentheil zeigen, so wären nicht allein diese Anschuldigungen zurückzuziehen, sondern die Zurückgebliebenen würden auch allen Anlaß haben, die getroffene Entscheidung nochmals ernstlich vor ihrem Gewissen zu berathen. —

Wie ist es zuvörderst mit der persönlichen Bekenntnisfreiheit der Lutherischen in der Unirten Kirche? Ich habe nie gehört, daß dieselbe dort beschränkt oder gekränkt worden sey. Jedem ist gestattet, seinen evangelisch-lutherischen Glauben frei und offen zu bekennen und die Seinigen, sofern er Gelegenheit dazu findet, in ihm unterrichten zu lassen. Den Predigern ist es nie gewehrt worden, durch Predigt und Unterricht das Lutherische Bekenntniß zu bezeugen und ihm gemäß das Wort zu verkündigen. In dieser Beziehung können sich also die Lutherischen nicht beklagen, es müßte denn seyn, daß man den den Lutherischen Predigern auferlegten Gebrauch der unirten Agende hieher rechnen wolle. Denn da dieselbe dem Lutherischen Bekenntnisse nicht vollkommen entspricht, so schließt der Zwang, sich in allen Fällen ihrer zu bedienen, allerdings auch eine Beschränkung der Bekenntnisfreiheit ein; überall wenigstens, wo sie Formeln vorschreibt, die dem Lutherischen Bekenntnisse zufolge anders müßten gefaßt seyn, in Lutherischen Agenden auch von jeher anders gefaßt waren. Da dies namentlich bei dem größten kirchlichen Heiligthume, beim heiligen Abendmahle, der Fall ist, so würde hierauf großes Gewicht zu legen seyn, wenn es ungegründet wäre, daß man neuerlich den unbedingten Agendenzwang hinfallen lassen und Lutherischen Geistlichen den Gebrauch rein-lutherischer Agenden gestattet. Uns außerpreussischen Lutheranern ist dies jedoch glaubhaft versichert worden, und ist es richtig, so fällt jetzt auch dieser Einwand weg, und die persönliche Bekenntnisfreiheit für Geistliche und Laien in der Unirten Kirche steht unangetastet da.

Nicht so kurz und einfach läßt sich die zweite Frage beantworten: „Ob die Unirte Kirche dem Lutherischen Christen das seyn und gewähren könne, was ihm nach seinem Bekenntnisse die Kirche seyn und gewähren soll?“ Schwierig ist es schon zu sagen, ob die unirte Gemeinschaft eine Union der Kirchen sey, oder eine Kirche der Union. Nach der Cabinets-Ordre vom 28. Februar 1834 scheint es, als solle sie beides seyn und doch auch wieder keins ganz. Es heißt dort zuerst: „die Union bezwecke und bedeute kein Aufgeben des bisherigen Glaubensbekenntnisses, auch sey die Autorität, welche die Bekenntnischriften der beiden evangelischen Confessionen bisher gehabt, durch sie nicht aufgehoben worden,“ sodann aber: „durch den Beitritt zu ihr werde nur der Geist der Mäßigung und Milde ausgedrückt, welcher die Verschiedenheit einzelner Lehrpunkte der anderen Confession nicht mehr als den Grund gelten lasse, ihr die äußerliche kirchliche Gemeinschaft zu versagen.“ Sollte man nach dem ersten Theil dieser Erklärung nicht schließen, es werde nur ein Bund zwischen den Kirchen beabsichtigt? Und hebt nicht der zweite Theil dies sofort wieder auf, indem er beide zu einer

äußerlichen kirchlichen Gemeinschaft zusammenfügt? Denn wo die äußerliche kirchliche Gemeinschaft ist, da ist nach Darstellung und Erscheinung auch nur Eine Kirche; allerdings aber eine Kirche, die mit sich selbst im Widerspruch steht, wenn nicht dadurch die innerliche kirchliche Gemeinschaft nur zur Darstellung und Erscheinung kommt, wenn in ihr Altar wider Altar, Bekenntniß wider Bekenntniß aufgerichtet bleibt. Und eben das Letztere will der erste Theil der obigen Erklärung erhalten wissen. Diese Erhaltung aber konnte nicht gelingen, da die äußerliche thatsächliche Zusammenschmelzung die innerlichen Gegensätze zerreiben und abkumpfen mußte; und die äußerliche Einigung konnte keine Wahrheit werden, da sie nicht auf einer innerlichen beruhte, nicht aus einer innerlichen hervorging. An diesem Widerspruch zwischen Inhalt und Form leidet die Unirte Kirche seit ihrer Entstehung, und alle Anstrengungen, ihn zu überwinden, wie sie insbesondere auf der Berliner General-Synode im Jahre 1846 gemacht worden, haben ihn nur in um so helleres Licht gesetzt, ohne ihn aufzuheben. Dieser Widerspruch war's, bald dunkler gefühlt, bald klarer erkannt, der die Durchsetzung der Union so sehr erschwerte und verlangsamte, der so viele äußerliche, ungeistliche, zum Theil unwürdige Mittel nöthig machte, um die Geistlichen zu ihr herüberzuziehen, während man die Gemeinden gar nicht befragte. Dieser Widerspruch drängte aber auch viele Gläubige, vornehmlich Theologen, ernstlich und ehrlich daran zu arbeiten, daß der Erscheinung eine entsprechende Idee, der Form ein entsprechender Inhalt gewonnen, kurz, daß der äußerlichen kirchlichen Gemeinschaft, die man endlich organisiert hatte, eine innerliche hinzugefügt werde.

Wie war dies zu erreichen? Die Antwort scheint dem Lutheraner einfach, der dafür hält, es sey zu wahrer Einigkeit der Kirche zwar hinreichend, aber auch nothwendig, „daß da einträchtiglich nach reinem Verstande das Evangelium gepredigt und die Sacramente dem göttlichen Worte gemäß gereicht werden.“ Hiernach bedurfte die Unirte Kirche nur eines klaren Ausspruchs darüber, was in ihr als der reine Verstand des Evangeliums und die schriftmäßige Reichung der Sacramente gelte und zu gelten habe, — also eines Bekenntnisses. Denn nur in ihrem Bekenntnisse spricht eine Kirche ihre Idee, ihren Inhalt, spricht sie das aus, wodurch sie eine innerliche Gemeinschaft ist. Weil aber die Unirte Kirche ein eigenes Bekenntniß nicht zu erzeugen vermochte, so setzte man an dessen Stelle eben nur die Idee der Union, und glaubte damit das Princip der innerlichen Gemeinschaft gewonnen zu haben; man vergaß aber, daß dies nur wieder eine ganz formale Idee sey, mit der man einem bestimmten Inhalt um keinen Schritt näher rücke. Gleichwohl entwickelte sich an dieser Idee jene kirchliche Richtung, welche theils zwischen, theils über den beiden evangelischen Bekenntnissen zu stehen sucht, welche entweder sowohl reformirt als Lutherisch, oder weder Lutherisch noch reformirt zu seyn strebt, und eigentlich die Unirte Kirche als solche darstellt. Wiewohl dieser Richtung höchst treffliche und bedeutende Männer angehören, die in reicher und vielfach gesegneter Wirksamkeit stehen und denen wir die herzlichste

Anerkennung und Liebe widmen, so haben doch selbst so vorzügliche Kräfte nicht vermocht, das sich selbst widersprechende Wesen dieser kirchlichen Gemeinschaft mit sich selbst in Einklang zu bringen. Ist aber auf die Dauer auch eine Kirche möglich, die als solche kein eigenes Bekenntniß, sondern zu gleicher Zeit die Bekenntnisse zweier anderen, unter sich verschiedenen Kirchen hat, und eben ihrem Wesen nach haben will? Man muß sehr geringe Begriffe von der organischen Einheit einer Kirche haben, um nicht einzusehen, daß dieselbe unmöglich Ja und Nein zugleich, unmöglich zu entschiedenem Gegenfassen Ja sagen kann; daß sie bei Geltung zweier sich widersprechender Bekenntnisse in ihrem Innern entweder, wenn diese Geltung volle Wahrheit und Consequenz haben soll, sich in zwei Kirchen auflösen, oder, wenn sie Eine Kirche bleiben will, die volle Geltung der Bekenntnisse unmöglich fallen lassen muß. Die Unirte Kirche hat sich weder für's Eine, noch für's Andere ausgesprochen; dennoch drängt die Selbsterhaltung sie nothwendig zum Letzteren. Irgend eine Stellung mußte sie zu den Widersprüchen ihrer beiden Bekenntnisse doch nehmen. Da sie nun beides, wie sie einmal gefaßt waren, nicht zugleich Recht geben, und, ohne ihr Daseyn dranzusetzen, sich auch nicht für eins von beiden erklären konnte, so blieb nichts übrig als auszusprechen, in den streitigen Punkten seien beide unzuverlässig, und weder das Lutherische noch das reformirte Bekenntniß lehre darüber die rechte schriftmäßige Wahrheit. Um hiedurch jedoch nicht abermals die beiderseitigen Bekenner zurückzustößen, hieß es nun, es komme in der Evangelischen Kirche auf viel wichtigere und größere Dinge an, als auf das richtige Verständniß jener bestrittenen schwierigen Punkte; das gehöre zu den unwesentlichen Sachen, darüber Jeder nach Belieben halten möge. Wie konnten aber ernste Christen einräumen, so gewaltige Stücke wie die Lehren von Christi Person, von der ewigen Vorbestimmung, von der Kraft der Taufe und dem Wesen des Abendmahls seien unwesentliche Dinge, davon Jedermann in der Kirche glauben und lehren möge, wie er wolle? Auch ward bald so wohl von Lutherischen als reformirter Seite gezeigt, wie der bekenntnißmäßige Lehrbegriff einer jeden Kirche ein so durchgebildeter unauflöslicher Organismus sey, daß sofort das Ganze in Frage gerathe und wankend werde, sobald man ihm so wichtige Stücke ausbreche. Und so drängte sich die Forderung unabweisbar hervor, daß die Unirte Kirche ohne Ablehnung und Umgehung zur Lösung jener Widersprüche schreite, und um ihrem Wesen und Namen getreu zu bleiben, dieselben auf Grund der Schrift so entscheide, daß sowohl Lutherische als reformirte ihr beifallen müßten. Bis jetzt ist ihr dies nicht gelungen, daher bleibt ihr nur übrig zu sagen, darin eben bestehn ihr Wesen und ihre Aufgabe, diese Wahrheit, welche die Gegensätze ausgleichen und lösen werde, aufzusuchen und zu ermitteln, ein eigenes Bekenntniß anzustreben und zu erarbeiten. Wenn nun aber das Daseyn jeder besonderen Kirche unzweifelhaft darauf beruht, daß sie ihr eigenes Bekenntniß habe, muß man dann nicht sagen, die Unirte Kirche, deren Bekenntniß noch zukünftig ist, sey selbst erst eine zukünftige Kirche, bis auf diesen Tag aber

nur der Versuch, eine Kirche zu werden? Auch nennt sie sich selbst mit Vorliebe die werdende Kirche, die Kirche der Zukunft. Ihr ganzes Daseyn ist die Voraussetzung eines künftigen, welches aber durchaus unsicher und unverbürgt ist.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Die alte Presbyterialordnung in der Pfalz.

Das Verlangen nach Presbyterien in unserer Zeit hat seine Wurzel viel weniger in dem Geiste des Evangeliums, in dem heiligen Bestreben, das kirchliche Wesen ganz der Ordnung Gottes gemäß, ganz zum Zwecke der Erbauung der Gläubigen weiter zu bilden, als in der fleischlichen Begierde, der Masse des Volkes, ohne Rücksicht auf ihren inneren Gehalt, ihre christliche Erkenntniß, ihren christlich-sittlichen Wandel, die Herrschaft im Heiligtum der Kirche zu verschaffen und dem von Gott eingesetzten Hirtenamte alle Kraft, allen Einfluß und alle Bedeutung zu rauben. Volksvertretung in ähnlicher Weise in der Kirche zu haben, wie man sie seit den Märztagen des Jahres 1848 für den Staat errungen hat, ist die Ursache, warum man nach Presbyterien und Synoden verlangt, nicht Nehrung der Gläubigen, nicht Züchtigung der Gottlosen, nicht Besserung der Gemeinde Gottes. Aber durch derartige Bestrebungen wird sich auch das Wort des Herrn bewahrheiten: „Was vom Fleische geboren ist, das ist Fleisch,“ so wie das des Apostels: „Fleisch und Blut können das Reich Gottes nicht ererben,“ und: „Wer auf das Fleisch säet, der wird vom Fleische das Verderben ernten.“

Wir evangelisch-protestantische Bewohner der Baierschen Pfalz haben von diesem Geist des unevangelischen Fortschritts bereits recht traurige Früchte erhalten. Die Pfalz hat in vieler Hinsicht vor treffliche Institutionen, besonders in der reformirten Kirche, gehabt. Aber man hat schon längst ihre Vorzüge nicht mehr zu erkennen und zu würdigen vermocht. Obwohl die erste General-Synode im Jahre 1818, welche die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen in der Pfalz constituirte und dieselbe hinsichtlich der Lehre und des Bekenntnisses auf den Sand des rationalistischen Subjectivismus setzte, die alte Presbyterialverfassung nicht förmlich abgeschafft hat, so hat sie doch auch durchaus nichts beigetragen, derselben eine wahre Bedeutung und gehörige Kraft in der vereinigten Kirche einzuräumen. Um dieses zu können, wäre für jene Synode grade hinsichtlich des Bekenntnisses, aus welchem ja der ganze Bau der Kirche herauswächst, ein besseres Fundament erforderlich gewesen. Die kurzen und dürftigen Bestimmungen, welche die damals entworfene Vereinigungsurkunde über das Amt und den Beruf der Presbyterien enthält, sind folgende: „In jeder Pfarrgemeinde befindet sich ein Presbyterium. Das Presbyterium ergänzt sich bei Erledigung einer Stelle selbst. Nur durchaus unbescholtene und religiös gesinnte Männer sollen in das Presbyterium gewählt werden. Die Bestätigung der gewählten Mitglieder kommt den Inspektionen (Dekanaten) zu. Das Presbyterium besorgt die Aufsicht über die Rechnungen, und hat zur Befestigung des moralisch-religiösen Zustandes der Gemeinde beizutragen, wesswegen ihm die Befugniß zusteht, den Pfarrgenossen brüderliche Ermahnungen zu erteilen und für die Beförderung des religiösen Schulunterrichts zu sorgen. — Dasselbe hat ein wachsam Auge auf die Erhaltung des Kirchenvermögens und der Kirchengebäude und

forzt für eine gerechte Austheilung des Almofens unter die Hülfbedürftigen. Der Pfarrer ist beftändiger Präſes des Presbyteriums. Er beruft zu außerordentlichen Sitzungen und entſcheidet bei Stimmengleichheit, ſo wie er auch die Ordnung der Geſchäfte feſtſetzt.“ Und über die Kirchendisziplin ſetzt die Vereinigungsurkunde feſt: „Die Strafen der Kirche gegen ihre Gläubigen können nicht in das Gebiet des eigentlichen bürgerlichen Strafrechts übergehen; ſie beſtehen daher nur in rein geiſtlichen Anwendungen, als z. B. in brüderlichen Ermahnungen, Entfernung vom heiligen Abendmahl, interimiftiſcher Ausſchließung aus der Kirchengemeinde und in der Excommunication. Der Pfarrer darf einem jeden Kirchſpielsangehörigen angemefſene Ermahnungen und Verweiſe geben. Im Falle, daß dieſe fruchtlos ſind, iſt der Zehrende vor das Presbyterium zu ſtellen. Nach Beſchaffenheit der Umſtände kann das Presbyterium temporäre Ausſchließung aus der Kirchengemeinſchaft verhängen. Die Excommunication aber ſteht nur dem Conſiſtorium zu, vorbehaltlich der Berufung an das Ober-Conſiſtorium.“

Mit dieſen Beſtimmungen ſind unſere freiſinnigen Fortſchrittsmänner jedoch längſt ſchon nicht mehr zufrieden, und die am 24. Oktober v. J., dem zweihundertſten Jahrestage des Weſtpfällichen Friedens, geſchloſſene außerordentliche General-Synode, auf welcher dieſe unruhigen Geiſter die Herſtellung eines neuen Wahlmodus für Presbyterien und Synoden, ſo wie den Beſchluß der Loſtrennung der Pfälzer Kirche vom Ober-Conſiſtorium faſt ohne allen Widerſpruch der auf ſchmachvolle Weiſe unterlegenen bisher ſo genannten Orthodogen durchgeſetzt haben, hat recht eigentlich in Beziehung auf jene alte Presbyterialverfaſſung tabula rasa gemacht.

Der §. 1. des von der Synode beſchloſſenen Wahlmodus beſtimmt, daß in jeder einzelnen Kirchengemeinde ein Presbyterium beſtehen ſoll; §. 2., daß jeder ſelbſtändige Ortseinwohner an der Wahl der Presbyter ſich theilnehmen dürfe; §. 3., daß jeder ſelbſtändige, unbeſcholtene, religiös und kirchlich geſinnte Ortseinwohner, der zur vereinigten Kirche gehört, ſofern er das dreißigſte Lebensjahr zurückgelegt hat und nicht wegen anderer als politiſcher Verbrechen und Vergehen verurtheilt worden iſt, in's Presbyterium gewählt werden dürfe; daß jedoch das Urtheil über die Religiöſität, Kirchlichkeit und Unbeſcholtheit allein dem gefunden und religiöſen Sinn der Wähler vorbehalten bleibe und keine Wahl beanſtandet werden dürfe. — Die Debatten über dieſen Paragraph legten die Gefinnungen und Geiſtesrichtung der Synodalmitglieder unſtreitig am offenſten an den Tag. Der Ausſchuß hatte nur das Prädikat: „religiösgeſinnt“ von den Presbytern verlangt (frühere freie Verſammlungen hatten auch dieſes geſtrichen); wogegen Pf. Hollenſteiner mit manabafter Entſchiedenheit geltend machte, daß dazu die kirchliche Gefinnung ausdrücklich geſordert werden müſſe, grade weil die Zeit nicht kirchlich ſey, ſo viel ſie auch über kirchliche Dinge rede. „Das Wort,“ ſagte er, „daß Sie hier reden, iſt eine That, es iſt ein lebendiges Zeugniß von dem, wie Sie ſelbſt geſinnt ſind, ein Zeugniß davon, daß es Ihnen wahrer Ernſt iſt, zur Hebung des gekunkelten kirchlichen Lebens beizutragen —“.

Nachdem ſich noch Mehrere dafür ausgedrückt, erwiderte der Reſerent, Advokat Boecking, unter Anderen: „Wenn die Zeit nicht kirchlich iſt, und wir nehmen die verlangte Beſtimmung auf, ſo bekommen wir keine Presbyterien; die Zeit iſt aber keine unfirchliche, ſie hat Interesse an der Kirche und dieſes zeigt ſie nicht bloß durch Kirchenbeſuch, ſondern auch durch andere Handlungen. Es gibt Leute, die viel mehr für die Kirche thätig ſind, wenn ſie auch ein halbes Jahr lang nicht in die Kirche gehen, als andere, die jeden Sonntag hineingehen und ſonſt nicht als gute Chriſten und Proteſtanten handeln. Glauben Sie ja nicht, daß die Aufnahme der Beſtimmung ganz ohne Werth iſt, wenn man auch ſagt, es bleibe das Urtheil hierüber dem Ermeſſen der Gemeinde anheimgeſtellt. Wir haben zugegeben, daß obige Worte „religiös und unbeſcholten“ in den Paragraph aufgenommen werden, wir haben darin nichts gefunden. Wenn aber noch der Kirchlichkeit erwähnt wird, wie leicht möchte dieſes bei den Wählern zu Umtrieben, zu Empfehlungen oder unangenehmen Erörterungen führen —“. — „Man ſagte noch: welches Unglück, wenn ein Presbyter gewählt wird, der nicht in die Kirche geht! allein, iſt denn das ſo arg, wenn er ſonſt ein ſchätzenswerther, braver Mann iſt, welcher der proteſtantiſchen Religion alle ſeine Kräfte widmet?“ — Nur mit zwei Stimmen Majorität wurde von den Presbytern die kirchliche Gefinnung verlangt, dagegen mit ſieben Stimmen Majorität auf Antrag des Advokaten Braun und Notars Poſeus beſchloſſen, daß die politiſchen Verbrechen in der vereinigten Kirche in Presbyterien und Synoden wählbar ſind. „Wenn nichts davon in dem neuen Wahlgeſetz ſteht,“ ſagte Advokat Br., „ſo iſt es ein großer Fehler und eine große Auslaſſung. Die neue Zeit iſt zu der Anſicht gekommen, daß die politiſchen Verbrecher vor dem göttlichen Richterſtuhl nicht immer Verbrecher ſind; ſie ſind oft die edelſten Menſchen, und ſo iſt es möglich, daß die politiſchen Verbrecher in der Kirche ſehr gut wirken können. Sind ihre Verbrechen der Art, daß ſie wirklich etwas Unwürdiges an ſich tragen, ſo wird dieſes dem gefunden Sinne der Wähler nicht entgehen; dieſe werden vielmehr nur dann einen ſolchen Mann wählen, wenn ſie überzeugt ſind, daß er einer ſolchen Auszeichnung würdig iſt. — Wir ſollten dem politiſchen Geſetze folgen. Es haben ja die neueren Wahlgeſetze, namentlich das über das Parlament, die politiſchen Verbrecher nicht ausgeſchloſſen. Wenn der Staat es nicht thut, ſoll es um ſo weniger die Kirche thun.“ Am folgenden Tage gaben zwar die Antragſteller in der Synode die von ihr angenommene Erklärung ab, daß ſie dieſen Antrag als nicht geſchehen betrachten wollten, wofern ihn die Staatsregierung beanſtande, damit nicht etwa dem ganzen Wahlgeſetze deswegen die Genehmigung verſagt würde, legten aber dadurch ihre innere Erbärmlichkeit nur noch mehr an den Tag. Da die fünf- undvierzig Mitglieder zählende General-Synode aus zwei Drittel Geiſtlichen beſtand, ſo iſt ſchon daraus erſichtlich, daß eine große Anzahl von Geiſtlichen dem Antrag ihre Zuſtimmung gegeben.

(Fortſetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 24. Januar.

N^o 7.

Die Unirte Kirche und die Lutherischen.

(Schluß.)

Der Lutherische Christ aber will jedenfalls eine gegenwärtige Kirche, welche das, was sie ihm seyn und gewähren soll, nicht erst von der Zukunft erwartet, sondern bereits ist, besitzt, und ihm mitzutheilen vermag. Denn ihm ist die kirchliche Gliedschaft viel wichtiger und nöthiger um deswillen, was er vom Herrn in der Kirche empfängt, als um deswillen, was er ihm darin darbringt. Gedenkt er aber, daß die heilige Schrift die Kirche den Leib Christi, ja Christum selbst nennt, so wird ihm die kirchliche Zugehörigkeit, die ihm nun zugleich die Einverleibung in Christum, die Gliedschaft an Christo ist, eine Sache hohen Ernstes und entscheidender Wichtigkeit, und es muß ihm eins der heiligsten Anliegen seyn, der wahren Kirche des Herrn anzugehören, von der er überzeugt seyn kann, daß sie berechtigt sey, die Verheißungen des Herrn an seine Kirche sich im vollsten Sinne zuzueignen. Und ist sein Bekenntniß wirklich seine heiligste Ueberzeugung, so kann er nicht zweifeln, daß dies die Kirche seines Bekenntnisses seyn müsse. In dieser Beziehung über kirchliche Ausschließlichkeit zu jammern, ist das äußerste Mißverständniß. Kann irgend eine Kirche ihr besonderes Daseyn vor Gott und Menschen verantworten, wenn sie nicht unüberwindlich gewiß ist, daß ihr Glauben und ihre Lehre nach Gottes Wort die reinsten und vollkommensten seyen und daß sie kraft dessen die eigentliche, wahre, rechte Kirche des Herrn im auszeichnenden Sinne und vor allen anderen Gemeinschaften in der allgemeinen Kirche Christi darstelle? daß daher auch aufs Eigentlichste und Besondere von ihr gelte, was die Schrift der Kirche überhaupt zuschreibt, beilegt und verheißt? Die Kirche, die nicht Glaubensgewißheit und Muth genug hat, sich ausschließlich für die rechte und wahre Kirche des Herrn zu erklären, hat gar keine Berechtigung dazusehn. Aber, wird man sagen, ist die Lutherische Kirche nicht da, wo ihrem Bekenntniß zufolge das Evangelium rein gepredigt und die Sakramente laut desselben gereicht werden? und da dies in der Union gestattet ist, auch geschieht, schließt denn dieselbe die Lutherische Kirche aus, und nicht vielmehr ein? Wir müssen Beides verneinen. Evangelische Predigt und Sakramentspendung sind die nothwendigen Attribute der rechten Kirche; Gläubige und Gemeinden, die sich dazu halten, sind ihre nothwendige Voraussetzung; zum Daseyn, zur Wirklichkeit gelangt sie aber erst, wenn die letzteren sich zu einem äußerlichen, sichtbaren Organismus zusammenschließen. Die Lutherische Kirche kann sich nicht an einem bloß unsichtbaren Daseyn genügen lassen und ihre Sichtbarkeit an die Union abtreten. Sie, der das Moment der Leiblichkeit so hohe Bedeutung hat, kann am wenigsten zugeben, daß die bloße Lehr- und Sa-

kraments-Gleichheit zerstreuter Gemeinden, ohne corporative Zusammenschließung den Leib Christi im eminenten Sinne darstelle; diesen kann sie erst da erkennen, wo die innerliche Gemeinschaft in Christo auch zu einer äußerlichen wird. Sie muß den Auspruch, daß Leiblichkeit das Ende der Wege Gottes sey, auch auf die eigene Existenz anwenden, und kann erst in der äußerlichen und sichtbaren Zusammengliederung ihrer Bekenner sich als Kirche, als Leib Christi erkennen. Ein solches Daseyn kann ihr die Union nicht gewähren. In dieser sind Lutherische, reformirte und *xar' êkz'z'* unirte Gemeinden zu Einem äußerlichen Organismus verschmolzen, von welchem alle kirchliche Gesamthätigkeit ausgeht, und von welchem die besondere kirchliche Existenz der Lutherischen völlig verschlungen und aufgesogen wird. Der Lutheraner und die Lutherische Gemeinde sind dort nicht in ihrer, sondern in der Unirten Kirche. Kann aber der Lutherische Christ diese bei ihrer zweideutigen, halbherzigen Stellung zu seinem Bekenntniß, bei dem Mangel jeder eigenen inhaltlichen Grundlage ihres Daseyns, bei ihrer Glaubensunsicherheit, bei ihrem Ja-Nein und Nein-Ja für die eigentliche, wahre, rechte Kirche des Herrn im auszeichnenden Sinne halten? Darf er vertrauen, daß sie sich die Verheißungen, welche nur die wahre, treue Kirche hat, zueignen dürfe, und daß sie ihm deshalb zu Gute kommen würden?

Die Kirche ist die nothwendige Vermittlerin alles Sakramentalen. Das Bekenntniß einer Kirche ist deren Selbstzeugniß darüber, wie weit sie nach dem Worte Gottes sich Christum und die ewigen himmlischen Güter und Heilsgaben, die er verleiht, angeeignet habe. Nachdem im Verlauf der Zeit unter den Christen viele der größten Verheißungen und gabenreichsten Gaben des Herrn angezweifelt und bestritten worden sind, ist es unerlässlich geworden, daß darüber jede Kirche bei sich selbst zur Klarheit gelange, darüber sich bestimmt und unverhüllt gegen ihre Glieder erkläre. Denn nur so viel sie von Christo und seinen Heilsgaben anerkennt, glaubt und annimmt, so viel hat sie auch; was sie aber abweist, läugnet und verwirft, das hat sie nicht. Hierin kann es mit dem organischen Ganzen einer Kirche nicht anders seyn, als mit dem einzelnen Christen, dem der Herr durch seine Heilsanstalt sich und seine Heilsgüter darbeut. Was derselbe davon im Glauben an- und aufnimmt, das ist so gewiß sein, als der Herr es verheißt hat; was er aber nicht glaubt, nicht glauben will oder kann, folglich auch nicht ergreift und annimmt, das ist so gewiß nicht sein, als alle Verheißungen des Herrn den Glauben zur Bedingung haben. Könnte sich dies bei einer Kirche anders verhalten? Gewiß nicht. So glaubt die Lutherische Kirche laut ihres Bekenntnisses, daß die sakramentale Selbstmittheilung Christi nicht allein nach seiner göttlichen Natur, sondern auch nach seiner ganzen verkörperten Menschennatur

stattfinde, während die Reformirte Kirche in ihrem Glauben und Bekenntniß die menschliche Seite der Persönlichkeit des verkörpertten Mittlers von seiner Selbstmittheilung ausschließt, indem sie dieselbe in räumlicher Begrenzung an einem bestimmten Ort, im Himmel glaubt. Ist nun der Glauben der Lutherischen Kirche wirklich auf die Verheißung des Wortes Gottes gegründet, so ist nicht zu bezweifeln, daß Christus in ihr sich sowohl seiner menschlichen als seiner göttlichen Natur nach mittheile; wogegen die Reformirte Kirche diese reale Mittheilung der menschlichen Natur des verkörpertten Mittlers nicht zu sich heranzieht und von sich ausschließt, indem sie dieselbe nicht im Glauben an- und aufnimmt, und sowohl ihre Verheißung als ihre Möglichkeit läugnet. Und so müssen wir im Allgemeinen sagen: Wiewohl laut der heiligen Schrift Christus sich selbst und all' seine Gnadengüter der Kirche völlig und reichlich bietet und dargibt, so wohnt und wirkt er doch in jeder besonderen Kirche nur sofern, so hat jede von ihm nur so viel, als sie in ihrem Glauben sich aneignet, und sich aneignen zu wollen durch ihr Bekenntniß bezeugt.

Ehe wir diese Betrachtung auf unsere Frage anwenden, fügen wir sogleich noch folgende hinzu. Der Herr hat alle jene ewigen Güter, in und mit welchen wir durch Wort und Sakrament Christum empfangen und des himmlischen Wesens theilhaftig werden, der Kirche als ein gemeines Gut gegeben und anvertraut, damit dieselbe sie verwalte und austheile. Nicht an besondere Individuen, nicht an die Einzelpersönlichkeit sind sie geknüpft, sondern dem jedesmaligen Ganzen der Kirche verliehen, damit in ihm, als in einem ächten Organismus, jedes Glied vom Ganzen aus mit dieser himmlischen Nahrung genährt, erhalten und gestärkt werde. In seiner Kirche aber und durch dieselbe beruft und bestellt der Herr besondere Personen, die in seinem und der Kirche Namen, Auftrag und Vollmacht die Verwaltung und Austheilung jener ewigen Gaben und Güter versehen sollen, welche er der Kirche gegeben und diese im Glauben von ihm angenommen hat. Hierin besteht das Wesen des Amtes. Was daher Jemand nach seinem Amte thut, das thut er nicht als diese einzelne Person, nicht als einzelner Christ, sondern allein als dienendes Werkzeug, als Organ der Kirche, welche, wenn er thut wie sie ihm befohlen, durch ihn predigt, Sünde vergibt, Sakrament darreicht 2c. Sagte man dagegen: Nein, nicht als Organ der Kirche, sondern des Herrn, der dies durch ihn thut, so geben wir das zu, erinnern aber daran, daß dies gar kein Gegensatz ist, indem die Kirche ja eben nichts Anderes ist, als die Menschheit in Christo und Christus in der Menschheit, daß ferner der Herr nur sofern in der Kirche ist und wirkt, als deren Glaube hierin seiner Verheißung entspricht, und daß er endlich das Amt und die Werke des Amtes nicht unmittelbar, sondern durch die Kirche überträgt, folglich ebenfalls nur so überträgt, wie der Glaube der Kirche zuläßt. Weil demnach bei den Werken des Amtes die amtende Person nur als Organ der Kirche, nicht als Person in Betracht kommt, so lehrt die Lutherische Kirche mit Recht, „daß die Sakramente gleichwohl kräftig seyen, obgleich die Priester, dadurch sie gereicht werden, nicht fromm sind, sondern etwa falsche Christen, Heuchler, auch öffentliche Sünder.“ Ganz mit demselben Zug ist aber auch zu behaupten,

daß der vollere Glauben und die reichere Überzeugung der Geistlichen dergleichen Handlungen nicht kräftiger, noch inhaltreicher machen kann, als sie nach dem Bekenntniß der Kirche, von der sie ihr Amt haben, seyn sollen. Denn in beiden Fällen thun sie dergleichen nicht als von sich, auch nicht für sich, sondern als Diener der Kirchen. Wenn sie also ihr Amt nach Befehl der Kirche ausrichten, so thun und geben sie dadurch nicht weniger und nicht mehr, nicht kräftiger und nicht unkräftiger, als zu thun und zu geben sie von der Kirche Auftrag und Vollmacht haben, ihr persönlicher Unglaube oder Glaube sey welcher er wolle. Offenbar aber kann ihnen die Kirche auch nicht mehr und nichts Anderes zu verwalten und auszuthemen anbefehlen von den ewigen Gütern in Christo, als sie selbst besitzt und von Christo angenommen hat; was dies aber sey, bezeugt eben ihr Bekenntniß. Und so erhält das Bekenntniß einer Kirche zugleich die Bedeutung einer Grundlage der amtlichen Bevollmächtigung, indem es ein geistliches corpus honorum, eine urkundliche Aufzeichnung derjenigen himmlischen und ewigen Güter ist, deren Verwaltung, Haushaltung und Austheilung den Zweck und die Aufgabe des Amtes bildet. —

Weshalb hat sich nun der Lutherische Christ in all' diesen Beziehungen von der Unirten Kirche und deren Amte zu versehen? Kann sein Herr und Heiland in dieser Kirche so seyn und wirken, kann er ihn daselbst so finden, wie er seinem Bekenntnisse zufolge ihn suchen und verlangen muß? Nein. Diese Kirche hat weder den ganzen Christum des Lutherischen, noch des reformirten Bekenntnisses im Glauben in sich an- und aufgenommen. Jenen läßt ihr reformirtes, diesen ihr Lutherisches Bekenntniß nicht zu, und ein eigenes hat sie nicht, weil sie es hierüber als Kirche zu einem gewissen schriftmäßigen Glauben noch nicht hat bringen können, sondern beim Zweifel stehen geblieben ist. Und ist es nicht eben so mit den sakramentalen Gütern und Gaben, welche der Lutherische Christ in und von der Kirche empfangen will? Auch diese hat die Unirte Kirche nicht dem Lutherischen Bekenntnisse gemäß vom Herrn im Glauben an- und aufgenommen, auch darüber ist sie in zweifelnder Unentschiedenheit stehen geblieben, sie hat sie daher nicht als solche, wie der Lutherische Christ sie zu seiner Seele himmlischen Nahrung allein für genügend erkennen kann, und kann sie daher als solche auch nicht dem Amte zu verwalten und auszuthemen übertragen. Meint man etwa, die Oberbehörden, welche die größeren Einheiten der Unirten Kirche repräsentiren, könnten diesen Ungewissheiten und Mängeln dadurch abhelfen, daß sie Geistliche ihrer Lutherischen Gemeinden auf das Lutherische, Geistliche ihrer reformirten Gemeinden auf das reformirte Bekenntniß verpflichten? Wir wollen nicht fragen, was dann mit Geistlichen bei *κατ' ἐξοχήν* unirten Gemeinden geschehen solle; müssen aber dafür halten, daß dieses Mittel theils sittlich unmöglich ist, theils seinen Zweck verfehlt. Oder ist es sittlich denkbar, daß dieselbe Kirche, dieselbe kirchliche Behörde in so hohen und ernsten Dingen unseres allerheiligsten Glaubens von dem Einen ein Ja über dasselbe fordere, worüber sie dem Anderen ein Nein abverlangt, und was sie dem Dritten gänzlich in's Belieben stellt? Aber wenn es gleich geschähe, jener Zweck würde dadurch nicht erreicht, indem es sachlich un-

möglich ist, daß eine Kirche ihrem Diener etwas zu verwalten und auszutheilen übergebe, was sie als Ganzes selbst nicht hat und besitzt. Wo sie aber Ja und Nein zugleich sagt, da glaubt sie nicht, sondern zweifelt, und was sie bezweifelt, das hat sie nicht, denn nur der Glaube hat Verheißung. Und so erreicht sie mit jener Verpflichtung nichts mehr, als daß sie die Person an das Bekenntniß bindet, da sie auf Grund desselben ihrem Diener nicht übertragen kann, was ihr selbst mangelt.

Um an einem Beispiel zu zeigen, in welch' trostlose Unge-
wissenheit und Zweifel bei dieser Lage der Dinge Lutherische Laien
und Geistliche innerhalb der Unirten Kirche gerathen können,
sobald sie über diese Verhältnisse zum Bewußtseyn kommen, wäh-
len wir den höchsten und heiligsten Mittelpunkt kirchlicher Thä-
tigkeit und kirchlichen Lebens, das größte Geschenk, das unser
Mittler und Versöhner seiner Kirche gegönnt hat, das heilige
Abendmahl, das für den Lutheraner um deswillen so unendliche
Bedeutung hat, weil er gewiß ist, daß ihm dadurch die ewige
verklärte Menschennatur des Sohnes Gottes real mitgetheilt
und eingepflanzt werden soll „zum ewigen Leben.“ Wenn ihn
nun hungert und durstet nach dem Leibe und Blute des leben-
digen Heilands, und er tritt zu einem Altar der Unirten Kirche,
was empfängt er dort? was reicht ihm der Geistliche? Beide
wissen, daß Glaube oder Unglaube des Empfängers die Gabe
an sich selbst nicht ändert. Was er empfängt, kann ihm zwar
zum ewigen Leben dienen, wenn er glaubt, oder zum Gericht,
wenn er nicht glaubt, an sich selbst aber bleibt's, was es ist, da
er's nimmt und empfängt. Beide wissen ferner, daß auch der
Glaube oder Unglaube des Geistlichen, wenn das Sakrament
nur richtig verwaltet wird, nichts dazu und nichts davon thun
kann. Denn so wenig der Unglaube des Geistlichen Leib und
Blut des Herrn aus dem Sakrament verschleucht, wenn sie sonst
darinnen sind, so wenig vermag der bloße Glaube und per-
sönliche Wille desselben, sie hineinzubringen, wenn sie nicht
sonst schon darinnen sind. Endlich wissen beide auch, daß es
nicht eine magische Kraft der Consecrationsworte sey, welche für
sich allein bewirken, was da gegeben und empfangen werden
solle. Wodurch geschieht's denn, daß man dort des Herrn wah-
ren Leib und Blut empfange? Dadurch, daß Christus es sei-
ner Verheißung gemäß gibt, je nachdem die Kirche es im Glau-
ben angenommen und ihrem Diener zu verwalten übertragen.
Denn auch der Herr ist und wirkt in der Kirche nur sofern,
als deren Glaube seiner Gegenwart und seinem Wirken Eingang
verschaffet. Hat denn nun die Unirte Kirche die Verheißung des
Herrn, daß wir im Abendmahl seinen Leib, für uns gebrochen,
und sein Blut, für uns geflossen, empfangen sollen, — hat sie
diese Verheißung im Glauben sich zugeeignet? Ja und Nein;
sie zweifelt und weiß nicht; sie hat darüber geschwiegen und
schweigt noch. Sie kann ihrem Diener hierüber nichts Gewisses
anbefehlen noch übertragen, und doch thut er, indem er das
Sakrament reicht, nicht sein, sondern der Kirche Werk. Und so
weiß weder der Geistliche, was er reicht, noch die hungernde
Seele, was sie empfängt. Mit Zweifel und Ungewißheit, was
sie geben und empfangen, müssen beide an dies ernste, heilige,
mit so schauerlicher Drohung — 1 Cor. 11, 27 — 29. — ver-

knüpfte Werk gehen und wieder davon gehen, zweifelnd und un-
gewiß, was sie gegeben und empfangen. Daß die Meisten solche
Zweifel und Ungewißheit noch niemals empfunden, beweist nicht,
daß sie als Geistliche auch gegeben, was sie zu geben, als Com-
munikanten empfangen, was sie zu empfangen vermeint; es be-
weist nur, daß sie auf diese ernstlichen Fragen sich noch nie einge-
lassen. Wollten sie sich aber damit beruhigen, daß, was bei
Menschen nicht möglich sey, doch möglich sey bei Gott, so müssen
wir sie von dem festen und gewissen Boden des Lutherthums
hiemit zurückweisen, indem wir ihnen ein durchgreifendes Princip
unserer Kirche mit den Worten der Schrift (5 Mos. 29, 23.
n. d. Urk.) entgegenhalten: Das Verborgene ist des Herrn un-
seres Gottes, das Geoffenbarte aber unser und unserer Kinder
ewiglich. —

Es wird kaum erforderlich seyn, nach dem Ausgeführten
noch den Schluß zu ziehen, daß die Unirte Kirche dem aufrich-
tigen Lutherischen Bekenner das nicht seyn noch gewähren könne,
was seinem Bekenntniß, d. h. seiner heiligsten Überzeugung zu-
folge ihm die Kirche seyn und gewähren muß. Und es sollte
für ihn nicht heilige Gewissenspflicht seyn, sobald er sich dessen
bewußt wird, aus einer Kirche, die er nicht für die wahre er-
kennen, in der er seinen Christum nicht finden und seine Gna-
denmittel nicht empfangen kann, in diejenige hinüberzutreten,
die ihm dies Alles bietet, und der er durch sein Bekenntniß natur-
gemäß angehört? — —

Zum Schlusse nur noch Folgendes. Es ist in diese heilige
und wichtige Angelegenheit, die an sich gar nicht so verwickelt ist,
wissentlich und unwissentlich so viel Verwicklung gebracht, so
viel verdeckt und vertuscht worden, daß es wahrlich Zeit wird,
daß die Kirchen sich darüber ehrlich und offen auseinandersetzen.
Die Täuschung, als könne man zweien Kirchen zugleich angehö-
ren, als könne man innerhalb der Unirten Kirche Glied der Lu-
therischen Kirche seyn, muß allmählich zerrinnen und ist zum Theil
schon zerronnen. Will man denn vorsätzlich diese Kirchen und
Gewissen verwirrenden Verhältnisse in die Zeiten hinüberschleppen,
die sich bereits so furchtbar angekündigt haben, und für welche,
wie man bereits anerkannt, ein gemeinsames Zusammenstehen der
Kirchen, die nur am lauterem Evangelium halten wollen, gegen
die herüberdringende Nacht der Welt, des Fleisches, der Sünde
und des Teufels so nothwendig wird? Wie ist aber ein solches
Zusammenstehen in Liebe und Vertrauen möglich, so lange die
Kirchen sich nicht klar und reinlich auseinandergesetzt, wie etwa
die Reformirte und die Lutherische; so lange die eine von ihnen
zahlreiche Angehörige der anderen gleichsam gefangen hält und
nicht mit Ehren und Gut entlassen will, so lange dieselbe bei
dem Anspruche verharret, die allein vollberechtigte Kirche im Lande
zu seyn, neben welcher die anderen nur als concessionierte Sekten
zu dulden seien? Hätte es doch den vorzüglichen Männern, die
zu Wittenberg ein neues Schutz- und Trutzbündniß der Prote-
stantischen Kirchen anzubahnen versucht, gefallen wollen, zuvörderst
ihre Aufmerksamkeit und Thätigkeit dahin zu richten, daß dieser
verworrene und verwirrende Gränzstreit der Kirchen „auf Grund
der reformatorischen Bekenntnisse“ treu und redlich entschieden
würde! Ehe auf diesem Grunde nicht eine klare, freie Ausein-

dersehung erfolgt ist, ist auch an ein freies, klares Aneinander-schließen auf demselben Grunde nicht wohl zu denken.

B.

B. St.

Nachrichten.

Die alte Presbyterialordnung in der Pfalz.

(Fortsetzung.)

§. 4. bestimmt den Ort und die besondere Art der Wahlen; §. 5., daß dieselben nicht der Bestätigung der Kirchenbehörde bedürfen; §. 6., daß der Ausschluß eines Presbyters nur durch die Bezirks-Synode ausgesprochen werden kann, und zwar nur dann, wenn er sich eines der in §. 3. bezeichneten Verbrechen oder Vergehen schuldig gemacht hat. — Hier erhob sich die Frage, was geschehen sollte, wenn ein Presbyter sein Amt fortwährend vernachlässige. Mehrere meinten, er müsse ausgeschlossen werden. Pf. German dagegen sagte: „Vergessen wir nicht, daß die Sitzungen im Pfarrhause, ja selbst im Zimmer des Geistlichen gehalten werden. Es können gar leicht allerlei Störungen zwischen den Presbyterialmitgliedern und dem Geistlichen vorgefallen seyn, welche den einzigen Grund bilden, warum jene nicht bei den Sitzungen erscheinen. Nun frage ich Sie, m. H., ist das ein Verbrechen? Kann denn ein solcher Presbyter in seiner Gemeinde nicht eben so wohlthätig und segensreich wirken, auch wenn er nicht bei den einzelnen Sitzungen erscheint? Muß man den Presbyter strafen, weil der Geistliche die Schuld trägt? (oh!) — Meine Herren! ich bin selbst ein Geistlicher und ich weiß, was ich sage. Verhehlen Sie sich ja nicht, m. H., die Geistlichen tragen am meisten selbst die Schuld, und sie sollten nie vergessen, daß sie das Amt der Veröhnung und Liebe predigen, und wenn sie wirklich veröhnlich und liebevoll gegen jedes Mitglied sich verhielten, so würde sich solche Störung leicht ausgleichen lassen.“ Es wurde nicht weiter darauf eingegangen und dann in §. 7. bestimmt, daß bei Erledigung einer Presbyterstelle dasjenige Kirchenglied in das Presbyterium eintritt, welches zunächst die meisten Stimmen erhalten hat; §. 8., daß die Presbyterien alle sechs Jahre erneuert werden. —

Man weiß in der That kaum, was man zu allen diesen Dingen sagen soll. Und doch sind noch ärgere ausgesprochen, besonders von jenem Pf. German. In seinem Referate über die Trennungsfrage nannte er die Männer, welche auf den freien Versammlungen durch ihre gottlosen, aufrührerischen Reden aller göttlichen und menschlichen Ordnung Hohn gesprochen, wozu er selbst mit gehörte, „Männer des Geistes, der Wissenschaft, des Verstandes und der Intelligenz.“ Er forderte die Versammlung auf, hinzublicken auf den begeisterten Vaterlandsfreund, welcher sich durch das Wort: et tu mi fili, nicht abhalten lasse das zu thun, was er für Recht halte; ermunterte sie demnach in der Weise, wie der Mörder Brutus seinen Gönner Cäsar aus dem Weg geräumt, am Ober-Consistorium zu hanteln. Er nannte die bisherige Zeit „dreißig Jahre des Kriegs, der Schwach, der Herabwürdigung;“ u. A. — Das Alles hat die Synode, haben die darin befindlichen bisher so genannten Dribodogen, deren doch wenigstens zehn waren, nicht allein stillschweigend bingenommen, sie haben es sogar durch ihre Zustimmung gebilligt, sie haben hinter süßlichen, fremd klingenden Redensarten ihre Erbärmlichkeit zu verbergen gesucht. Unter diesen Umständen wird man es natürlich finden, wenn wir, wie einst das gesangene Volk Gottes an den Wasserflüssen Babels, mit Wehmuth jener vergangenen Zeiten gedenken, wo die Stadt Gottes noch sein lustig stand; inwendig der frische Born des Glaubens quoll und ihre Mauern und Zinnen weithin in die Ferne leuchteten. Mit diesem Gefühle der Wehmuth blicken wir besonders auf jene alte Presbyterialordnung, die jetzt mit Stumpf und Stiel ausgerottet ist. Ihre Darstellung wird

dieses Gefühl rechtfertigen und vielleicht Manchem, der nach Wahrheit sucht und seiner Kirche in dieser letzten betrübn Zeit nicht untreu werden möchte, von Nutzen seyn können.

In den Churpfälzischen und Pfalz-Zweibrückischen Landestheilen bestanden sowohl in der Reformirten wie in der Lutherischen Kirche schon in sehr früher Zeit Presbyterialordnungen, welche im Grunde denselben Zweck erreichten sollten, welcher in der übrigen Lutherischen Kirche durch den Beichtstuhl und die Privatbeichte erzielt wurde, nämlich die Kirchenzucht. Im Jahre 1656 wurde in den Zweibrückischen Landen die Presbyterialordnung erneuert und nach denselben Grundsätzen geschah dieses auch in der Churpfalz im Jahre 1681. Nach jenen beiden Presbyterialordnungen, von denen die erstere 1715, die letztere 1724 abermals gedruckt wurde, und welche oft wörtlich mit einander übereinstimmen, wollen wir die Grundsätze jener ehrwürdigen und segensreichen Einrichtung übersichtlich vorlegen.

I. Das Bedürfnis nach Presbyterien ist entstanden aus dem Verlangen nach der Heiligung im Glauben, die Gottes Wort befolgt, und ohne welche kein rechtshaffenes Christenthum möglich ist. Dieses Verlangen ist besonders schön ausgesprochen in der Rede zu der Zweibrücker Pr. D. Es heißt dort u. A.: „Bei diesen letzten unruhigen und betrübn Zeiten, da sich mannigfaltige Ärgernisse und vielerlei Laster, dadurch der Zorn Gottes über seine christliche Gemeinde gereizt und gehemmt wird, erregnen und begeben, und da männiglich hochverbunden und schuldig, durch wahre Reue, Buße und Besserung des Lebens und Wandels Gottes entbrannten und schweren Born helfen abzubitten und abzuwenden, haben wir es für eine Nothdurft und für rathsam erachtet, diese Censurartikel und Wegweisung zu einer gottseligen und nützigen Kirchenzucht ansehn zu lassen.“

II. Die Aufgabe des Presbyteriums ist demnach die sittliche Besserung der Gemeinde, die Pflanzung und Nahrung des Glaubens, der Gottesfurcht, des thätigen, wahren Christenthums durch eine ernste Kirchenzucht. Die Zw. Pr. D. sagt im 1sten Cap.: „Es ist von Gott dem Allmächtigen selbst und aus dessen Befehl und Eingeben von den heiligen Aposteln und Lehrern der ersten Kirche eine gewisse Kirchendisziplin zu Handhabung desjenigen, so von dem wahren Glauben und von gottseligem Wandel und Leben heilsamlich aus göttlichem offenbarten Wort gelehrt und gepredigt wird, angestellt, verordnet und geboten worden, dadurch vermittelst christlicher, sanftmüthiger Ermahnung, Strafen und anderer dienlicher Mittel, die Reineigheit der christlichen Lehre und gottselige Übung erhalten, die Frommen gestärkt und ermuntert, die Schafe von den Wölfen abgesondert und dem Teufel den Weg, durch allerlei Schande, Laster und Lippigkeiten eingebrochen, verbaut und benommen werden möge, auf daß die Ehre und der Dienst Gottes allerseits befördert, die Ärgernisse in der Kirche verbütet und durch solche gute Ordnung und Disciplin auch, die draußen sind und unsere Lehre zu lästern pflegen, zu der Wahrheit und deren Erkenntnis gebracht werden. Denn solche Ordnung ist von unserm einigen Herrn und Heiland Jesu Christo, Matth. 18, 15, 18., eingesetzt, hernach durch seine Apostel erstlich zu Jerusalem und folgens in allen andern Kirchen bin und her angeordnet worden.“ — Act. 14, 23., 20, 17., Tit. 1, 5., 1 Petr. 5, 1. — „Ist also hienit leichtlich zu verstehen und zu wissen, was durch den Allweisen Rath oder Presbyterium in der Kirche verstanden werde: nämlich, daß neben den Kirchendienern und Lehrern jedes Dites etliche gewisse, gottselige und ehrbare, taugliche Personen auf vorgehende Anrufung Gottes erwählt und bestättiget werden, welche neben gedachten Lehrern anstatt der ganzen Gemeinde zu gewissen Zeiten zusammenkommen, und was sich in Lehre und Leben für Mängel und Ärgernisse in der Gemeinde zuge tragen, abzuschaffen und zu verbessern mit einander berathschlagen, auch nach dem Worte und Befehl Gottes das Amt der Schlüssel durch brüderliche Ermahnungen, scharfe Erinnerung und auf den letzten Nothfall durch den gebotenen Kirchenbann üben und gebrauchen. (Schluß folgt.)“

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 27. Januar.

N^o 8.

Noch ein Wort über das Verhältniß der Evangelischen Kirche zum constitutionellen Staate in Preußen.

In der Berliner Pastoral-Conferenz vom 21. Juni v. J. hatte Dr. Stahl die Fortdauer der bisherigen Stellung des evangelischen Landesherrn zu den Evangelischen Kirchen seines Landes für politisch-unmöglich und unzulässig erklärt, indem seit der Revolution ein landesherrliches Regierungs-Reservat, von welcher Art es auch sey, von dem Geiste der Zeit, von dem Willen des Volkes nicht mehr gebildet werde. Diesen Vortrag lesen wir in der Ev. K. Z. v. J. Nr. 55. S. 525 f., Nr. 58. S. 561 f.

Darauf ist eine ausführliche Erwiderung aus Gnadau am 13. Juli v. J. erfolgt, wonach der Landesherr durch die politischen Veränderungen seines Verhältnisses zur Evangelischen Kirche nicht verlustig geworden sey, und noch weniger seiner Verpflichtungen gegen dieselbe sich entbinden dürfe. Diese Erwiderung lesen wir ebenfalls in der Ev. K. Z. Nr. 63 und 64. (Vgl. Nr. 46. 47.)

Hienach schien es namentlich darauf anzukommen, daß wir, nachdem der erste Schrecken überstanden ist, wieder Muth fassen, und gegen die Gellüste des Zeit- und Weltgeistes nicht die Segel streichen, auch unter keiner Bedingung dem Feinde mit Concessionen entgegenkommen. Aber auf Dr. Stahl's Ansichten scheint weder die schwache Stimme aus Gnadau, noch der lautere Zuruf eines Juristen über „Kirchenregiment und Revolution“ (Ev. K. Z. Nr. 66.) irgend einen Einfluß gehabt zu haben; denn in seiner neueren Schrift: „Die Revolution und die constitutionelle Monarchie“ vernehmen wir neben vielen beherzigungswerthen Maximen, welche zur Conservation des wahrhaftigen Königthums unerläßlich sind, im Widerspruche hiemit, dieselbe Concession noch einmal, wenn es heißt: „Von nun an“ — d. h. seit der Revolution — „ist es nicht mehr möglich, daß der Fürst ein rechtlich abgegränztes Bereich der Regierung habe, in dem er grundsätzlich nur dem eigenen Ermessen folgt, und deswegen auch offen und direkt mit seiner Persönlichkeit austritt. Denn abgesehen von der Frage, ob die zu große Unabhängigkeit des Königs oder die zu große Abhängigkeit eine geringere Gefahr sey, ist ein solches Verhältniß bei der herrschenden Denkweise gar nicht mehr durchzuführen, und hätte, wenn es bürgerrechtlich würde, grade für das Königthum selbst zuletzt die größte Gefahr. Denn nichts kann bei dieser Denkweise bedenklicher seyn, als daß der königliche Wille irgendwo allein und schutzlos sich darbiete“ (S. 68.). In demselben Sinne heißt es (S. 76.): „Ein constitutioneller König ist ein König von eigenthümlicher

Art, indem er nicht, wie in älteren eingeschränkteren Monarchien, in einer Sphäre gebunden ist und in der anderen Sphäre völlig arbiträr schaltet, sondern in allen Sphären Macht, Einfluß und Überwachung der Volksvertretung ihm gegenüberstehen. Er ist ein König, der auch in keinem Punkte sagen darf: „„Das ist mein Belieben,““ der aber auch in keinem Punkte dem Parlamente und Volke hörig zu seyn braucht, wenn es sagt: „„Das ist mein Belieben.““

Je mehr wir nun den in der obigen Schrift auseinander-gesetzten sehr wichtigen und gesunden politischen Principien, von welchen auch nach unserem Erachten das Seyn oder Nichtseyn der Monarchie abhängt, vollen Eingang und maßgebenden Einfluß wünschen, um so ernstlicher müssen wir andererseits vor jeder Inconsequenz gegen die eigenen Principien, so wie vor jeder diplomatischen Concession nochmals warnen, insbesondere vor allen willfährigen Zugeständnissen, welche die Furcht vor noch größerer Gefahr für die Krone der angeblichen Übermacht einer sogenannten öffentlichen Meinung entgegenbringt, oder vielmehr vor der allzu vorsichtigen Verzagttheit, welche — nach dem ersten Scharmügel die Schlacht zum Voraus verloren gibt. Dennoch ist es nicht unsere Absicht, zu dem Zweck einer allerdings sehr wünschenswerthen Verständigung neue Argumente auseinanderzusetzen. Wir möchten nur im Allgemeinen gegen das zum Muster aufgestellte Gleichgewicht der beiden Autoritäten im Staate ohne einen überwiegenden Vorzug unser — physikalisches Bedenken uns vorbehalten. Außerdem haben wir nur zu bemerken, daß in der kirchlichen Sphäre ohnehin nicht von einem völlig arbiträren Belieben oder Plaisir die Rede seyn kann, und daß es überhaupt noch andere Beschränkungen gibt, als Volksvertretung und öffentliche Meinung. Im Ubrigen beziehen wir uns auf die Erwiderung aus Gnadau, zu der wir uns noch einmal bekennen. Wir lassen uns auch nicht durch die vorläufige Verfassungsurkunde vom 5. December v. J. irre machen, da wir sie als eine definitive Entschüttung aller Rechte und Pflichten eines vorzüglichen Gliedes der Kirche nicht ansehen können. Vielmehr müssen wir im Interesse des Landesherrn, dessen Selbstständigkeit Dr. Stahl so treulich zu schützen gesucht hat, im Interesse des Staats, welches sich weder auf die Volksvertretung, noch auf die Staatsregierung beschränkt, im Interesse der Kirche, welche der abstrakten Auflösung und Zerschneidung eines alten gliedlichen Verbandes nicht gleichgültig zusehen kann, wenigstens darauf zur weiteren Erwägung aufmerksam machen, daß in einer wirklichen Monarchie nichts unmöglicher ist, als die Erstirpation aller Reservate, und daß überdies die wesentliche Theilnahme des Landesherrn an der

Kirchenverwaltung nach dem eigentlichen Consistorialprincip gar nicht zur Staatsregierung gehört. — Sollte nicht, das ist unsere Frage, sollte nicht, trotz alles Umsturzes und Umschwunges im Staate, einem jeden Gliede der Kirche der Wille frei bleiben, — in die Kirche zu gehen, — an der Kirche Theil zu nehmen, und für die Kirche zu sorgen nach dem Maß der verliehenen Kräfte? Die Aufgabe ist wichtig, welche grade jetzt jedem Gliede der Kirche seines Orts obliegt: die Aufgabe ist geeignet, den gesunkenen Muth zu wecken, und Muth gibt Sieg. Wer dürfte auch Alles verloren geben, weil Vieles anders und besser werden muß?

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Die alte Presbyterialordnung in der Pfalz.

(Schluß.)

Im 2ten Cap. heißt es: „Die Sachen, darauf die Ältesten in der Gemeinde eine Aufsicht haben sollen, bestehen nicht sündlich in weltlichen Sündeln, als Geldsachen und dergleichen Dingen, sondern in dem Wohlstand der Kirchen, welche ist die Menge aller auserwählten und gläubigen Menschen, so von Gott zum ewigen Leben berufen sind, und also in fleißiger Aufsicht, daß die Gebote Gottes von Jedermann, sowohl Lehrern als Zuhörern, gehalten und Lehre und Leben nach dem Befehl Gottes angestellt werde.“

1. „Derowegen sollen sie auf ihr eigenes Leben und Wandel, auf die Ihrigen und ihre ganze Haushaltung Achtung geben, daß sie darinnen Niemand ärgern, sondern sich also christlich und ehrbar verhalten, daß Andere ein Exempel der Tugend und Gottseligkeit daran nehmen können.“ Im 6ten Cap. steht darüber noch weiter: „Dieweil vor allen Dingen nöthig, auch Gottes Wort gemäß, daß die Ältesten zuvörderst auf ihre Hausgenossen und auf sich selber Acht haben, damit sie nicht in dem, so sie strafen, selbst sträflich erfunden werden, so ordnen und wollen Wir, daß, so oft das Nachtmahl in der öffentlichen Gemeinde gehalten wird, oder zum wenigsten jährlich zweimal, das ist von sechs Monaten zu sechs Monaten, die Ältesten unter sich selbst eine Censur anstellen, und dabei sonderlich Umfragen gehalten werden sollen, ob auch Unsere publicirte Ordnung in allen ihren Punkten gehandelt, sonderlich aber dem Predigamt recht abgewartet und untadelig vorgegangen werde. Derowegen soll alsdann bei solcher Partikular-Censur zuvörderst der Präses und Pfarrherr selbst abtreten und von demjenigen, so die nächste Stelle nach ihm hat, Umfrage gehalten, und solches fürher mit den Übrigen also practicirt werden; welches dann von Allen und einem Jeden nicht übel zu verstehen, sondern mit sanftmüthigem und dankbarem Gemüthe als zur Ehre Gottes und zum Bau der Kirche gemeint, aufzunehmen ist. Und es soll endlich jeder Pfarrherr und Consistorialis nicht allein sein eigen Exemplar haben, sich darin jezeit nach Nothdurft zu versehen, sondern es soll auch dieselbe jährlich zum wenigsten einmal in dem Presbyterio, auch wo nöthig, von der Kanzel abgelesen, und ihr ohne einigen Respect der Personen in allen und jeden Fällen fleißig nachgelebt werden.“

2. „Sie sollen fleißig, so viel ihnen von Gott Verstand an seinem Worte verliehen worden, aufmerken auf die Kirchendiener, ob sie nämlich in Lehre und Leben untadelhaft und mit Fleiß studiren, ehrbarlich und ohne Einführung neuer Irrthümer, auch zu allen bestimm-

ten Zeiten predigen, Kinder lehren, die heiligen Sacramente nach Gottes Ordnung auspenden, die Kranken und Gefangenen besuchen und trösten, der ganzen Gemeinde mit gutem Exempel vorgehen und deren Heil und Seligkeit sich treulich angelegen seyn lassen.“

3. „Gleicher Gestalt sollen sie auch auf die Schulen und deren Verfassung ein Auge haben, ob die Schulmeister ihr Amt thun und ihre Stunden halten, und ob die Jugend nicht hin und wieder ärgerlich herumlaufe und sonst Anzeig geben, daß keine Disciplin gehalten wird. Ziemlich auf Spitäle, Almosen und dergleichen.“ — Die Aufsicht über die Schulen wurde den Presbyterien in der Pfalz schon durch die Französische Regierung genommen.

4. „Ebenermäßen sollen sie auch in der ganzen Gemeinde gute Achtung auf alle öffentliche Ärgerniß, wie auch heimliche und nicht offenbar vergehende Mängel und Laster, so viel sie deren in glaubwürdige Erfahrung bringen können, haben, und sich deren erkundigen.“

III. Die Presbyterien stehen als solche nicht unter der weltlichen Obrigkeit, sondern neben derselben, da ihr Beruf einen ganz anderen Wirkungskreis hat, als der der weltlichen Beamten ist. „Obwohl obengedachte Ärgernisse und Laster (sagt die Zweibr. Pr. D. C. 3.) auch von der weltlichen Obrigkeit gestraft und geahndet werden, so ist doch unter solcher Strafe und Verbesserung und zwischen dem Amt der Ältesten und der weltlichen Obrigkeit ein großer Unterschied, indem dieses nicht so sehr auf die Gewissen der Menschen, als jenes, auch vielmehr auf äußerlichen Zwang und Gewalt, als auf christliche Ermahnung und Strafen aus Gottes Wort gehet und die weltliche Obrigkeit auf die Erhaltung äußerlichen Friedens und Ruhe, die Kirche aber in ihrer Bußzucht auf des Gefallenen Besserung und ewiges Heil und Seligkeit ziele. Neben dem sind viel Sünden, so die Obrigkeit nicht straft, die doch von Gott verboten und dessen gerechten Zorn über die Gemeinde reizen, auch die ewige Verdammniß, wenn keine Buße geschieht, auf sich haben. Derowegen denn beide Ämter, der Obrigkeit und des Presbyterii, einander nicht zuwider, sondern beide von Gott geordnet und neben einander nützlich, und wohl verübt und erhalten werden.“

IV. Der Censur und der Zucht des Presbyteriums darf sich kein Glied der Kirche, weß Standes und Berufs es auch sey, entziehen. — „Alle diejenigen, so Glieder der christlichen Kirche sind, Christen genannt werden und der Predigt des heiligen Wortes Gottes theilhaftig werden wollen, sie seyen hohen, niedrigen oder mittleren Standes, sind dieser Kirchenzucht unterworfen, und soll sich keiner, weß Standes und Wesens er auch seyn mag, in Unserem Fürstenthum einige Ausnahme oder Befreiung desfalls einbilden und herausnehmen; sondern es wird der Ältesten Rath aller Drien durchgehen und Wir gedenken auch in Unserer obrigkeitlichen Gewalt hierinnen eine Gleichheit zu halten und Niemandes verschonen zu lassen.“ (Zweibr. Pr. D. C. 5.) —

V. Im Hinblick auf diesen heiligen Beruf der Presbyterien ist es von der höchsten Wichtigkeit, dafür zu sorgen, daß nur Männer, deren Glaube und christlicher Wandel sie zur Handhabung einer ernstlichen Kirchenzucht fähig machen, in die Presbyterien gewählt werden. Darüber spricht sich die Zweibr. Pr. D. im 2ten Cap. also aus: „Die Wahl und Verordnung der Ältesten soll jeder Zeit, so es von Nöthen, durch die bestellten Kirchendiener mit und neben dem ordentlichen Consistorio und Presbyterio auf vorhergehenden guten Bedacht, ohne einige Affekten und Übereilung, mit vorgehendem eifrigen Gebet um Beistand des heiligen Geistes und gute Wegweisung vorgenommen und dahin gesehen werden, daß keine anderen als solche Männer erwählt und gezogen werden, als welche unse-

rer Religion zugethan, dieselbe nach Nothdurft genugsam verstehen, und die vor Anderen in der Gemeinde eines ehrbaren, untadelhaften, gottseligen Wandels sich befleißigen; verständig, bescheiden, mitleidig, verschwiegen sind und kein Ärgerniß in der Gemeinde gegeben haben oder noch geben, auch ihre eigene Hauszucht und ganzes Leben also anstellen, daß sie Anderen zu einem Exempel der Gottseligkeit vorgestellt, und in demjenigen, so an Anderen zu strafen, als Geiz, Wucher, Fressen, Saufen, Üppigkeiten, Spielen, Fluchen und Schwören nicht selbst schuldig und strafbar erfinden werden.“

Drei für die Erbauung der Kirche Christi und das zeitliche und ewige Wohl seiner Gemeinden unerläßliche Dinge sind ohne Zweifel bei einer gewissenhaften, weisen, liebevollen Handhabung dieser Presbyterialordnung, sofern Gott seinen Segen dazu gab, erreicht worden: 1. Es hat in den Gemeinden ein ernstlicher, sittlicher Geist, dem die Sünde ein Gräuel ist, die Herrschaft behalten, und durch ihn sind die schlechten Elemente, welche sich überall vorfinden, wo nicht ganz beseitigt, doch in Zaum gehalten worden. — Die Frucht der von unserer letzten General-Synode beschlossenen Presbyterialordnung kann nur das Gegenheil seyn. Durch die freien Wahlen der Presbyter durch die Gemeinden, welche nicht einmal von der Behörde beanstandet werden dürfen, wird der gottlose Geist Raum erhalten, sich ungehindert breit zu machen, und wie er das von Anfang gesucht, sich im Heiligtum des wahren Gottes als ein Gott festzusetzen und die Kirche bis in den Grund hinein zu verderben. Selbst die Gemeinden, in welchen bisher noch der gute Geist die Oberhand hat, und gute Sitte noch eine gewisse Zucht ausübt, sind durch nichts vor baldigem Verderbniß geschützt.

2. Durch die alte Presbyterialordnung hat der Geistliche erst einen festen Fuß in der Gemeinde. Er steht ihr nicht mehr als Hierarchy gegenüber, er steht in der Gemeinde, wirkt mit derselben, wirkt durch dieselbe. Er trägt und wird getragen, strafft und wird gestraft, erbaut und wird erbaut und das Alles in gewisser christlicher Ordnung, nicht nach zufälliger Neigung und Gemüthsstimmung. Es ist bekannt, daß in den meisten Theilen der Lutherischen Kirche, wo die Presbyterialordnung fehlte, die zum Aufbau der Kirche unerläßliche besondere Kirchenzucht in der Privatbeichte ausgelöst wurde oder doch werden sollte; aber es ist auch bekannt, zu welchen Mißbräuchen der Weichhülß führte und wie sehr ein Spener und andere treue Seelsorger seine Mängel erkannten und sich grade nach einer Presbyterialordnung und gesetlichen Mitwirkung der besseren Glieder der Gemeinde im Seelsorgeramt sehnten. — Diese Sittge, die der Geistliche durch jene alten Presbyterien gehabt hat, muß er durch die nach dem neuen, auf die Volkssouverainität basirten und aus dem Geist, welcher die Kirche nur nach den sich in ihr bewegenden Fleischmassen schätzt, gestifteten Wahlmodus notwendig verlieren; ja in vielen, vielleicht den meisten Fällen wird es eintreten, daß die Feinde der Kirche Christi sich in die Presbyterien zu drängen wissen und grade dem gläubigen, treuen Geistlichen tausend Hindernisse bei seiner Wirksamkeit bereiten, und ihm einen größeren Einfluß auf das Ganze gradezu unmöglich machen. Die Erfahrung hat darüber schon traurige Belegungen gegeben. —

3. Die alten Presbyterien sind endlich eine der zuverlässigsten Stützen der weltlichen Obrigkeit. Nicht alles zeitliche und ewige Heil nur auf dem Glauben, den uns vor Gott gerecht macht und sich in Früchten der Gerechtigkeit offenbart; kann ein Volk nur wahrhaft groß, edel, frei und gebildet werden, wenn es von diesem Geist der Gerechtigkeit regiert und getragen wird; wird dieser Geist sich stets bethätigen in dem Gehorsam gegen alle göttliche und menschliche Ordnung um des Herrn willen; so ist auch klar, daß die weltliche Obrigkeit

keine gar nicht besser für ihre eigene Stellung und Wirksamkeit sorgen könnte, als indem sie durch Einrichtung guter Presbyterien sich die freie und doch gesetzliche Mitwirkung in der Erziehung und Leitung des Volks verschafft. — Die neumodischen Presbyterien werden nur radikale Gesellschaften, demokratische Clubs, die grade in der Opposition gegen die bestehende Ordnung ihre Ehre und Auszeichnung suchen werden. Sie werden weder sorgen für das Wohl der Kirche noch das Wohl des Staates, sondern im Dienste dessen, der ein Lügner und Menschenmörder von Anfang gewesen ist, nur zum Verderben des Leibes und der Seele ihrer Mitmenschen arbeiten. Darum sind wir der festen Überzeugung, daß es besser ist, gar keine Presbyterien zu haben, als Presbyterien, die nicht nach der Vorschrift des göttlichen Wortes, sondern nur nach den Gelüsten eines Gott entfremdeten Zeitgeistes, und den sündigen Begierden des Fleisches auf Eingeben des Teufels eingerichtet sind.

Zuschrift der Geistlichen der ersten Frankfurter Diöcese an ihre Gemeinden.

An unsere Gemeinden.

Gnade sey mit Euch und Friede von Gott, unserem Vater und dem Herrn Jesu Christo! — Amen.

Es darf Euch nicht befremden, liebe Brüder in dem Herrn, wenn in Tagen, da über die öffentlichen Angelegenheiten auf dem Wege der Rede und der Schrift Meinungen aller Art Euch zugetragen werden, auch die Männer mit ernstem, christlichem Zuspruch Euch nahen, welchen durch die Gnade Gottes und unseres Heilandes Jesu Christi das Amt des Neuen Testaments unter Euch zu führen befohlen ist. Wir üben damit nur ein Recht und eine Pflicht eben dieses heiligen Amtes aus, nach welchem wir Gott Rechenschaft schuldig sind für Eure Seelen (Hebr. 13, 17.); wir folgen damit nur einer grade jetzt tief gefühlten Anregung des Geistes Gottes. Da wir nun nicht vermögen, wie wir uns wohl sehnen, mit jedem Einzelnen unter Euch von Angesicht zu Angesicht und von Herz zu Herz zu reden, so kommen wir mit dieser Schrift vor Euch, um Euch zu sagen, wovon unsere Seelen voll sind in diesen ersten, für das Geschick unseres geliebten Vaterlandes entscheidenden Tagen.

Sinter uns liegt eine Zeit schwerer Erfahrungen für den König, unseren Landesherrn, und für unser Volk, dessen Leitung die Gnade Gottes unserem Könige vertrauet hat. War es nicht, wie David spricht (Ps. 60, 5.): „Denn du hast deinem Volke ein Hartes erzeiget; du hast uns einen Trunk Wein gegeben, daß wir taumelten?“ Wozu Euch erst schildern, mit welchen besondern Zeichen das Elend und das Verderben, das ist unsere Sünde, das verfloßene Jahr hindurch inmitten unseres bürgerlichen Lebens sich offenkundig gemacht hat?! Waren wir doch Alle Zeugen dieser traurigen Begebnisse! Wir haben bewußtes oder unbewußtes Streben gesehen, die Bande des Gesetzes und der Ordnung zu zerreißen, die vertrauende Liebe zum Könige zu vernichten, seine Krone zu schänden und an die Stelle des gottgeheiligten Rechtes die Willkür zu stellen. Das überlegte Treiben gottvergessener Gemüther, welche die Freiheit brauchten zum Deckel der Bosheit (1 Petr. 2, 16.), machte einen Bund mit den thörichten Träumen falscher Freiheitsapostel, so wie mit dem feigen Schweigen derer, welche noch im Stillen an das Gesetz glaubten. Die einzelnen Stimmen, welche an die altgebrachte Treue, an den geschworenen Eid, an die ewige Rechenschaft gemahnten, — unter ihnen das Wort der Evangelischen Kirche — verhallten in dem Toben und Dräuen der Welt, wie eines Predigers Stimme in der Wüste.

Der Herr aber hat sich über uns erbarmet; „denn der Herr verflüßet nicht ewiglich, sondern er betrübet wohl und erbarmet sich wieder

nach seiner großen Güte" (Klagel. Jer. 3, 31. 32.). Er hat dem Könige zu rechter Zeit noch heilsame Rathschläge und starken Arm gegeben, um dem wilden Vernichtungsstrome einen festen Damm entgegenzusetzen. Der König gab uns eine Landesordnung, welche eben sowohl die Verheißung seines Königlichem Wortes zur treuesten Erfüllung bringt, als für unser Vaterland den Weg des Gesetzes, der bürgerlichen Wohlfahrt und der Freiheit weit aufthut.

An uns ist es nunmehr zu bezeugen, daß wir ein würdig Volk sind, um die königliche Gabe recht zu empfangen und zu gebrauchen. Das Wort unseres Königes fordert uns auf, in dieser Zeit auf Grund der gegebenen Verfassung zum erstenmal Vertreter aus unserer Mitte auszusondern, mit welchen er das angefangene Gebäude des neuen Staatshauses weiterführen und vollenden könne. An uns ergeht von seinen Lippen, wie einst an Israel aus Moses Mund das Wort: „Schaffet her weise, verständige und erfahrene Leute unter euren Stämmen, die will ich über euch zu Häuptern setzen" (5 Mos. 1, 13.). Ja wohl, „weise" Männer sollen wir wählen; aber laßt uns merken: „Die Furcht des Herrn ist aller Weisheit Anfang" (Ps. 111, 10.); darum möget Ihr vorweg Euch vergewissern, ob der Mann, dem Ihr Euer Vertrauen gönnen wollt, dieser rechten, Einen, höchsten Weisheit, das ist der Gottesfurcht, voll ist. Wer den Herrn fürchtet, der ehret auch den König und liebet die Brüder, wie denn solches der heilige Apostel Petrus bezeuget, wenn er die Rahnungen zusammenstellt: „Habt die Brüder lieb, fürchtet Gott, ehret den König" (1 Petr. 2, 17.). Ob jedoch auch das Hauptsumma aller Gaben seyn muß an dem Manne Eurer Wahl, daß ihm diese aus der Gottesfurcht kommende Weisheit nicht fehle, so vergesse nicht, daß Ihr auch in zeitlichen Dingen „verständige und erfahrene" Männer unter Euch ausfinden müßet, welchen um Gewissens willen das Gedeihen des Ganzen über dem Erringen eines einzelnen Vortheils, das Vaterland über der heimischen Statt steht, welche mit unverbrüchlicher Treue an dem Könige, „als dem Obersten" (1 Petr. 2, 13.), als dem, in welchem das Volk der Preußen zu Einem wird, als dem Schirm und Mehrer der Freiheit halten, welche in richtiger Würdigung und treuer Bewahrung der verliehenen Rechte nicht berückt werden können von dem loßen Geschwäze lügnerrischer Heilepropheten und von der falsch berühmten Kunst eines hohlen, wenn auch prächtig und süß klingenden Wortes (1 Tim. 6, 10., Röm. 16, 18.). Männer wählt, welche Gott im Herzen tragen, der Obrigkeit, als einer von Gott geordneten, unterthänig sind (Röm. 13, 1.), „die da weise sind auf's Gute und einmüthig auf's Böse" (Röm. 16, 19.), welche wissen, daß „die Menschen müssen Rechenschaft geben am jüngsten Gerichte von einem jeglichen unnützen Worte, das sie geredet haben" (Matth. 12, 36.). Ja, mit den zwölf heiligen Aposteln rufen wir Euch zu: „Darum Ihr, lieben Brüder, sehet unter Euch nach Männern, die ein gutes Gerücht haben und voll heiligen Geistes und Weisheit sind, welche wir bestellen mögen zu dieser Nothdurft" (Apostelgesch. 6, 3.).

Wenn es unter dem Gnadenschutze des Allmächtigen gelingt — und es wird gelingen, wenn Ihr der Stimme des Evangeliums Euer Ohr nicht verschließet, — einen Verein von frommen, verständigen und erfahrenden Volksvertretern aufzustellen, nun dann wird das theure Vaterland von seinen schweren Wunden geheilt werden; unter dem Schirme des Gesetzes werden unsere Häuser sicher stehen und der Segen Gottes

wird sich offenbaren in Handel und Wandel, in Arbeit der Hand und des Geistes, in Hütte und Pallast. Mit seinem Könige wird das Volk eins werden in Liebe und Vertrauen, und stark werden gegen jeden Feind! Und die Mauern der Kirche Jesu Christi werden unter uns gebauet werden zur Ehre des Herrn, zu unserem zeitlichen Frieden, zu unserer ewigen Seligkeit.

Ja, liebe Brüder, „Gerechtigkeit erhebet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben" (Eyr. Sal. 14, 34.); den zweiten Satz dieses Schriftwortes hat die züchtigende Hand unseres Gottes zu unserem Schanden und Schrecken ernstlich unter uns bewahrheitet. „So demüthiget Euch denn unter die gewaltige Hand Gottes!" (1 Petr. 5, 6.). So erkennet doch den Grund alles Elendes auf Erden in der Selbstsucht der Seelen, in dem bösen Dichten und Trachten der Herzen! Duldet nicht, daß der Geist des Widerstris, das ist der Zuchtlosigkeit und des Ungehorsams in unserer Mitte wieder sein Haupt erhebe! Wendet Euch zu dem, der allen Schaden heilen kann! Die Gerechtigkeit Jesu Christi ergreift, denn sie ist es, welche das mit ihr bekleidete Volk erhebet auch zu zeitlichem Blühen, aber den Einzelnen in ihm zum Erben Gottes und Miterben Christi. In Ihm, dem Herrn, laßt uns Eines seyn! „In dem Namen des Herrn Jesu laßt uns Alles thun, was wir thun mit Worten und Werken!" (Col. 3, 17.). Im Gebet um die Erleuchtung Seines Geistes und in aufrichtiger Prüfung vor Ihm, dem Herzenskündiger, wollen wir auch jetzt die vaterländische Wahlpflicht üben! Das walt' mit uns der Herr, unser Vater im Himmel, welchem sammt dem Sohne und dem heiligen Geiste sey Ehre und Preis, jetzt und in Ewigkeit. — Amen. —

So gegeben in der Synodal-Conferenz zu Frankfurt a. d. D. am Mittwoch nach dem Sonntage, dem ersten nach Epiphania, 1849.

Die evangelischen Geistlichen der ersten Frankfurter Diöcese.

Ast, Pred. an der Unterkirche zu Frankfurt. Blobel, Pred. zu Görlitz. Brenke, Pred. zu Müllrofe. Deegener, Pred. zu Kossow. Eccius, Pred. zu Tschetschnow. Fork, Pred. zu Stenzig. Gropius, Pred. zu Tesele. Grüenthal, Pred. zu St. Gertraud in Frankfurt. Havenstein, Königl. C.-R. und Pred. an der Reformirten Kirche zu Frankfurt. Henschker, Pred. zu Wiesen. Hollag, Pred. zu Tschernow. Jacobitz, Pred. zu Gohlitz. Kayser, Superint. und Pred. an der Oberkirche zu Frankfurt. Kleiner, Pred. zu Leipzig. Marcel, Pred. zu Lebus. Müller, Pred. zu Hohenwalde. Naschig, Pred. zu Jacobsdorf. Reichel, Pred. bei der 5. Division zu Frankfurt. Roefez, Pred. zu Lichtenberg. Roquette, Pred. an der Reformirten Kirche zu Frankfurt. Schaeffer, Pred. zu Bochen. Schulze, Pred. an der Unterkirche zu Frankfurt. Sperber, Pred. zu Klein-Made. Dr. Spieker, Oberpred. an der Oberkirche zu Frankfurt. Ule, Königl. C.-R. und Pred. an der Reformirten Kirche zu Frankfurt. Voigt, Pred. zu St. Georg in Frankfurt. Wilhelm, Pred. zu Cunersdorf.

Wir fügen die Bemerkung hinzu, daß die Synode beschlossen hat, am 3. p. epiph. eine kirchliche Weihe der bevorstehenden Wahlen in einer Predigt über die Wahlpflicht vorzunehmen, ingleichen bis zum Schlusse der Wahlen eine Fürbitte für einen gesegneten Ausgang derselben (an geeigneter Stelle im allgemeinen Kirchengebete) bei dem Herrn, dem Lenker der Völker, einzulegen.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 31. Januar.

N^o 9.

Künftige Stellung der Schule im Preussischen nach der Verfassungsurkunde vom 5. December 1848, mit Beachtung der Ministerial-Erläuterungen dazu. *)

„Man halte nur ein wenig stille,
Und sey doch in sich selbst vergnügt,
Wie unsers Gottes Gnadenwille,
Wie sein' Allwissenheit es fügt:
Gott, der uns Ihm hat auserwählt,
Der weiß auch sehr wohl, was uns fehlt.“

Diesen Ausspruch Neumark's stelle ich an die Spitze der Worte, welche ich über §. 17 — 23. unserer Verfassungsurkunde vom 5. December zur Beruhigung derer sagen möchte, welche noch befürchten, es würde künftig die Schule und namentlich die Volksschule der Kirche ganz entzogen werden. Ich setze diesen Ausspruch an die Spitze dieser Worte, indem ich an die Zeiten der großen Verzagttheit Mancher nach den vorjährigen Märzstürmen und an die krächzenden Stimmen mancher Volksschullehrer zurückdenke, welche den offenen Abfall der Schule von der Kirche verkündigten. Die Jammerzeiten fangen an in den Hintergrund zu treten, das Rabengefchrei zieht sich in die Wälder und Schluchten zurück. Auch für die Kirche und Schule ist mit der neuen Verfassung ein Schimmer von Morgenroth hereingebrochen. Ich sage nur ein Schimmer von Morgenroth, aber ich erwarte in Hoffnung das Morgenroth und darauf die Sonne selbst, und möchte deshalb gute Freunde mit meinen Worten bitten, diesen Schimmer nicht zu übersehen, sondern fröhlich in Hoffnung sich dessen zu freuen. Ich würde schon ein Morgenroth sehen, wenn ich wüßte, daß die nächste Tagung unserer beiden Kammern von Männern geschähe, die den Wahlspruch hätten: „Mit Gott für König und Vaterland.“ Aber ich fürchte, es werden auch Leute zum Tagen kommen, die nicht mit Gott für König und Vaterland arbeiten, sondern in des Teufels Namen, die auch nicht wollen für den König arbeiten, sondern für die Republik, auch nicht für das Vaterland, sondern für eine ihnen erflechte Gütergemeinschaft. Allein ich hoffe doch, daß nicht fehlen werden, welche des Herrn Kriege führen, und daß Gott ihre Schwerter segnen wird.

Dies möchte aber um so mehr der Fall seyn, je brünstiger wir für sie beten, aber das brünstige Gebet wurzelt nur in einem festen Herzen. Ich wünsche deshalb, daß wir, die wir mitbeten, auch recht festen Herzens auf dem Grunde unserer

Verfassung sind; sie in Demuth und im Glauben annehmen, sie vertheidigen und sie bessern helfen.

In Demuth sage ich zuerst: denn wir haben uns, wie unter Gottes Wort in allen Dingen und zu allen Zeiten, so auch hinsichtlich der Verfassung unter unseres Königs Wort zu beugen. Er mußte auch das in der Noth gegebene Wort, das vielleicht mit Seufzen gegebene Wort halten; und wo es zu weit und breit ist, da haben wir es mit verschuldet, und es ist unsere Pflicht von unten an, wohin wir mit unserem König geworfen sind, wieder hinaufzusteigen auf den festen Grund und Boden des Staates und der Kirche. Ich sage in Demuth: denn nach dem kirchlichen Fleische möchte ich auch wohl, daß die ganze Schule (bis zur höchsten empor) eine Tochter und Dienerin der Kirche wäre. Aber leider muß ich sagen, sie ist es schon lange, lange nicht mehr; die faule Kirche hat längst die Schule verweltlichen lassen, schon seit Jahrhunderten. Und so lange unsere Kirche noch faul ist, wird auch die Schule ihr schlecht dienen, weil sie schlecht von der Kirche gepflegt wird. Darum wollen wir Gott danken, wenn künftig die Kirche auch was an der Schule, wenn sie gleich sie nicht selbst hat. Und nun kommt es darauf an, daß die Kirche recht das pflegt, was sie an der Schule hat, daß sie der Schule eine Säugamme sey, eine Pflegerin in Knechtsgestalt!

Ich sage aber auch im Glauben; darum im Glauben, weil wir jetzt des Staatschutzes entbehren, weil wir nun seyn werden, was wir sind, weil die Beulen und Wunden an dem Leibe Christi, die Nägelwunde und die Herzstiche nun werden unverhüllt hervortreten, weil alle Verdeckung des Kirchenelendes weggerissen wird.

Sehen wir mit demüthigen Glaubensaugen die neue Verfassung in ihren Schulbestimmungen an, so werden wir nicht grade mit allen Sätzen zufrieden seyn, aber doch in denselben Grundlagen einer hoffnungsreichen Zukunft erblicken.

Wollen wir Letzteres thun, so müssen wir mit Unbefangenheit die Schule anschauen. Sie ist eine Bildungsanstalt, die keineswegs, wie einige aufgeschwellte Lehrer meinen, einen Staat neben dem Staat, neben der Kirche und neben dem Hause bildet, sondern diesen drei Grundlebensanstalten zu dienen hat, und darum auch von allen dreien abhängig ist. Dieser alten Dreieit, dem status domesticus, dem status politicus und dem status ecclesiasticus trägt unsere Verfassung in ihren Schulbestimmungen die gehörige Rechnung, und enthält darum die Versöhnung in sich. Die Kirche fordert zu viel, wenn sie will die Schule allein regieren. In früheren Zeiten konnte die Katholische Kirche nur darum solche Forderungen machen, weil der status politicus zu wenig entwickelt war, so daß dem

*) „Erläuterungen, die Bestimmungen der Verfassungsurkunde vom 5. December 1848 über Religion, Religionsgesellschaften und Unterrichtswesen betreffend. Berlin 1848.“

status ecclesiasticus und dem status domesticus größtentheils das Schulwesen überlassen blieb. Die Evangelische Kirche ist in ihrem Verwachsenfeyn mit dem Staat nie zum vollen Bewußtseyn ihrer Pflichten gegen die Schule und ihrer Rechte an derselben gelangt. Der status ecclesiasticus wich zurück, wo der status politicus mit Kraft auftrat (z. B. bei Gymnasien, Universitäten, Seminarien, Bürgerschulen u. s. w.) und der status politicus überließ zweckmäßigerweise den Pfarrern in den Gemeinden die Aufsicht über die Gemeindeschulen, welche aus Pfarrschulen erwachsen oder neu errichtet waren, ohne daß man angeben konnte, ob die Pfarrer weltliche oder geistliche Schullehrer waren. Der status domesticus hat sich sein Recht zu Privatunterricht und zu Privatschulen nie nehmen lassen, wenn gleich der status politicus bemüht gewesen ist, möglichst dem Unverstande Einzelner Schranken zu setzen.

Jetzt sollen nun alle Verhältnisse klarer bestimmt und die drei status in ihren gegenseitigen Rechten anerkannt werden, wobei zuletzt, wenn die Sache so ausgeführt wird, wie die Ministerialäußerungen es andeuten, alle drei Stände gewinnen können. Was die Kirche anbetrifft, setze ich jedoch dabei voraus, daß ihr nicht bloß an der Volksschule ihr Recht gewährt und ihr Pflichtkreis angewiesen werde, sondern auch bei allen höheren Schulen; denn das halte ich für ein Hauptunglück unserer letzten Zeiten, daß längst die höheren Schulen indifferent — ich nenne es unbetheiligt — bei der Kirche gewesen sind. Ich hoffe, daß jetzt bei jeder höheren Schule der Kirche, wozu alle oder die meisten Zöglinge gehören, das Recht zugestanden wird, entschieden für deren kirchliche Bedürfnisse zu sorgen. Es kann das und wird das der neugebildete Staat nicht verweigern, er wäre sonst ganz unfolgerecht. Er muß sich nicht allein gefallen lassen, sondern selbst wünschen, daß die Kirchen durch die Hirtenstimmen die Heerden locken, und daß künftig alle Schulanstalten wie dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, so auch Gott geben, was Gottes ist. Ja der Staat muß das jetzt viel mehr als sonst zu verwirklichen bemüht seyn, da er selbst sich in einer Art Zeitschwindel aller Religion begeben hat, wie wenn er keine Person, sondern nur eine Sache wäre, und so das nur zu erlangen im Stande ist, was er von sich gethan hat. Die Kirche dagegen muß sich bescheiden, nichts weiter zu verlangen, als daß ihr der gehörige Raum und die gehörige Zeit zur Verfolgung ihrer kirchlichen Zwecke an jeder Schulanstalt gewährt werde; und dieses ist in der Verfassungsurkunde in Betreff der Volksschule gewährleistet. Wenn in Betreff höherer Anstalten darüber nichts ausgesprochen ist, so möchte das allerdings ein großer Mangel seyn, welcher bei der Verfassungsrevision zu beseitigen wäre. Diese Beseitigung liegt auch im Interesse des Staats; denn die Kirche wird so lange gern Hand in Hand mit dem Staate bei jeder Schulanstalt gehen, als der Staat sie nicht stört; ist aber gezwungen, wenn der Staat sie stört, ihre eigenen Wege einzuschlagen, was leicht eine Reibung erzeugen möchte, wie auch in den „Erläuterungen“ angedeutet ist, wobei der Staat würde eher Schaden nehmen, als die Kirche.

Was aber die Volksschule anbetrifft, so mache ich zunächst auf einen Rechtstitel Seitens der Kirche aufmerksam.

Werden die Schulbestimmungen in der Verfassungsurkunde so ausgeführt, wie es die „Erläuterungen“ andeuten, so werden unsere Volksschulen so im Wesentlichen bestehen bleiben, als sie sich jetzt vorfinden, nur mit folgenden Unterschieden:

1. Die örtliche Aufsicht über die Volksschulen, welche immer darum nöthig bleibt, weil der Lehrer mit unmündigen Kindern zu thun hat, die eines Rechtsanwaltes bedürfen, diese würde nicht von den Geistlichen als solchen, sondern von einem Ortschulvorstande geführt, der wahrscheinlich auf dem Lande und in kleinen Städten den Geistlichen mitenthaltend, und wahrscheinlich diesem die laufende Aufsicht übertragen wird.

2. Die Kreisschulaufsicht wird nicht von einem Superintendenten oder Dechanten, sondern von einem Schul-Inspektor geführt. Dasselbe gilt auch von der Bezirks- oder Provinzialaufsicht. Genug, die Beaufsichtigung der Schulen ist Sache des Staates, und somit sind Schulen Staatsanstalten. Nun aber sind die meisten Schulen von den Kirchen gegründet, die meisten Schulhäuser sind aus Kirchenmitteln erbaut, die meisten Schulstellen mit Kirchenmitteln ausgestattet. Es ist deshalb nothwendig, daß bei jeder Schule festgesetzt werde, was sie vom Kirchengut besitze, und daß die Kirche sich mit dem Staate dahin vereinbare, daß, wenn durch die Beaufsichtigung der Schulen von Seiten des Staates irgend wie die kirchlichen Bestrebungen gehemmt würden, die dadurch theilhaftigen einzelnen Kirchen das Recht haben, ihre eigenen Schulen aus den vorhandenen, der Kirche gehörigen Schulunterhaltungsmitteln zu begründen. Es ist diese Vorsicht von Seiten der Kirche auch darum nöthig, weil in einer Gemeinde sich eine ganz neue Bevölkerung von einer ganz anderen Kirche ansammeln, diese zuletzt zur Mehrheit in der Gemeinde gelangen und nun die Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse von derselben verlangen und so zu ihren kirchlichen Zwecken die Mittel eines ganz anderen kirchlichen Vereins in die Hände bekommen kann.

So viel sey hier nun im Allgemeinen über die Schulbestimmungen in der Verfassungsurkunde mit Beziehung auf die „Ministerial-Erläuterungen“ dazu gesagt, und jetzt wollen wir noch die einzelnen Paragraphen durchgehen.

Art. 17. als erste Schulbestimmung lautet: „Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei.“ — Dieser Paragraph war in dem Entwurf zur Verfassung, welcher von der Regierung der Vereinbarversammlung vorgelegt wurde, der einzige, welcher etwas über das Schulwesen bestimmt; er lautete aber: „Die Freiheit des Unterrichts ist nur den in den Gesetzen bestimmten Beschränkungen unterworfen.“ Die Frankfurter Nationalversammlung hat aber die gewählte Form dafür angenommen und die Central-Abtheilung in Berlin sich solche gleichfalls angeeignet. Der Artikel sagt viel und wenig; wenig, insofern sich die Sache von selbst versteht, indem eigentlich keine Wissenschaft und keine Lehre, weil sie als geistige Gegenstände wenig sperrbar sind, sich in Fesseln schlagen läßt; viel aber sagt der Artikel, indem da-

durch soll dem status domesticus von Seiten des status politicus die Gewährleistung gegeben werden, daß weder er selbst, noch der status ecclesiasticus den Einfluß, den sie auf die Schule haben, zu ihrer Eigenmächtigkeit mißbrauchen wollen. Zu viel sagt der Artikel, wenn man darunter verstehen wollte, Jeder könne unbedingt lehren, was er wolle. Mord, Ehebruch, Diebstahl dürfen nicht gelehrt werden, und wenn ein Professor sich einkommen ließe, sich gegen das fünfte, sechste und siebente Gebot zu erklären, so müßte man ihn trotz dieses Artikels doch zur Verantwortung ziehen. Mit Recht heißt es deshalb in den „Erläuterungen“: „Die Wissenschaft und ihre Ausübung sollen keine anderen Schranken kennen, als ihre eigene Wahrheit und, insofern sie dieselbe verkannten und überschritten, die Heiligkeit des Strafgesezes. — Denn unter dem Vorwande der Wissenschaft wird gegen die höchsten Interessen und Rechte der Menschheit und des Staates eben so wenig gefrevelt werden dürfen, wie durch die freigegebene Rede und Presse.“ — Ich habe nichts gegen den Artikel; aber es scheint mir, als habe die Verfassungsurkunde auch wenig an ihm. Er klingt manchen Leuten gewiß angenehm in die Ohren, mir aber schnurrt er; er hat keinen recht reinen Klang aus dem Leben, er stammt von einem Katheder. Vielleicht ließe sich auf ihm auch die Freiheit jeder Kirche begründen, an jeder Schulanstalt ihren Gliedern auch die erforderliche kirchliche Bildung zu geben; vielleicht auch will die Verfassung hiemit dem Staate oder untergeordneten Gemeinden und Gesellschaften das Recht zusprechen, Schulen für ihre besonderen Bedürfnisse und Zwecke zu errichten. Ich hätte aber jedenfalls gewünscht, daß hier noch ein Artikel gestanden, welcher von der Wissenschaft und ihrer Lehre hätte übergeleitet zu Schulanstalten, etwa in folgender Weise:

„Indem der Staat das Recht und die Pflicht hat, die Bildung jedes einzelnen Staatsangehörigen zu beaufsichtigen und Schulen zu gründen und zu leiten, so darf er dabei weder das Heiligthum der Kirche, noch das des Hauses verletzen.“

Art. 18. lautet: „Der Preussischen Jugend wird durch genügende öffentliche Anstalten das Recht auf allgemeine Volksbildung gewährleistet.“

„Eltern und Vormünder sind verpflichtet, ihren Kindern oder Pflegebefohlenen den zur allgemeinen Volksbildung erforderlichen Unterricht ertheilen zu lassen, und müssen sich in dieser Beziehung den Bestimmungen unterwerfen, welche das Unterrichtsgesetz aufstellen wird.“ — Dieser Artikel enthält zwei Stücke, deren Vereinigung in einen zuerst auffallen kann, indem beide Stücke: a) Sorge des Staates für die allgemeine Volksbildung und b) Verpflichtung des Hauses, solche der Jugend nicht vorzuenthalten, weit auseinander liegen. Aber absichtlich sind doch wohl beide Stücke, als Theile eines Vertrages zusammengestellt; denn man könnte den Artikel auch so fassen: „Das Haus überträgt dem Staat die allgemeine Volksbildung der Jugend, und der Staat verspricht solche bestens zu besorgen.“ — Dieser Vertrag zwischen Staat und Volk ist auch schon in den Beschlüssen

der Frankfurter Versammlung, wie in dem Entwurfe der Verfassungs-Commission und in der Redaktion der Central-Abtheilung enthalten, und geht darin Preußen und Deutschland den Staaten des Auslandes mit einem guten Beispiel voran. Die Überwachung des Schulbesuchs wird beibehalten, für gehörige Bildungsstätten gesorgt, aber jedes Haus kann nach Belieben sich Bildungsstätten suchen, sich gehörig geprüfter Bildner bedienen. Es ist somit die Freiheit der Schulwahl auch gewährleistet, aber nicht die Willkür gestattet, ob ein Kind soll gebildet werden oder nicht. — In den „Erläuterungen“ wird die Volksschule als Fortsetzung oder Ergänzung der Familienthätigkeit für die Erziehung und Bildung des heranwachsenden Geschlechts betrachtet, und dabei ausgesprochen, daß sie als solche zur Ausbildung aller Familienelemente verpflichtet sey, und darum Staat, Gemeinde und Kirche zugleich zu dienen habe. Wenn gleich dagegen nichts zu erinnern ist, und damit zugleich alle einseitigen Forderungen, als wäre die Volksschule nur Staatsanstalt, nur Kirchenanstalt, nur Gemeindegeldanstalt, zurückgeschoben werden, so würde doch wohl die Volksschule noch greller hervortreten seyn, wenn man sie für die Vorschule für die Gemeinschaften über dem Hause — also für die bürgerliche Gemeinde, die kirchliche Gemeinde, die staatliche und volkliche Gemeinschaft — erklärt hätte.

Der Art. 18. ist der wichtigste von allen Schulbestimmungen in der Verfassungsurkunde. Der Art. 19. huldigt der Freiheit. Er setzt fest, nachdem im Art. 18. dem Staat das volle Schulbildungsrecht und dem Hause die Pflicht, die Volksbildung anzunehmen, zugesprochen ist, daß hiebei der Staat nicht verhindern kann, daß sich von ihm nicht angestellte Lehrer mit der Volksbildung beschäftigen, damit jedem Hause (Eltern oder Vormündern) die Freiheit bleibe in der Wahl der Bildner. Es ist dies keine Erzungenschaft der neueren Zeit, indem auch schon bisher Jedem es freistand, den Unterricht seinen Pflegebefohlenen ertheilen zu lassen, von wem und wo er wollte. Nur Eins wird fortfallen, daß nämlich, wo Privatschulen sich bilden, vorher das Bedürfnis dazu nachgewiesen werden muß, welcher Nachweis freilich auch jetzt nicht schwer war. Wörtlich lautet Art. 19. also: „Unterricht zu ertheilen und Unterrichtsanstalten zu gründen steht Jedem frei, wenn er seine sittliche, wissenschaftliche und technische Befähigung den betreffenden Staatsbehörden nachgewiesen hat.“ Daß nur gehörig geeignete Lehrer, worüber eine Prüfung entscheidet, mit der Volksbildung sich beschäftigen dürfen, versteht sich wohl von selbst, und hat dies auch schon vorher die Frankfurter Versammlung anerkannt. Nur die Berliner Verfassungs-Commission und die Central-Abtheilung haben es übersehen, daß, wenn Jeder nach Belieben unterrichten könnte, man auch kein Recht hätte, öffentlich anzustellende Lehrer zu prüfen, und daß dann das ganze Schulwesen unter das Bau-, Apotheker- und Arzneywesen gestellt wäre. Es würde der größte Widerspruch von Seiten des Staates seyn, wenn er selbst die elterliche Gewalt, welche eine ursprünglichere ist als die feiner, zum Besten der Jugend beauftragt, und Kinder unter Vormundschaft stellt,

wenn die Eltern ganz verstorben sind, und dabei es jedem Volksverführer und Herumtreiber überließe, seine Schulbude aufzuschlagen, wo er wollte, und so ein Verführer der unschuldigen Jugend zu werden, wenn ihre Eltern darin aus Unverstand oder Bosheit einwilligten.

Unklar bleibt es, ob die Freiheit, nach bestandener Prüfung überall unterrichten und Schulen einrichten zu können, auch auf das höhere Schulwesen wird ausgedehnt werden. Ob die Kirche in ihrem Gebiete sich auch solle die Unterrichtsfreiheit aneignen, unterliegt noch einer Untersuchung. Man muß dabei ein Dreifaches unterscheiden:

1. Errichtet die Kirche besondere Schulen für Vorbildung oder Bildung von Geistlichen und kirchlichen Lehrern (Gymnasien, Seminaren), so möchte dabei auch immerhin die Unterrichtsfreiheit von Seiten der Kirche ausgesprochen werden, so daß jeder wohl Geprüfte solche Anstalten errichten könnte, wenn auch die Kirche zugleich solche aus kirchlichen Mitteln begründet.

2. Ist die Errichtung von Gymnasien, Schullehrer-Seminaren, höheren Bürgerschulen Sache der Freiheit in den Schranken der Prüfung, so ist es zu wünschen, daß recht viele Theologen diese Laufbahn betreten, solche Anstalten begründen und an solchen arbeiten.

3. Jedenfalls wird es sich an den Volksschulen zeigen, welche Kirchen Leben haben; denn deren Geistliche werden die Prüfung für das Volksschulamt machen, fleißig in der Volksschule, und so in geselliger Weise für ihre Kirche arbeiten. Wehe unserer Evangelischen Kirche, wenn unsere Candidaten meinen, das Volksschulwesen ginge sie nichts mehr an. Ja ich möchte unserer Kirche rathen, keinen als Pfarrer anzustellen, der nicht vorher in der Schule gearbeitet hätte. — Wir Geistliche haben jetzt die Schule nicht mehr als Geistliche; aber wir Geistliche sollen nun als geschickte Leute in der Schule zu ihrer Aufsicht gelangen, und wenn uns das nicht gelingt, so ist es schlimm. *Hic Rhodus, hic salta, Herr Candidat!*

Art. 20. lautet: „Die öffentlichen Volksschulen, so wie alle übrigen Erziehungs- und Unterrichtsanstalten stehen unter der Aufsicht eigener, vom Staate ernannter Behörden. Die öffentlichen Lehrer haben die Rechte der Staatsdiener.“ Dieser Artikel hat seine Wurzeln auch schon in der Vergangenheit; theils im Allg. Landrecht, als Th. II. Tit. 12. §. 1: „Schulen sind Veranstellungen des Staats;“ §. 9: „Alle öffentlichen Schulanstalten stehen unter Aufsicht des Staats;“ §. 12: „Gemeine Schulen stehen unter der Direktion der Gerichtsobrigkeit, welche dabei die Geistlichkeit der Gemeinde zuziehen muß;“ theils in dem bestehenden Gebrauch, wonach, mit Ausnahme der Kreis- und Ortsaufsicht, das Volksschulwesen von Männern des Staats beaufsichtigt wurde. — Wir sind nicht dafür und haben es vielfach getadelt, daß das Volksschulwesen nicht allseitig genug mit der Kirche zusammenhinge; aber es ist jetzt keine Zeit zu klagen, sondern zu fragen: „Was soll werden?“ — Und da ist anzuerkennen, daß der gegen die Kirche sich unbetheiligt verhaltende Staat das

Volks- und Staatsschulwesen nicht Kirchendienern als solchen anvertrauen kann. Die Schulen bedürfen besonderer Behörden, bei denen wohl deshalb hinzugefügt ist, daß sie vom Staate ernannt werden, weil die Volksschullehrer in den Kreis- und Provinzialversammlungen so weit in ihren überschäumenden Forderungen gegangen sind, daß sie verlangten, sämtliche Schulinspektoren und Schulkäthe zu wählen. Ein Superintendent soll darum gefragt haben, ob sie auch den Minister wählen wollten. *) Ausgesprochen ist in der Verfassungsurkunde nicht, ob die öffentlichen Volksschullehrer mittelbare oder unmittelbare Staatsdiener seyn sollen. Jedenfalls ist wünschenswerth, daß gehörig für das Auskommen der Lehrer und ihrer Hinterbliebenen gesorgt werde; dann mögen sie mittelbare oder unmittelbare Staatsdiener seyn. Es versteht sich dabei von selbst, daß sie nicht aufhören dort, wo sie es bis jetzt gewesen sind, Kirchendiener zu bleiben und als solche auch kirchlich zu prüfen sind, worüber sich das künftige Kirchenregiment näher auszusprechen und mit dem Staatregiment zu vereinbaren hat. Jede vernünftige Gemeinde, in der das Bürgerthum und Kirchenthum sich im Ganzen deckt, deren Mitglieder also zugleich wie eine bürgerliche, so eine kirchliche Gemeinde bilden, wird von selbst dahin sehen, daß sie einen Lehrer wählt, der dem Staat und der Kirche genügt; denn wäre es anders, so müßte sie ja zwei Personen statt einer unterhalten, wozu keine Neigung seyn wird. Darum werden dann auch alle hochfahrenden Lehrer, welche sich dem Küsterdienst, dem Sängers- und Orgelamt entziehen wollten, wohl thun, wenn sie bald wieder sich mit diesem ihrem Kreuz befrenden.

Art. 21. sichert der Gemeinde und der Kirche ihre Anrechte an der Volksschule zu, indem er als ein neues Geschenk des Königs, der Gemeinde die Wahl ihres Lehrers, wie die Leitung der äußeren Angelegenheiten der Volksschule überweist, der Kirche aber die Besorgung und Überwachung des religiösen Unterrichts nach wie vor überläßt. Er lautet also: „Die Leitung der äußeren Angelegenheiten der Volksschule und die Wahl der Lehrer, welche ihre sittliche und technische Befähigung den betreffenden Staatsbehörden gegenüber zuvor nachgewiesen haben müssen, stehen der Gemeinde zu. — Den religiösen Unterricht in der Volksschule besorgen und überwachen die betreffenden [betheiligten] Religionsgesellschaften.“ Man kann sich hiebei wieder wundern, warum zwei sehr verschiedene Gegenstände in einen Artikel zusammengestellt sind; aber genauer besehen möchte doch eine Weisheit darin seyn: nämlich die äußere Seite der Volksschule beaufsichtigt die bürgerliche Gemeinde, die innere — die religiöse Gemeinde, so daß der künftige Schulinspektor bei jeder Ortsschule es mit zwei Behörden, mit der bür-

*) Es wäre wohl auch in kirchlicher Hinsicht nicht unwichtig, wenn Jemand nachwies, warum der Schullehrerstand in dem bösen Sommer 1848 so entseßlich kopfüber geschossen ist, während das Heer sich so gut gehalten hat.

gerlichen und mit der kirchlichen, zu thun hat. Wahrscheinlich werden sich in jedem kleinen Orte beide zu einer Behörde, als örtlichen Schulvorstand, vereinigen. Dies wird aber auch in den größeren Städten um so notwendiger seyn, als darin bei einer Schule mehrere Religionsgesellschaften leicht zu vertreten sind, wobei das bürgerliche Element im Schulvorstande einen guten Vermittler abgeben möchte. In Summa weist Art. 21. auf einen guten Ortschulvorstand hin, worin bürgerliche und kirchliche Gemeinde gehörig vertreten sind. Die „Erläuterungen“ machen auch recht sichtbar auf die Wichtigkeit dieses Ortschulvorstandes aufmerksam, indem sie nur die Anstellung von dreihundert Kreis-Schulinspektoren in Aussicht stellen, so daß jeder Kreis-Schulinspektor würde wenigstens hundert Schulen zu beaufsichtigen haben, wobei eine pflegende Ortschulauufsicht sehr wünschenswerth ist. Übrigens wollen wir erwarten, daß man bei der Anstellung von dreihundert Kreis-Schulinspektoren auch auf die bestehenden Kirchen in ihrem Wirkungskreise Rücksicht nimmt, und z. B. in unserer Mark Brandenburg keine Juden zu Schulinspektoren macht. Wir können auch dessen wohl gewiß seyn und hoffen, daß die Kreis-Schulinspektoren besser das Volksschulwesen fördern werden, als es jetzt durchschnittlich von Superintendenten und Pastoren geschehen ist. Wir schonen hier unser eigenes Fleisch nicht und sagen unumwunden, die Aufsicht über die Volksschule von Seiten der Geistlichen ist vielfach ungenügend gewesen. Dreihundert Kreis-Schulinspektoren können Segen der Volksschulen werden, wenn sie die Hauptsache des Schulwesens, Jesum Christum, im Herzen tragen und dabei umsichtige und gewandte Schulleute sind. Indes vorsichtig muß unsere Kirche immer seyn, und so wünschenswerth die Verehelichung der Kirche mit dem Bürgerthum an jedem Orte ist, so möchte doch ein Ehevertrag zur Sicherung des Vermögens und des Rechts bei etwaiger Auseinandersetzung nicht zu versäumen seyn, wie oben angedeutet ist. Wünschenswerth ist es, daß viele Schulinspektoren aus Geistlichen gewählt werden, nicht weil sie Geistliche, sondern weil sie, obgleich Geistliche, tüchtige Schulleute sind.

Die Bestimmung in dem Entwurf der Verfassungs-Commission, welche lautet: „Die öffentlichen Volksschulen, so wie alle übrigen öffentlichen Unterrichtsanstalten sind von jeder kirchlichen Aufsicht frei,“ war eigentlich ein Raub an der Kirche. Derselbe befindet sich auch in den Beschlüssen der Frankfurter Versammlung nach der ersten Abstimmung, indem es darin heißt: „Das gesammte Unterrichts- und Erziehungswesen ist der Beaufsichtigung der Geistlichkeit als solcher enthoben,“ während doch schon das Landrecht, das die Kirche nicht bevorzugen will, der Geistlichkeit eine Mitaufsicht zuspricht und die Kirchenordnung für Rheintland und Westphalen ausdrücklich die Erziehung der Jugend zur christlichen Erkenntniß und Frömmigkeit in der Schule unter Aufsicht der Kirche stellt. Die Redaktion der Central-Abtheilung nahm deshalb in Art. 23. schon den Zusatz auf: „Den religiösen Unterricht besor-

gen und überwachen die betreffenden Religionsgesellschaften.“ Mehr kann die Kirche jetzt nicht verlangen. Wie viel sie aber hievon hat, das wird von dem Eifer und der Treue ihrer Diener abhängen. Es ist z. B. danach jetzt möglich, daß die theilhaftige Kirche, im Fall der Noth, allen Unterricht im Christenthum einem Lehrer abnehmen und ihrem Geistlichen überweisen kann. Der Lehrer hat, wenn er im Christenthum unterrichtet, hierüber Vorschriften von der theilhaftigten Kirchengemeinschaft durch den Schulvorstand anzunehmen. — Daß Konflikte dabei vorkommen können, fällt in die Augen, aber wo fehlt es daran? Magistrat und Stadtverordnete haben auch Konflikte, Kammern und Regierung auch.

„Friede ernährt und Unfriede verzehrt,“ das muß von beiden Seiten bedacht werden, und von der Kirche besonders, daß ein großer Theil der Herren Schullehrer nichts Kleineres im Sinne hatte, als ein Schulbabel zu erbauen, Schulen ohne Religion, Leiber ohne Seelen aufzurichten. Sie theilten sich wohl in zwei Heerhaufen; der eine wollte alle Religion aus der Schule aussetzen, dies waren die folgerichtigen; der andere wollte einen leeren Religionsdarm für Religion erklären und daran die Schule saugen lassen. Sie sprachen in ihrem Überwitz von einem Religionsunterricht, woran Juden, Heiden, Türken mit Christen jeder Confession theilnehmen könnten. Diesen läppi-schen Forderungen tritt Art. 21. entschieden entgegen und gibt dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist. Sollte aber Jemand noch meinen, es ist in dem Artikel nur von Religionsgesellschaften, nicht von Geistlichen die Rede, nun so könnte es seyn, daß eine ungläubige Gemeinde einen gläubigen Geistlichen dabei überginge und ein ungläubiges Gemeindeglied mit der Überwachung des Religionsunterrichts beauftragte. Das kann seyn; aber auch kann es eben so gut seyn, daß eine gläubige Gemeinde ihren ungläubigen Geistlichen von dieser Aufsicht ausschließt. Haben sich früher die gläubigen Gemeinden müssen ungläubige Prediger gefallen lassen, so müssen sich jetzt gläubige Geistliche auch vorläufig ungläubige Gemeinden gefallen lassen. Das sind Kreuze Christi, gegen die auch keine Verfassung was auszurichten vermag.

Wenn in den „Erläuterungen“ gesagt wird, daß der Staat müßte voraussetzen, daß, da die Gemeinde künftig die Volksschullehrer selber wählt, diese auch der kirchlichen Gemeinde genügen werden, so ist diese Voraussetzung richtig; aber dabei muß man bedenken, daß

- a) jetzt noch nicht die Lehrer von der Gemeinde gewählt sind, und darum es denn doch wohl zulässig seyn möchte, den Unterricht in der Religion nach der Persönlichkeit des Lehrers zu beschränken und zu erweitern;
- b) daß, wenn auch künftighin eine Gemeinde ihren Lehrer gewählt hat, es sich doch finden könnte, daß er in kirchlicher Hinsicht nichts leistet, oder das Verkehrte thäte, und daß dann auch die kirchliche Gemeinde müßte das Recht haben, nach Rücksprache mit der theilhaftigten Schulinspektion, den

Lehrer theilweis oder ganz im Unterricht im Christenthum ergänzen zu lassen. Es wäre dies doch immer besser, als eine vollständige Trennung des Religionsunterrichts von der Schule, wobei die Schule grade des Elements beraubt würde, was am meisten bildet; denn ohne Religionsunterricht ist die Schule, wie die „Erläuterungen“ treffend darthun, keine Erziehungsanstalt.

Art. 22 und 23. enthalten Bestimmungen, welche für die Schule von großer Wichtigkeit sind, aber keine Bedeutsamkeit für die Kirche haben. Wir führen sie hier an und machen einige kurze Bemerkungen darüber.

Die beiden Artikel lauten:

Art. 22.: „Die Mittel zur Einrichtung, Unterhaltung und Erweiterung der öffentlichen Volksschule werden von den Gemeinden, und im Fall des nachgewiesenen Unvermögens, ergänzungsweise vom Staate aufgebracht. Die auf besonderen Rechtstiteln beruhenden Verpflichtungen Dritter bleiben bestehen.“

„In der öffentlichen Volksschule wird der Unterricht unentgeltlich ertheilt.“

Art. 23.: „Ein besonderes Gesetz regelt das gesamte Unterrichtswesen. Der Staat gewährleistet den Volksschullehrern ein bestimmtes auskömmliches Gehalt.“

Daß jede Gemeinde zunächst für die Bedürfnisse ihrer Schule sorgen müsse, liegt an sich auf der Hand, und hoffentlich werden jetzt die Gemeinden um so williger dazu seyn, als sie selbst ihre Schullehrer wählen. Das zu erwartende Unterrichtsgesetz wird wohl die finanziellen Bestimmungen über die Aufbringung der benötigten Schulunterhaltungsgelder näher enthalten. Daß bei Unvermögenheit der einzelnen Gemeinden sogleich auf den ganzen Staat zurückgegangen wird, hat seine Bedenken, indem weniger gewissenhafte Kreisbeamte leichter das testimonium pauperum einer Gemeinde ausstellen werden, wenn darauf Gelder aus der allgemeinen Staatskasse, als wenn darauf Gelder aus der Kreisasse zu erheben sind. Das Deutsche Princip verlangt, daß wie jede Gemeinde (einzelne oder Samgemeinde) ihr eigenthümliches Leben haben soll, so auch jeder Kreis, jeder Bezirk und jeder Gau (Provinz). Darum möchte es besser seyn, ärmere Gemeinden von den Kreisen, und arme Kreise von den Regierungsbezirken, arme Regierungsbezirke von Provinzen, und erst ärmere Provinzen vom Staate in den nöthigen Schulmitteln unterstützen zu lassen. Dieser Weg ist allerdings länger, aber auch sicherer.

Was die Verpflichtungen Dritter zur Unterhaltung der Volksschulen betrifft, so ist mit der Kirche vorher ein Rechtsabkommen zu treffen, daß die von der Kirche herkommenden Schulunterhaltungsmittel nur so lange von der staatlichen Volksschule genossen werden können, als die Kirche in Verfolgung ihrer Zwecke von der Schulverwaltung des Staates nicht gestört wird, und als auch der Lehrer zugleich ein der Kirche treu dienender Mann ist, von welcher die Schulunterhaltungsmittel stammen.

Was den unentgeltlichen Unterricht in der Volksschule,

oder richtiger die Verwandlung des Schulgeldes in eine Schulsteuer anbetrifft, so läßt sich viel dafür, aber auch etwas dagegen sagen, nämlich daß die kleinen Leute das wenig achten, was kein Geld kostet, und daß man deshalb befürchten muß, wenn alles Schulgeld in der Volksschule abgeschafft ist, die Schulverhältnisse werden bedeutend zunehmen. Die Beibehaltung eines kleinen Schulgeldes neben einer Schulsteuer hat sich bisher als das Vortheilhafteste und Angemessenste gezeigt. Daß der Staat den Volksschullehrern einen bestimmten auskömmlichen Gehalt zusichert, ist Sache der Gerechtigkeit; und daß die Provinzialstände hierin nichts gethan haben, das ist nicht Recht.

Möge nun das besondere Gesetz, welches das gesamte Unterrichtswesen regeln soll, und dessen Vorlage an die nächste Ständeversammlung in den Erläuterungen versprochen ist, Alles so bestimmen, daß Kirche, Staat und Schule damit zufrieden seyn können, und möge es dann noch von den Ständen wahrhaft rechtshin verbessert und nicht linkshin verbohrt werden!

M. S. C. M.

Noch ein Wort über das Verhältniß der Evangelischen Kirche zum constitutionellen Staate in Preußen.

(Schluß.)

Als im Jahre 1540 Churfürst Joachim II. unter Beistand des Bischofs zu Brandenburg die erste evangelische Kirchenordnung erließ, so geschah es in der Eigenschaft eines Schirmvogts der Kirche, als welchen der Landesherr sich berechtigt und verpflichtet erachtete, interimistisch auch die sämigen „geistlichen Obrigkeiten, denen es wohl gebührt hätte“ zu vertreten und zu ersetzen, obgleich er gerne der Mühen überhoben gewesen wäre, „deren Wir uns auch zu wenig erkennen.“ Erst nach dem Tode des Bischofs Matthias zu Brandenburg (1544) wurde zu einer Consistorialordnung vorgeschritten, welche im Jahre 1552 zuerst in's Leben trat, und unter mannigfachen Veränderungen, wovon die erste wesentliche im Jahre 1573 eintrat, bis jetzt fortgedauert hat. *) Jetzt bedarf aber diese Consistorialverfassung vom Jahre 1552 noch einmal einer Restauration, und zwar wieder, wie am ersten Anfange, zum Behufe einer **interimistischen** Kirchenverwaltung und ehrlichen Auseinandersetzung der Confessionen, jedoch in völliger Unabhängigkeit von der Staatsregierung als solcher, mit welcher jedenfalls nur als Partei in Vermögensstreitigkeiten eine Verührung stattfinden könnte. Das Dringendste ist die Auseinandersetzung der Confessionen zur Abwendung weiterer Zersplitterungen; aber damit wird, wie schnell auch endlich dazu vorgeschritten werde, die interimistische Kirchenverwaltung noch nicht völlig abgelöst seyn; sie wird vielmehr, als Interimistikum, aber nicht als Interim, auch noch, so scheint es,

*) Wir ergreifen diese Gelegenheit, an den für unsere Tage besonders wichtigen „Abriß der Geschichte der evangelischen Kirchenverfassung in Preußen,“ welchen die Ev. K. Z. 1842 S. 775. 777. 785., 1843 S. 385. 393. 491 f. mitgetheilt hat, hiemit zu erinnern.

damit nichts übereilet werde, das dreihundertjährige Jubiläum der Brandenburgischen Consistorialordnung feiern können.

Aber wie auch die dunkle Zukunft sich entwickle — und der Blick in die Zukunft ist erst genug —, in der Hauptsache wissen wir uns mit unserem vermeintliche Gegnern einig: wir reichen ihm freudig die Hand und schlagen getroßt ein, wenn er am Schlusse seiner Schrift seinen Zeitgenossen ein herzhaftes, Entweder Oder, entweder Krieg oder Frieden, in gefalteter Toga vorhält, „entweder Volkswillen als oberstes Gesetz, oder — es gibt eine höhere sittliche Macht über dem Menschen, die Ordnungen für ihn gesetzt und geheiligt hat, vermöge welcher auch der Volkswille dem bestehenden Recht und den bestehenden Obrigkeiten gebunden ist.“ In die zweite Falte der — Römischen Toga ist auch die Kirche mit ihrer Predigt nach der Schrift (Röm. 13, 1 f., 1 Petr. 2, 17 f.) mit eingeschlossen, und hiemit dem Staate wieder zugesellt, der sie so eben von sich gestoßen hatte. Darauf wollen wir uns, „so der Herr will und wir leben,“ im Jahre 1852 noch einmal hienieden die Bruderhand reichen.

Halle, am 13. Januar 1849.

E. F. G.

Nachrichten.

Breslau, den 18. Januar 1849.

In dem diesjährigen Vorwort der Ev. R. Z. wird (S. 35 ff.) über die Wirksamkeit der evangelisch-lutherischen Vereine in Pommern, Schlesien und Posen ein Urtheil gefällt, welches die Mitglieder derselben nur schmerzlich berühren kann, da sie von dem verehrten Herausgeber der Ev. R. Z. mehr Gerechtigkeit hätten erwarten dürfen. Doch wird derselbe auch der Abwehr seines Angriffs die Spalten seines Blattes nicht verschließen; und so will denn ein bei dem Schlesischen Verein Betheliger versuchen, zunächst die Sache dieses Vereins zu führen, indem er hofft, daß auch von Seiten der beiden anderen Vereine die Gegengrede nicht ausbleiben werde.

Um die Wirksamkeit des evangelisch-lutherischen Vereins in Schlesien gerecht zu würdigen, darf man nicht vergessen, durch welche Umstände die Gründung desselben herbeigeführt worden ist. Die Veranlassung war eine doppelte: einmal der Versuch, den Senior Krause in Breslau machte, auf einer von ihm veranstalteten Versammlung Schlesischer Geistlicher und Laien die Anerkennung der Köthener Artikel, als der Grundlage für die neue Gestaltung der Kirche, durchzusetzen, ein Versuch, der, wenn er auch damals mißlang, doch das Streben der mit der Firma der Union sich deckenden Schlesischen Lichtfreunde charakterisirt; zweitens der Graf Schwerinsche Synodal-Entwurf, welcher recht darauf berechnet schien, der bekennnistreuen Masse die Dbergewalt in der Kirche zu verschaffen. Angesichts solcher Gefahren galt es besonders in Schlesien, wo bis dahin für die gläubige Geistlichkeit ein einigender Mittelpunkt gefehlt hatte, die bekennnistreuen Diener der Kirche zu gemeinsamem Wirken für die Erhaltung derselben zu vereinigen. Bloß um die Stiftung eines Vereins zu Beförderung christlichen Lebens im Allgemeinen konnte es sich damals, wo Jedermann das alsbaldige Zusammenstürzen des äußeren Baues der Landeskirche erwartete, zunächst nicht handeln. — Auf welchen confessionellen Grund der zu stiftende Verein sich zu stellen habe, darüber konnten diejenigen, welche die Initiative für

denselben ergriffen, keinen Augenblick im Zweifel sich befinden. Wußten sie doch, daß das Lutherische Bekenntnis, das ihnen Herzenssache war, daß namentlich die ungeänderte Augsburg. Confession noch der kirchliche Rechtsboden für die große Zahl der der Union niemals beigetretenen Schlesischen Gemeinden, ja daß dieses Lutherische Bekenntnis eigentlich, wenn man den bekannten Streit über das „Hertömmliche“ ganz eheulich entscheiden wollte, das zu Recht bestehende Bekenntnis der ganzen Evangelischen Kirche Schlesiens (mit Ausnahme der wenigen reformirten Gemeinden) sey. Auf das Schwanken zwischen Augustana variata und invariata wollten sie, — abgesehen davon, daß mit demselben bis jetzt nirgends etwas Reelles erreicht, wohl aber den separirten Lutheranern gegenüber zu einer Zeit, in welcher dieselben vielleicht wieder für die Landeskirche hätten gewonnen werden können, viel verdoeben worden ist —, allerdings schon aus den in der Beschaffenheit der variata liegenden Gründen nicht eingehen. Sie sind aber hiebei ganz und gar nicht von dem Wahne ausgegangen, den ihnen das Vorwort der Ev. R. Z. unterzuschleien scheint, als sey es in unserer Zeit die Hauptsache, sich über die Unterscheidungslehren der Lutherischen und Reformirten Kirche herumschlagen, wohl aber von der Überzeugung, daß man bei der Neugestaltung der Kirche die Zweideutigkeiten, die der Evangelischen Kirche Schlesiens schwere Wunden geschlagen haben, nicht erneuern dürfe, und daß den Gemeinden, die am Bekenntnis der Väter festhalten wollen (und deren sind in Schlesien viel mehr, als man in Berlin zu wissen scheint), dieses unverkümmert bleiben müsse. Der Verein hat deswegen auch, ungeachtet er das Ansehen der derzeit noch bestehenden Kirchenbehörden so viel möglich zu stützen bemüht ist, doch für seine Pflicht gehalten, gegen die ministerielle Verfügung, durch welche das Consistorium in Breslau ermächtigt worden ist, in gewissen Fällen von der Verpflichtung auf die Bekenntnisse zu entbinden, zu protestiren. Wenn übrigens das Consistorium in Breslau sich im Ganzen bis jetzt durch bekennnistreue Haltung auszeichnet, so ist doch einleuchtend, daß auf die Maßnahmen desselben die Existenz unseres Vereins mindestens nicht von nachtheiligem Einfluß gewesen ist. — Hören wir freilich das Vorwort der Ev. R. Z., so wäre die einzige praktische Folge des Vereins nur die gewesen, daß das Breslauer Consistorium, als Vertreter der unirten und reformirten Fraktion, einige Nationalisten zu Mitgliedern erhalten habe. Diese Angabe ist gradezu unrichtig; vielmehr verhält sich die Sache so. An die Stelle des in den Ruhestand versetzten E. M. Michaelis ist allerdings, als Vertreter der unirten Fraktion, wieder ein Nationalist getreten, wodurch das Kirchenregiment den Nationalisten seine Unparteilichkeit bezeugen wollte. Daß aber der evangelisch-lutherische Verein daran Schuld seyn soll, daß das gegenwärtige Kirchenregiment den abgegangenen Nationalisten nicht durch einen Orthodoxen ersetzte, ist im Hinblick auf das, was anderwärts geschehen ist, doch in der That ein wunderlicher Einfall. Schade, daß der Versuch des Ministeriums Schwerin, den Dr. Schulz zum Wiedereintritt in's Consistorium zu bewegen, etwas älter ist als die Gründung unseres Vereins; sonst müßten wir uns auch diese Sache in die Schube schieben lassen. — Das zweite neue Mitglied des Consistoriums (das Vorwort redet irrtümlich von einigen) ist der Hofpred. Giltel, von dem bekannt ist, daß er mit eifriger Entschiedenheit seine, die reformirte Confession vertritt. Daß er zur Nationalistenpartei gehöre, hat der Schreiber dieses zuerst aus der Ev. R. Z. erfahren, und es dürfte diese Notiz noch manchen Anderen eine Neuigkeit seyn. — Wir achten es für einen großen Gewinn, daß noch vor der Umgestaltung der kirchlichen Verfassung (welche nun einmal seit der Verkündigung der Staatsverfassung zur unvermeidlichen Nothwendigkeit geworden ist) von der derzeit noch bestehenden Kirchenbehörde (s. besonders das Circular des Consistoriums v. 14. Dec. v. J.) die gleiche Berechtigung der drei Typen der Landeskirche, des Lu-

lutherischen, reformirten und unirten, klar und unabweisend anerkannt worden ist. Es ist dies, mit anderen Worten, die Anerkennung des Principes der Conföderation, welches wir als notwendige Consequenz der in der bekannten Cabinets-Ordre von 1834 gegebenen Interpretation der Union zur Geltung gebracht sehen wollen. Dagegen meint das Wortwort der Ev. K. Z., mit der an sich durchaus richtigen und heilsamen Idee der Conföderation sey praktisch wenig anzufangen, so lange die Hauptfrage, die nach dem Bekenntniß der Unirten Kirche, nicht erledigt worden. Wir aber glauben, daß der unirte Typus sich nicht sonderlich beeilen werde, aus seiner Unklarheit herauszukommen, so lange er nicht genöthigt wird, zum Behuf der Nachweisung seines Rechts zum Eintritt in die evangelische Conföderation sich über sich selbst zu bestimmen. So lange er sich herausnehmen darf, den alleinigen Herrn im Hause zu spielen, braucht er sich um Nachweisung des confessionellen Grundes, auf den er seine Evangelicität stützt, wenig zu bekümmern; es genügt ihm zu wissen, was er nicht will. Der Lutherische und reformirte Typus, die wissen, was sie wollen, haben an dem unirten Bruder die Liebespflicht zu erfüllen, daß sie ihn drängen, sich über sich selbst klar zu werden.

Während wir aber im Hinblick auf die bevorstehenden Verhandlungen über die künftige äußere Gestaltung der Evangelischen Preussischen Landeskirche, die auch die Ev. K. Z. nicht abzuwenden im Stande seyn wird, uns allerdings mit den Fragen, die den äußeren Bau der Kirche betreffen, zu thun machen, versäumen wir wahrlich nicht, die auch uns ungleich wichtiger blühende Arbeit, dem Evangelium, so viel der Herr uns Mittel und Wege zeigt, unter dem armen Volke Bahn zu brechen und dem Reiche Gottes Seelen zu gewinnen. Wir haben von Anfang an ausgesprochen, daß wir kein totes Kirchenthum wollen, wir haben deshalb bereits vor der Wittenberger Conferenz als eine unserer Hauptaufgaben erkannt, das Werk der inneren Mission in seinem ganzen Umfange zu fördern, ja es ist diese Sache neuestens sogar an die Spitze unserer Arbeiten gestellt worden. Zwar nicht vor dem Herrn, vor dem wir uns allerdings vieler Säumniß schuldig erkennen, wohl aber den Anklagen der Ev. K. Z. gegenüber wissen wir uns gerechtfertigt. — Doch darüber vielleicht ein anderes Mal, wenn die begonnenen Arbeiten im Gange sind. Hier nur noch einige Worte in Bezug auf diejenige Stelle des Wortwortes, welche zwar zunächst gegen die Brüder in Posen gerichtet ist, aber im Wesentlichen auch einige Mitglieder unseres Vereins trifft. Mit scharfen Worten wird das Verfahren der Geistlichen gerügt, welche vor dem Altare ihre Gemeinden auf's Neue auf das Bekenntniß der Väter verpflichten haben. *) Der Verfasser dieser Zeilen gehört nicht zu diesen Geistlichen; um so mehr hält er sich für befugt, hier öffentlich zu bezeugen, daß dieselben wahrlich nicht erst erinnert zu werden brauchen, daß „die lebendige Predigt des Glaubens und der hingebende Eifer in der Seelsorge“ die Hauptsache sey. Kirchliche Schauspiele mögen anderswo vorkommen; wer das Nähere über die kirchlichen Vorgänge, welche der Herr Herausgeber der Ev. K. Z. im Auge hat, erfahren hat, wird sein Urtheil wenigstens für unbillig ansehen müssen. Übrigens sind auch wir der Ansicht, daß in solchen Dingen mit großer Vorsicht und Besonnenheit zu verfahren sey, und daß nicht überall dasselbe Verfahren eingeschlagen werden dürfe.

Wir haben auf die offene Rüge offen geantwortet; das Band brü-

*) Wie das Lutherische Comité in Posen durch sein die Reformationstagesfeier betreffendes Sendschreiben einen Eingriff in die Rechte der kirchlichen Behörden begangen haben soll, wird, da, so viel wir wissen, die besondere Feier des 31. October freigegeben ist, und wir in dem Entwurf zur Feier keine Verletzung der geselligen Gottesdienstinordnung entdeckt haben, für Jeden, der dieses Sendschreiben genau und unbefangen liest, räthselhaft seyn, zumal wenn er sich an die (unter Mitwirkung des Herausgebers der Ev. K. Z.) von Wittenberg ausgegangene Aufforderung zu einer Zusammentage erinnert.

derlicher Gemeinschaft, welches alle die, die auf die selige Hoffnung und Erscheinung der Herrlichkeit des großen Gottes und unseres Heilandes Jesu Christi warten, in dieser bösen Zeit enger als je umschlingen soll, wird, das hoffen wir zuversichtlich, durch solchen Streit in keiner Weise gelockert werden.

Der Herausgeber bedauert, von dem verehrten Herrn Einsender nicht ganz verstanden worden zu seyn. Es ist ihm gar nicht in den Sinn gekommen, die Lutherischen Vereine im Allgemeinen anzugreifen. Er hat ihr Entstehen mit herzlichster Freude begrüßt, und namentlich für die Wirksamkeit des Schlesischen überall nur die lebhafteste Sympathie empfunden. Der Gnadenberger Conferenz hat er sich am meisten unter allen den im vorigen Sommer gehaltenen gefreut. Er stimmt mit ihren Beschlüssen völlig überein und hat bei jeder Gelegenheit den Wunsch ausgesprochen, daß man auch anderwärts sich ihnen einfach anschließe, in gleicher kirchlicher Entschiedenheit, die keinen Augenblick ansteht, sich zu der Augsb. Confession zu bekennen, welche aufgeben oder die Beziehung zu ihr auflösen, ihm die Kirche zu Grunde richten heißt, und in gleicher Vermeidung confessioneller Exklusivität und Engbergigkeit. Nur nach zwei Seiten hin hielt er sich, durch mehrere Thatfachen veranlaßt, für berufen, eine Warnung ergehen zu lassen. Die Wirksamkeit der Lutherischen Vereine ist eine treffliche, so weit sie es sich zum Ziele setzen, die Treue gegen das Bekenntniß unter Geistlichen und Gemeinden zu beleben, eine treffliche auch insofern, als sie allen weiteren Versuchen zur Auflockerung des Bekenntnisses durch das Regiment der bestehenden Kirche entgegenzutreten, eine treffliche endlich, soweit sie es im Auge haben, bei dem möglichen Auseinanderfallen der bestehenden Kirche einen Unterbau für eine neue Gründung vorzubereiten. Dagegen aber kann der Herausg. es nicht für zeitgemäß halten, wenn man darauf ausgehen sollte, jetzt in der bestehenden Kirche das durch die Union wirklich verloren gegangene Terrain (nicht dasjenige, was der Nationalismus unter ihrem Vorwande in Anspruch nimmt) wieder zu erobern. Er muß hier die Behauptung wiederholen, daß derartige Versuche nur zu größerer Zerrüttung der kirchlichen Verhältnisse führen würden, und der Erfolg wird sie leider bestätigen. Der „wunderliche Einsall“ in Bezug auf das Breslauer Consistorium ist dem Herausg. nicht in den Sinn gekommen. Er ist nur denjenigen entgegengetreten, welche in dem bezeichneten Vorgange eine Erzenschaft für die Lutherische Überzeugung erblicken möchten, wie der Verf. eines Artikels aus Schlesien in der Ev. K. Z. Eine zweite Warnung glaubten wir gegen Eingriffe in die Rechte der bestehenden Behörden richten zu müssen. In dieser Hinsicht schien dem Herausg. der bezeichnete Erlaß des Posenschen Vereins die Gränze, wenn auch nur um einige Linien, überschritten zu haben, und diese Auffassung, von der er auch jetzt nicht abgehen kann, wurde ihm um so näher gelegt durch einen aus Posen ihm zugegangenen Aufsatz, in dem das Kirchenregiment als nur noch de facto und nicht de jure bestehend dargestellt wurde. Es hätte doch nahe gelegen, wenn man einen außerordentlichen Gottesdienst und eine besondere Liturgie aufschreiben wollte, vorher das Consistorium darum zu begründen, zumal ein solches, das sich noch in der letzten Zeit des Vertrauens so würdig gezeigt hat. — Auf einem Mißverständnisse beruht es, daß der Herausg. mit scharfen Worten das Verfahren der Geistlichen gerügt habe, welche vor dem Altare ihre Gemeinden auf's Neue auf das Bekenntniß der Väter verpflichtet haben. Der Herausg. hat dies Verfahren im Allgemeinen gebilligt, und nur, im vollkommenen Einklang mit dem Eins., davor gewarnt, daß man sein Resultat übersehe, da in einer Zeit, wo der Satan los ist, momentane Begeisterung, die nicht in den Tiefen des Herzens ihren Grund hat, keinen wirklichen Sieg verschaffen kann, und dann davor, daß man mit solchem Verfahren vorschreite, ohne gehörig das Terrain untersucht zu haben. — Wer eine lange Reihe von Jahren eine bestimmte und sich stets gleich bleibende Stellung eingenommen hat, dem muß es erlaubt seyn, sich einseitig auszusprechen, und der darf erwarten, daß man ihn aus seinen anderweitigen Erklärungen ergänzt. Das hätte auch der verehrte Eins. thun sollen, zwischen dem und dem Herausg. kaum eine wirkliche Differenz bestehen wird. Jedem falls steht der Herausg. fest mit ihm auf dem Grunde der Lutherischen Confession, und wird, wenn die Sonderung erfolgt, keinen Augenblick darüber in Zweifel seyn, wohin er sich zu wenden hat.

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Herausgegeben

von

C. W. Hengstenberg,

Dr. der Phil. u. d. Theol., der letzteren ord. Professor an der Universität zu Berlin.

Vierundvierzigster Band. Zweites Heft.

Februar 1849.

Berlin,

bei Ludwig Dehmigke.

Es ist der Zweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung in strenge gehaltener Einheit die Evangelischen Wahrheiten, wie sie in der heiligen Schrift enthalten und aus ihr in die Bekenntnisschriften unserer Kirche abgeleitet sind, zu begründen und zu verteidigen, den Unterschied zwischen der Evangelischen Lehre und der entgegenstehenden in ein helles Licht zu setzen und durch Mittheilungen, theils über den Zustand der Christlichen Kirche aller Gegenden, theils über die Wirkungen des Evangelii unter den Heidenvölkern, eine lebendige Theilnahme an den kirchlichen Dingen zu erwecken und das Bewußtseyn der Einheit in der Evangelischen Kirche zu befördern.

Die Evangelische Kirchen-Zeitung soll keiner Partei angehören; sie will der Evangelischen Kirche als solcher dienen. Denen, welche zu dem lebendigen und entschiedenen Glauben an die Wahrheit der Evangelischen Lehre gelangt sind, will sie Gelegenheit geben zur weiteren Ausbildung und Durchbildung; sie will warnen vor den mannigfachen Abirrungen, die sich zu allen Zeiten einer großen religiösen Bewegung auch unter denen eingefunden haben, die in der Hauptsache die göttliche Wahrheit ergriffen hatten. Sie wird sich bestreben, bei den Einzelnen das lebendige Bewußtseyn der Einheit, theils mit der Evangelischen, theils mit der gesammten Christlichen Kirche aller Jahrhunderte zu befördern und zu einer allgemeinen Verbindung aller wahren Glieder der Evangelischen Kirche beizutragen. Vorzugsweise aber möchte die Evangelische Kirchen-Zeitung die Bedürfnisse derer berücksichtigen, welche für Wahrheit empfänglich, nicht wissen, wo sie dieselbe suchen und wo sie sie finden sollen. Das religiöse Bedürfnis ist in der gegenwärtigen Zeit mächtig erwacht; stärker, wie vielleicht je, empfindet man die Nothwendigkeit des Glaubens an eine Offenbarung. Aber viele unter den redlich Suchenden bleiben in stetem Schwanken, weil sie stets befürchten ein Extrem mit dem andern zu vertauschen. Die Evangelische Kirchen-Zeitung wird sich bestreben ihnen die Vorurtheile zu benehmen, welche ihnen gegen die Wahrheiten beigebracht worden, die verwirrten Begriffe zu entwirren, das reine Evangelische Christenthum von seinen mannigfachen Abwegen abzuscheiden, ihre Aufmerksamkeit zu lenken auf die Zeichen der Zeit, und sie näher bekannt zu machen mit den denkwürdigen kirchlichen Ereignissen in den nächsten und fernsten Gegenden der Erde.

Diese Zwecke glaubt der Herausgeber am besten zu erreichen, wenn er den Inhalt der Evangelischen Kirchen-Zeitung in folgende drei Rubriken abtheilt.

I. Aufsätze. Diese zerfallen in vier Classen.

Erste Classe: besonders Aufsätze über wichtige biblische Abschnitte, Auslegung schwieriger Stellen und größerer Stücke, die vorzugsweise in der jetzigen Zeit Erwägung verdienen; Nachweisungen der Glaubenseinheit in den verschiedenen heiligen Schriften, mit Berücksichtigung der verschiedenen Form, in welcher die göttliche Wahrheit in ihnen sich ausdrückt, und Hinweisung auf die stufenweise Entwicklung der göttlichen Heilanstalten.

Zweite Classe: hauptsächlich Darstellungen der Evangelischen Lehre, im Gegensatz gegen besonders verbreitete Irrthümer im Glauben und Leben unserer Zeit. Belehrungen über die wahre Natur der Christlichen Kirche und ihr Hervortreten in der Zeit u. s. w.

Dritte Classe: kirchenhistorische Mittheilungen von der ältesten Zeit an, insofern sie in direkter Beziehung auf unsere Zeit stehen; zuweilen auch größere Stücke aus seltenen, oder doch der Mehrzahl der Leser unzugänglichen Büchern. Die Mittheilungen der letzteren Art sollen nie bloß compilatorisch seyn, sondern alles soll lebendig eingeführt und durch sie zu der Zeit gesprochen werden.

Vierte Classe: praktisch theologische Aufsätze, Mittheilungen aus der speciellen Seelsorge und andere Auserfahrungen, Abhandlungen und Vorschläge, den Cultus betreffend u. s. w.

II. Litterarische Anzeigen, nicht gelehrte Recensionen, sondern beurtheilende Anzeigen und Auszüge allgemein wichtiger Bücher, und zwar nicht bloß ganz neu erschienenen, sondern auch erneuernde Empfehlungen guter vergeßener Schriften; Warnungen vor schlechten gangbaren Büchern.

III. Nachrichten, Beiträge zur innern Geschichte der Christlichen Kirche, des Inlandes sowohl wie des Auslandes; kurze Biographien von Personen, die für größere oder kleinere Kreise wichtig wurden, geschichtliche Mittheilungen über Begebenheiten in der äußern Verfassung und über die Verhältnisse der verschiedenen Religionsparteien zu einander; Missionsnachrichten, nicht in der Absicht, die diesem Gegenstande besonders gewidmeten Zeitschriften zu ersetzen oder zu verdrängen, sondern theils allgemeine gedrängte Übersichten theils herausgehobene charakteristische und individuelle Züge, mit Vermeidung aller unnützen Wiederholungen und allgemeinen Redensarten, und was außerdem in irgend einer Beziehung für die Mitglieder der Evangelischen Kirche von Interesse und Wichtigkeit seyn kann. Der Stoff zu diesen Nachrichten wird theils durch eine bedeutende Anzahl von Correspondenten im In- und Auslande, theils durch die Benützung der zweckdienlichen Zeitschriften, in Deutschland, Frankreich, England, Schottland und Amerika geliefert werden.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende seyn muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Überzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verboten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das Entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Überzeugung verträglich ist mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Befennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweist, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. Hengstenberg.

Unterzeichneter, als Verleger der Evangelischen Kirchen-Zeitung, erlaubt sich, obiger Anzeige noch einige Bemerkungen nachzusetzen:

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen jede Woche vorläufig zwei Nummern, die auf Verlangen wöchentlich versandt werden; — jedoch findet auch die Versendung von ganzen, in saubern Umschlägen beschriebenen, Monatsheften statt.

Der Preis für den ersten halben Jahrgang ist 2 Rthlr. Preuß. Courant, und wird die Zahlung voraus geleistet. Bestellungen nehmen an: sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämtliche Preuß. Postämter, durch welche die Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung bezogen wird.

Litterarische und sonstige Mittheilungen, sobald sie per Post gehen, beliebe man an den Herrn Herausgeber hieselbst zu adressiren; — gehen sie aber durch den Buchhandel, was bei nicht sehr eiligen Sachen, oder sobald sie mehr als das gewöhnliche Briefporto betragen möchten, gewünscht wird, dann erbitte ich dergleichen unter meiner Adresse durch Herrn Buchhändler F. G. Mittler in Leipzig, und zwar mit der Bemerkung: Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, zur Post.

Ludwig Dehmicke.

I n h a l t.

	Seite
N ^o 10. Die Vermittlungskirche in Frankreich. (Von einem Geistlichen der freien Kirche im Waadtlande.)	89
Schlesische Kirchenbilder.	91
— 11. Die Vermittlungskirche in Frankreich (Fortsetzung)	97
Nachrichten. Schlesien	104
— 12. Die Vermittlungskirche in Frankreich (Fortsetzung)	105
— 13. Die Vermittlungskirche in Frankreich (Schluß)	113
Die Philosophie auf dem Wege nach Damascus	119
Beilage	121
Die Krankheit der Zeit und ihre Heilung.	126
— 14. Die Krankheit der Zeit und ihre Heilung (Fortsetzung)	129
Nachrichten. Königsberg, Anfang Februar	134
— 15. Die Krankheit der Zeit und ihre Heilung (Schluß)	137
Dr. J. F. Möller's Wirken im Consistorium und in der General-Superintendentur der Provinz Sachsen. Eine Denkschrift an das Kultusministerium. Von Wilh. Franz Sinteniz, Prediger in Magdeburg. Leipzig 1849. C. XVI und 128. 8.	143
— 16. Dr. J. F. Möller's Wirken im Consistorium und in der General-Superintendentur der Provinz Sachsen (Fortsetzung)	145
Nachrichten. Schlesien	152
— 17. Dr. J. F. Möller's Wirken im Consistorium und in der General-Superintendentur der Provinz Sachsen (Schluß)	153
Schreiben an den Herausgeber	155
Kirche und Schule nach der neuen Verfassung	158
Beilage	161
Nachrichten. Provinz Sachsen	163
— — Schriften des Evangelischen BÜCHERVEREINS	168

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 3. Februar.

N^o 10.

Die Vermittlungskirche in Frankreich.

(Von einem Geistlichen der Freien Kirche im Waadtlande.)

Vermittlung! ist das Feldgeschrei unserer Zeit; Vermittlung zwischen Recht und Unrecht, zwischen Wahrheit und Lüge, zwischen Licht und Finsterniß. Überall, in den Familienverhältnissen, im Staate, in der Kirche, ist das Hin- und Herschwanken, das Laviren, die Unentschiedenheit an der Tagesordnung. Bei Wenigen findet man genug Charakterfestigkeit und Pflichtgefühl, um sich an das einmal für recht und wahr Erkannte zu halten, ohne davon abzuweichen. Die Folgen dieses Vermittlungssystems auf dem politischen Gebiete kann man deutlich genug an jenen gewaltigen Erschütterungen wahrnehmen, welche sich Schlag auf Schlag über ganz Europa erstrecken.

Aber noch viel verderblicher ist dieses System auf dem Gebiete der Religion und der Kirche. Kann man sich wundern, daß der Glaube in so vielen Gemüthern erschüttert ist, daß die Völker an den Grundwahrheiten des Christenthums irre werden, daß der Indifferentismus immer weiter um sich greift, wenn man sieht, wie manche, auch unter den als gläubig geltenden Geistlichen und Theologen sich den Gegnern gegenüber so schüchtern und unentschieden benehmen, wie sie einen Theil der Festung nach dem andern übergeben und sich überhaupt bemühen das Evangelium zu verwässern, ihm seine Schärfe und Würze abzunehmen, um es der Welt annehmbarer zu machen? Ja wahrlich, solche vermittelnde Freunde schaden der Kirche oft mehr als offene und ehrliche Gegner, namentlich in unserer Zeit, wo Alles, das Gute wie das Böse einer Entscheidung entgegen eilt. Alle diese Vermittlungsversuche haben angeblich zum Zweck, den Frieden, die Einheit in der Kirche zu erhalten, allein es entsteht aus denselben nur eine größere Verwirrung und eine tiefer eingreifende Spaltung. Die wahre christliche Union kann sich nur auf den Trümmern aller falschen Unionen heraufbilden. Auf Selbsttäuschung und Fiktionen läßt sich keine Kirche bauen. Eine Gemeinschaft zwischen Licht und Finsterniß kann keine dauerhafte seyn.

Derartige Erfahrungen hat man in Deutschland viele gemacht, namentlich vor 2 Jahren auf der Berliner Synode. In dem Ordinationsformular war der Keim einer rechten Vermittlungskirche enthalten. Der Wittenberger Kirchentag war eine viel erfreulichere Erscheinung, und es scheint wirklich bei den deutschen Christen das Bewußtseyn der Bekenntnispflicht nach und nach wieder zu erwachen, wofür wir dem Herrn nie genug danken können.

In dieser Beziehung waren auch die Verhandlungen der vor kurzem in Paris versammelten Synode der Reformirten Kirche

Frankreichs ungemein lehrreich. In denselben läßt sich das Vermittlungssystem recht eigentlich studiren und, so zu sagen, mit Händen greifen. Sollten die Vorschläge der Synode in's Leben treten, so würde die Reformirte Kirche Frankreichs das Muster einer vollkommenen Vermittlungskirche der Welt darbieten. Wir haben es daher der Mühe werth erachtet, beiliegende Aktenstücke über dieses kirchengeschichtliche Ereigniß dem deutschen Publikum mitzutheilen, und dieselben mit einigen Erläuterungen und Bemerkungen zu begleiten. In einem Augenblick, wo man sich auch in Deutschland mit Kirchenverfassungen und Kirchenreformen viel beschäftigt, möchte die Geschichte der Pariser Synode eine nicht unzeitige Warnung seyn. —

Die Reformirte Kirche Frankreichs, *) welche sich durch treues Festhalten an ihrem Bekenntnisse unter langer und oft blutiger Verfolgung eine so ehrenvolle Stelle in der Evangelischen Christenheit erworben hatte, war bekanntlich in ihrer inneren Verfassung und in ihrem Verhältnisse zum Staat dem organischen Gesetz vom 18. Germinal des Jahres X (1802) unterworfen. Die Unvollkommenheiten und Mängel jener Kirchenverfassung waren jedoch mit jedem Jahre fühlbarer geworden, besonders seitdem das überall erwachende christliche Leben sich Bahn zu brechen strebte. Es fehlte der Kirche erstens eine wahre Repräsentation, denn in den Kirchenräthen (consistoires) waren die Gemeinden nicht durch die christlich und kirchlich Gesinnten, sondern durch die wohlhabendsten (meist besteuerten) Kirchenglieder vertreten. Es fehlte der Kirche zweitens eine Centralbehörde, ein Halt- und Mittelpunkt; die Gemeinden standen ganz vereinzelt da, ohne Band unter einander; die ehemalige Generalsynode war durch den (meistens katholischen) Cultusminister ersetzt. Endlich hatte auch diese Kirche keine bestimmte Lehre mehr und es herrschte in dieser Beziehung die größte Verwirrung, die man sich denken kann. Das alte kirchliche Bekenntniß (die Confession la Rochelle) war zwar durch keinen förmlichen Beschluß abgeschafft worden, war aber thatsächlich so viel als beseitigt; in einigen wenigen Consistorien wurden die Candidaten noch darauf verpflichtet, in den meisten hatte es gar keine Geltung mehr. Die Katechismen und Liturgien waren auch ziemlich verschiedenartig. Auf den Kanzeln wurden die entgegengesetzten Lehren vorgetragen; in derselben Kirche (z. B. in Paris) konnte man an einem Sonntage

*) Wir befassen uns hier nur mit den Angelegenheiten der Reformirten Kirche. Die Kirche Augsburgischer Confession in Frankreich ist auch im Begriff sich zu reconstituiren, sie fällt aber nicht in den Kreis unserer Betrachtung.

eine ganz entschieden christliche und erbauliche Predigt zu hören bekommen, und am folgenden Sonntage wurden die Hauptlehren des Evangeliums, die Gottheit Christi, sein stellvertretendes Leiden, die Wiedergeburt aus dem heiligen Geiste, als Methodismus und Aberglauben bekämpft und verspottet. Wer sich einige Zeit in Frankreich aufgehalten hat und die dasige Reformirte Kirche aus eigener Anschauung kennt, wird diese Darstellung nicht übertrieben finden.

(Fortsetzung folgt.)

Schlesische Kirchenbilder.

Breslau hat mit Einschluß von zwei Hospital- und einer Armenhauskirche, elf größere und kleinere Evangelische Kirchen, woran nahe an dreißig Geistliche, die Militärprediger mitgerechnet, angestellt sind. Von dem in der Reformation neu auflebenden evangelischen Geiste wurde Breslau bald zu Anfange mächtig angeregt und ergriffen. Joh. Hef und Moiban waren die Träger und Verbreiter desselben. Am Rath der Stadt und an der Bürgerschaft fand das reine Evangelium und das evangelische Bekenntniß tapfere Vertreter und Vertheidiger, und die Geschichte Breslaus erzählt schöne Züge aus der Zeit der ersten Liebe zum evangelischen Christenthum. Die Schlesiische Gemüthlichkeit und Treuherzigkeit, die in dem alten Breslau in einer zwar etwas derben, aber dennoch gutmüthigen Art vertreten war, fühlte sich zu dem innigen, lebensfrischen und kräftigen Lutherthum auf eine eigenthümliche Weise hingezogen und darin heimisch. Verwandte Naturen hatten sich zusammengefunden. Männer wie Caspar Neumann (v. 1697—1715), Burg (v. 1735—1741), Rambach (v. 1766—1775) und Dav. Gerhard (v. 1778 an) waren Wächter und Pfleger des Lutherthums, dem sie eben so durch den Eifer und die Kraft ihres Wortes, wie durch den Ernst und die Würde des eigenen Wandels, allgemeine Achtung und Anerkennung zu verschaffen und zu erhalten wußten. Über die Kirche und Alles, was sie in ihren Kreis beschloß, war eine eigenthümliche, allgemein fühlbare Weihe verbreitet. Das öffentliche wie das Familienleben stellten sich unter ihren Einfluß. Wenn der öffentliche Gottesdienst auch den Charakter einer gewissen äußeren Gesellichkeit an sich trug, so war ihm doch daneben eine Gediegenheit aufgeprägt, wie sie nur dem: „Wie glauben, darum reden wir,“ eigen ist. Beichte und Abendmahl, die erstere noch mit der Form der Privatabsolution, hatten fast in jeder Familie ihre bestimmten Stellen in dem Kreise des häuslichen und Geschäftslebens. Der Tag des Herrn ward als solcher gefeiert. Die christliche Sitte forderte regelmäßigen Kirchenbesuch und Abwartung des Gottesdienstes, und außerdem noch eine häusliche Andacht. An Zeit dazu gebrach es nicht, da man der weltlichen Lust nicht viele widmete. Man fiel nur durch's Unterlassen des Kirchenbesuchs und der Hausandachten auf, nicht durch's Uben derselben. Familienerbauungen waren, so wie eine Frucht des kirchlichen Lebens, so auch ein Weg, auf welchem die

jüngeren Glieder des Hauses dem letzteren zugeführt, und die älteren ihm erhalten wurden. Die Freuden des geselligen Lebens, die Vergnügungen und Lustbarkeiten hielten sich in ziemlich engen Schranken, und wo sich ein Uebermaß, eine Ausschweifung zeigte, da trat die Kirche theils warnend, theils strafend dagegen auf. Man hielt sie dazu für berechtigt, und sie selbst erachtete sich dazu für verpflichtet.

Mit dem Beginn dieses Jahrhunderts trat in dem kirchlichen Leben Breslaus eine Veränderung ein, die ihren Ausgangspunkt von der Einführung eines „neuen Kirchengesangbuchs, statt des bis dahin gebräuchlichen“ alten, von Burg herausgegebenen, nahm. Wie jene Liedersammlung nach der einen Seite hin die Abnahme des kirchlich-confessionellen Bewußtseyns, das Hineinbrechen einer flachen und verflachenden christlichen Lebensanschauung und allmählichen Verarmung des evangelischen Geistes befundete,*) so hat sie nach der anderen Seite hin dazu beigetragen, daß sich die Gemeinden von einer tieferen Auffassung des Glaubens entwöhnten, und sich in ein Christenthum nach und nach einlebten, dem es bei allen Ansprüchen, ein thätiges zu seyn, grade an dem fehlt, wodurch es zu einem lebendigen, zu einem thätigen wird — am Glauben. Eine steife, auf seichter Reflexion beruhende Sittenlehre machte sich darin überall geltend, und ließ das christliche Gefühl, die innere christliche Lebenserfahrung nie zu Worte kommen. Alles aus den Tiefen des christlichen Geistes Hervorgegangene nahm man unter die Scheere und stugte es zu. In der Zeit der Erniedrigung Deutschlands wurden die Französischen Einflüsse verderblich. Das jüngere Geschlecht namentlich wurde dadurch in eine Richtung hineingezogen, bei der es den Sinn für eine höhere Auffassung des Lebens verlor, sich mit Französischer Leichtfertigkeit über gewisse Gränzen hinwegsetzte, in der Gewandtheit und Gefälligkeit der Umgangsformen die wahre Bildung suchte, und das Handeln ganz nach eigener, freier Wahl und selbst entworfenen Grundsätzen bestimmte. Auch bei den Älteren und Reiferen waren Veränderungen in der Anschauung und Beurtheilung der staatlichen, bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse eingetreten. Die Standpunkte waren nicht mehr die früheren. Das Gewohnte, das durch die Sitte festgewurzelte war mehr oder weniger erschüttert und gelockert. Neue Richtungen machten sich geltend, neue Bestrebungen brachen sich Bahn. Das Gefühl war ziemlich allgemein, daß die Zustände des öffentlichen und Privatlebens auf tiefgreifende Umgestaltungen gefaßt seyn mußten. Alles das hat dem kirchlichen Leben keinerlei Vortheil gebracht, wohl aber ihm manche Kraft entzogen und die ihm noch zugewendete Theilnahme vielfach gemindert. Die Zeit der Erhebung Preußens, um das Französische Joch abzuschütteln, und die siegekrönten Anstrengungen der Breslauer, welche hierin allen Anderen vorangingen und zum Muster dienten, haben auf die kirchlichen Zustände keine durchgreifende und fördernde Wirkung geübt. Man zog allerdings

*) Man sehe sich z. B. nur Nr. 344 und Nr. 428. B. 6. an, um das Urtheil gerecht zu finden, vieler anderen Lieder zu geschweigen.

die Kirche mit heran; sie mußte den Schaaren, welche gegen den Feind auszogen, die Weihe geben; sie mußte mit ihrem Worte der Zurückbleibenden Muth, Kraft und Hoffnung beleben; sie mußte Trost spenden und zu demüthiger Geduld ermahnen; sie mußte die Feier der Siege durch die höhere Beziehung, die sie ihnen verlieh, veredeln und, indem sie dieselben in dem Lichte der Hülfe und Gnade des Allerbarmers betrachtete, das Volk auf die Macht des Herrn und nicht dem eigenen Arm vertrauen lehren. Man sah damals die Kirchen allerdings voller als in den Jahren vorher; die Ursache lag aber nicht in einer eigentlichen neuen Belegung des Kirchenthums, in einer frischen, ihm zugewendeten Theilnahme, sondern das hing zusammen mit der allgemeinen Erregtheit und Erweiterung der Gemüther, wie sie in Zeiten, wie die damaligen waren, vorzukommen pflegt, und wobei jedes Lebensgebiet, sofern es sich nur nicht gradezu dem Allgemeinen feindselig erweist, besonders gehoben erscheint. Die Geistlichkeit Breslaus bestand damals, wo es einer kräftigen Gegenwirkung bedurfte, um den Einfluß des politischen Lebens und der freieren Richtung der Gedanken und Bestrebungen auf die Kirche zu beherrschen, aus Männern, die theils noch nicht alt genug waren, um durch hinreichende Erfahrungen unterstützt, ein bewußtes, umsichtiges und sicheres Verfahren inne zu halten, theils zu alt waren, um die Zeit zu verstehen und die erforderliche Kraft zu besitzen, die zur geschickten Leitung der Gemeinde Gottes, besonders in schwierigen Verhältnissen, nicht fehlen darf. Es mußte in jener Zeit, als die Stürme des politischen Lebens sich nach und nach legten, als man anfang, sich wieder einzurichten, jedem tiefer Blickenden fühlbar werden, daß die Kirche ihrer Aufgabe nicht gewachsen war. Die Predigten waren zum großen Theile in Reinhardtscher Manier disponirt und memorirte Specimina über einzelne Pflichten und Lebensregeln. In manchen gab sich eine immer heiter lächelnde Galanterie zu erkennen, die es mit Niemandem verderben wollte, links und rechts in süßen Worten Complimente austheilte, aus allen Blumen Honig zu saugen versand und auch der Sünde ein buntes Mäntelchen umzuhängen wußte, damit sie nicht gar zu schwarz ausseh, die Gefühlen nachließ und gar keine, oder nur flüchtige weckte, Floskeln machte, nach Effekten haschte, die an Tiefen vorbei und um das Hohe herumging und den Hörer vergeffen ließ, daß er sich in der Kirche befinde. Oft war es eine, bis diesen Augenblick noch nicht ausgeflossene, sich spreizende Eitelkeit, die ihren Ruhm darin suchte, kunstvolle Perioden zu bauen, altklassische Konstruktionen nachzubilden; anderwärts war es Bornirtheit, die nichts lernt und nichts vergißt; Stumpfheit, mit der nichts mehr anzufangen ist, die das Wort vor der Gemeinde ergriff. Für den Kern des Christenthums ging der Geschmack beim Christenvolke immer mehr verloren. Man forderte und hörte „schöne Reden.“ Von einer erbaulichen Predigt war nicht mehr die Rede. Die Prediger hatten ihren Kanzelvorträgen den Charakter der Predigt genommen. Dem Volk war dies nicht entgangen. Es nannte das Kind beim rechten Namen.

Breslau besitzt besonders eine Kirche, in der bloß „schöne

Reden“ *) gehalten wurden. Daran ergöhte sich das „gebildete Publikum“ und die „denkenden Zuhörer.“ Die junge Welt fand sich dort regelmäßig zusammen. Hier konnte sie am ungestörtesten ihren Gedanken nachhängen und nach Beendigung der Rede vor der Kirchthüre zu den weiteren Vornahmen des Nachmittags die Verabredung treffen. Die Kirche war deshalb sprüchwörtlich geworden. Sie hieß die „Sponsierkirche.“

Ziemlich am entgegengesetzten Ende Breslaus sammelt ein anderes Kirchenthum einen recht ansehnlichen Kreis um sich. Behauptungen, die aus Uhlischen Sätzen zusammengelesen und ihnen nachgebildet, fühne Angriffe à la Wislicenus gegen die Schrift und die Person unseres Heilandes, Deklamationen über die Freiheit, über die Rechte der Gemeinden gegenüber dem Staat und Kirchenregiment, plumpe Ausfälle gegen dieses letztere, verbunden mit Herabsetzungen der Bekenntnisse der Evangelischen Kirche; das waren die beliebten Themata, die von

*) Was für traurige Ansichten bei der Gemeinde dieser Kirche und bei dem die kirchlichen Angelegenheiten leitenden Presbyterium maßgebend waren, mag folgende Thatfache darthun. Vor etwa zehn Jahren war ein Geistlicher vom Lande veranlaßt worden, in dieser Kirche eine Gastpredigt zu halten. Er predigte über die Worte: Selig sind, die da Leid tragen &c. Im Eingange der Predigt wurde auf die Unmöglichkeit einer Vermittelung zwischen der Welt und dem Reiche Gottes hingewiesen, und also der Grund gelegt für die nachfolgende Auseinandersetzung, die es mit den Leidtragenden und dem ihnen verheißenen Troste zu thun hatte. Daß dort die „göttliche Traurigkeit,“ die „Neue, die Niemand gereuet,“ ihre Stelle fand und finden müsse, daß hier keines anderen Trostes gedacht werden konnte, als des Trostes der Gnade, der den Mühseligen und Beladenen versprochen ist, wird Jeder, der im Christenthum steht, begreiflich finden. Der Gemeinde und dem dieselbe repräsentirenden Presbyterium war das aber sehr anstößig. Außer einigen, dem Prediger von verschiedenen Seiten zugekommenen Urtheilen, das sich besonders in einem Gespräche fund, das jener mit dem vorstehenden Mitgliede des Presbyteriums hatte. Zuerst machte dieses letztere dem Prediger eine Ausstellung wegen des von ihm behaupteten Gegensatzes zwischen Welt und Reich Gottes. Man könne doch unmöglich, meinte der Kritiker, sich der Welt gegenüber stellen, sich von ihr losmachen und aus ihr herausgehen; die Erde sey doch nun einmal da und die Verhältnisse und Verbindungen auch, die unter den Menschen bestehen &c. Es folgten nun gegen diese Bemerkungen die nöthigen Censuren. Der Kritiker beruhigte sich aber nicht, sondern griff mit einer Art Haß den Theil der Predigt an, in dem von der Sünde gehandelt worden war und der Traurigkeit über dieselbe. Er wurde hierauf bedeutet, entgegnete aber: „Man kann wohl vor einer Dorfgemeinde von der Sünde reden, aber einer gebildeten Stadtgemeinde darf man es nicht sagen, daß sie Sünde hat.“ Darauf erklärte der Prediger, daß er sich zwar nie eine besondere Vorstellung von der christlichen Einsicht, Bildung und Erkenntniß der S—kirchgemeinde und deren Vorstand gemacht habe, daß diese aber so völlig davon entblößt sey, das habe er freilich nicht im entferntesten geahnet, und er würde, selbst wenn sich ihm eine Aussicht zur Erlangung einer Stelle an der S—kirche geöffnet hätte, nach derartigen Erfahrungen zurücktreten; denn an einer solchen Gemeinde möge er nicht antreten.

der Kanzel der Bernhardinkirche abgehandelt wurden. Man konnte es den Leuten, wenn sie die Kirche verließen, schon aus den Mienen herauslesen, wie die so eben gehörte Predigt wieder eine Bresche in das Schriftwort gebrochen, die vermeintliche Unhaltbarkeit der Forderung, demselben unbedingt zu glauben, dargethan, und ihrem, seit einem Menschenalter durch Schul- und Confirmandenunterricht ausgefüteten und gepflegten Zweifel und Unglauben die längst ersehnte Nachhülfe und Stütze geliefert habe. Der Hauptvertreter der an dieser Kirche herrschenden Richtung bringt durch seine äußere Beredsamkeit, durch seine Sicherheit des Auftretens die Massen, die sich dadurch bekanntlich leicht gefangen nehmen lassen, auf seine Seite und zieht das große Publikum immer wieder zu sich hin, auch wenn es sich gestehen muß, daß es für sein inneres Leben keinen Gewinn davonträgt. Seine Thätigkeit hat in der Todtenfeier culminirt, die er im Einverständniß mit dem Magistrat und unter dessen Theilnehmung hinter dem königlichen Pallast auf dem Exercierplatz zu Ehren der in Berlin in den Märztagen erschossenen Rebellen, die man damals Märzheiden nannte und als die größten Männer unserer Zeit behandelte und feierte, vor einer großen Menge von Leuten abhielt.

Außer ihm stehen noch zwei andere Geistliche an der Bernhardinkirche, der eine vor, der andere hinter ihm. Jener erstere ist ein Mann, dem weniger zu Gebote steht, als er braucht, und dem mehr versagt ist, als er sich's eingesteht. Sein öffentliches Auftreten hat viel Schwerfälliges, und wenn er auch seinem Hintermann geistesverwandt ist und dasselbe Ziel im Auge hat, so ist er doch um jenes Umstandes willen weniger angesehen und muß die Bänke bedeutend leer sehen. Charakterstärke, namentlich solchen stürmischen Naturen gegenüber wie sein mehrmals erwähnter College, besitzt er wenig. Er läßt sich leiten und von Strömungen fortreißen. Sein Name war der erste unter dem verrufenen Breslauer Protest vom 21. Juni 1845.

Der dritte Prediger bei St. Bernhardin hat gar kein Princip. Er will zu den freisinnigen Geistlichen gehören und predigt auch freisinnig, zeitgemäß, neuchristlich. Sonst ist weiter nichts von ihm zu berichten.

Mit Genehmigung und unter dem Schutz dieser drei Männer sind die Kongianer vor drei Jahren in die Kirche zu Bernhardin eingezogen und haufen noch bis diesen Augenblick darin.

Mitten in der vollfreien Stadt steht ein mächtiger, prächtiger Dom. Er hat den Namen nach der heiligen Elisabeth. Moiban hat hier zuerst das Wort vom Kreuz und die Gerechtigkeit gepredigt, die aus dem Glauben kommt. Sechs Geistliche verwalten das Amt an dieser Kirche, aber nicht für

alle ist es das Amt, das die Versöhnung predigt. Neben solchen, die ganz entschieden im Glauben stehen und im evangelischen Bekenntniß, und von beiden laut und unerschrocken Zeugniß geben, stellt sich insonderheit einer dar, der — wir sagen es nur mit Schmerz — den Glauben verläugnet. Als wäre er nur dazu da, um den Weinberg des Herrn zu zertreten, um die von Anderen hinein gelegten zarten Senker des Glaubens auszureißen, so treibt er sein Amt, und tritt dabei noch mit einer Rücksichtslosigkeit auf, als wäre er im vollsten Recht und als läge es in seiner Pflicht zu zerstreuen, statt zu sammeln, niederzureißen, statt zu bauen. Erst in der neuesten Zeit, als die Wühlereien in Breslau überhand genommen hatten, und die Disciplin des treuen Heeres Gegenstand der Zerstörungsucht der Rottengeister war, hat er es von der Kanzel herab den in der Kirche anwesenden Soldaten nahe gelegt, sich dem Gehorsam gegen ihre Oberen zu entziehen und durch Beanspruchung von Rechten die bestehende Ordnung in andere Bahnen zu lenken. Der dadurch hervorbrachte betrübende Eindruck hat sich weit hinaus über den Kreis seiner Zuhörer verbreitet und ihm Herzen für immer entfremdet. Es sind Beispiele bekannt, daß zarte Gewissen durch seine Predigt tief verletzt und manche bittere Thräne geweint worden ist über seine Angriffe gegen den Christenglauben und das Wort des Evangeliums.

Es gäbe noch manche Gruppen, die wir auf unserem Bilde bringen könnten, doch für diesmal sey es genug. Des Erfreulichen in Breslaus Kirchenwesen wollen wir seiner Zeit auch gedenken.

Zum Schluß noch Eins. In Kaiserswaldau im Hirschberger Kirchenkreise lebt ein wühlerischer Geistlicher Namens Meißner. Als in den Tagen der größten Aufregung, welche durch die Steuerverweigerung der Berliner Deputirten in Breslau und einigen Theilen der Provinz hervorgerufen worden war, ihm die Nachricht zukam, daß sich die Hauptstadt rüste, um den König vom Throne zu stoßen, da fuhr auch in ihn der Satan. Er läßt in der Nacht Sturm läuten, versammelt die Bewohner des Ortes um sich, läßt sie zu den Waffen greifen und bricht mit ihnen auf, um nach Breslau zu ziehen. In Petersdorf, dem nächsten Orte, wird ihm jedoch die Hoffnungslosigkeit seines Unternehmens erkennbar. Ein Theil seiner Leute kehrt bald um, als ihre den Petersdorfern gemachten Zumuthungen, gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen, zurückgewiesen worden waren, auf dem Weiterzuge zerstreut sich der Rest. Der Anführer steht allein, und es bleibt ihm nichts mehr übrig, als den Rückzug anzutreten. Wie wir hören, ist der Mann vom Amte suspendirt.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 7. Februar.

N^o 11.

Die Vermittlungskirche in Frankreich.

(Von einem Geistlichen der Freien Kirche im Waadtlande.)

(Fortsetzung.)

Das Bedürfnis einer Neugestaltung der Kirche hatte an der Februar-Revolution eine Veranlassung, sich kräftiger und allgemeiner auszuspochen. Es war voraussehen, daß die republikanische Regierung der Beseitigung des Gesetzes vom 18. Germinal kein bedeutendes Hindernis in den Weg legen würde. Ja, man konnte eine Zeit lang glauben, daß der Staat den Kultus nicht mehr besolden und die Reformirte wie die Katholische Kirche ihren eigenen Mitteln überlassen würde; man mußte sich also auf diese Krisis vorbereiten. Der Gedanke wurde zuerst in religiösen Blättern und Pastoral-Conferenzen besprochen und fand allgemeinen Anklang. Schon im Monat Mai fand eine erste Zusammenkunft von Abgeordneten aus den meisten Consistorien in Paris statt; diese Versammlung war eine durchaus freie, ohne officiellen Charakter. Sie begnügte sich, ein Wahlgesetz für die auf den Monat September einberufene, ebenfalls ganz freie Synode, zu bearbeiten. Dieses Wahlgesetz beruhte nun auf der breitesten demokratischen Grundlage, und gab der Kirche nur ungenügende Garantien. Jedermann war nämlich berechtigt, an der Wahl Theil zu nehmen, welcher einundzwanzig Jahr alt war und erklärte, daß er der Reformirten Kirche Frankreichs von Herzen angehöre. Mit dieser Erklärung war allerdings nicht viel gesagt, denn unter dem Worte reformirt laufen in Frankreich (wie anderwärts) gar verschiedene Elemente mit, und man hätte vor Allem bestimmen sollen, was die Reformirte Kirche Frankreichs eigentlich sey. In der Versammlung der Abgeordneten wurde von manchen Rednern auf die Nothwendigkeit hingewiesen, von den Wählern etwas mehr zu fordern: sie sollten z. B. erklären, daß sie Christum für den Sohn Gottes anerkennen, oder sie sollten wenigstens beweisen können, daß sie getauft worden seyen; allein alle diese Beschränkungen wurden verworfen. Was aus solchen Wahlen herauskommen mußte, kann man leicht denken. Es soll an manchen Orten in den Wahlen selbst ziemlich stürmisch zugegangen seyn, und man soll sich, um diesen oder jenen Candidaten durchzusetzen, gewisser Mittel bedient haben, welche man sich, besonders in kirchlichen Angelegenheiten, gänzlich untersagen sollte.

Die Synode wurde am 11. September eröffnet, nachdem am Tage zuvor ein feierlicher Gottesdienst gehalten worden war. Der Pastor Frédéric Monod predigte über Jerem. 6, 16.: So spricht der Herr: Tretet auf die Wege und schauet und fraget nach den alten Pfaden, wo der gute Weg sey und wandelt darauf, so werdet ihr Ruhe finden

für eure Seelen. Aus der Vergangenheit der Reformirten Kirche Frankreichs wurde ihr in kräftigen Zügen ihre Pflicht in der Gegenwart und ihr hoher Beruf für die Zukunft vorgezeichnet. Es war in der That ein sehr wichtiger Augenblick, der, wo nach einem Zwischenraume von fünfundsachtzig Jahren eine reformirte Synode wieder zusammentreten konnte. Auch hatte diese Thatsache die Aufmerksamkeit mehrerer Christen aus anderen befreundeten Kirchen erweckt. Mehrere Zuschriften gelangten an die Synode, welche mit Theilnahmebezeugungen, auch sehr dringende Aufforderungen in Beziehung auf das Festhalten am evangelischen Bekenntnisse enthielten, eine Aufforderung, welche leider in der Versammlung wenig Anklang fand. Wir können nicht umhin, aus diesen Adressen einige Stellen mitzutheilen; sie verdienen in Deutschland bekannt zu werden.

Eine derselben war aus Genf gekommen, unterzeichnet von Christen Französischer Abkunft, deren Vorfahren zur Zeit der Verfolgung in dieser gastfreundlichen Stadt eine Zufluchtsstätte gefunden hatten. Sie lautet also:

„Meine Herren und liebe Brüder in Christo! Es sey uns erlaubt, eine Stimme aus Genf hören zu lassen, aus jener Stadt, in welcher ehemals so viele um ihres Glaubens willen vertriebene Christen eine Zufluchtsstätte fanden. Wir, die Nachkommen jener gläubigen Flüchtlinge, erinnern uns, daß vor Zeiten immer ein Brief aus Genf an eure Synoden gelangte. Es sey uns erlaubt, diese alte Bahn wieder zu betreten und auf das hochwichtige Werk, zu welchem Ihr berufen seyd, den göttlichen Segen herabzuschleusen.“

„Wir fühlen uns gedrungen es auszusprechen, m. H., die Reformirte Kirche hat in Frankreich einen hohen Beruf zu erfüllen. Eine neue Zeit ist angebrochen für die Welt und namentlich für Frankreich. Aber der evangelische Glaube allein kann Eurer Volke jene Blätter darreichen, welche sind, wie die Schrift sagt, „zu der Gesundheit der Heiden.“ Es ist jetzt nicht an der Zeit, sich zu beklagen, zu ängstigen, oder gar zu verzweifeln, es gilt zu glauben, zu hoffen und zu handeln. Der Glaube schreitet immer mitten unter den Stürmen, seine Füße wandeln durch brausende Fluthen, vielleicht durch das von Anderen vergossene Blut, sein Haupt aber erhebt sich frei zum Himmel und wendet sich gegen die Sonne der Gerechtigkeit. Christus ist der einzige Name, welcher die Räthsel unseres Jahrhunderts zu lösen vermag und die Reformirte Kirche ist die heilige Lade, welche diesen gebenedeiten Namen einem Volke nahe bringen kann. Je ungebundener der Mensch im politischen und bürgerlichen Leben wird, desto mehr bedarf er gebunden zu werden in Beziehung auf seine natürlichen Bedürfnisse. Frankreich kann nur dann frei seyn, wenn es das Joch Jesu Christi auf sich nimmt.“

„Zur Zeit, als unsere Väter Frankreich verließen, als die Curigen auf dem Schaffot starben, bekannten sie einen Gott, als Väter, Sohn und heiligen Geist, den Fall, die Verderbnis und die Schuld der Menschen, die Sündlosigkeit und Gottheit Christi, und die ewige Voll-

brachte Versöhnung, die Rechtfertigung durch den Glauben an sein Blut und die Nothwendigkeit der Wiedergeburt aus dem heiligen Geiste. Um diese Wahrheiten zu verkünden und zu verbreiten, hat Gott die Kirche Frankreichs in's Daseyn gerufen. Sollte die heutige Kirche dieselben nicht auch bekennen?"

„Die Kirche, welche aus Euren Reden und Verhandlungen hervorgeht, darf wohl eine neugestaltete, aber nicht eine neue Kirche seyn. Sie soll seyn eine Kirche, wieder aufgebaut auf dem alten und ewigen Grunde der Wahrheit und des Lebens, eine Kirche des Evangeliums Jesu Christi, Gottmensch, Versöhner und Sühnopfer seines Volkes, die Kirche der Reformatoren versingt, und, so Gott will, mit neuen Kräften ausgestattet. Nur eine solche Kirche ist im Stande, ihre Feinde zu überwinden und dereinst eine allgemeine zu werden.“

Auch die Synodal-Commission der Freien Kirche des Waadtlandes hatte eine Adresse an die Pariser Synode gerichtet. Ein wesentlicher Charakter jener Kirche war von Anfang an ihr Zug nach Katholicität. Durch einen Artikel ihrer Verfassung hat sie sich verpflichtet, mit allen Schwesterkirchen in Verkehr zu treten, welche auf denselben Glaubens- und Lebensgründe stehen. Die Zusammenberufung der Synode in Paris war ein Ereigniß, bei welchem sie nicht gleichgültig bleiben konnte. Am 10. September, als am Tage der Eröffnung derselben, hat in allen Versammlungen der Freien Kirche specielle Fürbitte für dieselbe stattgefunden. Aus dem Briefe der Synodal-Commission entheben wir folgende Stelle:

„Theure Brüder in Christo! Die Zusammenberufung Eurer Synode ist ein so bedeutendes Ereigniß, daß gegenwärtig die Augen aller Reformirten Kirchen auf Euch gerichtet sind. Von allen Seiten werdet Ihr Theilnahmebezeugungen empfangen. Ihr werdet es aber nicht verschmähen, die Stimme auch einer der geringsten jener Kirchen anzuhören. Geboren unter traurigen Umständen, und bis auf den heutigen Tag beständigen Prüfungen ausgesetzt, findet die Freie Waadtländische Kirche in diesen Prüfungen selbst einen neuen Beweggrund, auch Euch freundlich entgegenzukommen. Wir reden Euch an als Brüder, die uns auf der Kreuzesbahn vorangegangen sind, als die Nachkommen jener Märtyrer, deren herrliche Beispiele und Kämpfe uns zu großer Ermunterung dienen.“

„Möge diese Synode Frankreichs, welche nach langer Unterbrechung in der Christenheit wieder zum Vorschein kommt, dienen zur Verherrlichung Gottes und seines lieben Sohnes Jesu Christi! Möge der Glaube an die Verheißung der Gnade Gottes durch das Blut Jesu Christi, welcher Eure Väter stark, ja unüberwindlich gemacht hat, auch Euch leiten und erleuchten in allen Dingen! Möget Ihr Eure Anstalten wiederherstellen und beseitigen, die Fahne der Wahrheit recht hoch stellen, mit einem Worte, die Kirche der Claude, der Daille, der Drélincourt in ihrem vollen Glanze wieder aufleben lassen!“

Auch von den Waldensern des Piemonts, dieser treuen Zeugenkirche, war eine ungemein schöne, im Geiste mit den übrigen übereinstimmende Adresse gekommen:

„Theure und verehrte Brüder in Christo! — Zu allen Zeiten sind die Kirchen der Waldenser mit den Reformirten Kirchen Frankreichs eng verbunden gewesen. Mit Freude haben wir daher vernommen, daß eine Synode einberufen sey, um Eurer Kirche ihre alte Verfassung wiederzugeben, unter welcher sie lange geblüht hat. Wir vergegenwärtigen uns jene Kirche der Wüste, in welcher Christus unter dem Kreuze und den grausamsten Martern bekannt wurde. Wir erwarten von Euch,

daß Ihr Euch an diese ehrwürdige Überlieferung wieder anschließen werdet.“

„Seil Euch, liebe Brüder, welche ihr in der Hand des Herrn Werkzeuge einer so herrlichen Wiedergeburt seyn werdet. Allein, damit dieses Gotteshaus, welches Ihr wieder emporzurichten im Begriffe seht, von dem gleichen Glanze erfüllt seyn möge wie das erste, damit die Gläubigen in demselben den Frieden für ihre Seele finden, darf es auf keinem anderen Grunde erbaut werden, als auf Jesu Christo. Möge daher dieser göttliche Name auf dessen Vorhallen mit deutlichen Zügen eingegraben werden. Damit dem nun aber also sey, was könnt Ihr Besseres thun, als Eure alte Standarte wieder recht hoch wehen zu lassen, dieses so schöne und lautere Glaubensbekenntniß, welches Eure Väter, so zu sagen, am Lichte der Scheiterhaufen abgefaßt, und dessen Inhalt so viele Tausende von Glaubenshelden mit ihrem eigenen Blute besiegelt haben. Es mögen sich in jenem Bekenntniß, wie in jedem Menschenwerke, einige Unvollkommenheiten befinden, die man beseitigen könnte. Wohl! verbessert, was dem Worte Gottes gemäß zu verbessern ist, aber weicht nicht von Eurer glorreichen Fahne, theure Brüder! Stellt Euer Bekenntniß entgegen jenen verderblichen Lehren, welche in Eurem Vaterlande so viel Unheil anrichten. Frankreich kann kein anderes Heilmittel finden als das Evangelium. Möge die Reformirte Kirche das Organ seyn, durch welches dasselbe ihm dargeboten wird. Sie kann diese gesegnete Stelle einnehmen, wenn sie es sich nicht selbst unmöglich macht, diesen hohen Beruf zu erfüllen, was der Fall wäre, wenn sie entweder gar kein Bekenntniß, oder ein unzulängliches Bekenntniß aufstellen wollte.“

„Ertraget, was etwa in unseren Worten Unpassendes wäre. Liebet uns und gebet den Evangelischen Kirchen, welche alle ihre Augen auf Euch richten, die größte Freude, die sie haben können, indem Ihr die Reformirte Kirche Frankreichs auf dem Grunde des Evangeliums Jesu Christi wieder herstellt.“

Wir haben nun zu sehen, ob die Synode den ihr vorgezeichneten Weg eingeschlagen, ob sie sich an die geschichtliche Grundlage der alten Reformirten Kirche Frankreichs wieder angeschlossen und zugleich mit den jetzt bestehenden Evangelischen Kirchen enger verbunden hat.

Die erste Sitzung fand, wie gesagt, am 11. September, die letzte am 7. Oktober statt. Es saßen in derselben zweiundfunfzig Geistliche und achtunddreißig Laien, im Ganzen neunzig Abgeordnete. Zum Präsidenten wurde Herr Buisson, Pfarrer in Lyon, gewählt. Gleich bei dieser Wahl zeichneten sich die Parteien, in welche die Synode sich theilte. Herr Buisson, übrigens ein ehrenwerther Mann, nicht ohne Herzensfrömmigkeit, gehört der latitudinairischen Partei an, welche mit einigen Stimmen das Übergewicht hatte. Dieser Partei glauben wir diese Benennung beilegen zu müssen, weil das Wort Nationalisten, welches zuweilen auf dieselbe angewendet wird, einen nicht ganz richtigen Begriff in Deutschland erwecken möchte. Die ihr Angehörigen stehen mit den Nationalisten Deutschlands nicht ganz auf derselben Linie, insofern sie im Allgemeinen den Glauben an eine göttliche Offenbarung, an die Wunder und an die Grundthaten der biblischen Geschichte festhalten. In dieser Beziehung war Herr Grandpierre berechtigt, in dieser Synode zu sprechen: „Ich glaube nicht, daß wir Nationalisten in unserer Mitte haben.“ Aber es sind solche, welche meistens unter dem Einfluß

der leichten, unwissenschaftlichen Theologie der Genfer Akademie gebildet, den Inhalt der Offenbarung deuteln, verflachen, entleeren, und namentlich die kirchlichen Dogmen von der Dreieinigkeit, von dem stellvertretenden Leiden Christi und von der Wiedergeburt verwerfen. Ihre Sprache klingt wohl öfters evangelisch; auch sie reden von der Gottheit Christi, von der Erlösung, von der Gnade, von dem Leben in Christo, allein diese Ausdrücke haben in ihrem Munde einen ganz eigenen Sinn; man braucht orthodoxe Formeln, aber denkt sich dabei, was man will. Sehr naiv sagte Herr E. Coquerel in der Synode: „Ich glaube an die Gottheit Christi, aber nach meiner Art (à ma manière).“ Diesen Theologen gilt der Protestantismus vor Allem als Religion der Freiheit, als Verneinung jeder Autorität, die Protestantische Kirche erscheint ihnen als eine solche, welche die möglichst verschiedensten Ansichten in ihrem Schoße dulden darf und soll. Freie Forschung ist ihr Feldgeschrei. Natürlich sind sie nicht nur jedem Glaubensbekenntniß, sondern auch jedem positiven Lehrbegriff abhold, und ihr Bestreben geht darauf hin, die Protestantische Kirche von solchen Fesseln gänzlich zu befreien. Treffend hat Graf Gasparin in der Synode diese Schule als die Schule des Zweifels charakterisirt, welche über jeden theologischen Lehrpunkt das Ja und das Nein gleich gelten läßt, und über die wichtigsten Fragen der Theologie eine klare und bestimmte Antwort schuldig bleibt, eine Schule, welche um nichts weniger gefährlich ist, als der Deutsche Nationalismus. Wir können aber auch dieselbe mit ihren eigenen in der Synode gesprochenen Worten charakterisiren:

„Man muß sich an die Thatsachen der evangelischen Geschichte halten (sagte Pfr. Fontanes), aber keine Theologie machen.“ — „Wir glauben an Gott, an Jesum Christum, welcher gekommen ist die Welt zu erlösen und zu erleuchten, an das Gesetz, an das zukünftige Leben, an die Abstammung des Menschengeschlechts aus einem Blute, an die Liebe; was will man uns noch mit Subtilitäten und Spitzfindigkeiten plagen?“ (Herr Montet, Professor der Theologie in Montauban). — „Die Grundlage des Protestantismus ist das Evangelium und der Verstand. Es gibt keine absolute Wahrheit. Gott selbst hat eine große Mannigfaltigkeit in den Glaubensmeinungen gewollt. Der orthodoxe Lehrbegriff hat zwar seine Berechtigung in der Kirche, aber er enthält nur einen Theil der Wahrheit.“ (Herr de Clausonne, ein Laie). — Dieses System der Mannigfaltigkeit wurde von dem Herrn E. Coquerel noch deutlicher in folgenden Worten dargestellt: „Das protestantische Princip ist die Lehramannigfaltigkeit. Dies ist der Ruhm des Protestantismus. Man beklagt sich, daß man von derselben Rangel herab verschiedene Lehren, verschiedene Predigten zu hören bekomme, allein das ist ja ganz gut, das lobe ich mir, es ist ächt protestantisch, es ist christlich.“ Von demselben Redner wurde auch recht freimüthig ausgesprochen, was für eine Kirche die Latitudinarien anstreben: „Es bereitet sich eine neue Religion vor! Diese neue Religion wird seyn das Dogma und die Freiheit. Es gibt so viele Gattungen von Christenthum, als Individuen. Wenn wir dazu gekommen seyn werden — und dazu werden wir kommen —, für jeden Menschen ein Christenthum zu haben, dann sind wir wahre Protestanten. Wer glaubt nicht an Jesum Christum? Also haben wir Alle die nämliche Religion. Jeder für sich und Gott für Alle!“

Dies das Symbol der laxen, bekennnißscheuen, antievan-

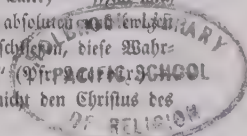
gelischen Schule, welche sich selbst, der kirchlichen gegenüber, die liberale zu nennen pflegt. Wir müssen noch eine andere Partei erwähnen, welche im Grunde den kirchlichen Lehrbegriff festhaltend und in der Praxis sich an allen christlichen und menschenfreundlichen Bestrebungen theilnehmend, dennoch, sey es aus Mangel an Einsicht und Erfahrung, oder aus der Hoffnung, die Gegner durch Concessionen zu gewinnen, auch die symbolischen Bücher und die Bekenntnisse überhaupt preiszugeben bereit ist, und wahrscheinlich zum Siege der laxen Partei in der Synode nicht wenig beigetragen hat. Auch diese Partei hatte in der Synode einige Vertreter, unter welchen der durch seine Persönlichkeit und Stellung bedeutendste, Herr Sardinoux, Prof. der Theologie in Montauban, der geistreiche Übersetzer von Tholuck's „Stunden christlicher Andacht“, sich also ausdrückte:

„Wir gehen in Beziehung auf die christliche Kirche einer neuen Epoche entgegen. Der Katholicismus war die Herrschaft des Gesetzes, der Protestantismus war bisher die Kirche der Dogmen, der Formeln, der Bekenntnisse. Die Kirche der Zukunft wird sich auf einen höheren (?) Standpunkt stellen, sie wird zum Lebensprincip die Liebe haben. Das Christenthum ist mehr als ein Rosenkranz von aneinandergehängten Dogmen, es ist die große That der Erscheinung Gottes unter den Menschen, es ist ein Leben.“

Der Gesinnung, welche sich in diesen Worten ausdrückt, wollen wir unsere Anerkennung keineswegs versagen, aber wir möchten fragen, ob man die Liebe zu Gott, die Dankbarkeit gegen den Heiland, das Leben in Christo (worauf man mit Recht einem todten Orthodoxen gegenüber Gewicht legt) anders in dem Herzen hervorbringen kann, als durch die Predigt der vollen, ungeschmälerten, unverwässerten Lehre von der Veranschaulichung, durch das stellvertretende Leiden Christi, als des Gottmenschen, welcher Eins ist mit dem Vater und dem heiligen Geiste. Wir können nicht umhin, dieses Gefühlschristenthum, diesen modernen Mysticismus, welcher die Lehre unterschätzt und sich mit vagen, unbestimmten Formeln begnügen will, für eine der gefährlichsten Abirrungen unserer Zeit zu halten. Dies sey gesagt, ohne dem persönlichen Charakter des Herrn Sardinoux und seiner Freunde, mit welchen wir uns sonst in Geistesgemeinschaft fühlen, im mindesten zu nahe zu treten.

Die dritte Partei endlich, die kirchlich-gläubige, welche weder das Leben von der Lehre, noch die Lehre von dem Leben trennen will, sondern sich bemüht, den Rathschluß Gottes in seiner Fülle festzuhalten und zu bekennen, können wir aus folgenden Äußerungen, über welche jedes christliche Herz sich freuen wird, auch kennen lernen:

„Es handelt sich nicht um einen Christus, wie wir ihn etwa einzubilden könnten, oder um den Christus, wie ihn die Wissenschaft construiren möchte, sondern um den Christus der Bibel. Wenn eine Kirche Christum nicht nach dem Sinne der Bibel bekennt, so ist die Wahrheit nicht in ihr. Es handelt sich unter uns um eine Gewissens-, nicht um eine Schulfrage.“ (Herr d'Hauteville, ein Laie). — „Für mich ist das ganze Christenthum in der Lehre von der absoluten Gottheit Christi enthalten; nie könnte ich mich entschließen, diese Wahrheit aufzugeben, es hieße ja den Herrn verläugnen.“ (Herr Sardinoux). „Auch ich will Jesum Christum festhalten, aber nicht den Christus des



Arius oder des Socin oder der modernen Unitarier; ich will den wahren Christus, den Gottmenschen, gestorben für unsere Sünden, auferstanden zu unserer Rechtfertigung. Christus, Gottmensch, das ist die Grundlage, auf welcher wir die Kirche aufbauen müssen.“ (Pfr. Melon.)

Also standen sich in der Synode die Parteien gegenüber, und es war zu erwarten, daß die Verhandlungen sehr lebhaft seyn würden. Seit mehreren Monaten war namentlich die Bekenntnißfrage in den religiösen Zeitschriften behandelt worden, welche die verschiedenen Parteien vertraten. Am entschiedensten sprach sich aus für die Nothwendigkeit eines positiven Bekenntnisses das Blatt Archives du Christianisme, herausgegeben von Pfarrer Frédéric Monod in Paris. Namentlich hatten die von dem als muthiger Verfechter der protestantischen Interessen schon bekannten Grafen Gasparin an den Herausgeber gerichteten Briefe großes Aufsehen gemacht; die Gläubigen hatten sich durch dieses anregende, lebensfrische Zeugniß sehr gestärkt gefühlt, die Laiken aber und Indifferentisten, welche sich in ihrer lieben Ruhe gestört fanden, waren sehr erbittert und mißgestimmt.

Die Bekenntnißfrage war auch die erste, mit welcher sich die Synode beschäftigte. Es kam darauf an, ob man bei der Neugestaltung der Reformirten Kirche Frankreichs ein bestimmtes Bekenntniß aufstellen wolle? Die Verhandlungen darüber dauerten volle fünf Tage. Auf der einen Seite wurden die gewöhnlichen Argumente gegen die Bekenntnißschriften vorgebracht, womit wir die Leser nicht ermüden wollen. Es hieß z. B., sie seyen ein Eingriff in die geistige Freiheit des Christen, ein Widerspruch gegen den Protestantismus, ein Rückfall in den Katholicismus. Von der anderen Seite wurde erinnert, daß eine Kirche ihren Beruf, ein Pfeiler und Grundfeste der Wahrheit zu seyn (1 Tim. 3, 15.), nicht erfüllen könne, wenn sie nicht als Kirche ihren Glauben bekenne, namentlich sey dies Pflicht der Reformirten Kirche Frankreichs im Augenblick, wo sie feierlich Hand an's Werk legt, sich eine neue Verfassung zu geben; dies sey ihre Pflicht gegen sich selbst, ihre Pflicht gegen die Welt, und endlich ihre Pflicht gegen die Katholische Kirche, welche dem Protestantismus immer vorwirft, er sey nur im Stande zu vernichten, niederzureißen, aber nichts aufzubauen. Man machte darauf aufmerksam, daß das alte Bekenntniß, die Confession de la Rochelle, thatsächlich nur noch in zwei oder drei Conflitorien Geltung habe, es sey eine so große Lehrverwirrung eingetreten, daß man nicht sagen dürfe, es verstehe sich von selbst, wozu die Kirche Frankreichs sich bekenne; man müsse also entweder ausdrücklich sich an die Confession de la Rochelle wieder anschließen, wozu wahrscheinlich sehr Wenige in der Versammlung sich verstehen würden, oder dieses Bekenntniß durch ein neues, dem Inhalte nach mit demselben übereinstimmendes, ersetzen; nur so könne man der Unordnung ein Ende machen.

Es wurde bald klar, daß man sich bei so verschiedenen Ansichten unmöglich verständigen könne; es wurde von der evangelischen wie von der latitudinarischen Partei eingestanden, daß, wenn man auch beschließen wollte, ein Bekenntniß aufzustellen, man

sich nie über ein gemeinsames Bekenntniß verständigen würde. „Ein gemeinsames Bekenntniß (sagte F. Monod) ist nur möglich, wenn sich wenigstens eine der hier anwesenden Parteien einer abscheulichen Lüge schuldig machen will. Wir bekennen uns eigentlich zu zwei grundverschiedenen Religionen. Der Christ, welcher an die ewige Gottheit Christi glaubt, hat nicht dieselbe Religion als der, welcher ihn nur für eine Creatur, wenn auch für die höchste, hält. Da wir uns nun zu zwei verschiedenen Religionen bekennen, wäre es nicht besser, auch zwei verschiedene Kirchen zu begründen?“ — „Sich vereinigen, um Worte auszusprechen, welche nicht für Alle den gleichen Sinn haben, heißt mit dem Heiligsten ein Spiel treiben und wäre ein schreckliches Unglück.“ (Herr Montet, ein Latitudinarius.)

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Schlesien. In dem Aufsatz: Wie die Saat, so die Ernte, in Nr. 102. des vor. Jahrg., war unter den „Hauptführern der Anarchisten“ in der Nationalversammlung auch der Pasi. Stalling genannt, eben so auch unter denjenigen, welche an ihre Gemeinden aufrührerische Zuschriften erlassen haben. Eine an uns deshalb ergangene Reflexion ist zu lang, als daß wir sie hier mittheilen könnten. Sie dient auch dem dort Gesagten in der Hauptsache nur zur Bestätigung. Herr Pasi. Stalling sagt selbst in der Zuschrift an seine Wahlmänner: „Ich sah in den Maßregeln der Regierung den Grundsatz der Vereinbarung verlegt, schloß mich allen am 9. gefaßten Beschlüssen der Nationalversammlung an und nahm bis heute unausgesetzt Theil an den Beratungen und Beschlüssen der Versammlung.“ Er erzählt selbst, wie er mit der geschwätzigen Versammlung von Lokal zu Lokal herumzog. Er spricht die Hoffnung aus, daß „die Provinzen sich mit derselben Entschiedenheit für das Befahren und die Beschlüsse der Nationalversammlung aussprechen werden.“ Solches Thun wird nun einmal in dem Sprachgebrauche der Ev. K. Z. als Beförderung der Anarchie und Empörung bezeichnet. Die Differenz betrifft nicht die Thatsachen, sondern nur ihre Beurtheilung, und da wird Herr Pasi. Stalling uns schon die unsrige lassen müssen, die er hoffentlich einst noch mit uns theilen wird. Nur das hätte der Referent billig erwähnen sollen, wenn es ihm bekannt war, woran wir aber Grund zu zweifeln haben, daß Herr Pasi. Stalling (der übrigens schon früher für die Anerkennung der Revolution und für die Anträge von Stein und Robertus gestimmt hatte) nicht bis zu dem Äußersten fortgeschritten ist, und sich an dem Steuerverweigerungsbeschlusse nicht betheiligt hat. Er führt aus seinem Schreiben an das „Präsidium der Nationalversammlung“ vom 16. November folgende Worte an: „Mit dem Ausspruche der Steuerverweigerung wird bei unseren Zuständen die Anarchie in's Land geworfen, ein Feuerbrand, der leicht nur mit Blut zu löschen wäre. Zu Mitteln, die solches in Aussicht stellen, kann ich nach meiner Überzeugung und meinem Gewissen nicht die Hand bieten.“ Mit Freuden fügen wir hier diese Ergänzung (nicht Berichtigung) hinzu. Wir sind jeder leidenschaftlichen Entstellung der Wahrheit oder Übertreibung von Herzen feind, und möchten gern auch den geringsten Flecken der Art von unserm Blatte fern halten. Nimmer aber werden wir das Böse gut und das Bittere süß, sondern wir werden Alles bei seinem rechten und vollen Namen nennen.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 10. Februar.

N^o 12.

Die Vermittlungskirche in Frankreich.

(Von einem Geistlichen der Freien Kirche im Waadtlande.)

(Fortsetzung.)

In dem Gefühl dieser Unmöglichkeit kam man zu folgendem Beschlusse, welcher am 20. September durch 67 Stimmen gegen 6 angenommen wurde:

„In Erwägung, daß die Mehrheit der Gemeinden den Wunsch ausgesprochen hat, daß die Synode die dogmatischen Fragen nicht berühre, und die Diskussion bewiesen hat, daß der Augenblick nicht gekommen ist, den status quo in dieser Beziehung anzutasten, beschließt die Synode, diese Fragen vorzubehalten.“

Über diesen Beschlusse ist Manches zu bemerken. Er wird durch die Wünsche der Gemeinden motivirt, welche die Abgeordneten an die Synode ernannt hatten. Allein erstens waren die Abgeordneten durch diese Wünsche keineswegs gebunden, wie es etwa ehemals die Deputirten der Schweizerischen Kantone waren, welche auf die Tagsatzung mit bestimmten Instruktionen kamen. Zweitens hätte die Synode diese Wünsche nicht berücksichtigen sollen, da sie eben schon eine Frucht des Indifferentismus in den Gemeinden waren. Allein der Majorität in der Synode sind diese Wünsche wohl nicht unwillkommen gewesen, um ihre eigene Bekenntnißscheu einigermaßen zu rechtfertigen.

Der Beschlusse sagt, man wolle den status quo in Beziehung auf die Lehre nicht antasten. Ist aber etwa unter dem status quo die Confession de la Rochelle gemeint? Die Evangelischen können sich mit einer solchen Interpretation des Beschlusses schwerlich im Ernste beruhigen. Nein, der status quo, welchem die Synode ihre Sanction erteilt hat, ist die Bekenntnißlosigkeit, die Lehrverwirrung, die Babylonische Anarchie, der dogmatische Indifferentismus, an welchem die Reformirte Kirche Frankreichs seit manchen Jahrzehnden leidet.

Freilich könnte man zu Gunsten der Synode sagen, daß sie die Bekenntnißfrage nur vorbehalten hat und dieselbe immer einmal später wieder aufnehmen kann. Die Evangelischen sagen, man solle auf die Kraft der Wahrheit vertrauen, die jetzige Bewegung sey eine hoffnungsvolle, die Rechtgläubigkeit habe in den letzten Jahren schon bedeutende Fortschritte gemacht, man dürfe also auf fernere Fortschritte rechnen und einer Zeit entgegensehen, in welcher der kirchliche Glaube den Sieg davontragen würde. Allein der gesunde Menschenverstand läßt voraussehen, daß es einer etwa in fünf, zehn, funfzehn Jahren zu sammelnden Synode wahrscheinlich nicht leichter seyn wird, ein gemeinsames Bekenntniß aufzustellen, als es der Synode von 1848 gewesen ist. Die Lehrverwirrung wird in Folge des diesjährigen Beschlusses wohl eher zu- als abnehmen; die latitudina-

riische Partei wird sich durch dies erste Zugeständniß ermuntert fühlen, immer entschiedener aufzutreten und die Parteien werden immer mehr auseinandergehen, anstatt sich zu versöhnen. In der Synode selbst hat es überdies die eben genannte Partei deutlich genug zu verstehen gegeben, daß sie die Bekenntnißschriften ein für alle Mal für beseitigt halte; die Confession de la Rochelle sey todt und begraben; die Evangelischen dürfen sich darüber keine Illusionen machen.

Beseitigung jedes Bekenntnisses für die Reformirte Kirche Frankreichs ist also die thatsächliche Bedeutung jenes Beschlusses. Wie die Evangelischen, welche ihre Überzeugung von der Bekenntnißpflicht so offen und deutlich ausgesprochen hatten, doch zu diesem Beschlusse mitstimmten konnten, läßt sich nur aus einer Inconsequenz erklären, auf deren Ursachen wir später wiederkommen werden.

Es bleibt uns aber ein anderer Beschlusse der Synode zu erwähnen, bei welchem wir uns die Mitwirkung jener Brüder viel schwerer erklären können. Man merkte nämlich, daß es zweckmäßig wäre, doch eine Art Bekenntniß abzulegen, um die Gemeinden über den Glauben der Synode zu beruhigen. Dies war zwar ein Zugeständniß von Seiten der bekennnißscheuen Partei; allein diese fürchtete, die Orthodoxen möchten doch am Ende, um ihr eigenes Gewissen zu retten, ein Bekenntniß aufstellen, auf welches sie sich unter sich verpflichten würden, was allerdings zu einer Art Sonderkirche hätte führen mögen, und dies wollten sie um jeden Preis verhindern. Die Latitudinarien haben nämlich das ganz richtige Gefühl, daß, wenn die Evangelischen einmal aus der Kirche ausgetreten wären, sie selbst eine ziemlich erbärmliche Figur machen würden und sich wohl schwerlich auf die Länge halten könnten. Sie bedürfen der Mitwirkung der Orthodoxen, um ihrer Kirche den Schein einer christlichen Kirche zu geben, und sehen sich daher genöthigt, gegen dieselben in vielen Dingen schonend zu verfahren. Die Orthodoxen von ihrer Seite wollten auch um jeden Preis eine Spaltung vermeiden, freilich aus anderen Gründen. Sie fürchteten die Folgen der Zersplitterung, besonders Angesichts des Katholicismus, das Überhandnehmen der Sekten u. s. w. So geschah es, daß beide Parteien sich verständigen konnten, um ein Synodalschreiben an alle Gemeinden Frankreichs zu richten, welches als ein Bekenntniß der Synode angesehen werden dürfte.

Es wurde eine Commission von acht Mitgliedern mit der Abfassung dieses Schreibens beauftragt. Diese Commission war eine wahre Vermittlungs-Commission; jede der Hauptparteien hatte in derselben vier Repräsentanten und es kam auch eine Vermittlungs-Adresse heraus. Die geheime Geschichte der Sitzungen dieser Commission möchte eine sehr lehrreiche seyn;

man soll in derselben über die Grundwahrheiten des Christenthums im eigentlichen Sinne des Wortes gemarkt haben, und doch war man einmal nahe daran, unverrichteter Dinge auseinanderzugehen. Endlich konnte man doch durch gegenseitige Concessionen folgendes Synodalschreiben herausbringen, welches wir vollständig mittheilen, weil sich die ganze Synode darin gleichsam abspiegelt:

„Die Versammlung der Abgeordneten der Reformirten Kirchen Frankreichs an die Mitglieder jener Kirchen:

„Liebe Brüder in Christo! Eure Abgeordneten haben es gleich beim Anfang ihres Unternehmens als ihre Pflicht und als ein Bedürfnis ihrer Herzen erkannt, dem Herrn zu danken für die Gnade, die er unserer Kirche erwiesen hat, sich an ihre Vergangenheit wieder anschließen und nach einer Unterbrechung von mehr als achtzig Jahren die Pflege ihrer theuersten Interessen selbst übernehmen zu können. Wir haben seinen Segen auf das begonnene Werk ersucht, damit es wahre und dauerhafte Früchte tragen möge. Wenn es wahr ist, daß „die Frucht der Gerechtigkeit gesät wird im Frieden“ (Jaf. 3, 18.), so ist uns schon Erhöhung widerfahren, denn wir sind im Frieden verblieben (!). Ihr selbst hattet uns diesen Weg vorgezeichnet, und wir haben uns, dem von Euch ausgesprochenen Wunsche gemäß, auf dem Boden des christlichen Lebens und der Kirchenverfassung gehalten.“

„Doch sind wir, Gott sey Dank, nicht bei einem bloß negativen Frieden stehen geblieben (sic), wir haben uns einander begegnet auf dem einzigen Grunde, welcher gelegt werden darf, in Jesu Christo, dem Gekreuzigten, unserem anbetungswürdigen Erlöser. Wir erkennen in ihm für jeden Gläubigen wie für die ganze Kirche, die wahre Quelle des Lebens und das vollkommenste Band. Ohne die herrliche Geschichte unserer Kirche, ihre ausgezeichneten Lehrer, ihre frommen Märtyrer und die ehrwürdigen Denkmale ihres Glaubens zu verläugnen, haben wir doch die herrliche Freiheit der Kinder Gottes, welche uns unsere Väter wiedererobert haben, uns nicht schmälern lassen, noch eine andere Autorität aufstellen wollen, als das ewige Wort Gottes. Uns ist Christus zugleich die Schutzwehr der wahren Freiheit, weil er uns frei macht und erlöst, und die Schutzwehr des Glaubens, weil er desselben Anfänger und Vollender ist. Wir schließen uns also an an die wahren Christen aller Zeiten (!?), welche seinen Namen bekannt haben. Wir erkennen ihn freudig und mit Liebe für unseren alleinigen Herrn und Heiland, für unsere alleinige Hoffnung im Himmel und auf Erden, „wo jedes Knie sich vor ihm beugen soll, und jede Zunge bekennen, daß er der Herr sey, zur Ehre Gottes des Vaters (Phil. 2, 10, 11.). Wir wollen keinen Mittler außer ihm, keine andere Richtschnur als sein Wort, keinen Führer als seinen Geist, kein Leben als das von ihm mitgetheilte, kein Heil als dasjenige, welches er erworben, und wir danken Gott von ganzem Herzen, daß „er die Welt also geliebet hat, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“

„In dieser Gesinnung haben wir, theure Brüder, das uns von Euch anvertraute Werk der Erneuerung unserer Kirchenverfassung angefaßen, in derselben Gesinnung sollt Ihr es annehmen, damit es heilsame Früchte trage. Wir leben in schwierigen Zeiten; die Grundlagen der menschlichen Gesellschaft sind überall erschüttert; Alles vergeht, verändert, erneuert sich um uns her. Aber das Wort Gottes steht fest und Jesus Christus ist immer derselbe, „gestern, heute und in Ewigkeit; in ihm wohnt leibhaftig die ganze Fülle der Gottheit“ (Col. 2, 9.), und: „Er kann selig machen immerdar, die durch ihn zu Gott kommen.“ In diesen göttlichen Erretter sollen wir uns halten, ihn durch die Liebe

und den Glauben umfassen, uns durch ihn in das Bild Gottes verklären lassen. Schon haben sich im Laufe unserer Verhandlungen unter seinem Segen manche Wolken zerstreut, sind manche Schwierigkeiten gehoben worden. Möge er in Euch und in uns das so glücklich (sic!) begonnene Werk vollenden, bis wir Alle „hinankommen zu einerlei Glauben und Erkenntnis des Sohnes Gottes und ein vollkommener Mann werden, der da sey in dem Maße des vollkommenen Alters Christi“ (Eph. 4, 13.).

„Die sichtbare Kirche, welche wir wiederaufbauen und verbessern wollen, ist am Ende nur die äußere Hülle des Reiches Gottes auf Erden, jenes geistigen Reiches, von welchem der Heiland gesagt hat, es sey „in uns.“ Unsere religiöse Gesellschaft wird immer von den Flecken und Unvollkommenheiten behaftet seyn, welche von unserer sündigen Menschheit unzertrennlich sind. Möge sie aber doch immer durch ihre Gesinnung und durch die Früchte der Gerechtigkeit, des Friedens und der Freudigkeit, welche ihr göttliches Haupt in ihr hervorbringen wird, sich empfehlen!“

„Laßt uns Alle mit einander beten, daß unsere bescheidene Arbeit unter dem Segen desjenigen, welcher allen Dingen ihr Gedeihen gibt, dies befriedigende Resultat herbeiführe und daß dadurch gefördert werde die Sache der Wahrheit und der Liebe, herbeigeführt werde das Reich des Evangeliums, die Einheit der Kirchen und der Gläubigen, die Heiligung und die Seligkeit aller Seelen. In dieser Hoffnung schließen wir, theure Brüder, mit dem schönen apostolischen Gruße — „die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sey mit Euch Allen! Amen.“

Dieses Synodalschreiben hat allerdings einen christlichen Anstrich und man könnte sich einigermaßen damit befriedigen, wenn man die Namen derjenigen, welche dasselbe unterzeichneten, vergesse, die Debatten, welche demselben vorangegangen waren, verwischen könnte. Allein, wer einiges Gedächtnis hat, wird zu der Vermuthung geführt werden, daß die Worte Erlöser, Heil, Reich Gottes u. s. w., welche in diesem Altentstücke öfter vorkommen, wohl nicht für Alle den gleichen Sinn hatten und daß man also den oben angeführten Ausspruch des Herrn Prof. Montet recht passend darauf anwenden kann: „Sich vereinigen, um Worte auszusprechen, welche nicht für alle den gleichen Sinn haben, heißt mit dem Heiligsten ein Spiel treiben und ist ein schreckliches Unglück.“ Man wird sich sehr wundern, daß Männer, welche fünf Tage lang die heftigste Discussion mit einander geführt, welche beiderseits die Unmöglichkeit erkannt hatten, ein gemeinsames Bekenntnis aufzustellen, und gerade dieser Unmöglichkeit wegen die Bekenntnisfrage durch ein feierliches Votum reservirt hatten, es dennoch über sich nehmen konnten, Angesichts der Welt und ihrer Gemeinden zu erklären, „sie seyen nicht bei einem bloß negativen Frieden stehen geblieben, ja sogar zu behaupten, daß sie auf dem gleichen Glaubensgrunde stünden! Ein Geistlicher der evangelischen Partei hat zur Rechtfertigung der Adresse gesagt, die Synode habe sich in derselben über sich selbst erhoben, wie es zuweilen geschehe, daß eine Versammlung in gewissen Momenten besser sey als die Gesamtheit ihrer Glieder, und hat dabei an Bileam erinnert, welcher das Volk Israel gegen seinen Willen segnen mußte! Ein anderes Mitglied der Synode hat auch folgendes, höchst naives Geständnis

abgelegt: „Ich bin müde, an der Lüge Theil zu nehmen.“ (Je suis fatigué de ma part de mensonge.)

Übrigens war man so weit entfernt, an diesen Frieden, mit dem man sich brüstete, zu glauben, daß man sich beeilte, die Adresse in großer Hast und ohne Diskussion anzunehmen, weil man sich vor jeder Erklärung, vor jeder Interpretation fürchtete, welche das so mühsam errungene Einverständnis hätte stören können. Dasselbe bewies auch die einige Tage später stattgefundene Diskussion über die Bedingungen, welche man erfüllen müsse, um an den Wahlen Theil zu nehmen. Die evangelische Partei hatte vorgeschlagen, daß man nur solche zu den Wahlen zulassen solle, welche erklärt hätten, daß sie an die in der heiligen Schrift enthaltenen Wahrheiten glauben. Mit dieser Forderung konnte sie aber nicht durchbringen, weil man in einer solchen Erklärung den Keim eines Bekenntnisses zu sehen glaubte; es erhob sich ein neuer Sturm in der Versammlung; man mußte wieder zugestehen, daß die Synode selbst nicht recht wisse, welche Wahrheiten die Bibel enthalte. Endlich begnügte man sich zu entscheiden, daß die Wähler erklären müssen, daß sie die Bibel für das Wort Gottes und für die einzige Richtschnur ihres Glaubens halten. Jedoch (hier wiederum eine Vermittelung) wird diese Erklärung gar nicht eine individuelle, von jedem Wähler persönlich abzulegende seyn, sie wird nur auf der Kanzel vor der Wahl vorgelesen werden!

Man wird es wohl auch auffallend finden, daß die Evangelischen, welche mit viel Kraft und Klarheit nachgewiesen, daß der Kirche die Pflicht obliege, ihren Glauben zu bekennen, und die Hoffnung ausgesprochen hatten, daß eine spätere Synode ein evangelisches Bekenntniß ablegen würde, sich am Ende dazu verstehen konnten, mit der Adresse zu erklären, daß sie nicht die Freiheit der Kinder Gottes durch Aufstellung einer anderen Autorität, als das Wort Gottes, haben schmälern wollen! Was können diese Worte anders meinen, als daß man den Bekenntnißschriften auf immer Lebewohl sagt und ihnen alle Autorität in der Kirche abspricht? Beiläufig gesagt, der Apostel Paulus hätte sich wohl sehr gewundert, wenn er vorausgesehen hätte, daß man sich dieses schönen Spruchs bedienen würde, um die Freiheit, alles Mögliche glauben und predigen zu dürfen, die skandalöseste Lehrverwirrung, welche je in einer christlichen Kirche geherrscht hat, zu rechtfertigen!

Endlich können wir die Vermuthung nicht unterdrücken, daß der an sich richtige Gedanke, die sichtbare Kirche sey nur eine Hülle des unsichtbaren Reiches Gottes, in dem Synodalschreiben hervorgehoben worden sey in der Absicht, dem dogmatischen Indifferentismus, der Bekenntnißscheiden der Synode das Wort zu reden. Wir legen auf diese Bemerkung einiges Gewicht, weil wir sehen, daß heut zu Tage sehr viele Christen geneigt sind, viel auf die Innerlichkeit, auf die rein geistige Natur des Reiches Gottes zu pochen, um daraus den Schluß zu ziehen, daß wir berechtigt sind, die Hände ruhig in den Schoß zu legen, und uns mit einer bekennniß- und zuchtlosen Kirche zu begnügen. Durch die Thatfache, daß die Kirche auf Erden immer

eine in vieler Hinsicht unvollkommene, unvollendete bleibt, sind wir der Pflicht keineswegs enthoben, dieselbe ihrem Ideal so nahe als möglich entgegenzuführen, wenigstens sie, so viel an uns liegt, vor groben Befleckungen und Unordnungen zu bewahren.

Wir haben uns mit Absicht bei diesem Synodalschreiben etwas lange aufgehalten, weil man in demselben recht eigentlich den Geist, welcher die Synode beherrschte, erkennen kann. Von Anfang bis am Ende wurde immer auf das eine Ziel losgesteuert, die inneren Zwistigkeiten zu verdecken, die Differenzen zu vertuschen und sich vor der Welt als eine einheitliche und gläubige Kirche darzustellen; mit einem Worte, um jeden Preis einer Spaltung zuvorzukommen. Die Adresse war nun gleichsam der Gipfel, die Krone jener Vermittelungsbestreben!

Die Verhandlungen der Synode über die Verfassung der Kirche haben für uns verhältnißmäßig ein geringeres Interesse, und wir können uns dabei auf eine kurze Skizze beschränken.

Nach dem Entwurf soll jede Gemeinde ihren eigenen Kirchenrath (consistoire) haben, bestehend aus dem Ortsgeistlichen und einer je nach der Bevölkerung bestimmten Anzahl von Ältesten (anciens). Diese Ältesten werden gewählt von allen in der Gemeinde ansässigen fünf- und zwanzigjährigen Männern, welche confirmirt sind und erklären, daß sie die Bibel für das Wort Gottes halten. Die Pfarrer werden von diesem Kirchenrath gewählt, unter Vorbehalt der Bestätigung durch den oberen Kirchenrath und durch die Regierung. Abgeordnete aus einer gewissen Zahl dieser Kirchenräthe bilden den Ober-Kirchenrath (consistoire général), welcher sich alle drei Monate versammelt, die Gemeinde- und Kirchenräthe (consistoires particuliers) überwacht, die Ordination der Candidaten vollzieht, und überhaupt das Mittelglied zwischen den Gemeinden und der Regierung bildet. Abgeordnete der Ober-Consistorien bilden die Provinzial-Synoden (synodes particuliers), welche sich wenigstens einmal jährlich versammeln, und endlich Abgeordnete jener Provinzial-Synoden bilden die General-Synode, welche alle drei Jahre zusammenkommt, und welcher es zukommt, über den Gottesdienst, die Kirchenzucht und die Verfassung allgemeine Verordnungen zu treffen.

Man hat also die alte presbyterianische Verfassung in ihren Grundzügen wieder aufgenommen, mit welcher die Reformirte Kirche Frankreichs sich unter Druck und Verfolgung durch zwei Jahrhunderte hindurch herrlich behauptet hat. Über diesen Fortschritt könnte man die Synode nur beglückwünschen, wenn man nicht zugleich bedauern müßte, daß diese neue Verfassung der Kirche für die Wahl kirchlich gesinnter Männer in die Consistorien sehr geringe Garantien gewährt. An diesem Punkte möchten wohl überhaupt die meisten modernen Kirchenverfassungen, welche mehr oder weniger dem Einflusse des Zeitgeistes nicht entgehen können, scheitern. Aber noch bedenklicher ist in dem Entwurf der Synode das gänzliche Schweigen über die Lehre der Kirche. Wir sehen in denselben Wahlversammlungen, Unter- und Ober-Consistorien, Synoden u. s. w. Diese ganze Einrichtung nimmt sich aus als ein wohlgeordneter Leib, allein die Frage drängt sich auf: Wo ist die Seele geblieben? Wird dieser

schöne Organismus der Wahrheit oder der Irrlehre eine Bahn bereiten? Doch wir wollen in den schon eingehend besprochenen Gegenstand nicht wieder eintreten.

Es bleibt uns nun das ganze Benehmen der evangelischen Geistlichen und Laien auf der Synode zu erklären, in deren Reihen sich doch Männer finden, welche durch Bildung, Talente und christliche Thätigkeit seit vielen Jahren das Zutrauen des christlichen Publikums erworben haben und deren Stimme auf die öffentliche Meinung einen bedeutenden und wohlverdienten Einfluß hat, namentlich Adolphe Monod, früher Professor der Exegese in Montauban, jetzt Hülfsprediger in Paris, und Grandpierre, Direktor der Missionsanstalt in Paris.

Daß solche Männer, deren Rechtgläubigkeit Niemand in Abrede stellen kann, zu allen Beschlüssen der Synode mitstimmten, durch welche der dogmatische Indifferentismus eine Sanktion erhielt, daß sie nicht gegen das Synodalschreiben protestirten, welches dem Scheinfrieden das Wort redete, ist wohl als eine Inconsequenz zu betrachten, als ein Widerspruch gegen den von ihnen anerkannten Grundsatz der Bekenntnispflicht. Daß sie sich zu dieser Inconsequenz durch niedrige Motive hätten verleiten lassen, ist eine Vermuthung, welche durch den Charakter dieser Brüder von vornherein gänzlich zurückgewiesen wird. Jene Männer sind keine Bauchdiener, denen es nur um ihre Befoldung zu thun wäre. Sie sind auch keine Kleingläubige; in ihren Herzen lebt noch der Glaube an den allmächtigen und gütigen Gott, welcher Mittel genug besitzt, um diejenigen, welche ihrer Überzeugung Opfer zu bringen wissen, nicht Mangel leiden zu lassen. Auch haben die Gläubigen in Frankreich ihre Sympathie für die Waadtländischen Demissionärs offen genug zu erkennen gegeben.

Ihre Inconsequenz ist wohl daraus zu erklären, daß sie um jeden Preis eine Spaltung in der Kirche verhindern wollten. Sie sahen nur auf die möglichen Konsequenzen, und vergaßen darüber die Pflicht und die Grundsätze. Sie folgten dem in unseren Tagen so weit verbreiteten Utilitarismus oder Nützlichkeitsystem, welcher darin seinen Grund hat, daß der Blick bei den nächsten Folgen stehen bleibt und nicht darüber hinaus kann. Darüber hat G. de Gasparin in der Synode sehr schön gesprochen: „Gibt uns Gott einen bestimmten Befehl, so haben wir nichts Anderes zu thun, als zu gehorchen und ihm die Folgen zu überlassen. Dies ist heut zu Tage mehr als je unsere Pflicht. Wir sehen das Unerwarteste eintreffen, alle Voraussetzungen und Klugheitsmaßregeln werden zu Schanden; was unmöglich scheint ist am meisten wahrscheinlich. Der einzige grade Weg ist dieser, den Willen Gottes thun, ohne sich um die Folgen zu bekümmern. Man sagt, das sey Unvorsichtigkeit. Allein

die ganze Geschichte der Kirche, und namentlich die der Reformirten Kirche Frankreichs, ist voll von solchen Unvorsichtigkeiten, auf welchen der Segen Gottes geruht hat!“

Die oben genannten Männer gestehen, daß eine bekenntnißlose Kirche in der That eine sehr unvollkommene, mangelhafte ist, allein sie behaupten, man könne doch in derselben mit ruhigem Gewissen bleiben, ja es sey Pflicht, in derselben zu bleiben, grade um den Irrlehren gegenüber die Wahrheit zu predigen und denselben die Gemeinden nicht preiszugeben. Dieses Raisonement läuft in die Verwerfung des Begriffs der Kirche hinaus. Er wäre gültig in dem Munde eines Missionärs, eines Evangelisten, welcher allerdings in einem Lande bleiben soll, wo Irrlehren im Schwange sind, um dieselben so kräftig als möglich zu bekämpfen und die Schafe Christi nicht ohne Weide zu lassen. Allein die Frage ist, ob man mit den Irrlehrern in einen Kirchenverband treten, ob man dieselben als Amtsbrüder, als Diener derselben Kirche anerkennen, ihnen nöthigenfalls die Kanzel einräumen, mit denselben das heilige Abendmahl austheilen darf? Darauf kommt es an. Ein Geistlicher, welcher sich begnügt, in seiner eigenen Gemeinde die reine Lehre vorzutragen, und sich gar nicht bekümmert zu wissen, welche Lehre in den anderen, mit der feinigsten doch verbundenen Gemeinden gepredigt werde, stellt sich auf den Standpunkt des kraßesten kirchlichen Individualismus, oder vielmehr Egoismus, und man kann sagen, daß er den Begriff der Kirche thatsächlich läugnet. Ist eine solche Anstalt, in welcher Jeder in seiner Gemeinde thun darf, was ihm beliebt, noch eine Kirche zu nennen? Ein solches System, bei welchem man sich gegen die übrige Welt gleichsam abschließt und jede Verantwortlichkeit in Beziehung auf fremde Sünden und Irrlehren von sich abweist, ist freilich sehr bequem, allein, ist es ein in der Kirche gültiges? Ist es je in der christlichen Kirche gebilligt worden? Das Princip der Solidarität, der Gesellschaft, der collectiven Verantwortlichkeit wird dabei gar nicht berücksichtigt. Dieses System soll die Einheit der Kirche retten, es ist aber vielmehr ein Kirche=auflösendes und Kirche=verderbendes zu nennen, und verwandelt die Kirche in eine Karrikatur der Kirche, die christliche Kirche in eine anti-christliche und gibt den Irrlehrern ihre kräftigste Stütze. Die Latitudinärer, Rationalisten, Lichtfreunde u. s. w. wissen es sehr gut, daß ihre kirchliche Verbindung mit den Evangelischen ihnen zum Schirme gereicht. Leider sind die Evangelischen in Frankreich, wie in Deutschland, wie in der Schweiz sehr kurzichtig und merken es nicht, wie sehr diese Verbindung mit den Irrlehrern, welche sie um jeden Preis festhalten wollen, der Sache der Wahrheit und der Kirche schaden muß!

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 14. Februar.

N^o 13.

Die Vermittlungskirche in Frankreich.

(Von einem Geistlichen der Freien Kirche im Waadtlande.)

(Schluß.)

Man sagt endlich, es komme auf eine bestimmte Theorie von der Kirche nicht so viel an, man müsse vor Allem doch das eigentliche Ziel im Auge behalten, welches sey, die einzelnen Seelen zur lebendigen Erkenntniß des Heils in Jesu Christo heranzubilden; daher dürfen die Gläubigen sich nicht von einer noch so unvollkommenen Kirche trennen, vorausgesetzt, daß ihnen doch noch in derselben die Freiheit gelassen wird, das Evangelium zu verkünden. Allein man merkt nicht, daß gerade indem man diese Lehrverwirrung, diesen dogmatischen Scepticismus, dieses miserable Ja- und Nein-sagen zum Princip einer Kirche macht, indem man Licht und Finsterniß, Evangelium und Irrlehre vermengt und durcheinanderwirft, man den einzelnen Seelen die Erkenntniß des Heilsweges ungemein erschwert, wenn nicht geradezu unmöglich macht. Wie kann ein Christenmensch in der Reformirten Kirche Frankreichs oder in irgend einer anderen bekenntnißlosen und bekenntnißscheuen Kirche zu einer klaren und festen Einsicht in die evangelische Lehre gelangen, wenn er sieht, daß von derselben Kanzel herab die verschiedensten Lehren vorge tragen werden, und daß Geistliche, welche sich sonst einander bekämpfen oder gar verfeuern, doch Hand in Hand gehen, sich als Antsbrüder behandeln und ihre Kirche als eine einheitliche darstellen? Muß nicht da eine arme Seele sich in großer Angst und Verlegenheit befinden, und kann sie nicht leicht zu der Vermuthung geführt werden, es gebe am Ende keine positive Wahrheit, kann sie nicht in den Scepticismus und zuletzt in den Unglauben fallen? Ja, was unsere gesunkene Christenheit am meisten bedarf, was allein sie aus ihrem Schlummer aufwecken und dem Heil in Christo entgegenführen kann, das ist Wahrheit. Mit falschen Unionen, Kirchenverfassungen, Vermittlungssynoden und Vermittlungsbekenntnissen ist dem Reiche Gottes wenig gedient.

Nach unserer Überzeugung ist also die Pariser Synode in eine Bahn getreten, welche der Reformirten Kirche Frankreichs nur Verderben bringen kann. Jedoch haben wir die Hoffnung nicht aufgegeben, daß man noch einen besseren Weg einschlage. Gegenwärtig ist noch Alles beim Alten. Die neue Kirchenverfassung ist noch nicht in's Leben getreten. Die Sache verhält sich nämlich so. Die Synode hatte gar keinen gesetzlichen Charakter. Die Regierung hat ihr zwar kein Hinderniß in den Weg gelegt, ihr aber auch alle officiële Anerkennung versagt. Nun ist der Verfassungsentwurf dem Kultusminister überreicht worden, welcher versprochen hat, denselben einer sorgfältigen Prü-

fung zu unterwerfen. Nur wenn er denselben genehmigt, und die neu organisirte Reformirte Kirche aus der Staatskasse zu besolden einwilligt, kann der Umschwung als vollendet betrachtet werden. Es wäre nun wohl möglich, daß der Entwurf so modificirt aus den Händen des Ministers herauskäme, daß die Evangelischen Grund und Gelegenheit hätten, sich von der ganzen Geschichte zurückzuziehen, und dies ist allerdings das Beste, was man ihnen wünschen kann.

Immerhin bleiben die Verhandlungen der Synode eine bedeutende und die Zukunft einigermaßen bestimmende Thatsache. Es ist höchst wahrscheinlich, daß, welchen Ausgang die Sachen auch nehmen mögen, die künftige Kirchenverfassung, welche an die Stelle des Gesetzes vom 18. Germinal früher oder später treten soll, der eben entworfenen sehr ähnlich seyn wird. Es ist kaum zu erwarten, daß eine neue Synode sich weniger bekenntnißscheu, oder daß die evangelische Partei sich in derselben mit mehr Entschiedenheit und Glaubensfestigkeit benehmen möchte. Man ist einmal in die Bahn der Vermittlung eingetreten, des Friedens à tout prix, auch auf Kosten der Wahrheit und der Wahrhaftigkeit, und wird dieselbe nicht so bald wieder verlassen.

Indessen fangen diejenigen Christen in Frankreich, welche sich mit einer solchen Vermittlungskirche nicht begnügen können, an, neben dem vermoderten Kirchengebäude ihr eigenes Zeit aufzuschlagen und eine neue Kirche, welche auf dem Grunde des evangelischen Bekenntnisses aufgebaut seyn wird, zu bilden. Zwei Mitglieder der Synode, Herr Frédéric Monod, Pfarrer in Paris, und Herr Graf de Gasparin, haben sich gleich nach dem Beschluß über die Bekenntnißfrage zurückgezogen und haben ihre Demission eingereicht. Herr de Gasparin sagt in dem Briefe, durch welchen er der Synode seinen Entschluß mittheilt:

„Indem Ihr dem jetzigen Zustand der Dinge durch die Autorität der ersten Synode, welche seit einem Jahrhundert im Namen der Landeskirche gesprochen hat, eine feierliche Sanction gegeben habt, habt Ihr nur einen Weg offen gelassen für diejenigen, welche diesen Zustand betrachten als eine positive Übertretung der in dem Worte Gottes enthaltenen Vorschriften, als eine monströse Neuerung, als einen Fallstrick für die Seelen. . . Ich fühle mich also gebrungen, die Kirche außerhalb der officiellen Anstalt, welche Ihr zu erneuern im Begriff seyd, zu suchen.“

Charakteristisch für die in der Synode herrschende Gesinnung ist die Thatsache, daß man diesen doch sehr würdig und ruhig gehaltenen Brief, wie auch den des Herrn Monod, durchaus nicht in das Protokoll hat aufnehmen wollen.

An die zwei ausgetretenen Mitglieder haben sich nun bald einige gleichgesinnte Männer angeschlossen und einen Verein gebildet, welcher zum Zwecke hat, die Bildung einer Freien Evan-

gelischen Kirche in Frankreich anzuregen. Dieser Verein hat eine Ansprache an alle Mitglieder der Reformirten Kirche Frankreichs drucken lassen, in welcher er diejenigen, welche diese Überzeugung theilen, einladet, sich im Monat Mai 1849 als freie Synode in Paris zu versammeln, um die Verfassung der neuen Kirche zu entwerfen. *)

In dieser Ansprache wird zuerst hingewiesen auf die zahlreichen Stellen im N. T., welche der Kirche die Pflicht auflegen, ihren Glauben zu bekennen und nicht zu erlauben, daß entgegengesetzte Lehren in ihrem Schoße vorgetragen werden (1 Tim 3, 15., Tit. 1, 9., 3, 10., Eph. 2, 20., Röm. 61, 17.). Sodann werden einige der Gründe berücksichtigt, durch welche man sich dieser Pflicht zu entheben glaubt. Man sagt: 1. Man müsse die Einheit in der Kirche wahren, die Bekenntnisse aber seyen etwas Trennendes. Allein ist denn die Einheit, welche wir, dem Worte Gottes gemäß, anzustreben haben, eine Einheit mit den Ungläubigen und Indifferentisten? Gerade eine solche Union ist es, welcher der wahren Union, der Union der Kinder Gottes, das größte Hinderniß in den Weg legt. — 2. Man müsse mit den Schwachen im Glauben Geduld haben, ihnen Zeit gewähren, um zur vollen Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen. Allein, der beste Dienst, den man den Schwachen erzeigen kann, ist, daß man sie nicht täuscht; die Wahrheit allein kann heilen. — 3. Es genüge, daß Jeder an seiner Stelle gegen die Irrlehrer protestire. Mit Protestationen ist aber der Kirche wenig geholfen. Wer hat im Kanton Waadt der Freien Kirche und der Sache der Kirche im Allgemeinen mehr geschadet, als grade diejenigen Geistlichen, welche in der Staatskirche geblieben sind, angeblich um zu protestiren? — Ferner wird die wahre Lage der Dinge in ein helles Licht gestellt. Es wird bewiesen, daß bis jetzt in der Reformirten Kirche Frankreichs eigentlich zwei grundverschiedene Kirchen enthalten waren; diese zwei Kirchen aber in einer länger zusammenhalten zu wollen, sey ein sehr gefährliches Experiment, und im Grunde eine Lüge, denn dadurch werden die Begriffe der Leute über Wahrheit und Irrthum ganz verwirrt. Es müsse also zu einer Scheidung kommen, und dazu hat die Stunde geschlagen. Wenn man an die Umgestaltung einer Kirche Hand legt, und also eine Gelegenheit hat, eine Kirche (im eigentlichen Sinne des Wortes) aufzubauen, so ist man verantwortlich für das Schlechte und Falsche, welches man wissentlich und mit Überlegung beibehält. Nun sey die Zusammenberufung der Synode ohne Widerrede ein Wink Gottes gewesen. Die jetzigen Weltereignisse sind auch ein Wink, welcher die Christen Frankreichs zur Entscheidung und also zur Scheidung auffordert. Es geht eine große Bewegung durch alle christlichen Kirchen. Der Feind ist im Anrücken. Also müssen sich auch die Christen um die Fahne ihres Herrn und Königs zusammenscharen. Und dieser Feind möchte eben jetzt unter den Farben des Christenthums kämpfen, seine große List besteht eben darin, daß er seine Lehre für eine christliche

ausgibt. Also hat die Stunde des Kampfes und der Spaltung ohne Zweifel geschlagen. Mögen dies die evangelischen Christen in Frankreich erkennen, wie sie es in Schottland und im Waadtlande erkannt haben! Es liegt ihnen die Pflicht ob, sich an die alte Reformirte Kirche wieder anzuschließen. Würden sie die Reformirte Kirche erkennen, unsere Väter, Glaubenszeugen und Märtyrer in jener monströsen Anstalt, welche den verschiedensten Lehren gleiche Berechtigung gegeben hat? Nein! Die Reformirte Kirche ist nicht da! Sie wird aber auferstehen, wie bei ihrer Geburt, klein und unansehnlich durch die Zahl ihrer Anhänger, verachtet in den Augen der Welt, aber groß und bedeutend durch die Kraft der Wahrheit. Die Wahrheit ist das Princip des Lebens!

Diese Adresse, welche wir skizziert haben, wird nun über ganz Frankreich verbreitet, und es sieht zu erwarten, daß sie Manche zum Nachdenken anregen, bei Manchen das schlummernde kirchliche Bewußtseyn erwecken, und allmählig viele Herzen für die Kirche der Zukunft gewinnen wird. Dafür, daß sie nicht spurlos vorübergehen wird, bürgt schon die Erbitterung der Vertheidiger der Synode, welche sich in ihren Briefen und Zeitschriften Luft macht. In der That, nur die latitudinarische Partei kann fortan mit ruhigem Gewissen in der Reformirten Landeskirche bleiben. Den Evangelischen muß ihre Mitwirkung wie ein schwerer Stein auf dem Herzen liegen!

Für Deutsche Leser möchten noch zwei Bemerkungen nicht überflüssig seyn, um den Schritt der ausgetretenen Brüder in das rechte Licht zu stellen.

Man muß nicht glauben, daß sie durch das Princip der Trennung von Kirche und Staat zu diesem Schritte bewogen seyen. Herr Monod hat es in der Synode angedeutet, daß, wenn die Regierung einwilligen sollte, zwei verschiedene Reformirte Kirchen aus dem Budget zu besolden, nämlich eine latitudinarische und eine orthodoxe, die Gläubigen sich von ihrer Seite nicht weigern würden, in eine gewisse Verbindung mit dem Staate einzugehen. Es handelt sich hier um eine viel wichtigere Frage, als um das Verhältniß der Kirche zum Staate, es handelt sich um das Wesen der Kirche selbst, und die ihr aufgelegte Pflicht, die Wahrheit zu bekennen. Es ist freilich wahrscheinlich, daß die künftige Evangelische Kirche in Frankreich, wenigstens im Anfang, eine vom Staate getrennte, sich aus ihren eigenen Mitteln erhaltende Kirche seyn wird, weil sich der Staat an die Kirche der Mehrheit halten wird; allein ihre Gründer zielen keineswegs vorsätzlich auf diese Trennung hin. Nicht von der Regierung (die sich übrigens bis jetzt seiner ungebührlichen Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Reformirten Kirche schuldig gemacht hat) wollen sie sich trennen, sondern von den Irrlehrern. Es ist ihnen nicht darum zu thun, die Autonomie der Kirche zu retten, die ja nicht bedroht ist, sondern die Lehre, auf welcher sie erbaut ist, die Grundlehren, welche alle christlichen Kirchen auf Erden aus einem Munde bekennen.

Es möchte sich sodann einigen Lesern die Frage aufdrängen, warum die Herren Monod, de Gasparin und ihre Freunde nicht früher aus der Landeskirche ausgetreten sind, da

*) Diese Adresse ist schon in Stuttgart in's Deutsche überfetzt und gedruckt worden.

ja die Lehrverwirrung schon lange dauert? Dies wird ihnen wirklich von ihren Gegnern vorgeworfen. Allein dabei muß man bedenken, daß es nur dann erlaubt ist, in einer verdorbenen, unbiblischen Anstalt zu bleiben, in welcher man durch Geburt oder sonstige Führungen Gottes gestellt worden ist, wenn man weder Möglichkeit noch Gelegenheit hat, aus derselben zu treten. Es mag erlaubt seyn, das Schlechte zu ertragen, nie aber es wissenschaftlich und vorsätzlich zu erwählen. Die obengenannten Brüder seufzten schon lange über den Verfall ihrer Kirche, allein sie wollten nicht eigenwillig und ohne einen bestimmten Ruf von Oben dieselbe verlassen. Einen solchen Ruf haben sie nun zu erkennen geglaubt in der feierlichen Zusammenberufung jener Synode, welche die Neugestaltung der Reformirten Kirche Frankreichs in ihren Händen hatte. Eine solche Gelegenheit möchte vielleicht in vielen Jahrzehnden nicht wieder eintreten. Der Synode stand die Wahl offen. Sie hat sich für eine bekenntnißlose Kirche entschieden. Waren die Gläubigen nicht berechtigt, nun selbst Hand an's Werk zu legen? War das Maß etwa noch nicht voll? Was hätten sie anders zu erwarten gehabt, als neue Concessionen, neue Vermittelungsversuche ohne Ende?

Wir sind überzeugt, daß die evangelischen Christen Deutscher Zunge bei ruhiger Prüfung der hier mitgetheilten Aktenstücke und Thatfachen den Schritt jener Brüder als einen vor Gott und Menschen hinlänglich gerechtfertigten, dem Herrn wohlgefälligen erkennen, und der sich bildenden Evangelischen Kirche Frankreichs eine Stelle in ihrem Herzen und in ihrer Fürbitte geben werden. Sie werden in das Urtheil einstimmen, welches schon von mehreren Seiten ausgesprochen worden ist. Aus Großbritannien und aus der Schweiz haben es alle diejenigen, denen es mehr an der Wahrheit, als an einer bloß äußerlichen Einheit, an dem Wesen der Kirche mehr, als an einer vergänglichen Form derselben, an den Principien mehr, als den Consequenzen gelegen ist, ihre entschiedene Mißbilligung über die Beschlüsse der Synode und ihre Sympathie für die werdende Freie Kirche ausgesprochen.

Nicht nur hat das von Waadtländischen Demissionärs geschriebene Blatt *Avenir* über das Resultat der Synode eine tiefe Betrübniß ausgesprochen, auch aus Schottland schreibt der *Scottish Guardian*: „Es ist unmöglich zu sagen, welchen für den Protestantismus ungünstigen Eindruck die Beschlüsse der Synode auf die Römisch-katholische Bevölkerung machen werden. Sie geben den Priestern eine Waffe in die Hand, welche nicht leicht zu beseitigen ist. Was auch der Ausgang seyn mag, die von Herrn de Gasparin und Fr. Monod angeregte Bewegung ist das einzige Mittel, um einem Lande, dessen große Plage der Unglaube ist, den wahren Frieden wiederzugeben.“ Das in London erscheinende Blatt *Christian Times* sagt: „Die hohe Bedeutung dieses Ereignisses besteht darin, daß es zu einer Scheidung zwischen Wahrheit und Irreligion gekommen ist, und daß sich gläubige und thätige Brüder zusammenschaaeren. Wir können diese Erscheinung nicht als eine vereinzelte und bedeutungslose ansehen; sie hängt vielmehr zusammen mit anderen Zeichen der Zeit, welche den bevorstehenden Fall des Antichrists verkün-

den. In der Mitte jenes unruhigen, von Gott abgefallenen Volkes erhebt sich eine kleine Schaar von gläubigen Männern, deren Bande der Herr selbst gelöst hat, damit sie in Frankreich dasselbe Werk thun können, welches ein Wesley, ein Whitefield und Andere in England ausgerichtet haben.“

Möge man nun auch aus Deutschland die Augen auf jene Bewegung richten und sich an ihrer äußerlichen Erscheinung nicht stoßen! Es mag ein sehr gewagtes Unternehmen scheinen, mit einer so kleinen Zahl von Anhängern eine Kirche begründen zu wollen; doch darf man diese Zahl auch nicht so geringe anschlagen, als es scheinen möchte, denn es ist sehr wahrscheinlich, daß die seit einer Reihe von Jahren in Paris, in Lyon und in anderen Städten schon bestehenden freien Gemeinden (die ersten Dissidenten), so wie die durch Anregung der evangelischen Gesellschaft aus bekehrten Katholiken gebildeten neuen Gemeinden sich nun an die Freie Kirche anschließen werden. Doch wäre dies auch nicht der Fall, und sollte die Evangelische Kirche Frankreichs sich mit einer sehr kleinen Zahl von Mitglidern begnügen müssen, so muß man sich immer erinnern, daß die Bedeutung irgend einer Erscheinung im Reiche Gottes nicht von der Zahl ihrer Anhänger, sondern von der Kraft der Wahrheit, welche in derselben verkörpert ist, abhängt. Eine in den Augen der Welt sehr schwache, unbedeutende Kirche kann sich doch oft einen sehr ausgedehnten Wirkungskreis eröffnen und zu einem Sauerteig werden, welcher ein ganzes Volk nach und nach durchbringt. Die Apostel haben nicht gewartet, um das Evangelium zu predigen, bis ihnen Tausende und Hunderttausende zuflömen. Die Waadtländischen Demissionärs konnten es auch wohl voraussehen, daß ihnen nur ein sehr geringer Theil des Volkes zufallen würde, dennoch haben sie gehandelt . . . im Glauben. Es bestätigt sich ja zu allen Zeiten, durch die ganze Kirchengeschichte hindurch, daß es dem Herrn gefällt, „das, was stark ist vor der Welt durch das, was schwach ist, zu Schanden zu machen“ (1 Cor. 1, 27.). Diesen Gedanken hat auch vor kurzem Herr Professor Lange in Zürich in folgenden, sehr schönen und beherzigenswerthen Worten ausgesprochen, mit welchen wir schließen wollen:

„Die Kirche strebt dem Idealen, wie sie es im Christenthum erkannt hat, mit einem Heroismus der Geistesfreiheit zu, welcher sich durch die Rücksichten der äußeren Gemeinschaft niemals auf die Dauer fesseln läßt (Luc. 12, 51 ff.). Hier waltet die Lösung: Das Ideale muß sich verwirklichen, sey es durch Millionen oder durch Tausende, durch Hunderte oder auch durch zwei oder drei. Die Kirche braucht das ganze Volk auf ihrem Zuge nicht mitzunehmen, wenn ein Theil desselben nicht mit ihr gehen will, obschon sie in dieser Beziehung ebenfalls die äußerste Langmuth zu üben hat. Sie soll ihren Idealismus allerdings möglichst populär zu machen suchen, allein diese Popularität findet doch ihre Grenzen in ihren inneren Lebensgesetzen. Sie darf ihr Bekenntniß nicht von der beschränkten Einsicht einer Nation, ihre Communion nicht von der öffentlichen Sitte oder Unsitte einer Nation, ihre Reformation nicht von der Gesamtentwicklung einer Nation abhängig machen. Wollte sie das, so würde sie damit aufhören katholisch zu seyn im ursprünglichen Sinne des Wortes, und dem Genitilismus oder auch dem Paganismus verfallen. Denn das ist eben eine Seite des Paganismus,

die Nationalität in ihrer Abkehr von dem Universalismus. Die Kirche soll vor allen Dingen das Christenthum retten, und, nöthigen Falls, die Nation äußerlich preisgeben, um mit dem Christenthum auch das bessere Theil der Nation zu sichern.“ (Über die Neugestaltung des Verhältnisses zwischen dem Staat und der Kirche, S. 5. 6.)

Die Philosophie auf dem Wege nach Damasus.

In den kürzlich erschienenen „hobegetischen Vorträgen“ des Herrn Prof. Branis*) begegnen wir S. 240. und S. 270. folgenden Bemerkungen: „Die Philosophie,“ heißt es an der ersten Stelle, „könnte da leicht, nachdem sie lange — ein zweiter Saulus — die religiöse Gemeinde verführt, zu dem wichtigen und wirkungsreichsten Apostelamt eines Paulus für die nächste Zukunft berufen seyn.“ Und in der anderen in weiterer Ausführung: „Hat die Philosophie durch wesentlich transitorische, nur ihre Entwicklungsphasen bezeichnende und eben deswegen noch dem Widerstreit erliegende Ergebnisse den jetzigen theologischen Zwiespalt veranlaßt, so hat sie dagegen auch im weiteren Verlauf ihrer Entwicklung sich immer entschiedener und bewußtvoller des allein siegreichen historischen Standpunktes bemächtigt, welchem, weil er jene transitorischen Ergebnisse aufhebt, und ihren Widerstreit in einer höheren Einheit versöhnt, auch die Kraft einwohnt, die Theologie ihrer dermaligen Zerfallenheit zu entreißen. — Wenn wir daher früher schon in einer beiläufigen Bemerkung es als eine Vermuthung ausgesprochen, daß die gegenwärtige Philosophie in unserer mit dem Christenthum zerfallenen Zeit vielleicht zu einer Paulinischen Wirksamkeit berufen seyn möge, so dürfen wir von ihr nach allem hier Besprochenen jetzt mit Gewisheit behaupten, daß sie jedenfalls in sich selbst die geistige Macht ist, welche das religiöse Bewußtseyn der Gegenwart aus seiner Zerfahrenheit in Judaismus und Ethnicismus der Einheit des christlichen Gedankens wieder zuzuführen vermag, und daß, weil sie dies vermag, sie auch sicherlich die Mission dazu hat.“ Die hier vorgetragene Behauptung ist klar. Sie geht einfach dahin, daß die Philosophie es sey, welche den religiösen Zwiespalt der Gegenwart schlichten, die dem Christenthum abwendige Welt in den Schoß desselben zurückführen werde; denn die Philosophie, so wird dies begründet, sey in einer heilsamen Umwandlung begriffen, ja habe sie eigentlich schon vollbracht und setze sich jetzt dem Christenthum nicht mehr feindlich entgegen, sondern habe, indem sie sich nämlich, wie anderwärts ausgeführt ist, in ihrer neuesten Gestalt durch freien wissenschaftlichen Fortschritt die Gottesidee desselben zu eigen gemacht, damit genügenden Grund gelegt, um von nun an auch in allem Übrigen mit dem Christenthum Hand in Hand

zu gehen und demselben das Siegel wissenschaftlicher Bestätigung aufzudrücken.

Das ist nun eine Rede, die wir schon einmal gehört, die uns aber damals gründlich getäuscht hat, wie Herr Prof. Branis selbst in diesen Vorträgen auf eine sehr klare und dankenswerthe Weise erörtert. Wir werden also das Recht haben, auch hier schon von vornherein vorsichtig und misstrauisch zu seyn, und daß wir von diesem Rechte Gebrauch machen, dazu mahnt der Gedanke, es könne auch hier der letzte Betrug leicht ärger, denn der erste werden. Und dieser Gedanke ist kein müßiger. Die neuere, von einer Anzahl geachteter Namen vertretene, von Herrn Prof. Branis zum erstenmal so bezeichnete historische Philosophie steht dem Christenthum in der That viel näher, als die ihr vorausgegangene Hegelsche Philosophie. Sie hat den Naturbegriff, in den diese letztere bekannt ist und in den sie auch alles persönliche, geschichtliche Leben hereinzieht, wesentlich überschritten, und faßt Grund und Wesen aller Dinge, das gesammte Leben in Natur und Geschichte, vielmehr als bestimmt durch persönlichen Willen, womit sie sich denn allerdings auch erst den Zugang eröffnet hat zu dem rechten Verständniß der Offenbarung Gottes in Christo, welche ganz geschichtliche That und die vollendete That des höchsten Willens ist. Aber sie hat zu diesem Verständniß erst einen Versuch gemacht und dieser Versuch ist, anderwärts und namentlich auch in den hobegetischen Vorträgen des Herrn Prof. Branis, noch nicht sehr einladend ausgefallen. Unseres Bedünkens, dies nebenbei zu bemerken, haftet ihr das Element, dem sie sich eben erst entwunden, wenn auch vielleicht nur aus formeller Befangenheit, noch gar zu sichtbarlich an, wenigstens ist ihr u. A., den rechten Begriff der Persönlichkeit und die rechte Bedeutung des Willens in's Klare zu stellen, noch nicht so energisch und übereinstimmend gelungen, daß sie einen merklichen Einfluß auf das wissenschaftliche Verständniß des wirklichen Christenthums gewonnen hätte. Aber wir haben auch Klagen im Einzelnen. Herr Prof. Branis läßt den weltschaffenden Gott „sich unter den Gegensatz von Inhalt und Form stellen,“ und sagt: „Es existirt eben deswegen die Welt nothwendig als ein Prozeß, welcher die absolute Differenz zwischen Inhalt und Form zu seinem Ausgangspunkte, und das völlige Aufgehobenseyn dieser Differenz zu seinem Ziele hat, ein Ziel, welches, weil es der immanente Zweck des ganzen Prozesses ist, in demselben auch erreicht werden muß.“ In den Verlauf dieses (nothwendigen) Prozesses tritt nun auch der Mensch ein, der vermöge desselben „ein gedoppeltes Wesen in seiner Einheit einschließt,“ weshalb denn sein Ich „in seinem unmittelbaren Auftreten sich widerstreitend, und seine Existenz ein Kampf mit sich selbst ist,“ in dem es sich „nicht bejahren kann, ohne sich zugleich zu verneinen.“ Daß hier das in Folge der Sünde zwiespältige Leben des Menschen, das Gelüsten des Fleisches wider den Geist, gemeint ist, ist klar, wenn es unsere Vorträge in der Folge nicht auch noch deutlicher zu verstehen gäben; daß aber hiemit die Sünde zu etwas Nothwendigem und ihr eigentliches böses Wesen verwischt wird, ist allzu wenig ver-

*) Die wissenschaftliche Aufgabe der Gegenwart, als leitende Idee im akademischen Studium. Hobegetische Vorträge von Chr. J. Branis. Breslau, 1848.

hüllt und dem schlichten Christenmenschen all zu anstößig, um nicht ein gerechtes Bedenken wider jene Philosophie und ihre Proklamation zu haben, in der sie verheißt, daß sie mit dem Christenthum in Eintracht und seine wirksame Vorrednerin bei dem abtrünnigen Geschlecht dieser Zeit seyn werde. Aber nicht minder unglücklich scheinen es die Vorträge auch in anderen Punkten zu treffen. So in der Bestimmung, was Staat und Kirche ist. „Die christliche Geschichte,“ sagen sie, „muß kraft der sie lebendig bewegenden Idee des in ihr wirklichen und seine beseligende Macht bethätigenden Gottmenschen sich als ein in der Welt wirkliches Gottesreich darstellen; dieser Darstellung gegenüber hat sie aber auch die von Christo zwar ergriffene, aber noch nicht durchdrungene Menschheit in sich aufzuzeigen, und muß so dem Gottesreich ein Reich des Menschen in all seinen natürlichen und rein menschlichen Interessen entgegenstellen.“ Das ist dem einfachen christlichen Bewußtseyn, das nur von einem in der Welt werdenden Gottesreiche weiß, und „die von Christo zwar ergriffene, aber noch nicht durchdrungene Menschheit“ vielmehr zunächst in der Kirche, und dann zwar auch, nach der Seite ihrer irdischen Interessen, im Staate weiß, so wenig entsprechend, daß wir nur anmerken, wie auch hier wieder die Thatsache der Sünde und ihrer Wirkungen verkannt, und vielleicht darum verkannt ist, weil von der Anschauung eines naturmäßigen Prozesses ausgegangen wird. Nicht minder stellt sich diese Verfehlung auch in anderen Punkten heraus, die wir aber übergehen, um nur noch eine zum Theil auch formelle Bemerkung zu machen. Sie betrifft das dargestellte Verhältniß zwischen Theologie und Philosophie. In der Philosophie, heißt es, verhalte sich der Mensch zu Gott, wie Subjekt zu Objekt; die Theologie dagegen sey das Wissen, welches dem religiösen Verhältniß entfeime, in welchem vielmehr der Mensch zu Gott sich wie Subjekt zu Subjekt verhalte. Das ist nur zum Theil wahr; die Bestimmung tritt beiden Seiten zu nahe. In der Theologie, oder dem System des religiösen Wissens, ist Gott, in seinem ganzen Wesen und Thun, gleichfalls Objekt; in der Philosophie aber ist er auch dieses Objekt nicht einmal wahrhaft, wenn der Philosophirende sich nicht zu ihm religiös verhält. Der Unterschied liegt anderswo; hier soll uns indeß, ohne ihn auszuführen, nur die letztere Bemerkung beschäftigen und auf einen zweiten Punkt leiten, der für unsere Betrachtung bei weitem der wichtigste ist.

Denn es ist nun schon klar genug, daß die in den Vorträgen gepriesene historische Philosophie ihrem Inhalte nach noch viel zu wünschens übrig läßt und wenigstens noch nicht auf dem rechten Wege nach Damaskus ist. Das ließe sich indeß, wollen auch wir zugeben, verbessern, und soll darum auch von uns minder betont werden. Wir haben Grund zu größerer, schneidender Klage. Sie betrifft die ganze Stellung, welche die Philosophie sich gibt, und die auch in den hodegetischen Vorträgen mit besonderem Nachdruck für sie in Anspruch genommen wird. Diese Stellung ist eine durchaus falsche und anmaßliche, und in Folge derselben ist die Philosophie mit in die

Reihe der Mächte getreten, welche nun ganz offenbar wider das Christenthum und seinen Bestand unter uns in einem entscheidenden Kampfe begriffen sind.

Die vorhin gemachte Bemerkung, an der wir abbrechen, gibt dazu einen ersten, nicht undeutlichen Fingerzeig. Das philosophische Denken soll sich zu Gott, als dem Objekt seiner Thätigkeit, anders verhalten, als religiös, d. h. anders, als in der Stimmung lebendiger, andächtiger Versenkung in das Wesen desselben. Das ist eben so falsch, als es anmaßlich ist und mit die Schuld trägt, wenn die Christenheit schon seit geraumer Zeit sich gewöhnt hat, aus ihrem Gott sich ein beliebiges Gedankenbild zu machen, das sie zwar gern mit dem bequemen Mantel der „Liebe“ bekleidet, das sie aber entkleidet hat aller der Züge, die sie bei seiner Erinnerung stimmen könnten zu der Furcht, welche der Weisheit Anfang ist. Man kann Gottes, des Herrn Herrn, wenn er dabei wirklich gegenwärtig seyn soll, nicht anders denken, als in seiner lebendigen, wesentlichen Wirklichkeit, und diese hat er sich für uns nur gegeben in seiner Offenbarung, verzeichnet in den Geschichten Alten und Neuen Testaments. Alles wahre Denken Gottes setzt also vor ihm den Glauben an diese Offenbarung, d. h. das religiöse Verhalten in seiner Wahrheit, voraus, und wenn die Philosophie es anders meint, wenn sie meint, das Denken habe nicht bloß ein Interesse für sich, abgelöst von der übrigen geistigen und seelischen Bestimmtheit des Menschen, sondern sey auch im Stande, dieses Interesse in jener erträumten Isolirtheit auf eine wahrhafte Weise zu befriedigen, so geht sie damit, ihrer logischen Unlebensdigkeit gar nicht zu gedenken, in einer unchristlichen Irre, in die wir ihr wenigstens nicht folgen mögen und die von dem Weg nach Damaskus noch weit, weit abliegt. Sie hat aber damit auch den Fuß aufgehoben zu noch weiterer Anmaßung.

Die Philosophie, die, wie wir gesehen haben und sie ausdrücklich beansprucht, auf anderen, eigenen Wegen einhergeht, soll nun dennoch, wie gerühmt wird, die wissenschaftliche Bestätigerin des Christenthums, ja der religiöse Messias der Zeit seyn, welcher die abgefallene wieder zu den Füßen des Evangeliums zurückführt. Denn diese Zeit hat das Eigenthümliche, daß sie, wie es S. 298. heißt, ist die Weltzeit der sich selbstbewußt vollbringenden Geschichte, d. h. die Zeit der vorherrschenden Erkenntniß, die Zeit, in der das Erkennen in allen Dingen der menschlichen Entwicklung vorausseyn will und muß, damit die nachfolgenden Gestalten zu rechtem Bestande gelangen. Diesen Satz durchzuführen, ist die eigentliche und letzte Aufgabe der hodegetischen Vorträge; jene Behauptung aber und die darin liegende Forderung, meinen wir, sey besonders fruchtbar für die rechte Einsicht in die herrschende Stimmung der Philosophie und der ihr anhängigen und durch sie auf falsche Wege geleiteten Zeit.

Das Denken und Erkennen ist natürlich ein höchst wichtiger Akt in dem Leben von Wesen, die vermittelst derselben ihre Verbindung nach oben und unter einander, ihre ganze eigenthümliche Existenz haben. Aber es ist nur Ein Akt, nur Ein

Vermögen neben anderen, und weit gefehlt, daß die anderen schon mit ihm gegeben wären, daß das Erkennen den Heerd des Lebens beherrschte, die Persönlichkeit in ihrem Mittelpunkt bestimmte: ist es vielmehr der Fall, daß die letztere sich sehr entschieden ausbilden kann, ohne in gleich ausgebildeter Weise an dem Denken und Erkennen Theil nehmen zu müssen. Wer nun dennoch das Erkennen über diese seine natürliche Stellung hinaus also falsch betont, der setzt sich einer um so größeren Gefahr aus, je weniger von dem an sich leeren Denkfakte der drohenden Vereitelung Widerstand geleistet wird; und wenn daher die Philosophie dies dennoch thut, wenn sie, wie wir dies zuerst gesehen haben, in der ihr eigenthümlichen Denkhätigkeit zu Gott sich in das irreligiöse Verhältniß der Gleichgültigkeit setzt, und dabei die Funktion des Erkennens von jeder anderen, als ihrer eigenen (nur vermeintlich alleinigen) Bestimmtheit isolirt, so ist von hier aus der Schritt zu weiterer Verirrung nur ein kleiner. Denn die Stimmung der Gleichgültigkeit zu Gott und dabei das Erkennen auf dem Thron der Allein-Thätigkeit, wozu kann dies anders führen, als daß dies Erkennen in stolzer Verneintheit sich erhebt zur Gleichheit mit Gott, und die Einbildung gewinnt, statt seiner und der durch seinen Geist wirkten übrigen Stimmung des menschlichen Gemüthes das geschichtliche Thun des Menschen in thörichter Verblendung allein zu bestimmen? Und dies ist in der That, so übertrieben und schauerlich es klingt, der Fall, wenn man die Sache nur mit dem rechten Ernste und nicht in der weichen, falschen Subjektivität betrachtet, welche die Krankheit der Zeit und die Folge eben jener philosophischen Verirrung ist. Unsere Vorträge sagen es ganz nackt und ausdrücklich (S. 109): „Wo das Selbstbewußtseyn die Macht des Lebens wird, da muß das Daseyn sich aus dem Wissen gestalten, und das Erkennen die Wirklichkeit erzeugen,“ ohne daß hier oder anderwärts (wie namentlich S. 73., wo jener Vorgang noch mit mehr Worten beschrieben wird) unter dem Wissen und Erkennen ein anderes verstanden würde, als das oben schon bezeichnete, rein auf sich selbst gestellte. Daß durch dieses Erkennen, neben dem der sittlichen und religiösen Mächte des Lebens gar nicht gedacht ist, der Spruch der alten Schlange, nur in anderer, wiederholter Weise, erfüllt wird, daran wollen wir vorübergehend erinnern, um noch mit ein paar Worten das Verhältniß zu beleuchten, in das diese Philosophie sich zum Christenthum stellt.

Das Christenthum verheißt durch den Mund seines Herrn und Meisters selber, die Macht zu seyn, welche die Welt überwindet, ohne daß es dabei einer anderen Hülfe als seiner eigenen Energie bedürfte. Diese Philosophie aber sagt, daß dem, wenigstens heut zu Tage, nicht mehr so sey, sondern behauptet, daß das Christenthum erst dann wieder zu seiner vollen, weltüberwindenden Wirksamkeit gelange, wenn es die Philosophie zuvor „als den realen Ausdruck der im vernünftigen Denken sich aussprechenden Gottesidee zur Anerkennung gebracht habe.“ Das Christenthum ist also abhängig nicht von sich selbst und dem ihm eigenthümlichen Bedingungen seiner Wirksamkeit, sondern von einer ihm zunächst äußerlichen Potenz, die sich vermittelt ihrer

eigenen, vom Christenthum ausdrücklich abgekehrten Energie sein Verstandniß eröffnet, und seinen Inhalt auf eben diesem anderen Weg selbsteigen erzeugt hat. Das Christenthum ist es also nicht eigentlich, welches die heutige Welt von dem über sie hereingebrochenen Verderben erlösen soll, sondern die Philosophie ist es eigentlich, welche, indem sie das Christenthum selbst neu erzeugt, den Bann löst, unter dem es bis hieher in dem Bewußtseyn der Völker geschmachtet, und so die eigentliche Retterin der unter sinkenden Welt wird. Und so ist es auch nicht eigentlich dem Gotte des Christenthums, dem Vater unseres Herrn Jesu Christi, seinem Heil und seiner Heimsuchung, wie wir thöricht meinen, dem die abgefallene, böshafte Welt sich von neuem zu beugen hat; sondern die Philosophie und die von ihr auf den Leuchter gestellte Idee ist es, zu der die Nation sich erheben und in Kraft deren sie die Wege, die sie hinfort zu gehen hat, zuvor erkennen und dann in freier Selbstbestimmung und philosophischem Bewußtseyn wandeln muß. Kurz, wir Anderen, die wir noch nicht verlernt, oder erst von neuem gelernt haben, an unsere Brust zu schlagen und uns zu beugen im Namen Jesu vor dem, der gewaltig einherwandelt in den Ungewittern dieser Zeit und büssertige Herzen sucht, wir Alle sind nicht die rechten Jünger dieser Zeit, die begreifen, was da sey die Höhe und Tiefe derselben, und wahrnehmen „die heiteren Lichtgestalten der freien Geistes-schöpfungen, die den siegreichen Gott schon in sich tragen, und ihn von Stufe zu Stufe immer herrlicher offenbaren.“

Noch genug hievon; uns ist es sehr ernst und schmerzlich um's Herz gewesen über den „hohedietischen Vorträgen,“ welche die akademische Jugend keine andere, als diese Wege weisen, und wir haben gemeint, die Gedanken nicht verschweigen zu dürfen, zu denen sie uns Veranlassung gegeben haben. Wir sind weit davon entfernt, die Philosophie zu verachten schon darum, weil sie Philosophie ist, wir sind auch nicht gemeint, daß es keine andere, als die nun einmal herrschende Philosophie mit ihrer eitelen Selbstüberhebung geben könne, wir achten vielmehr die Philosophie an sich als ein wahres Streben des menschlichen Geistes, und haben auch selbst so viel philosophischen Sinn, oder auch christliche Bescheidenheit, um zu glauben, daß die Wege, welche die Philosophie seit Cartesius gegangen ist, nicht Sache des blinden Zufalls, oder so ganz unfruchtbar für die Entwicklung des menschlichen Geistes gewesen: aber eben darum müssen wir diese Philosophie um ihrer Losgerissenheit willen von dem lebendigen Gotte, dem Urquell alles wahren Erkennens, anklagen und auffordern zu der rechten Selbsterkenntniß, damit sie Buße thue und umkehre, und — wie sie bisher ein zweiter Saulus gewesen ist — trete auf den rechten Weg nach Damascus, damit sie in der That helfen könne, die in der Irre gehende Zeit aus dem Banne der Verblendung wieder zu lösen, in den sie durch Schuld der Philosophie mit gekommen ist. Ob das der Philosophie möglich seyn wird, auch ohne daß sie in eine schlechte Abhängigkeit geräth und ihren Rang als selbstständige Wissenschaft aufgibt: das glauben wir, denn wir glauben, daß auch hier das Wort gilt: „Wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden.“ Daß sie aber dazu schon

irgendwo die rechten Anstalten gemacht, das sehen wir nicht, wenn auch einzelne Versuche dem rechten Ziele näher stehen, als die historische Philosophie der hoheregetischen Vorträge.^{*)} Bis sie das aber thut und mit Erfolg thut, bis dahin müssen wir sie ansehen als den falschen Propheten dieser letzten Zeit, und uns von ihr gesagt seyn lassen das Wort des wahren Paulus: „Sehet zu, daß euch Niemand beraube durch die Philosophie und lose Verführung nach der Menschen Lehre und nach der Welt Sagenen und nicht nach Christo.“ Und dergleichen Vorsicht thut besonders Noth in einem Augenblick wie dieser. Wenn, wie jetzt, die Grundfesten unserer gesammten Existenz bis auf's Tiefste erschüttert sind und die Aussicht in die nächste Zukunft noch eine ganz trübe, ja diese Zukunft selbst eine ungewisse, auf dem Spiele stehende ist: dann sucht wohl ein Jeder doppelt bezügerlich nach einem Halt in solchem Schwanken, nach einer Verheißung in solchem Verderben; aber wenn die Dinge auf einer solchen Spitze stehen, dann ist es auch dreifach gefährlich, die Hände auszustrecken nach Schatten, die verfliegen, nach Mitteln, die doch nichts fruchten, nach Brücken, die keinen Halt haben. Der Augenblick ist furchtbar entscheidend, er verträgt keinerlei Transaktionen, keinerlei halbe Stützen mehr. Entweder — Oder. Entweder wir kommen im Ganzen und Großen zu rechter Einsicht, wir ändern unsere Existenz in Gedanke und Sitte, in geselliger und religiöser Beziehung gründlich, wir erleben eine völlige Wiedergeburt — und leider sind die Spuren davon noch nicht merklich! — oder es ist aus mit uns, wir treten in einen Zustand schnellerer oder langsamerer Auflösung, in gräuliche Zeiten voll gottlosen Siedthums, in denen es schwer seyn wird, daß auch die Auserwählten erhalten werden.

Und in dieser Beziehung nur noch eine Bemerkung wider die „Vorträge“ und die darin vertretenen wissenschaftliche Stimmung. Man hört es jetzt schon nicht mehr von denen allein, die auf Gottes Wort, sondern auch von denen, die überhaupt mit Ernst auf die Zeichen der Zeit merken, daß unser Deutsches Volk nahe an einem Abgrunde steht, an dem seine Existenz auf immer ein Grab finden kann. Wenn nun dies am wenigsten wird zu Sinne wollen, das werden die Männer der Wissenschaft seyn. Gestützt auf die Idee und ihre Erkenntniß derselben glauben sie den Faden der Entwicklung sicher in Händen zu haben, der aus all' dieser Verwirrung, diesem Gräuel der Zeit heraus auf organische Weise die Deutsche Menschheit in ein höheres Stadium führen muß. Und in der That, wenn man diese geistreichen, gedankensicheren Darstellungen hier und anderer Orten vor Augen hat und einseitig nur auf das Denken wirken läßt: so muß man versucht werden, ihre Evidenz für unumstößlich zu halten. Und dennoch wie unsicher ist sie. Sie ist auf Alles berechnet, nur nicht auf den Willen des Allmächtigen, nicht auf den Willen, der nun einmal in einem Systeme nicht aufgeht. Wohl wird die menschliche Entwicklung, die

Geschichte dieses Geschlechtes ihr Ziel finden — es ist uns verbürgt durch den Anfänger, der auch der Vollender seyn wird —, aber daß nicht der Faden hier einmal abgebrochen wird, um an einem anderen Orte wieder aufgenommen zu werden, darüber haben wir keine Versicherung. Die Existenz des Christenthums, die Entwicklung des christlichen Geistes ist nicht an uns, aber unsere Existenz, unsere Entwicklung ist an das Christenthum gebunden, und werden wir dem wirklich, wie es stark den Anschein hat, staatlich den Abschied geben, so hat das Deutsche Volk nicht jugendliche Kraft genug, um seine Existenz im Großen und auf die Dauer weiter zu spinnen. Darum zeitig Buße gethan, Jeder an seinem Theil! Hat die Philosophie bisher stark gefündigt und zerstörend gewirkt, so erkenne sie das und wende sich wirklich auf den Weg nach Damaskus; vielleicht, daß sie dann noch einmal eine Zeit der Blüthe des Deutschen Volkes begründen hilft.

Die Krankheit der Zeit und ihre Heilung.

Ist denn keine Salbe in Gilead? Oder ist kein Arzt nicht da? Warum ist denn die Tochter meines Volkes nicht geheilet?

Die Zeit des religiösen Nationalismus und Indifferentismus pflegt häufig als eine vergangene, wissenschaftlich überwundene, kirchlich reponirte angesehen zu werden. Es ist ihr, so ist die allgemeine Vorstellung, schon vor Jahrzehenden eine neue Erweckung gefolgt, welche nicht allein auf wissenschaftlichem, sondern auch auf praktischem Wege sich geltend gemacht hat und noch geltend macht. Wir wollen diese beiden historischen Thatfachen nicht bestreiten, aber wir müssen zur näheren Bestimmung der darin enthaltenen Wahrheit zweierlei hinzufügen: nämlich erstens, daß der frühere, modeste Nationalismus in bewußten Unglauben, in dreifachen Pantheismus und Atheismus sich verkehrt hat, zweitens daß die neue Erweckung weniger der Kirche zu Gute gegangen ist, als einzelnen Subjekten in dieser ihrer Vereinzelung, einzelnen Häuflein, deren Unterscheidung und Scheidung von der Kirche weder die Kirche, noch — die Kirchlein läugnen. Letztere werden auch nicht größer, sondern immer kleiner, weil sie sich selbst immer wieder nach verschiedenen Richtungen trennen und theilen.

Dies ist die Erfahrung des Tages, welche durch jede neue Beobachtung bestätigt wird. Gegenwärtig scheint daher der christlichen Kirche, und zwar in allen ihren Abtheilungen und Gliederungen, Ruin und Zerfall, Auflösung und Zersetzung in Atome, Zersplitterung und Separation bis zur Vereinzelung bevorzustehen; und zum Theil ist dieser Zersetzungsprozeß nicht bevorstehend, sondern längst eingetreten. Ist die Krankheit unserer Zeit überhaupt im Gegensatz zu dem Gemeingeiste besserer Tage als Partikularismus zu bezeichnen, so trifft dieser die Kirche vorzugsweise. Zwar ist noch niemals in allen Lebenskreisen so viel Redens gewesen von Einheit und Einigkeit, als jetzt; aber das erklärt sich eben daraus, daß es noch niemals so sehr daran

^{*)} Ob die s. g. positive Philosophie, oder die Philosophie der Offenbarung, ihr bekanntes Versprechen besser lösen wird, müssen wir abwarten. Bis jetzt scheint es nicht so.

gefehlt hat. Der tiefere Grund dieses zerbröckelnden Partikularismus, die eigentliche Ursache der Krankheit unserer Zeit ist aber Subjektivismus. Wir könnten ihn auch populär als das subjektive Besserwissen bezeichnen, wonach es eben jedes Subjekt besser weiß, als alle anderen, und darum von den anderen sich trennt, weil und so weit es diese eben auch besser wissen, oder doch das Gemeinsame besser zu fassen meinen. Aber es ist wohl zu merken, daß wir hiemit weder die Subjektivität überhaupt, welche zu dem Wesen des Menschen gehört, noch auch die Berechtigung wesentlicher Unterschiede für wesentliche Abtheilungen der Kirche, welche durch die verschiedenen Standpunkte und Stufen der Erkenntniß nothwendig wird, irgendwie bestreiten: es ist eben nur die **scheidende** Unterscheidung und diejenige Subjektivität beklagt, welche in allen Beziehungen das eigene Subjekt obenan stellt, und zum Maß aller Dinge, zur Souverainerität erhebt, womit folgerechter Weise zuletzt alle Glieder als eben so viele gleichberechtigte Souverains sich von einander absondern und gegen einander stellen. Namentlich erweist sich dieser Subjektivismus als der Antinomismus, welcher der objektiven Autorität den Gehorsam aufkündigt, und hiemit auch das Band der Gemeinschaft erst lockert, dann löset. Dieses Band der Gemeinschaft erweist sich zwar als Liebe, aber diese befindet sich mit dem Gehorsam in so enger Verbindung, daß, wenn der Abfall vom Gesetze überhand nimmt, auch die Liebe erkaltet. Und eben dieses merkwürdige Wort der Wahrheit — Matth. 24, 12. —, welches nicht genug wiederholt werden kann, hat sich vielleicht zu keiner Zeit so augenscheinlich bestätigt, als in diesen Tagen.

Woher dieser Subjektivismus und Antinomismus kommt, denn er muß doch auch wieder seinen Grund haben, darauf werden wir später geführt werden. Jedenfalls liegt aber die Krankheit dieser Zeit selbst offen vor Aller Augen: der Zerfall kündigt sich in immer neuen Erscheinungen an. Aber über die Heilmittel sind die Ärzte nicht einverstanden, es zeigt sich vielmehr auch hier eine Sprödigkeit der Subjektivität, welche sich wohl auch gegen die etwa mögliche Vermittelung und Modifikation gegenüberstehender Ansichten absperrt.

Eben darum sind ihrer jetzt Etliche, welche zur Heilung des verzweifeltsten Schadens die außerordentlichen Gaben, Kräfte und Ämter der ersten Zeit, des apostolischen Zeitalters, von neuem in Anspruch nehmen. Diesfalls berufen wir uns nicht sowohl auf die ursprünglichen Häupter dieser Richtung, als vielmehr auf ihren wissenschaftlichen Vertreter: Thiersch (Vorlesungen über Katholicismus und Protestantismus. Zweite Ausgabe.)

Wenn diese zu einem so großen Effekte — das Zerstreute zu sammeln aus Babel in Jerusalem — auch außerordentliche Mittel für nöthig erachten und Wunder und Zeichen begehren

(Joh. 4, 48.), so sind wieder Andere, welche darauf bauen, daß grade aus dem Kleinen und Verachteten, aus dem Unscheinbaren, aus dem, das da nichts ist — 1 Cor. 1, 28. —, aus dem Senfkörnlein — Matth. 13, 31. — die Kirche aufs Neue zu einem großen Baum erwachsen werde. Sie halten sich unmittelbar — oder, wie es auch genannt wird, buchstäblich an das Wort: „So kommt nun der Glaube aus der Predigt, die Predigt aber durch das Wort Gottes.“ Röm. 10, 17. Sie hoffen mithin auf immer wirksamere Erneuerung des Glaubens aus der Predigt des Wortes und auf Erneuerung der Kirche aus dem Glauben, welcher Alles vermag, Hebr. 11. — welcher namentlich die Kirche baut und zur Gemeinschaft vereinigt, Eph. 4, 4—6. — welcher, weil er Einem Gott dienet, auch die Autorität anerkennt. Ist die Kirche, so sagen sie, zum ersten Male aus Conventikeln und Missionsgesellschaften hervorgegangen, so wird sie's auch, wo nur der Glaube mächtig wird, zum zweiten Male. Sie berufen sich nicht allein auf die erste Pfingstpredigt, sondern auch auf spätere Epochen, namentlich auf die evangelische Reformation, welche auch der Römischen Kirche zu Gute gegangen ist.

Eben diese Reformation hat jüngst zur specielleren Bestimmung des Heilmittels für die Kirche, welches in dieser unserer Zeit indicirt ist, die nähere Anleitung gegeben. Das innerste Princip der Reformation ist ethisch, es wurzelt in der Rechtfertigung, durch welche das zerrissene Gewissen — *cor inquietum* — Frieden findet. Dieser Fund zum Frieden in der Unruhe des Lebens hat vor dreihundert Jahren so gezündet, daß er gliedlich vereinigend wirkte, und hiedurch in weiterer Folge wie die häuslichen, so auch die politischen Verhältnisse durchdrang. *) Daraus scheint zu folgen, daß auch zu dieser Zeit des Zweifels und des Zwiespalts, und in diesen Landen, in Deutschland, der Kirche auf demselben ethischen Wege, welcher der Reformation gebient hat, aber in innigster Verbindung mit dem intellektuellen Princip, als dem formellen, eine zweite und allgemeinere Reformation bereitet werden kann. Allein zu vollkommener Herstellung der kirchlichen Gemeinschaft ist auch die Gemeinschaft mit dem Staate unerlässlich, der, als selbst persönlich, nicht excommunicirt werden kann; daraus folgt, daß die Kirche ohne den Verband mit dem Staate, wie der Staat ohne den Verband mit der Kirche zu wirklicher Regeneration nicht durchdringen kann.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die tres ordines hierarchiei gehören wesentlich zur protestantischen, namentlich zur Lutherischen Kirchenlehre. Hier sey nur an ein kurzes, inhaltreiches Wort der Co. R. 2. 1840 S. 444 ff.: „über das Verhältniß der Kirche zum Staate“ erinnert.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 17. Februar.

N^o 14.

Die Krankheit der Zeit und ihre Heilung.

(Fortsetzung.)

Nach diesen beiden Beziehungen können wir uns zum besseren Verständnisse auf eine Schrift des Jahres 1847 berufen, welche, merkwürdig genug, sogleich im Jahre 1848 die Probe bestanden hat. Die Schrift ist bereits genug bekannt, aber nicht genug beachtet worden. Sie heißt: „Der Deutsche Protestantismus, seine Vergangenheit und seine heutigen Lebensfragen im Zusammenhange der gesamten Nationalentwicklung beleuchtet. Frankfurt a. M., 1847.“ Der Verfasser — Hundeshagen, jetzt in Heidelberg — ist nicht lange unbekannt geblieben. Hier nehmen wir besonders Bezug auf den fünften Abschnitt (S. 44—49.) und auf den achtundzwanzigsten (S. 470 ff.). Nach diesen Ausführungen werden namentlich alle Produktionen des intellektuellen Geistes, so lange sich dieser von dem ethischen Geiste der Evangelischen Kirche, von dem materialen Principe, fern hält, aus dem Umkreise des Protestantismus verwiesen, wiewohl darum dem von keinem eigenen Maße entbundenen und insofern freien Geiste „andererseits“ — das heißt außerhalb des Umkreises der Kirche — die Sphäre freier Bewegung nicht verkümmert werden soll. S. 46. 47. Aber eben so wie das intellektuelle Forschen und Wissen nur in Verbindung mit und unter der Zucht des evangelischen Gewissens der Kirche frommen kann, so kann auch der Kirche nur im Verbande mit dem Staate, und dem Staate nur im Verbande mit der Kirche auf die Dauer gründlich geholfen werden. S. 470 ff. So verkündigte diese Stimme im Jahre 1847, worauf die Erfahrungen des Jahres 1848 gefolgt sind. Unsererseits sey nur noch darauf aufmerksam gemacht, wie das ethische Glaubensprincip der Evangelischen Kirche schon als solches mit ihrer nationalen und politischen Aufgabe in die wesentlichste Verbindung tritt. Wir fügen nur noch hinzu, daß der Kirche als eine wesentliche Eigenschaft Popularität zugeschrieben wird, und daß diese Popularität der Kirche mit der politischen Aufgabe des Evangeliums im wesentlichen Zusammenhange steht; nur daß unter dieser Popularität nicht die Volksthumlichkeit des Pöbels zu verstehen ist, sondern diejenige volksthumliche Zugänglichkeit, welcher auch die tiefsten Geheimnisse sich öffnen, welcher die Wissenschaft dient und sich erschließt.

Mit eben diesen gewichtigen Ausführungen steht es nicht im Widerspruche, sondern im besten Einverständnisse, wenn Andere, Angesichts unserer Zeit, welche eben nach ihrer überwiegenden Subjektivität überall das Bedürfnis der Vermittelung fund-

gibt, die Überzeugung aussprechen, daß nur auf dem Wege wissenschaftlicher Vermittelung dem fühlbaren Bedürfnisse genügt und neues Glaubensleben zur Belebung der Gemeinschaft geweckt werden könne. Wer müßte nicht vielmehr bekennen, daß gegenwärtig das Bedürfnis intellektueller Vermittelung eben so vorwaltet, als vor dreihundert Jahren das Bedürfnis ethischer Befriedigung überwiegend war? Wer wollte nicht beiden Völkern ihr Recht zugestehen? nur daß, wie das ethische Princip nie von dem Principe der Erkenntnis, der evangelische Glaube niemals von der Schriftforschung abstrahirt hat, so auch das gegenwärtige intellektuelle Streben von dem Glauben und Gewissen sich niemals loszudenken darf, wenn es sich nicht selbst die Augen für das Verständnis der Schrift blenden will.

Wenn dagegen dem intellektuellen Streben, wäre es auch unter Berufung auf das evangelische Princip der freien Schriftforschung, in seiner Emancipation von dem Glaubensprincipe die Alleinherrschaft vindicirt würde, wenn sogar der ungläubigen Wissenschaft die Kraft zu dem verlassen und vergessenen Glauben zurückzuführen zugeschrieben werden sollte, so wäre damit die eigentlichsie Grundlage der evangelischen Reformation entzerrt. Von diesem gefährlichen Abwege scheint uns eine jüngst erschienene, übrigens lezenswerthe Schrift: „Protestantismus und Philosophie von K. F. A. Schelling, Diakonus zu Weinsberg und Pfarrer zu Ellhofen, 1848“ nicht sehr fern zu seyn, indem sie sich — S. 86. 87. — selbst gegen den Mittelweg Dörner's (das Princip unserer Kirche, S. 72 ff.), wonach das formale Schriftprincip wenigstens an die Fundamentalt Wahrheiten des Glaubensinhalts gebunden bleiben soll, ausdrücklich erklärt, ja jede Beschränkung der Interpretation durch irgend eine Analogia fidei für unzulässig hält. Dem Verf. der obigen Schrift ist die Analogia fidei, weil das Glaubensleben nun einmal daraus gewichen ist, ein äußerer Zwang, womit eine schon gefundene und von der Kirche anerkannte Schriftauslegung die weitere verständige Forschung hemmt, oder der Babel, womit der Glaube als Schulmeister den in der Schrift forschenden Menschenverstand zügelt. So wird sie allerdings von den Lichtfreunden angesehen, welchen der Kirchenglaube auch wirklich eine äußere Zwangsjacke geworden ist. Aber sollen wir ihrerwegen das Gesetz aufgeben und dem Antinomismus huldigen? In der Wahrheit ist aber die Analogia fidei für den Schriftforscher, für den Bibelleser überhaupt die allerinnerlichste Erinnerung an die Schrift und die Kirche zumal, an den Ursprung der ersten, an die Lehre und Bedeutung der letzteren, oder ein Wegweiser, um Abwegen zuvorkommen, oder eine freundliche War-

nungstafel an gefährlichen Stellen. Dennoch soll nach der Ansicht des Verf. die Schriftforschung auch von diesem Interpretationsgesetze, weil es nun einmal der modernen Theologie zur Fessel geworden, emancipirt werden; es soll nach ihm nicht minder auch das Inspirations-Dogma (S. 78.) abgethan werden, denn dieses wolle das erstorbene Glaubensbewußtseyn über den Ursprung der Bibel künstlich und mechanisch ersetzen, so daß dessen Erfindung selbst von der Ermattung des ursprünglich von dem Glaubensprincipie getragenen und belebten Schriftprincips Zeugniß ablege. Diese Abhängigkeit des Schriftprincips vom Glaubensprincipie soll also für die Zukunft, so will der Verf., fortfallen, indem das formale Princip jetzt nur in seiner vollständigen Emancipation, in seiner fessellosen Befreiung von dem einmal deprimirten Glauben durch die Hülfe der „positiven“ Philosophie zu dem verlorenen Gute zurückführen kann, von welchem es sich erst abgelöst hat. Der Weinsberger Geistliche meint die Wissenschaft in Freiheit zu sehen, wenn er sie von den ihr immanenten Gesetzen entbindet, womit einer Freiheit des Denkens das Wort geredet wird, welche jüngst eine Freiheit nicht zu denken genannt worden ist.^{*)} Könnte nicht die Ergeßne mit demselben Rechte die Entbindung von allen Gesetzen der Sprache, von der Grammatik überhaupt, in Anspruch nehmen? Wie tief ist doch schon die Wissenschaft in Sklaverei versunken, wenn sie die Freilassung begehren muß, und die Freiheit eben nur negativ faßt, während die wahre Freiheit wesentlich positiv ist, und in der gesunden Macht besteht, welcher ihr eigenes Gesetz keine Last, keine Fessel ist! Und hier wird grade der „positiven“ Philosophie^{**)} diese negative Freiheit vindicirt.

Aber wir beklagen an dieser kleinen Schrift diesen unglücklichen Freiheitschwindel um so mehr, als sie im Ubrigen nach mehr als einer Seite die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. So ist z. B. das materiale Princip der Reformation in seinem „vor und außer aller Dogmatik“ sich offenbarenden und hiemit als Princip sich erweisenden Daseyn gründlich aufgefaßt, und daran das Verhältniß der Lutherischen Kirche, welche daraus hervorgewachsen ist, mit der Reformirten, die es in ihre Dogmatik aufgenommen hat, scharf und richtig gemessen, §. 7. S. 42 ff. Je kälter unsere Zeit für den Lebenspuls der Reformation geworden ist, um so wichtiger war es, daran zu erinnern, daß nicht die Lehre von der Rechtfertigung, sondern die innerste Erfahrung derselben, das lebendigste Gefühl und Bewußtseyn des durch den Glauben erlangten Friedens für die Seele, der evangelisch-lutherischen Reformation zum Grunde lag; das Spätere war die Reflexion. Beherzigungswerth ist es über-

haupt, wie der Verf. das ursprüngliche Leben der Evangelischen Kirche in seiner Wahrheit anerkennt, nur daß es einmal erkalte sei und nach seiner Überzeugung auf demselben Wege wie früher nicht wiedererweckt, überhaupt nicht wieder unmittelbar entzündet werden kann. So wird von dem Verf. auch das Auge des Glaubens, als das Licht der Kirchenlehre (S. 83.), die Originalität der Lutherischen Kirche gegenüber der Reformirten (S. 173.),^{*)} die Nothwendigkeit des buchstäblichen Schriftverständnisses nach dem formalen Principe im Abendmahlsstreite (S. 24 ff.), so wie der Sieg des materialen Principes über Anabaptismus und den damit zusammenhängenden Antinomismus (S. 33 f. 37 f. 163 f.) nicht allein anerkannt, sondern auch gewürdigt. So ist auch die Entwicklung der Lutherischen Symbolik unter der Herrschaft des materialen Principes und unter Mitwirkung des formalen, das heißt im lebendigen Glauben und buchstäblichen Schriftverständnisse, so wie unter Abweisung der Gegenlehre und des Antinomismus treffend gezeichnet. Auch die seit Jahrhunderten vergeblich angebahnte Unterscheidung zwischen fundamentalen und nicht fundamentalen Glaubensartikeln ist in ihrer Wahrheit erkannt, welche darin liegt, daß nicht die ganze Ausbreitung des Symbolinhalts, noch weniger der gesamte Schriftinhalt zur Seligkeit erforderlich ist, woraus sich zugleich die eigentliche Bewandniß um das materiale Princip erklärt, welches viel, aber nicht Vieles verlangt zur Rechtfertigung des Gewissens (S. 69.). Es fehlte nur, daß zugleich die praktische Unausführbarkeit dieser Unterscheidung in ihrem Grunde nachgewiesen würde; es ist derselbe Grund, weshalb doch wieder wenige Fundamentalartikel zur Rechtfertigung genügen. Der Grund liegt in dem gliedlichen Zusammenhange aller Artikel, wonach in einem Alles gegeben ist, aber auch kein Theil hintangesezt oder reponirt werden kann; es ist vielmehr in jedem Artikel das Fundament zu finden. Darauf hat sich indessen die Schrift nicht eingelassen. Allein nicht darüber rechten wir mit dem Verfasser, sondern über die Präension der negativen Freiheit für die Wissenschaft — der Entbindung von dem Glauben —, eine Behauptung, welche hoffentlich Seitens des Verfasser selbst mit der Zeit noch Modifikationen erfahren und anderen Bestimmungen weichen müssen. Darauf hoffen wir wenigstens, wiewohl wir den Ursprung dieser Freiheitstheorie nicht verkennen, und

^{*)} H. Steffens: Nachgelassene Schriften, Berlin 1846, im Vorworte S. XXIV.

^{**)} Positive Philosophie ist in diesem Systeme die Progression von Gott zur Welt, welcher die negative, der regressibe Gang von der Welt zu ihrer Ursache, vorausgegangen ist.

^{*)} Da der Verf. a. a. D. bei Beurtheilung der Schweizerischen Schrift über die evangelisch-reformirte Glaubenslehre auf einen Artikel der Ev. K. Z. Bezug genommen hat, den er auch sonst benutzt hat, so mag um so mehr auch hier dieser Artikel: „Ein Wort zur Verständigung über die Differenz zwischen der Reformirten und Protestantischen Kirche“ — Ev. K. Z. 1840. Nr. 64. 65. 66. — zu dieser unserer Zeit erinnert werden, weil jetzt mehr als je eine gründliche Auseinandersetzung der unterschiedenen Confessionen zum Behufe einer desto gründlicheren und ehrlicheren Verbindung aller Orten gefordert wird.

noch jüngst in dem Vorworte von Schelling in Berlin zu Steffens nachgelassenen Schriften angedeutet finden. Die Familienähnlichkeit zwischen der Berliner und Weinsberger Stimme findet sich auch in allen Nebenzügen wieder; denn wenn z. B. die Berufung der Evangelischen Kirche auf das testimonium spiritus sancti dem Berliner Philosophen zu einer Erfahrung des einzelnen Subjekts zusammenschumpft (S. XXXII.), so verkümmert sie in Weinsberg zu einer Schwachheit (S. 82.), gleich als wenn solcherlei pfingstliche Erfahrungen, wie sie noch heut zu Tage durch die Reihen der Gemeinde gehen, noch niemals an so werthe Glieder gekommen wären. Aber der Hauptanstoß bleibt immer die negative Freiheit innerhalb der Kirche selbst; um so interessanter wäre eine Vergleichung der Schelling'schen Stimme mit dem entgegengesetzten Votum Hundeshagen's, wovon jene damals noch keine Notiz nehmen konnten. Wenn wir diesfalls in der Schrift des Weinsberger Geistlichen nach einer Seite den Gegensatz zu der von Hundeshagen geforderten Verbindung des Glaubensprinzips mit der Wissenschaft finden, so entdecken wir nach der anderen Seite in der Berliner Quelle den Gegensatz zu Hundeshagen's politisch nationaler Kirche; denn wenn dieser Kirche und Staat, Glaubens- und Volksleben so zusammengehörig weiß, daß er eine gesunde und vollständige Entwicklung nur als gegenseitig, als von einander abhängig sich denken kann, so lehrt im Gegentheil der Berliner Philosoph (L.), daß die Vollendung der Kirche die Emancipation der letzteren vom Staate zur Voraussetzung habe, wie viel sie auch bisher dem Staate zu verdanken habe.

Fassen wir beide Seiten des Schelling'schen Bekenntnisses zusammen, so besteht der innerste Kern desselben darin, daß der Philosophie für sich allein eine Macht zugeschrieben wird, welche ohne Staat und Kirche, ohne Gesetz und Glauben dem Staate zum Geseze und der Kirche zugleich zum Evangelium zu verhelfen vermöge. Dieser Gedanke ruht wesentlich auf der Voraussetzung, daß der Mensch, weil er unfreier im Evangelium stehen kann, ohne es zu verstehen, auch umgekehrt es verstehen kann, ohne es zu besitzen, und daß das Verständniß, obwohl nicht Besitz, doch den Zugang zum Besitz erleichtert, die Ergreifung des Begreiften veranlassen kann, wie wir S. 153 lesen. Hiegegen sey für jetzt nur auf die Unzuverlässigkeit dieser Probabilität aufmerksam gemacht, welche am Ende doch nur darauf sich gründet, daß auch in der von dem Glauben emancipirten Wissenschaft noch ein Fünkchen Glaubens verborgen seyn möchte, wovon sie nicht frei geworden, also nicht auf die Freiheit, sondern auf das Gegentheil sich gründen würde.

Doch wir wollen darüber nicht weiter philosophisch verhandeln, da inmittelst die Erfahrung über das Problem sich erklärt hat. Das Jahr 1848 hat die Probe geliefert zu der Berlin-Weinsberger Philosophie; denn wir haben nun gesehen, wie einerseits die Emancipation der Kirche vom Staate sogleich im ersten Anlaufe die Emancipation von der Kirche selbst, anderer-

seits die Trennung des Staats von der Kirche, ohne welche er in Deutschland nie existirt hat, zur Emancipation vom Staate, zur Revolution und Anarchie geführt hat.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Königsberg. Anfang Februar.

Ich knüpfe meine Mittheilungen über das hiesige kirchliche Leben wiederum an die Bestrebungen des „Evangelischen Vereins“, in welchem sich die lebendigen und thätigen Freunde der Kirche am hiesigen Orte zusammengefunden haben. Derselbe hatte also die Sache der inneren Mission zu der seinigen gemacht, und ein engerer Kreis von Freunden dieser wichtigen Angelegenheit hat sich aus ihm herausgebildet, welche durch Besprechungen und fröhlich begonnene Thätigkeit die eben so umfangreiche als wichtige Angelegenheit in Angriff nahmen. Unter der Leitung einiger Predigtamtsandidaten ist zunächst ein „Lehrlingsverein“ in's Leben gerufen, welcher an den Nachmittagsstunden des Sonntags sich versammelt und dazu dient, die jungen Leute aus dem Handwerkerstande durch anregende geistige Beschäftigung zunächst den schädlichen Einflüssen, denen sie in diesen ihren Mußestunden ausgesetzt sind, zu entziehen und sie von der breiteren Basis allgemeiner Fortbildung aus auch durch die Neubelebung oder Bewahrung sittlicher Tüchtigkeit und christlicher Gottesfurcht zu braven Gesellen heranzubilden. Der Verein erfreut sich einer immer wachsenden Theilnahme und erregt immer schönere Hoffnungen. Ein schönes Feld innerer Missionsthätigkeit hat sich demselben Kreise in den für den Winter von anderer Seite her eingerichteten „Wärmelocalen“ eröffnet, wo den oft Jahre und Jahre lang von allem kirchlichen Leben entfremdeten Frauen und Kindern der ärmsten Klassen sonntäglich das reine Evangelium gepredigt wird. Es ist rührend, die aufrichtigen Freunde zu sehen, mit der hier die schlichte Predigt des Wortes Gottes aufgenommen wird. Dort finden sich denn leicht Anknüpfungspunkte für Hausbesuche und die dort zu pflegende specielle Seelsorge, nur daß freilich die dringendsten Bedürfnisse materieller Hülfen, die hier überall und das Maß der vorhandenen Kräfte weit übersteigend entgegenreten, eben so viel Hemmnisse des eigentlichen inneren Missionswerkes werden. So ist denn wenigstens ein Anfang gemacht, dem ja Gott, so schwach er ist, seinen Segen nicht versagen wird. Die fernere Thätigkeit des „Evangelischen Vereins“ hat sich darauf gerichtet, die Grundzüge einer presbyterialen Kirchenverfassung durchzusprechen und den damit noch ziemlich unbekannten Nichtgeistlichen Einsicht darüber zu verschaffen. Man mußte hier zunächst die lokalen Verhältnisse in den Blick fassen, welche die eigenthümliche Schwierigkeit haben, daß die Lokals- und Personalgemeinden getrennt von einander und durch einander bestehen. Eine Umgestaltung derselben, wonach nur die wirklich zu einer Kirche sich haltenden Gemeindeglieder fortan bei inneren Fragen des kirchlichen Lebens sich betheiligen dürften, schien die unerläßliche Bedingung jedes künftigen presbyterialen Gemeindelebens zu seyn. Sie erinnern sich noch an das Circularschreiben, durch welches der Verein zur Bildung von Zweigvereinen aufgefodert hat. Es könnte scheinen, als habe dieses großen Anlaß gefunden, weil der Vorsitzende bei der letzten Versammlung mittheilte, daß die Zahl der Mitglieder auf beinahe 23,000 gewachsen sey, und viele Listen noch nicht eingelangt wären. Dem ist aber leider nicht so. Nur an zwei Orten sind Ansätze zur Bildung solcher Vereine ge-

macht, die größte Zahl der Geistlichen, welche auswärts dazu gehören, haben keine Anstalten dazu gemacht. Theils ist hieran wirklich eine Art von phlegmatischer Unthätigkeit Schuld, die man fast unseren Provinzialcharakter nennen muß und die noch nicht ohne Weiteres auf Indifferenz schließen läßt; theils aber fehlt auch in der Provinz ein lebendiges Bewußtsein von den Gefahren, die der Kirche drohen und von dem Werthe eines einmüthigen Zusammentretens aller Gleichgesinnten. Jene großen Zahlen gehören daher merkwürdiger Weise Kreisen an, deren Vertreter auf der evangelischen Konferenz nicht sogleich geneigt waren, sich dem Vereine anzuschließen. In den Gemeinden Litthauens nämlich, die fest am rein Lutherischen Bekenntnisse halten, bedurfte es nur der Andeutung, daß eine solche Vereinigung zum Schutz und Trutzbündnisse für den alten Glauben Noth sey, um dieselben Mann für Mann zur Unterzeichnung zu bewegen. Da sie an ihren dortigen meist rationalistischen oder in's weltliche Leben versunkenen Geistlichen wenig Halt finden, so erbauen sie sich in Privatversammlungen; einige gläubige Schullehrer stehen an ihrer Spitze. Durch die Verbindung derselben mit den hiesigen Leitern des Evangelischen Vereins ist den separatistischen Einflüssen, welche der zu den Altlutheranern übergegangene Pred. Kniewel durch Umherreisen und Predigen in dortiger Gegend nicht ohne vielen Anklang geltend machte, auf's Kräftigste und bis jetzt erfolgreich entgegengearbeitet. Anderwärts in der Provinz tritt man zu freien Versammlungen zusammen, welche jedoch, obwohl mit ihm gleicher Richtung, zu einem Anschluß an den Verein sich bisher nicht bewegen finden. So ist die Schluppenfelder Konferenz, von der ich früher berichtet, am 15. November in Döbnossstädt (Kr. Rastenburg) versammelt gewesen, und hat außer den Mittheilungen eines Dorenzeugen über den Wittenberger Kirchentag und Debatten über die Schulfrage ihr Augenmerk ebenfalls auf die innere Mission gerichtet. Hier fand man es besonders wichtig, daß die Geistlichen in einem fortgesetzten Gemeinschaftsleben mit den aus dem Unterrichts entlassenen Dienstleuten blieben und richtete deshalb eine dringende Aufforderung an die Brotherrschaften derselben, welche dies bisher unmöglich gemacht. Merkwürdig war, daß man sich in dem Zugeständniß einigte, es sey ein Bedürfniß nach Presbyterien nicht vorhanden; doch wollte man dasselbe zu wecken suchen und ihre Bildung anbahnen. Auf einer zweiten Gumbinner Konferenz, die verschiedenartigere Elemente in sich schließt, wollte man die Einführung der Rheinisch-Weißphälischen Kirchenordnung vom Jahre 1835 beantragen, kam aber nach recht gehaltvollen Debatten von diesem Vorschage zurück. Übrigens gewinnt das kirchliche Leben in unserer Provinz immer mehr Zusammenhang dadurch, daß das „neue evangelische Gemeindeblatt,“ dessen Redaktion seit Neujahr Pf. Dr. Weiß übernommen hat, mehr und mehr Verbreitung findet, und sich so zum kirchlichen Organ unseres provinziellen Kirchenlebens ausbildet. — Die politischen Bewegungen der Monate November und December haben unser kirchliches Leben nicht berührt. Leider aber hat sich auch ein Geistlicher unserer Provinz, Pred. Wessel aus Paris (Kr. Rastenburg), ein talentvoller und sonst auch dem biblischen Christenthume nicht feindlicher Mann, von dem revolutionären Schwindel hinreissen lassen, und ist nicht nur in den Zeitungen, sondern in öffentlichen Reden mit aller Leidenschaftlichkeit seines Wesens auf die Seite der Umsturzpartei getreten. Nachdem deshalb von den Gerichten die Criminaluntersuchung gegen ihn eingeleitet, hat ihn das Consistorium ab officio suspendirt; es heißt, daß seine Gemeinde, die sehr an ihm hängt, sich deswegen von der Landeskirche lossagen will. Unserem Consistorium wer-

den jetzt fast in allen Gemeinden bei den ihm zustehenden Stellenbesetzungen mehr oder minder Schwierigkeiten in den Weg gelegt, die zuweilen durch freigemeindliche Umtriebe oder Sympathien vergrößert, die Wakanzen ungebührlich in die Länge ziehen. Vor den Wahlen hat das unsrige, wie die Consistorien anderer Provinzen, ein Umschreiben an die Geistlichen erlassen, worin auf die Wichtigkeit derselben aufmerksam gemacht wird und sowohl zu persönlichen Gebeten für dieselben ermahnt, als auch ein besonderes öffentliches Gebet am dritten Sonntage nach Epiphania das für angeordnet wird.

Die freie Gemeinde am hiesigen Orte hat denn auch nach dem rühmlichen Vorgange ihrer Schwesergemeinden die Hinrichtung Robert Blum's als ein Martyrium kirchlich gefeiert; es versteht sich, daß die Festrede Rupp's mehr von politischem als kirchlichem Interesse war, nur klagte er zum Schlusse, daß man von liberaler Seite her der Neugestaltung der kirchlichen Verhältnisse nicht die Aufmerksamkeit schenke, welche sie verdiene. Am Tage nach dem Geburtstage Lessing's feierte die Gemeinde in einer der hiesigen Kirchen, welche ihr auch sonst von der Gemeinde zu ihren Gottesdiensten (?) eingeräumt ist, ihr Stiftungsfest. Die Eröffnungen über den Zustand der Gemeinde waren nicht die erfreulichsten, die neue Freiheit hatte das Interesse an dieser von der Opposition lebenden Sache bedeutend abgekühlt, und die hiesigen Redensarten ihrer jungen Prediger bekräftigten den Mangel an einem eigentlich geistigen Inhalt alles dieses Strebens vollkommen. So waren denn auch mehrere Zweige ihrer Armenpflege, deren sie sich bisher stets am meisten rühmten und für die doch die ganze Partei Oppositionslustiger unserer Stadt, die nicht zur Gemeinde gehören, beisteuerte, eingegangen und nur eine ziemlich beschränkte Erziehungsanstalt beibehalten. Von den so laut ausgesprochenen Fortschritten der Gemeinde auf dem Lande waren denn glücklich zwei Tochtergemeinden das Resultat, deren Glückwunschsadresse zwar sehr pomphaft war, deren Umfang aber in der Wirklichkeit ein sehr geringer ist. Den Haupttheil der Feier nahm eine Festrede auf Lessing ein, als dessen Nachfolger Rupp die freien Gemeinden proklamirte. In seiner gewöhnlich mythisch dunkeln, aber mit allem oratorischen Pomp ausgestatteten Weise forderte er eigentlich nur einen pantheistischen Humanismus, nur daß er bei ihm Schein und Anstrich von sittlichem Gefühl und sittlichem Streben trägt, wodurch er natürlich um so verderblicher wird. Die Kirche war übrigens ungemein gefüllt. Man darf hieraus nicht schließen, daß Rupp's religiöse Ideen einen so großen Anklang finden; aber seine glänzende Redegabe, sein eigenthümlich bedeutendes Äußere, endlich seine und seiner Gemeinde Sympathien mit der hiesigen Demokratie, gewinnen ihm die Herzen unserer Mitbürger, die außerdem einen wahrhaft komischen Zug zu Allem haben, was mit etwas geräuschvollem Auftreten Opposition macht. So hat auch eine Wochenschrift, die Rupp herausgibt und die freilich größtentheils auf politischem Gebiete sich bewegt, sogleich eine ungeheure Theilnahme gefunden. Schließlich ist er denn auch mit ziemlicher Majorität zum Abgeordneten gewählt, und ich brauche deshalb nichts weiter über einen Mann zu sagen, dessen seltsame Ideen Sie nun bald in unmittelbarer Nähe und vielleicht vielfach offener und enthüllter als wir kennen lernen werden. So viel steht fest, daß für seine Gemeinde, die er allein belebt, eine Zeit großer Dürre eintreten wird, und daß die wirkliche Majorität unserer Vaterstadt ihren Abgeordneten bald desavouiren wird.

B. W.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 21. Februar.

№ 15.

Die Krankheit der Zeit und ihre Heilung.

(Schluß.)

Aber wir dürfen darum weder der Philosophie Unrecht thun, insofern sie es zur wirklichen, zur positiven Freiheit bringt, noch ihren Vertretern, welche auch die negative Freiheit gewahren lassen, ohne daß sie jedoch diese Philosophie mit dem Glauben selbst identificiren. Vielmehr ist ihnen diese Philosophie eben nur ein Johannes, welcher vorausgeht, den Weg zu bereiten. Allein zu dieser Johanneischen Wegebereitung würde nichts so sehr gehören, als daß sie mit dem Glauben wenigstens durch den Weg zu ihm verbunden bliebe, um sprechen zu können: „Der aber nach mir kommt, ist stärker denn ich, dem ich auch nicht genugsam bin, seine Schuhe zu tragen: der wird euch mit dem heiligen Geist und mit Feuer taufen.“ Matth. 3, 11. Oder wenn sie auch schwach würde, so müßte sie sich doch in dieser negativen Freiheit nicht selbst für die Vollendung halten, und zum mindesten noch fragen können dem Glauben gegenüber: „Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines Anderen warten?“ Matth. 13, 3. Aber wir müssen zugleich hinzufügen, daß eine von aller Offenbarung, von der ganzen Sphäre des Glaubens gänzlich abgetrennte Philosophie in absolut „negativer“ Freiheit lediglich der Abstraktion, mithin der Unwirklichkeit angehört; eben darum ist aber auch die Wissenschaft, welche die negative Freiheit von dem christlichen Glauben prätendirt, weil sie nicht mit ihm geht, gegen ihn; sie kann wenigstens nicht durch sich selbst zu ihm zurückführen.

Um so ernster wiederholt sich daher die große Frage: Ist denn keine Salbe in Gilead? Oder ist kein Arzt nicht da? Warum ist denn die Tochter meines Volkes nicht geheilet? Gilead ist ein fruchtbares Gebirgsland, und ist doch ein Land der Abgötterei worden. Jer. 8, 21. — Hos. 6, 8. Das Land hat die Salbe selbst und wird dennoch nicht gesund.

Sollten wir jetzt über die verschiedenen Vorschläge zur Heilung des Schadens in der Kirche unser Schlussurtheil aussprechen, so bekennen wir mit guter Zuversicht, daß wir das Evangelium, nachdem es unter außerordentlichen Wundergaben und mitfolgenden Zeichen in die Welt gekommen ist, so wie es ist, für außerordentlich und wunderthätig genug erachten, um durch den ununterbrochen fortwirkenden Geist Gottes, so es nur kräftiglich gepredigt wird nach der Schrift aus dem Worte Gottes, die zerfallenen Mauern Jerusalems neu zu erbauen und den Schaden Joseph's (Amos 6, 6.) zu heilen. Zu dieser Predigt aus dem Worte Gottes gehört aber nichts so sehr, als daß dem Be-

rufenen täglich neu eingeschenkt werde, um wiederum voll einschenken zu können, daß ihm sowohl unmittelbar als auch durch alle Weise der Vermittelung in dem Wege der Erfahrung und des Gedankens reichlich gegeben werde, um treulich wieder geben zu können, vor Allem, daß er ergriffen werde, um wieder zu ergreifen und mehr und mehr zu begreifen, zur eigenen Stärkung und ferneren Mittheilung.

Näher wird sich das specifische Heilmittel aus den besondern Mängeln unserer Zeit, aus ihren fühlbaren Bedürfnissen ergeben, wenn nur, wie zur Zeit der Reformation, das rechte Werkzeug, der rechte Arzt dazu sich findet, und wenn dann die Predigt, nach Wichern's Vorschlag, in die Straßen bringt und von den Dächern ertönt, wozu aber freilich — die rechten Männer, die rechten Ärzte, die rechten Prediger gehören, so schlicht als die Apostel, wenn auch nicht so außerordentlich begabt; vielmehr soll eben die erste Gabe fortwirken.

Aber wir forschen und fragten nach dem specifischen Heilmittel für diese Zeit, welches nur durch die besonderen Schäden eben dieser Zeit indicirt werden kann, woraus sich dann auch der specifische Hebel einer neuen Reformation ergeben würde. Es heißt auch hier: „Gedenke, wovon du gefallen bist.“ Es wird hinzugefügt zur näheren Erklärung: „und thu Buße, und thu die ersten Werke.“ **Wovon** sind die Christen dieses Tages besonders abgefallen? Es sind eben die ersten Werke, welche der Glaube wirkt, die ersten Artikel des Glaubens, — τὰ στοιχεῖα τῆς ἀγωγῆς (Hebr. 5, 12. = 6, 1.) — wozu auch die letzten Artikel des Katechismus gehören; oder noch bestimmter, es ist der Anfang des ersten, der Schluß des letzten Glaubensartikels, wovon dieses Geschlecht unversehens abgefallen ist, und um so gefährlicher abgefallen ist, je mehr sich der Abfall Anfangs dem Bewußtseyn verborgen hat. Gott ist zum Schemen und Schatten geworden, vor dem sich Niemand fürchtet; der Tod ist der Herr, vor dem sich Alles fürchtet, denn mit ihm ist Alles aus. Wir fassen Alles in die zwei Worte: Gott und Tod. Darin liegt Alles beschlossen. Es ist vielleicht nie mehr Redens gewesen von Gott und Unsterblichkeit, als seit der Herrschaft des Rationalismus; unter solchen assertorischen Erklärungen sind wir so sicher geworden, daß uns Gott selbst in seiner wahrhaftigen Persönlichkeit und die eigene im Tode — mitten im Materialismus des Lebens und in dem diesem homogenen Spiritualismus — abhanden gekommen ist. Es thut uns daher nichts so Noth, als Gottesfurcht, daß wir vor ihm erschrecken, und statt der Todesfurcht — Todesmuth empfangen. Die Protologie von Gott und die Eschatologie von dem ewigen Leben, welchem der Zustand nach dem Tode

vorausgeht, diese beiden Capitel sind, wenn uns nicht Alles trügt, die Hebel, von welchen die neue Erweckung anheben wird, denn es ist erschrecklich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen. Hebr. 10, 31. Aber wer erschrickt denn, wie oft auch eine mahnende Stimme ruft: Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! Gal. 6, 7. Der Herr, der Allerhöchste, ist erschrecklich: wer kann vor ihm bestehen? Ps. 47, 3. 8. Groß und erschrecklich ist der Tag des Herrn: wer kann ihn leiden? Joel 2, 11. Wer glaubet solcher Predigt? Daß wir jetzt sogar nicht erschrecken, außer vor dem, das nicht ist, woher kommt es? Wer wagt es wohl, mit Johannes zu antworten: „Die völlige Liebe treibet die Furcht aus“ (1 Joh. 4, 18.)? Wer wagt sich eines solchen Umgangs mit dem lebendigen, persönlichen Gotte zu rühmen, daß **dadurch** die Furcht vor seiner Majestät überwunden worden sey. Vielmehr ist die Wirklichkeit der göttlichen Persönlichkeit und hiemit auch die Realität der eigenen Persönlichkeit, welche mit jener steht und fällt, wo nicht in allen Seelen ganz verschwunden, doch so bleich und matt geworden, daß wir weder vor Gott, noch vor unserer Zukunft erschrecken, aber desto mehr vor den materiellen Mächten des Tages erbeben. Der Anfang des apostolischen Glaubensbekenntnisses: Es ist ein Gott! ist so trivial geworden, daß mit dem Zweifel an diesem Wunder aller Wunder auch der Glaube daran verkommen ist, wenn sich auch der Unglaube unserem Bewußtseyn noch so lange versteckt. Daß wir nach dem Tode mit dem Geiste in einem besseren Leben fortdauern und nicht so streng werden gerichtet werden, weil Gott den schwachen Menschen gern vergibt, das ist den Kindern dieses Tages, und zwar eben den besseren, den wohlherzogenen, so oft als von selbst verständlich vergehalten worden, daß wir, dadurch in der Leichtfertigkeit bestärkt, gar nicht weiter nachdenken, und darüber, ohne es zu merken, um die gewisse Zuversicht des, das wir hoffen, um das zweifellose Vertrauen zu dem, das wir nicht sehen, kommen. Wie Viele sind ihrer, welchen der Glaube nach Hebr. 11, 1. wirklich der wirkliche und schon gegenwärtige Anfang des ewigen Lebens ist? Darum gilt es, dem Pantheismus und Atheismus, namentlich und besonders dem heimlichen und unbewußten, kräftig — aber nicht aus eigener Kraft — vorzuhalten: **Es ist ein Gott!** es gilt dem sicheren und selbstgefälligen Skepticismus, aber besonders dem verborgenen, den Tod zu nennen, und zwar ohne Euphemismus, und mit dem Tode auch die Realität der Zukunft, welche des menschlichen Subjektes wartet, nach dem Worte der Wahrheit zu eröffnen. Prüfe sich ein Jeder, der nie vor Gott, nie vor seinem Gerichte erschrocken ist, woher dieser Gleichmuth kommt? Die Devise unserer Zeit ist: Gott ist nichts, und der Tod ist eben auch nichts. Und das Schlimmste ist, daß es Niemand auf sich kommen läßt. Die Devise wird in Hieroglyphen umschrieben. Darum gilt es Besinnung, um die Chiffren zu entziffern.

Wenn wir im Eingange unserer Betrachtung über den Subjektivismus und Antinomismus der Zeit klagten, dem keine Autorität, kein Gesetz außer dem Subjekte gilt, so entdecken

wir nun auch den Grund dieses Schadens. Es fehlt dem heutzigen Bewußtseyn die höchste Autorität, Gott selbst. Die Menschen haben nicht allein andere Götter neben Gott, sondern es ist vielmehr das Subjekt sein eigener Gott, sein eigenes Gesetz ganz allein. Und mit dieser höchsten Autorität, mit dem lebendigen Glauben an Gottes reale Persönlichkeit, verschwimmt folgerweise auch die selbstfeigene persönliche Realität, der Glaube an die Auferstehung des Fleisches und das ewige Leben; denn der Materialismus und der ihm scheinbar entgegengesetzte, aber blutsverwandte Spiritualismus haben den wahrhaftigen Realismus um so sicherer aus den Seelen verbannen können, als sie selbst dafür Ersatz zu leisten scheinen. Darum ist das große Wort an der Zeit: Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes! Dieses ist besonders geeignet, den Schattenbildern des Spiritualismus einen Inhalt zu geben, woran auch das Fleisch des Materialismus zur Besinnung kommen kann.

Aber wir vernehmen einen Einwand aus der Nähe und Ferne, den wir nicht unerörtert lassen dürfen. Der Einwand erinnert, daß der eigentliche Schade der Zeit, aus welchem der jämmerliche Zerfall der Kirche Christi sich erklärt, vielmehr in dem Unglauben an den zweiten Artikel von Christo, von der Gottheit des Menschensohnes, zu suchen sey und sichtlich zu Tage liege. Nicht an dem ersten, nicht an dem dritten Artikel, so lautet der Einwand, sondern an dem zweiten Artikel von Christo haben die Christen, welche sich danach nennen, in unserer Zeit das von Christo vorausgesagte Ärgerniß genommen. Was wir auf diesen Einwand zu antworten haben, das dient zugleich unsere Semiotik nur noch mehr zu bestätigen. Wir bestreiten keineswegs den Schaden, welchen das Bewußtseyn unserer Zeitgenossen grade an dem zweiten Glaubensartikel, als an dem Mittel- und Brennpunkte unseres christlichen Glaubens genommen hat; wir finden auch grade darin das Kardinalgebrechen, welches der Heilung bedarf; aber wir haben ihn eben aus denjenigen Gebrechen erklärt, die ihm zum Grunde liegen. Denn der Grundschade ist eben dieses, daß sie meinen, den ersten und dritten Artikel wenigstens im Wesentlichen noch festzuhalten. Das ist eben der Grundirrtum, an dem sich auch dieser Einwand betheiligt. Oder weeshalb zweifeln denn die Christen dieser Zeit an der Gottheit des Menschensohnes? Der letzte Grund ist kein anderer, als daß sie unbewußt an Gott selbst, das heißt an Gottes reale Persönlichkeit nicht glauben, weil sie nicht an Gottes Dreieinigkeit glauben. Es versteht sich freilich, daß der erste Artikel ohne den zweiten und dritten nicht gepredigt werden kann; es bleibt dabei, daß Niemand zum Vater kommen kann, außer durch den Sohn. Der Sitz des Übels ist aber eben dieses, daß Vielen der erste Artikel so bleich geworden ist, so in die Ferne sich gerückt und unter Wolken und Nebel sich verdeckt hat, daß er dem Herzen und dem Bewußtseyn erst wieder nahe gebracht und in das Licht gestellt werden muß, um den Zugang zu ihm vorzubereiten. So müssen auch erst die Christen dieser Zeit, wiewohl sie getauft sind, an Gottes Persönlichkeit und an Gottes Gericht, an den Anfang des ersten und an den Schluß des

letzten Artikels nachdrücklich und gründlich wieder erinnert werden, um für den zweiten empfänglich zu werden. Der zweite Artikel würde nicht so große Schwierigkeit haben, er würde zugänglicher seyn, wenn nicht der Begriff Gottes selbst zu einem Schatten geworden wäre, dem weder Realität, noch Persönlichkeit zugeschrieben werden kann. Hätten sie den Vater, sie würden auch den Sohn finden, durch den sie unbewußt den Vater hätten. Darum hat sich auch Gott vielfältig und in vielerlei Weise offenbart, und erst zuletzt durch den Sohn. Hebr. 1, 1. 2.

Darum wiederholen wir es noch einmal: Gottes Persönlichkeit nach dem ersten Artikel des allgemeinen Bekenntnisses wird das erste, des Menschen Persönlichkeit in dem Gerichte Gottes nach dem Schlusse des zweiten, nach dem ewigen Leben, nach dem Schlusse des dritten Artikels wird das zweite Lösungswort seyn, an welchem sich die Kirche erneuern und wieder zusammenfassen wird zu einem Leibe. Oder mit anderen Worten, den Antinomismus und Subjektivismus kann nur die **Autorität** in höchster Instanz und Persönlichkeit, den pantheistischen Materialismus und Spiritualismus nur die **Realität** der menschlichen Persönlichkeit, welche von Gott bedingt ist, und nach oben weist, überwinden zu neuer Belebung der Kirche in wahrhaftiger Leiblichkeit, deren Haupt Christus ist, der Gottmensch.

Sehen wir jetzt auf die oben empfohlene Verknüpfung des alten Glaubens mit neuer Erleuchtung, und der Kirche mit dem Staate zurück, so erkennen wir leicht, daß die Erinnerung an den Tod, welcher bald kommt, und an das Gericht, welches bald folgen wird, das Gewissen und die Augen des Glaubens schärfst zu heilsamer Erkenntniß, und daß mit der höchsten Autorität alle Autorität als von oben, Gesetz und Staat und Obrigkeit, als von Gott verordnet, zu dem Ansehen sich wieder erheben wird, welches jetzt ganz erblichen ist.

Daß zu gründlicher und dauerhafter Wiederherstellung der Kirche auch der Staat mit gehört, ergibt und bestätigt sich jetzt nach mehr als einer Seite. Denn er gehört eben auch zur Kirche, und zwar als Staat, er ist ein Glied der Kirche, und zwar ein vorzügliches, welches namentlich in der Monarchie auch zur äußeren Erscheinung kommt. Der Staat ist auch darum nicht weniger ein Glied an dem Leibe, weil etliche Gibeoniten sich angeschlossen haben, welche nicht versoffen werden dürfen, sondern treulich zu pflegen sind. Nicht obgleich, sondern weil der Staat selbst ein christlicher ist, finden auch Gibeoniten Aufnahme, und bessere als in Israel; nur daß sie das Wesen des Staats, ein christlicher zu seyn, nicht alteriren können. Mit der Kirche hat der Staat überdies das Gesetz gemein, welches jene in diesem wiederfinden kann, wenn es in ihr selbst vor lauter weicher Liebe zerfloßen und darüber die Liebe selbst erkaltet ist (Matth. 24, 12.). Hier sey nur an die vergangene Geschichte des Antinomismus erinnert, weil die gegenwärtige noch nicht zu Ende ist. Endlich finden wir aber auch im Staate die Autoritäten als Obergkeiten in stufenweiser Gliederung, deren Ursprung und Bestimmung die

Kirche lehrt; wir erinnern noch einmal an die drei Stände in der Kirche. Darum bezeichnen wir auch die höchste irdische Obrigkeit nach der Lehre der Kirche als von Gott verordnet. Damit führt uns der Staat in die Kirche, die Kirche in den Staat; und diese gegenseitige Unterstützung thut jetzt mehr als jemals Noth; denn es sind jetzt ihrer Viele, die sich ernstlich entrüstet fühlen, wenn der Titel des Königs „von Gottes Gnaden“ für eine Phrase erklärt wird, und die doch eigentlich selbst nicht mehr daran haben, wenn sie sich recht ernstlich und gründlich prüfen. Oder wie Viele sind denn derer, welche im Ernste glauben, daß die Obrigkeit wirklich von einem wirklichen Gotte verordnet und bestellt ist, in gleicher Weise wie Saul und David auf Gottes Befehl von Samuel gefaßt wurden? Es ist auch nicht von ungefähr, daß der Apostel in unmittelbarer Folge die beiden Gebote verknüpft: Fürchtet Gott! Ehret den König! (1 Petr. 2, 17.). Wir finden auch dieselbe Verknüpfung im Alten Testamente mit einem für unsere Tage besonders wichtigen Zusage, wenn es heißt: „Mein Kind, fürchte den Herrn und den König, und menge dich nicht unter die Aufrührerischen!“ Sprüchw. 24, 21. Kurz: Kirche und Staat ruhen auf einem Fundamente, dessen Erschütterung beide Gebäude zumal gefährdet. Darum wird aber auch den Aufrührerischen beider Kategorien zugleich ihr schmachliches Ende vorgehalten, „und wer weiß, wenn beider Unglück kommt!“ Spr. 24, 22. Gleichermassen hängt auch mit der Wiederbelebung und Wiederbelebung der Kirche die Restauration des Staats und der Obrigkeit zusammen: und ist eins von dem anderen nicht zu trennen. Es ist auch mit für uns geschrieben, wenn dem Könige in Israel als Grundbedingung der göttlichen Installation vorgeschrieben wird: „Und wenn er nun sitzen wird auf dem Stuhl seines Königreichs, soll er sich eine Abschrift dieses Gesetzes nehmen und auf ein Buch schreiben lassen. Das soll bei ihm seyn und soll darinnen lesen sein Leben lang, auf daß er lerne fürchten den Herrn, seinen Gott, daß er halte alle Worte dieses Gesetzes, und diese Rechte, daß er danach thue.“ 5 Mos. 17, 18. 19. Darum ist, wie wir auch das gegenseitige Verhältniß zwischen Kirche und Staat ansehen, so viel unverkennbar, daß die Kirche nur mit dem Staate, der Staat nur mit der Kirche zu einer vollständigen Wiederherstellung gelangen kann; denn wenn ein Glied leidet, so leiden alle.

Aber der erste Anfang zu dieser Erneuerung kann doch immer nur der alte seyn, nämlich gründliche Buße. — Offenb. 2, 7, Matth. 3, 2. — Bis es dazu kommt, wird auch der Alp und Bann nicht zu heben seyn, der fühlbar genug auf uns lastet; und auf die Frage: Warum ist denn die Tochter meines Volkes nicht geheilet? wird immerfort die Antwort erfolgen müssen, daß eben die mangelnde Heilung auf den Mangel gründlicher Buße weist; es fehlt an der Heilung, weil es an der gründlichen Buße fehlt; denn mit der Buße beginnt sofort der Heilungsprozeß. Darum thut uns Jonas Noth, welcher Buße predigte zu Ninive, und Ninive that Buße; da aber Gott sah

ihre Werke, daß sie sich bekehrten von ihrem bösen Wege, reuete ihn des Übels, das er geredet hatte zu ihnen durch Jonas, und that's nicht. Darüber wurde Jonas scheinbar zum Lügner; das verdroß ihn gar sehr, und er ward zornig. Aber Gott tröstete ihn, und verantwortete sich gegen ihn, und sprach: Dich jammert des verdorreten Kürbis, und mich sollte nicht jammern Ninive, solcher großen Stadt, in welcher sind mehr denn hundertundzwanzigtausend Menschen, die nicht wissen Unterschied, was rechts oder links ist?

Dr. J. F. Möller's Wirken im Consistorium und in der General-Superintendentur der Provinz Sachsen. Eine Denkschrift an das Kultusministerium. Von Wilh. Franz Sintonis, Prediger in Magdeburg. Leipzig, 1849. C. XVI. u. 128. 8.

Wir beabsichtigen nicht, uns lange bei diesem sehr unbedeutenden Machwerk aufzuhalten, für welches der Verf. den Namen einer Parteischrift in Anspruch nimmt, während wir es nur, eingelegter Protestation ungeachtet, für ein mit unzähligen Lügen gewürztes Pasquill auszugeben vermögen. Unsere Aufgabe soll lediglich darin bestehen, dieses Lügengewebe zu zerreißen; eines anderen Kampfes gegen die Künste dieses Gegners bedarf es nicht. Denn trotz jener vielfachen und groben Entstellungen der Wahrheit tritt für Jeden, der es offenen Auges liest, die Person und das Wirken Dr. Möller's so edel und rein aus diesem Buche hervor, daß wohl nicht Wenige, nachdem sie durch diese Irrgänge der Verläumdung und der Hinterlist sich hindurchgewunden, ausgerufen haben werden: „Selig der Mann, dem seine Feinde weiter nichts nachzusagen wissen.“

Nachdem Herr Sintonis, dieser Diener am Wort an der Kirche zum heiligen Geist in Magdeburg, sich zuerst über Anlaß und Zweck dieser Schrift, zu der er am 11. April v. J. in der Magdeb. Zeitung öffentlich Beiträge provocirte und sich dabei ausdrücklich als Verfasser des Pamphlets „Möller und Uhlisch“ bekannte, des Langen und Breiten ausgesprochen und hiebei wörtlich erklärt hat: daß er nie einen Anlaß bekommen habe, dem Herrn Dr. Möller persönlich feindlich zu werden, daß er ihn vielmehr achte und ehre, und es nur darauf ankomme, ob sein Einfluß mit Recht oder Unrecht dazu benützt werde, seine Überzeugung auch für das Allgemeine ausschließlich geltend zu machen, — nachdem er zwei Eingaben an das Ministerium mitgetheilt hat, in welchen er auseinandersetzt, daß das

Consistorium zu Magdeburg und Herr Dr. Möller fortfahren, ganz unverändert nach den alten Grundsätzen zu verfahren, und den Antrag stellt, die Weisungen für Beide zu schärfen, oder den Renitirenden den Austritt „zu befehlen,“ auch glücklich die Gelegenheit benützt, die Union für gefährdet zu erklären und den ministeriellen Schutz für dieses ministerielle Kindlein anzurufen, — nachdem Herr Sintonis dies Alles vorausgeschickt hat, kommt er endlich zur — Einleitung.

In dieser wird die anfängliche Moderation Dr. Möller's hervorgehoben und gezeigt, wie vorzüglich die Gemeinschaft mit dem Präsidenten Göschel nachtheilig auf diese Moderation gewirkt habe. Der Abschiedsbrief des Letzteren an die Geistlichen der Provinz vom 3. April v. J. wird zur Charakteristik seiner Ansichten und Tendenzen theilweise mitgetheilt, und mit gesinnungstüchtigen Anmerkungen *) begleitet. Aus einigen Stellen dieses und anderer Aktenstücke wird die völlige Übereinstimmung beider Männer gefolgert, wobei wir dem scharfen Blick des Verf. freilich zu viel zumuthen würden, wenn wir von ihm verlangten, gerade in diesen und ähnlichen Stellen Hindeutungen auf die nicht unwesentlichen Differenzen zu finden, welche beide in dem wahren Glauben so innig verbundene Männer doch in gar mancher Beziehung auf das Amt auseinanderzugehen nöthigten. Wir erwähnen dies nur, um schon hier die Auffassung und Darstellung dieses Libells als eine durchaus ungenaue, rohe und unrichtige zu bezeichnen.

Auf diesen selbst gelegten Grund baut Herr Sintonis die Annahme, daß Dr. Möller von den Maßnahmen des Präf. Göschel unterrichtet gewesen ist, daß er sie mit berathen, und möglichst gefördert hat. Hierauf wird das größte Gewicht gelegt und namentlich jede theologische Verantwortlichkeit für Alles, was vom Consistorium geschehen, dem Dr. Möller aufgebürdet.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wir können uns nicht enthalten, zu einer dieser Anmerkungen auch unsererseits eine kleine Anmerkung zu machen. Herr Sintonis ist nämlich sehr böse darüber, daß sich Präsident Göschel zu dem Consistorialprincip der Evangelisch-Lutherischen Kirche und zu dieser selbst bekennt; er meint, die Preussischen Consistorien seien ja evangelisch — unirte; Herr Göschel habe also seine Stellung widerrechtlich zu Parteizwecken gemißbraucht. Wir empfehlen dem Herrn Sintonis das Studium des Königl. Erlasses vom 28. Februar 1834, woraus er lernen wird, daß die Union die Bekenntnisschriften nicht aufgehoben, das Bekenntniß zur Evangelisch-Lutherischen Kirche vielmehr sanctionirt hat, ja daß er selbst, Herr Sintonis, Pastor an einer der Union zugethanen Lutherischen Gemeinde ist.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 24. Februar.

N^o 16.

Dr. J. F. Möller's Wirken im Consistorium und in der General-Superintendentur der Provinz Sachsen u. s. w. Von Wilh. Franz Sintonis, Pred. in Magdeburg.

(Fortsetzung.)

Der erste Abschnitt betrachtet nun im Einzelnen Dr. Möller als Consistorial-Direktor. Die gesammten Thaten des Consistoriums gegen die beiden Wislicenus, die Gebrüder Balher, Giese, Dulon, Flos u. s. w. werden hier berührt, meist durch Verweisung auf die betreffenden Schriften. Vorangestellt ist indessen eine Magdeburger Klatschgeschichte, welche Herrn Dr. Möller als strengen und hartherzigen Gebieter zeigen soll, der einem armen Subalternbeamten nicht einen kleinen Nebenverdienst gönnte, während derselbe hier nur eine, lange Zeit hindurch geduldete Durchstecherei mit den Examenarbeiten der Candidaten pflichtschuldigst beseitigte. „Viele meinten,“ sagt der Verf., der natürlich auch seine Meinung hatte, „in dem Verfahren des neuen General-Superintendenten eine nicht eben erfreuliche Andeutung für sein künftiges Regiment zu finden.“ Freilich allen faulen Fischen sehr unerfreulich! — Die Darstellung des Verfahrens gegen G. A. Wislicenus, gegen Uhlich (dessen Bestätigung als Prediger von der Katharinenkirche von der Regierung und nicht vom Consistorium erfolgte, von letzterem also auch nicht versagt werden konnte, wie der Verf. behauptet), gegen Giese (Dr. Möller soll den Gliedern der Gemeinde zu Arensnesia sehr gewandt in den Mund gelegt haben, was sie ihm auf vorgelegte Fragen zu antworten hatten!) gibt, da es sich fast nur auf andere Schriften (auch die oben genannte niedrige Schmähschrift des Verf.) stützt, zu besonderen Bemerkungen keinen Anlaß; die Bedeutung eines Collegiums wird aber völlig verkannt, wenn Herr Sintonis annimmt, Dr. Möller habe notwendig zu Allem, was beschlossen und ausgeführt worden, zustimmen müssen; dem ist nicht so, und wir können unmöglich glauben, daß der Verf. mit den gesetzlichen Bestimmungen wirklich so unbekannt seyn sollte; er spielt aber auf Gewinn; was schadet's, wenn auch ein Mitteltchen vielleicht nicht heilig ist; ist es doch der Zweck! — Die Darstellung des Verfahrens gegen Eduard Balher in Delitzsch (jetzt in Nordhausen) enthält die Unwahrheit, daß Dr. Möller am 30. November 1846 im Rathhausaal zu Nordhausen hinter dem grünen Tisch auf eine Weise geredet haben soll, die vollkommen seinen Sinn bekundete. Dr. Möller hat, wie wir wissen, bereits am 29. November Mittags Nordhausen verlassen, und noch nie am grünen Tische des dortigen Rathhauses gere-

det. — Das Verfahren gegen Wislicenus in Bedra (jetzt im Halberstädter Kriminalgefängniß) und Theodor Balher in Raumburg ist, wie all diese Erzählungen, im höchsten Grade oberflächlich dargestellt, etwa im Ton der Kaffe- oder Spielfellschaften, aus dem der Verf. nun einmal nicht herauskann. „Auch dieser Balher ward also aus der Kirche hinausgestoßen,“ schließt diese Erzählung höchst empört, während das Consistorium aus der Kirche Niemand hinausgestoßen, sondern in allen Fällen seines disciplinarischen Einschreitens nur das Amt, den eigenen kirchlichen Auftrag zur Verkündigung der reinen Lehre, zurückgenommen hat. Aber freilich, diese Verwirrung und Fälschung ist abermals ein gutes Mittel für den heiligen Zweck. Unerwähnt kann hiebei nicht bleiben, daß Herr Sintonis es doch für nöthig hielt, auf das „nachmalige Verhalten“ dieser Herren zu kommen und der Bemerkung zu begegnen, die doch Jemand machen könnte, daß das Consistorium einen sehr richtigen Blick gehabt, und sehr wohl daran gethan habe, grade diese von ihren Kirchenämtern zu entfernen. Herr Sintonis gibt zu, „daß der Eine oder der Andere von ihnen mit seinen Ansichten und Meinungen vom religiösen, christlichen, kirchlichen Leben zu weit gegangen sey.“ Aber wer trägt die Schuld? Wer anders, als das Consistorium und sein Direktor. „Es war ihnen gleichsam das Centrum geraubt,“ wird sehr geistreich bemerkt, „und demnächst blieb nicht mehr, wie es nothwendig im Planetensysteme ist, die Centripetal- und Centrifugalkraft in gleichmäßiger Wirkung.“ Die Wahlen von Uhlich und B. Balher zu Abgeordneten, die Lobeserhebungen der — Hallischen demokratischen Zeitung (!) müssen zum Beweise dienen, daß diese sechs Verfolgten „übrigens Männer der öffentlichen Werthschätzung, der Achtung und des Vertrauens sind.“

§. 27. verseitigt sich der spürsüchtige Verf. sogar zu Ausführungen darüber, daß eine die Wahl des Balher nach Nordhausen betreffende Verfügung des Consistoriums wahrscheinlich aus der Feder des Herrn Dr. Möller gestossen sey. Die Spürkraft ist indessen der Spürlust nicht gewachsen, und Herr Sintonis ist, wie wir aus guter Quelle versichern können, hier im Irrthum.

Daß das Consistorium bei Anstellungen und Beförderungen „die begründetsten Gesuche“ unberücksichtigt gelassen, wenn die Bittenden nicht „von consistorialer Farbe“ waren, ist schlechthin unwar. Vielleicht ist man hier im Gegentheil viel zu nachsichtig gegen äußere Ansprüche der Prediger, und zu verschlossen gegen die Bedürfnisse der Gemeinden gewesen; Herr Sintonis scheint dies letztere Bedürfnis freilich gar nicht zu kennen, noch weniger anzuerkennen; er huldigt, wenigstens praktisch, dem Grundsatz,

daß die Gemeinde des Predigers wegen da ist und nicht der Prediger der Gemeinde wegen.^{*)} Dieser Vorwurf ist daher gewiß nicht gerecht, und war auf das Genaueste zu beweisen. Aber Herr Sintenis erklärt dies für „völlig unnöthig.“ „Das Verfahren des Consistoriums ist notorisch.“ Indessen zwei Fälle werden doch, aber leider ganz entstellt, erwähnt. Der erste Fall betrifft die Wahl des Dr. Erler zum Superintendenten in Magdeburg. Dr. Möller soll es, durch ein Separatvotum, verursacht haben, daß diese Wahl in Berlin nicht bestätigt wurde. Dies ist nicht wahr. Dr. Möller hat im Gegentheil sich, wie überhaupt die Majorität des Consistoriums, für die Bestätigung ausgesprochen, welche in Berlin versagt wurde. Der zweite Fall betrifft die Besetzung des Pastorats an der Jakobikirche in Magdeburg. Hier wird dem Consistorium Schuld gegeben, daß es, um einen anderen Bewerber als Herrn Sildebrandt zu begünstigen, „die famossten Machinationen betrieb“, daß es die Wahl des 10. Sildebrandt für ungültig erklärt, einen langwierigen Streit mit dem Kirchen-Collegium veranlaßt, einen Prädikanten gesetzt und endlich, da nur zehn bis zwölf Stimmen opponiert, die Bestätigung nur unter spitzen und empfindlichen Weisungen ertheilt habe. Dies ist durchweg falsch. Das Consistorium hat die Wahl nicht für ungültig erklärt, sondern von dem Gewählten die verfassungsmäßige und nur aus Nachlassen gegen die Übergriffe der Kirchen-Collegien bisher versäumte Probepredigt gefordert, welche der 10. Sildebrandt auch wirklich halten mußte; es hat „die famosen Machinationen“ der Sildebrandtschen, d. h. lichtfreundlichen Partei, welche den zahlreichen Anhängern des zweiten Predigers an derselben Kirche gegenüberstand, eben so wenig gehemmt, als die der anderen begünstigt, sondern ganz einfach seine Pflicht gethan, da es für verfassungsmäßige Ordnung bei den Pfarwahlen zu sorgen hat. Der Vikar wurde vom Kirchen-Collegium angenommen und sollte nachher willkürlich entlassen werden; hiegegen hat ihn das Consistorium, und mit Erfolg, geschützt. Nicht zwölf, sondern zwölfhundert protestirten gegen den 10. Sildebrandt und die Bestätigung erfolgte endlich, weil die vorgebrachten Gründe bei einer milden Beurtheilung nicht die Versagung begründen konnten, eine Zurechtweisung und Ermahnung des Bestätigten aber durchaus notwendig machten; ohne eine solche hätte die Bestätigung gar nicht erfolgen können, da Dinge sehr ungeistlicher Natur zur Sprache gebracht worden waren. Nur ein lichtfreundlicher, d. i. wahrheitsfeindlicher Parteimann kann hier „orthodoxe Parteilichkeit von Anfang bis zu Ende“ erkennen.

Es folgen nun zwei Fälle mit examinirten Candidaten, offenbar die einzigen, die Herr Sintenis wußte; dennoch heißt es „zwei Fälle mögen ebenfalls genügen.“ Ein Candidat Flos und ein Candidat L. sollen mit Glaubenszwang gemarkert wor-

den seyn, letzterer deshalb, weil er bei Nennung des Lebens Jesu von Strauß nicht sofort seine Verwerfung dieses Buches zu erkennen gegeben habe. Das Zeugniß der Wahlfähigkeit soll ihm hierauf versagt seyn, bis er besser seinen kirchlichen Glauben dokumentirt haben werde. Dies ist durchaus entstellt. Die Äußerungen, die jener Candidat beim Examen gethan, waren solcher Art, daß dieselben wohl Niemand für gleichgültig halten konnte. Später, nachdem die Sache eine die Mehrheit befriedigende Lösung erhalten, ist das Attest ertheilt worden; vielleicht noch viel zu früh.

Es folgt nun das Verfahren gegen den Prediger Dulon und die Deutsch-reformirte Gemeinde zu Magdeburg, zu dessen amtlicher und ausführlicher Schilderung wir um so dringender hiemit auffordern müssen, als es an einer genügenden Einsicht in diese Verhandlungen und den Abschluß, den sie gefunden zu haben scheinen, zur Zeit noch gänzlich fehlt. Wir wissen nur, daß diese Sache von dem eben so milden als entschiedenen Dr. Sack persönlich und mit großer Liebe und Aufopferung behandelt und bearbeitet worden ist, und daß die Anfeindungen, die er deshalb zu erdulden gehabt, von dem Sinn der Gegner genügendes Zeugniß geben. Das Consistorium hat das Aufsichtsrecht über die Deutsch-reformirte, nicht — unirte Gemeinde, offenbar mit Recht nach den bestehenden Gesetzen, in Anspruch genommen, da es nach diesen Gesetzen die Pflicht dazu hat. Läßt es jetzt die Sache ruhen, wie es nach Zeugniß des Herrn Sintenis den Anschein hat, so ist dabei nur zweierlei denkbar: entweder hat die Majorität sich jetzt für das so beliebte *laissez aller* entschieden — ein sehr christlicher Grundsatz! — oder eine höhere Hand hat das Recht gehemmt, ohne doch die Pflicht abnehmen zu können; denn Letzteres könnte nur durch eine königliche Verordnung geschehen, welche nicht erschienen ist. Beides wäre gleich traurig! — Herr Dulon ist bereits von Magdeburg nach Bremen gewandert. Sein lichtfreundlicher und republikanischer Fanatismus ist mit all seinen Früchten jetzt für Alle erkennbar, die hören und sehen wollen. Das Verfahren gegen ihn trifft nur der Eine Tadel, daß es maßlose Geduld — oder sollen wir es anders nennen? — verräth. Herr Sintenis irrt auch, oder entstellt, wenn er S. 33. erzählt, daß am 16. März (während der in der Stadt sich regenden Unruhen) wirklich die Suspension beschlossen worden sey. Er scheint mit einem Mitgliede des Consistoriums sehr befreundet zu seyn, denn er weiß, daß das Consistorium in dieser Sitzung die Sache nur einstweilen bei Seite legte, weil die Stimmen pro und contra gleich waren und die Rücksicht auf die Unruhen dies rathsam machte. Wir sind im Stande, Herrn Sintenis zu versichern, daß er falsch berichtet worden, und daß namentlich diese Stimmen-Parität eine reine Erfindung ist, daß die Suspension nie beschlossen, also auch nicht bei Seite gelegt, und daß die Expedition der Verfügung, die Dulon später in Folge des Beschlusses, der am 16. März trotz alles Aufruhrs gefaßt worden, erhalten hat, nur aus äußerlichen Gründen (es folgten die unruhigen Tage des Pöbelregiments vom 18. März

^{*)} Wahrscheinlich rührt von der Durchführung dieser Auffassung es her, daß die heilige Geist-Kirche in M. Vormittags etwa von zwanzig Personen, und Nachmittags bisweilen — gar nicht besucht wird.

an!) verzögert wurde. So werden wir berichtet, und wir haben Grund, dem zu trauen.

Der zweite Abschnitt schildert Dr. Möller als General-Superintendenten. Man wird nun begierig, endlich etwas zu hören, was ihm zur Last gelegt werden könnte, namentlich da ja Herr Sintenis öffentlich aufgefordert hat, keinen Beitrag zurückzuhalten; die Namen der Angeber werde er verschweigen! Allein auch dieses, unseres Anarchie-Frühlings wahrhaft würdige, aller Disciplin in der That auf das Frechste Hohn sprechende Mittel hat — rein gar nichts gefruchtet. Es ist wirklich traurig für Herrn Sintenis, aber es ist so. Nichts weiß er vorzubringen als Belege dafür, daß Dr. Möller sein schweres und verantwortungsreiches Amt treu und gewissenhaft verwaltet und den Einfluß, den es ihm gibt, zur Pflanzung und Befestigung der evangelischen Wahrheit pflichtmäßig benutzt hat. Herr Sintenis zählt auf, wie Dr. Möller sich mehr und mehr den Gnadauern zugewendet, die parteilose Stellung verlassen und allmählig ganz auf die Seite der Orthodoxen und Hierarchen getreten sey. Was denken sich nun solche Leute wie Herr Sintenis unter der parteilosen Untersführung? Wahrscheinlich so etwas wie eine parlamentarische Regierung, die nicht nach den ewigen Gesetzen der Gerechtigkeit und Wahrheit, sondern nach dem Zahlenverhältniß der Parteien ihre Handlungen richtet. Die Kirche soll sich ja aus sich selbst, d. h. nach Herrn Sintenis sublimer Auslegung, von Unten neu gestalten. Wie schön wäre es nicht, wenn alle Wahrheit dann von Unten, nach den Zahlen der Masse, interpretirt, und die Kirche nach solchen Resultaten verwaltet würde! Die Behörde müßte dann freilich heute weiß nennen können, was sie noch gestern schwarz genannt hat, sobald die Parteimajorität sich ändert; allein was thut das? sie muß ja schlechthin parteilos seyn und kann also sehr wohl, ja muß, auch in Bezug auf das, was Wahrheit ist, keine Partei begünstigen. Meint sie, daß eine Partei in der Wahrheit ist und die andere nicht, nun so ist sie eben deshalb unfähig zum Regiment, sie hat den Thron der hehren Parteilosigkeit verlassen, der Gerechtigkeit ist die Binde von den Augen genommen. So geben diese Herren wenigstens vor, die Aufgabe der Behörde sich zu denken, während sie, so oft sie selbst das Regiment in Händen halten (man denke an die Herrschaft Röhr's und Bretschneider's!) ganz anders die Pflichten dieser Herrschaft verstehen und üben, so daß das Amt, der Dienst, zur wirklichen Herrschaft wird. Herr Dr. Möller hat freilich, wo sich die Menschen streiten, ob Christus Gottes Sohn und das Apostolicum Wahrheit ist, sich nicht lange mit Fleisch und Blut besprechen dürfen, sondern sich fest und klar entscheiden müssen. Und wenn er wirklich in früherer Zeit, durch die zartesten Saiten seines Inneren vielleicht bestimmt, mehr geschwankt hat als später, so wird er gewiß selbst Gott preisen, der durch die zur Entscheidung überall drängenden Kämpfe der Zeit auch ihm das Herz fest gemacht hat. Das Parteinehmen ist überhaupt in Zeiten der Bewegung nicht nur erlaubt, sondern, wie schon Solon für die irdischen Dinge bestimmte, Pflicht für Jedweden. Im

Zustande inneren Krieges kann man nur im Parteikampf für die Wahrheit streiten! Herr Sintenis aber, der sich einen „Was ist Wahrheit?“ fragenden Pilatus zum General-Superintendenten zu wünschen scheint, möge zusehen, wie er in der Wahrheitsliebe mit diesem Heiden bestehen wird, der bekanntlich aus lauter Parteilosigkeit gegen die Wahrheit den an's Kreuz schlagen ließ, der sich den Weg, die Wahrheit und das Leben nannte. Die Parteilosigkeit gegen Gott führt immer und immerdar zur Feindschaft gegen Gott. Parteilos gegen die Wahrheit kann auch beim besten Willen schlechterdings Niemand bleiben!

Indigniren muß es Jeden, der Dr. Möller kennt, wenn Herr Sintenis auf häßliche Weise zu verstehen gibt, es habe nur höherer Einfluß, direkt und indirekt, namentlich ein Artikel im Rheinischen Beobachter, die Handlungsweise dieses Ehrenmannes bestimmt. Die ganze Schrift klagt darüber, daß der ministerielle Einfluß jetzt den Dr. Möller unbeugsam finde; und vor vier Jahren sollte dieser Charakter ein anderer gewesen seyn? Bedenkt Herr Sintenis wohl, welch ein Loblied er hiermit der strengen Orthodoxie singt, der Herr Dr. Möller doch in diesen letzten Jahren ganz verfallen seyn soll? welche Schmach er mit dieser Verdächtigung auf die freie Richtung häuft, mit der sich solche Gefügigkeit in höhere Wünsche gegen die eigene Ansicht also wohl vertragen würde? O si tacuisses! Wir können übrigens auf das Bestimmteste versichern, daß, was Herr Sintenis S. 37. unter dem Titel „man erzählte sich“ bringt, eine reine Erdichtung ist.

Von S. 43. an bespricht Herr Sintenis die Maßnahmen des Dr. Möller und des Consistoriums zur Herstellung einiger Ordnung in Bezug auf Katechismus und Gesangbücher, und kramt dabei seine Abneigung gegen die Grundlehren des Christenthums wie gegen den alten Liederstich der Evangelischen Kirche ohne alle Scheu und Scham aus. Der Satan ist ihm hiebei natürlich besonders anstößig, aber doch noch mehr die Anrufung Jesu als unseres Gottes, und die Erwähnung seines Versöhnungs- und Bürgenamtes. Die Veranstaltung einer neuen Ausgabe des alten Magdeburger Gesangbuches, das nämlich noch jetzt bei weitem mehr verbreitet ist, als das neue, „ist doch sicher nicht ohne Wissen und Begünstigen des Herrn General-Superintendenten geschehen.“ Er hätte das also wohl verbieten sollen?! Den Rundschreiben desselben wird im Allgemeinen ein doppelter, überaus lächerlicher Vorwurf gemacht. Sie sollen einmal zu wortreich seyn, „gleich als ob die Empfänger nur wenig selbstdenkende Männer wären;“ sie hätten sich wie Schulknaben behandelt gefühlt, wenn ihnen eine Predigt gleichsam vordisponirt, oder ein Gebet in bestimmter Form empfohlen worden sey; und dann — „litten sie nicht allesammt an dem großen Uebelstande, daß sie als bestimmt und ausgemacht voraussetzten, was doch keineswegs schon bestimmt und ausgemacht war? Ja, das ist wohl ein sehr gerechter Vorwurf, der ihnen gemacht worden ist und noch gemacht werden muß, daß Herr General-Superintendent seine und seiner Geistesverwandten Ansichten für entschieden

richtig und allein wahr ansah" (S. 49.). Wahrlich, ein sehr gerechter Vorwurf, daß er also z. B. Auferstehung und Himmelfahrt des Sohnes Gottes für wahr hielt, und die Zweifel des Herrn Sintenis und Consorten nicht mit gebührender Ehrfurcht, mit Parteilosigkeit behandelte.

Zuletzt spricht hier der Verf. von den einzelnen Besuchen des General-Superintendenten in den Magdeburger Kirchen, die er „Abhören“ nennt. Da kann Dr. Möller es ihm nun gar nicht Recht machen. Mag er ein „schmerzliches Bedauern“ äußern, wie gegen den Präbikanten Stüber, oder ganz schweigen, wie gegen Herrn Sintenis selbst, der darin „ein innerliches Grollen oder ein mitleidiges, verächtliches Tadeln“ erkennen zu müssen glaubt (S. 52.), all' diese Besuche gehören in das große Sündenregister des General-Superintendenten.

Der dritte Abschnitt spricht vom Dr. Möller als Consistorial-Vice-Präsidenten. Sein Hauptverbrechen ist, daß er „nicht im mindesten anders verfuhr, als früher unter Göschel geschehen war.“ Und das unter den Märzstürmen des Jahres 1848! Das will viel sagen! Diese Hartnäckigkeit ist monströs! Die Geschichte mit dem Prediger Sachse, dessen schamloses Auftreten gegen seine Vorgesetzten Herr Sintenis „die wackere Ergießung eines zuvor unter Schloß und Riegel gelegten Herzens“ nennt, und gegen den dennoch wirklich ein ministerieller Verweis *) extrahirt wurde; die Circularverfügung des Consistoriums vom 18. März über das Verhalten der Geistlichen in politischen Dingen, die „höchst zweideutig“ und doch zugleich so gefaßt seyn soll, daß man „keinen Augenblick in Zweifel seyn“ könne, wie die Worte zu verstehen seyen (S. 56. 57.); die Verfassung des Gebrauchs einer Evangelischen Kirche an die freie Gemeinde in Magdeburg, die zweimal herhalten muß, wiewohl sie gar nicht in die Zeit fällt, in der Dr. Möller das Präsidium führte; die schon erwähnten Phantasien über die Suspension Dulons in der Session vom 16. März (in welcher Präf. Göschel den Vorstoß führte, und nicht Dr. Möller); die Verfügung wegen Weglassung des Prinzen von Preußen aus dem Kirchengebet, die das Consistorium (horribile dictu!) als Pflichtverletzung zu bezeichnen wagte; und endlich gar die vom Consistorium publicirten Verhandlungen mit dem Ministerium über die Verwaltungsgrundsätze, das Alles gibt dem Herrn Sintenis reiches Material zum Beweis der kühnen Anklage, daß Dr. Möller „der ganzen Veränderung der Dinge nicht hold sey“ (S. 56. 68.). Ja, das glauben wir am Ende selbst. Und eben deshalb ist es ganz überflüssig, dem Herrn Ankläger hiebei in das Einzelne hinein zu folgen. Nur das sey erwähnt, daß Herr Sintenis so wenig Sinn für die Freiheit der Kirche hat, daß, während er — freilich im Verein mit allen Rationalisten und Schleiermacherianern — nicht müde werden konnte, gegen die Verbindung der Kirche mit dem christlichen Staate zu opponiren, er jetzt die unbedingte Fügigkeit der Consistorien unter die

wechselnden Ansichten und Befehle unchristlicher Staatsbehörden ganz in der Ordnung findet und die Opposition des Consistoriums dagegen als eine unerlaubte tadelt. Hier erfrecht sich der Verf. sogar, den Charakter des Dr. Möller, den er im Vorwort zu achten und zu ehren bekennt, mit schmutziger Hand anzurühren, indem er ihm Unlauterkeit und Unwahrhaftigkeit vorwirft. Wir glauben dem Dr. Möller einen Dienst zu thun, wenn wir auf dergleichen Missethätigkeiten, die noch dazu groß thun damit, daß sie auf „Leutegeschwätz und etwa umlaufende Geschichtchen“ keine Rücksicht nehmen, auch nicht Eine Sylbe erwidern.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Schlesien. Als durch den im vorigen Winter in Pless und Umgegend herrschenden Typhus und das damit verbundene Elend sehr viele Kinder vater- und mütterlos geworden waren, ward der in meinem Innern schon längst gehegte Wunsch, der verwaisten evangelischen Jugend eine Zufluchtsstätte zu gründen, durch des Herrn gnädige Hilfe zur That. Durch die von verschiedenen Seiten an mich eingegangenen Beiträge, so wie durch die Unterstützungen, welche das hiesige Comité mir zu Theil werden ließ, konnten einundvierzig Waisenmädchen in einem sehr geräumigen Lokale über dem Marialle zu Pless und neunundzwanzig Waisenknaben in dem mir zugehörigen Landhause zu Paszkowitz untergebracht und verpflegt werden. Drei von dem Herrn Pfarrer Fliedner aus Kaiserswerth am Rhein zu diesem Behufe hieher gesandte Diakonissen leiten in der erstgenannten Anstalt, und drei von der Paszkowitzer-Gehülfs-Anstalt zu Duisburg mir überwiesene Diakonissen in der letzteren die Pflege und Erziehung.

Nun ist es mein sehnlichster Wunsch, beide Anstalten in der hiesigen Gegend zum beständigen Segen, also auch noch dann zu erhalten, wenn das Unterstützungs-Comité sich aufgelöst hat und die Mittel desselben absorhirt seyn werden. Diese dauernde Erhaltung zweier evangelischen Waisenhäuser, in welchen die Waisen in der Furcht des Herrn und für ihren eigentlichen Beruf, den Landbau, und zu tüchtigen Dienstboten erzogen werden sollen, ist aber nur möglich, wenn christliche Freunde in thätiger Liebe mir zu Hilfe kommen, und die Evangelische Kirche, der es in dieser Gegend sehr an Mitteln gebricht, in einer ordentlichen Verpflegung ihrer verwaisten Jugend unterstützen. Schon konnte mit einem Allerhöchsten Gnadengeschenke Sr. Majestät des Königs, unseres Allergnädigsten Herrn, so wie mit einem Darlehn, welches das Breslauer Unterstützungs-Comité menschenfreundlich auf meine Bitte mit gewährte, der Bau eines Waisenhauses auf einem mir gehörigen und von mir für die Anstalt bestimmten Baugute in Altdorf für die Waisenmädchen begonnen und das Hauptgebäude bis unter Dach gebracht werden. Allein noch fehlen Stallung und Schuppen, so wie die innere Einrichtung. Ingleichen ist der Bau eines Waisenhauses für die Knaben und die Erwerbung eines Grundstücks für dasselbe höchst wünschenswerth; und so ergeht denn von mir an alle edlen Menschenfreunde, die ein Herz für arme evangelische Waisen haben, die Bitte, mein Werk, das ja auch das Werk aller wahren Glieder der Evangelischen Kirche ist, weil es des Herrn Werk ist, durch milde Beiträge nach Kräften fördern zu helfen. Der Herr wird reichlich dafür segnen!

Ludwigswunsch bei Pless, den 21. December 1848.

Charlotte Gräfin zu Stolberg.

*) Den Graf Schwerin leider zu publiciren verbot!!

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 28. Februar.

N^o 17.

Dr. J. F. Möller's Wirken im Consistorium und in der General-Superintendentur der Provinz Sachsen u. s. w. Von Wilh. Franz Sintenis, Pred. in Magdeburg.

(Schluß.)

Es folgen nun noch einige Belege dafür, daß das Consistorium bis zu seiner neuen Organisation im Juli den alten Grundsätzen auch mit der That, und nicht bloß mit Worten, treu blieb; namentlich ist hiebei eine Beschwerde der Gemeinde zu Zwochau über ihren Pastor Balzer und die Einforderung von Predigten desselben in Folge dieser Beschwerde erwähnt, und einer Verfügung gedacht, wonach die Bewilligung des Mitgebrauchs der Kirche an eine Dissidentengemeinde den Mitgebrauch der Glocken, Orgel und Abendmahlsgefäße noch nicht von selbst in sich schließt. „Das ist doch in der That noch ein sprechen der Beweis der alten orthodoxen Engherzigkeit!“ Endlich muß eine Verfügung des Consistoriums über den Kirchengesang zu einer sehr weitläufigen Bekämpfung des rhythmischen Gesanges Stoff geben, vor welchem Herr Sintenis als vor einem mächtigen Hebel der Orthodoxie warnt. „Unser Gottesdienst mag, will, soll und darf nicht catholiciren!“ Bravo, Herr Sintenis!

Der vierte Abschnitt spricht von dem weiteren Wirken des Dr. Möller als Consistorial-Direktors unter dem Präsidium des Herrn v. Bonin. Sein Hauptverbrechen ist hier, daß er auch jetzt noch nicht von seinem Platz gewichen ist, sondern immer noch für die alten Grundsätze gekämpft hat, ja selbst Handlungen, wie die Einführung des Superint. Franke in Halle (eines Rationalisten) vornahm, die er nur „mit innerem Widerstreben“ verrichten konnte. Da indessen Herr Dr. Möller wie für Erler's so auch für Franke's Ernennung zum Ephorus sich erklärt hatte, und die Ausführungen des Herrn Sintenis in dieser Beziehung unwahr sind, so hat diese Einführung natürlich den Dr. Möller zur Amtsniederlegung nicht veranlassen können. Dann wird der Ausgang der Balzer-Zwochauer Angelegenheit mitgetheilt, die das Ministerium diktatorisch niederzuschlug (um Frieden zu haben, wo kein Frieden ist!), und der Entbindung von der ordinatorischen Verpflichtung auf die Agende durch Ministerial-Erlaß gedacht, um zu zeigen, wie wenig einverstanden Dr. Möller hiemit seyn konnte. Herr Sintenis hat in ersterer Beziehung gewiß sehr Recht; das Ministerium hat hier ganz einfach in die Rechte des Consistoriums eingegriffen, ohne dasselbe von seinen Pflichten entbinden zu können. Hinsichts der Agende-Verpflichtung irrt er aber völlig; denn diese Verfügung ist von der General-Synode angeregt, vom Consistorium und Dr. Möller (unter dem Ministerium Eichhorn)

befürwortet und jetzt demgemäß erlassen; die „bestehende Ordnung,“ auf welche statt dessen verpflichtet werden soll, schließt nämlich auch die bestehende liturgische Ordnung in sich, ohne eine verfassungsmäßige Änderung dieser bestimmten Agende abzuschneiden.

Der größte Nachdruck wird hier endlich auf ein Rundschreiben des Dr. Möller vom 15. September gelegt, in welchem derselbe sich gegen den auch von Herrn Sintenis wiederholten Vorwurf verwahrt, als wenn in den Verhandlungen über die Verwaltungsgrundsätze des Consistoriums dem Ministerium der instanzmäßige Gehorsam aufgesagt sey (er ist vielmehr ausdrücklich anerkannt!), zugleich aber erklärt, daß er vom Ministerium die Versicherung empfangen habe, daß die Forderung des Rescripts vom 24. April, „der Freiheit der Lehre überall Raum zu geben,“ keineswegs die Bedeutung habe, „von der Wahrung des Lehrbegriffs der Evangelischen Kirche abzusehen, oder Gerechtfame und Güter kränken zu lassen, welche den Gliedern dieser Kirche theuer sind.“ Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wie sich Herr Sintenis in seinem ministeriellen Denunciationsseifer gar nicht genug thun kann, wenn man weiß, daß dieses Schreiben nur auf ausdrückliches mehrfaches Verlangen und nach vorgängiger specieller Genehmigung der Fassung Seitens des Ministeriums erlassen worden ist. An die Möglichkeit hat Herr Sintenis freilich nicht gedacht, seine ministerielle Haltung würde sich sicher sofort in ihr Gegentheil verkehrt haben! — Ein zweites Circular vom 12. Oktober, welches die Geistlichkeit ermahnt, der Trennung von Kirche und Schule entgegenzuwirken, erscheint dem den Gehorsam liebenden Verf. als pures „Aufregungsmachen.“ In einer anderen Verfügung vom 27. Oktober findet sich sogar die Herrn Sintenis „merkwürdige Behauptung, daß das Evangelium einer solchen Trennung der Kirche und Schule offenbar widerstreite.“ Raum zu glauben, Herr Pastor, namentlich für die, die nicht auf den Buchstaben, sondern auf den Geist der Schrift sehen! Im Geist des Herrn Sintenis steht freilich hievon schlechterdings nichts. Nach diesem soll die Schule keine Confession, sondern eine allgemeine Menschenreligion, und zwar im Sinne des Herrn Sintenis, verbreiten! (S. 106.)

Den Schluß dieses Abschnitts bildet eine abermalige Philippika für die Unirte Kirche und gegen die Lutheraner. Der Austritt von Pistorius gibt zu der Klage Anlaß, daß die Lutherische Bewegung vom Consistorium nicht gehemmt werde. Wir glauben, die Betheiligten werden hierüber anders urtheilen. Herr Sintenis schlägt bei dieser Gelegenheit auch recht wacker auf das Stettiner Consistorium los, welches erklärt habe, daß es bereit sey, zur freigegebenen Organisation der Lutherischen Kirche

selbst die Hand zu bieten. „Das ist entsetzlich,“ ruft er tragisch aus, „und von einer Behörde der Unirten Kirche, — berufen von der unirten Oberbehörde, besoldet aus unirten Fonds! — betrügerisch, jesuitisch, teuflisch!“

In dem folgenden ganz kurzen Abschnitt ist noch von zwei Visitationen des Dr. Möller die Rede, ohne daß irgend etwas gegen ihn beigebracht werden kann; die dann folgende „Journalistische Dornenlese“ raßt zum Schluß aus allen vier Himmels-gegenenden Zeitungsurtheile über das Magdeburger Consistorium alten Styls zusammen, bringt die Ministerial-Erlasse gegen die Reaktion aus diesem Sommer in extenso, und schließt mit einem Sendschreiben Pius IX. an den Erzbischof von Freiburg, vom 26. Februar 1848, „zu beliebiger Vergleichung und Anwendung,“ in welchem der Erzbischof ermahnt wird, sein Aufsichtsamt ungefähr so zu führen, wie Dr. Möller es wirklich führt, d. h. mit großer Treue und unermüdlichem Eifer.

So viel — es ist schon zu viel — über eine Schrift, die der verdienten Verachtung nicht entgehen kann. Dr. Möller vom Amte zu entfernen, wird sie sicherlich nicht vermögen. So gerechtfertigt der Schritt des Präf. Göschel war, als er bereits vor der Berliner Revolution seinen Abschied begehrte, weil er hiedurch lautes Zeugniß abzulegen meinte gegen eine traurige Concession, die man den Feinden machte: so gerechtfertigt ist es, daß Dr. Möller sein Oberhirtenamt behält, welches — um uns eines Ausdrucks des Lutherischen Pastors Nagel zu bedienen — einen reichsunmittelbaren Charakter an sich trägt, und Recht und Pflicht nicht allein durch menschliche Instruktionen empfängt. Möge Gott ihm viel Kraft und Freudigkeit geben, sein schweres Amt, selbst unter dem Druck eines rein staatlichen Regiments, welches unter Verachtung des Rechts der Kirche die Kirchenbehörde der Provinz nach Belieben umgestaltet und willkürlich Glieder entfernt und andere an ihre Stelle gesetzt hat, selbst unter den Rothwürfen eines bethörten Hausens, selbst unter dem Lügengeschrei seiner Rottenführer mit und ohne Chorrock — in alter und immer neuer Treue fortzuführen! Der Segen wird nicht ausbleiben, und das Gericht zuverlässig auch nicht!

Schreiben an den Herausgeber.

Herzlich geliebter Freund! Sie haben meinen in Nr. 5 ff. der Ev. K. Z. abgedruckten Aufsatz: „Die Unirte Kirche und die Lutherischen“ mit einer Anmerkung begleitet, welche mir zeigt, daß jene Darstellung doch wohl derjenigen Deutlichkeit ermangeln muß, die ich ihr zu geben gewünscht, und mich verpflichtet, die dadurch veranlaßten Mißverständnisse wo möglich noch zu entfernen. Es ist ja nicht auf Streit abgesehen, und wenn Sie die Überzeugung aussprechen, „daß der Herr der Kirche dieselbe jetzt zu anderen Kämpfen berufen habe, als den hier von neuem angeregten,“ so theile ich diese Überzeugung so entschieden, daß ja eben der ganze Aufsatz keinen anderen Zweck hat, als zur billigen Austragung dieser bereits wirklich hervorgetretenen Kämpfe ein Scherflein beizusteuern. Denn nicht allein in Preußen, auch

in Baden, Nassau und anderen Ländern, wo die Union eingeführt ist, ist doch die Lutherische Kirche auch noch wirklich vorhanden, wird daselbst nicht bloß durch schriftliche Polemik, sondern durch bestimmte Handlungen, Gesetze und Maßregeln bekämpft und bedrängt von den Unirten Kirchen, und muß mit denselben in Geistlichem und Zeitlichem um ihr Daseyn kämpfen. Diese Kämpfe sind Thatsachen, und sie werden viel weniger von den Gleichgültigen, von den Glaubenslosen, als von denen geführt, die es ernst meinen mit dem Herrn, seinem Wort und seiner Kirche. Auch werden sie nicht dadurch beseitigt, daß man sie nicht berührt oder nur beklagt, sondern viel eher durch eine offene, ehrliche Auseinandersetzung und billige Gränzregulierung. Und eben weil es mir nicht zu rechtfertigen schien, daß in diesen Tagen des ernstesten, heißen Kampfes gegen die zur Weltherrschaft gelangenden Mächte der Sünde und des Fleisches sich die Reichen derer gegenseitig bekämpfen, welche neben einander für den Herrn und seinen Christ im Streite stehn; weil grade in solchen Kriegszeiten es den Verbündeten wohl ansteht, vorhandene Verwickelungen, Haber und Bedrückungen unter sich auszugleichen, gekränkte Rechte nicht ferner zu kränken, — vor Allem aber Jedem zu seinem Banner zu rufen, seinem Banner folgen zu lassen, wenn der Kampf gegen den gemeinsamen Feind recht geführt werden soll: darum wollte jener Aufsatz sein geringes Theil mitwirken, daß dieses auch den Lutherischen in unirten Ländern, vornehmlich in Preußen, vergönnt und ermöglicht werde, daß man darin billig, ja gerecht gegen sie sey und sich ehrlich mit ihnen auseinandersetze, wenn sie nun zu ihrem Banner treten wollen; darum wurde die Sachlage dort ausführlicher erörtert und auf einige Streitpunkte zurückgegangen. Doch gälte es allein diesen Punkt, so könnte ich mich auf den Schluß meines Aufsatzes zurückbeziehen; aber, theurer Freund, Sie zeihen mich auch eines Gräuels vor dem Herrn, nämlich zweierlei Gewicht und Maß zu führen (Spr. 20, 10.), indem ich „die Evangelische Kirche in Preußen und nur sie allein mit dem idealsten Maßstabe maße, und die Abnormitäten, welche anderwärts der Zustand der Lutherischen Kirche darbiete, gar nicht zu bemerken schiene,“ und das überzeugt mich vollends, daß meiner Erörterung die nöthige Deutlichkeit noch fehlte. Denn wie wäre es zu läugnen, daß es unirate Gegenden gibt, wo der Herzensglaube im Allgemeinen viel lebendiger, kräftiger und blühender, der kirchliche Eifer der Behörden weit anerkennenswerther ist, als in manchen Lutherischen Territorien? Ja leider ist es wahr, daß in unserer Kirche viele Ungläubige, Gottlose, Heuchler und falsche Christen gefunden werden, daß kirchliche Behörden darin seit mehr denn einem halben Jahrhundert auf dem Standpunkte des Indifferentismus und des Unglaubens gestanden haben, daß man in manchen Lutherischen Ländern meilenweit gehen kann, ehe man in der Wüste des Rationalismus eine Dase findet, daß man von mehr als einer Lutherischen Territorialkirche, wenn man sie an dem Begriff der Lutherischen Kirche abmißt, wenn man diesen an ihre gegenwärtigen faktischen Zustände hält, sagen muß: „Gezählt, gewogen, und zu leicht befunden.“ Alles dies ist mir zu läugnen nicht beigegeben, und hätte ich diese thatsächlichen Zu-

stände der Lutherischen Territorialkirchen gegen die der Preussischen Kirche abwägen wollen, so dürfte sich wohl gar oft das Jünglein zu Gunsten der letzteren geneigt haben. Zwar würde ich bemunget nicht der Meinung seyn können, „daß von einer Lutherischen Kirche jetzt eigentlich nirgends mehr die Rede seyn könne, wenn man es damit ernst und strenge nehmen wolle.“ Denn eingedenk, daß unsere Symbole selbst bekennen, quod hypocritae et mali admixti sint ecclesiae et quod sacramenta sint efficacia, etiamsi per malos ministros tractentur, kann ich auch das Wesen der Kirche nicht sehen in den Zustand der Majorität ihrer äußerlichen Glieder oder ihrer Vorgesetzten. Allerdings „reicht es nicht hin, daß das Lutherische Bekenntniß formell nicht abgeschafft ist;“ aber es ist auch materiell nie verschwunden, allezeit hat es unter uns solche gegeben, und gibt's noch, denen es in die fleischernen Tafeln des Herzens eingeschrieben ist. Und so lange in einer Gemeinschaft, in der das Bekenntniß formell noch zu Recht besteht, ein solcher im Herrn noch lebendiger Kern treuer Bekenner vorhanden ist, sey er an Zahl auch noch so gering, so ist auch die Kirche selbst noch da, man nehme es so ernst und strenge, als man wolle. Darin aber bete ich die wunderlichen Wege des Herrn an, daß er der Menschen „Indifferentismus, Trägheit und Scheu vor Störung der Ruhe“ gebraucht hat, um die formelle Abschaffung des Bekenntnisses so lange zu hindern, als das Häuflein getreuer, lebendiger Bekenner noch gar zu schwach und gering war, wie wohl es auch noch nicht groß ist. Sollte jene Abschaffung jetzt von der Majorität beschlossen werden, so ist bereits gesorgt, daß die Lutherische Kirche darum nicht untergeht, noch von ihrem Bekenntnisse weicht. Bis dahin aber, darin bin ich mit Ihnen ganz einverstanden, kann das Vorhandenseyn, ja die zeitweilige Herrschaft einer gleichgültigen und glaubenslosen Mehrheit innerhalb der Lutherischen Gemeinschaft für die Treuen kein Grund seyn, dieser Gemeinschaft durch ihr Ausscheiden die wahre Kirche zu entfernen. Und wo, theurer Freund, habe ich gesagt, habe ich auch nur angedeutet, daß um solcher Gebrechen willen ein Unirt-Gläubiger seine Unirte Kirche verlassen solle, ja verlassen dürfe? Vielmehr ist es ganz meine Meinung, wenn Sie sagen: „Die Gebrechen, die wir wahrnehmen, berechtigen uns nicht zum Austritt, sie verpflichten uns nur um so heiliger zum Bleiben.“ Die Berechtigung Lutherischer Bekenner zum Austritt aus der Unirten Kirche fand ich daher auch keineswegs in der mangelhaften und incongruenten Verwirklichung des Wesens dieser Kirche, ich fand sie im Wesen dieser Kirche selbst, und was ich dafür anführte, würde stehen bleiben, auch wenn kein Ungläubiger, kein Lichtfreund, kein Gleichgültiger in der Unirten Kirche gefunden würde. Es scheint mir bei dieser Frage überall nicht anzukommen auf den blühenderen oder krankhafteren Zustand der Kirchen in subjektiver Hinsicht, welcher ja auch bei ganz irrliehenden Sekten oft zeitweilig vortrefflich ist, sondern auf das von der Untreue der Majorität ganz unabhängige Wesen der Kirchen, auf ihren objektiven Gehalt, auf das, was eine Kirche als solche, nicht aber etwa grade jetzt in Preußen oder Mecklenburg ist. Und da ich mich nicht erinnere, die Preussische Kirche zu ihrem

Nachtheil mit bestimmten Lutherischen Territorialkirchen rückfichtlich der zeitlich zufälligen Zustände verglichen zu haben; da ich nur das Wesen der Unirten Kirche als solcher und sofern sie ihr Bekenntniß noch zu suchen hat, zusammengehalten habe mit dem Wesen der Lutherischen Kirche als solcher und sofern sie ihr Bekenntniß bereits besitzt; und da Sie mir in letzterer Beziehung den Vorwurf ungleicher Maßstäbe nicht machen, so hoffe ich, geliebter Freund, daß Sie mich nach diesen näheren Erklärungen überhaupt davon losprechen werden. Auch erlauben Sie mir wohl noch einige Worte über den Schluß Ihrer Note. Ich erkenne vollkommen an, daß des Herrn Wort: „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden,“ und seine Vorschriften über die Ehescheidung anzuwenden seyen auf das Verhältniß des Einzelnen zu der Kirche, in welche er hineingeboren ist. Nur scheint es mir bei der Kirche nicht auf die leibliche, sondern auf die Geburt aus dem Geiste anzukommen. Wenn der Geist des Herrn bezeugt hat, daß das Bekenntniß der Evangelisch-Lutherischen Kirche das dem Worte Gottes allein entsprechende sey, wer das von Herzen glaubt und mit dem Munde bekennt, der ist auch vom Geiste in die Kirche dieses Bekenntnisses hineingeboren und vom Herrn mit derselben zusammengefügt. Gehört er nun von Vater und Mutter her einer anderen Kirche an, so läßt ihn die Schrift gleichfalls nicht ohne Rath, wenn er auf die geistliche Vermählung anwendet ihr Wort: „Darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und an seinem Weibe hängen, und werden seyn Ein Fleisch.“ Daß die Scheidung von einer Kirche erst dann gestattet sey, wenn „die alleinige vom Herrn aufgestellte Ausnahme, die völlige Lossagung von ihrem Haupte, eingetreten ist,“ kann doch nur für den gelten, der dieser Kirche durch Glauben und Bekenntniß einverleibt ist; in diesem Falle ist es gewiß seine Pflicht, bis zum Eintreten jener Lossagung ohne Rücksicht auf die entarteten Zustände seiner Kirche in Treue und Geduld auszuharren. Sollte aber diese Regel auch die an ihre äußerlich überkommene Kirche binden, welche durch Glauben und Bekenntniß bereits einer anderen Kirche angehören? Damit wäre ein, von Ihnen gewiß nicht beabsichtigter Vorwurf ausgesprochen für Alle, die zu unserer Kirche von der Römischen übergetreten sind, oder wir müßten von der letzteren sagen, sie habe sich völlig von Christo losgesagt. — Nun, theurer Freund, ich weiß, daß wir trotz aller Differenzpunkte, die sich auch finden möchten, in das Eine Gebet zusammenstimmen: „Gedenke an deine Gemeinde, die du von Alters her erworben und zur zum Erbtbeil erlöst hast“ — und der Herr wolle uns seine Thren neigen.

B.

B. St.

Kirche und Schule nach der neuen Verfassung.

Es ist ein Jammer, sein Wort weder brechen noch halten zu können! Dies ist der Eindruck, welchen die neue Verfassung überhaupt und deren das Unterrichtswesen betreffende §§. 18 — 23. sammt den Motiven derselben insbeson-

dere auf uns gemacht haben, und hierin müssen wir dem Referenten in Nr. 3. des neuen evang. Gemeinde-Blattes entschieden entgegenreten, namentlich dem Urtheile desselben: „Es hat hier offenbar eine andere Hand die Feder geführt, aber mit nicht weniger Sachkunde, Umsicht und gerechter Berücksichtigung der sich geltend machenden Ansprüche.“ — „Hier, bei dem letzten Punkte (ad 3.) ist es, wo das Recht der Kirche in der Verfassungsurkunde anerkannt und in der vorliegenden Denkschrift auf eine allerdings überraschende, aber sieghafte Weise motivirt ist.“

Die §§. 18—23. und deren Motive wollen das gegebene Wort nicht brechen, daß die Schulen Anstalten des religionslosen Staates seyn sollen. Zuvörderst trösten sich die Motive mit der bisherigen Gesetzgebung (A. L. R. II. Tit. 12. §. 1. 9. 12., Reg. Instr. v. 23. Okt. 1817 und K. O. f. d. ev. R. Rheinl. u. Westph. v. 5. März 1835 §. 66.), der gemäß die Schulen im Preussischen Staate bisher Staatsanstalten gewesen seyen, und daß eine selbstständige Aufsicht der Kirche über dieselbe nicht stattgefunden habe. Sie verhehlen sich aber, daß der bisherige Preussische Staat ein christlicher, insbesondere ein evangelischer gewesen ist, daß mithin die kirchlichen Organe, denen er bisher sein Schul-Aufsichtsrecht übertragen hat, in dieser Eigenschaft eben so gut Organe der Kirche, nicht des Staates, gewesen sind, als sie bei Beforgung und Überwachung des Religionsunterrichts Organe des Staates (namentlich „Königlicher“ Consistorien), nicht der Kirche waren. Es ward also bei der neuen Verfassung, im aufrichtigen Sinne des religionslosen Staates, allerdings die kirchliche (in specie staatskirchliche) Aufsicht über die Schulen negirt und dieser Trost der Nicht-Negation oder der Behauptung des historischen Rechtsbodens kann dem motivirenden Gesetzgeber eben so wenig verschlagen, als er die Repräsentanten der März-Erregenschaften befriedigen wird. Den Aufrichtigen aber läßt es Gott gelingen. Inbessen ist die Aufrichtigkeit, das gegebene Wort nicht zu brechen, wiederum nicht zu bestreiten, wenn man sieht, wie die Motive sich sogar bemühen, das Aufkommen eines vom Staate unabhängigen, kirchlichen Schulwesens zu verhüten, welches den Unterricht des Volks zum überwiegenden Theil in seine Gewalt bekommen würde. Sie versichern nämlich, daß der Religionsunterricht der Volksschule nicht bloß deshalb nicht entzogen werden könne, weil hiemit der gegen die Religion indifferenten Schule alle aus kirchlichen Fonds fließenden Mittel entzogen werden würden, sondern schon deshalb nicht, weil sich die „Befürchtung“ aufdränge, daß Religionschulen als Concurrenzschulen errichtet werden und den Sieg gegen die religiös-indifferenten Schulen des Staates davontragen würden. Schon diese „Gefahren“, welche einen großen Theil der Volkserziehung dem Einfluß des (religionslosen) Staates zu entreißen „drohen“, lassen den Motiven die Entfernung des Religionsunterrichts aus der Volksschule als unzweckmäßig und bedenklich erscheinen. Zuletzt, um den Entschluß, das gegebene Wort nicht zu brechen,

darzuthun, versichern die Motive, daß durch die den „religiösen Gemeinschaften (alias „Religionsgesellschaften“, also keine „Kirchen“) zugestandene Aufsicht über den Religionsunterricht das Recht des religionslosen Staates in der Obergewalt über die Schule nicht irgendwie beschränkt oder irritirt werden kann.

Die §§. 18—23. der neuen Verfassung sammt deren Motiven können aber auch das gegebene Wort, daß die Schulen Anstalten des religionslosen Staates seyn sollen, nicht halten. Unwillkürlich bekommt man durch diese Motive den Eindruck von einem Richter, der dem formell zu Verurtheilenden durch die Gründe des Erkenntnisses offenbar das „Nichtschuldig“ der Geschworenen zu gewinnen sucht; oder den Eindruck von dem Tagesbefehl eines gegen sein Volk gezwungen kämpfenden Heerführers, der nichts sehnlicher wünscht, als den Sieg des stamverwandten Feindes. Und in der That kann man die Argumentation dieses Richters und Führers in der Vindicirung des Religionsunterrichts für die Volksschule eine sieghafte nennen. Namentlich wird die Unmöglichkeit, allen Kindern wöchentlich auch nur eine Stunde Religionsunterricht durch den Geistlichen der betreffenden Religionsgesellschaften zu ertheilen, eben so treffend nachgewiesen, als die enge Verbindung der Volksschule mit der Kirche, von welcher die Gründung eines großen Theils der Volksschulen ausgegangen sey und aus deren Fonds ein großer Theil der materiellen und geistigen Mittel zur Erhaltung der Volksschulen fließe. Ja, die Ausschließung des Religionsunterrichts aus der Volksschule „würde entschieden nicht nur mit dem kirchlichen, sondern auch mit dem religiösen, in dem Boden des Volks und der Schule wurzelnden Princip brechen.“ Die Motive sind sogar so muthig, daß sie die Regierung dem pädagogischen, in der Überzeugung des Volks lebenden Grundsatz beitreten lassen, dem Grundsatz, daß die Volksschule nicht einem abgesonderten Gebiete des öffentlichen und geistigen Lebens, also etwa dem Staate oder der Kirche angehöre, sondern daß sie eine Vertreterin und Ergänzung der Familie sey, daher auch allen den geistigen und sittlichen Richtungen vollständig Rechnung tragen müsse, welche in den Familien und in der größeren Gesammtheit derselben, in der Gemeinde, als berechtigt sich geltend machen und anzuerkennen sind. „Siezu ist aber auch das religiöse Leben zu rechnen und muß dasselbe weiter als die allein berechnete und genügende Grundlage der erziehenden Wirksamkeit der Volksschule angesehen werden. Es ist Einem in der That, als ob man hier ein Bekenntniß zu der Trichotomie der älteren Lutherischen und reformirten Kirchenrechtslehre von dem magistratus politicus, ordo ecclesiasticus und status oeconomicus hörte, und fast scheint aller Zweifel, daß der motivirende Gesetzgeber sein Wort von der Schule, als Anstalt des religionslosen Staates, zu halten sich außer Stande fühle, endlich bei folgendem Passus schwinden zu müssen: „So lange die bürgerlichen Gemeinden und der Staat aus Angehörigen bestehen, die auf religiöses Leben und

zwar in confessioneller Besonderheit Werth legen und dasselbe ausüben; so lange ferner der Grundsatz, daß der Genuß der staatsbürgerlichen Rechte nicht mehr von dem religiösen Bekenntniß abhängig seyn soll, nicht etwa den Sinn erhält, daß nichts, was zu dem Staat oder der Gemeinde in Beziehung tritt, eine Besonderheit des religiösen Bekenntnisses an sich tragen dürfe, sondern nur bedeuten kann, daß ungeachtet dieser Besonderheit der Genuß jener Rechte nicht verkümmert werden soll: so lange mußte es als Aufgabe der Gesetzgebung angesehen werden, in der Verfassungsurkunde dasjenige nicht zu ignoriren und von dem Genuß von Rechten nicht auszuschließen, was dadurch doch nicht vernichtet wird.“ Zwar behauptet auch hier der religionslose Staat seine Indifferenz scheinbar, indem er „ungeachtet“ der Besonderheit des religiösen Bekenntnisses den Genuß staatsbürgerlicher Rechte nicht verkümmern lassen will; indem er diese Besonderheit dasjenige nennt, „was doch nicht vernichtet wird,“ und indem er sie nur „nicht zu ignoriren,“ „nicht auszuschließen“ als Aufgabe seiner Gesetzgebung ansieht. Zwar desavouirt er, im Verlaufe der Motive, jede positive Beziehung zu der Kirche, mit welcher er seit seinem Entstehen in heiliger Ehe zu leben für seine Ehre hielt, beharrlich und erklärt, daß er die Aufsicht über den Religionsunterricht der Volksschule nicht übernehmen könne; — indessen solle die Aufsicht der Organe religiöser Gesellschaften über den Religionsunterricht doch nur eine „nächste“ Aufsicht seyn, und das Recht des Staats in der „Oberaufsicht“ nicht irgendwie beschränkt oder irritirt werden. Ja er kann nicht umhin, „nach wie vor“ seine Aufgabe darein zu setzen, daß er den Friedenszustand auch in der Volksschule schützt, der Beeinträchtigung des Religionsfriedens in den gemischten Schulen wehrt und die Gewissensfreiheit in allen Schulen „schützt.“ Kurz, die Argumentation für den Religions-, ja für den confessionellen Religionsunterricht in der Volksschule ist, trotz aller Wiederholungen der religiösen Indifferenz, gelungen und zwar unter solcher Anerkennung des religiösen Lebens und dessen Besonderheit und unter solcher Betheiligung des Staats, daß derselbe das gegebene Wort der absoluten Religionslosigkeit nicht halten zu können gezeigt hat.

Nicht so „sieghaft“ ist jedoch die Reaktion der Motive gegen das abgedrungene Wort in Bezug auf die den Religionsgesellschaften zu überlassende Versorgung, d. i. Organisation und Beaufsichtigung des Religionsunterrichts in der öffentlichen Volksschule, und wir wissen in der That nicht, wen wir bei der hier unermesslichen Entscheidung zuerst bedauern sollen, den Staat oder die Kirche? Wenigstens wird dem Staate hier sicherlich die Entscheidung wieder um ein Bedeutendes schwerer fallen, als sie ihm bei dieser Gesetzgebung und deren Deklaration gefallen wäre. Leider! kehrt nämlich in diesem Punkte die Motivierung zu dem Bemühen zurück, das gegebene Wort nicht zu brechen.

Wenn namentlich die Motive erklären, daß die Schule eine Vertreterin und Ergänzung der Familie sey, daher auch allen den geistigen und sittlichen Richtungen vollständig Rechnung tragen müsse, welche in den Familien und in der größeren Gesamtheit derselben, in der Gemeinde, als berechtigt sich geltend machen und anzuerkennen sind, so sind es, zur Überraschung jedes unbefangenen Kirchenfreundes, welcher nichts weniger als die Anerkennung des dreigliedrigen Kirchenbaues zu vernehmen dachte, hinterdrein eben nur die „bürgerlichen Gemeinden,“ die oben gemeint seyn sollen und deren Familien die Volksschule zu vertreten und zu ergänzen habe. Das „religiöse Leben,“ welches demnach als die allein berechnete und genügende Grundlage der erziehenden Wirksamkeit der Volksschule angesehen und festgehalten werden soll, ist mithin so allgemeiner Fassung und von einer solchen Union, daß es alle alte und neue Lutherischen, reformirten, lutherfreundlichen, freigemeindlichen u. u. Gestaltungen aufzunehmen im Stande sey. Sollten dieselben aber gegen einander gerathen wollen, so würde der Staat „nach wie vor“ (???) in Bezug auf den Religionsunterricht der Volksschule seine Aufgabe darein zu setzen haben, „daß er den Friedensstand, der unter den verschiedenen Religionsparteien im Staate herrscht (?), auch in der Volksschule schützt.“ Es ist mithin die Anerkennung der confessionellen Besonderheit in den Motiven und also auch das Verbleiben des Religionsunterrichts in der Volksschule nach der Verfassungsurkunde illusorisch, weil ein nicht confessioneller oder s. g. allgemeiner Religionsunterricht unmöglich ist, und sonach entweder ganz aufhört, oder in einen Irreligionsunterricht umschlägt, oder möglicher, oft wahrscheinlicher Weise die Farbe annimmt, welche in der bürgerlichen Schulgemeinde die beliebteste, aber in Bezug auf Gründung und Mittel der Schule die unberechtigtste ist. Aus dem Umstande nämlich, daß den Religionsgesellschaften die Versorgung oder Organisation und Beaufsichtigung des Religionsunterrichts in der Volksschule vom Staate überlassen wird, soll einestheils keineswegs einseitig gefolgert werden, daß den Lehrern der öffentlichen Schulen der Religionsunterricht ihrer Confessionsverwandten ohne Weiteres (d. h. ohne den Staat) entzogen werden könne; anderentheils muß der Staat voraussetzen, daß, wenn den Gemeinden die Wahl der Lehrer freisteht, „wobei auch deren religiöse Richtung und Befähigung zum Religionsunterrichte berücksichtigt werden kann (sic!),“ der unter diesen Verhältnissen und von diesem Lehrer ertheilte Religionsunterricht der betreffenden Religionsgesellschaft genüge. — Der verheißene, vom Staate zu schützende Friedenszustand in der Volksschule würde also den Schutz eines freigemeindlichen Lehrers an einer evangelischen Volksschule zwar insofern nicht involviren, als ihm nur der Religionsunterricht seiner Confessionsverwandten nicht entzogen werden kann. Indessen — die Entscheidung ruht hier dennoch in den Händen des Oberaufsicht führenden, religiös-indifferenten, ja, wegen mehrerer freie

meindlichen Glieder einer Schulgemeinde oder selbst des Schulvorstandes derselben, dieses den Friedenszustand zu schützen geneigten Staats. Noch mehr, wenn z. B. die Altlutheraner in der Schulgemeinde N. N. oder in deren vocirendem Schulvorstande prävaliren, so muß der Religionsunterricht des vocirten Lehrers eben so gut genügen, als wenn die Demokraten dessen religiöse Richtung und Befähigung zum Religionsunterricht gar nicht, wohl aber sein Wühlertalent bei der Wahl zu berücksichtigen durchgeseht hätten. Denn es ist überall nur die bürgerliche Schulgemeinde, welcher der Staat die Organisation und Beaufsichtigung des Schulunterrichts überläßt.

O, es ist ein Jammer: sein Wort weder brechen noch halten zu können! und obwohl wir nicht dem Urtheil G. Jahn's in Nr. 3. des Volksblatts f. St. u. L. d. J. beistimmen können: „Entweder jede Religionspartei errichtet ihre besonderen Schulen, oder der confessionelle Religionsunterricht wird ganz aus den öffentlichen Lehranstalten verbannt,“ eben weil wir halten wollen, was wir haben, d. h. sowohl die äußeren als inneren Mittel der Volksschule zu behaupten gedenken; — so können wir doch nicht umhin, in obigem Urtheile die unfreiwillige Consequenz der neuen Schulverfassung zu erblicken, welcher wir unterdessen nicht mit jener Resignation, sondern mit dem Widerstande des guten Rechts und der Treue zu begegnen entschlossen und anrathig sind. M y.

N a c h r i c h t e n.

Provinz Sachsen.

Man pflegt in der Börde und von der Börde zu sagen: „So weit man die Domschürme Magdeburgs sieht, so weit ist das kirchliche Leben um Magdeburg schlecht. Die Domschürme von Magdeburg machen es nun allerdings nicht; eher hätte es in der neueren Zeit der heilige Geistthurm gemacht mit dem General-Superintendenten-Sitz, oder der Katharinenthurm mit seinem jetzt ganz verblühten Uthlich, oder der Thurm der Reformirten Kirche mit dem Hornbläser Dulon. Aber so ganz darohne ist es nicht, daß es mit der Kirchlichkeit in der nächsten Umgegend von Magdeburg schlecht steht. Ob dies von der Nähe der Metropole, oder von den guten Pfarren, oder mit daher kommt, daß ein Theil mit Männern besetzt wurde, die am Kloster unserer lieben Frauen eine Zeit lang gearbeitet haben und dann am geistlichen Amt Gefallen finden, weil diese Klosterschule die besten Pfarren mit zu vergeben hat, das weiß ich nicht. Letzterer Grund ist kein allgemeiner, und sollte man sonst auch wohl glauben, das Schulamt sey keine süße Vorbereitung, vielleicht jetzt die beste für das Pfarramt. So weit ich es absehen und nach geschichtlichen Thatsachen beurtheilen kann, so möchte auch hier, wie anderswo, schwachen Seelen die Wohlbehäglichkeit vielen Schaden gethan haben; aber das auch nicht allein den Pfarrer-Seelen, sondern auch den Bauer-, den Müller-, den Händler-, den Fabrikanten-Seelen. Daß aber die Tagelöhner und Fabrikarbeiter als Proletarier noch weniger das Gotteshaus besuchen, als die Herren, ist ein natürliches Ergebniß. Diese kleinen Leute sind gewohnt, sich in Allem nachzusetzen. Auch sind sie darum ärmer, als in mageren Gegenden, weil sie als Knechte und Mägde an den guten

Tisch der Herren gewohnt, als Verheirathete solchen fortzusetzen streben, wozu der Tagelohn nicht ausreicht. — Das sittliche Elend wuchert dabei in dieser Zeit immer höher empor. Uneheliche Kinder mehren sich, Ehen, die eben geschlossen, zerfallen wieder, wilde Ehen werden häufiger, und ein gewissenhafter Geistlicher möchte verzweifeln, indem er, wenn er damit umgeht, die wilden Ehen zu zerstreuen, Trauungen vollziehen muß, wobei sein Gewissen verletzt wird. Dabei ist die Frechheit so groß, daß Jeder glaubt bei seinen Sünden in seinem Rechte zu seyn. Besonders ist das Staunen bemerkenswerth, wenn Leute, die Jahre lang in wilder Ehe in einem anderen Dorfe gelebt haben und nun mit Kindern angekommen, vernehmen, daß das Sünde sey. Sie meinen, die Erzeugung von Kindern mache sie so gleichsam zu untrennbaren (in der Weltausprache würde es heißen: satirischen) Geleuten. Vielleicht eignen sie sich auch noch das fait accompli an, und stehen dann auf dem vulkanischen, neuen Rechtsboden. Dabei haben die Leute von der künftigen Entbehrlichkeit der Trauung gehört; meinen, das Hingehen zum Gericht sey auch weiter nichts, und eignen das im Voraus sich an, was doch künftig ihnen gewährt werden soll. Man kann sich nicht wundern, wenn die Proletarier so denken, da ja der Deputirte aus dem Wolmirstädter Kreise bei der aufgelösten Nationalversammlung, Justiz-Commissarius Weichsel, also ein Jurist, in Genthin, wo er für die zweite Kammer gewählt werden wollte, die Verletzung des siebenten Gebots durch das Jagdgesetz für den Akt der größten Gerechtigkeit erklärt hat, indem er die Behauptung aufstellte, die Jagdbesitzer seyen keine Berechtigten, sondern Verpflichteten gewesen, weil ihnen in alten Zeiten von den Ackerbesitzern das Vertilgen der wilden Thiere aufgetragen wäre, welchen Auftrag jetzt die Ackerbesitzer zurücknehmen; und wenn von einer Entscheidung die Rede sey, so gebühre sie den Ackerbesitzern, indem solche jetzt selbst eine Arbeit übernahmen, welche von Rechtswegen andere Leute für sie zu verrichten hätten.

Doch unsere Aufgabe ist zu zeigen, wie die Gemeinden Christi durch schlechte Hirten verborben sind, oder vielmehr dazu einige Belege zu liefern; denn die Geschichte des gemeinen Nationalismus zeigt überhaupt, daß der Unglaube gegenwärtiger Zeit aus den Federn und aus dem Munde der Geistlichen wie eine Lavaströmung über das Volk gekommen ist.

Eine rechte Versuchung für die Geistlichen ist die dermalige Art, wie die Stellen besetzt werden. Die Behörde der Provinz Sachsen gestattet dabei den Einwirkungen der Gemeinden einen Einfluß, der gesetzlich nicht da ist, und verwöhnt so die Gemeinden. Leider habe ich gehört, daß dieses Verfahren höheren Orts ihr empfohlen seyn soll. Aber ich muß entschieden dagegen mich erklären. Will man den Gemeinden interimsistisch oder provisorisch etwas geben, so geschähe dies offen und entschieden. Man gestatte z. B. den Gemeinden, aus zwei oder drei Candidaten, welche die Behörde ihr stellt, für dies Mal, ohne Folgerungen für die Zukunft, sich einen Geistlichen zu wählen. Aber einen Geistlichen bezeichnen und dann wieder auf Wünsche der Gemeinde fallen lassen, das ist ohne alle Ordnung und schadet dem Ansehen der Behörde. Besonders aber führt dies zur Simonie. Man kann auf unbestimmte Erzählungen nicht bauen, aber gewöhnlich ist etwas daran, wenn auch Vieles zugebichtet wird. In diesem Sinne mag man es denn nehmen, wenn erzählt wird, ein Förster habe der Gemeinde freies Holz geboten und den Bau eines Schulhauses durch seinen Bruder versprochen, wenn er Pfarrer würde. An einem anderen Orte sollen die Candidaten um eine sehr gute Stelle sich jagend bewerben bei der Gemeinde, weil solche erklärt, sie werde nur einen Pfarrer nehmen, der die Tochter des verstorbenen Heirathe. Was davon wahr ist, bleibe dahingestellt; Eins

ist wahr, wer jetzt will eine Pfarrstelle haben, muß sich bei der Gemeinde insinuiert, und bekanntlich verstehen das unwürdige Leute besser, als würdige. Diesem Wesen muß bald ein Ende gemacht werden, wenn nicht die Gemeinden sollen unbedingte Patrone, und die Geistlichen Stellenjäger werden. Was kann ein Geistlicher wirken in der Gemeinde, die er baar oder durch Versprechungen oder durch Speichellecken für sich gewonnen hat? Ich bin auch für Mitwirkung der Gemeinden bei der Wahl ihrer Geistlichen, aber unter den Schranken des Patronats. Sollen die Geistlichen nicht Bauernfnechte werden, wie in Amerika, soll ihr Amt ihnen von oben und nicht von unten anvertraut werden, so daß sie vom Geist Gottes gegeben und nicht aus dem Fleische erlesene Diener der Gemeinde sind, so muß das Patronat aufrecht erhalten werden, es übe solches ein Fürst oder ein Graf, ein Magistrat oder ein Kirchen-Collegium am Ort, ein Königl. Consistorium oder ein allgemeines Kirchen-Direktorium. Gott bewahre die Kirche Christi vor Urwählereien! Erst wenn überall ordentliche Kirchenpresbyterien, d. h. kirchlich gewählte und kirchlich bestätigte sind, kann die entferntere höhere Patronatschaft mehr zurücktreten.

Die Wahlen der Kammerdeputirten haben manche Geistliche in allerlei Versuchungen geführt. Einige sind gar nicht zur Wahl gegangen. Das halte ich für unrecht. Wir müssen für den König von Gottes Gnaden zeugen, wo wir können, und es ist Feigheit, irgend eine Gelegenheit dazu unbenutzt vorübergehen zu lassen. Die kräftigen Zeugnisse wahrhaft gläubiger Geistlichen, die entschieden für Rechte, Ordnung und Königthum bei den Wahlen auftraten, haben der Kirche Christi wie der Sache des Königs genutzt. Unbefangene Leute lernten den Unterschied kennen zwischen wahrhaft gläubigen, entschiedenen Geistlichen und zwischen solchen vom 15. August traurigen Andenkens. Diese eisbärartigen Rechts- und Linksdrehungen des Glaubenskopfes in schlauer Vermittelungssucht und selbstthätiger Friedensstiftung, wo nichts zu vermitteln und nur mit dem scharfen Schwerte zu schneiden ist, sprachen auf die Länge Bauern und Bürger nicht an. Die süßen Redensarten zergingen schon in der Luft und kam nichts davon an's Herz. Anders war es mit derben Glaubensäußerungen. In einer Versammlung, worin sich zwei gläubige, kräftige Geistliche besonders durch warme Vertbeidigung der Sache des Königs auszeichneten, sprach ein ehrlicher Bürger, der aber auch gegen das Christenthum (d. h. wirkliches, ächtes) eingenommen ist: „Zulezt verdanken wir noch den Ruckern den Sieg! Mit denen müssen wir es bei den Wahlen halten.“ — Ein Herr Ober-Amtmann erklärte auch unumwunden einem gläubigen Geistlichen: „Ja, jetzt gehen wir, Herr Pastor, mit ihnen Hand in Hand, aber hernach sind wir wieder himmelweit auseinander.“ — Dabei möchte ich wohl bemerken, daß ein großer Theil dieser halben Diener des Königs sich seit dem Sonntage Reminisce 1848 schlecht gemacht haben. Erst krochen sie bei den Demokraten und lekten ihren Speichel; jetzt wieder spielen sie die Patrioten und wollen doch nichts als ihren Bauch. Ich will keinen nennen, zu Gebote ständen mir mehrere.

Dagegen muß ich eines Pastors gedenken, der sich sehr unwürdig bei der Wahl der Deputirten zur zweiten Kammer in Zerichow nahm. Nicht allein soll er, als davon die Rede war, dem Könige ein Lebeohoch auszubringen, erklärt haben: „nein, das mußte man nicht, aber der Nationalversammlung;“ sondern er ist auch in der Genthiner Kirche der erste gewesen, der den Rauchapparat heraufsuchte, und führt seit der Zeit den Namen Rauchpastor. Was soll man darüber klagen, daß Bauern und Tagelöhner bei den Wahlen die Kirchen entweiht haben, wenn ein lichtscheuender Pastor vorangeht? Die Kirche Christi leidet an ihren Hirten.

Die Kirche Christi leidet aber auch an den Frauen ihrer Hirten. Die Katholische Kirche hat wohl gewußt, was sie erstrebte, als sie den Eölibat einführte. Ich kann nicht für ihn reden, denn er ist eine gesetzliche Entmannung des ganzen Standes der Geistlichen; aber die Pfarrfrauen haben vielen Männern die Verwaltung ihres Amtes erschwert, und es würden viel Geistliche mehr in ihrem Amte dem Herrn dienen, wenn ihre Frauen sie nicht vielfach behinderten, statt ihnen als Diakonissen zu helfen. Doch gegen Pfarrfrauen überhaupt will ich heut nicht schreiben, sondern ihre Männer nur bitten, ihnen zum Geburtstag Burks Spiege elder Pfarrerfrauen zu schenken. Ich will heut so grausam sein und gegen Pfarrwitwen schreiben, in Liebe zu den Pfarrgemeinden. Die Veranlassung dazu ist zunächst eine reiche Pfarrwitwe, welche ein ganzes Jahr die Einkünfte einer Pfarre genießt, welche mindestens 1800 Thlr. trägt, die aber fortwährend klagt, daß man die armen Wittwen liberal unterdrückt, dabei aber doch seit zehn Monaten (so lange ruht ihr Mann im Grabe) noch nie einen Sonntag das Bedürfnis gehabt hat, die Kirche zu besuchen, worin ihr Mann gepredigt, worin die Gemeinde sich versammelt, die verwaist ist und wozu sie auch gehört, die Kirche, welche ihr ein ganzes Jahr noch die Einkünfte des dortigen Pfarramtes gewährt. Der Nachfolger ihres Mannes unterhandelt mit ihr wegen Abtretung der Wohnung gegen Entschädigung; es handelte sich auch dabei noch um 80 Thlr., die er jährlich ihr geben wollte, bis die Kinder ein gewisses Alter erreicht hätten; aber alle diese Unterhandlungen führten zu keinem Ergebnis, wobei es unentschieden bleiben mag, wer der Unterhandelsnden oder wie viel ein jeder davon die Schuld tragen mag. Genug, der Nachfolger ward zuletzt eingeführt, weil er das Amt unentgeltlich verwalten konnte, ist nun allwöchentlich einige Tage im Orte, im Dachstuhlchen bei dem Cantor wohnend, und die andern Tage in einer zwei Meilen entfernten Stadt, während die Witwe in dem schönen Pfarrhaus fortwohnt, weil der Privatpatron nach einem frühern Borgeang das ganzjährige Witthum ihr zugestanden, sie also im äußern Rechte ist. Ehe der dermalige Pfarrer eingeführt wurde, so besorgten die benachbarten Geistlichen als Balanzprediger die Stelle nach dem Tode ihres Amtsbreders. Aber jeder dankte Gott, wenn sein Tag vorüber war. Die Wagen, welche zum Abholen kamen, entsprachen nicht immer den allgeringsten Forderungen. Ein Geistlicher zog es vor, abzustiegen und zu Fuß zu wandern. Die Einklehr bei einer klagenden armen Witwe, welche das Gotteshaus nicht besucht, war auch unerfreulich. Öfter fehlten auch die richtigen Bestellungen, obgleich der wackere Cantor sein Möglichstes that.

Doch genug der Einzelheiten! Sie sollen nur als ein Beispiel die Sache, um die es sich handelt, erläutern. Es schadet dem Hirtenamte überaus, daß es auch ein halbes Jahr, ja ein Jahr (und das ist nicht so selten, weil bei schwierigen Pfarrbesetzungen sich sogar über ein Jahr die Balangen hinausschieben) unbefest bleibt und so nebenbei mit verwaltet wird. Erklärt man dadurch nicht den Gemeinden unumwunden, es brauche kein Pfarrer am Ort zu sein, die Seelsorge könne ruhen, es brauche nur ein Pfarrer geholt zu werden, wenn zu reden, zu taufen und zu trauen sey? Wird nicht unumwunden es ausgesprochen, eine vorgelesene Predigt sey eben so gut als eine vorgelegene, wenn der Küster ein halbes oder ein ganzes Jahr alle vierzehn Tage liest? Wer beaufsichtigt die Schule? Wenn auch ein Geistlicher in der Nähe die Kirchenbücher führt und als eigentlicher Verwalter gilt, so hat er doch mit seiner Pfarre zu thun, und ist nur so nebenbei verpflichtet, auch das Seelenheil in der verwaisten Gemeinde befördern zu helfen. Die Katholische Kirche beschämt uns darin. Stirbt ein Pfarrer, so wird ein Stellvertreter hingeschickt, und das muß auch in der Evangelischen Kirche so werden. Daß man so lange einem so auffälligen Übel-

stande nachgesehen hat, liegt wohl darin, daß keiner gegen die sogenannten armen Wittwen sprechen will; aber es ist doch unrecht, daß man schweigt. Die Gnadenzeit für die Wittwen kann doch nur so gedacht werden, daß dadurch soll ihnen Zeit gegönnt werden, sich ein Unterkommen zu suchen, und sich in die neue, ungünstige Lage hineinzufinden. Es soll doch damit nicht gesagt werden, die Pfarreinkünfte sind nur einzig und allein ein halbes oder ein ganzes Jahr für die Wittwe, ohne daß sie sich irgend wie um die Verwaltung des Amtes bekümmert. Wer so die Wittwen- oder Gnadenzeit auslegt, der verwechselt Mittel und Zweck. Es ist eine Gnade, wenn der Wittve erlaubt wird, noch ein halbes Jahr nach dem Tode des Mannes auf der Pfarre zu bleiben, aber es ist auch ihre heilige Pflicht für eine angemessene Verwaltung des Pfarramtes die gehörigen Mittel darzureichen. Es ist deshalb ganz verkehrt, daß die Gemeinden den Geistlichen speisen sollen, welcher bei ihnen predigt. Das sollte sich doch eine Wittve nicht nehmen lassen. Daß die Gemeinden, welche Pferde haben, den stellvertretenden Geistlichen holen, muß nur als ein Liebesbeweis betrachtet werden, und nicht als ein Zwang, wie es jetzt hier ist. Daß ein vertretender Geistlicher sich nicht werde seine Amtsverrichtungen von der Wittve bezahlen lassen, versteht sich von selbst.

Aber die jetzige Beforgung der Pfarrvakanten ist durchaus tadelnswerth. Es muß hierin gehörig reformirt werden. In zwei bis drei Ephorien muß sich wenigstens ein ordinirter Pfarrgehilfe finden, der, wenn er als solcher nirgends zu amtiern hat, für sich studiren, dem Superintendenten helfen oder irgend wo sich mit Unterricht beschäftigen mag. Sobald ein Geistlicher stirbt, zieht ein solcher Gehülfe bei der Wittve ein und wird von ihr befristet. Er besorgt das ganze Pfarramt. Seinen Gehalt, etwa jährlich 100 bis 150 Thlr., bei freier Station, erhält er nöthigenfalls auch von der Wittve. Aber es lassen sich wohl besondere Pfarrunterstützungskassen dazu anlegen, nöthigenfalls durch stehende Beiträge der Pfarrer in einem Bezirke. Bei einer solchen Einrichtung werden die so amtirenden Pfarrgehülfen aufs Beste in Amtsgeschäften geübt, sie erfahren etwas, und die Stetigkeit in der Verwaltung des Pfarramtes ist gewonnen.

Ich habe auch ein Herz für Wittwen, die rechte Wittwen, und noch mehr, wenn sie wirklich arme Wittwen sind und sich nicht bloß in Reichthum und mit Undank gegen Gott und Menschen so nennen; aber ich habe auch ein Herz für die armen Gemeinden und für die Würde des so schon verachteten Pfarramtes. Weiß es Jemand besser, der rede! Weiß es keiner besser, so ruf ich nun: „Selbe, wer helfen kann, denn hier ist die Hülfe dringend nöthig!“

Es giebt der dringend nothwendigen wirklichen Reformationen genug; möchte man sich doch endlich ihnen mit Ernst zuwenden, und dagegen das Gebiet der unfruchtbaren Concessionen, welche in Wahrheit Deformationen sind, verlassen! Das wäre namentlich eine würdige Aufgabe für unsere neue kirchliche Oberbehörde, der Gott dazu Weisheit und Kraft verleihen möge!

Schriften des Evangelischen Büchervereins.

1. Luther's großer Katechismus. Berlin 1845. 8. 155 S. angegeb. 2½ Sgr., geb. 4 Sgr.
2. Spener's Erklärung der christlichen Lehre nach der Ordnung des kleinen Katechismus Luther's. 1846. 8. 403 S. ungegeb. 6 Sgr., geb. 8 Sgr.
3. Luther's Hauspostille. 4. 684 S. ungegeb. 20 Sgr., geb. 25 Sgr., Halbf. 27½ Sgr., ganz Leder 1 Thlr. 2½ Sgr.
4. Müller's Erquickstunden. 8. 508 S. ungegeb. 8 Sgr., geb. 10 Sgr.
5. Arndt's wahres Christenthum und Paradiesgärtlein. 1847. 8. 612 u. 219 S. ungegeb. 13 Sgr., geb. 16 Sgr.
6. Die Bekenntnisschriften der Evangelisch-Lutherischen Kirche. 1848. 8. 661 S. ungegeb. 12½ Sgr., geb. 15 Sgr.

Die Leser der *Ev. R. Z.* werden gern vernehmen, daß das Unternehmen des Abdrucks und der Verbreitung bewährter Zeugnisse des evangelischen Glaubens, die wir gänzlich unverändert geben, fortwährend, und besonders von neuem in der letzten Zeit, wo auf's Erfreulichste das Bedürfnis sich kund gibt, in Kampf und Trübsal auf dem Glaubensgrund der Väter sich zu erbauen, des gesegnetsten Erfolges sich erfreut. Wir führen nur an, daß von Müller's Erquickstunden, nachdem die ersten 5000 Ex. vergriffen, eine neue Auflage hat gedruckt werden können; daß Nr. 1 und 2., beide ebenfalls in 5000 Ex. gedruckt, fast ganz vergriffen sind, eben so Nr. 5. zum größten Theil. So erfreulich die Abnahme von Luther's Hauspostille (5000 Ex. von 10,000, die gedruckt), müssen wir doch besonders den raschen weiteren Verkauf derselben wünschen, und um Beförderung desselben bitten, damit die grade hierin verwandten Mittel für neue vorbereitete Unternehmungen disponibel werden. Für die neuest erschienene Ausgabe der Bekenntnisschriften sind, wie überall, ältere Ausgaben, hier die von 1580 und die Baumgartenschen, sorgfältig verglichen. Wir freuen uns, mittheilen zu können, daß in diesen Tagen der Druck eines Gebetbuchs beginnt, das in zwölf Büchern eine Sammlung der auserlesensten Gebete, worunter sämmtliche von Luther und manche treffliche, bisher wenig bekannte, enthalten wird, und dann, sobald die weitere Abnahme der obigen Schriften, um deren Beförderung wir die Freunde unserer Sache, die ja die Sache des Herrn ist, dringend bitten, uns irgend gestattet auf die Mittel zu rechnen, der Druck des gewiß von Vielen verlangten Gesangbuchs, dessen Text, nach mehrjährigen gründlichen Arbeiten, bereits uns vorliegt.

Die obigen Ausgaben, deren Druck und Papier trotz der so billigen Preise sehr empfehlenswerth ist, sind direkt von dem Magazin des Vereins, in Berlin Klosterstraße Nr. 71. zu beziehen; man kann innerhalb der Preussischen Staaten unfrankirt den Betrag einsenden, und wird die bestellten Bücher sofort franko zugestellt erhalten.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Herausgegeben

von

C. W. Hengstenberg,

Dr. der Phil. u. d. Theol., der letzteren ord. Professor an der Universität zu Berlin.

Vierundvierzigster Band. Drittes Heft.

März 1849.

Berlin,
bei Ludwig Dehmkke.

Es ist der Zweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung in strenge gehaltener Einheit die Evangelischen Wahrheiten, wie sie in der heiligen Schrift enthalten und aus ihr in die Bekenntnisschriften unserer Kirche abgeleitet sind, zu begründen und zu verteidigen, den Unterschied zwischen der Evangelischen Lehre und der entgegenstehenden in ein helles Licht zu setzen und durch Mittheilungen, theils über den Zustand der Christlichen Kirche aller Gegenden, theils über die Wirkungen des Evangelii unter den Heidenvölkern, eine lebendige Theilnahme an den kirchlichen Dingen zu erwecken und das Bewußtseyn der Einheit in der Evangelischen Kirche zu befördern.

Die Evangelische Kirchen-Zeitung soll keiner Parthei angehören; sie will der Evangelischen Kirche als solcher dienen. Denen, welche zu dem lebendigen und entschiedenen Glauben an die Wahrheit der Evangelischen Lehre gelangt sind, will sie Gelegenheit geben zur weiteren Ausbildung und Durchbildung; sie will warnen vor den mannigfachen Abirrungen, die sich zu allen Zeiten einer großen religiösen Bewegung auch unter denen eingefunden haben, die in der Hauptsache die göttliche Wahrheit ergriffen hatten. Sie wird sich bestreben, bei den Einzelnen das lebendige Bewußtseyn der Einheit, theils mit der Evangelischen, theils mit der gesammten Christlichen Kirche aller Jahrhunderte zu befördern und zu einer allgemeinen Verbindung aller wahren Glieder der Evangelischen Kirche beizutragen. Vorzugsweise aber möchte die Evangelische Kirchen-Zeitung die Bedürfnisse derer berücksichtigen, welche für Wahrheit empfänglich, nicht wissen, wo sie dieselbe suchen und wo sie sie finden sollen. Das religiöse Bedürfnis ist in der gegenwärtigen Zeit mächtig erwacht; stärker, wie vielleicht je, empfindet man die Nothwendigkeit des Glaubens an eine Offenbarung. Aber viele unter den redlich Suchenden bleiben in stetem Schwanken, weil sie stets befürchten ein Extrem mit dem andern zu vertauschen. Die Evangelische Kirchen-Zeitung wird sich bestreben ihnen die Vorurtheile zu benehmen, welche ihnen gegen die Wahrheiten beigebracht worden, die verwirrten Begriffe zu entwirren, das reine Evangelische Christenthum von seinen mannigfachen Abwegen abzuschneiden, ihre Aufmerksamkeit zu lenken auf die Zeichen der Zeit, und sie näher bekannt zu machen mit den denkwürdigen kirchlichen Ereignissen in den nächsten und fernsten Gegenden der Erde.

Diese Zwecke glaubt der Herausgeber am besten zu erreichen, wenn er den Inhalt der Evangelischen Kirchen-Zeitung in folgende drei Rubriken abtheilt.

I. Aufsätze. Diese zerfallen in vier Classen.

Erste Classe: besonders Aufsätze über wichtige biblische Abschnitte, Auslegung schwieriger Stellen und größerer Stücke, die vorzugsweise in der jetzigen Zeit Erwägung verdienen; Nachweisungen der Glaubenseinheit in den verschiedenen heiligen Schriften, mit Berücksichtigung der verschiedenen Form, in welcher die göttliche Wahrheit in ihnen sich ausdrückt, und Hinweisung auf die stufenweise Entwicklung der göttlichen Heilsanstalten.

Zweite Classe: hauptsächlich Darstellungen der Evangelischen Lehre, im Gegensatz gegen besonders verbreitete Irrthümer im Glauben und Leben unserer Zeit. Belehrungen über die wahre Natur der Christlichen Kirche und ihr Hervortreten in der Zeit u. s. w.

Dritte Classe: kirchenhistorische Mittheilungen von der ältesten Zeit an, insofern sie in direkter Beziehung auf unsere Zeit stehen; zuweilen auch größere Stücke aus seltenen, oder doch der Mehrzahl der Leser unzugänglichen Büchern. Die Mittheilungen der letzteren Art sollen nie bloß compilatorisch seyn, sondern alles soll lebendig eingeführt und durch sie zu der Zeit gesprochen werden.

Vierte Classe: praktisch theologische Aufsätze, Mittheilungen aus der speciellen Seelsorge und andere Amtserfahrungen, Abhandlungen und Vorschläge, den Cultus betreffend u. s. w.

II. Litterarische Anzeigen, nicht gelehrte Recensionen, sondern beurtheilende Anzeigen und Auszüge allgemein wichtiger Bücher, und zwar nicht bloß ganz neu erschienener, sondern auch erneuernde Empfehlungen guter vergessener Schriften; Warnungen vor schlechten gangbaren Büchern.

III. Nachrichten, Beiträge zur innern Geschichte der Christlichen Kirche, des Inlandes sowohl wie des Auslandes; kurze Biographien von Personen, die für größere oder kleinere Kreise wichtig wurden, geschichtliche Mittheilungen über Begebenheiten in der äußern Verfassung und über die Verhältnisse der verschiedenen Religionsparteien zu einander; Missionsnachrichten, nicht in der Absicht, die diesem Gegenstande besonders gewidmeten Zeitschriften zu ersetzen oder zu verdrängen, sondern theils allgemeine gedrängte Übersichten theils herausgehobene charakteristische und individuelle Züge, mit Vermeidung aller unnützen Wiederholungen und allgemeinen Redensarten, und was außerdem in irgend einer Beziehung für die Mitglieder der Evangelischen Kirche von Interesse und Wichtigkeit seyn kann. Der Stoff zu diesen Nachrichten wird theils durch eine bedeutende Anzahl von Correspondenten im In- und Auslande, theils durch die Benützung der zweckdienlichen Zeitschriften, in Deutschland, Frankreich, England, Schottland und Amerika geliefert werden.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende seyn muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Überzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verboten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das Entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Überzeugung verträglich ist mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Befennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweist, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. Hengstenberg.

Unterzeichneter, als Verleger der Evangelischen Kirchen-Zeitung, erlaubt sich, obiger Anzeige noch einige Bemerkungen nachzusetzen:

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen jede Woche vorläufig zwei Nummern, die auf Verlangen wöchentlich versandt werden; — jedoch findet auch die Versendung von ganzen, in saubern Umschlägen broschirten, Monatsheften statt.

Der Preis für den ersten halben Jahrgang ist 2 Rthlr. Preuß Courant, und wird die Zahlung voraus geleistet. Bestellungen nehmen an: sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämtliche Preuß. Postämter, durch welche die Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung bezogen wird.

Litterarische und sonstige Mittheilungen, sobald sie per Post gehen, beliebe man an den Herrn Herausgeber hieselbst zu adressiren; — geben sie aber durch den Buchhandel, was bei nicht sehr eiligen Sachen, oder sobald sie mehr als das gewöhnliche Briefporto betragen möchten, gewünscht wird, dann erbitte ich dergleichen unter meiner Adresse durch Herrn Buchhändler J. G. Mittler in Leipzig, und zwar mit der Bemerkung: Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, zur Post.

Ludwig Dehnißke.

I n h a l t.

	Seite
N ^o 18. Die Kirche und die innere Mission	169
Nachrichten. Berlin	174
— — Pommern	175
— 19. Die Kirche und die innere Mission (Fortsetzung)	177
— 20. Die neue Ober-Kirchenbehörde in Preußen	185
Die Kirche und die innere Mission (Schluß)	192
— 21. Das Eigenthum und dessen Gegner (Dritter Artikel)	193
Nachrichten. Baiern	197
— 22. Das Eigenthum und dessen Gegner (Schluß)	201
Der christliche und der unchristliche Staat	204
Nachrichten. Baiern	205
— 23. Der christliche und der unchristliche Staat (Schluß)	209
Nachrichten. Pommern	216
Beilage	217
Nachrichten. Königsberg	218
— — Die Synode der evangelischen Brüderunität, gehalten in Herrnhut im Jahre 1848	221
— 24. Noch ein Wort zur kirchlichen Verfassungs-Angelegenheit der weslichen Provinzen	225
Nachrichten. Die Synode der evangelischen Brüderunität, gehalten in Herrnhut im Jahre 1848 (Fortsetzung)	231
— 25. Die Aufgabe der Gläubigen in unserer Zeit	233
Nachrichten. Die Synode der evangelischen Brüderunität, gehalten in Herrnhut im Jahre 1848 (Schluß)	237
— 26. Die Aufgabe der Gläubigen in unserer Zeit (Schluß)	241
Zur Eschatologie	243
Nachrichten. Aus der Provinz Sachsen	244

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 3. März.

N^o 18.

Die Kirche und die innere Mission.

Die Sache der inneren Mission hat seit unserer letzten Besprechung derselben in diesen Blättern (Nr. 95. v. J.) zwar ohne Zweifel auch in Berlin durch Herrn Wichern's Anwesenheit eine weitere Förderung erhalten; abgesehen aber von der allgemeinen Anregung, welche ein öffentlicher Vortrag in Kreisen geben konnte, die bisher der Sache ganz fremd waren, liegt hier noch immer kein bestimmteres lokales Resultat vor, und auch der Wittenberger Ausschuss scheint noch zu keinem entscheidenden allgemeineren praktischen Beschluß in der Sache geziehen zu seyn. In Hamburg dagegen ist man allerdings schon viel weiter in der praktischen Ausführung gekommen, und die von dem Vorsitzenden jenes Ausschusses veröffentlichte Darstellung dieser Dinge (Der Verein für innere Mission in Hamburg, Berlin 1849.) ist um so dankenswerther, da offenbar darin auch (wenigstens in den Hauptzügen) mittelbar und beispielsweise das gegeben werden soll, was der Ausschuss noch nicht unmittelbar geben konnte oder wollte: Regel und Bild dessen, was auch anderwärts und im Ganzen als Verwirklichung der in Wittenberg gefaßten Beschlüsse gemeint und beabsichtigt ist. Für uns nun hat die Sache selbst eine so überwiegend wichtige Bedeutung, daß wir jede Kritik über Einzelheiten der Ausführung gern zurückhalten würden, wenn und wo es sich um ein fait accompli handelte — zumal wo wir uns im Wesentlichen irgend einverstanden fühlen könnten; so weit wir aber nicht nur rem integram, sondern auch zugleich ein erhebliches Bedenken finden, glauben wir mit unserer Ansicht nicht zurückhalten zu dürfen. Was aber den ersten Punkt betrifft, so ist nicht nur, wie gesagt, anderwärts noch gar nichts geschehen, sondern es ist sogar in Hamburg Alles noch sehr im Werden; es sind auch in jener Darstellung so überwiegend nur Straßen und Plätze angedeutet, die erst noch bebaut werden sollen. So würde denn ein wohlgemeinter Rath über die Ausführung, sofern man ihn anders beachten möchte, wenigstens nicht zu spät kommen. Läßt man ihn aber unbeachtet, so kann er jedenfalls der Sache nichts schaden, und man mag dem ungerufenen Rathgeber um so eher die Gewissensberuhigung des, wenn auch vergeblichen, Zeugnisses lassen. Um ein solches aber handelt es sich in der That, insofern unsere Bedenken so weit sie gehen sehr ernster Art sind.

Diese Bedenken beziehen sich auf den kirchlichen Charakter der inneren Mission, der in der Natur der Sache geboten, in Wittenberg feierlich anerkannt, jedoch in der bisherigen Behandlung der Sache keine ganz genügende Bürgschaft findet.

In diesem Mangel aber können wir nicht umhin eine doppelte Gefahr zu erkennen, eines Theils für die Kirche, anderentheils für die innere Mission an sich. Nun wird man zunächst vielleicht einwenden, die ganze Sache liege in den Händen lebendiger Glieder der Kirche und diese geben eine genügende individuelle Bürgschaft dafür, daß die Sache zum Besten und im Geist der Kirche ausgeführt und erhalten werde. Niemand wird dies hinsichtlich des Kerns und der Mehrzahl der Theilnehmer dieser Bewegung williger anerkennen als wir, und weht der Wind der ersten allgemeinen Anregung einige Spreu herein, so wird sie sich bald genug von selbst ausscheiden! Aber es gibt nun einmal in allen Dingen eine strifttere und eine laxere Interpretation, und es gibt Verhältnisse, Momente, wo die letztere praktisch nicht genügt. Außerdem aber kann auch die striftteste Auffassung des Zwecks doch in den Mitteln sich nicht bewähren. Bei der Anerkennung der inneren Mission als Sache der Kirche, ist in Wittenberg doch ohne Zweifel nur an die Kirche gedacht worden, welche dort in ihren verschiedenen Zweigen als organisch concretes, zu Recht bestehendes Institut, wenn auch in freier Vertretung, doch jedenfalls als solche vertreten war. Damit werden nun ohne Zweifel auch die specielleren Vertreter der inneren Mission sich einverstanden erklären, und wir selbst denken nicht daran, ihnen eine bewusste Absicht der Schwächung und Störung, oder auch nur Vernachlässigung dieser Kirche Schuld zu geben. Die Frage ist aber: ob nicht ohne und gegen ihre Absicht die Art, wie sie die innere Mission und ihre Beziehung zur Kirche sich denken, dennoch eine solche Gefahr für die Kirche als unvermeidliche praktische Consequenz implicirt? Und dabei kommt es nicht bloß auf positive und unmittelbare, sondern auch auf negative und mittelbare Einwirkung an. Nun wird Niemand in Abrede stellen, daß die Zukunft der Kirche nicht bloß eine Frage der negativen Erhaltung eines status quo, sondern vielmehr des entschiedensten positiven Aufschwungs in allen ihren Functionen und Organen ist. Nur indem diese Kirche und jedes ihrer naturgemäßen und nothwendigen Organe in allen naturgemäßen und nothwendigen Functionen ihren hohen Beruf (so weit es denn irgend möglich) zu erfüllen strebt, hat sie überhaupt eine Zukunft bei uns. Alles aber, was irgend einem von diesen ihren Organen die zunehmende Erfüllung irgend einer dieser Functionen positiv oder negativ verkümmert oder erschwert, ist eben deshalb als ein Hinderniß, als eine Gefahr, als eine Schwächung und Störung anzusehen. Eine solche Erschwerung und Verkümmern aber kann der Kirche in ihrem Organ nicht bloß von außen und im Geist und Absicht entschiedener Feindseligkeit oder Gleichgültigkeit kommen, sondern sie kann auch

dadurch entstehen, daß den vorhandenen Organen theils die ihnen angemessene Funktion selbst, theils die zu deren Erfüllung nöthigen Kräfte und Mittel, durch die Bildung neuer, außerordentlicher Organe, entzogen werden — Organe, die immerhin in einem gewissen Zusammenhange mit der Kirche stehen, aber doch im Wesentlichen als Wucherbildungen erscheinen können.

Allerdings zwar gibt es Umstände, in denen eine solche Entwicklung entweder unschädlich oder nützlich, oder gradezu nothwendig ist. Dies findet statt, wo der ganze kirchliche Organismus zwar der speciellen, dem neuen Bedürfniß ganz entsprechenden Organe noch ermangelt, aber doch im Allgemeinen kräftig genug ist, um neue und ausgedehnte Organe produciren, tragen und assimiliren zu können, ohne in ihnen aufzugehen, von ihnen geschwächt, entstellt und niedergezogen zu werden — ohne daß die Gefahr eintrete, sie könnten als selbstständige oder feindselige Existenzen sich entwickeln. Die Katholische Kirche bietet in verschiedenen kritischen Perioden ihrer Geschichte Beispiele der Art; und doch — wer könnte läugnen, daß ihre Orden und Bruderschaften sich vielfach auf Kosten ihres gleichsam natürlichen, regelmäßigen Organismus entwickelt und zum Verfall der Kirche beigetragen haben! Daß aber diese Gefahr bei der Protestantischen Kirche in dem Maße größer seyn wird, wie ihre ganze materielle Organisation mangelhafter, dürftiger, schwächer, ihre Stellung weniger selbstständig ist, bedarf hier keiner Ausführung. Andererseits aber ist allerdings zuzugeben, daß möglicherweise eben aus diesen Mängeln das Bedürfniß neuer Organbildung hervorgehen könnte. Die Frage ist nur: ob diese allgemeine Möglichkeit, wie die Sachen stehen, als wirkliches Bedürfniß bei uns vorliegt? Diese Frage aber können wir jedenfalls hinsichtlich der inneren Mission nur verneinen, und eben deshalb können wir eine Berechtigung nicht anerkennen, die Kirche der Gefahr solcher Neubildungen auszusetzen. Es können hier die äußere Mission und die Bibelgesellschaften keine Analogie bieten, obgleich beide, namentlich letztere, gar wohl mehr als bisher als Gemeindefache betrieben werden könnten.

Die innere Mission ist eigentlich nichts als der in der Liebe thätige Glaube in seiner Richtung auf die Abhülfe geistiger, sittlicher und physischer Übel und Leiden, welche sich innerhalb der Kirche selbst, großentheils als Folgen des Unglaubens oder doch in Verbindung mit demselben entwickelt haben. Wenn wir sagen, „innerhalb der Kirche selbst,“ so nehmen wir den Ausdruck natürlich in dem weiteren Sinne, dem vielleicht der Ausdruck „innerhalb der christlichen Gesellschaft oder Welt“ besser entspräche, und worin jedenfalls der Unterschied zwischen lebendigen und todtten Gliedern, wirklichen und Namenchristen übersehen wird. In dieser Voraussetzung aber ist die Aufgabe der inneren Mission grade die: jenen Unterschied ersichtlich in seiner Wirklichkeit anzuerkennen und auszudrücken, dann aber ihn auch wirklich aufzuheben durch Belebung der todtten oder ersterbenden, Heilung der kranken, Stärkung der schwachen Glieder. Und zwar wird dabei, nach allgemeinem Sprachgebrauch in den theilhaftigen christlichen Kreisen, ein auch

äußerlicher und außerordentlicher und der gewöhnlichen Seelsorge und Armenpflege unzugänglicher oder übermächtiger Nothstand als Hauptfeld der inneren Mission vorausgesetzt. Hat aber das Übel seinen Sitz in einem Theile des kirchlichen Organismus, so ist die Gegenwirkung ohne allen Zweifel auch vor allen Dingen zunächst Sache desselben Theiles; nicht etwa weil es die anderen Theile, oder das Ganze nichts angehe — nicht durch absichtliche Isolirung, sondern in Folge eben des gemeinsamen Lebensgesetzes im Einzelnen und Ganzen und mit Vorbehalt vereinter Anstrengungen, wo die lokalen Kräfte nicht ausreichen. Diejenigen organischen Theile der Kirche aber, in denen das Übel zunächst seinen concreten Sitz hat, sind die einfachsten und zugleich die bedeutendsten — die Gemeinden. Die innere Mission kann und soll also eigentlich für die wirklich praktische Auffassung nichts seyn, als der in der Liebe thätige Glaube der Gemeinde in seiner Wirkung auf ihre eigenen kranken oder todtten Glieder — die Einwirkung des lebendigen Kerns auf die ihn umgebende und durchziehende todtte oder ersterbende Masse. Gehört aber demnach die innere Mission zu den natürlichen Funktionen der Gemeinde, so wird die volle Entwicklung dieser Funktion allerdings zunächst Symptom der Gesundheit der Gemeinde seyn, sie wird aber auch Mittel der Gesundheit. Ja sie wird — wie die Sachen jetzt stehen, gradezu Bedingung des Lebens der Gemeinde seyn, wie deren Vernachlässigung mehr und mehr Symptom und Folge, aber zugleich auch Ursache des Verfalls der Gemeinde und mit der Gemeinde der Kirche war. Die Gemeinde war bisher viel zu ausschließlich dogmatische Erbauungsanstalt; darin aber liegt ohne Zweifel rückwirkend ein Hauptgrund der Schwächung, auch sogar des erbaulichen Lebens und seiner Glaubensquelle selbst, welche zugleich die einzige rechte Quelle der wahren inneren Mission ist. Maria mag immerhin das bessere Theil erwählt haben, ganz ohne Martha kann sie den Herrn doch nicht im Hause beherbergen — beide Schwestern gehören unzertrennlich zusammen; keine kann ohne die andere, und die Gemeinde, die Kirche nicht ohne beide bestehen. Man werfe uns also nicht etwa vor, daß wir den Glauben, die Lehre, das Bekenntniß zurückstellen — nicht wir machen bösen Unterscheid! Ubrigens aber berufen wir uns auf den Apostel Jakobus, dessen Epistel man schon wird stehen lassen müssen! Hat aber die einseitige Erbauung in der Lehre ohne entsprechende Erbauung in der That schon bisher der Kirche großen Schaden gebracht, so gestalten sich mehr und mehr die Zeichen, Bedürfnisse und Forderungen der Zeit, zumal auf dem Gebiet der „socialen Fragen“ so, daß man behaupten kann: die innere Mission ist fortan *conditio sine qua non* der Gemeinde. Ohne innere Mission keine Gemeinde, und eine lebendige Gemeinde nur so weit ihre innere Missionsthätigkeit geht! Wer also die christliche Gemeinde nicht zerstören will, der darf ihr nicht den geringsten Theil des Feldes entziehen, von dessen Anbau ihre Existenz abhängt, und zwar nicht bloß um der Frucht, der Ernte willen, sondern noch viel mehr um der Arbeit selbst willen.

Eben deshalb aber verkümmert jede fremde, jede nicht mit vollem Bewußtseyn von der Gemeinde selbst als solcher ausgehende Arbeit auf diesem Felde das Leben der Gemeinde, auch wenn diese Arbeit dieselbe Frucht und zum Besten der Gemeinde selbst erzielt. Ein solches Eindringen in die Arbeit der Gemeinde kann nur da und so weit gerechtfertigt seyn, als die Gemeinde selbst absolut unfähig ist, ihr eigenes Feld anzubauen. Nun haben wir schon zugegeben, daß leider bei der unendlichen Mehrzahl der Gemeinden diese Arbeit bisher so gut wie ganz vernachlässigt worden; aber eine wirkliche und absolute Unfähigkeit dazu vorauszusetzen, sind wir nirgends berechtigt, so lange nicht wirklich der Versuch mit allen den Mitteln gemacht worden ist, welche diese Lebensfunktion der Gemeinde hervorzurufen und zu stärken geeignet seyn mögen. Wo alle Mittel sich vergeblich erweisen, da mag denn immerhin ein anderes Organ substituiert werden, da die Werke der inneren Mission unter allen Umständen unabweislich nöthig, ja nirgends nöthiger seyn werden, als eben bei einer so erstorbenen Gemeinde. Man täusche sich aber nicht darüber, daß eben die Unfähigkeit zur inneren Mission dann nur ein Symptom des allgemeinen Absterbens der Gemeinde seyn, und daß es sich dann eigentlich um Wiederbelebung der Gemeinde selbst und hier doch wieder um innere Mission handeln wird. Ein Organ der inneren Mission, wenn es nicht die Gemeinde ist, wird im Wesentlichen (bei der weiteren Entwicklung der Dinge in der nächsten Zukunft) an die Stelle der Gemeinde treten und vom Volk, von der Welt als die christliche Gemeinde angesehen und gefühlt, als deren Erbe anerkannt werden. So ist denn wohl zu erwägen, daß man durch solche Arbeit die Gemeinde nicht ertödtet oder hinstehen lasse, um in ihre Stelle zu treten.

Ist nun die innere Mission zunächst und ehe die einzelne Ausnahme erwiesen ist durchaus als Sache der Gemeinde anzusehen — kann sie der Gemeinde nicht entzogen werden, ohne dieselbe zu schwächen, ja zu zerstören — ist die Belebung der inneren Mission sowohl Mittel und Folge als Symptom der Belebung und Stärkung der Gemeinde, so bedarf es wohl keiner weiteren Erörterung zum Beweise, daß eben deshalb die innere Mission nur durch die Gemeinden wirklich Sache der Kirche werden kann und darf — zumal so lange nicht die Gemeinden in ihrer unendlichen Mehrzahl sich ihrer Hauptfunktion absolut unfähig erwiesen haben. Wir jedenfalls können uns die Kirche als bestehendes concretes Institut nur als aufgebaut aus Gemeinden und in der organischen Gesamtheit der Gemeinden denken — wobei wir begreiflich die Hirten nicht von der Herde trennen und keinem der höheren und gemeinsamen Organe der Kirche, Consistorien oder was sonst, sein Recht, seine Würde und Stellung verkümmern wollen. Nach alledem aber können wir unbedenklich auf die Kirche selbst anwenden und wiederholen, was wir oben von der Gemeinde gesagt haben: die innere Mission ist durch und in den Gemeinden so sehr Sache der Kirche, daß die Zukunft der Kirche wesentlich dadurch bedingt wird, daß die Gemeinden diese Funktion wirklich entwickeln.

Die Kirche selbst, als Gesamtheit der Gemeinden, wird in dem Maße geschwächt und gefährdet, wie die Gemeinden in jener Entwicklung positiv oder negativ, mittelbar oder unmittelbar gestört, beirrt, verdrängt werden — geschähe dies auch in bester christlicher, ja kirchlicher Meinung und nur in Folge eines Mangels an praktischer Erkenntniß der nicht beabsichtigten aber doch unvermeidlichen Wirkungen der beliebten Mittel zum guten Zweck.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Berlin. Durch das Vertrauen Seiner Majestät des Königs ist uns in dem Allerhöchsten Erlaße vom 26. vorigen Monats der Auftrag erteilt worden, bis dahin, wo die Evangelische Kirche sich über ihre Verfassung vereinigt haben werde, die Leitung der inneren Verwaltung zu führen, und zugleich diejenigen Maßregeln zu beraten und zu beantragen, deren es bedarf, um den Artikel 12. der Verfassungsurkunde in Vollziehung zu setzen. Wir übernehmen vom heutigen Tage an diese Verpflichtung in dem vollen Bewußtseyn ihrer Schwere und der mit ihr verbundenen Verantwortlichkeit. Die Evangelische Kirche ist durch die eingetretene Veränderung der Staatsverfassung auf das Tiefste berührt worden. Ihre geschichtliche Verbindung mit dem Staate ist aufgelöst, und durch eine gebieterische Nothwendigkeit sieht sie sich aufgefordert, die schwersten, ihre Zukunft in sich schließenden Fragen, deren Lösung sie vor Kurzem noch einer allmächtigen Entwicklung überlassen zu können glaubte, mitten in dem Kampfe der Gegensätze zur Entscheidung zu bringen. Wie groß indessen auch die von allen Seiten andringenden Schwierigkeiten sind, werden sie doch überwunden werden, wenn Alle, die ein Herz für die Kirche haben, dazu im Aufsehn zu dem Herrn der Gemeinde die treuen Hände bieten. Dies wird von unserer Seite geschehen. Wir werden, so lange als unser Auftrag dauert, die Rechte und Interessen der Kirche auch nach unserem Theil zu vertreten bemüht seyn, so weit es in unserer Kraft steht. Wir werden, eingedenk unseres Berufes, nicht zu herrschen, sondern zu dienen, die uns anvertrauten Besitzthümer der Kirche bewahren, damit wir über sie als redliche Verwalter dereinst volle Rechenschaft geben können. Wir werden endlich mit all' der Sorgfalt, welche unsere Verpflichtung uns auferlegt, unter Mitwirkung der geselligen Organe über den Weg beraten, auf welchem die Kirche durch ihre eigene That in den Zustand der Selbstständigkeit eintreten kann.

Des Erfolges aber werden diese unsere Bestrebungen nur dann gewiß seyn, wenn die Behörden, Synoden, Geistlichen und Gemeinden in Erinnerung an den Ernst der Zeit und im Hinblick auf die Zukunft der Kirche ihnen mit Vertrauen entgegenkommen und hilfreiche Hand leisten. Das hoffen wir sowohl im Allgemeinen, als insbesondere von den Gliederungen der Kirche in den westlichen Provinzen. Diese werden sich in ihrem gerechten Bestreben, das ihnen theuer gewordene Verhältniß ihrer Kirchenordnung zu erhalten, von uns stets gefördert sehen. Aber sie werden sich mit den östlichen Provinzen zu dem gemeinsamen Ausbau der Verfassung zusammenschließen, eingedenk, daß die Evangelische Kirche nur dann ihre Mission in dem Vaterlande erfüllen kann, wenn sie einig und in der Einigkeit stark ist. Und dieselbe Hoffnung hegen wir von denjenigen Geistlichen und Gemeinden, welche sich in der jüngsten Zeit von dem Boden des Bekenntnisses aus der Union gegenübergestellt haben. Es liegt nicht in unserer Macht aufzulösen, was besteht, und ein in seiner Entwicklung begriffenes Leben zu vernichten.

Wohl aber werden wir thun, was wir vermögen, um glaubenstreue Brüder, welche sich nicht diese Weise der Entwicklung aneignen können, dennoch mit uns in Gemeinschaft zu erhalten. Hinwiederum hoffen wir von ihnen das Anerkennniß, daß das Wesen der Evangelischen Kirche nicht hauptsächlich in der Organisation, sondern vor Allem in der Predigt des Wortes und der Spendung der Sacramente gelegen ist, welche sie auf dem von ihren Vätern ihnen überlieferten Grunde ungehindert entfalten werden; daß sie also bei uns ausharren wollen, bis die Zeit der endlichen, unter ihrer eigenen Mitwirkung zu fassenden Entscheidung gekommen seyn wird. Endlich vertrauen wir darauf, daß die Behörden im Sinne der im Vorstehenden angedeuteten Grundsätze mit uns in altgewohnter Treue zusammenwirken und uns mit Rath und That zur Seite stehen werden.

Gehen diese Hoffnungen in Erfüllung, so wird das nächste Ziel, welches der Evangelischen Kirche gesteckt ist, mit Gottes Segen erreicht, und auf dem gelegten Grunde ein Bau geschaffen werden, der dem besonderen Leben Raum zu freier Entfaltung gewährt, und dennoch über Alle sich schützend und einigend verbreitet. Mit dem lebendigen Wunsche, daß dem also seyn möge, veranlassen wir das Königliche Consistorium, diese unsere Eröffnung alsbald innerhalb Seines Bezirkes zur allgemeinen Kunde zu bringen.

Berlin, den 13. Februar 1849.

Ministerium der geistlichen Angelegenheiten,

Abtheilung für die inneren evangelischen Kirchensachen.
(gez.) Trech.

Pommern. Mehr als je rumoren in den Hinterpommerschen Kreisen Greiffenberg, Cammin, Wolin u. s. w. die separirten Lutheraner. Die Ursache hievon liegt hauptsächlich in dem Austritt der Prediger Nagel, Gädke und des bereits verstorbenen Hollaz. Auch mancher bekennnistreue Geistliche konnte eine Zeit lang schwankend werden, wenn man auf die Personen der sonst so ehrenwerthen Männer sah. Man hoffte indessen, die Spaltung werde durch jene Männer einen bessern Charakter annehmen; allein die Sache ist im Gegentheil noch ärger geworden. Jene Persönlichkeiten sind von einem Princip gefesselt, das keineswegs ein evangelisches zu nennen ist. Haß und Feindschaft werden auf's Äußerste gesteigert. Den bekennnistreuen Lutheranern der Landeskirche ist in einer zu Leipzig ohne Titel erschienenen Brochüre der Kampf „auf Leben und Tod“ angekündigt. Der ausgetretene Prediger Besser nennt in seiner Schrift „Schlecht und recht, das behüte mich“ seine Partei den gekreuzigten und auferstandenen Leib Christi. Pistorius in einer andern „Israel zu deinen Füßen!“ bezeichnet die landeskirchliche Gemeinschaft S. 54 als eine Teufelsherberge. Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV., die christlichsten Könige Deutschlands zu ihrer Zeit, die mehr als irgend ein Fürst Europas zur Förderung des Christenthums gethan haben, erscheinen in jenen Schriften als die Nerone und Diocletiane. Dagegen sind diejenigen, welche sich der Separation anschließen, keineswegs die Elite der Gemeinden zu nennen. Demokraten vom reinsten Wasser, Trunkenbolde nach wie vor, haben sich der neuen Gemeinschaft angeschlossen; grade Leute, die sich zum Theil dem züchtigen Worte in unserer Kirche entziehen. Dazu kommt die kirchliche, oder vielmehr antikirchliche Steuerverweigerung, an deren Spitze sich der Graf v. Wartensleben auf Schwirsen gestellt hat, von dem bereits eine Druckschrift zu diesem Zwecke erschienen ist. Alle unsichtlichen Elemente spitzen dabei die Ohren und freuen sich des Augenblicks, in welchem die Demokratie es so weit gebracht haben wird, daß die kirchlichen Abgaben nicht mehr verabreicht werden dürfen. Die Separirten dürfen sich dabei sehr ver-

rechnen, wenn sie glauben, die Steuerverweigerung zu ihren Gunsten ausbeuten zu können. — Niemals ist eine größere Täuschung unter Luthers Namen vorgekommen. Luther, der glaubensvoll das allmächtige Wort Gottes in das Chaos hinstellt, welches sich durch die schöpferische Kraft des heil. Geistes entwirren muß, Luther, der im Worte die höchste Garantie für die Kirche erblickt, der conservative Luther mit seinem demüthigen Respekt vor der Obrigkeit im Gegensatz zu dem Herrn Omnes der Volkssouverainität, Luther ist nicht der Mann der Breslauer Fraktion, welche die Lehre von den drei Ständen in der Kirche über Bord geworfen, die Demokratie zu hierarchischen Zwecken auszubeten sucht und die Gewissen mit ihren Säkungen martert.

Werkwürdig ist unter diesen Leuten die parteiische Geringschätzung des tiefen Verfalls in den auswärtigen Landeskirchen. So haben, wie wir aus zuverlässiger Quelle wissen, die Breslauer bei Gelegenheit ihrer letzten Generalsynode den Dr. Harleß aus Leipzig und den Pastor Löhe aus Baiern zum heil. Abendmahl zugelassen, um dadurch ihren Zusammenhang und die Gemeinschaft mit der Baierschen und Sächsischen Lutherischen Landeskirche an den Tag zu legen. Nach dem ersten Heft 1847 S. 110 der Lutherischen Quartalschrift besteht die protestantische Kirche Baierns dießseits des Rheins (Löhe's Heimath) aus Reformirten und Lutheranern. Die an Zahl geringern Reformirten sind den Lutherischen Decanaten zugeordnet (also Union im Kirchenregiment). Über das Bekennniß ist nichts allgemein Gültiges in Kraft. Gewöhnlich werden die Ordinanden verpflichtet, sich nach der Augsburger Confession richten zu wollen. (Also keine specifisch Lutherische Ordinationsweise.)

Wenn man nun gar nach Sachsen blickt, wo man sich um die Geltung des Apostolischen Symbols bei der Confirmation streitet, das die Preussische Agende sonntäglich gibt, so sollte man auf die zu Recht bestehende doctrina publica nicht so hoch pochen. Denn was den confessionellen Rechtszustand betrifft, so ist derselbe in Pommern z. B. so klar, als irgendwo; denn hier gilt die Pommersche Kirchenordnung noch als Grundgesetz. Erst in diesen Tagen wurde ein Subject, das in wilder Ehe lebend von einem Geistlichen der Landeskirche als unfähig zu einer Pärthenstelle zurückgewiesen wurde, das nun bei dem betreffenden Gericht eine Injurienklage anhängig machen wollte, von dem letzteren ebenfalls auf Grund der Pommerschen Kirchenordnung abgewiesen.

Die Folgen des Breslauer Separatismus sind keine andern als: Untergrabung des Patriotismus, Zerrüttung der Gemeindeverbände, Absperzung von der regelmäßigen Verkündigung des seligmachenden Wortes, unerquickliches Schulgejäck, geistlicher Hochmuth, Hintansetzung des Lebens und Sterbens unseres Herrn Jesu Christi und Voranstellung des eigenen Märtyrertums und vor allen Dingen Betonung der sichtbaren Gemeinschaft mit dem Breslauer Ober-Kirchen-Collegium, als der unerläßlichen Bedingung zur Seligkeit für Jeden, der Lutherisch seyn will. Wer den Ursprung und die Geschichte der Lutherischen Kirche kennt, der hat Geduld und Glauben und weiß auf den ersten Blick, daß jene Fraktion nichts Gewordenes, sondern etwas Gemachtes ist, das mit der skumienischen Gestalt der Kirche, welche Luther im kleinen Katechismus die ganze Christenheit auf Erden nennt, welche der heilige Geist beruft, sammelt, erleuchtet und bei Christo erhält im rechten einigen Glauben, im Widerspruch steht. Diese skumienische Gestalt kommt aber nicht aus der Verfassungsmacherei und aus der Betonung der kirchenregimentlichen Fragen, sondern aus dem fortgesetzten Zeugniß des göttlichen Wortes und der Beweisung der sufficientia und potestas der Schrift aus ihr selbst mit der Kraft des heiligen Geistes. Das ist Lutherisch, und darum darf man weiter denen weichen, welche aus der Union ein Schild der Bekennnistlosigkeit machen wollen, noch denen, welche rufen: Hier ist Christus, oder dort ist er.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 7. März.

N^o 19.

Die Kirche und die innere Mission.

(Fortsetzung.)

Jeder Verein, welcher in dieser Beziehung die Funktionen der Gemeinden übernehmen und eben deshalb, insofern er überhaupt einen Erfolg hat, die Gemeinde verdrängen und absorbiren muß, wird auch in demselben Maße die Kirche selbst verdrängen und absorbiren. Ein solcher Verein wird, wie sehr er auch von dem Geist des kirchlichen Glaubens belebt sey, ja in dem Maße, wie er die belebten Glieder der Kirche heranziehen mag, doch die Kirche schwächen und zerstören, indem er sie, wenn auch nur mittelbar negativ und ohne bewußte Absicht, mehr und mehr auf die Funktionen einer Erbauungsanstalt beschränkt. Ist aber die Kirche in ihrer gegenwärtigen Schwäche und Zerrüttung nicht bereit und fähig, sich dieser Funktion zu unterziehen, so ist es eben die Aufgabe der inneren Mission, sie dazu zu bereiten und zu kräftigen, was dann als Mittel und Zweck mit der Stärkung und Heilung der Kirche überhaupt zusammenfällt. — Es wiederholt sich also auch in dieser Hinsicht für die Kirche, was für die einzelne Gemeinde gilt, bei welcher denn eben auch jede wirkliche Arbeit zur Stärkung der Kirche anfangen und aufhören muß. Auf die Frage: ob ein solcher die besten Kräfte der Kirche absorbirender Verein, wenn er erst im Wesentlichen an ihre Stelle getreten wäre, vielleicht auch dem Bedürfnis und Begriff einer Kirche entsprechen und eine Kirche ersetzen und genannt werden dürfte, brauchen wir hier nicht einzugehen, auch wenn diese Idee je irgend wo entstehen könnte. Für's Erste ist noch von allen Seiten nur von der Kirche in der bisherigen Bedeutung des Wortes die Rede, und wir jedenfalls könnten eine solche Substitution nie anerkennen. Ja, auch für den Fall, den wir als unvermeidlich und vielleicht nahe bevorstehend ansehen, daß der gegenwärtige Bau der Kirche vollends zerstört und verwüstet und sogar ihre einzelnen Werkstücke, die Gemeinden, gespalten, zertrümmert würden — auch dann, ja gerade dann würden wir keine Möglichkeit ihres Wiederaufbaus sehen, als mit und aus den lebendigen Theilen der Gemeinden, welche als Gemeinden und eben deshalb vor allen Dingen als Organe der inneren Mission zu rekonstruiren oder zu conserviren seyn würden. Und eben für diesen Fall müssen wir uns so sehr darauf bestehen, daß jetzt schon der lebendige Kern der Gemeinde wie alle anderen, so vor allen Dingen diese Funktion des Gemeinlebens übernehme, und daß ihr dieselbe von keiner Seite verkümmert oder eripart werde.

Nach alle dem nun kann man uns billiger Weise nicht zumuthen, daß uns dasjenige, was der geehrte Herr Verf. jener

Darstellung der Hamburger Mission (S. 17.) über das Verhältniß der bisherigen Auffassung und Einleitung der inneren Mission zur Kirche sagt, völlig beruhigen solle. Wir dürfen auf diese Worte um so größeres Gewicht legen, da der Verf., wenn nicht im Auftrag, doch gewiß im Geist des mit diesen Dingen von der Wittenberger Versammlung beauftragten Ausschusses spricht, von dessen Ansichten uns jedenfalls kein anderes Zeugniß vorliegt. Wenn wir den geringsten Zweifel daran hätten, daß der Verf. und seine Collegen das Beste der Kirche zu fördern und jeden Schaden von ihr abzuwenden den ernststen, ehrlichen Willen haben, so würden wir in der That kein Wort über solche einzelne Äußerungen verlieren, sondern entschieden die ganze Tendenz, den animus angreifen. Aber eben weil wir wissen und voraussetzen, daß wir Alle dasselbe wollen, nämlich nicht bloß die innere Mission und die Kirche, sondern die innere Mission in und durch die Kirche — eben weil wir überzeugt sind, daß das, was uns beunruhigt, nur aus einer Meinungsverschiedenheit über Einzelheiten und Wirkungen der Mittel zur Ausführung herbergeht, über die eine Verständigung keineswegs unmöglich oder auch nur sehr schwierig erscheint — eben deshalb halten wir es für unsere Pflicht, jene Äußerungen ernster zu prüfen. Der Herr Verf. sucht die Besorgnisse, welche sich hinsichtlich des Verhältnisses der inneren Mission zur Kirche erhoben haben — also sehen wir hier doch nicht allein! — ungefähr damit zu beseitigen: daß ja für beide Raum sey, für die Gemeinde und die Mission — daß Eins das Andere nicht ausschließe — daß es gelte, das Eine thun und das Andere nicht lassen — daß der Verein sich ja der Wittenberger Konferenz anschließe und überall den Geist ächt christlicher Menschenliebe atme und auf dem Glaubensgrund der Kirche baue — daß endlich auch in Hamburg viele Prediger sich dem Vereine angeschlossen und daß dessen Thätigkeit dort auch nach der kirchlichen Gliederung lokalisiert sey.

Was wir im Allgemeinen gegen diese Beruhigungsgründe einzuwenden hätten, liegt großentheils schon in dem bisher Gesagten, und mag im Ubrigen auf sich beruhen. Hinsichtlich des specielleren praktischen Theils aber müssen wir, mit Berufung auf unsere Ansicht von der Bedeutung der Gemeinde, ganz ausdrücklich bemerken, daß es in der That keineswegs so bloß „das Eine thun und das Andere nicht lassen“ gilt. Es hiesse gerade dies die wichtigsten Funktionen der Gemeinde mit den frischen Kräften und großen Mitteln eines außergemeindlichen, aber die besten Kräfte der Gemeinde heranziehenden Vereins usurpiren, so weit diese Kräfte reichen, und nur das Übrige der Gemeinde als solcher überlassen. Wir wissen sehr wohl, daß man damit die Gemeinde nicht zu verdrängen, zu absorbiren

ren, sich der Gemeinde zu substituiren beabsichtigt; aber — wir wiederholen es — was man thut und wie man es thut, kann zu diesem Resultat führen, wenn und so weit es überhaupt zu etwas führt, einen Erfolg hat. Wenn man aber etwa denkt: wir nehmen ja der Gemeinde nichts; wir wollen nur solche Früchte bauen, die sie selbst nicht baut; mag sie sich anstrengen; mag sie frei mit uns concurriren u. s. w. — so könnte dies in der That aus anderem Munde fast als Ironie erscheinen. Bei reiflicher Überlegung muß es einleuchten, daß hier, wie in allen ähnlichen Fällen, der frische Aufschwung und Impuls, das novum faktisch entscheidet. Wie könnte die alte schwache, franke, zerrüttete Gemeinde mit dem jugendlich frischen Verein concurriren! Wem nun wenig oder nichts an der concreten Gemeinde, der concreten Kirche läge, stünde er auch noch so bewußt auf allgemein christlichem Boden, der möchte immerhin sagen: wohl, so laßt die Gemeinde fallen, da sie nicht stehen und gehen kann, und laßt um so mehr dem Verein als Träger des neuen Aufschwungs und zur Lösung der neuen Aufgaben freies Spiel! Wer es aber nicht nur mit der Kirche und Gemeinde ernstlich und ehrlich meint, sondern die Sache in Ursachen und Wirkungen ernstlich erwägt, der wird im Gegentheil sagen: nicht also — sondern der neue Aufschwung suche vor allen Dingen sein Organ in der Gemeinde, d. h. in deren lebendigem Kern, und trage dadurch das Seinige und überhaupt eine Hauptsache bei zur Stärkung und Wiederbelebung der Gemeinde, der Kirche, zu ihrer Vorbereitung auf die Stürme und Anforderungen der Zukunft, welche vor allen Dingen im Gebiete der inneren Mission liegen. Daß darin die Zumuthung einer gewissen Selbstverläugnung liegt, verkennen wir keineswegs, und Niemand wird sie den Betheiligten höher anzurechnen geneigt seyn als wir; ist aber von Kirche die Rede, so kann die Kirche ihnen dieses Opfer nicht erlassen!

Dagegen hören wir nun einwenden: Das Alles mag an sich, im Allgemeinen und theoretisch wahr seyn; praktisch aber ist damit nichts anzufangen, weil die ganze Voraussetzung der Gemeinde bloß theoretisch, aber nicht praktisch nachweislich ist, und auf den Punkten jedenfalls, wo die innere Mission zunächst und hauptsächlich ihren Beruf suchen, finden muß, in den großen Städten wie Hamburg Berlin u. s. w., es keine kirchlichen Gemeinden in einem irgend praktischen Sinne gibt. Wir aber könnten in solchen Einwürfen erstlich nur eine sehr starke und unpraktische Übertreibung allerdings leider vorhandener Schwierigkeiten sehen. So weit aber zweitens der Vorwurf oder die Klage gegründet seyn mag, können wir nur eine ganz entgegengesetzte Folgerung daraus ziehen. Wir müßten nämlich nur um so mehr darauf dringen und wiederholen: so schafft denn oder stärkt die Gemeinde, wo sie nicht existirt oder zu schwach ist eben durch die innere Mission und zu derselben! Die Elemente dazu werden überall vorhanden seyn, wo überhaupt Elemente der inneren Mission sind, denn es sind dieselben. Es ist aber praktisch ein sehr großer Unterschied, ob man diese Elemente als Glieder eines außerhalb der Gemeinde, außerhalb des bestehenden kirchlichen Organismus erwachsenden Vereins, oder als Gemeinde

in der Gemeinde, als lebendigen Gemeindefern organisiert. Wo aber auf den Prediger nicht zu rechnen ist, nun da ist eben eine leidige Lücke, eine sedes vacua, die bis zu ihrer regelmäßigen Besetzung so gut ausgefüllt werden muß, als es denn eben gehen mag. In völlig unfruchtbare, erforbende Gemeinden wird eben von den benachbarten lebendigeren aus die Mission, und zwar als Gemeindebildung, betrieben werden müssen. Die eigenthümlichen Schwierigkeiten großer Städte mit sehr ausgedehnten Gemeinden und ohne in Sitte oder Gesetz begründeten Parochialzwang wird Jeder in Anschlag bringen, der sich irgend um diese Dinge bekümmert hat; aber auch hier läßt sich jedenfalls die Grundlage der Gemeinde in einem Verbande kleinerer Bezirksvereine festhalten, und die Idee des Gemeindelebens wenigstens relativ und approximativ verwirklichen. Wer aber die praktischen Schwierigkeiten dieses Modus hervorhebt, der vergesse auch die mindestens gleich großen Schwierigkeiten jedes anderen Modus nicht, wo dann doch um so mehr das richtige Princip billiger Weise die Wahl entscheiden müßte. Ueberdies aber handelt es sich in dem Wittenberger Beschluß keineswegs bloß um einige große Städte, und das Bedürfniß der inneren Mission ist keineswegs auf diese beschränkt, besonders wenn man das principii obstare gehörig zu würdigen weiß. Wollte man daher auch die großen Städte bis auf einen gewissen Punkt als Ausnahmen anerkennen, so müßte doch als Regel für die innere Mission, sofern sie Sache der Kirche seyn soll, die Auserbauung von unten herauf in und mit den Bausteinen der Kirche, d. h. den Gemeinden, festgehalten werden. Ob und wie weit dann die vorhandenen höheren Organe der Kirche auch in Beziehung auf die innere Mission den Gemeinden als Mittelpunkt, Leitung, Controlle dienen könnten, brauchen wir nicht zu untersuchen; jedenfalls ist der vorläufige Ausweg einer Vereinigung und Vertretung der Gemeinden, der vorhandenen kirchlichen und politischen Eintheilungen bis zu einer Vertretung und permanenten Leitung der Landeskirche hinaus für diese Funktion und Sache nicht präjudicirt ist. Doch gestehen wir gern, daß wir auf diese weitausehenden Dinge zunächst kein sehr großes Gewicht legen möchten. Man fange nur bei den einzelnen Gemeinden an, und verbinde nach den sich ergebenden praktischen Bedürfnissen so viele Gemeinden als nöthig oder möglich — das Andere wird sich dann schon finden. Ueberhaupt wird jeder denkbare Vorschlag in Allem, was die Kirche betrifft, mehr oder weniger an den Mängeln leiden, an denen die Kirche selbst leidet, und der Einwand eines gewissen Mangels an formaler Consequenz und Vollständigkeit hat an sich gar kein Gewicht. Worauf es ankommt, ist, daß bald möglichst Etwas geschehe, so viel oder wenig es denn nach den vorhandenen Mitteln seyn mag — daß es da geschehe, wo es am meisten Noth thut, und daß in dem, was geschieht, das wahre und wirkliche Lebensgesetz des vorhandenen Organismus und dieser selbst festgehalten werde — so weit es denn gehen und stehen mag.

Ist dieses der Fall, dann werden endlich auch die Ausnahmen ohne Nachtheil oder mit Vortheil Anerkennung und Platz finden können. Solche Ausnahmen aber mag man immerhin

nicht bloß in gewissen lokalen Kreisen, sondern auch in gewissen Funktionen erkennen und eben diese dann einem besonderen und von den Gränzen der Gemeinden nicht beengten Verein zuweisen. Indem wir solche (wie man sie wohl genannt hat) gleichsam katholische und außerordentliche, im Gegensatz zu den lokalen und gewöhnlichen Funktionen der inneren Mission im Allgemeinen anerkennen, glauben wir doch, daß sie bei näherer Betrachtung sich auf sehr wenige Punkte beschränken werden, und auch bei diesen dürfte es sich wohl ergeben, daß sie als Sache eines Verbandes mehrerer Gemeinden, sey es der Stadt oder Provinz oder des Landes eben so zweckmäßig und mit größerer Einfachheit und Einheit des Geschäftsganges und der Leitung betrieben werden könnten. Dahin rechnen wir vor allen Dingen Anstalten zur Bildung tauglicher Arbeiter auf dem Felde der inneren Mission, deren Verhältnis in und zu den Gemeinden sich dann in sehr mannigfaltiger Weise denken läßt. Dahin dürften ferner gehören größere Anstalten nach Art der Handwerkervereine, dann Besserungsanstalten — ferner Anstalten zur Erzeugung einer gesunden Volksliteratur im Sinne der inneren Mission — endlich auch vielleicht Einrichtungen zum Verkauf gewisser Produkte der kleinen Industrie, was indessen schon mehr auf einem anderen Gebiet liegt, worauf wir zurückkommen werden. Alle diese Dinge liegen ohne Zweifel in dem Plane derjenigen, welche jetzt an der Spitze der inneren Mission stehen, und sind zum Theil von dem Hamburger Verein ausdrücklich in seine Thätigkeit aufgenommen, oder schon als ältere Früchte der unermüdlchen und segensreichen Wirksamkeit Wichern's (im Rauhen Hause) vorhanden. Es wäre auch gewiß nichts dagegen einzuwenden, daß einige oder alle diese Funktionen nach Umständen in einem Mittelpunkt vereinigt würden, und daß für mehrere solcher Anstalten wieder eine centrale Leitung geschaffen würde, welche unmittelbar mit den Gemeinden oder mit den Centralorganen der inneren Mission der Gemeinden verkehren — d. h. für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse in diesen katholischen Punkten auf Erfordern sorgen möchte. Doch darf auch hier auf Centralisation oder regelmäßige organische Verbindung beider Theile nicht zu viel Werth gelegt werden. Das Resultat möchte viel mehr formaler Schein als lebendige Wirklichkeit, oder in der Wirklichkeit nur eine hinderliche Künstlichkeit seyn. Wenn nur erst die dem lokalen Bedürfnisse entsprechenden tüchtigen Organe gegründet sind, wird sich das Übrige finden. Als der natürlichste, zweckmäßigste Entwicklungsgang erscheint aber auch hier der, daß vor allen Dingen den gewöhnlichen lokalen Bedürfnissen durch Organisation der lebendigen Gemeindeferne in geeigneten Bezirksvereinen zur inneren Mission genügt werde; wenn sich dann solche „katholische“ Bedürfnisse herausstellen, so möge sich die Gemeinde entweder an vorhandene „katholische“ Vereine jener Art wenden, oder deren Gründung durch gemeinsame Kräfte mehrerer Gemeinden, oder auf andere Weise veranlassen.

Müssen wir aber um der Kirche willen die innere Mission als Lebensfunktion der Gemeinde vindiciren, so können wir auch für die innere Mission selbst in den meisten ihrer einzelnen Arbeiten

nur durch parochiale Lokalisierung ein Gedeihen und Heil sehen, nicht aber dadurch, daß zu den vielen schon vorhandenen über Stadt und Land zerstreuten Vereinen noch ein Duzend mehr kommen, wäre es auch mit einer formalen Centralisation, deren Wirksamkeit überhaupt, geschweige denn in ersprießlicher Weise, noch so sehr problematisch ist und von außerordentlichen Individualitäten abhängt, die erst gefunden werden sollen. Die Arbeit christlicher Liebe des Nachbarn am Nachbarn — das ist das einfachste, natürlichste und wirksamste in jeder Beziehung! Dies im Gegensatz zum bisherigen Vereinswesen weiter auszuführen ist hier nicht vonnöthen.

Wir sind nun darauf gefaßt, und haben diesen Punkt abschließlich bis zuletzt aufgespart, daß man uns, mit Hinweisung auf jene Darstellung des Hamburger Missionsvereins, vorwerfen wird: unsere Besehrnis werde, wenn nicht durch die Gründe des Herrn Verf., so doch durch die Thatfachen selbst, die er darstellt, erlebigt; unsere Ausstellungen, wie unsere Rathschläge hinsichtlich einer Theiligung der Gemeinde seyen grundlos oder überflüssig, indem die dort entstandenen Bezirksvereine in ihrem Verhältnis zu den Fachsektionen des Vereins allen praktischen Anforderungen auch in unserem Sinne entsprechen. In gewisser Hinsicht und Beschränkung erkennen wir dies vollkommen an; aber eine wirkliche Erlebigung der Sache in unserem Sinne können wir darin keineswegs sehen, so lange nicht das Princip viel ausdrücklicher anerkannt und viel consequenter durchgeführt wird. Bis dahin aber heißen wir diese Bezirksvereine willkommen, als eine theilweise mehr zufällige, nachträgliche, vielleicht einigermaßen unbewusste Anerkennung unserer Ansicht, jedenfalls aber als einen von der anderen Seite selbst gelieferten Beweis ihrer Richtigkeit.

Ob der Eindruck, den wir durch die vorliegende Darstellung erhalten haben, dem wirklichen Verlauf der Sache entspricht, können wir freilich nicht sicher wissen; jedenfalls aber erscheint uns die Sache etwa so: der Verein bildete sich, ohne bestimmten Gedanken an die kirchliche Lokalisierung, oder doch ohne großes Gewicht darauf zu legen, mit seinem großen und kleinen Ausschuß und seinen Fachsektionen. Diese nun konnten in den meisten Fächern zu keiner recht ersprießlichen Thätigkeit kommen; damit aber doch etwas geschehe, bildeten sich die Bezirksvereine, unabhängig von dem ursprünglichen Plane, aber aus dem Bedürfnis und der Natur der Sache heraus und als die Organe der eigentlichen Thätigkeit des Vereins. In diesem Sinne wurden sie denn auch mit richtigem Blick nachträglich anerkannt und, so gut es gehen wollte, mit dem ursprünglichen Vereinsorganismus verbunden. Wir gestehen aber, daß trotz der gegebenen Erläuterungen über die „Kreuzung,“ die „Knotenbildung“ und das „Zueinandergreifen“ dieser verschiedenen und aus verschiedenen Keimen und Voraussetzungen entstandenen Organe wir den Eindruck einer etwas verwirrenden Superfötation, einer unnöthigen Vervielfältigung und Künstlichkeit haben. *) Die prakti-

*) Wir wollen nur einen Punkt hervorheben. Jene Darstellung zeigt, wie es sich als ein Nachtheil herausstellte, daß die Mitglieder von drei, vier Fachsektionen sich bei einem und demselben hülfebedürftigen

schen Nachtheile werden wahrscheinlich sehr gering seyn, aber nur deshalb, weil das richtige Verhältniß sich entweder stillschweigend durch die Gewalt der Dinge, oder mit steigender Anerkennung des richtigen Princips bald genug herstellen und der Hauptnachdruck auf die Bezirksvereine als Organe der inneren Mission fallen wird. Sollte dies aber auch dort nicht der Fall seyn, so kann daraus jedenfalls kein Präjudiz für die anderwärts noch erst zu organisirende innere Mission erwachsen. Wo noch res integra ist, da ist kein Grund, denselben Fehler zu wiederholen, der sich dort rechtfertigen, oder entweder ertragen oder beseitigen läßt.

Indem wir nun diesem noch freien Gebiet der inneren Mission den kirchlichen Charakter durch die Gemeinde und dazu eine größere Wirksamkeit und Einfachheit der Einrichtung vindiciren, können wir nicht umhin, denen, welche unsere Ansicht im Wesentlichen theilen (wäre es auch zum Theil aus anderen Gründen), aufs Ernstlichste an's Herz zu legen, daß ihre Haltung der inneren Mission gegenüber keine bloß abweisende, negative seyn darf, sondern daß sie denen, welche das Hauptgewicht auf die innere Mission an sich legen und den concret kirchlichen Charakter derselben verhältnißmäßig mehr zurückstellen, mit aufrichtiger, warmer Bereitwilligkeit entgegenkommen und die Sache (in ihrem Sinne) aufzunehmen eine doppelte Pflicht haben. Ob die Männer, welche auf dieser Seite mehr Einfluß haben als wir, diese Pflicht bisher in vollem Maße erkannt und danach gehandelt haben, wissen wir nicht; sollte dies aber nicht der Fall seyn und eine gewisse Schwerfälligkeit und Starrheit die Oberhand behalten, so möge man es Anderen nicht verdenken, wenn sie es vorziehen, sich der inneren Mission, wie sie sich einmal darstellt, wäre es auch in gewissem Sinne und Grade auf Kosten der Kirche, anzuschließen, als die Mitschuld zu tragen, daß gar Nichts geschieht, während die Noth auf allen Seiten wächst. Die Verantwortlichkeit aber für Beides, für den Schaden der Kirche durch eine bedeutende Entwicklung der Mission außerhalb der Gemeinde und insofern außerhalb der Kirche und für den Schaden der Armen und Elenden im Fall eines Misslingens, würde ohne Zweifel am schwersten auf die entschiedener kirchlichen fallen, wenn sie nach der einen oder anderen Seite ihre Pflicht versäumen sollten. *) Der Wittenberger Ausschuß

Individuum zusammen fanden; dem soll nun durch das Hinzutreten des Bezirksvereins abgeholfen worden seyn. Wie, das leuchtet aber so wenig ein, daß wir vielmehr nur eine Vermehrung des Leitungspersonals auf einem schon durch das zu viel des Guten beengten und belästigten Punkte sehen können.

*) Seit dies geschrieben hat die Sache der inneren Mission in Berlin nicht bloß überhaupt weitere Förderung erhalten, sondern sie scheint sich auch immer mehr als Sache der Parochien gestalten zu wollen. Der Unterschied zwischen diesem Berliner Modus und der Art, wie sich die Sache in Hamburg gestaltete, ist unverkennbar.

wird aber ohne Zweifel seine Pflicht nicht versäumen, überall dem allgemeinen Aufschwung in der Ausführung den speciell kirchlichen Charakter zu wahren oder zu geben.

Wir können nicht schließen, ohne einen Punkt hervorzuheben, der, wenn er auch nicht ganz mit der inneren Mission zusammenfällt, doch in der genauesten Beziehung zu ihr steht. Eine scharfe Gränze zwischen beiden Gebieten ist in der That gar nicht festzuhalten, wie denn auch in den bisherigen Bestrebungen der inneren Mission und namentlich auch in der vorliegenden Darstellung der Hamburger Mission dieser Punkt gelegentlich berührt wird. Handelt es sich nämlich bei der inneren Mission, wenn auch nicht principiell und ausschließlich, doch vorzugsweise um Heilung der schlimmeren und schlimmsten Resultate des Unglaubens, der Unwissenheit und Unsittlichkeit, um die Heilung der Schäden des Pauperismus und der angrenzenden Kreise des socialen Lebens, so entsteht nothwendig die Frage: ob nicht alle Arbeit hier vergeblich seyn wird, so lange man nicht die Quelle des Übels zu stopfen und die noch nicht ergriffenen Kreise wirksam davor zu schützen vermöge? Ob nicht die Hülfe für diejenigen, welche derselben schon wirklich dringend bedürfen, Hand in Hand gehen müßte mit einer Hülfe, um diejenigen, welche noch nicht im Elend sind, davor zu bewahren? Ob nicht eine rationelle Behandlung des Übels sogar mehr auf den noch relativ gesunden als auf den kranken Theil gerichtet seyn müßte, um von da aus und durch die Stärkung der vires naturae medicatrices die Krankheit zurückzudrängen? Wie gesagt, von einer scharfen Scheidungslinie kann hier nicht die Rede seyn; aber daß zwei verschiedene Gebiete und Terrains, ein höheres und gesünderes, und ein niedrigeres und ungefunderes in der Wirklichkeit vorhanden und in der Behandlung zu unterscheiden sind, wird Niemand läugnen. Das einzige Mittel nun, jenes höher liegende Gebiet dagegen zu sichern, daß es allmählig in die Tiefe sinkt, oder von den Gewässern der Tiefe überschwemmt werde, finden wir in der Anlage solcher Pfahl-, Faschinen- und Dammwerke, die wir kurzweg unter der Bezeichnung von Arbeiterassociation und innere Colonisation begreifen können, während wir uns wegen des Näheren auf so manche frühere Besprechungen und namentlich auf eine Reihe von Artikeln über sociale Fragen in der Neuen Preussischen Zeitung (1848 Nr. 145. 146. 151. 152. 157. und 1849 Nr. 9 und 13.) berufen. Wie steht nun die innere Mission zu diesen Dingen? Der Natur der Sache nach wird man der inneren Mission im weitesten Sinne dies Gebiet durchaus nicht streitig machen können, während sie auch in einem engeren Sinne verstanden werden könnte, der dann, wenn gleich ohne strenge Begrenzung, doch jenes höher gelegene Gebiet als eigenthümliches Ganzes ausschließen und die Thätigkeit der Mission auf die Niederungen beschränken würde.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 10. März.

N^o 20.

Die neue Ober-Kirchenbehörde in Preußen.

Nach §. 16. der Preussischen Verfassungsurkunde vom 5. December 1848 soll die Ehe von der christlichen Kirche abgelöst werden. Wenigstens soll der Staat bei der Ehe nicht mehr nach der Kirche fragen; er soll aber auch überhaupt mit der Kirche nichts mehr zu thun haben, weder bei der Ehe, noch sonst. Wie die Ehe, mit welcher die Familie beginnt, so wird sich daher folgerichtig auch der Staat von der Kirche lösen, mit welcher er seit tausend Jahren und darüber in Verbindung gestanden hat. Darum sollen auch nach §. 11. der Verfassungsurkunde alle politischen Rechte von dem religiösen Bekenntnisse und von der Theilnahme an irgend einer Religionsgesellschaft unabhängig seyn, — wie wenigstens das Papier sagt. Darum ist nach §. 12. a. a. O. jede Religionsgesellschaft, eine wie die andere, auch die Evangelische und die Römisch-Katholische Kirche gleich jeder Sekte oder temporären Association nach dem Vorbilde der freien Gemeinden ein für allemal emancipirt und auf sich gestellt: dem Staate soll grundsätzlich eine Religionsgesellschaft grade so viel und so wenig seyn, als die andere.

Nach diesen Grundsätzen würde der Staat, wenn sie zur Ausführung kämen und kommen könnten, noch mehr, noch gründlicher als die Ehe, von der Kirche abgelöst werden; denn die Ehe braucht doch die ihr angebotene Emancipation von der Kirche nicht anzunehmen, sie kann sich nach wie vor an die Kirche halten, und von der Kirche sich trauen und einsegnen lassen; der Staat hingegen, als solcher, darf nicht einmal in irgend eine Kirche gehen, an irgend eine Kirche sich halten, womit er vollständig seine Persönlichkeit verliert, welche ohnehin in den Vorstellungen des Tages keine Stelle findet. Nach den ministeriellen Erklärungen vom 15. December 1848, welche — wir dürfen es nicht verhehlen, so schmerzlich es auch ist, — auf die Frankfurter Beschlüsse sich berufen, soll vielmehr der Staat, wie er sich gegen das kirchliche Verhältniß der Ehe „gleichgültig“ verhalten wird, so auch gegen die verschiedenen religiösen Gemeinchaften sich „indifferent“ erweisen. Gegenwärtig steht indessen mit Gewißheit zu erwarten, wie auch in den ministeriellen Erklärungen vorausgesetzt wird, daß, der staatlichen Concession ohnerachtet, die Ehe sich nicht alsbald von der Trauung dispensiren, von der Kirche lösen werde, — bis etwa mit der Zeit die Ablösung des Staates von der Kirche, wenn sie zur Ausführung käme, auch die Sitte nach und nach lösen, die Scham beseitigen, und den letzten Rest alter Zucht vertilgen möchte. Jedenfalls ist aber jetzt noch die Ehe trotz aller gesetzlichen Dispensationen durch die Sitte höher gestellt, als das Gesetz steht; wogegen dem Staate auch diese sittliche Freiheit abgeschnitten und jedes Verhältniß zu irgend einer Kirche verschränkt werden soll, weil damit das vorgezeichnete Verhältniß

der Gleichgültigkeit gegen alle Religion nicht bestehen könnte: ihm soll die Römische und Evangelische Kirche eben nicht mehr seyn, — als — die loseste Lichtfreundschaft; er ist selbst nur ein Aggregat vieler Personen, eine Kopfsahl.

Nach solchen trüben Aussichten konnte es nur erfreulich seyn, wenn, dem proklamirten Indifferentismus widersprechend, von Seiten des Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten selbst jüngst Veranlassung gegeben wurde, dem religiösen Bedürfnisse bei und vor Eröffnung der Kammern zu deren kirchlicher Einweihung Befriedigung zu verschaffen; den Geistlichen ist ausdrücklich anheimgestellt worden, durch Predigt und Gottesdienst am Sonntage *Invocavit* (Pl. 91, 15.) auf solche Weise zu göttlichem Segen Bedacht zu nehmen. Später ist in der Domkirche und für die Katholiken in der Hedwigkirche ein Gottesdienst am Tage der Eröffnung der Kammern angeordnet worden. So mußte es nicht minder freudig überraschen, als noch vorher der königliche Erlaß vom 26. Januar d. J. verkündet wurde, wonach die innere evangelische Kirchenverwaltung provisorisch einer der Nationalversammlung nicht verantwortlichen collegialischen Abtheilung des Ministeriums des Kultus übertragen worden ist. Nicht minder erfreulich war die zur Ausführung dieser viel dankenswerthen Einrichtung erlassene Verfügung des Kultusministers vom 7. Februar d. J., wonach eine vollständige Trennung des Staates von der Kirche gegenwärtig nicht mehr vorausgesetzt zu werden schien, indem ausdrücklich gesagt wurde, daß nach dem 12ten Artikel der Verfassungsurkunde nur „die enge Verbindung, in welcher die Evangelische Kirche bisher mit dem Staate gestanden habe,“ nicht fort dauern, daß diese Kirche in dieser engen Verbindung nicht verbleiben könne. Mußte die königliche Verordnung selbst jedes treue Kirchenglied zum ehrerbietigsten Danke stimmen, weil es darin die treue, wissenhafte Fürsorge des obersten Kirchengliedes zum Schutze der Kirche von neuem erkennen konnte, mußte die Freude darüber um so inniger ergreifen, um so rührender wirken, je mehr seit einem vollen Jahre die immer wachsame landesherrliche Obhut und Schirmvogtei durch die Ungunst der Zeit zurückgehalten war, so mußte nun auch der erste ministerielle Schritt zur Ausführung als eine gute Vorbedeutung begrüßt werden. War doch auch zugleich von dem Minister die Wichtigkeit der Ressortveränderung zur weiteren Umleitung, die Verantwortlichkeit für jede Übereilung, so wie andererseits die Unverträglichkeit einer den Kammern verantwortlichen Ministerialverwaltung mit den gerechten Ansprüchen der Kirche mit herzhafter Aufrichtigkeit anerkannt worden! — Desto empfindlicher mußte es aber auffallen, wenn demnächst die Ministerial-Abtheilung, welche an die Stelle des durch die königliche Verordnung vom 28. Januar 1848 neuerichteten, am 16. März 1848 wirklich eröffneten, aber unmittelbar nach den Märztagen ohne Verordnung sofort wieder zerstört

ten, sogleich in der Geburt ersickten Ober-Consistoriums treten soll, mit ihrem ersten Erlasse hervortritt, welcher wieder ganz anders zu lauten scheint; denn in diesem ersten die Bahn brechenden und darum so wichtigen Erlasse vom 13. Februar 1849 heisst es wörtlich: „Die Evangelische Kirche ist durch die eingetretene Veränderung der Staatsverfassung auf das Tiefste berührt worden. **Ihre geschichtliche Verbindung mit dem Staate ist aufgelöst**, und durch eine gebieterische Nothwendigkeit sieht sie sich aufgefordert, die schwersten, ihre Zukunft in sich schließenden Fragen, deren Lösung sie vor Kurzem noch einer allmählichen Entwicklung überlassen zu können glaubte, mitten im Kampfe der Gegensätze zur Entscheidung zu bringen.“

Aber es ist nicht unsere Absicht, über diese anscheinlichen Schwankungen im Ausdrucke, welche offenbar auf eine tiefer liegende Schwankung in dem Verhältnisse selbst hindeuten, splittterrichtlich abzuurtheilen; sondern wir wollen uns vielmehr aus diesen scheinlichen Schwankungen den Trost entnehmen, daß das Verhältniß zwischen Kirche und Staat noch offen, die Frage darüber noch schwankend ist, oder daß doch wenigstens noch nicht alle Verbindung zwischen Staat und Kirche darangegeben ist. Eben darum ist es mindestens zu viel gesagt, wenn es einerseits heisst: „Die geschichtliche Verbindung der Evangelischen Kirche mit dem Staate ist aufgelöst,“ und wenn andererseits der Kirche statt der gehofften allmählichen Entwicklung eine sofortige definitive Entscheidung „mitten im Kampfe der Gegensätze“ als unvermeidlich, als gebieterisch nothwendig zugemuthet wird. Freilich hätten wir zum ersten Schritte der neuen Oberbehörde ein günstigeres Omen wünschen mögen, aber wir achten nicht auf solche Auspicien; wir wollen auch nicht richten, es wird ja noch überdies später hinzugefügt: „Es liegt nicht in unserer Macht, aufzulösen, was besteht, und ein in seiner Entwicklung begriffenes Leben zu vernichten.“ Das ist ein goldenes Wort, und eben darum ist auch grade jetzt nichts weniger an der Zeit, als ein ungeduldig stürmisches Drängen auf definitive Entscheidung. Für jetzt genügt vielmehr, mit Vorbehalt weiterer Ausbildung, die bereits angeordnete provisorische Einrichtung, sey es auf längere oder kürzere Zeit; sie genügt, weil dadurch die oberste Kirchenverwaltung eben nur der Kirche und deren oberstem Gliede verantwortlich, aber der Verantwortlichkeit gegen die Kammern enthoben wird. Zu angemessenerer Ausbildung der obersten Kirchenbehörde gehört aber freilich, daß alle diejenigen historisch begründeten Kirchen-Abtheilungen, welche sich im Schoße der Landeskirche unter Einem Kirchenregimente befinden, auch in dem Schoße der obersten Behörde sich wiederfinden zur Vertretung der unterschiedenen Bekenntnisse und Richtungen. Wenn hiedurch der provisorischen Verwaltung das Vertrauen der treuen Kirchengenossen gesichert wird, so würde jede Übereilung, jede Überstürzung desto gründlicher abgewendet werden können.

Gegenwärtig stehen wir, eingeständenermaßen, „mitten im Kampfe der Gegensätze,“ mitten im leidenschaftlichen Sturme, in der frühesten Gährung. Darum ist eine Auseinandersetzung für beide Theile grade jetzt doppelt gefährlich. Wer würde auch

eine Ehescheidung übereilen, ohne Sühneversuch, ohne gegenseitiges Verhör, ohne gründliche Erörterung? Und es ist wirklich nichts Anderes, als eine Ehescheidung, wenn Staat und Kirche, von Anfang an mit einander verbunden, auf einmal sich ganz von einander absondern; es wäre zugleich eine gegenseitige Excommunication, wenn einerseits der Staat die Kirche verflucht und proscribirt, wenn andererseits die Kirche diesem Vorgange folgt und dem Staate den Rücken kehrt, wozu beide Theile in diesem Zeitmomente allerdings insofern sehr geneigt sind, als wiederum nach dem Gelüste dieser Zeit auf beiden Seiten die Kopfzahl als der allgemeine Wille und zugleich als das oberste Gesetz gilt.

Eben darum ist es jetzt weder zur definitiven Absonderung, noch zu neuer Organisation Zeit, weder für den Staat, noch für die Kirche. Für die Kirche ist die totale Veränderung ohne Übergang gefährlich, weil die Evangelische Kirche an der Verbindung mit dem Staate einen Halt, eine Autorität verliert, woran sie gewöhnt ist, so lange sie besteht. Sie soll nun auf einmal ihren Bundesgenossen verlassen und ihren Weg ohne Geleitsmann gehen. Ist dies an sich ein schwerer Stand für die Kirche, so wird er in dieser Zeit demokratischer Aufregung und religiösen Unglaubens noch versucherischer. Und wenn auch darunter die wahre Kirche selbst, welche den Kern der ganzen Corporation bildet, innerlich nicht leiden sollte, so würde sich doch diese nur zu bald aus dem Majoritäten-Despotismus zurückziehen müssen, um nicht selbst Schiffbruch zu leiden, um das Bekenntniß nicht zu verläugnen und darüber ihrer äußeren Rechte verlustig gehen. Aber am meisten würden dabei eben diejenigen verlieren, welche äußerlich siegen, indem sie durch ihre Überzahl die Kirche aus der Kirche vertreiben, und dadurch des Segens beraubt werden würden, der ihnen aus der Verbindung mit der Kirche theils schon unbewußt geworden ist, theils noch bewußt werden könnte. Zu nüchterner, richtiger Beurtheilung der bevorstehenden, ja innerliegenden Gefahren für die Kirche ist wohl zu erwägen, daß wir es nicht mit der triumphirenden, sondern mit der streitenden Kirche, oder vielmehr mit einem Häuflein derselben zu thun haben; wir überheben uns selbst, wenn wir auch in dieser streitenden Kirche ausschließlich nach der Seite sehen, welche die Welt überwindet, während sich nur zu deutlich die andere Seite ankündigt, wonach die Kirche auf Erden in Nichtigkeitseinstalt mit irdischen Bedürfnissen erscheint, welchen auch ihr Haupt in den Tagen des Fleisches unterworfen gewesen ist, wie denn Christus nicht minder auch des Pilatus obrigkeitliche Gewalt anerkannt (Joh. 19, 11.) und den Zins entrichtet (Matth. 17, 24—27.) hat. Wie die Kirche einerseits nach ihrer Höhe zu herrschen berufen ist, und vor Allem den Staat selbst allmählig zu durchdringen die Aufgabe hat, so bedarf sie auch wieder des Schutzes und der Unterordnung unter diesen Schutz, — wenn sie sich nicht des Monophysitismus schuldig machen will. Und eben darum hat sie dem christlichen Landesherrn, als dem fürnehmsten Gliede sein fürnehmstes Recht am Kirchenregiment als seine fürnehmste Pflicht zu belassen, ja sie darf Gewissens halber selbst die ihr angebotene Zurückgabe jener Rechte und Pflichten nicht annehmen; aber freilich, wie sich von selbst versteht, mit

Vorbehalt des Bekenntnisses, unter Entfernung alles Territorialismus, und unter allmählicher Zurichtung aller gesunden Glieder zu thätiger Theilnahme. Wenn auch diese Bande vollends fallen, wie sie schon gelockert sind, so werden auch in die Kirche die demokratischen Gelüste einbrechen, welche das unbefehlte Volk heilig sprechen und priesterlich salben möchten, um ihm die Herrschaft über die Kirche zu vindiciren. Aus diesen Gründen ist ein ungestümer Bruch für die Kirche im Ganzen gefährlich, und namentlich in einer Zeit verderblich, wo die Zaubersünde des Ungehorsams und der Widerseßlichkeit zur Abgötterei und zum Götzendienste verführt (1 Sam. 15, 23.), und selbst einen Aaron für einen Augenblick so verblendete, daß er sich verleiten läßt, dem ungeduldigen Volke ein goldenes Kalb zu gießen (2 Mos. 32, 1 ff.), um es, — so scheint es, — nicht zu größerem Abfalle zu versuchen. In diese Gefahr des Kalberdienstes kommt jetzt die Kirche, wenn sie, wie das ungeduldige Volk am Sinai, nicht warten will, sondern sich flugs von dem äußeren Geseze trennt, das ihr im Staate und noch persönlicher im Landesherren gegeben ist. Wenn es daher, abgesehen von besonderen Verhältnissen für den Einzelnen, im Allgemeinen nicht zu billigen ist, daß sich die gesunden Organe einzeln aus dem kranken Leibe zurückziehen, den sie heilen sollen, so ist es auch bedenklich und verantwortlich, wenn sich die Kirche im Großen aus dem Landesverbande löset und der Zerspitterung in Atome preisgibt.

Aber noch größer wird Gefahr und Verschuldung für den Staat, wenn er dazu provocirt. Es gilt jetzt, immer lauter auf die Widersprüche aufmerksam zu machen, in welche die Zeit mit sich selbst sich stürzt. Zu diesen schreienden Widersprüchen gehört auch dies, wenn der Staat nach einer neuen Verfassung ringt, um zu voller Freiheit zu gelangen, und gleichzeitig die Kirche von sich stößt, welche allein frei macht (Joh. 8, 36.). Darum thut es noth, daß das Wort, welches der Marquis v. Bala gomas kürzlich in dem Spanischen Congresse gesprochen hat, von Madrid an bis nach Berlin von Ort zu Ort wiederholt werde: „Jetzt geht alles Streben darauf,“ so lautet es, „im Staate die Herrschaft der Freiheit, der Gleichheit und der Brüderlichkeit einzuführen; aber diese drei kann keine Staatsform verbürgen, sie kommen allein vom Kalvarienberge.“ — So beruht auch alle obrigkeitliche Autorität, ohne welche kein Staat besteht, allein auf der Lehre der Kirche nach der Schrift. Daß der König von Gottes Gnaden verordnet ist, daß alle Obrigkeit von Oben eingesetzt wird, das kommt aus der Kirche und wird mit der Kirche fallen, und damit aller Halt aus dem Staatsgebäude weichen. Darum sehen wir auch wirklich, daß die Gegner der Kirche auch die Obrigkeit von Oben nicht gelten lassen, und selbst das Prädicat „Von Gottes Gnaden“ anfechten. So ist es denn nicht minder allein die Kirche, welche mitten im Sturme, wenn auch nur sporadisch, kräftigst zeuget gegen Aufruhr und Ungehorsam nach der Schrift, und grade jetzt wieder laut wird und durch die Zeitungen predigt (Röm. 13, 2., 1 Sam. 15, 23., Spr. 21, 22., Sir. 7, 7. 8.). Und haben uns nicht die Ereignisse des Tages wiederholt bezeugt, daß die Kirche noch eine Macht ist, welche — der Zaubersünde des Baalsdienstes Widerstand zu leisten vermag und diejenigen sammelt, die ihre Knie

nicht beugen vor den Götzen des Tages? Und ist es nicht auch unter uns die Kirche, wenigstens in einzelnen Häuflein, gewesen, welche den ersten destruktiven Maßregeln der Staatsveränderung entgegengetreten ist, und zur Abwendung des einbrechenden Territorialismus für das im revolutionären Schwindel zertrümmerte Ober-Consistorium wenigstens ein provisorisches Surrogat erwirkt hat, welches wir — daß es uns doch immer gegenwärtig bliebe! — dem christlichen Gewissen des obersten Gliedes der Kirche verdanken? Dafür hat die Kirche, dafür hat der Staat zu danken.

Wenn könnten aber auch nach allen Zeichen der Zeit die Augen noch jetzt so gehalten seyn, daß er die Gefahren der angekündigten Ehescheidung nicht erkennen könnte! Ist gleichwohl nach mehr als einer Seite eine Auseinandersehung zwischen dem Staate einerseits und der Römischen so wie der Evangelischen Kirche andererseits unvermeidlich, ist namentlich die schon in Aussicht gestellte Veränderung des Kirchenpatronats nach Art. 14 und 15. der Verfassungsurkunde nicht ganz abzuwenden, so ist wenigstens zu erwägen, daß die Erörterung ein zweiseitiger Akt ist, bei welchem jeder Theil gehörig vertreten seyn muß; eine Erwägung, die hoffentlich auch bei den bevorstehenden einseitigen Kammerv Verhandlungen ihre Vertretung finden wird. Der Staat ist jetzt, so sagen sie, nach der Kopfszahl vertreten. Wenn er sich auch selbst dadurch für genügend vertreten erachtet, muß er sich nicht auch dem anderen Theile legitimiren? oder muß dieser ohne Weiteres die Kopfszahl als Legitimation annehmen? Und wenn dies seyn müßte, wie wird nun die Kirche ihrerseits vertreten und zur Verhandlung legitimirt? Darüber wird wahrscheinlich die Römisch-Katholische Kirche nicht in Verlegenheit seyn; aber wie verhält es sich mit der Evangelischen und deren unterschiedenen Abtheilungen? Soll ihr etwa auch, wie schon früher beabsichtigt ward, die Kopfszahl mit dieser oder jener unwesentlichen Modifikation zugemuthet werden, um die Kopfszahl der Kopfszahl gegenüberzustellen? Es versteht sich von selbst, daß es der äußerste Territorialismus seyn würde, wenn man der Kirche diese Staatsform aufdringen wollte, welche im Staate selbst eine schreiende Unwahrheit ist, die selbst gegen diese Regel der gemeinen Rechenkunst verstößt, wonach man nur gleichartige Größen zusammenaddiren kann. Aber im Staate wird diese Unwahrheit doch einigermaßen durch das monarchische Princip corrigirt, in der Kirche hingegen würde die Zusammenstellung der treuen und untreuen Kirchengenossen zu der unerträglichsten Unterjochung und Verdrängung des Häufleins umschlagen, ohne daß irgend ein Schutz dagegen gewährt wäre. Sind doch auch nicht alle Gläubige einander gleich, nicht alle gleich geschickt zum Urtheile, wie nicht alle berufen sind zur Predigt, sondern nur etliche! Hiemit erneuert sich die Frage: Wie soll die Evangelische Kirche nach ihren verschiedenen Abtheilungen und deren wesentlich verschiedenen Verfassungsprincipien zu einer wirklichen rechtlichen Vertretung gelangen, um mit dem Staate namentlich über das Patronat und das Bestätigungsrecht sich auseinanderzusetzen zu können? Ist die Frage überhaupt schwierig, auch darum schwierig, weil die bisherige Verbindung mit dem Staate die Ausbildung einer isolirten, abstrakten Selbstständigkeit verhindert hat, welche überhaupt dem Wesen der Kirche widersprechend ist,

wie viel schwieriger ist die Frage jetzt „mitten im Kampfe der Gegensätze,“ mitten im grellsten Zwiespalt der Parteilagen, da der Unglaube das Regiment verlangt und Mißtrauen jede Autorität schwächt? Wie könnte da die Kirche gezwungen werden zu jäter „Entscheidung“ statt der früher gehofften „allmählichen Entwicklung!“ Ja, wie könnte nur überhaupt eine solche fabricirte und improvisirte Kirchenverfassung zugelassen und zur Legitimation ausreichend erachtet werden, um die Verwaltung in „die rechten Hände“ zu überliefern? wie könnte es der Landesherr, dem die Kirche so viel verdankt, mit seinem Gewissen vereinigen, seiner Pflichten sich zu entledigen, ehe man den rechten Nachfolger gefunden?

Um so dankenswerther ist die so eben landesherrlich verordnete provisorische Einrichtung im Sinne der Consistorialverfassung, weil sie vor aller Übereilung bewahren kann, wenn sie noch mehr ausgebildet wird. Dazu gehört aber, wie gesagt, daß die provisorische oberste Kirchenbehörde alle berechtigten evangelische Confectionen der Landeskirche in ihren eigenen Schoß aufnimmt, und gleichzeitig einerseits die evangelisch-lutherischen und die evangelisch-reformirten Gemeinden, so weit sie dem gemeinsamen Kirchenregimente sich nicht entziehen, nach der ursprünglichen, durch die allgemeine Union nicht alterirten Confection jeder Kirche, andererseits die im engeren Sinne unirten, aus verschiedenen Parochien zusammengesetzten Gemeinden, welche sich gegen die confessionellen Differenzen indifferent oder eklektisch verhalten, gewähren lasse.

Wir sehen jetzt in mehr als einem Deutschen Lande, namentlich in Württemberg, in Beziehung auf die bisherige Consistorialverfassung trotz aller Mängel, mit welchen sie jetzt belastet ist, ein conservatives Streben in der Kirche sich regen, welches die vollste Anerkennung, die ernsteste Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt; wir sehen, wie sich die Evangelische Kirche, wenn der Staat im Allgemeinen von ihr sich loszusagen droht, desto fester an dem Landesherrn hält, um unter den nöthigen Modifikationen den bisherigen Verband und Schutz zu conserviren. Um so mehr ist die Consistorialverfassung auch in der Preussischen Landeskirche unter angemessenen Veränderungen wenigstens provisorisch festzuhalten; und darin besteht namentlich die Bedeutung der neuen Ober-Kirchenbehörde, daß sie das Consistorialprincip einstweilen conservirt, ohne anderen Elementen des kirchlichen Organismus sich zu verschließen. Alle treue Kirchenglieder werden sie mit Freuden begrüßen und mit Gebet von Schritt zu Schritt begleiten: es ist der neuen Behörde ein großes Pund vertraut. Es kann nicht genug wiederholt werden, daß die alte Consistorialverfassung, wie sie sich auch von ihrer ursprünglichen Intention entfernt habe, wesentlich auf Principien ruht, die um so wichtiger sind, als sie von dem destruktiven Geiste dieser Zeit verneint werden; sie ruht auf dem Principe der Autorität von Oben und zugleich auf dem Grundsatze, daß jedes Glied der Kirche nach seiner Gabe, folglich nicht arithmetisch gleichmäßig der Kirche dienen soll, daß nicht alle Glieder gleichmäßig zur Regierung berufen sind, und daß demgemäß der Landesherr, als das oberste Glied, mit dem ihm verliehenen Punde der Kirche den Dienst des Schutzes und die Last der obersten Verwaltung zu leisten hat.

*) „Über die Consistorialverfassung“ finden wir in dem so eben erscheinenden letzten Doppelhefte der kirchlichen Monatschrift für die Provinz Sachsen „noch ein Wort,“ welches fast gleichzeitig mit der neuen Ober-Kirchenbehörde erscheint, und der Consistorialverfassung noch mehr als ein Recht provisorischer Fortdauer zuschreibt.

Die Kirche und die innere Mission.

(Schluß.)

Wir sind nun weit entfernt, der inneren Mission ihre Gränzen oder die Wahl zwischen der weiteren und engeren Interpretation ihres Namens und ihrer Aufgabe vorschreiben zu wollen. Nur darauf kommt es an, daß die sich gegenseitig bedingende Arbeit auf beiden Gebieten auch wirklich ernstlich und von berufenen Arbeitern in erspriesslicher Weise gleichzeitig begonnen und gefördert werde; ob diese Arbeiter unmittelbar derselben Genossenschaft angehören oder nicht, darauf kommt gar nichts an, sofern sie nur demselben Herrn dienen! Die Frage ist also: beabsichtigt die innere Mission oder die Männer, welche gegenwärtig an ihrer Spitze stehen, auch die Lösung der socialen Fragen auf jenem höher liegenden Gebiete durch Association und Colonisation — oder was sie denn an deren Stelle setzen und wie sie es nennen mögen, sofern es nur das ist, was Noth thut! — allen Ernstes in ihr Programm (wenn der leidige Ausdruck gestattet!) aufzunehmen oder nicht?

Wir gestehen, daß wir bisher noch nirgends eine bestimmte Antwort auf diese Frage finden. In den „fliegenden Blättern“ von Wichern haben weder unsere noch andere dahin gehörende Vorschläge bisher ernstliche Beachtung und kaum beiläufige Erwähnung gefunden, und auch mit eigenen Vorschlägen ist dort Niemand aufgetreten. Das Eine wie das Andere kann aber auf mancherlei Weise erklärt werden. Auch einzelne Andeutungen in der neuesten Zeit (namentlich auch S. 13. der mehrerwähnten Schrift über die Hamburger Mission) lassen sich auf weit aussehende Pläne in diesem Sinne deuten, obgleich sie auch eine beschränktere Beziehung, etwa auf den schwankenden Gränzstrich zwischen jenen beiden Gebieten, zulassen.

Unter diesen Umständen können wir nur die zweifelhafteste Antwort nach ihren beiden Alternativen voraussetzen! Ist es nun nicht die Absicht, sich so weit auszudehnen, so ist um so dringender zu wünschen, daß die Sache von Anderen aufgenommen werde, oder vielmehr, daß die tauglichen Elemente der inneren Mission sich mit anderen in einem zweiten Verein zur Lösung dieser Aufgabe verbinden. Ist es aber mit jenen Andeutungen wirklich so gemeint, daß dadurch ein solcher besonderer Verein überflüssig würde, so können wir nur wünschen und es den Theilnehmern ernstlichst an's Herz und in's Gewissen legen, daß sie so bald als irgend möglich grade mit dieser Sache Ernst machen mögen, indem von da aus fast alle anderen Funktionen der Mission die mächtigste Förderung finden würden. Ob es nicht des Guten zu viel für einen Verein sey? — ob die materiellen und geistigen Kräfte reichen werden? ob nicht dieser eine Zweig besser als ein Stamm für sich gedeihen und damit auch dem ganzen Werk manche Gefahr erspart werden dürfte? Diese und ähnliche Bedenken werden ohne Zweifel reifliche Erwägung finden, ehe ein entscheidender Entschluß gefaßt wird. Uns selbst fehlen nähere Daten über die Absichten und Mittel um zu entscheiden, was in dieser Hinsicht um der Sache willen das Beste seyn mag; dagegen aber müssen wir die Sache aufs Entschiedenste verwahren, daß jener Entschluß sehr lange in der Schwere gehalten und dadurch Entschluß, Hülfe und That von anderen Seiten beirrt, zurückgehalten, erschwert, zersplittert werde. Von welcher Seite, unter welchem Namen das Rechte geschehe, ist ganz gleichgültig; aber geschehen muß etwas Rechtes grade auf diesem Gebiete und in dieser Frage, welche so unmittelbar mit den Kämpfen der politisch-socialen Kämpfe der nächsten Zukunft zusammenhängt.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 14. März.

N^o 21.

Das Eigenthum und dessen Segner.

Dritter Artikel.

Wir kommen nun in unserer Betrachtung zu einer Reihe Einwendungen gegen das Eigenthum, welche durch eine falsche Auffassung der Eigenthumsverhältnisse hervorgerufen, also diesen falschen Auffassungen gegenüber berechtigt sind, weshalb wir sie auch nur unter Erörterung jener falschen Prämissen besprechen können, was uns zu einer längeren, scheinbar nicht direct zur Sache gehörigen Einleitung nöthigt.

Wir stoßen nämlich in der Geschichte tausendfach auf Verhältnisse, die sich der Gütergemeinschaft scheinbar nähern, und doch in ihrem innersten Wesen davon verschieden sind, welche aber in ihrer Nothwendigkeit, in ihrem vernünftigen Grunde anerkannt seyn wollen, will man nicht dem Geschrei nach Gütergemeinschaft eine scheinbare Berechtigung zuwachsen lassen. Diese Verhältnisse wurzeln in dem nach einer Seite hin durch die Natur des Eigenthums selbst gegebenen Gesamteigenthum in gewissen Kreisen und an gewissen Sachen. Die Beschränkung auf gewisse Kreise und auf gewisse Sachen und an diesen wieder auf gewisse Seiten ihres Gebrauches unterscheidet dies Gesamteigenthum wesentlich von der Gütergemeinschaft. Hier müssen wir zuerst einen Unterschied in's Auge fassen, der, obwohl ihn die neueste Zeit in einer Art politischer Blödsinnigkeit am liebsten ganz vertilgte, doch von der äußersten Wichtigkeit, von solcher Sachgemäßheit und Nothwendigkeit ist, daß sich diese Vertilgungsversuche augenscheinlich rächen und noch schwerer rächen werden, da man der Natur der Dinge nie ungesiegt in's Angesicht schlagen kann. Wir meinen den Unterschied des beweglichen und unbeweglichen Vermögens. Denkt man sich in uranfängliche Verhältnisse, wo sich der Begriff des Eigenthums noch nicht klar dargelegt und in seinen Momenten auseinandergelegt und bestimmt hatte, vielmehr in der allgemeineren Auffassung des Besizes noch mit eingehüllt lag, so ist doch klar, der Mensch, der einen Apfelbaum fand und in Besitz nahm, war in weit energischerem Besitze der Frucht, die er vom Baume brach, als des Baumes selbst — jene Frucht konnte er im Augenblicke essen, verschenken oder mit ihr davon laufen, und sie so dem Anspruch eines Dritten entziehen — wollte er dies letztere in Beziehung auf den Baum selbst erreichen, so mußte er bei dem Baume bleiben und ihn vertheidigen. Die Sprache in ihrer ersten Entwicklung bildet einfache, naturgemäße Denkprozesse ab, ist gewissermaßen eine Urphilosophie, und so ist es sehr charakteristisch, daß ein Wort, welches im Sanskrit *sewari* bedeutet, nämlich *trai*, nur die Modifikation eines anderen Wortes *tri* ist, welches: *transire*, *trajicere* bedeutet — hier sind also die Begriffe von *tueri* und von *evadere*

identificirt, und wir haben *tueri* hier in dem Sinne, den es allein in Beziehung auf bewegliche Gegenstände haben kann. Dies Verhältniß der Verschiedenheit des Schutzes bewegliches und unbewegliches Eigenthums ist bis auf den heutigen Tag geblieben — hundert Louisd'or kann ich in die Tasche stecken und wenn mir deren Besitz in Deutschland bedroht wird, damit nach einem Lande, wo sie mir sicherer sind, fliehen — ein Acker dagegen, der den Werth von hundert Louisd'or hat, wenn ich ihn als Acker besitzen will, hält mich fest; ich muß bei dem Acker bleiben und ihn vertheidigen und zwar nicht bloß im eigentlichen Sinne vertheidigen (d. h. juristisch wehren und vertreten; von *tagadigōn*, *taidingōn*, auf dem Gerichtstage vertreten), sondern sobald ich mit solchen, die nicht mit mir auf gleichem Rechtsboden stehen, zu thun habe auch im tropischen Sinne, d. h. mit den Waffen, denn nur innerhalb des socialen Kreises, von welchem die Anerkennung meines Eigenthums ausgeht, sind für die rechtliche Vertheidigung Anstalten getroffen, nur hier bedarf der Acker nicht des Schutzes durch die Waffen — diesen kann es aber überhaupt nicht als Einzelschutzes erhalten, sondern nur durch das bewaffnete Eintreten des ganzen socialen Kreises, der an ihm mein Eigenthum anerkennt. Die, welche bloß bewegliches Vermögen besitzen, können sammt und sonders damit fliehen, sobald ein auswärtiger Feind das Land bedroht, dagegen die Grundeigenthümer, die Inhaber unbeweglichen Vermögens, verlieren dasselbe, lassen es im Stiche, wenn sie fliehen. Vom Anfange der Welt an war das so — das bewegliche Eigenthum kann der Einzelne als Einzelner in hohem Grade schützen; das unbewegliche Eigenthum kann nur die Gesamtheit schützen, deshalb ruht bei allen natürlich und naturgemäß sich entwickelnden Zuständen der Landeschutz hauptsächlich auf den Grundeigenthümern — sie sind der eigentliche politische Kern des Volkes; aber eben deshalb muß sich auch das Grundeigenthum rechtliche Schranken im Interesse der Landesvertheidigung gefallen lassen, Schranken, welche dahin gehen, daß die Behandlung des Grundeigenthums die Wehrhaftigkeit der Nation nicht bedrohe, schwäche. Es liegt im Interesse der Staatsgemeinde, das Grundeigenthum nicht in so wenigen Händen sich sammeln zu lassen, daß am Ende die Zahl der Grundeigenthümer in gar keinem Verhältnisse mehr steht zu der geforderten Zahl der Landesvertheidiger; es liegt im Interesse der Staatsgemeinde, das Grundeigenthum nicht in dem Grade zersplittern zu lassen, daß am Ende eine allgemeine Hülflosigkeit der Inhaber von drei Spannen Kartoffelland auch kriegerisch hilflos macht; es liegt im Interesse der Staatsgemeinde, das Grundeigenthum nicht so behandeln zu lassen, daß daraus, wie im alten Irland, allgemeine Barbarei, und in Folge davon auch Hülflosigkeit gegen Außen eintrete; — und wenn das alles einerseits im Interesse der Staatsgemeinde

liegt, so hat sie andererseits auch ein Recht, dies Interesse in der Gesetzgebung geltend zu machen, denn das ganze Wesen des Eigenthums ist, wie wir im ersten Artikel sahen, nicht ein naturgegebenes Verhältniß, sondern ein socialgeschaffenes; es hat seinen Grund und Schutz nur an der Gemeinde und kann also seinem Begriffe nach nicht sich so entwickeln, daß es die Gemeinde hülflos macht, außer indem es zugleich seinen eigenen Daseynsgrund gefährdet, ja! vernichtet. Diese Interessen der Staatsgemeinde an der rechtlichen Gestaltung der Grundeigenthumsverhältnisse sind im Laufe der Zeit tausendfach mißkannt, vernachlässigt, ja! gradezu besritten worden, jedesmal aber hat sich das furchtbar gestraft. In den späteren Imperatorenzeiten waren in Italien und Gallien sehr wenige und fast nur sehr große Grundbesitzungen und das Weströmische Reich ist dadurch rettungslos den Barbaren preisgegeben worden. Allgemeine Zersplitterung des Grundeigenthums ist erst in neuester Zeit großartig möglich geworden; aber wo sie in einigem Umfange stattfindet, werden wir auch in Folge dieser Kartoffelwirthschaft die entsetzlichsten Nothstände bei jedem Kriege und bei jeder großen Calamität hereinbrechen sehen. Aus alledem geht hervor, daß in Beziehung auf Grundeigenthum die Staatsgewalt in natürlichen Zuständen Mitinteressent, daß die Grundlage der Staatsgewalt, der Staat selbst, zugleich der Entfaltungs- und Erhaltungs- und Rechtfertigungsboden des Grundeigenthums in seiner bestimmten Gestalt und Vertheilung, daß dies Grundeigenthum in noch weit höherem Grade als jedes andere Eigenthum zugleich mit der Eigenschaft eines Amtes behaftet ist. Dies Mitinteresse des gesamten organischen Staatscomplexes am Grundeigenthum hat man rechtlich zu ordnen, und dasselbe vielfach in der Weise einer Art Gesamteigenthumsrechtes (was es in der That auch bis auf einen gewissen Grad ist) zu fassen gesucht — aber das ist nicht nur verschieden von Gütergemeinschaft, sondern in der That ein spezifisches Antidotum, denn alle jene platten Einwendungen gegen das Eigenthum, „daß man nicht begreife, wie der Einzelne dazu komme, grade auf eine so große und auf diese Parcele der Erdoberfläche ein Recht zu haben,“ „daß ein solches Grundeigenthum ein Raub sey, den der Einzelne an allen Menschen, denen Gott die Erde ohne Unterschied und in gleicher Weise angewiesen habe, begehe“ — alle diese platten, gemeinen, pöbelhaften Einwürfe brechen in sich zusammen, wenn man (wogegen kein Mensch polemisiren kann, er müßte denn auch behaupten wollen, daß Feuer nicht brenne) die Vertheilung der Erdoberfläche, so weit sie eine rein faktische ist, dem gottverliehenen Siege, der Kraft und Lebensmacht der Völker zuschreibt, das einzelne Grundeigenthum aber als ein staatlich geordnetes Amt und aus dem vernünftigen Bestande, aus der organischen Entwicklung der einzelnen Völker ableitet. An jenem Mitinteresse, an jenem Gesamteigenthume des Volkes an dem Grund und Boden seines ganzen Landes hat erst das Eigenthumsrecht des einzelnen Grundherrn seine feste rechtliche und sittliche Unterlage, seine Rechtfertigung. Das ist aber, wie bereits gesagt, etwas ganz Anderes als Gütergemeinschaft, wie man im Augenblick erkennt, wenn man einige der mannigfachen Weisen betrachtet, in denen dies Gesamteigenthum historisch zur Erscheinung gekommen ist.

Unter diese politischen Gestaltungen gehört z. B. die Mesaische Ordnung des Grundeigenthums, der zufolge das ganze Land Gott und dessen zeitlichem Repräsentanten, dem Tempel, gehörte, im Namen Gottes den einzelnen Stämmen, in diesen den einzelnen Familien ausgegeben war, als ein heiliges Amt und Erbe, welches der Familie nicht durch das Unglück oder die schlechte Verwaltung des einzelnen Inhabers ganz verloren gehen, was nicht veräußert werden durfte, außer wieder an den ursprünglichen Lehnsherrn, von dem es vergeben worden war, an den Tempel; auf welchem noch als Lehnssurkunde des ursprünglichen Verhältnisses ein Zehnten ruhte — nicht als Last, sondern als schützende Wohlthat, denn dieser Zehnte hielt den ursprünglichen Gedanken des ganzen Amtes dieses Grundeigenthums lebendig. Ähnlich finden wir bei den Sachsen das, was sie Foheland nennen, geordnet — dies war Grundeigenthum, welches unter dem Schutze des ganzen Volkes stand, aber eben deshalb nur nach hergebrachtem Erbrechte, nicht testamentarisch oder willkürlich vererbt, oder ohne Einwilligung der Familie und ohne Einsicht nehmendes Wissen der Gemeinde verkauft werden konnte; was mit den allgemeinen Volkslasten der Mithülfe zum Bau der Landesfesten, der Straßen und Brücken, und zum Heerdienste belastet war — alles das im Gegensatz des allmählig entstehenden und mehr und mehr Umfang gewinnenden Böclandes, welches mit Privilegien mannigfacher und verschiedener Art versehenes, aus dem Complex des Fohlandes durch diese Privilegien ausgeschiedenes, besonders gestelltes, aber nur mit Bewilligung der Häupter des Volkes, der Witen, so gestelltes Land war. Wieder in etwas anderer Weise liegt jener Gedanke des Gesamteigenthums des Staates an Grund und Boden der Spartanischen Agrargesetzgebung auch dem Norwegischen Adelsrechte zu Grunde — und nicht bloß im Interesse des Kriegs- und Wehrbedürfnisses des Landes hat man dies Gesamteigenthum wahrzunehmen gesucht, sondern auch nach der Seite der Staatsfunktionen im Allgemeinen, was wir hier nicht weiter verfolgen können; wir erinnern aber an die Agyptischen Tempelländereien, an die Levitenstädte der Israeliten, an die Lehnungsverfassung und geistlichen Gebiete des Mittelalters; die Fundation des ganzen Staatsbedarfes auf Grundabgaben (d. h. also im Grunde die Reservirung gewisser Quoten des Güterwerthes im Lande und der von ihnen abgeworfenen Interessen für das Staatsbedürfniß) hat im Kanton Bern bis vor wenigen Jahren gedauert, wo sie durch die Hand kurzfristiger Staatsweisen und in ihr ein nicht wiederherstellbares, vortreffliches Muster einer Finanzeinrichtung zerschlagen worden ist. Rom hat frühzeitig beide Gattungen Grundeigenthum — vollkommen freies sowohl als unter Miteigenthum des Staates besessenes — neben einander gehabt — gewissermaßen in Römischer Weise geordnetes Böcland und Fohland, ager privatus und publicus, — aber man sieht deutlich, der vorzugsweise patricische Besitz des ager publicus, des Fohlandes, ist das ältere Verhältniß, das Böcland, der ager privatus, fängt mit den ausgesonderten Ackerlosen der Patricier von zwei Zucherten an und setzt sich in den plebejischen Landlosen von sieben Zuchert, ohne Fohland daneben, fort. (Schluß folgt.)

Nachrichten.

Baiern.

Ansprache der General-Synode zu Ansbach an die evangelische Christenheit.

Gnade sey mit Euch und Friede von Gott dem Vater und unserem Herrn Jesu Christo in der Kraft und Wirkung des heiligen Geistes. Amen.

Geliebte Brüder! Durch das Vertrauen unserer Amtsbrüder und Gemeinden gewählt, haben wir, die unterzeichneten geistlichen und weltlichen Mitglieder der protestantischen General-Synode diesseits des Rheins, in hiesiger Stadt zu den uns verfassungsmäßig zustehenden Beratungen über die Angelegenheiten unserer Kirche uns versammelt. Die Größe und Wichtigkeit der gestellten Aufgabe, ihre schwere Verantwortlichkeit, namentlich in jetziger Zeit, in vollem Umfange erkennend, haben wir in gemeinsamer Andacht den Herrn der Kirche, unser unsichtbares Haupt im Himmel, um den Beistand seines heiligen Geistes angerufen, und der Fürbitte der Gläubigen, die unser Wirken mit ihrer brüderlichen Theilnahme begleiteten, uns getröstet und erfreut. Nun stehen wir am Schlusse des begonnenen Werkes, und indem wir dem Herrn für den Segen danken, den er bei unserer Arbeit uns geschenkt hat, fühlen wir uns durch den Geist brüderlicher Liebe gedrungen, an die Evangelische Kirche unseres Vaterlandes und an alle unsere Glaubensgenossen in allen Ländern ein kurzes Wort der Rechenschaft über unser Wirken, und ein väterliches Wort der Ermahnung, Stärkung und Beruhigung im Namen unseres ewigen Königes und Erlösers zu richten.

Gelobet sey der Herr, der allmächtige und ewige Beschirmer seiner Gemeinde!

Wir können mit vieler Freudigkeit unseren Mund zu Euch aufhuhn, denn er ist nach seiner Verheißung mitten unter uns gewesen mit seinem Geiste und mit seiner Gnade, und hat unsere täglichen heißen Gebete erhört, daß wir in dieser schweren Zeit reichen Trost empfinden haben in dem erfreuenden Lichte seiner Gegenwart und in der Kraft unserer Gemeinschaft in dem Herrn. Denn das sollt Ihr vor Allem wissen, theure Brüder, daß wir in dem seligmachenden Glauben unserer heiligen Kirche, wie ihr schriftgemäß in den Bekenntnissen der Väter ausgesprochen ist, uns fest und innigst verbunden gewußt, daß wir allein auf diesem unbeweglichen Grunde alle unsere Beratungen gepflogen, daß wir uns zum unwandelbaren Bleiben in dem, was uns von Gott gegeben ist, zur Bewahrung unserer Krone auf's Neue kräftiglich erweckt und dem Herrn verpflichtet haben. Unser Lösungswort war: „Es ist in keinem Anderen Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darin sie sollen selig werden, als der Name Jesus.“

Auf diesem Grunde stehend, bestreben wir uns, der Verfassung unserer Kirche, wie sie in Baiern diesseits des Rheins besteht, zwar keine völlige Umgestaltung, keinen fundamentalen Neubau zu geben, aber ihr doch nach allgemein gefühltem Bedürfnisse eine heilsame Fortbildung und Verbesserung anzubahnen. Das Band, das uns mit dem König, als dem verfassungsmäßigen Inhaber des landesherrlichen Kirchenregiments, verknüpft, wollten wir nicht zerreißen; wir waren der weithin greifenden verderblichen Folgen eingedenk, die eine solche Losreißung, namentlich unter den jetzigen Zeitverhältnissen, über unsere Kirche bringen müßte. Aber in eine freie, selbstständige Stellung, wie sie keine kirchliche Gemeinschaft zu ihrem Bestand und zu ihrer ungehörten weiteren Entwicklung entbehren kann, wollten wir unsere Protestantische Kirche in Baiern einführen. Sie soll in ihren inneren Angelegenheiten frei werden von der Knechtung weltlicher Macht, von der Unterordnung unter eine reine Staatsbehörde, und die ihr zustehenden Rechte durch eine selbstständige kirchliche Oberbehörde unter beschlußfassender Mitwirkung einer für immer ungetrennten General-Synode Kraft königlicher Sanction und

Autorität selbst ausüben. Auf solche Weise soll, was die Verfassung der Kirche betrifft, ihr Beides gesichert werden, Ordnung und Stetigkeit, Freiheit und Bewegung, und ihr äußeres Leben in einer wohlhabend gemessenen Gliederung sich bewegen. Die Gemeindefürsorge sollen von den Jenseits bisheriger Unthätigkeit befreit, und in überall einzuführenden, aus der Urwahl der Gemeinden stütz sich erneuernden Kirchenvorständen, in anders gestalteten Diöcesan-Synoden, endlich auf höchster Spitze in der mit gesetzgebender Gewalt, mit dem freien Antrags- und Beschwerderecht betrauten General-Synode zu mitwirkender Theilnahme in allen Angelegenheiten der Kirche beigezogen werden. In der Verfassung nicht das Einzige oder Höchste, was die Kirche zu ihrem Bestande bedarf, erkennend, haben wir auch der Kräftigung des inneren kirchlichen Lebens unsere Aufmerksamkeit zugewendet, und die vielfach an uns gekommene Wünsche und Anträge, welche das ganze kirchliche Gebiet, ihre äußeren und inneren Nothstände, ihre leiblichen und geistigen Interessen umfassen, in die sorgfältigste Ermägung, und, soweit dies in unsere Macht gegeben war, in Erledigung genommen. Der Schule haben wir in gleicher Weise unsere innigste Theilnahme zu widmen für Recht und Pflicht gehalten. Den Versuch, sie von der Kirche, ihrer mehr als tausendjährigen Hüterin und Pflögerin, zu trennen, mußten wir schon in seiner Ausführung für unmöglich erklären. Aber wir protestirten auch gegen eine solche Losreißung Namens unserer Kirche, die sich bewußt ist, was sie seit ihrem Bestande für die Schule gethan hat, in welcher hingen, ihrer Natur nach unzertrennbaren Wechselwirkung sie zu allen Seiten mit ihr stehen wird. Wir wünschen der Schule in allen ihren Abtheilungen und Verzweigungen die ihr gebührende gefeierte Aufmerksamkeit und Rücksichtnahme; sie hat Nothstände, deren schnelle Abhülfe eines der dringendsten Bedürfnisse der Zeit ist, und die Kirche wird nicht entstehen, hiezu, wo sie kann, hülfreiche Hand zu bieten. Aber diese Nothstände werden sich nicht durch Losreißung von der Kirche heben lassen, sie werden dadurch sich vermehren. Eine Kirche, die, wie die Evangelische, jede wahre geistige Entwicklung, jeden ächten Fortschritt auf allen Gebieten des menschlichen Wissens gestaltet und fördert, ist in der Pflege und Wahrung dieser Freiheit eine Wohltäterin der Schule gewesen, und wird es bleiben, wenn man auch wähnt, ihres segnenden Einflusses entbehren zu können.

Die Bewegungen, die auf dem politischen Gebiete sich vordrängen und in immer höher anschwellenden Strömungen alle Länder Europas erschüttern, haben unsere vollberechtigte Theilnahme auf sich gezogen. Wir anerkennen das Wahre und Große, das in edlen Vorkämpfern der Gegenwart sich zur Geltung bringen will. Wir sprechen es aus als wohlbegründete Überzeugung, daß, wenn aus den Bewegungen der Gegenwart die unreinen Stoffe ausgeschieden werden und der über die Ufer brechende Strom in die rechte Bahn gesetzmäßiger Ordnung und Freiheit sich einklinkt, er in befruchtender Weise über unser theures Vaterland sich ergießen und die Gebanten Gottes, die in der Bewegung der Zeit sich kund geben, zur segnenden Verwirklichung bringen kann. Aber indem wir diese Anerkennung aussprechen, sagen wir uns, geküßt auf die Grundsätze unserer Kirche, auf's Entschiedenste von allen jenen unheilswürdigen Versuchen los, welche an die Stelle des Rechts die Gewalt, an die Stelle der Freiheit die Willkür, an die Stelle gesetzmäßiger Ordnung die Anarchie und mit ihr die größte Geistesknechtung zu setzen bemüht sind. Die Kirche als solche hat zwar mit politischen Einrichtungen nichts zu thun; das Reich ihres Herrn und Meisters ist nicht von dieser Welt. Aber das, was sie als Erzieherin der Völker für das Reich Gottes will und zu fördern strebt, ist eine gesetzmäßige Freiheit, eine selbstsuchtslose, in ächter Vaterlandsliebe wurzelnde Unterordnung unter die rechtmäßig gesetzten Gewalten. So predigt sie mitten unter den Stürmen der Zeit das Wort ihres Meisters und seiner Apostel: „Geht

Gott, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Seyd unterthan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen, es sey dem Könige als dem Obersten, oder den Hauptleuten als den Befehlenden von ihm zur Rache über die Übeltäter und zu Liebe den Frommen. Denn das ist der Wille Gottes, daß ihr mit Wohlthum verstopfet die Unwissenheit der thörichten Menschen. Als die Freien, und nicht als hätten ihr die Freiheit zum Deckel der Bosheit, sondern als die Knechte Gottes." So hat unsere Kirche vom Anfang es gehalten, und so wird sie es halten, so lange sie ihr großes Gesetzbuch in der Hand trägt, ihr heiliges Gotteswort. Denn alle Verhältnisse des Lebens mit der Weisheit und Kraft gottgeheiliger Wahrheit zu durchbringen, das Leben nach seinen verschiedensten Richtungen hin dem Willen Gottes in seinem Worte gleichförmig zu machen, das ist die Aufgabe unserer Kirche, das ist der Beruf, die Verpflichtung ihrer Diener und Glieder, ihrer Geistlichen und Gemeinnden. Wir haben deshalb, so viele unserer als Hirten stehen in den Gemeinnden, auf's Neue uns gelobt, dem Befehle Christi: „Weide meine Schafe, weide meine Kämmer," gewissenhaftest zu folgen, und haben von unseren Gemeinnden in ihren unter uns anwesenden Vertretern die Versicherung empfangen, daß sie unser erneuertes Gelbniß mit theilnehmender Nahrung gehört, und in die Mitte der von ihnen vertretenen Gemeinnden, zur Erweckung und Kräftigung ihres Glaubens und ihrer Liebe zu dem Amte, welches die Versöhnung predigt, tragen werden.

Aber, theure Brüder, wir richten unsere Blicke in Liebe und Vertrauen auf die ganze Evangelische Kirche, die in gleichem Bekenntniß mit uns steht, und geben uns der erhebenden Hoffnung hin, es werde die Zeit bald kommen, wo die verschiedenen Landeskirchen sich enger als bisher an einander schließen und den großen Gedanken einer Deutsch-Evangelischen Gesamtkirche, die nicht unirt, sondern conföderirt, nicht verschmolzen, sondern verbündet ist, zur ersuchten Ausführung bringen. Geliebte Brüder, wo Ihr wohnet, laßt uns deshalb „fleißig seyn zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens. Ein Leib und Ein Geist, wie wir auch berufen sind auf einerlei Hoffnung unseres Berufs. Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater unser Aller, der da ist über uns Alle und durch uns Alle und in uns Allen."

Wir fagen zu unserem Schmerze, es wollen Viele diese Einigkeit des Glaubens trennen, die heilsame Lehre nicht mehr leiden, den Grund unterwühlen, auf welchem in gottbeglaubigten Thatsachen und Lehren seit der Apostel Zeiten, wie unser uraltes apostolisches Glaubensbekenntniß beweist, die ganze christliche Kirche ruht. Geliebte Brüder! Ihr seht den Abfall von Christo, der täglich weiter um sich greift, den Haß vieler gegen den, der uns geliebet und sich selbst für uns dargegeben hat. Ihr seht aber auch die bitteren Früchte, die aus diesem Giftsaamen allenthalben schon erwachsen sind, die Rathlosigkeit, Noth und Trostlosigkeit, in welche dieses gottentfremdete Geschlecht immer tiefer versinkt, die Strafgerichte des Allmächtigen, die als verheerende Gewitterwolken über vielen Ländern schweben und bald da bald dort in jermalmenden Donnerschlägen sich entladen. Wo wollen wir Rettung finden aus der drohenden Gefahr, wo das Heil suchen für die erschrockenen Völker? In den Ordnungen und Satzungen der Menschen? Wir ehren sie, wie wir es ausgesprochen haben; aber so sie nicht ruhen auf dem unbeweglichen heiligen Grund der Propheten und Apostel, daran Jesus Christus der Eckstein ist, werden sie, anstatt die Schnittdur der Völker zu befriedigen, den Stachel des Schmerzes nur um so tiefer in ihre Brust graben. Geliebte Brüder, die ihr von dem rechten Wege verirrt, wir beklagen Euern Abfall mit tiefem Schmerze, aber wir vermahnend Euch auch von Herzensgrund, in Zeiten zu bedenken, wie unheilvoll und verderbenbringend der Weg sey, auf welchem Ihr, bestrahlt von Menschenwitz und Menschenweisheit, wandelt, und bitten Euch um des Herrn und seines heiligen

Evangeliums willen, umzukehren, und der Wahrheit zu gehorchen, welche Ihr zum schweren Schaden für Eure Seelen verlassen habt. „Das Wort sie sollen lassen stahn, und kein Dank dazu haben": dieser Kräftspruch unseres seligen Reformators, des Glaubenshelfers unserer theuren Lutherischen Kirche, wird immer neue Siege feiern, wenn auch die Lockstimmen des Unglaubens und der eilen Tagesweisheit künftig werden verklungen seyn. Geliebte! wir wollen fest seyn, wo es gilt, der Wahrheit, die unser theuerstes Erbe ist, ein unerschrockenes Zeugniß zu geben. Aber das, wisset Ihr, soll uns nicht hindern, in Duldung und Frieden mit denen zu leben, die einer anderen Kirchengemeinschaft angehören, und, wie Vieles uns auch von ihnen scheidet, doch das Centrum des ganzen Christenthums, den Glauben an den eingeborenen, Mensch gewordenen Sohn Gottes mit uns gemein haben. Es sollen die Kräfte des Guten, wo sie gefunden werden in dieser Zeit, sich nicht sondern und spalten, sondern einigen und stärken, auf daß ein gemeinsamer Damm aufgerichtet werde wider die, welche die Grundlagen des Staats wie der Kirche unterwühlen, und ihre Sache aus Nichts gestellt zu haben offen erklären. Theure Brüder! welchen Zeiten die Kirche in Mitte der jetzt gährenden Bewegungen entgegenseht, wer kann es wissen? Rächliche der Herr, so es ihm gut dünkt, den Stab Wehe in seine Hand zu nehmen, wir haben seine Züchtigung verdient! Aber unter dem Kreuze hat die Kirche von jeher nur um so herrlicher gelübt, und im Feuer der Trübsal hat sie Weisheit gelernt, sich beugen und sich aufrichten, sich aufrichten an der Hand des Herrn. Theure, geliebte Brüder, seyd getroßt, fürchtet nichts. „Ob auch das Meer wüthete und wallete, und von seinem Ungestüm die Berge einsinken, dennoch soll die Stadt Gottes sein lustig bleiben mit ihren Bräunlein, da die heiligen Wohnungen des Höchsten sind." Er lebt, der Herr, der uns verheißt hat: „Auf Löwen und Oetern wirst du gehen und treten auf den jungen Löwen und Drachen." Er ist bei uns alle Tage bis an der Welt Ende, der da herrscht, bis daß alle seine Feinde zum Schemel seiner Füße gelegt sind. Theure Glaubensgenossen, so rufen wir Euch denn mit des Apostels Worten zu: „Wachet, stehet im Glauben, seyd männlich und seyd stark." Ihr wisset die erlösende, herzenerneuernde, völktererhebende, weltregierende Kraft dieses Glaubens, die sich von Alters her bewiesen hat und noch beweiset, dieses Glaubens, der die neue Welt und insbesondere unser geliebtes Deutsches Vaterland auf eine so hohe Stufe der Bildung und Gesittung erhoben hat, der allein aus Kindern der Zeit Kinder Gottes, und aus dieser verhängnißvollen Welt ein Reich Gottes macht, darin Gerechtigkeit und Friede und Freude in dem heiligen Geiste wohnt. Stehet fest bei dem Panier des Kreuzes, dessen unaufhörliche Triumphe die Weltgeschichte bezeuget, und das allein den Sieg gibt über Alles, was das menschliche Geschlecht entwürdigt und bedrängt. Suchet die Freiheit, nach welcher der aus Gott geborene Christ sich immerdar sehnet, darin, daß Ihr nach der Ermahnung unseres göttlichen Erlösers thut: „So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so werdet ihr die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen. Denn nur welche der Sohn frei machet, die sind recht frei." Ihr verlangt nach Einigkeit, um in der Einheit stark zu seyn. Nur in Christo ist diese Einheit der Geister zu finden; außer ihm ist Trennung, Zerrissenheit, Auflösung, wie es jetzt am Tage ist. Mit ihm vereinigt besitzen wir jene Gemeinschaft, welcher der Herr verheißt hat, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden. So bittet an allen Orten und hebet heilige Hände auf ohne Born und Zweifel. Versammelt Euch oft in brünstiger Andacht; machet Euer Haus zu einem Tempel des Herrn, Eure Hausgenossen zu einer Gemeinschaft der Heiligen, Eure Herzen zu Altären, wo täglich die Opfer des Gebets und Flehens, der Fürbitte, des Lobes und Dankes dem Herrn dargebracht werden. Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist. Theure Brüder! jetzt gilt wieder mehr, als jemals, was dort der Herr zu Petro gesagt: „Siehe, der Satanas hat eurer begreift, daß er euch möchte fischen wie den Waijen." Er thue an Euch Allen, wie er an Jenem gethan hat: „Ich habe für dich gebetet, daß dein Glaube nicht aufhöre." Wir befehlen Euch und uns Dem, der uns kann beistehen ohne Fehl und stillen vor das Angesicht seiner Herrlichkeit unskräftlich mit Freunden. Dem Gott, der allein weise ist, unserem Heilande, sey Ehre und Majestät und Gewalt und Macht nun und zu aller Ewigkeit. Amen.

Ansbach, den 22. Februar 1849.

Die Mitglieder der General-Synode.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 17. März.

N^o 22.

Das Eigenthum und dessen Segner.

(Schluß.)

Bewegliches Eigenthum kann sich unter Umständen allerdings auch gewissermaßen festnageln, ohne seinen Charakter der Flüssigkeit ganz einzubüßen — z. B. die Interessenten der Bank von St. Georg bildeten in der vielbewegten Republik Genua doch einen so festen politischen Kern der Bürgerschaft, wie ihn nur eine auf Grundeigenthum basirte ritterschaftliche Corporation zu bilden vermocht hätte, und Ähnliches tritt bis auf einen gewissen Grad bei ähnlichen Instituten neuerer Zeit ein. Hier sieht man dasselbe Bedürfnis des Gesamtschutzes, was immer und überall bei Grundeigenthum vorhanden ist, auch auf bewegliches seinen Einfluß erstrecken, man sieht es gewissermaßen im Interesse desselben politisch arbeiten, und das ist nicht eine Ausartung wie die andere Erscheinung, daß nämlich das Grundeigenthum zur völligen Waare wird, und auf Zettel übertragen, wie manche der Nordamerikanischen Land-Claims gleich jedem anderen Papiergeld von Hand zu Hand geht; es ist nicht eine Ausartung, sondern eine gesunde Fortbildung, denn wenn auch bei allem Eigenthum ein wesentlicher Zug ist und bleiben muß die freie Privatverfügung, so ist doch der Zweck, daß nicht zu Wenige oder nicht hilflos geringes, daß Alle ein gesichertes Eigenthum haben, ein öffentlicher Zweck, bei dessen Nichtbeachtung man die weltökonomische Idee des Eigenthums bei Seite setzen würde. Die Privatverfügung muß sich also im Interesse der inneren Aufgabe alles Eigenthums selbst Beschränkungen gefallen lassen, die zuweilen den Charakter annehmen eines vorhandenen Gesamteigenthumsrechts des Staats überhaupt, oder eines besonderen corporativen Gliedes des Staats — allein diese Beschränkungen dürfen nie das Sondereigenthum selbst annulliren, ohne, wie im alten Island, zu einer neuen Quelle des Verderbens zu werden. Man kann dem Sondereigenthümer im Interesse des Gesamteigenthums die Beschränkung stellen, daß er sein Eigenthumsrecht nie oder nur unter gewissen Bedingungen veräußern, daß er es nie oder nur unter gewissen Bedingungen theilen, daß er es nie oder nur unter gewissen Bedingungen mit einem zweiten oder mit mehreren Grundeigenthumsstücken vereinigen, daß er es nur an seine natürlichen Erben nach bestimmter Erbfolge, oder nur an einen Nachfolger in gewissen öffentlichen Funktionen (wie ursprünglich bei den Lehensinhabern) überlassen dürfe und was dergleichen mehr ist — aber ein Rest des Extragés muß zu freier Verfügung bleiben, innerhalb der gesetzten Schranken muß noch ein freier Rest unabhängiger Behandlung der Grundstücke bleiben, wenn nicht nach der anderen Seite die Aufgabe des Eigenthums aus den Augen verloren werden

soll, wenn es nicht statt eine Quelle der Entwicklung der wahren Persönlichkeit des Menschen, vielmehr eine Quelle der Bindung dieser wahren Persönlichkeit — also auch der Depravation und Entfittlichung werden soll.

Um nun zusammenzufassen, was wir bisher in Beziehung auf das Eigenthum fanden, so läßt sich das in folgenden Sätzen recapitulirend zusammenfassen: 1. Das Eigenthum ist nicht durch die Natur der Sachen oder der einzelnen Menschen gegeben, aber es ist eine unabtrennbare Seite des menschlichen gesellschaftlichen Daseyns, welches gar seine Aufgabe nicht erfüllen könnte ohne Eigenthum — die Aufhebung des Sondereigenthums, die Gütergemeinschaft läuft also geradezu der dem Menschen angeschaffenen gesellschaftlichen Natur zuwider, ist ein Schlag, der in des Schöpfers Angesicht versucht wird. 2. Dagegen hat alles unbewegliche Eigenthum die Eigenschaft, daß es nur im Großen vertheidigt und geschützt werden kann; daß, wie sich der Landesschutz hauptsächlich auf dasselbe bezieht, so andererseits auch dieser Landesschutz hauptsächlich auf den Inhabern unbewegliches Eigenthums ruht, und daß sich dieses deshalb im Interesse des Landesschutzes und der Landesverwaltung allerhand besondere Bedingungen gefallen lassen muß, deren specielle Gestaltung von historisch gegebenen Verhältnissen abhängt.

Aus der besonderen Lage und Gliederung eines Volkes nach Weltstellung des Landes und damit zusammenhängender Organisation der Thätigkeiten erhält das Eigenthum überhaupt seine speciellere Gestaltung. Ein handeltreibendes Volk braucht eine andere Gestaltung des Eigenthumsrechts als ein vorzugsweise ackerbauntreibendes; ein Volk, wo der Hauptaccent des politischen Lebens auf den Städten ruht ein anderes, als wo er auf der ländlichen Bevölkerung ruht; ein in mannigfaltigen Ständen organisirt entfaltetes Volk bedarf auch eines mit verschiedenen Attributionen für die einzelnen Stände entwickelten Eigenthumsrechts, soll nicht dem einen Gliede am Körper des Volks durch das andere die wahre Lebenskraft geknickt, soll nicht ein Stand tyrannisiert werden; ein durch die Natur in seinen Gränzen gesicherteres Land entwickelt naturgemäß auch ein anderes Eigenthumsrecht für seine Bewohner, als ein Land, welches nur durch eine wesentlich kriegerische Ordnung des darin wohnenden Volks geschützt und bei Freiheit und höherer Bedeutung erhalten werden kann (wie das z. B. bei Norddeutschland der Fall ist, in welchem die durchgeführte Mobilisirung alles Eigenthums den Boden, das Fundament, auf welchem seine Unabhängigkeit ruht, ganz zu vernichten droht). Nach diesen Seiten läßt sich eine tausendfache Mannigfaltigkeit denken, und jede Varietät der Gestaltung kann vernünftig, weil zweckmäßig im Einzelnen, seyn.

Auf die ganze Reihe dieser Erscheinungen der Zweckmäßigkeitpolitik hier, wo es uns darauf ankommt, leitende Grundsätze für die bunte historische Erscheinung dieser Dinge zu fassen, einzugehen, kann natürlich nicht am Orte seyn. Die Art und Weise, wie reines Eigenthum oder mit s. g. Servituten belastetes Eigenthum, wie die Formen der temporären Veräußerung durch Pfandschaft, Miete u. s. w., der völligen Veräußerung durch Tausch, Kauf u. s. w. aus der allgemeinen Behandlung des Eigenthums bei einem Volke einerseits hervorgehen und andererseits diesen allgemeinen Charakter selbst wieder bestimmen — alles das geht uns hier nichts an — nur eine Bemerkung historischer Art erlaube ich mir noch, nämlich daß, wie die Römer zuerst den Gedanken der Unterscheidung des öffentlichen und Privatrechts scharf und präcis entwickelt haben, so sie auch zuerst in Beziehung auf das Eigenthum den Unterschied des ächten, unbeschränkten Eigenthums, an welchem dem Inhaber eine unbedingte Herrschaft zusteht, von dem in irgend einer Hinsicht gebundenen Eigenthum streng gefaßt haben. Dies hat die Folge gehabt, daß durch das Eingreifen der Römischen Rechtsauffassungen und durch die auf dieser Basis stattgehabten Entwicklungen in unserem Leben der gemeinen Vorstellung nichts als Eigenthum gilt als jenes, welches die unbedingte Verfügung des Inhabers gestattet, und daß deshalb ein auf Mangel an Einsicht, auf Mangel an feiner Einsicht beruhender Haß jede Gattung von Eigenthum trifft, welches Beschränkung erleidet — daß man diese Beschränkungen gewissermaßen als ein Unrecht ansieht, was dem Eigenthumsrecht angeheftet werde, während diese Beschränkungen doch und namentlich, wo sie den Charakter von Lasten tragen, in der Regel ganz außerhalb des Eigenthumsobjektes liegen und das wirkliche Eigenthum schützen, besonders geistig schützen, indem sie, so lange sie wahrhaft begriffen werden, dahin wirken, daß die Erkenntniß lebendig bleibt, das Eigenthum sey zuerst eine Pflicht und ein Amt und erst in Folge davon auch ein Recht — sey eine gesellschaftliche Pflicht, ein gesellschaftliches Amt, dessen Verwaltung allen Gliedern der Gesellschaft zu Gute kommt, ja! diese und den Staat erst wahrhaft möglich macht, erst wahrhaft zur Erscheinung bringt und darum, im Interesse und aus der Idee dieser Pflicht und dieses Amtes, auch Rechte gewährt. Es ist nicht ohne tiefe innere Bedeutung, daß der Communismus in der Weltgeschichte in dem Moment als wichtige Gedankenmacht auftritt, wo man die letzten Reste des Lebenswesens begräbt und alles Eigenthum in vollkommen freies, pflichtenloses, amtlöses verwandelt. Die verächtliche Augustnacht der ersten Französischen Revolution hat nothwendig eine Erscheinung, wie Babeuf war, zur Folge haben müssen — und der Weg, auf welchem unser neuestes Jagdgesetz gefunden worden ist, führt consequent verfolgt nothwendig in den Abgrund des Communismus — Sünden (und Dummheiten bei der Behandlung staatlicher Dinge sind allemal Sünden) haben nothwendig zuletzt den Tod als Mitgabe — eine Eigenthumsgesetzgebung, die im Eigenthum kein Amt mehr erkennt, vernichtet innerlichst die Sache selbst, der sie gilt, führt zu Anfeindung, Läugnung, Abschaffung des Eigenthums über-

haupt — weil dieses in der That — und hierin haben die Communisten Recht. — ohne die Amtes- und Pflichtbeziehung zum Staate, zur Gesellschaft eine bloße Usurpation ist und bleibt und das Recht des Stärkeren, das Recht der Hyäne, nur noch sein Recht seyn kann.

So lange man im Kanton Bern keine eigentlichen Steuern kannte, sondern die Staatsbedürfnisse aus der hergebrachten und weise erhaltenen und gestalteten Belastung des Grundeigenthums bestritt, mußte man auch mit dem Ertrage dieser Belastung auskommen, und das wirkliche Eigenthumsobjekt innerhalb der Grundeigenthumsmasse war (allgemeine Landes calamitäten, welche die Pflichtleistung des Eigenthums natürlich auch allgemein steigerten, abgerechnet) wirklich frei, da Jeder sein Grundeigenthum in Erbschaft und Kauf nur zu dem Werthe angenommen hatte, den es nach Abschätzung jener darauf haftenden regelmäßigen Pflichten hatte — umgekehrt jetzt gibt das, durch Wogen und Wellen der von Volksführern geleiteten öffentlichen Meinung ausgesprochene Staatsbedürfniß den ersten Anstoß und nach diesem werden die Steuern gemessen, diese sind also nichts Festes, bei Kauf und Verkauf und Erbe in Anschlag Kommendes mehr, sondern ein Wechselndes mit dem Staatsbedürfniß, mit dem durch jede Dummheit oder Eitelkeit der Volksführer gesteigerten Staatsbedürfniß in Correspondenz Stehendes, nun auch das wirkliche Eigenthumsobjekt jedes Jahr neu Alterirendes. In Neuenburg ist durch die Tyrannei, der dieses Land unterliegt, derselbe Fall eingetreten — und so erweist sich auch hier der aus der Natur des Eigenthums fließende Satz als wahr: Wer in dem Eigenthum kein Amt sieht, der zerstört es; zerstört es in eben dem Maße und Umfange, wie er dessen Amtsnatur verläugnet.

H. Leo.

Der christliche und der unchristliche Staat.

Der christliche Staat ist nicht bloß der, welcher überhaupt eine religiöse Grundlage hat, wie sie alle Staaten der Welt bis auf die grundlosen der neuesten Revolution gehabt haben, sondern insbesondere der, welcher die größte Thatfache der Weltgeschichte, die Thatfache der Erlösung des menschlichen Geschlechts durch Jesum Christum anerkennt. Ohne gemeinsame Religion ermanget die Staatsgemeinschaft jeder höheren Sanktion sowohl ihres sittlichen, als auch ihres rechtlichen Charakters; denn wo Sitte und Recht nicht auf den Alles ordnenden, heiligen und gerechten Willen Gottes begründet werden, da haben sie einer irgend energischen menschlichen Willkühr gegenüber keinen Halt noch Bestand, weil der Mensch, wenn Er das Recht setzt, es dann auch leicht wieder entsetzt. Nur durch die mit dem Finger Gottes in Herz und Stein geschriebenen Gebote Gottes: Du sollst nicht tödten, nicht ehbrechen, nicht stehlen, wird die Person, die Familie, das Eigenthum sacrosanct, so daß die Lust menschlicher Willkühr, wie sie auch auf Majoritätsbelieben, Nützlichkeitsgründe oder communisistische Präventionen sich stützen möge, sie ohne Sacerilegium nicht antasten darf. Wo die Gesetzgeber Gottes Gesetz außer Acht setzen, da werden sie wohl allerlei vergängliche Men-

schenfahrungen, gewiß aber keine Grundgesetze zu Stande bringen, auf denen Staat oder Reich bestehen kann, und es kann nur das schmerzlichste Bedauern erregen, in einer Reichsversammlung das Christenthum als Religion der Deutschen Nation verläugnet zu sehen, die durch das Christenthum erzogen worden ist zu dem, was sie ist. Daß die Deutschen irdeligiöser geworden als selbst die Franzosen, das ist des Vaterlands Ruin, und tief wird das früher so ehrwürdige Mutterland Europas dadurch sinken, daß in ihm das Kreuz und Reich Christi vor seinen Feinden erniedrigt und das gnadenreiche Evangelium des Erlösers keine nationale Anerkennung mehr finden soll. Das Christenthum ist nämlich nicht bloß, wie das Judenthum und der Muhamedanismus, Religion des Gesetzes, welches in Geboten gestellt ist und Strafe dräuet ihren Übertretern, sondern es ist die Religion der Gnade, es ist das Evangelium von der Erlösung. Fürchtet euch nicht, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren ist; denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr — mit dieser verheißungsvollen Himmelsbotschaft tritt es erbarmend in die Welt, in die Hütten des Volkes, in die Herzen der Bedrängten. Es gebietet nicht sowohl die Liebe, als es vielmehr sie darbietet und gibt und zwar jene unendliche Liebe und Gnade, womit Gott also die Welt geliebt, daß er den eingeborenen Sohn dahingab in das Elend, worin die Menschen vernichtet waren, um sie daraus zu erlösen. Die Herablassung des ewigen Gottessohnes vom Throne der Herrlichkeit bis zum Tode am Kreuz für die armen Sünder, das ist die Liebesmacht, die Himmel und Erde versöhnend einigt und das geringste Menschenkind so hoch erhebt aus seiner Armut, als tief der Sohn Gottes sich in dieselbe erniedrigt hat, 2 Cor. 8, 9. Was man rühmen mag von Menschenwürde, tief ist sie überall im Gebiete des natürlichen Menschen und des unchristlichen Staates herabgewürdigt durch die Herrschaft der Selbstsucht und Knechtschaft der Sünde sammt allen ihren das menschliche Gemein: wie Einzelwesen zerrüttenden Folgen, und wenn es wahr ist, daß jeder Mensch einen Preis hat, um den er sich dem Teufel verkauft, so ist es wiederum wahr, daß es einen unschätzbaren Preis gibt, um den er wieder losgekauft wird von seiner Sklaverei, das ist jenes köstliche Lösegeld, von welchem der Apostel sagt: Ihr seyd theuer erkauft nicht mit vergänglichem Gold oder Silber, sondern mit dem theuren Blute Christi, als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Baiern.

Ansprache der evang.-protest. General-Synode zu Ansbach an die Mitglieder der Uniten Kirche in der Pfalz.

Theuere, in Christo geliebte Brüder!

Ihr habt uns durch die jüngste General-Synode in der Pfalz eine Ansprache mit dem Wunsche zugehen lassen, daß wir Euerem Beschlusse zur gegenseitigen Beschiedung der General-Synoden beitreten möchten, damit selbst nach Eurer Scheidung aus dem gemeinsamen Kirchenregi-

ment, noch ein Band kirchlicher Gemeinschaft zwischen uns und Euch erhalten bliebe durch den gegenseitigen Verkehr der Synoden.

Wir folgen nur dem Zuge unseres Herzens, indem wir Eure Ansprache mit all der brüderlichen Liebe erwidern, welche die Glieder Christi mit einander verbindet; indem wir Euch mit der Versicherung begegnen, daß uns das Wort des Apostels: zu halten die Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens, bei der Würdigung Eueres kirchlichen Verhältnisses zu uns mahnend vor der Seele stand.

Wir dürfen getrost behaupten, daß wir Eure Bestrebungen und Kämpfe auf dem Boden des kirchlichen Lebens nicht bloß als Fremdlinge aus der Ferne betrachteten, daß wir vielmehr unter Euch zugegen waren im Geist und im Gebet, um mit Euch zu leiden, wenn irgendwo das köstliche Kleinod unsers allerheiligsten Glaubens verdunkelt, um uns mit Euch zu freuen, wenn irgendwo für die Heilswahrheiten unserer Evangelisch-Protestantischen Kirche eine gute Ritterschaft gelübt wurde.

Wir dürfen uns das Zeugniß geben, daß wir Euren Antrag ohne scheelen Blick auf Eure Sache, ohne Überschätzung unserer eigenen Zustände, der sorgfältigsten Erwägung und der gewissenhaftesten Berathung unterzogen haben. Democh führte uns diese Berathung — wir können es nur mit tiefem Schmerz gestehen — zu der Überzeugung und zu dem Beschlusse: daß die von Euch gewünschte gegenseitige Beschiedung unserer General-Synoden zur Zeit nicht für gerathen zu erachten sey.

Theure Brüder! Es geht in unseren Tagen ein scharfes Gericht Gottes durch diese Welt. Es will uns scheinen, als sollten sich alle Verhältnisse lösen und scheiden, welche Gott nicht selbst zusammengefügt hat. Ein Werk, von Menschenhand errichtet, könnte in diesem Augenblicke der Sichtung nicht bestehen, wo ein brennendes Feuer Alles zu verzehren droht, was nicht als Gottes Werk sich zu bewahren vermag.

Wir unseres Theils würden fürchten, in eine unheilvolle Verwirrung der Sprachen und der Geister zu gerathen, wollten wir ein kirchliches Gebäu errichten, das nicht zusammenstimmt durch einhelliges Bekenntniß und Bekenntniß im Betreffe der Grundthatsachen und Grundwahrheiten des evangelischen Glaubens. Und grade in diesen Anschauungen über Bestand und Zusammenhalt der kirchlichen Gemeinschaft tritt zwischen uns und Euch eine Verschiedenheit hervor, die im gegenwärtigen Augenblicke der Gährung wider einandertreibender Ansichten und Kräfte nicht ausgeglichen, vielmehr gesteigert werden würde, wollten wir mit Euch gemeinschaftlich über unsere kirchlichen Angelegenheiten zu Rathe sitzen.

Im tiefgefühlten Bedürfnisse nach einer hellbewußten, durch unbeschränkte Wahrheiten getragenen Einigkeit drängte es uns versammelte Mitglieder der evangelischen General-Synode in der siebenten öffentlichen Sitzung uns von neuem zu erheben für das Glaubenspanier unserer Väter, und vor Gott und Menschen zu bezeugen, daß wir beharren wollen auf dem Grunde des kirchlichen Bekenntnisses, der guten Zuerficht, daß ohne die Unterlage gemeinsamen Glaubensinhaltes die Kirche Christi als eine in sich gefestigte Behausung Gottes im Geiste, als eine hülfreiche Zufluchtsstätte für bedrängte, trostbedürftige Seelen, als eine geordnete Heilanstalt zur Erbauung ihrer Glieder niemals bestanden hat, noch jemals bestehen könne.

Wir betrachten die Evangelische Kirche als eine gegliederte Glaubens- und Lebensgemeinschaft, ruhend nicht auf menschlichen, sondern auf göttlichen Thaten, geboren aus dem heiligen Geist mittelst des Wortes unseres Herrn Jesu Christi und seiner Apostel, sich selbst darstellend mitten in dieser Welt als ein königliches Priesterthum durch die Opfer ihres Lobes und Preises, ihres Bekenntnisses und ihrer Liebe, leuchtend zu allen Zeiten durch die Predigt gesunder Lehre, durch helle Zeugnisse von der Wahrheit des Lebens, fortschreitend auf den Unterlagen gemeinsamer Erkenntniß von einer Stufe der Klarheit zur anderen.

Ihre Brüder! Wenn je eine kirchliche Gemeinschaft wußte, was sie ist und was sie will, worauf ihr Glaube und ihre Hoffnung ruht, so ist es die evangelische; wenn je eines Menschen Geist gewürdigt wurde, einen vollen Blick in die Tiefen der göttlichen Offenbarung zu thun, so ist es der Geist unserer Reformatoren; wenn je die Hauptsumme aller Heilswahrheiten, daß Jesus sey der Christ, der Sohn des lebendigen Gottes, hochgelobet in Ewigkeit, daß wir gerecht werden vor Gott aus Gnaden ohne Verdienst der Werke durch den Glauben an den Erlöser klar und überzeugend aus's Licht gestellt wurde, so geschah es durch die erleuchteten Vorkämpfer auf dem Plane unserer Evangelischen Kirche.

An dem gemeinsamen Glauben hat sich die Evangelische Kirche zu allen Zeiten als eine wirkliche Lebensgemeinschaft gefühlt und erkannt, gehoben und erbaut, verteidigt und behauptet gegen Irrthum und Lüge. Und an den Errungenschaften der reformatorischen Zeit erkennt sie sich noch heute als eine evangelische Gemeinde, ruhend auf unbeweglichem Grunde, innig verbunden durch ihr gutes Bekenntniß zu den Thaten und Worten ihres Heilandes, so fest, daß selbst die Pforten der Hölle sie nicht zu überwältigen vermögen.

Ihr dagegen, theure Brüder, scheint uns im Gefühle der protestantischen Freiheit die Grundwahrheiten zu geringe zu achten, durch welche der protestantische Freiheit errungen wurde, und über die gefeierten Siege der Reformation hinweg zu gehen, als wären sie nur hinfälliges Menschenwerk. Ihr weist uns hin auf die heilige Schrift, als die einzige Quelle des Glaubens und der Lehre, in einem Sinn, als ob die Reformatoren mit ihren Forschungen nicht in der Fülle der Wahrheit gestanden, als ob wir nicht berufen wären den zu Tage geförderten Schatz evangelischer Erkenntniß mit heiligen Händen zu pflegen und zu wehren; als ob Ihr nicht wüßtet, daß das Wort Gottes, so vernehmlich auch seine Sprache lautet, heut zu Tage öfter und schöner mißdeutet werde, als je zuvor. Ihr scheint uns den Zusammenhang mit der Vorzeit immer weiter zu lockern, als ob die Geschichte der Evangelischen Kirche in ihren großartigen Kämpfen und Siegen vor uns stünde ohne sicheren Gewinn, ohne gesegneten Erfolg. Die Befehlungen und das Amen evangelischer Glaubensstreue, die freudigen Bekenntnisse unserer streitbaren Helden zu dem Worte der Wahrheit wollen Euch ein Geringes werden, als ob wir treue Söhne der Evangelischen Kirche seyn könnten, wenn wir unsere Väter verläugnen.

So aber, auf diesem ungeschichtlichen Wege, verliert unseres Ermessens die Evangelische Kirche ihren Grund und Zusammenhang, ihren Halt und ihren Bestand; so wird sie ihrer kräftigen Gestaltung beraubt und zu einem menschenlosen Schatten verflüchtigt; so wird die heilige Schrift zu einem Tummelplatz vermessener Deutungssucht und die Gemeinde zu einem Spielball der Willkür in Lehre und Predigt; so wird ihre gegliederte Einheit, ihre Selbstdarstellung als der Leib Christi zu gegenseitiger Erbauung, ihr Amt und ihr Beruf, ihre gottesdienstliche Ordnung und ihr Regiment geschwächt und aufgelöst, wo nicht gar unmöglich gemacht.

Das, geliebte Brüder, sind unsere Bedenken, unsere Besürchtungen. Zeichen, die warnend hindeuten auf das Ungewisse Eurer Bestrebungen, auf eine Erschütterung der evangelischen Fundamente, auf eine hereinbrechende Willkürherrschaft stehen uns dabei vor Augen. Nicht daß wir meinten, das Licht des Glaubens wäre unter Euch gar erloschen, und die Treue des Bekenntnisses wäre unter Euch völlig verschwunden; nicht daß wir dafür hielten, wir unseres Theils hätten es schon ergriffen oder wären schon vollkommen; nicht daß wir meinten, mit unserer Berufung auf die errungenen Grundwahrheiten der Evangelischen Kirche den Geist zu dämpfen, oder dem Siegesgange der Wahrheit einen Damm zu setzen,

wir wollten nur die Willkür beschränken und das Gemeindeleben vor der Zerrüttung bewahren. Nicht daß wir uns über Euch aufwerfen wollten zu Richtern, oder Euere Hand zurückstoßen gedächten in hochfahrender Überschätzung unserer selbst, wir bleiben vielmehr mit Euch verbunden im Geiste durch das Band des Glaubens; wir bleiben mit Euch verbunden in Erweisung brüderlicher Liebe, wo Ihr unserer bedürft. Aber wir glauben, ohne vorzeitige Vermengung, zu einer förderlichen Entwicklung und Gestaltung unserer wie Euerer kirchlichen Verhältnisse, unseren eigenen Weg gehen zu müssen, bis es Gott gefällt, uns auf dem Grunde gemeinsamer Erkenntniß und Erfahrung zu einer kirchlichen Gemeinschaft von neuem zu verbinden. Und wir hoffen, daß diese Zeit, der wir im Gebete entgegenbarren, nicht ferne sey.

Es hat unserem Herzen wohl gethan, von Euch die Versicherung zu vernehmen, daß Ihr verharren wolle auf dem unerschütterlichen Grunde des Wortes Gottes und bleiben an der Rede des Herrn, daß sie Euch frei mache. Wohlan, theure Brüder, füget dieser wahrhaft evangelischen Erklärung noch das Eine hinzu, uns zu sagen, wie Ihr das Wort Gottes deutet und versteht, welchen Gewinn an gemeinsamer Erkenntniß Ihr aus den Reichthümern der heiligen Schrift geschöpft; thut uns kund, wie weit Ihr durch die Rede des Herrn frei gemacht worden seyd von eigener Willkür und menschlichen Säkungen; laßt uns die gemeinsame Sprache Eures Glaubens und Eurer Lehre in öffentlichen Schriften für Kirche und Schule hören; schaaret Euch zusammen um den Hört des gemeinsamen Bekenntnisses der Evangelischen Kirche und füget Euch mit uns unter dieselbe Ordnung des kirchlichen Regiments; — und wir werden den Tag segnen, an welchem das Band kirchlicher Gemeinschaft alle Glieder unseres evangelischen Vaterlandes von neuem umfaßt, inniger, als zuvor.

Ihre Brüder! Die Zeit ist ernst; drohende Wetter ziehen sich über unsern Häuptern zusammen; die Verwirrung der Gemüther ist groß vor Furcht und Warten der Dinge, die da kommen sollen. Die Mächte der Finsterniß regen sich allenthalben, um das Heiligthum unserer Kirche von Grund aus zu zerstören. Es thut wahrlich noth, daß wir zu dieser Zeit bedenken, was zu unserem Frieden dient, daß wir uns zu erbauen trachten auf dem Einen Grunde, außer welchem Niemand einen anderen legen kann, daß wir uns erneuern durch rechtschaffene Buße und erheben in frischer Glaubenskraft und in neuer Bekenntnistreue, damit uns Niemand unsere Krone raube.

Es ist ein köstlich Ding, und wenn je in der Geschichte der Evangelischen Kirche, so heut zu Tage eine unerläßliche Forderung, daß das Herz feste werde, und sich nicht mehr wiegen und wägen lasse von allerlei Wind der Lehre. Darum ermahnen wir Euch, theure Brüder, in herzlichster Liebe — wie wir selbst diese Ermahnung uns alles Ernstes vorbehalten haben — mit den Worten des Apostels, „durch den Namen unseres Herrn Jesu Christi, daß Ihr einerlei Rede führt, und daß nicht Spaltungen unter Euch seyen; daß Ihr vielmehr befestiget seyd in Einem Sinne und in einerlei Meinung,“ damit wir durch den Glauben des Herzens wie durch das Bekenntniß des Mundes zusammenstehen und zusammenstimmen als eine theuer erkaufte Gemeinde zum Preise unseres Erlösers.

Hiermit befehlen wir Euch und uns der Gnade Gottes, und sind der frohen Zusage, daß der, welcher das gute Werk in uns angefangen hat, es auch vollenden werde zu unserem Heil und zu seines Namens Ehre.

Auebach, den 22. Februar 1849.

Die Mitglieder der General-Synode.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 21. März.

N^o 23

Der christliche und der unchristliche Staat.

(Schluß.)

Dieser Preis ist es, der, indem er auch den ärmsten Knecht zu einem Befreiten Christi macht (1 Cor. 7, 22.), ihm wiederum seinen Werth gibt vor Gott und seine Würde vor den Menschen, und wie arm und leidend auch seine Gestalt seyn möge, dennoch adelt sie der Herr mit seiner Würde und vertritt sie als die seine im Gericht, sprechend: Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan. Es gibt nur eine wahrhafte Emancipation der Menschen, das ist die Erlösung durch Christum, welche die Knechte der Sünde und des Gesetzes zu freien Kindern und Dienern Gottes macht. Sie hebt hiedurch die Unterschiede und Unterordnungen in der Gliederung der menschlichen Gesellschaft, wie das Gesetz sie regelt und schirmt, nicht auf, wohl aber überwindet sie die selbstsüchtigen Scheidungen und feindlichen Gegensätze durch die freie Kraft der einigenden Liebe, welche aus dem Glauben an den allgemeinen Versöhner stammt, und bewirkt eben so durch das Bewußtseyn der gemeinsamen Sünde wie der gemeinsamen Gnade eine heilsame Ausgleichung der Menschen vor Gott, während die erbarmende Liebe, welche eben sowohl ihr Grund, als ihre Folge ist, vornehmlich alle Leidende und Arme und Niedrige und Unterdrückte zu heben sucht. Wiederum wird auch der, welcher die höchste Stelle in der Gesellschaft einnimmt, der Fürst, daran erinnert, daß er seine Stellung nicht hochmüthig eigenem Verdienen und Erheben, sondern demüthig der Gnade Gottes, die ihn erhoben, zu verdanken hat, weshalb auch nach apostolischem Beispiel (1 Cor. 15, 10.) sich als von Gottes Gnaden zu bekennen, der Brauch christlicher Fürsten ist, wodurch sie zugleich gemahnt werden, nicht bloß Gerechtigkeit, sondern auch Gnade zu üben. Nur der christliche Staat, der die Wahrheit des Evangeliums von der Barmherzigkeit und Menschenfreundlichkeit Gottes (Tit. 3, 4.) anerkennt, ist der wahrhaft humane Staat.

Wo das Christenthum, als das Evangelium von der Erlösung, Glauben eines Volkes geworden ist, muß sich, wie ein anderes Familienleben, so auch schon in Folge dessen ein anderes menschenfreundlicheres Gemeinde- und Staatsleben gestalten, als es da möglich ist, wo die Menschen nur im Gebiete des natürlichen Lebens, oder in den Schranken des Gesetzes mit einander verbunden sind. Der natürliche Mensch ist der selbstsüchtige, und in den nur auf natürlichen Motiven beruhenden Gemeinschaften wird die individuelle Selbstsucht zu einer gemeinsamen, welche mit zusammengeschlossenem Interesse in Geschlechtern, Ständen, Gilden und selbst Kasten sich abschließt gegen Alle, die nicht dazu

gehören und nur zu leicht gegen sie feindseligen Druck übt. Das Gesetz zügelt und regelt wohl die verschiedenartigen und mannigfaltig sich durchkreuzenden selbstsüchtigen Strebungen, indem es eine durch die andere beschränkt und gewaltthätigen oder verbrecherischen Übergriffen derselben mit seiner Gewalt entgegentritt; aber die Selbstsucht selbst in den Seelen zu bannen, zu tilgen oder auch nur zu mindern, das vermag kein Gesetz, und alle seine Bande können das Band der einigenden Liebe weder erzeugen noch ersetzen. Das Gesetz ist überall nur der Alte Bund, welcher die natürliche Ungebundenheit, worin Fleisch und Blut seine Freiheit setzt, äußerlich bindet und knechtisch zwingt, nicht aber innerlich frei die Verbundenen einigt und Hohe und Niedere treulich verknüpft. Wie daher die Menschen sind, so waltet überall in der bürgerlichen Gesellschaft, so weit sie glaubenslos geworden, entweder nur der Egoismus, d. i. der Despotismus des Individuums, oder es herrscht der allgemeine Despotismus des Gesetzes, und der Eigenmacht des ersteren gegenüber beruht dann die bürgerliche Freiheit nur auf der allgemeinen Macht des letzteren, wie auch von einem berühmten Staatsmann (Casimir Perrier) ausdrücklich gesagt worden: *La liberté est le despotisme du loi*. Kein Despotismus aber, weder der selbstsüchtige des Ichs, noch der herzlose des Gesetzes vermag eine Gesellschaft von innen heraus zu befeelen und in lebendiger Gliederung geistig frei zusammenzuhalten. Die Coalitionen der individuellen Interessen lösen sich immer wieder durch das Fortwirken der Selbstsucht, welche sie nur so lange erhält, als sie sich darin befriedigt fühlt, nachher aber die Genossen unbedenklich wieder dem Treibjagen individueller Concurrenzen und damit auch dem Concourse preisgibt, wie die moderne Gewerbefreiheit davon vielfach trauriges Zeugniß gibt. Desgleichen fassen und halten auch Verfassungsgesetze die egoistische Gesellschaft nur so lange äußerlich zusammen, bis die innere Feindseligkeit und Widerspenstigkeit aufzählend rebellirt und explodirt, worauf sie dann viel schwieriger wieder in andere Formen gezwängt wird, die aber bei gleichbleibendem Inhalt bald wieder dasselbe Schicksal haben, was die Geschichte der modernen in rascher Folge sich immer wieder selbst aufzehrenden Revolutionen satksam darthut. In den revolutionären Staaten hat man so vielfach die Freiheit nur in die Auflösung aller natürlichen Verbände und corporativen Associationen gesetzt, daß an die Stelle der früheren Standesinteressen überall nun die viel egoistischeren der Individuen getreten sind. Obwohl nun von diesen mehrere als vermögende Herren in Gütern und Geschäften sehr emporgekommen, so sind doch viele Andere dadurch um so tiefer in eine atomistische Haltungslosigkeit gerathen, und aus dieser inneren Auflösung der Gesellschaft ist das riesengroße Uebel der armen Proletariemassen erwachsen, die nicht

sowohl aus freien, als vielmehr nur aus losen Leuten bestehen, welche mitten im Kulturstaate nur eine monaden- und nomadenartige Existenz haben. Dieser trostlosen Losigkeit zu entrinnen und eine neue Gemeinschaftlichkeit wieder an ihre Stelle zu setzen, hat man durch Projekte, wie die des Communismus und Socialismus, versucht, welche als Heilmittel weit schlimmer noch sind, als das Ubel selbst, das sie heilen sollen. Denn um derartige Associationen zu realisiren, sollen zuvor jene, trotz der gesellschaftlichen Auflösung immer noch vorhaltenden natürlichen Verbindungen der Familie und des Erbes und Eigenthums, welche auf Gottes Ordnung und Gebot begründet sind, gebrochen werden, und aus deren Bruchstücken soll dann die neue Gesellschaft nach ihren eigenen Satzungen neu zusammengebunden werden, wodurch alle Freiheit und Wahrheit in der Gemeinschaft unterdrückt und die eigenthümlichen Rechte der Persönlichkeit ihr preisgegeben werden würden. Bekanntlich ist im Laufe dieser Verirrungen das Eigenthum, welches wesentlich auf der von Gott geordneten Eigenthümlichkeit der menschlichen Persönlichkeit beruht und den ihr zugemessenen Antheil an Hab und Gut, worüber sie recht- und pflichtmäßig hauszuhalten hat, begreift, als Diebstahl erklärt worden. Es ist dies aber umgekehrt nur das Bekenntniß, daß der Grundsatz dieses modernen Socialismus der Diebstahl des Eigenthums ist, und es ergibt sich daraus, wie weit entfernt er vom Princip der christlichen Liebe ist, die, so gewiß sie sich durch die Gabe zu bethätigen hat, so nothwendig auch die Gabe voraussetzt, und so gewiß sie eine Verbindung verschiedener Persönlichkeiten ist, so frei und heilig auch das Recht und Eigenthum jedes Einzelnen hält. Der Communismus, so wie jeder Raub des Eigenthums, den auch Parlamente gegen Gottes Verbot sich zu erlauben oder zu privilegiren durchaus kein Recht haben, ist eine Reaction gegen Egoismus und Mammonismus, wobei ein Teufel durch den anderen ausgetrieben wird, indem die Selbstsucht derer, welche haben wollen, gegen die Selbstsucht derer, welche haben, eine Gewalt braucht, die nicht das Unrecht ihres Eigensinnes, sondern das Recht ihres Eigenthums aufhebt und zu unrechtem Gute es macht, das nicht gedeiht. Gewiß ist überall zuvor schon viel Selbstsucht mit ihrer mannigfachen Unbill in den Staaten herrschend gewesen, in welchen die Selbstsucht der Beherrschten gewaltthätig gegen die Macht und das Vermögen der Herrschenden sich empört haben. Eben so gewiß aber haben die modernen Revolutionen nur immer wieder eine neue und größere Selbstsucht emporgehoben, und man kann mit Recht sagen, daß im Fortschritt derselben diese Erbünde des menschlichen Geschlechts immer höher hinangestiegen, ja endlich zur tiefsten Schande unseres Jahrhunderts den Thron unumschränkter Herrschaft in all' den Staaten sich hat einräumen lassen, welche die Herrschaft des Christenthums, den Angriffen der Juden nachgebend, nunmehr öffentlich verläugnet und damit von dem Herrn sich losgesagt haben, dem Europa seit tausend Jahren gebietet und selbst seine irdische Hoheit verdankt (Matth. 5, 5.). Der Indifferentismus, die Religionslosigkeit, die jetzt als die Staatsreligion des weiland heiligen Deutschen Reichs proklamirt worden, hat auch für das Diesseits keine Verheißung,

und durch constitutionelle Principien die christlichen zu ersetzen, ist ein eitles Bemühen. Es ist eine so beklagenswerthe, als ungeheure Verblendung, trotz der stets sich wiederholenden Erfahrungsbeweise des Gegentheils, immer wieder zu wähnen, neue Umwälzungen und Verfassungsänderungen der Staaten könnten Verbesserungen derselben hervorbringen, so lange stets dasselbe Princip der Corruption, die alte Selbstsucht nur mit immer neuen und größeren Ansprüchen sich heraufwälzt. Wann wird die geblendete Staatsweisheit oder vielmehr Staatsthorheit dieser Tage endlich wieder zu der Einsicht kommen, daß es für Völker wie für Individuen keine Rettung vom Verderben gibt, als die sittliche Erneuerung, und daß diese nur möglich ist durch die Rückkehr zum Evangelium; denn nur Christus ist des alten Adam Meister; nur vor seinem Kreuze beugt sich die Selbstsucht, weicht der Satan. Und wenn allerdings keine Staatsweisheit die Bekehrung zum Christenthum bewirken kann, so sollte doch auch keine dergestalt das Urtheil der Völker verkehren, daß sie die einmal anerkannte Herrschaft seiner Principien aufgibt und den antichristlichen eine gleiche Berechtigung zuerkennt. Das heißt Christum verrathen und zugleich die christlichen Völker mit einem Schlage ihres mehr denn tausendjährigen Rechtes auf die Herrschaft des Christenthums unter ihnen berauben. Fürwahr, dieser Kirchenraub ist groß und wird sich in nur zu betrübender Weise rächen; denn wo das Christenthum nicht mehr herrscht, da höret wie die Liebe, so auch die Gerechtigkeit auf zu herrschen, ohne die kein Volk, kein Staat bestehen kann.

Das Evangelium von der Gnade hebt nämlich das Gesetz der Gerechtigkeit nicht nur nicht auf, sondern es richtet vielmehr dasselbe auf (Röm. 3, 31.). Wohl ist sein Princip die Liebe, ohne welche keine menschliche Gesellschaft und also auch die Staatsgesellschaft nicht bestehen kann, und zwar ist nicht etwa nur die natürliche Liebe sein Princip, sondern jene erbarmende, die aus dem Herzen des Erlösers quillt, den des armen Volkes jammert (Matth. 9, 36.). Ihr Walten unterscheidet die christlichen von den heidnischen Staaten, oder auch von denen, deren Religion nur das Gesetz, nicht das Evangelium ist. Nun aber gehört die Herrschaft des Gesetzes und seiner Gerechtigkeit, so weit sie die bürgerlichen Verhältnisse betrifft, wesentlich zum Charakter des Staates, und wenn das Evangelium von der Erlösung irgendwie die Gerechtigkeit des Gesetzes auflösete, ohne sie zu erfüllen oder ihr genug zu thun, so könnte die christliche Liebe mit dem gesetzlichen Rechte, welches der Staat zu verwahren und zu schirmen hat, in Conflict zu kommen scheinen. Dieser Schein hat auch die Meinung erzeugt, als wären das Princip der Liebe, die da sanftmüthig duldet, und das des Rechts, welches zwingend straft, unvereinbar und daher die Kirche, die jenes, und der Staat, der dieses vertritt, von einander zu trennen. Nun ist allerdings ein großer Unterschied zwischen Kirche und Staat, welcher die Vermengung derselben verbietet, *) denn jene hat vorzugsweise die Gerechtigkeit des Herzens zu pflegen und das Evangelium zu verkündigen, und Glauben

*) Vgl. Augsb. Confession Art. 28.

und Liebe und Geduld und Hoffnung zu predigen, während dieser zunächst auf die Gerechtigkeit der Werke sieht, die bürgerliche Freiheit schützt, das Gesetz handhabt, und das Schwert wider die Übelthäter führt. Der Staat gebietet im Namen des Gesetzes, die Kirche bittet im Namen Jesu; der Staat ist im Herrschen, die Kirche im Dienen groß (Marc. 10, 42—45.). So sind auch Mann und Frau wesentlich verschieden, und haben verschiedenen Beruf, aber daß man sie deshalb scheiden, oder die *communio naturarum* und *communicatio idiomatum* derselben aufheben solle, oder daß Recht und Liebe, Strenge und Milde, Kraft und Sanftmuth unvereinbar seyen, dies wird man doch aus dem Unterschiede, welcher sie vielmehr gegenseitig auf einander anweist, nicht folgern dürfen. Dazu kommt, daß eben das Evangelium das Gesetz nicht aufhebt, sondern es aufrichtet, indem es keineswegs nur das Princip der erbarmentenden Liebe, sondern mit heiliger Strenge auch das Princip der richtenden Gerechtigkeit vertritt. Der Erlöser der Welt ist auch ihr Richter; er ist nicht gekommen, das Gesetz aufzulösen, sondern es zu erfüllen (Matth. 5, 17.); die Vollkommenheit der Erlösung beruht auf der Vollkommenheit der Genugthuung, die dem Gesetze gegeben ist durch das Opfer des vollkommenen Gehorsams bis zum Tode am Kreuze. Die Gnade des Evangeliums vergibt die Sünde, aber sie vergibt nichts der Heiligkeit des Gesetzes; die Liebe und Gerechtigkeit sind untrennlich in ihm verbunden; fremd ist ihm jene weiche Empfindsamkeit, die in der Neuzeit sich als christliche Liebe rühmt und rühmen läßt, jene entmannte Humanität, die keine Strenge der Zucht, keinen Ernst der Strafe mehr will, jene Weich- oder Feigherzigkeit, welche, das zeitliche Leben für das höchste Gut achtend, die Todesstrafe nicht mehr ertragen kann, und selbst Blutschuld nach der Schrift mit Blut zu sühnen sich fürchtet, während sie andererseits kein Bedenken trägt, den Sünder mit der Qual eines unversöhnten Gewissens bis zum Tode einzukerkern. Wie sehr diese mattherzige Humanität die Sittlichkeit der modernen Welt erschläft und zugleich ihre Unstittlichkeit bis zu einer Unbändigkeit gesteigert hat, die selbst für die frechsten und grausamsten Excesse Straflosigkeit begehrt, beweist die Zeitgeschichte auf die beschämendste Weise. Das Evangelium der Gnade gründet sich auf das Blut Christi; die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, er ist der König der Friedens, aber zugleich auch der König der Gerechtigkeit (Hebr. 7, 2.). In ihm ist uns, wie die Barmherzigkeit, so die Gerechtigkeit Gottes erschienen, denn ihn hat Gott vorgestelt zu einem Gnadenstuhl durch den Glauben an sein Blut, damit er die Gerechtigkeit, die vor ihm gilt, darböte in dem, daß er Sünde vergibt, auf daß er allein gerecht sey, und gerecht mache den, der da ist des Glaubens an Jesum (Röm. 3, 25. 26.). Nicht die Liebe schlechthin, sondern die heilige Liebe ist das Grundprincip des Christenthums; in ihr sind die Liebe und die Gerechtigkeit zusammen und in diesem Zusammenseyn liegt das Heil der Welt. Gerechtigkeit und Liebe, nur das Christenthum stellt diese Principien in ihrer Vollkommenheit und Einheit dar; sie sind der feste Grund und das wahre Band der menschlichen Gesellschaft, die, wo sie zurücktreten, entweder in Ungebundenheit

oder in die Bande der Knechtschaft verfällt, und nur wo jene regieren, in wohl geordneter, das ist in gerechter Freiheit lebt. Nur der Staatskörper, der sie als seine Seele anerkennt, ist ein gesunder; nur der christliche Staat ist der rechte, denn er ist der sittliche, in welchem Gerechtigkeit und Liebe, Gehorsam und Freiheit, Strenge und Güte mit einander verbunden sind. Der unchristliche dagegen ist auch der unstittliche, denn er wird entweder nur durch Macht und List der natürlichen Selbstsucht regiert, deren gröbere und feinere Interessen mannigfaltig sich verschlingen, oder es hält ihn auch Gewalt und Zucht des Gesetzes und Menschenfurcht zwingend zusammen; aber das freie und gut machende Band der Liebe gebricht, der freie und treue Gehorsam und jeder höhere Adel der Gesinnung fehlt. Wohl haben solche Staaten, ehe sie zum Christenthum gekommen, ehe das Evangelium in ihnen anerkannt worden, ihr anzuerkennen des Recht und Gesetz, und die Geschichte weiß auch Rühmlisches von ihnen zu berichten, obwohl doch unter mannigfachem Druck immer auch ein tiefes Bedürfnis nach der Erlösung in ihnen gewaltet. Staaten aber, die sich zum Christenthum bekannt haben, und dann es wieder verläugnen, die sich dergestalt erniedrigen, das Christenthum in ihrem Bereiche dem Judenthume, welches als Verneinung des Evangeliums Antichristenthum ist, gleich zu setzen, thun mit solchem Abfall einen tiefen Rückfall, und haben selbst die Art an die Wurzel des Baumes gelegt, dessen Krone dadurch haltungslos werden muß. Nicht nur ihr eigenes inneres Lebensband lösen sie dadurch, sondern auch das Band, welches sie als christliche Staaten unter einander verknüpft, und lassen nur die Politik des Egoismus nach. Geistig gewogen sind alle anderen Schäden und Schanden der neuesten Revolutionen gering neben der Schmach dieser Felonie christlicher Länder gegen ihren Herrn.*) Das Heidenthum hat Christum nicht verworfen; es kennt ihn nur noch nicht; das Judenthum aber hat ihn nicht nur gekreuzigt, sondern fortwährend verwirft es antichristlich den in der Christenheit verherrlichten und angebeteten Christus mitten unter ihr. Antichristen daher unter den Christen obrigkeitliche Rechte einräumen, und diesen das Recht rauben, nur von Christen regiert zu werden, ist wahrlich eine höchst empfindliche Kränkung und Rechtsberaubung für diese.**)

*) Daß nach neueren sogenannten Grundrechten die Deutschen Christen bei der Anrufung Gottes im Eidschwur nicht mehr zu Christo als ihrem Heiland sich bekennen sollen, ist eine unerträgliche Herabwürdigung der ganzen Deutschen Christenheit, die hiebei im grellsten Widerspruch mit den neueren politischen Grundätzen einer überaus kleinen Minorität sich fügen und um ihretwillen ihren Glauben verläugnen soll.

**) Wie tief wir in dieser Beziehung besonders bei unserem Wahlsystem schon gesunken sind, beweist die Thatsache, daß es zu Königsberg in Preußen möglich gewesen ist, einen jüdischen Arzt und neben ihm einen unchristlichen Eftenstifter, welcher nicht nur läugnet, daß Jesus Christus der Herr sey, sondern dies auch von Gott schlechthin verneint und überhaupt das Christenthum nicht als Religion anerkennt (s. Ev. R. Z. 1847 Nr. 13. u. Nr. 103.), zu Preussischen Volksvertretern und Legislatoren zu wählen, worüber dort zwar Viele empört sind, aber vergeblich. Das sind vorläufige Früchte des unchristlichen Staates.

Die Indifferenzirung dieses schärfsten religiösen Gegensatzes, dieses ungeheuren, tief in die Geschichte eingegrabenen Widerspruchs für das Staatsleben ist principiell nicht nur eine völlige Lösung von der christlichen Kirche, ein Verrath an ihr, sondern überhaupt auch eine Indifferenzirung aller und jeder religiösen Wahrheit für die modernen Staaten, die eben damit auch aller sittlichen Garantien und aller Kräfte einigender Liebe je länger je mehr verlustig gehen und vom Geiste Gottes verlassen in Barbarei zurücksinken werden.“)

Demunerachtet kann der Staat, so gewiß er noch ein Gewissen hat, und wenn auch die Zahl seiner christlichen Bewohner weniger groß wäre, er kann sich nicht gleichgültig verhalten gegen die christliche Kirche, die ihn groß gezogen; er muß sie entweder lieben mit gutem Gewissen, weil sie die auch ihm wesentlichen Tugenden der Liebe und Treue fördert, oder er muß sie hassen mit bösem Gewissen, weil sie seine und seiner Nachhaber selbstsüchtige Sünden straft. Noch weniger kann und darf die Kirche gegen ihn sich indifferent erhalten, sondern sie ist immerdar verpflichtet, ihn zu lieben und für ihn zu beten und zu wirken, sey er nun ihr Freund oder auch ihr Feind. So haben es die heiligen Apostel geboten (1 Tim. 2, 1 ff. u. a. m.) zu einer Zeit, da die Christen unter dem heidnischen Staate wie Schlachtschafe geachtet wurden (Röm. 8, 36.). Gleichgültigkeit zwischen Kirche und Staat, welche beide *tanquam summa Dei beneficia in terris* zu ehren sind (Augsb. Conf. Art. 18.) kann nicht seyn; Verfolgung soll nicht seyn; Verbindung ihrer beiden Naturen und wechselseitige Mittheilung ihrer Eigenschaften, ohne Confusion oder Verwandlung der einen in die andere, dies ist das rechte Verhältniß. Allerdings wird dieses erschwert durch die Verschiedenheit der christlichen Confessionen, welchen die Unterthanen eines Staates zugethan sind, und wodurch er selbst gehindert wird, sich mit einer ungetheilt zu verbinden. Aber allen seit der Reformation getheilten Confessionen liegen doch die ökumenischen Bekenntnisse der allgemeinen christlichen Kirche zum Grunde, worauf alle christlichen Staaten Europas sich als Zweige des gemeinsamen Stammes der alten Christenheit noch immer verbunden betrachten können, und aus diesem gemeinsamen Stamme mit seinen Lebenswurzeln sprießen noch immer Triebe einigender Liebe, welche Alle, die an Gott den Vater, den Sohn und den heiligen Geist glauben, und im Namen Jesu ihre Knie beugen, als Brüder im Glauben umschlingen. Alle bisherigen Verträge der christlichen Staaten sind in diesem guten Glauben geschlossen. Dies ist der ewige und unverrückliche Grund, außer dem Niemand einen anderen legen kann. Die Ablösung der Europäischen Staaten von diesem Grunde, der bisher ihre Geschichte, ihr Recht, ihr Leben getragen, wird ihre innere und dann auch ihre äußere Auflösung zur Folge haben; denn was von Gott abfällt, muß fallen, der Felsen Christi aber wird bestehen, und an ihm kann auch, was gefallen, sich wieder aufrichten. S.

*) Vgl. die Abhandlung: Der christliche Staat und sein Verhältniß zu Deismus und Judenthum, Ev. K. Z. 1847 Nr. 64 — 68.

Nachrichten.

Pommern. Der Artikel in Nr. 18. dieser Zeitung (S. 175 u. 176.), welcher die Lutheraner Pommerns in den schwärzesten Farben abmalte, hat mich aufs Schmerzlichste überrascht. Nicht als ob dergleichen Beschuldigungen an sich für mich neu und unerhört gewesen wären! Sie sind ja das tägliche Brot, das Thränenbrot, mit welchem der Herr uns durch die Kinder dieser Welt speisen läßt. Aber das hat mich schmerzlich überrascht, daß ein so ehrenwerthes Blatt, wie die Ev. K. Z. ist, sich herbeigelassen hat, einem so stark mit Parteileidenschaft gewürzten Artikel ihre Spalten zu öffnen und ihm dadurch erst eine Wichtigkeit und Glaubwürdigkeit zu verleihen, die ein anonymes Fabrikat an sich nicht haben kann. Die Rücksicht auf dies Blatt und dessen Leser ist es allein, die mich bestimmt, die öffentlich ausgesprochenen Beschuldigungen öffentlich zurückzuweisen und die verehrliche Redaktion der Ev. K. Z. zu bitten, dem bekannten: „*audiat et altera pars!*“ durch Abdruck dieser Verteidigung thatsächlich Folge zu geben.

Diese Verteidigung soll ohnehin nur eine kurze seyn. Alles, was den eigentlichen Kern des Kampfes zwischen der Unirten Landeskirche und uns angeht, lasse ich bei Seite liegen. Unser Ankläger tippt davon nie und da etwas an. Ich kann mich aber um so weniger entschließen, diesen Gedanken-Embryonen die Ehre des Widerspruchs zu erzeigen, da unser Gegner, der, nach seinen Citaten zu urtheilen, unsere neuesten Streitschriften gelesen hat, es verschmäht, die seiner Partei angebotene offene Feldschlacht anzunehmen, und sich begnügt, seinen Gegnern, anstatt in die Breite und Stärke ihrer Beweise einzugehen, durch Bloßstellung einiger, aus dem Zusammenhange gerissener Behauptungen einige unritterliche Fußtritte zu versetzen. Nur die uns schuldgegebenen thatsächlichen Gräuelt hat ich zurückweisen und von dem anonymen Einsender öffentliche Beweise oder öffentliche Buße fordern.

Es wird uns nämlich Schuld gegeben:

1. Daß sich „Demokraten vom reinsten Wasser, Trunkenbolde nach wie vor, Leute, die sich zum Theil dem züchtigen Worte in der Landeskirche entziehen,“ unserer Gemeinschaft angeschlossen hätten. Wunderbar! Bisher wurde uns umgekehrt vorgeworfen, daß wir eben nur die Erweckten und Bekehrten an uns zögen! Nun kommt ein Zeugniß, daß wir auch Demokraten und Trunkenbolde, Böllner und Sünder annehmen! Es ist dies bekanntlich ein Lob, das die Phariseer, wider ihren Willen, auch unserem Heilande ertheilen mußten. Soll dies für uns ein Tadel seyn, so müßte bewiesen werden entweder, daß wir notorische Aufreißer, Trunkenbolde u. s. w., ohne uns ihrer bußfertigen Gesinnung zu vergewissern, aufnehmen; oder, daß wir diejenigen, die nach der Aufnahme in dergleichen Sünden fallen oder zurückfallen, ohne Kirchenzucht gehen lassen. Unser Ankläger wird aber keins von beiden beweisen können. Allerdings nehmen wir auch Trunkenbolde auf, so sie Buße thun. Und allerdings fallen auch unsere Gemeindeglieder in große Sünden und Schanden, aber damit zugleich immer auch unserer Zucht in die Hände, die sich zum Oeffern bis zum Ausflusse steigert. Weiß unser Angeber es anders, so verlasse er sein Versteck und beweise frei öffentlich, so wollen wir ihm noch danken, daß er uns auf uns verborgen gebliebene Gräuelt unserer Kirche aufmerksam gemacht und damit uns eine Wohlthat bewiesen hat. Bis dahin muß ich auch das grabzu für falsch erklären, daß wir Leute, die sich der Kirchenzucht in der Landeskirche entziehen wollen, aufgenommen haben sollen. Er müßte denn Leute darunter verstellen, die sich den züchtigen Belehrungen der unirten Geistlichen über Landeskirche und Lutherthum durch endlichen Übertritt entzogen haben. Daß im Großen und Ganzen der sittliche und kirchliche Zustand

Beilage.

unserer Gemeinden sich vor den landeskirchlichen Gemeinden (durchschnittlich gerechnet!) merklich auszeichnet, das müssen uns auch unsere erbittertesten Feinde zugestehen, wenn sie nicht in's Blaue hineinreden oder gar wissentlich lügen wollen. Ich bin aber sehr weit entfernt davon, aus dieser Thatsache einen Beweis für den Irrthum des unirten Kirchenprincips und für die Wahrheit des unsrigen schmeiden zu wollen. Nur in der Nothwehr spreche ich dies aus und wohl wissend, daß in fünfzig bis hundert Jahren die Scene gewaltig verändert seyn dürfte.

Es wird uns

2. Schuld gegeben „eine kirchliche oder vielmehr unkirchliche Steuerverweigerung.“ Es ist über die Maßen lieblos, daß unser Ankläger zur Bezeichnung der hier zum Grunde liegenden Thatsache ein Wort wählt, das jetzt in Jedermanns Munde ist, und mit dem Jedermann die Vorstellung des schändlichsten Auftritts verbindet. Es dürfte ihm einst theuer zu stehen kommen, daß er auf Kosten des guten Namens seines Nächsten hat wägen wollen. Die Thatsache, die durch diesen schlechten Witz gröblich entstellt worden ist, ist einfach diese. Es ist endlich uns Lutheranern hier zu Lande ein Zweifel darüber angekommen, ob die Kirchen- und Pfarrgüter, wozu auch die Pfarreinkünfte gehören, die seit Jahrhunderten ein Eigenthum der Lutherischen (von der Reformirten getrennten) Kirche gewesen sind, mit Recht in den Besitz der Unirten Landeskirche übergegangen sind. Wir glauben dies um so mehr verneinen zu müssen, da bereits einigen Gemeinden vom landeskirchlichen Consistorium nach Lage der Alten hat attestirt werden müssen, daß sie ihrerseits die Union nie angenommen hätten. Aus diesem Grunde haben sich verschiedene unserer Gemeindeglieder geweigert, — nicht, Steuern zu entrichten, — auch nicht, die kirchlichen Abgaben zu entrichten, — sondern einzig und allein: diese kirchlichen Abgaben, die ein Theil des Lutherischen Kirchenguts sind, an die Diener der Unirten Evangelischen Landeskirche abzuführen. Und diese Weigerung ist nicht in aufrührerischer, brutaler Weise, sondern auf dem durchaus legalen Wege beschreibener Beschwerdeführung bei den verschiedenen Instanzen geltend gemacht worden. Es kann seyn, daß unsere Meinung eine völlig unrichtige ist und daß die Unirte Kirche mit Recht auf Kosten der Lutherischen erbalten wird. Aber eine solche Meinung sagen und auf legalem Wege äußern, sein Recht verfolgen, was ja dem geringsten und treuesten Unterthanen gegen die höchste Obrigkeit erlaubt ist, das ist nicht mit jenem Aufruhr, welcher die berüchtigte Steuerverweigerung eingegeben hat, gleichzustellen. Unsere Weigerungen sind überdies von weit früherem Datum als jene. Doch was bedarfs vieler Worte? Auch in unserer Kirche hat es leider einzelne Steuerverweigerer gegeben. Es sind diese aber, da sie nicht dafür Buße thun wollten, längst excommunicirt worden, was wir allemmäßig beweisen können. Hat das die Evangelische Landeskirche auch gethan? Pfui und abermals Pfui darüber, daß man uns eine Schmach aufbürden will, an der man selber schwer genug trägt! Gälte es Rühmen, so wäre mir nichts leichter, als mit einer Fülle von Exempeln zu beweisen, daß gerade unsere Kirche in der schweren zehnjährigen Verfolgung und gegenüber der willkürlichsten Behandlung jenen ächt Lutherischen „demüthigen Respekt vor der Obrigkeit“ den unser Angeber uns so zuversichtlich abspricht, genugsam bewährt und bewiesen hat, in einem Grade, an dem die ungerathenen Söhne der Landeskirche noch lange zu lernen haben werden. Doch stille davon! Es kommt nachgrade dahin, daß uns jede, noch so beschreibende Aneinanderreihung des Rechts für Aufruhr, und jede von der Nothwehr gebotene Appellation und Erinnerung an unsere

Drangsalgeschichte für eine hochmüthige und keckerische Zurückstellung des Gott und Welt veröhnenden Martyriums Jesu Christi ausgegeben wird, — wie unser Angeber bereits thut. Aber es kommt die Stunde und ist schon da, — und zwar ohne unser Zutun! — wo abermals das Wort erfüllt wird: „Mit welcherlei Maß ihr messet, wird euch gemessen werden!“ Denn: „Unrecht Gut gedeihet nicht, kommt auch nicht an den dritten Erben.“

Nagel, Pastor zu Trieglaff.

Königsberg. Die hiesigen Freunde der Kirche bewegte seit einiger Zeit die Frage, auf welchem Wege die von der Verfassung in nahe Aussicht gestellte Umgestaltung unserer Kirchenverfassung geschehen müsse, wenn man auf dem Wege einer organischen Entwicklung bleiben und nicht durch revolutionäre Willkür den positiven Inhalt des kirchlichen Lebens gefährden wolle. Mit Freuden begrüßte man daher die selbstständige Constatuirung der evangelischen Abtheilung des Kultusministeriums als ersten Schritt dazu, und suchte sich sodann über die Frage zu einigen, was nun zunächst geschehen solle. Man erkannte, daß eine aus unseren unorganisirten Gemeinden hervorgegangene Landes-Synode die größten Gefahren für die Kirche befürchten lasse, und wünschte daher im Anschluß an das Bestehende, „daß die jetzigen Kirchenvorstände vorerst zu Presbyterien erweitert würden. Es hat sich demnach der evangelische Verein am hiesigen Ort mit der Bitte an's Consistorium gewandt, diesen Wunsch höheren Orts zu befürworten. Gleichzeitig ist diese Petition an die Mitglieder des Vereins in die Provinz versandt, um auch durch deren Urtheil über diese höchst wichtige Frage das Gutachten des Consistoriums zu unterstützen. Wahrlich, es thut Noth, daß dem unbefonnenen Dringen auf die sofortige Berufung der Landes-Synode solche Stimmen gegenübertreten. In derselben Sitzung wurde noch eine Petition an das Consistorium beschloffen, worin gebeten ward, „daß die Einführung einer eventuellen Gemeindeordnung nicht ohne vorgängige sachgemäße Reorganisation unserer städtischen Parochialverhältnisse — in dem Sinne, wie dieselbe in meinem vorigen Schreiben dargestellt ward — geschehe.“ Wiederum wurden Mittheilungen über das Wachsthum des Vereins in Litthauen gemacht, und andere interessante Nachrichten von dort her gegeben.

Von dem Wirken des Dr. Kniewel daselbst habe ich bereits erzählt. Das Resultat desselben sind zwei Gemeinden in der Gegend von Laugallen und Jüterburg, etwa achtzig Seelen stark, in der That bei dem kernhaften altlutherischen Glauben des dortigen Landvolks ein sehr geringes. Freilich werden ihre kirchlichen Bedürfnisse durch die ordnungsmäßigen Geistlichen nicht sehr befriedigt, desto mehr aber durch ein ganz Litthauen überziehendes Netz von freien, der Erbauung gewidmeten Versammlungen, deren Leiter den Namen Surintimanten oder Malteninken führen. Mag sich auch in diesen Versammlungen zuweilen separatistisches und schwärmerisches Unwesen gezeigt haben, im Allgemeinen blieben sie der Heerd eines warmen christlichen Glaubenslebens, das durch die Verfolgung derselben nur immer mehr angefeuert ward. Die Gefahr des eindringenden Separatismus ward aber sehr bedenklich, als die neue Verfassung vom 5. December das Wort von der Selbstständigkeit der Kirche unter jene, der weiteren kirchlichen Verhältnisse ziemlich unfunktionale Leute brachte. Mit bangen Beforgnissen sah einer der Kundigeren unter ihnen, der Schullehrer Reich aus Jahn, einer Versammlung entgegen, die er selbst zur Besprechung der kirchlichen Angelegen-

helten nach Wilschen bei Tilsse (30. December) ausgeschrieben hatte, und die vielfachen separatistischen Sympathien, die sich unter den Ankommenen zeigten, bekräftigten ihn darin. Dennoch ging man im Vertrauen auf Gottes Hilfe an's Werk. Am Vorabende war eine vorbereitende Gebetsversammlung, worin Gefänge und Gebete in überströmender Fülle die Ansprache des Vorsitzenden unterbrachen und umgaben. Nachdem die größte Versammlung sich getrennt, blieben die eigentlich zur Konferenz Versammelten, achtzig Laien aus zwanzig verschiedenen Gemeinden, bis lange nach Mitternacht in ernster Vorberatung beisammen. Schon die frühe Morgenstunde um 5 Uhr fand sie wieder bei der Morgenandacht versammelt. Und in der That, der Herr erhörte die Gebete um die Gabe seines Geistes. Alle separatistischen Wünsche verschwanden während der Beratung und man einigte sich in allen Hauptbeschlüssen.

Es galt zuerst die Bekenntnißfrage. „Wir waren, sind und bleiben von ganzem Herzen Lutheraner bis in den Tod, und wollen diese Lehre unseren Kindern und Nachkommen als den ewig theuersten Schatz zum Erbe erhalten und hinterlassen bis an das Ende der Tage, und werden uns gegen jede, auch die kleinste Abweichung von dieser Lehre aus allen Kräften wehren, und wo schon abgewichen ist, da wollen wir zurückkehren.“ So lautete die einmüthige Antwort. Und zwar, warum? „Es bezeugen das Wort und der Geist, daß allein die Lutherische Lehre ganz richtig sey.“ Dieser Satz wird in schlichter, überzeugungsvoller, fast naiver Weise bewiesen. Folgt hieraus aber die Nothwendigkeit einer Separation? „Es ist zu wünschen und sehr nöthig, daß man überall auf diese reine Heilslehre zurückkehren möchte und daß dieser Lehre angemessen auch alle äußere kirchliche Ordnungen eingerichtet würden. Dennoch — so lange die Kirche noch nicht gänzlich und unwiederbringlich von der seligmachenden Lehre der Religion abgewichen ist, so lange werden wir uns von ihr nicht trennen, und auch da, wo das wahre Evangelium schon sehr entfernt ist, da wollen wir bitten und flehen, und uns bemühen, daß ja wieder Alles zurückkehre zur Ordnung der seligmachenden Wahrheit. Aber von der Kirche uns trennen, wollen wir durchaus nicht, und wo sie von uns getrennt ist, oder noch getrennt werden würde, da wollen wir weinend und betend sie halten und nicht lassen und der Herr — wird uns den Sieg in Gnaden verleihen. — Besonders die Reformirten wollen wir, wenn sie sich nicht von uns trennen, ohne Antastung dessen, was ihren Herzen zur Zeit noch gleichfalls theuer ist, von ganzem Herzen als unsere ächten Brüder lieben, jedoch das Alles so, daß wir nichts vergeben von der Lehre unserer Väter. Das ist in kirchlichen Angelegenheiten unsere Hauptsache, auf die wir ganz bestehen und von der wir gar nicht und in keinerlei Weise weichen werden.“ Es kam dann die Verfassungsfrage, die aber irthümlich so behandelt wurde, als müßten alle einzelnen Gemeinden jetzt einen Neubau beginnen. Interessant ist es, wie bei der ganz selbstständigen Behandlung dieser Fragen man ebenfalls auf ein presbyteriales Collegium mit den Befugnissen der Kirchenzucht als Basis aller kirchlichen Verfassung kam. Die Geistlichen sollten den Gemeinden gewählt, von den Presbytern berufen und von den Superintendenten oder General-Superintendenten bestätigt werden. Man wollte dann das unveränderte Quandt'sche Gesangbuch, die alten Lutherischen Collekten wieder erhalten und jede Änderung darin nur den Gemeinden überlassen wissen. In der Schule wollte man den Religionsunterricht beauftragt durch den Pfarrer und die Gemeindevertreter, und eingerichtet nach „dem unverfälschten Katechismus Martin Luther's“ mit der hinzugefügten „Ordnung des Heils von Rambach“, von dessen seit einiger Zeit beliebter Verwerfung man schon hundertfache böse Früchte zu sehen meinte. Dazu verlangten sie „tägliches Lesen aus dem N. T., das Einprägen

der vornehmsten biblischen Geschichten und das Auswendiglernen von Liedern. Das wollen und werden wir wollen, danach verlangen wir und werden wir verlangen, das bitten wir und werden wir bitten — und werden um dieser Sache willen eher unser Leben lassen, als daß wir diesen uns geschenkten allertheuersten Schatz für alle Zeiten schweigen und unsere Kinder hingeben sollten, daß man mit ihnen thue, was man will, und wir vertrauen fest, daß uns dieses unser Verlangen Niemand wird weigern können.“ Höchst lieblich ist endlich der Beschluß in Betreff ihrer „Versammlungen.“ Nachdem sie das Recht dazu, natürlich nicht ohne Zwang, aus der Schrift nachgewiesen, sagen sie: „Darum werden diese Versammlungen nicht aufhören. Doch müssen wir ja nicht darauf hinausgehen, daß nur viel Versammlungen wären, sondern darauf, daß viel Werk des heiligen Geistes seyn möchte auf Erden.“ Über ihr Verhältniß zur Kirche sagen sie: „So lange die Kirche nicht wahrnimmt, wie viel Gutes sie von unseren Versammlungen hat, so lange sey es uns genug, daß wir ihr im Stillen Gutes thun nach Vermögen; wo aber die Kirche auf uns lieblich sieht, da wollen wir es auch öffentlich zeigen, wie sehr wir sie lieben und immer geliebt haben, und daß wir bereit sind, uns noch mehr mit ihr zu verbinden.“ — Den separirten Altlutheranern gegenüber beschließen sie: „Mit der Versammlung derer, die sich von der Kirche getrennt haben, wollen wir uns in Frieden halten, um ihre Erleuchtung durch den heiligen Geist von ganzem Herzen beten und wo es sich trifft, sie brüderlich lehren und ermahnen mit sanftmüthigem Geiste. Laßt uns nicht auf sie zürnen. Denn wen der Herr noch nicht verworfen, der ist sein; und wer schon verworfen ist, dessen Gericht ist zu hart, als daß wir noch etwas hinzulegen müßten und dieses Gericht steht Gal. 1, 8. 9.“

Wen sollten nicht diese Zeugnisse eines frischen, kräftigen Glaubenslebens und reinsten christlicher Brüderliebe innigst erquickten, zumal sie so ganz aus dem unmittelbaren Gemeindegelieben hervorgegangen sind, ohne äußere Anregung. Schließlich verschob man eine nähere äußere Constatuirung der Versammlungen auf spätere Zeit, empfahl auch ferner den Versammlungsleiter die Missionsfrage und den Anschluß an den evangelischen Verein, als „die Missionsfrage unter den Christen.“

So viel aus Litthauen. Ein schönes, glaubensvolles Bekenntniß begleitet auch die Beitrittserklärung vieler Mitglieder des Allenburger Kreises zum evangelischen Verein. In Betreff der Verfassungsfrage haben schon im vorigen Jahre die Kreis-Synoden Pr. Pölsand und Kreuzburg um Provinzial-Synoden gebeten. In einer außerordentlichen Zusammenkunft der letzteren (im Februar) erklärte man sich auch für vorgängige Einführung von Presbyterien, und für Vorbereitung der Landes-Synode durch Berathungen der Presbyterien, Kreis- und Provinzial-Synoden. — Die Gemeinde Paaris, welche gegen den Witar des suspendirten Pf. Wessel protestirt hatte und bereits von unserer kirchlichen Demokratie laut beklatscht wurde, hat sich nach den ersten Predigten ohne Widerstand, ja mit besonderer Zuneigung dem jugendlichen Hülfsgeistlichen zugewandt, der allerdings mit besonderer Kraft das lautere Wort des Evangelii verkündigt. Versuche der Freigemeindler, in der Gemeinde Fuß zu fassen, hat Pf. Wessel selbst mit der größten Entschiedenheit abgewiesen. Dagegen rühmten sich dieselben einer neuem gestifteten Gemeinde in dem Provinzialstädtchen Domnau, wo die Unentschiedenheit des Geistlichen ihr Treiben begünstigte. Es ist übrigens ganz in der Nähe von Pöhlen und die Gemeinde nur eine aus Stadtbewohnern vermehrte Auflage der dortigen Gemeinde, deren meiste Glieder bereits abgefallen waren und sich ihrem geschmähten Pfarrer mit weit größerer Liebe als früher zugewandt hatten.

B. W.

Die Synode der evangelischen Brüderunität, gehalten in Herrnhut im Jahre 1848.

Nachdem nun die Verhandlungen und Beschlüsse der Synode veröffentlicht und durch den Buchhandel (Gnabau, Menz; Leipzig, C. Rummer) für Jedem zugänglich sind, ist es wohl an der Zeit, in dieser Zeitschrift einen kurzen Bericht von einer Kirchenversammlung zu geben, welche in der Geschichte dieses merkwürdigen Jahres auch eine Stelle verdient.

Es mag zuerst daran erinnert werden, daß die Synoden der Brüdergemeinde aus den Abgeordneten aller Gemeinden auf dem Europäischen Festlande, in Großbritannien und Nordamerika, nebst den Mitgliedern der bisherigen Unitäts-Direktion und anderen im allgemeinen Unitätsdienste angestellten Brüdern gebildet werden, und daß die der diesmaligen vorhergehende Synode im Jahre 1836 gehalten wurde.

Die diesjährige Synode bestand aus fünfundfünfzig stimmgebenden Mitgliedern, von denen sechsunddreißig vom Europäischen Festlande, zwölf aus Großbritannien und sieben aus Nordamerika waren.

Schon daß alle diese Mitglieder, bis auf zwei, trotz der allgemeinen Unruhen, welche seit dem Februar Europa erschüttert hatten, sich zu der bestimmten Zeit in Herrnhut einfanden konnten, stimmte unsere Herzen zu freudigem Danke gegen unseren Herrn, und so haben wir dann auch unter seinem allmächtigen Schutze, während aller Tumulte und Unruhen um uns her, wie mitten im tiefsten Frieden, unsere Beratungen, welche am 29. Mai ihren Anfang nahmen, ungestört fortsetzen, und am 6. September mit Lob und Dank beendigen können.

Aber ein größeres und wichtigeres Gnadengeschenk, als dieser äußere Friede, war der Geist wahrer Bruderliebe, welcher von Anfang an auf der Synode gewaltet, und durch alle Verhandlungen sich nur immer mehr befestigt hat. Schon als die, sich persönlich zum Theil ganz unbekannten Mitglieder zum ersten Male auf dem Sitzungssaale sich versammelten, fühlten es Alle, daß wir, obwohl in zwei Welttheilen zerstreut, doch nur ein Volk sind, dessen Mitglieder sich als Brüder lieben, auch ohne sich zu kennen, und bei den oft von einander abweichenden Ansichten, wie dies bei Deutschen, Engländern und Amerikanern gar nicht anders seyn kann, der individuellen Verschiedenheiten nicht erst zu gedenken, welche stets mit Offenheit geäußert wurden, ist doch die Bruderliebe nie gestört worden, weil man sich in der Hauptsache Eins wußte. Auch wir haben, wie so manche andere kirchliche Versammlung dieses Jahres, grade unter den Stürmen der Zeit, um so mehr das Bedürfnis gefühlt, uns mit einander auf dem einen Grunde, der gelegt ist, Christus, desto enger zu verbinden, und daß das Band, welches alle unsere Gemeinden in Europa und Amerika zu einer Brüderunität vereinigt, auf's Neue fester geknüpft ist, ist einer der wichtigsten Ergebe der Synode gewesen. Daß aber die Bewegungen dieses Jahres, welche nicht nur die Staaten in ihren Grundfesten erschüttert haben, sondern auch die kirchlichen Verhältnisse Deutschlands ohne Zweifel zu einer ganz neuen Gestaltung führen, und insonderheit auf das Verhältnis von Kirche und Staat von jetzt noch nicht zu bestimmenden Folgen seyn werden, auf die Überlegungen der Synode von großem Einfluß gewesen sind, wird man nicht anders erwarten.

Die Brüdergemeinde stand bisher in den Deutschen Staaten als eine gebildete oder anerkannte, auch wohl durch manche Privilegien geschilderte, aber zugleich auch vielfach beschränkte Kirche da. Sie hat niemals vom Staat irgend eine materielle Unterstützung zur Erhaltung ihres Kirchen- und Schulwesens begehrt, sondern dies stets aus eigenen Mitteln bestritten, sie hat nur Schutz und Freiheit für ihre besonderen kirchlichen und bürgerlichen Einrichtungen sich erbeten, und von wohl-

wollenden Regierungen erhalten. Wenn nun aber diese Freiheit, welche ihr bisher nur ausnahmsweise, nur als eine besondere Begünstigung, und unter großen Beschränkungen gestattet war, hinfort zu den allgemeinen Grundrechten des Deutschen Volkes gehören soll, muß dadurch die Brüdergemeinde in Deutschland in ganz neue Verhältnisse eintreten, welche jedoch insofern uns nicht fremd sind, weil wir in England und Nordamerika bereits in diesen Verhältnissen uns befinden. Noch war es nicht zu übersehen, wie sich in Deutschland diese Verhältnisse gestalten würden; daß sie aber schon im Voraus einigermaßen berücksichtigt wurden, war nothwendig. Die größere Freiheit zu fürchten war kein Grund vorhanden; wir mußten es nur als unsere Aufgabe erkennen, sie mit der rechten Weisheit und Vorsicht zu benutzen, daß unser Grundplan, „ein Kirchlein in der Stille zu seyn,“ dadurch keinen Schaden leide.

Eine andere Frage, welche von unseren Freunden grade in diesem Jahre an uns gethan werden wird, ist die, ob die Zeitereignisse, und der so gewaltig herrschende Zeitgeist auf unsere inneren Verhältnisse von Einfluß gewesen sind, und inwiefern sich dieser auf der Synode geäußert habe. Eine öffentliche Antwort auf diese Frage zu geben, ist schwer, einmal, weil nur der, welcher die Herzen kennt, sie genügend beantworten kann, und dann, weil man erstentheils die erkannten Schäden lieber in der Stille beklagt und zu bessern sucht, und anderentheils daß man sich scheut, daß man sich nicht über das Maß rühme, und nicht weiter von sich halte, denn sich's gebührt zu halten. Doch darf sie wohl hier nicht ganz fehlen; ich muß nur bitten, das hier Gesagte nicht als eiteln Selbstruhm anzusehen. Die Verfassung der Brüdergemeinde hat schon auf den constituirenden Synoden der Jahre 1764 und 1769 das demokratische Element in sich aufgenommen. Alle erwachsenen männlichen Gemeindeglieder sind Wähler und wählbar für die allgemeinen Synoden, in welchen das Regiment der Brüdergemeinde eigentlich ruht, und von welchem die Unitäts-Direktion gewählt wird, welcher die Leitung derselben von einer Synode bis zur anderen anvertraut ist. Auf gleiche Weise wird in den einzelnen Gemeinden der Gemeinderath erwählt, welcher mit dem von ihm wieder erwählten Aufseher-Collegium der Ältesten-Conferenz, welche aus den von der Unitäts-Direktion berufenen Geistlichen und anderen Dienern der Gemeinde gebildet wird, zur Seite steht, so daß diese in solchen Angelegenheiten, welche zu vorgängiger Überlegung auch wohl zur Entscheidung in die anderen Conferenzen gehören, nichts für sich allein beschließen oder verfügen kann. Durch diese Verfassung hat die Brüdergemeinde also den nun so allgemein ausgesprochenen Forderungen schon längst Rechnung getragen, sie besitzt beides seit achtzig Jahren, und wenn sich auch bei uns bisweilen Klagen über hierarchisches Regiment oder Kastengeist der Geistlichen haben vernehmen lassen, und wenn diese Klagen auch gegründeter wären, als sie es wirklich sind, so sind sie wenigstens nicht durch das Princip unserer Verfassung, sondern nur durch Abweichungen von demselben hervorgerufen. An die diesmalige Synode sind Klagen der Art nicht gebracht worden; wohl aber mußte sie durch die Zeitereignisse zum Festhalten und zu weiterer Ausbildung dieses Principes sich aufgefordert fühlen, und man verband sich auf's Neue, nach Möglichkeit dahin zu wirken, daß das Verhältnis zwischen der Gemeinde und ihren Dienern immer völliger dem Wort des Herrn entspreche: „Einer ist euer Meister, ihr aber seyd Alle Brüder“ (s. Verfaß. S. 122.). Als ein wichtiger Fortschritt in dieser Beziehung mag hier auch das angeführt werden, daß der Zutritt zu den Sitzungen der Synode zum erstenmale, so weit der beschränkte Raum es verstattete, allen erwachsenen männlichen Gemeindegliedern gestattet war, so wie daß der Verlaß, ebenfalls

zum erstenmale, vollständig gedruckt und dadurch Allen zugänglich gemacht worden ist.

Nach vorstehenden allgemeinen Bemerkungen über den Charakter der Synode soll nun auch noch einige Rechenschaft darüber gegeben werden, womit sie sich die drei Monate ihrer Dauer hindurch beschäftigt hat. Der schon genannte gedruckte Synodal-Verlaß giebt sie ausführlich auf 296 Seiten; es sey mir erlaubt den Inhalt seiner 13 Kapitel im Einzelnen etwas näher anzugeben. Da es nämlich der Zweck der allgemeinen Synoden ist, die gesammte Brüderunität nach allen ihren Theilen in Lehre, Cultus und Verfassung einer neuen gründlichen Prüfung zu unterwerfen, so umfaßt auch der Verlaß alle dahin gehörigen Gegenstände, und giebt einen Überblick über unsere Principien in Lehre und Leben, und über alle daraus herviehenden inneren und äußeren Einrichtungen. In dieser Hinsicht kann er auch einem Jeden, der die Brüdergemeinde nach ihren Grundsätzen und nach ihrer Verfassung kennen lernen will, als das neueste officiële Aktenstück empfohlen werden, welchem in statistischer Hinsicht die im vorigen Jahre neu aufgelegte „kurz gefaßte historische Nachricht von der evangelischen Brüderunität“ (Gnadau, Menz) zur Ergänzung dient.

Das erste Kapitel erläutert die Namen: Brüdergemeinde, Brüderkirche, Brüderunität, welche unsere Verfassung führt, mit Hinweisung auf ihren geschichtlichen Ursprung. Das erste war die Brüdergemeinde, zu welcher Herrnhut sechs Jahre nach seiner Gründung durch eine besondere Gnadenerweisung des Herrn am 13. August 1727 geweiht wurde. Als die Sache sich weiter ausgebreitet hatte, und insonderheit die ersten Heidenmissionen ordinirte Kirchendiener erforderten, wurde das Bischofthum der alten Böhmischnährischen Brüderkirche 1735 auf die Brüdergemeinde übertragen, und diese dadurch zu einer besonderen Kirche. Der Name Brüderunität aber, welchen die alte Brüderkirche auch schon geführt hat, bezeichnet die Einheit der über einen großen Theil der Erde zerstreuten Brüdergemeinden und ihrer Missionen, welche durch ein äußerliches und kirchliches Band eben so wohl als durch ein innerliches, durch das der Liebe zu dem gemeinsamen Haupte, zusammengehalten werden.

Das zweite Kapitel handelt von der Lehre und dem Lehrvortrag. Wir möchten es insonderheit denen zu lesen empfehlen, welche glauben, daß unsere Lehre in der einseitigen Hervorhebung eines Punktes der christlichen Lehre bestehe. Ich hoffe, man wird in dem hier Gesagten keinen Hauptpunkt vermissen, vielmehr es erkennen, daß wir uns abermals die Aufgabe gestellt haben, uns den ganzen Inhalt der heil. Schrift für Lehre und Leben immer mehr anzueignen, wiewohl wir gern eingestehen, daß wir hinter der Erreichung dieser Aufgabe noch weit zurückgeblieben sind. Der fünfte Paragraph welcher von dem Bekenntniß der Brüdergemeinde zur Augsburgerischen Confession handelt, hat bereits, da seine Abfassung schon während der Synode bekannt geworden ist, insonderheit den strengen Lutheranern großen Anstoß gegeben. Er enthält aber doch nur eine bestimmte Erklärung darüber, wie unser Bekenntniß zur Augsburgerischen Confession bei uns von je her verstanden worden ist, und verstanden werden mußte, da es von Anfang an Reformirte unter uns gegeben hat, welche niemals gezwungen waren, ihre Ansichten mit den lutherischen zu vertauschen, welche also auch durch unser Bekenntniß zur Augsburgerischen Confession an die Artikel derselben, welche eigenthümlich Lutherische Lehren aussprechen, niemals in ihrem Gewissen gebunden

sein durften. Haben wir also durch unsere allgemeine Erklärung zur Augsburgerischen Confession zu der Meinung Anlaß gegeben, als ob die gesammte Brüderunität eine streng Lutherische Kirche sei, so war es um so nothwendiger, darüber eine deutliche Erklärung zu geben. Als ein Theil der Evangelischen Kirche aber wünschen wir auch ferner angesehen zu werden, da wir mit ihrem Lehrbekenntniß in allen Hauptstücken von Herzen übereinstimmen, und unverbrüchlich an den Satz fest halten wollen, daß die heilige Schrift und sie allein die einzige Norm und Regel unserer Lehre sein soll.

Die Ergänzung zu diesem Kapitel giebt das vierte vom Liturgicum mit dem Motto aus Ps. 27, 4. Dieses Kapitel ist die letzte Arbeit eines wegen seiner liturgischen Gaben bei uns hochgeschätzten Mannes, des Bischofs Johannes Stengard, welcher wenige Tage, nachdem er es vollendet und der Synode noch selbst vorgelesen hatte, durch einen Schlagfluß selig vollendet wurde; ein schönes Andenken, welches er der Brüdergemeinde hinterlassen hat. Daß die Brüdergemeinde in ihren liturgischen Einrichtungen und der ganzen Anordnung ihres Gottesdienstes etwas Eigenthümliches, ja ein besonderes Kleinod hat, wird oft von Fremden, welche ihnen bewohnen, und ein Zeiß bei uns misfeiern, anerkannt; die Grundsätze, auf welchen sie beruhen, und der Charakter einer jeden Klasse von Versammlungen und Festen sind in diesem Kapitel von einem Manne, welcher die Theorie und Praxis in gleichem Grade verstand, kurz und lebendig dargelegt. Die Sonntagsfeier, die Kirchenfeste, die Auspendung der Sakramente und die anderen kirchlichen Handlungen, so wie die uns eigenthümlichen liturgischen Gottesdienste werden besprochen, zuletzt wird auch des Gesangbuchs noch erwähnt, welches ungeachtet seiner auch uns sehr wohl bekannten Mängel doch im Ganzen so allgemeiner Liebe genießt, daß die Synode sich nicht veranlaßt sehen konnte, eine neue Bearbeitung desselben zu beschließen.

Das dritte Kapitel eröffnet nun die Reihe derjenigen, welche sich auf unsere äußere und innere Verfassung beziehen, indem es von dem Regimente des Heilandes in der Brüdergemeinde und dem Gebrauch des Looses handelt. Es ist gerade dieser Gegenstand einer von denen, welche außer unserem Kreise am wenigsten verstanden werden, ein Gegenstand, welcher, wir gestehen es gern, sehr vielen Mißdeutungen ausgesetzt ist, aber auch durch alte und immer wiederholte und geglaubte Fabeln vielfach entstellt wird. Was das Regiment des Heilandes in der Brüdergemeinde betrifft, so wird man einem Kirchlein, das auf dem Glauben an Jesum Christum steht, es nicht zum Vorwurf machen können, daß es auch nur von dem, der das Haupt der Gemeinde und seines Leibes Heiland ist, sich allein will regieren lassen, und sich der Gnadenerweisungen, welche es in seiner Geschichte von diesem seinem Regimente auf ausgezeichnete Weise findet, dankbar freut. Man wird es uns erlauben, zu singen: „Wir sind ein Werk seiner eignen Hand,“ und den Vers der Evangelischen Kirche: „Der Herr ist noch und nimmer nicht von seinem Volk geschieden,“ auch auf uns anzuwenden. Daß wir aber diesen Glauben an das Regiment des unsichtbaren Hauptes seiner Kirche ganz besonders lebendig aufgefaßt, und als den Mittelpunkt unserer ganzen Verfassung anerkannt haben, das verdanken wir den großen Segenstagen des 16. Septemher und 13. November 1741, seit welchem wir den Heiland den Ältesten unsers Brüderbundes nennen.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 24. März

N^o 24.

Noch ein Wort zur kirchlichen Verfassungs-Angelegenheit der westlichen Provinzen.

Gegen die in diesen Blättern (1848 Nr. 91.) hinsichtlich eines Vorschlags zur Umgestaltung der Rheinisch-Westphälischen Kirchenverfassung angedeuteten Bedenken ist in der Bonner Monatschrift (1849 Heft 1.) von einer Stimme mehrfacher Widerspruch erhoben worden, deren ausgezeichnetes Gewicht zu einer wiederholten sorgfältigen Gegenprüfung auffordert. Indem von dem Ergebnisse derselben Rechenschaft abzulegen ist, sey zur Vergewärtigung des Gegenstandes vorab bemerkt, daß der gedachte Plan von der doppelten Voraussetzung des wesentlich erloschenen landesherrlichen Kirchenregiments und des, wenigstens zunächst, eintretenden Mangels einer kirchlichen Centralbehörde anderen Ursprungs ausgeht. Es ist deshalb für jede der beiden Westprovinzen unter dem Namen eines Consistoriums eine collegialische Kirchenbehörde projectirt, welche aus Candidaten, die von der Provinzial-Synode vorgeschlagen werden, sich zu ergänzen und nach den von der letzteren aufzustellenden Normen die kirchliche Verwaltung zu führen habe. Die praktische Bedeutung des Vorschlags in der durch seine Voraussetzung gegebenen Beschränkung kann insofern zweifelhaft erscheinen, als die Vermuthung gestattet ist, daß, so lange das bestehende Kirchenregiment überhaupt noch in Wirksamkeit bleibt, auch die beizubehaltende Ausdehnung desselben auf die westlichen Theile des Kirchengebiets in Preußen thunlich und in vieler Beziehung einer provisorischen Einrichtung anderer Art vorzuziehen seyn wird. Tritt aber an die Stelle des landesherrlichen Kirchenregiments eine andere obere Leitung ein, so wird auch das Verhältniß der Mittelstufen befriedigend nur in Übereinstimmung damit sich ordnen lassen. Immerhin noch verdient aber der besprochene Vorschlag auch deshalb eine eingehende Berücksichtigung, weil er, seiner kundgegebenen Absicht nach, zugleich als analogisch maßgebend für das Verhältniß einer dereinstigen General-Synode zu einem künftigen Ober-Consistorium betrachtet werden muß.

Im Einklange mit der Ansicht, daß das Consistorium nicht der bloße Exekutivausschuß einer Synode seyn dürfe, ist nun anerkannt worden, daß dasselbe in der Sphäre seiner besonderen Befugnisse eine selbstständige, nicht von der Synode als höherer Instanz abhängige Stellung einnehmen müsse. Daß eine solche Selbstständigkeit in dem Gutachten der Conferenz wenigstens einen klaren und sicherstellenden Ausdruck nicht gefunden habe, läßt sich nach dem, was über eine von der Provinzial-Synode dem Consistorium zu ertheilende Dienst-Instruktion von dem Gegner der diesseitigen Bedenken bemerkt worden ist, um so weniger bestreiten, wenn zugleich in Betracht gezogen wird, daß nach dem Conferenzvorschlage dem Consistorium schlechthin die

Verpflichtung auferlegt wird, die einer anderweiten Bestätigung nicht bedürftigen und auch sonst hinsichtlich ihres Umfangs nicht beschränkten Synodalschlüsse zu vollziehen. Auf der anderen Seite beruht es lediglich auf einem Mißverständnisse, wenn angenommen ist, daß das angegriffene Bedenken für das Consistorium die Befugniß zum einseitigen Erlass gesetzlicher Vorschriften in Anspruch nehme. Hievon weit entfernt ist bloß bemerkt worden, es bleibe näher zu erwägen, für welche der Verwaltung und Disciplin angehörenden Einzelentscheidungen den Verfügungen des Consistoriums eine endgültige Bedeutung zuerkannt werden müsse. Nach dieser Berichtigung der Streitfrage bleibt allerdings als wesentliche Meinungsverschiedenheit der Punkt zurück, ob, nach dem von der Monatschrift unterstützten Vorschlage, der Provinzial-Synode die kirchliche Gesetzgebung als ausschließliche Befugniß zuzutheilen, oder, nach dem Standpunkte des Bedenkens, für die Aufstellung allgemeiner Normen die Übereinstimmung der Synode und der ständigen Kirchenbehörde als Erforderniß geltend zu machen ist. Die gegen Letzteres angeführte Befürchtung möglicher Verwickelungen dürfte nicht entscheidend seyn, wenn auch davon abgesehen wird, daß das zugestandene Recht einer den Beschluß der Provinzial-Synode einmal hemmenden Gegenvorstellung des Consistoriums nicht minder Mißstände herbeiführen könnte. Tritt bei einer legislativen Maßnahme ein Einverständnis beider kirchlichen Organe nicht ein, so muß eben die betreffende Angelegenheit in ihrer seitherigen gesetzlichen Lage verbleiben. Hieraus werden schwerlich Übelstände erwachsen, die das sonst principiell zu erfordernde Einvernehmen beider Organe der Kirche überwiegen könnten. Daß aber in der That ein wichtiger Grundsatz diese Übereinstimmung erheischt, kann aus einer früheren Ausführung des verehrten Gegners entnommen werden, indem er (Monatschr. VII. 9. S. 147. 148.) für die Errichtung eines selbstständigen, durch Cooptation zu bildenden Aufseheramtes, Oberältesten-Collegiums oder Provinzial-Presbyteriums den einleuchtenden Grund geltend machte, daß „in der Synode durch ihre Wahl nur das Gemeinderecht und vermöge ihrer periodischen Erneuerung überwiegend das bewegliche Element in der Kirche vertreten“ sey. Es scheint an diese Bemerkung die Frage geknüpft werden zu können, ob, wenn die angedeuteten Rücksichten der Verwaltung und Disciplin ein Organ verlangen, welches nicht allein das Gemeinderecht und nicht überwiegend das bewegliche Element in der Kirche vertritt, hinsichtlich der kirchlichen Gesetzgebung ein Unterschied sich begründen läßt, der es wieder bedenklich erscheinen läßt, dieselbe der allein entscheidenden Beschlußnahme der Synode anheimfallen zu lassen? Für die Verneinung können Gründe angeführt werden, die so nahe liegen, daß sie einer weiteren Darlegung nicht bedürfen möchten.

Daß die beabsichtigte ständige Kirchenbehörde auch nach der Anlage des Conferenzzentrums und mit Hinsicht auf die früheren, übrigens in das siebzehnte Jahrhundert zurückreichenden Versuche eines Collegii qualificati, deren wesentliche Momente in der Ev. K. Z. 1848 S. 847. *) vollständig angegeben sind, entschieden über den geschichtlich in der Reformirten Kirche ausgeprägten Presbyterianismus hinausgeht, bleibt auch nach den angeführten Beispielen ähnlicher Einrichtungen gewiß. Die den beiden reformirten Gemeinden zu Dresden und Leipzig ertheilte, aber nicht zur Anwendung gekommene Befugniß, für ihre sämtlichen kirchlichen Angelegenheiten eine eigene Mittelbehörde zu bilden, welche nicht mit den besonderen Consistorien (Presbyterien) der gedachten Gemeinden zusammenzufallen würde (Weber, Sächs. Kirchenrecht, Aufl. 2. B. I. S. 49.), ist wohl aus Umständen abzuleiten, welche darin eine Fortentwicklung der Synodalverfassung, auch abgesehen von den geringfügigen Verhältnissen des äußeren Umfangs, nicht erkennen lassen. Was ferner die Unitätsältesten-Conferenz der Brüdergemeinde zu Berthelsdorf anlangt, so kommt in Betracht, daß das Verhältniß dieses Collegiums zu der etwa alle zehn Jahre zusammentretenden Synode in einer Weise gestaltet ist, die den fraglichen Punkten des hier erörterten Vorschlags keineswegs das Wort redet. Die Mitglieder der Conferenz treten nicht nur sämtlich in die Synode ein, sondern erstere wählt auch den einen der von jeder Gemeinde zur letzteren abzusendenden zwei Abgeordneten, wofür nicht, aus Rücksicht auf die Kosten, die Gemeinde es vorzieht, den von der Conferenz bestimmten Abgeordneten zugleich zu dem ihrigen zu machen (Wiggers, Kirchl. Statistik II. S. 242.). Es ist also der Conferenz ein Einfluß in der Synode verfassungsmäßig gesichert, der auf anderem Wege ein Verhältniß zu vermitteln geeignet erscheint, dessen mangelhafte Berücksichtigung eine Ausstellung gegen das vorliegende Gutachten begründet. War also, wie sich demnach bestätigt, über die seither in der Reformirten Kirche zur Verwirklichung gekommenen Verfassungsanschauungen hinaus jedenfalls zu einer ergänzenden Bildung fortzuschreiten, so bleibt nicht zu erklären, warum, bei dem doch einmal nöthig gewordenen Bruch der reinen Synodalhierarchie, als welche die Ablösung der Disciplin und Verwaltung von ihrer höchsten Stufe und die Beschränkung der letzteren auf die Gesetzgebung verbietet, eine mitentscheidende Theilnahme der ständigen Kirchenbehörde an der Feststellung allgemeiner Normen unzulässig seyn sollte, da dem Bedürfnisse ein suspensives Veto nicht genügt, wenn die Bildung eines bleibenden Aufsichtsamtes wesentlich mit auf der vorwaltenden Eigenschaft der Synode, als einer Vertretung des Gemeinderichts und des beweglichen Elementes in der Kirche, wie zugestanden ist, beruhen soll.

Ferner ist entgegnet worden, dem Zweifel an dem Gedeihen des Unternehmens scheine die Ansicht zu Grunde zu liegen, daß eine selbstständige, wahrhaft leitende Kirchenbehörde nicht von unten aus der Gemeinde und ihrer Vertretung, sondern nur

von oben, d. h. also entweder in katholischer Weise vermöge göttlicher Institution und apostolischer Succession, oder, in Lutherisch-consistorialer, aus dem fremden Gebiete des Staates abgeleitet werden könne: diese beiden Wege seien durch den reinen evangelischen Kirchenbegriff gerichtet. Es bleibe daher nur übrig, das Amt der kirchlichen Leitung aus der Gemeinde hervorgehen zu lassen, welches dessen Selbstständigkeit so wenig gefährden werde, als solche dem von der Gemeinde gewählten Pastor, der in seinem Amte an Bekenntniß und Kirchenordnung gebunden sey, fehle. Es ist jedoch, wie hierauf zu erwidern ist, keineswegs verkannt worden, daß auch das Amt der oberen Kirchenleitung, wenn und sofern es erloschen und der bisherige Quell seiner stetigen Erhaltung versiegt ist, aus der Kirche, insofern sie auf dem Grunde des göttlichen Wortes verbart, neu sich entwickeln könne. Die Frage ist nur die, ob diese Neubildung in vollständiger Richtigkeit sich vollziehe, wenn nicht auch das Moment der Einsetzung von oben, welches vom Lehramte und deshalb verhältnißmäßig auch vom Dienste der Leitung abgetrennt nicht zu denken ist, in der kirchlichen Einrichtung einen verbürgenden Ausdruck findet, der die Vertretung und irgendwie geordnete Mitwirkung der Gemeinde keineswegs ausschließt. Die vorgehaltene Beschränkung auf die Alternative zwischen Römischer Successionslehre und Lutherisch-consistorialer Grundlegung der Kirchengewalt kann daher als zutreffend nicht anerkannt werden. Was näher noch die erstere anlangt, so beruht es auf dem Zeugniß evangelischer Bekenntnisse, daß eine bischöfliche Kirchenregierung, gereinigt von den schriftwidrigen Auswüchsen, die an vermeintlich göttliche Stiftung sich geknüpft haben, eine zu billigende Einrichtung sey. Es muß sogar entweder der in der Reformirten Kirche geschichtlich entwickelte Presbyterianismus, mit seinem nicht von der Gemeinde gewählten, sondern ursprünglich von den Synodalvorstehern eingesetzten und demnach sich selbst ergänzenden Presbyterate (Ev. K. Z. 1848 S. 844.), ebenfalls als papistisch verurtheilt, oder es muß zugegeben werden, daß auch noch gegenwärtig ein Provinzial-Presbyterium in ähnlicher Weise anfänglich gegründet und später fortbauend erhalten werden dürfe, ohne solchem Gericht anheim zu fallen. Überhaupt ist der Gegensatz des bischöflichen und des Ältesten-Princips geschichtlich nicht so beschaffen, daß in dem Presbyterianismus, selbst wenn er sich das Institut der Cooptation nicht angeeignet hätte, die Amtseinsetzung von oben ohne einen in der Verfassung sie kumbgebenden Ausdruck geblieben wäre. Der Mangel irgendwelcher Bethätigung der bezeichneten Richtung in der Weise der kirchlichen Beamtung würde die Darstellung der Kirche über den Gemeinden, welche die Kirche in den Gemeinden nicht verneint, sondern bestätigt und hervorhebt, gänzlich verhindern. Daß das geistliche Amt auch in der presbyterianischen Kirchenregierung, nach verschiedenen theils die Funktion, theils das numerische Verhältniß angehenden Beziehungen vorgeordnet erscheint, daß ferner hinsichtlich der Fortpflanzung des Dienstes am Worte die Ordination durch ausschließlich geistliche Amtsträger grundsätzlich beibehalten ist, gehört mit zu den Verfassungselementen, welchen gegnerischer Seits die nothwendige Anstellung der Pfarrer auf Lebenszeit mit Recht zugezählt ist. Die obwaltende Dis-

*) In dem erwähnten Aufsätze ist zu lesen: S. 812. Z. 13. Conception ft. Concession, S. 813. Z. 16. vorn ft. oben, S. 843. Z. 5. vertragenden ft. vortragenden, Z. 22. Gesamtlande ft. Testamentl.

ferenz führt sich daher nicht auf das angegebene Dilemma, sondern auf die Frage zurück: Ob dem hinsichtlich der oberen Kirchenleitung anerkannten Mangel der Synodalverfassung dadurch genügend abgeholfen ist, wenn zwar ein Amt der ständigen Aufsicht errichtet, dasselbe aber nicht nur in seiner Zusammenfassung überwiegend durch die Wahl der Synode bedingt, sondern sogar von einer Mitentscheidung in legislativen Angelegenheiten ausgeschlossen wird. Indessen ist die vorliegende Meinungsverschiedenheit nicht auf dem allgemeinen Gebiete der kirchlichen Verfassungsfragen zu erledigen, sondern ihre Entscheidung aus der thatsächlich gegebenen Lage der Verhältnisse zu entnehmen. Hienach ist auch in Hinsicht auf das zweite Glied der erwähnten Alternative nicht einzuräumen, daß die Lutherisch-consistoriale Begründung des Kirchenregiments durch den reineren evangelischen Kirchenbegriff gerichtet sey. Es handelt sich nicht um eine abstrakte Rechtfertigung des Consistorialprincips, sondern darum, ob es, zunächst als die Grundlage eines Provisoriums, unter den seinen Eintritt bedingenden Umständen Anspruch auf kirchliche Anerkennung machen dürfte, sodann, ob die Periode der Kirche, für welche es die ihrer äußeren und inneren Lage angemessenste, weiterer, wenn auch vielfach gehemmt gewesener Entwicklung fähige Einrichtung war, in der That bereits abgelaufen ist. *) Ohne hierauf, nach den bereits von anderer Seite desfalls mehrfach gepflogenen Verhandlungen, weiter einzugehen, sey nur die Bemerkung gestattet, daß, wenn auch eine politische Nothwendigkeit des Aufhörens des landesherrlichen Kirchenregiments unabänderlich festgestellt wäre, der Übergang gleichwohl rechtlich nur so vermittelt werden könnte, daß der gegenwärtige Inhaber der Kirchengewalt, der Umbildung zustimmend, sie wesentlich selbst mitbewirkt und das Regiment anderen Organen, „den rechten Händen,“ sobald und sofern er sie gefunden haben wird, übereignet. Das Recht der Kirchenregierung kann, so wie es bei dem früheren Übergange an die evangelischen Landesfürsten nicht als neu erzeugt anzusehen war, auch künftig in veränderter Form dem Wesen nach fortbauern. Im Wege einer organischen Umbildung muß daher auch die neue Einrichtung zunächst nicht außerhalb, sondern innerhalb derselben Gattung der Verfassungsformen aufgesucht werden, welcher die abtretende Gestalt als eine einzelne Art angehört hat. Nach diesem Gesichtspunkte erscheint der Tadel, welcher gegen die bevorwortete Beibehaltung einer mit weiteren als den im fraglichen Entwurfe ihr zugebachten Befugnissen auszustattenden stehenden Kirchenleitung gerichtet ist, auch insofern unzureichend, als der Fehler in dem vergeblichen Bestreben bestehen soll, das Consistorialprincip ohne seine Basis, das landesherrliche Kirchenregiment, aufrecht zu erhalten. Vielmehr würde der unvermittelte Übergang von den bisherigen Einrichtungen, insofern dieselben specifisch unhaltbar geworden sind, zu generisch verschiedenen Ordnungen mit den Grundsätzen eines gesunden Conservativismus

*) Daß die in der Reformirten Kirche urkundlich sich findenden Zeugnisse für eine Stellung des dem Befehnmäßig angehörnden magistratus in der Kirche auf unklarer Vermischung zu sondernder Beziehungen beruhen sollen, ist zunächst nur Voraussetzung des zu Beweisenden.

nicht befriedigend vereinigt werden können. Es ist deshalb ganz richtig gewesen, wenn die Absicht der Umgestaltung auf eine dem bisherigen Zustande möglichst ähnliche Form sich hingelenkt hat, die innerhalb des reinen Presbyterianismus sich nicht auffinden läßt. Steht Letzteres fest, so kommt es nur darauf an, das Vorhaben in einer ihm selbst und dem kirchlichen Bedürfnisse wahrhaft entsprechenden Weise zu verwirklichen. Dies vorausgesetzt kann aber die mitentscheidende Theilnahme der stehenden Kirchenleitung an der Feststellung allgemeiner Normen als ein wesentliches Erforderniß nicht bezweifelt werden, ohne dessen Anerkennung auch die freie Bewegung innerhalb der gegebenen Principien nicht sicher zu stellen ist, wie diese für die neue Kirchenbehörde auch von der Gegenseite als nothwendig und angemessen mit Recht gefordert wird.

Da der Schluß von den Erfolgen einer unter der landesherrlichen Kirchenregierung stehenden Synodalverfassung auf die nach dem Wegfall dieses Verbandes eintretenden Wirkungen der letzteren in wichtigster Beziehung gewagt erscheint, so war auf das Bedenkliche des Umstandes hingedeutet worden, daß die Zusammensetzung der Provinzial-Synode zuletzt hauptsächlich mit von den Gemeindevahlen abhängt, zu welchen der Zutritt ohne Rücksicht auf die kirchliche Qualifikation der Theilnehmer gesetzlich offensteht. Behufs Entkräftung der hieran sich knüpfenden ernststen Besorgnisse ist hervorgehoben worden, daß die Wahlen, aus welchen indirekt die Synoden hervorgehen, zunächst zur Berufung verwaltender Gemeindebeamten führen, daß aus diesen, und zum Theil wieder durch Wahl, die höhere Vertretung der Kreis-Synoden, und sodann erst aus letzteren in ähnlicher Weise die Provinzial-Synode sich bildet. Indem alle diese Stufen durch selbstständig wirkende, von dem Vertrauen ihres Kreises getragene und der Kirche verpflichtete Organe gebildet würden, sey zwar die Verschlechterung des kirchlichen Beamtenstandes nicht unmöglich gemacht, aber doch dem Zufall mehr entrückt, als ein reines Kopfsahlssystem. Wenn dies auch zuzugeben ist, so hängt doch auf die Dauer die Stärke des wohlthätigen Einflusses einer mit den Wahlen zusammentreffenden kirchlichen Beamtung im Ganzen und Großen davon ab, ob durchgängig die Gemeinden vom Glauben und Leben der Kirche so durchdrungen sind, daß der fortfallende Schirm einer institutionell selbstständigen Kirchenleitung, der eine gegenseitige Kräftigung mit sich führte, ohne sehr wesentlichen Nachtheil, ja ohne Gefahr völliger Auflösung, wird entbehrt werden können? Nach den verschiedenen Standorten der Wahrnehmung wird hierüber ein abweichendes Urtheil gefällt werden. Den diesseitigen Bedenken liegt, nach Maßgabe zugänglich gewordener Erfahrungen, die sich nicht auf Lichtpunkte beschränken, allerdings eine entschiedene Verneinung der aufgeworfenen Frage zu Grunde. Es kommt hinzu, daß, in Folge der durch die Kirchenordnung von 1835 begünstigten unklaren Vermischung der Funktion der Gemeindevertretung mit dem Aufseheramte der presbyteri = episcopi, so wie ihres häufigen Wechsel, der Amtscharakter der Ältesten einer merklichen Abschwächung unterliegt, welche auch die aus demselben in Betreff der Bedeutung der Wahlen abgeleiteten Vorzüge praktisch erheblich herabsetzt. Ferner ist wohl kaum zu bezweifeln, daß die bis-

herige Haltung der Provinzial-Synoden wesentlich mit auf das numerische Verhältniß der Geistlichen zu den Ältesten (2:1) zurückzuführen ist. Nachdem dieser Punkt auch bereits in den westlichen Provinzen begonnen hat als eine offene Frage behandelt zu werden, erscheint weiter die künftige Beibehaltung des genannten Verhältnisses unsicher. Dasselbe hatte bisher die an sich vorhandene Nothwendigkeit einer Gliederung in der oberen kirchlichen Stufe der auf synodalischem Standpunkte unmittelbar zu machenden Wahrnehmung entzogen, und läßt auch allerdings mit dem Princip, daß die Regierung der Kirche mit zugelassenem steten Wechsel aus den Gemeinden hervorgehen müsse, sich nicht haltbar vereinigen. Umgekehrt kann aber mit Grund behauptet werden, daß, wenn Pfarrer und Älteste den evangelischen Presbyterat constituiren, die Gemeinde außerdem noch, entweder unmittelbar, wie A. G. 15., oder in einer mit dem Aufseheramte nicht zusammenzuwerfenden Vertretung, eine Stelle im Concil finden müsse. Wird nun das bisherige Verhältniß der Pfarrer zu den Ältesten mittelst Vermehrung der letzteren beseitigt, dann wird freilich das unabweisbare Bedürfniß einer ergänzenden Maßnahme die jetzt so sehr verkannte Wahrheit bestätigen, daß, als Element auch in dem Presbyterianismus das Verfassungsprincip aufgezeigt werden kann, dessen bewußte und in der Consistorialverfassung vorgebildete Entwicklung zu einer ständigen Kirchenleitung im vermeintlichen synodalischem Interesse bekämpft zu werden pflegt und auch in dem vorliegenden Entwurfe nur zu einer halben sich selbst wieder aufhebenden Anerkennung gelangt ist. Ob aber künftig noch ein geeigneter Zeitpunkt für die wahre Befriedigung des vorhandenen Bedürfnisses, wie sie gegenwärtig durch Benützung der in dem überlieferten Zustande sich darbietenden Grundlagen erreicht werden könnte, zu finden sey, muß als ganz ungewiß dahingestellt bleiben. Eine weitere Gliederung, wie sie in Ansehung der Einführung organischer Bestimmungen mittelst der Barrier-Äkte in der Schottischen Kirche sich darstellt, fällt mehr nach der Seite der Gemeinden hin. Der Versuch einer ähnlichen Einrichtung, wenn dazu aus anderen Gründen, vielleicht um dem Verlangen nach einer stärkeren Vertretung des Gemeindeglements anders als durch Umgestaltung der Provinzial-Synode zu genügen, gerathen werden könnte, würde im Ubrigen nur die Rücksichten, welche eine mitentscheidende Betheiligung der ständigen Kirchenleitung bei Aufstellung allgemeiner Normen erheischen, noch mehr in's Licht treten lassen.

Nach allen Seiten erwogen haben hienach die den früher in diesen Blättern niedergelegten Bedenken entgegengesetzten Erinnerungen nur zu einer Bestätigung der den ersteren zu Grunde liegenden Ansicht geführt.

Nachrichten.

Die Synode der evangelischen Brüderunität, gehalten in Herrnhut im Jahre 1848.

(Fortsetzung.)

Mit diesem kindlichen Glauben an die Rettung aller Umstände durch den Herrn hängt der Gebrauch des Looses in der Brüdergemeinde nahe zusammen. Es ist zuerst angewendet worden bei der Anstellung von Äl-

testen der Gemeinde nach dem Vorbilde der Apostel (Ap. Gesch. 1, 26), und ist noch heut bei Befegung der Ämter die Regel; jedoch nicht so, daß ohne Überlegung aus beliebigen Namen einer gezogen würde und die so bestimmte Person nun unbedingt nach Grönland oder Westindien gehen müßte, sondern der Anwendung des Looses geht die reifliche Überlegung über die Personen vorher, über welche gefragt werden soll, und wenn der Antrag gemacht ist, soll es abermals reiflich überlegt werden, ob man in sich Freudigkeit finde, ihn anzunehmen. Das Loos ist nicht, wie man oft glaubt, ein Mittel, um ein hierarchisches Regiment desto sicherer auszuüben, sondern es ist vielmehr nur dazu gemeint, menschlicher Kurzsichtigkeit zu Hülfe zu kommen. So wird es bei uns durchgängig angeeignet und als ein Beweis dafür mag angeführt werden, daß für die Beibehaltung desselben auch dieses Mal wieder sich viele Stimmen aus den Gemeinden haben vernehmen lassen. Wir wissen wohl, daß der Herr auch ohne Loos sein Regiment verwalte, und dringen es deshalb Niemand auf, vielmehr warnt der Verlaß (§. 17.) vor unüberlegtem Gebrauch desselben; wir erkennen es aber mit Dank als ein uns für die Zeit gegebenes Mittel an, wo er uns nicht auf andere Weise seinen Willen zu erkennen gibt, uns von ihm leiten zu lassen.

Das fünfte Capitel von der Verfassung der Brüdergemeinde gibt die allgemeinen Grundzüge unserer häuslichen Einrichtungen und die Principien an, welche uns bei unseren Gemeinden vor Augen stehen. Zuerst wird das Verhältniß der einzelnen Arten unserer Gemeinden erläutert. Es gibt nämlich Ortsgemeinden, welche einen für sich bestehenden Ort bilden, und Stadt- oder Landgemeinden, deren Mitglieder zerstreut in einer Stadt oder auf dem Lande wohnen, aber einen kirchlichen Verein für sich mit einem eigenen Versammlungshause bilden; endlich auswärtige Gemeinden, deren Mitglieder sich an eine Ortsgemeinde anschließen, aber außerhalb derselben wohnen. Die kirchlichen Verhältnisse Deutschlands brachten es mit sich, daß es hier fast nur Ortsgemeinden gibt, zu deren Abzuegung in jedem einzelnen Fall von der Landesregierung eine besondere Concession erbeten werden mußte; in England und Nordamerika hingegen steht bei der allgemeinen kirchlichen Freiheit der Bildung von Stadt- und Landgemeinden kein Hinderniß entgegen. Ob künftig auch in Deutschland eine Vermehrung unserer Gemeinden in dieser Art möglich seyn wird, muß die Zeit lehren, jedenfalls werden wir ferner an dem Princip festhalten, daß wir uns niemals außerordnen; aber auf Proselytenmachen ausgehen. „Wir denken ja in Wahrheit nicht, Gott sey bei uns allein.“ Daß unsere Ortsgemeinden aber trotz der großen Mängel, welche gerade mit ihnen unzertrennlich verbunden sind und von uns wohl erkannt werden, zu der Erhaltung unserer Eigenthümlichkeit wesentlich sind, und so manche unserer wichtigsten Einrichtungen nur in ihnen stattfinden können, sprachen wir uns abermals aus. Überhaupt sind unsere Einrichtungen, die Eintheilung der Gemeinde in Chöre nach der Verschiedenheit des Alters, des Geschlechtes und Standes, die Gemeindegliederung und die Gemeindeordnungen nur auf kleinere Gesellschaften berechnet, und nur in ihnen auf die rechte Weise durchzuführen. Davon handeln einzelne Abschnitte dieses Capitels, insonderheit möchte ich das über die Kirchenzucht Gesagte (§. 57.) der Beachtung empfehlen. Die Gemeindeordnungen, welche nicht als Gesetz, sondern als ein freier, brüderlicher Vertrag anzusehen sind, sollen dazu dienen, eine christliche Lebensordnung aufrecht zu erhalten; obwohl sie aber die Bitte: „Führe uns nicht in Versuchung,“ praktisch zu befolgen suchen, soll doch die evangelische Freiheit nicht über die vom Apostel Paulus angegebenen Gränzen hinaus (Röm. 14., 1 Cor. 6, 12.) beschränkt, noch ein peinliches Geseßchristenthum durch sie befördert werden (§. 70.).

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 28. März.

N^o 25.

Die Aufgabe der Gläubigen in unserer Zeit.

Zu einer Zeit, wie die unsrige, in welcher so viel Absonderliches zu Tage kommt, daß der gewöhnliche Lauf der Dinge bereits fast in lauter Exceptionen aufgegangen ist, — kann man es eben kein sehr großes Wagniß nennen, wenn in Folge einer aufs Tiefste empfundenen Noth und eines gewaltsam drängenden Bedürfnisses, noch dazu in einem Gebiete, welches das Höchste und Heiligste in sich schließt, dessen der Mensch überhaupt theilhaft werden kann, ein neues und allerdings etwas fremdartiges Unternehmen zur Sprache gebracht wird, dessen inneres Erforderniß und thatsächlicher Grund dem Publikum bereits viel bekannter und gegenwärtiger sind, als sein erstes Aussehen und sein erster Klang in dieser jetzigen Form freilich es seyn können. Aber das wichtigste in der Noth gegen die Noth Gebotene hat häufig nur darum etwas Überraschendes, weil man die Noth selbst gewohnt worden ist, und so auf Abhülfe zu denken verlernt hat, — nicht weil die Noth deshalb etwa weniger der Abhülfe bedürfte. Unter Allem, was übel ist, werden die Menschen das Böse am ehesten gewohnt, weil die lebendige Neigung sie dazu beherrscht; und die Entfremdung von Gott, die derselben nothwendig folgt, kann eben daher, je weniger jene Neigung unterdrückt und bekämpft worden ist, um so täuschender den Schein gewinnen, als gehörte sie dem natürlichen Leben selbst unvermeidlich an. Es wird dann, im Taumel eines solchen Lebens, von dem Geblendeten der Abgrund nicht erkannt, vor dem er steht, und es kann leicht dazu kommen, daß der Unglückliche in seinem Irrwahn das Abscheulichste für das Schönste hält, und wohl gar schon Triumphlieder über das „bald erreichte“ Ziel seiner „gerechtesten“ Wünsche und „edelsten“ Hoffnungen anstimmt, wo ihm — wahrhaft nichts Anderes als der grausigste Sturz, Untergang und Vernichtung nahe bevorstehen.

Ob unser Volk und Geschlecht in diesem Falle ist? Wir können uns hierüber freilich an seine eigenen indirekten Zustände besser halten, als an seine direkten; weil es im Taumel ist, weiß es ja nicht wo es steht, und seine maßlosen Freudenäußerungen, wo man sie hört, sind in der That so wenig für wahre Befriedigung zu halten, daß sie vielmehr aufs Haar den frampfhafsten Zuckungen gleichen, die dem völligen Umstürzen unmittelbar vorhergehen. Wehe aber, doppelt wehe über die, die dies erkennen und doch dazu schweigen! Hier stellt sie der Undank gegen die ihnen verliehene Erkenntnißgabe mit den Schuldigsten in gleiche Schuld; denn: „Euer hörend Ohr und sehend Auge, die macht beides der Herr!“ (Spr. Sal. 20, 12.)

In der That, was nur Jemand vom Verderben unserer

Zeit erkannt hat, das muß er jetzt — oder nie — offen aussprechen, und vielleicht gerade zum strafendsten Zeugniß über sich selbst! Es ist die Zeit der großen Schuld; aber eben auch darum die Zeit des Bekenntnisses und die Zeit der Befeh- rung, wodurch die noch größere — die unermesslich große göttliche Gnade sich bethätigen kann. Wenn auch grauen- voll genug die Macht des Verderbens sich ausgebreitet hat, so ist es doch zugleich von Einer Seite her ein Tagen, wohin der Fragende mit seinem: „Hüter, ist die Nacht schier hin?“ den Blick richtet, — eines herrlichen Auferstehungsmorgens leise Vor- dämmerung, welche die Brust der Tausende von Seufzenden und Wartenden mit den heiligsten Ahnungen schwellt, — ein Gruß des Friedens aus dem mit den schwärzesten Gewitterwolken be- hangenen Himmel, von welchem herab noch zur Stunde die verheerenden Naturgewalten krachend und flammenscheudern- wirksam sind. Heulende mitternächtliche Stürme haben bereits ihre Macht gezeigt, und allerlei irdisches Gebäu durcheinander- geschüttelt und zu Boden geworfen; Thiere der Wildniß sieht man auf den Trümmern mit fröhlichen Sprüngen, unter dem Angstgeschrei unzähliger Beistandlosen, sich auf die Beute stür- zen. Unter den Entsetzen erregenden Gestalten fehlt nun bald keine mehr; Entblößung und Zerrüttung ist an den meisten Or- ten im Übermaße vorhanden. Man nenne irgend ein Schreck- niß, das uns das vergangene Jahr nicht beinahe allein schon auf Deutschem Boden — vollständig gebracht hätte! Man nenne irgend eines, das nicht Jeder von uns fast zu jeder Stunde noch über ihn kommend erwarten dürste, ja, das er nicht zu jeder Stunde erscheinen zu sehen gefaßt seyn müßte! Aber um so siegverheißender ist auch der Anbruch des neuen Tages, um so herrlicher die rettende Kraft, die den Umsturz stürzt und die Wildniß verschreckt, die den Tod gefangen nimmt und der Hölle eine Pestilenz ist; um so näher und verbürgter die Gewißheit, daß noch ein Friede vorhanden ist dem Volke Gottes; — je lebendiger die siegende Kraft, als der „Stär- kere“ über den „Starken“, sich in den Einzelnen zu zeigen anfängt, welche zuvor die Hülfslosen waren, und von diesen wiederum auf Andere, Genossen der Noth und gleichen Gefahr, weiter auszufrömen dringt und treibt! Ein solches ist das Werk und die That, wodurch sich die rettende Gottesgnade in unseren Tagen am schönsten verherrlichen will, deren erhaben- stes Wunder der Selbstkraft in der sich vervielfachenden, selbstentäu- ßernden Hingabe an die Schwächsten unter den Schwachen — wenn diese nur ihr vertrauen und sich von ihr wollen erfüllen lassen — besteht. Dies ist die Macht, die im Bruderbunde stark seyn will; die, wenn auch von zagenden und zitternden Händen aufgenommen, durch den Leib des Ganzen Ein wie-

der erweckender und belebender Hauch, Ein vereinigend ordnender und sanftmüthig verbindender Geist hindurchgeht, das Zerbrochene aufrechtend und das Zerstreute sammelnd.

Und dies eben ist es auch, was in Bezug auf die Gegenwart unsern Muth stärkt und unseren Blick für alles Kommende offen erhält. Den verheissenen Frieden wollen wir empfangen, weil wir fühlen, daß wir fähig gemacht worden, ihn zu verbreiten. Ist es wirklich die unlängbarste Thatsache, daß das gegenwärtige Geschlecht auf dem Wege, den es betreten hat, seinem Untergange zueilt; haben wir in Wahrheit erkannt, daß jetzt mächtiger als jemals früher der Herr „allen Menschen an allen Enden gebeut, Buße zu thun,“ „auf daß die Sünden ver tilget werden;“ sich zu „befehren vom falschen zum lebendigen Gott,“ der da geschworen hat, er „habe keinen Gefallen am Tode des Gottlosen, sondern daß sich der Gottlose bekehre von seinem Wesen und lebe;“ sind die Stimmen der Bußprediger so schwach geworden, und erreichen das abtrünnige Volk fast nirgend mehr, wo sie ihm zurufen: „Bekehre dich zu dem Herrn, deinem Gott, denn du bist gefallen um deiner Missethat willen,“ — sie aber haben ein härter Angesicht denn ein Fels, und wollen sich nicht bekehren,“ —: können wir da noch fragen, ob mit der durchgeführtesten Ausübung desjenigen Amtes, das jeder Christenseele gegen die andere obliegt, jetzt noch gezögert werden darf? Man sehe in welche Lebenssphäre man wolle, hinein: welche Gebrechen und welches Elend überall! Welche Lüge, welche Treulosigkeit, welcher Verrath am Vertrauen und Glauben, die so sehr zu herrschendem Brauche worden sind, daß auch nur schon die leisesten Versuche zu ihrer Abstellung sogleich die ganze bürgerliche und gesellschaftliche Stellung der dabei Theilhabenden mit völliger Auflösung bedrohen! Wird an Einem gerüttelt, dann will sogleich Alles zusammenstürzen, was damit Verbindung hat; die Lust am Bösen hat sich überallhin Bahnen und Auswege gemacht, auf denen sie entweder zuerst angreift und raubt, oder sich für erduldete Verluste schadlos hält. Der ganze Boden des sittlich-socialen Menschenverbandes ist vollständiger unterminirt; fast alle in ihm titular noch vorhandenen Stützen und Garantien stürzen sich in den einzelnen Theilen ihrer vermeintlichen Existenz vollständig selber Lügen, wo man ihre Wirklichkeit mit Ernst in Anspruch nimmt. Überall in den Sphären, die man nicht genauer kennt, scheint's, als bestiehe noch eine gewisse Ordnung, oder eine gewisse Pflichtleistung so in der That, wie sie den Namen führt; und überall wird derjenige, der solchem Scheine traut, mit diesem Vertrauen förmlich zum Spott der Großen und Kleinen, da die Mißbräuche und Umgehungen, das heuchlerische Blendwerk, oder die frevelhafte Verletzung von den Kundigen völlig wie normale Verhältnisse betrachtet und behandelt, von den Klügeren und Geschickteren aber für ganz ähnliche Verfahrensweisen wiederum ausgebeutet werden, und so, weiter und immer weiter fort, den Gesamtbestand der gegenwärtigen Verhältnisse constituiren, — der denn hienach allerdings nur der traurigste und elendeste seyn kann, desselgleichen keine andere Zeit wohl je aufzuweisen hatte. — Wie liegen sie verwüstet da, die

Pflanzungen des himmlischen Wingers, der für sie „den Freßer zu schelten“ versprochen hat, „daß er ihm die Frucht auf dem Felde nicht verderben sollte, und der Weinstock im Acker nicht unfruchtbar sey,“ die Pflanzungen, wo blühendes Gedeihen und üppiges Aufsprossen das Auge des Pflanzers überall nur sollte erfreuen, wo sich ihm überall nur der reichste Lohn für seine treue, treue Pflege und für seine unermüdlige Sorgfalt sollte darbieten können! Wie sehnlich sucht der himmlische Liebende die rechte Sulamith, und findet nur die falsche und abtrünnige, die sich scheu vor ihm verbirgt, wenn er kommt, statt ihm entgegen zu rufen: „Mein Freund komme in seinen Garten und esse seiner edlen Früchte!“ Wie wenig hat sie, die sich verrätherisch Anderen zugewandt, von dem einen und ewigen Pfleger und Freunde den Liebesruf jetzt verdient: „Du bist ein verschlossener Garten, eine verschlossene Quelle, ein versiegelter Born. Dein Gewächse ist wie ein Lustgarten von Granatäpfeln mit edlen Früchten. Wie ein Gartenbrunn, wie ein Born lebendiger Wasser, die vom Libanon fließen. Stehe auf, Nordwind, und komme, Südwind, und wehe durch meinen Garten, daß seine Würze triebe!“ Wie zerrissen und zum Spott geworden ist jetzt das heilige Band zwischen der Tochter Zion und ihrem Geliebten, und wie zum Gerichte tönen die Worte nach, und die Stimme will nicht schweigen, welche ruft: „Setze mich wie ein Siegel auf dein Herz und wie ein Siegel auf deinen Arm. Denn Liebe ist stark wie der Tod, und Eifer ist fest wie die Hölle. Ihre Gluth ist feurig und eine Flamme des Herrn. Daß auch viel Wasser nicht mögen die Liebe auslöschen, noch die Ströme sie ersäufen.“

Ja es ist eine endlose und unauslöschliche Liebe, ein wunderbares und unerhörtes Beispiel für alle Zeiten von Stärke der Liebe, die Alles überwindet, — daß der heilige, himmlische Freund unserer Seelen noch nicht ganz und gar von diesem Geschlechte abläßt, welches ihn so freventlich gelästert hat und den Namen geschändet, den es von ihm führt. Fürwahr, es ist ein schwererer, ein blutigerer Kreuzestod, den der Heiland und Gottessohn jetzt unter den Seinigen, unter uns „Christen,“ zu erdulden hat, als der damalige unter einem Volke und umgeben von Bölkern, deren Gottesbewußtseyn erst eine Vorstufe des Christenthums auszumachen bestimmt war; und wiewohl das Jüdische Volk, welches das „Kreuzige“ über ihn ausrief und die grauenvolle That damals vollzog, das Volk des Bundes und der Verheißung war, welchem Christus angehören mußte, so war doch von Seiten eben seines Volkes, das als „Volk des Eigenthums,“ ihm angehören sollte, durch keinerlei weltliche Thatsache selbst jene Verheißung noch in die erscheinende Wirklichkeit getreten. Erst mit der Bildung der Christengemeinde trat diese Verwirklichung ein, in welcher das Reich des Herrn, wenn auch nicht von der Welt, doch in der Welt eine Herrschaft über die Welt, ein Reich „so weit die Welt ist“ (Ps. 93, 1.), eines „Königs, dessen Königreiches kein Ende seyn wird“ (Luc. 1, 33.), — diejenige Ausbreitung gewann, innerhalb welcher die durchsäuernde Kraft des Evangeliums in alle menschliche Verhältnisse eindringen, und das Werk der Erlösung und Bekehrung an den einzelnen Men-

schenfeelen vollzogen werden sollte. Jetzt heißt es also mit ganz anderem Recht und mit viel gewichtigerem Vorwurf: „Er kommt in sein Eigenthum, und die Seinigen nehmen ihn nicht auf,“ als es damals, bei der ersten Erscheinung des Heilandes in der Welt, so heißen konnte; und das gegenwärtige Geschlecht trifft mit ganz anders einschneidender Gewalt, denn damals, der Zuruß: „Weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst und über eure Kinder!“ Das Verderben und die Gesunkenheit ist eben jetzt um so größer, je wohlberechtigter die Forderung an das Geschlecht dieser Zeit wäre, daß es eine hohe Stufe der gereinigten Erkenntniß und des fruchttragenden Glaubens sollte einnehmen können; ja je verrätherischer und tückischer sich die Entwicklung geistiger Capacitäten jetzt wirklich in bedeutender Höhe, aber nur formal ausgebildet und für die schlechtesten Zwecke so gut benutzbar wie für die besten, zeigt, so daß es, wie die tägliche Erfahrung lehrt, des geübten Erkennens jetzt viel, — aber auf die Einschwärzung des Bösen gerichtet; der reichsten Früchte viel, — aber der reichsten Früchte des schamlosen Unglaubens und freventlicher Lästerung alles Heiligen, — gibt.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Die Synode der evangelischen Brüderunität, gehalten in Herrnhut im Jahre 1848.

(Schluß.)

Im sechsten Capitel wird die Verfassung der einzelnen Gemeinden behandelt; das Verhältniß der angestellten Diener zu der Gemeinde, die Abtheilungen der einzelnen Ämter werden bestimmt, und insonderheit die Constitution und die Wirkungskreise der schon oben angeführten drei Gemeinde-Conferenzen, der Ältesten-Conferenz, des Aufseher-Collegiums und des Gemeinderathes ausführlich angegeben. Das Wesentlichste davon ist außer dem schon oben Gesagten Folgendes. Die Ältesten-Conferenz vereinigt die für das Innere und Äußere angestellten Diener und Dienerinnen der Gemeinde und ihre Ehre, und hat die eigentliche Direction der Gemeinde. Ihr zur Seite steht das vom Gemeinderathe erwählte Aufseher-Collegium, welches die Aufsicht über die äußerlichen Angelegenheiten der Gemeinde im Ganzen und im Einzelnen, auch die Sittenpolizei und das schiedsrichterliche Amt ausübt. Der Gemeinderath ist die Communalbehörde und hat in allen auf Communalanangelegenheiten sich beziehenden Sachen die Entscheidung zu geben. Alle drei Conferenzen sollen aber wechselseitig einander unterstützen, und das harmonische Zusammenwirken aller in brüderlichem Geiste keine Eifersucht zwischen ihnen aufkommen lassen, damit das Wort der heiligen Schrift: „Wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig beisammen wohnen“ (Ps. 133, 1.), an unseren Gemeinden zu sehen sey, und der verheißene Segen davon über uns komme.

Das nun folgende siebente Capitel: Von der Hauskaltordnung der Brüderunität verdient eine besondere Aufmerksamkeit bei Allen, welche sich für unsere Verfassung interessieren, und das um so mehr, da auch in dieser Beziehung alte Erdichtungen, z. B. von der Heilandskaffe, und große Mißverständnisse sehr verbreitet sind. Es ist zu denken, daß eine über einen großen Theil der Erde verbreitete Gemeinschaft die Anlegung und Erhaltung so vieler Niederlassungen nicht ohne bedeutende Geldmittel werde haben bestreiten können. Auch waren

schon zu des Grafen v. Zinzendorf Zeit alle vorhandenen Geldquellen längst erschöpft, und eine so große Schuldenlast aufgelaufen, daß der Graf selbst, auf dessen Namen sie größtentheils gemacht waren, einmal ganz nahe daran war, in London Schuldenarrest zu bekommen. Nach seinem Heimgange übernahm die Unität als solche die gesammten Schulden, und wagte es im Glauben, allen Gläubigern pünktliche Zinszahlung zu versprechen. Ihr Vertrauen auf den Herrn wurde nicht beschämt; bis zum Jahre 1801 war durch freiwillige Beiträge der Gemeindeglieder und durch den Segen Gottes, welcher auf der Verwaltung der Unitätsgüter geruht hatte, die Unitätschuld abgetragen, so daß seitdem die gesammte Unität schuldenfrei ist, indem für die erborgten Kapitalien der Grundbesitz derselben hafet. Die Verwaltung dieses Unitäts Haushaltes hat ein Departement der Unitäts-Direction, das Unitäts-Vorsteher-Collegium. Von diesem gesondert ist der Haushalt jeder einzelnen Gemeinde. Die Unterhaltung der angestellten Diener, wofür die freiwilligen Beiträge der Gemeindeglieder bei weitem nicht ausreichen, die Unterhaltung ihrer Wohnungen und des Kirchenraumes sammt der Verzinsung der zur Anlegung des Gemeindegutes erborgten Kapitalien hat jede einzelne Gemeinde-*Diakonie* (so genannt nach Apostelgesch. 6, 1.) zu bestreiten, und hat als Einnahmequelle dafür einige Gewerbszweige, welche für Rechnung der Diakonie betrieben werden. Auch in diesen Gemeinde-Diakonien hat auf treuer Verwaltung der Segen Gottes geruht; sie sind aber theilweise auch von großen Unglücksfällen betroffen, bisweilen hat auch nachlässige Verwaltung einzelner Gewerbe großen Schaden herbeigeführt, so daß hier abermals eine große ungedeckte Schuldenlast entstand, deren Vertretung aber wiederum im Glauben von der gesammten Unität übernommen wurde. Und auch hier ist das Vertrauen auf die Hilfe des Herrn und die Kraft der brüderlichen Liebe nicht beschämt worden. Durch den Segen der Gewerbsverwaltung, durch die freiwilligen Beiträge der Gemeindeglieder und durch die Unterstützung, welche gut stehende Diakonien und das Unitäts-Vorsteher-Collegium von seinen Einnahmen gewährten, sind nicht nur alle Zinsen stets pünktlich bezahlt, sondern die Gesamtsumme der unbedeckten Schulden hat sich auch in den letzten zwölf Jahren um ein Bedeutendes vermindert, was uns auf der diesmaligen Synode mit freudigem Dank erfüllte. Das Nähere über die Anordnung der Verwaltung und die Grundsätze, auf welchen dieselbe beruht, zu denen namentlich auch der gehört, daß es unter uns redlich zugehe, nicht allein vor dem Herrn, sondern auch vor den Menschen (2 Cor. 8, 21.), mag in dem Capitel selbst nachgelesen werden. Die Einrichtung unseres Haushaltes im Ganzen und Einzelnen ist eine so eigenthümliche Sache unserer Brüderunität, wie sie in der Art bei keiner anderen Gesellschaft sich findet; wir hoffen, daß durch die hier gegebene Darstellung sie auch außer unserem Kreise besser verstanden werden wird.

Das achte Capitel handelt von der Erziehung der Jugend, einem für eine christliche Gesellschaft höchst wichtigen Gegenstande. Als einen solchen erkannte sie auch die Synode, und der Verlaß spricht ausführlich von der häuslichen Erziehung, den Kleinkinderschulen, Ortschulen und Erziehungsanstalten, und der auch nach dem Austritt aus der Schule noch fortgehenden weiteren Ausbildung. Außer der Erziehung ihrer eigenen Kinder hat aber die Brüdergemeinde in ihren zahlreichen Pensionsanstalten (es sind dormalen auf dem Europäischen Festlande dreizehn für Knaben, funfzehn für Mädchen, welche größtentheils zahlreich besetzt sind) auch fremde Kinder zur Erziehung anvertraut bekommen; auch diese Anstalten werden ausführlich besprochen. Ihr Hauptzweck soll immer seyn, die Kinder christlich zu erziehen, und in die jarten Herzen eine Saat für die Ewigkeit auszustreuen; ein gründlicher Schulunterricht soll aber auch so wenig wie die Pflege der Ge-

sundheit und leibliche Ausbildung vernachlässigt werden. Das große Vertrauen, welches diese Anstalten bei Vielen genießen, und so manche dankbare Rückerinnerung Erwachsener an die Jahre, welche sie in unseren Anstalten verbrachten, läßt uns hoffen, daß dieser Theil unserer Thätigkeit nach Außen nicht ohne Frucht bleibt. Die Oberaufsicht und Leitung des gesammten Erziehungs- und Anstaltswesens, zu dem auch noch die gelehrten Bildungsanstalten, auf welchen unsere Theologen erzogen werden, das Pädagogium in Misy und das theologische Seminarium in Gnadenfeld gehören, hat das Erziehungs-Departement in der Unitäts-Direktion.

Das neunte Capitel geht nun auf das Verhältniß der Brüdergemeinde zur Evangelischen Kirche und ihre Wirksamkeit in derselben näher ein. Unser Verhältniß zur Evangelischen Kirche ist am kürzesten ausgedrückt durch die drei Tropen, welche wir innerhalb unserer Kirche anerkennen, den Wärschischen, Lutherischen und reformirten. Die Brüdertirche ist ein Theil der Evangelischen Kirche; aber eine Kirche, in deren Mitte Lutheraner und Reformirte als Brüder neben einander wohnen, und die Glaubenseinigkeit durch confessionnelle Unterschiede nicht gestört wird. Darauf beruht auch unser Diaspora-Werk, welches auf gleiche Weise unter Lutheranern und Reformirten sich ausgebreitet hat, dessen Zweck ist, Seelen zu sammeln, die Christum lieben, und durch nähere Verbindung unter einander und gemeinschaftliche Erbauung (Conventikel) in dem christlichen Leben zu fördern, ohne sie von ihrer Kirche zu trennen. Dieses von dem theuren Spener und seiner Thätigkeit auf die Brüdergemeinde übergegangene Werk hat viele Anseindungen erlitten; die Feindschaft gegen das pietistische Conventikelmessen, welche streng Kirchliche und Rationalisten hegen, und Mängel und Versehen von unserer Seite haben sie hervorgerufen; daß aber darin für die Kirche auch ein großer Segen geruht hat, ist von achtungswerthen Stimmen schon mehrfach ausgesprochen (z. B. von Hundeshagen in „dem Deutschen Protestantismus“ S. 250.). Welchen Einfluß die neue Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse darauf haben wird, vermögen wir jetzt noch nicht zu übersehen; davon mußten wir uns aber überzeugt halten, daß die Aufgabe der Brüdergemeinde in der Evangelischen Kirche noch nicht vollendet sey.

Im zehnten Capitel wird die Wirksamkeit der Brüdergemeinde in der Heidenwelt besprochen. Es handelt von dem Missionswerke, das nun über hundert Jahr in immer größerer Ausdehnung von uns betrieben wird. Ein Überblick über den gegenwärtigen Stand desselben wird in den gedruckten „Nachrichten aus der Brüdergemeinde“ (1849, Heft I.) mitgetheilt werden; im Synodal-Verlag werden nur die durch lange Erfahrung erprobten Grundsätze erläutert, nach denen es betrieben wird. Die schon länger bestehenden Heidengemeinden, zumal in solchen Ländern, wo es keine Heiden mehr gibt, sollen immer mehr zu selbstständigen christlichen Gemeinden herangebildet werden; in dieser Absicht sind auch in Westindien und Südafrika Institute zur Heranbildung einzelner Missionen errichtet worden. Wie zu der äußeren Erhaltung dieses unsere eigenen Mittel bei weitem übersteigenden Werkes auch die Liebesgaben zahlreicher christlicher Freunde und Missionsgesellschaften außer unserem Kreise ein Bedeutendes beitragen, ist den Missionsfreunden durch die alljährlich mitgetheilten Rechnungen der Missions-Diakonie bekannt; weniger bekannt ist es, daß ein sehr bedeutender Theil der für den Unterhalt der Missionen erforderlichen Kosten durch die Gewerbsthätigkeit der Missionare, welche sie neben der inneren Missionsarbeit treiben, aufgebracht wird. Ohne diese hätten wir schon längst von der

Erweiterung unserer Missionen absehen müssen. Im Vertrauen auf den Herrn aber wagte es auch der gegenwärtige Synodus, eine abermalige Erweiterung zu beschließen, und mehrfachen Einladungen zufolge, es auf zwei neue Missionen, unter den Indianern auf der Moskitoküste in Centralamerika und unter den Eingeborenen Neuhollands, anzutragen.

Die drei letzten Capitel beziehen sich auf die Verfassung der Brüderunität im Ganzen. Das eilfte Capitel handelt von der Ältesten-Conferenz der Unität, welche, von der Synode gewählt, die oberste Leitung im Auftrag und in Vollmacht der Synode hat und gegenwärtig aus zehn Mitgliedern besteht. In England und Nordamerika bestehen, ihr untergeordnet, noch eigene Provinzial-Helfer-Conferenzen, welche die speciellere Leitung der Gemeinden ihrer Provinz besorgen. Das zwölfte Capitel handelt von den Kirchendiakonen und der Ordination, welche auf der von der alten Brüdertirche überkommenen bischöflichen Weihe beruht. Obwohl aber bei uns nur die Bischöfe das Recht haben, zu ordiniren, wird doch die unbischöfliche Ordination der Evangelischen Kirche auch bei uns als vollkommen gültig anerkannt (s. §. 150. am Schluß), und unsere Bischöfe haben weder besondere Sprengel zu verwalten, noch als Bischöfe einen Anspruch auf das Kirchenregiment, obwohl einige derselben sich immer in der Unitäts-Ältesten-Conferenz und den Provinzial-Helfer-Conferenzen befinden. Das dreizehnte Capitel endlich handelt von den Synoden. In den allgemeinen Synoden ruht, wie schon oben bemerkt wurde, die Beratung und Leitung aller allgemeinen Angelegenheiten; da sie aber schon der weiten Zerstreuung unserer Gemeinden wegen nicht gar so oft zusammenkommen können, sind für die drei Unitätsprovinzen: Deutschland, England und Nordamerika noch Provinzial-Synoden angeordnet, welche sich öfter versammeln und ihre Provinzialangelegenheiten beraten können. Die Bestimmungen über die Mitglieder derselben (§. 167.) sorgen dafür, daß auch der nichtgeistliche Stand gehörig vertreten sey.

Ein herzlich und erwecklich Schreiben der Synode an die Gemeinden über unseren inneren Zustand und die Bestimmung, welche wir vom Herrn empfangen haben, macht den Schluß des Verlasses.

Zu schlicke diese hier gegebene Übersicht seines Inhaltes mit dem Wunsche, daß sie dazu dienen möge, ihn bei unseren Freunden und Gegnern zu empfehlen, und die Verfassung und Grundsätze der Brüdergemeinde bekannt zu machen, als sie bis jetzt in der That noch sind. Wir geben diesen Synodal-Verlass nicht für ein unfehlbares Werk oder für ein unabänderliches Gesetzbuch aus; er ist nicht nur mit der Unvollkommenheit alles Menschenwerkes befaßt, sondern wird auch davon die Spuren an sich tragen, daß er unter dem Eindruck der großen, Alles erschütternden Weltbegebenheiten dieses Jahres zu Stande gebracht worden ist. Wir wollen auch gern Belehrungen und Tadel annehmen, wenn sich beides auf gründliche Kenntniß unserer Sache gründet, und wünschen, daß die Publikation des Verlasses auch dazu dienen mag. Wir geben uns aber auch gern der Hoffnung hin, daß grade in den gegenwärtigen Zeitverhältnissen, wo in der Evangelischen Kirche so Vieles sich neu gestalten muß, die nähere Kenntniß unserer kirchlichen, von jedem Staatsregimente unabhängigen Verfassung für die Gesamtkirche von Nutzen seyn kann; denn daß unsere theure Evangelische Kirche, von welcher ein Theil zu seyn wir uns als eine göttliche Gnade schätzen, aus den Stürmen der Gegenwart in neuer, herrlicherer Gestalt hervorgehen möge, ist unser sehnlichster Wunsch.

Röbling.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 31. März.

N^o 26.

Die Aufgabe der Gläubigen in unserer Zeit.

(Schluß.)

Es ist gar keine Frage, daß wir dazu nicht länger schweigen können, noch dürfen. Es ist auch keine Frage, daß dasjenige, was seit einigen Monaten unter uns selbst gegen solche Zustände und zu deren Abhülfe angebahnt worden, größtentheils nur als eine Aufeinanderfolge fruchtloser, von Symptomen der Glaubensschwäche und moralischer Unentschlossenheit wie socialer Uneinigkeit reichlich begleiteter Versuche anzusehen ist, — bei denen es bewenden zu lassen, die Lasterer in ihrem trostigen Gebahren nur bestärken hiesse. Allzuwiele der Bessergeistigten selbst können noch immer von der Thorheit nicht lassen, ihre Hoffnung auf Rückkehr der guten Zeit an ein gewisses Transaktionsverfahren mit den Ungläubigen und mit den politischen Fanatikern zu knüpfen. Immer noch hört man es aussprechen, das Christenthum werde mehr Eingang gewinnen, wenn es den Verkündigern seiner Heilslehren gelänge, diese den herrschend gewordenen Zuständen und den Lieblingsideen der Politiker unserer Zeit mehr anzupassen; immer noch denkt man durch eine gewisse Leisetreterei mitten unter den Tumultuanten, durch eine gewisse „liberal“ und allen Parteien „gerecht“ erscheinende Toleranz gegen die offen hervorgetretene Verachtung des Heiligen, größere Erfolge für das Gute und Heilige zu erringen, als durch ein unablässiges, muthvolles In-die-Schranken-treten für die Rechte des Herrn und seines Hauses, zur Zeit und zur Unzeit, gerüstet und angethan mit Harnisch, Schild, Helm und Schwert (Eph. 6, 13—17.), wie es denen geziemt, die da wohl wissen, daß sie, auch als Kämpfer, „nicht gekrönt werden, sie kämpfen denn recht!“

Wäre es nicht jetzt vor Allem Noth, sich den ursprünglichen und eigentlichen Beruf des christlichen Missionars: Heiden zum Christenthum zu bekehren, d. h. Ungläubige und Götzendiener zu dem lebendigen Bekenntniß zu bringen, daß „Christus Jesus ist in's Fleisch gekommen, um die Sünder selig zu machen,“ — diesen Beruf sich vor Augen zu halten; diesem Berufe aber, wer ihn in sich fühlte, alle Kräfte des Leibes und der Seele mit reinster und vollster Hingebung zu widmen? Ein solcher Sendbote, — in der That, wenn er auch „ohne Beutel, ohne Tasche und ohne Schuhe“ in die Häuser unserer Heiden ginge, er würde nicht nur für sich selber „nie Mangel haben,“ sondern, auch bei dem Ärmsten, wo er einkehrte, sollte „das Mehl im Sad nicht verzeret werden, und dem Ölkrüge sollte nichts mangeln,“ — bis auf den Tag, da der Herr auch dieses alldürren Landes sich erbarmen und den Reichthum seiner Segnungen über uns ausgießen würde, daß wir dann Allinsgesammt dem Herrn „ein neues Lied,“ aus freiem Drange

ein gemeinschaftliches: „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen“ anzustimmen bereit wären! O daß unsere Sendboten eine solche Zeit hervorrufen hülfen, und daß sie eben darum jetzt schon nicht von Menschen, sondern vom Herrn ausgesandt sich wüßten und fühlten!

Darum müßten sie sich freudig und aus wahrhaft innerem Antriebe selbst zu diesem Berufe melden und erbieten. Es müßte in jedem von ihnen die Bereitschaft vorhanden seyn, die da spräche, wie's beim Jesaias (E. 48, 16.) heißt: „Von der Zeit an, da es geredet wird, bin ich da, und nun sendet mich der Herr Herr und sein Geist.“ Da würde auch ein solcher gewiß, wie der Prophet damals, den ermunternden Zuruf vernehmen: „Ich bin der Herr, dein Gott, der dich lehrt, was nützlich ist, und leitet dich auf dem Wege, den du gehst“ (B. 17. 18.). „O daß du auf meine Gebote merktest, so würde dein Friede seyn wie ein Wasserstrom, und deine Gerechtigkeit wie Meereswellen.“ — Es muß freilich den Bereitwilligsten und Freudigsten unter uns jetzt noch tief niederbeugen, daß er für seine Person so viel eigenen Antheil an der allgemeinen Schuld hat. Je höherer Gnade er gewürdigt wird, desto tiefer muß ihm jeder ermunternde Zuruf, dem er nicht so nachkommen kann, wie er will, in die Seele schneiden. Sprach ja doch, als „die Überschwellen bebten von der Stimme des Rufens“ (der Seraphim mit ihrem himmlischen Trisagion), selbst der Prophet damals: „Wehe mir, ich vergehe, denn ich bin unreiner Lippen und wohne unter einem Volke von unreinen Lippen.“ Aber gibt der Prophet nicht eben auch von der wunderbaren Reinigung und Stärkung Zeugniß, die ihm zu Theil ward? Und haben wir nicht mehr als der Seraph, der mit glühender Kohle die Lippen des Busfertigen anrührte und sprach: „Siehe, hiemit sind deine Lippen gerührt, daß deine Missethat von dir genommen werde und deine Sünde versöhnt sey;“ haben wir nicht den Gottessohn, der da sprechen konnte: „Wer mich siehet, siehet den Vater,“ „wer an mich glaubet, den des Leibes werden Ströme des lebendigen Wassers fließen;“ dessen Gotteskraft den mörderischen schraubenden Saulus in den freudigen Paulus umzuwandeln vermochte, und zu ihm sprach: „Daß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig!“; der von seiner Erscheinung im Fleische zu den Jüngern sprach: „Viele Propheten und Könige wollten sehen, das ihr sehet, und haben's nicht gesehen,“ und dann später eben denselben seine bleibende Nähe und Gegenwart mit den Worten versprach: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“ —? Was ist gegen den der Seraph, der ja nur sein Bote war! Und doch ward Jesaias damals schon voll seliger Gewißheit, und er hörte die Stimme

des Herrn: „Wen soll ich senden, wer will unser Bote sehn?“; er aber sprach: „Hier bin ich, sende mich!“

„Hier bin ich, sende mich!“ mit solchem freien und freudigen Erbieten müßten sie jetzt vor den Herrn treten, unsere Missionare für die innere Mission, wenn aufrichtige Buße über die eigene Sünde und das tiefste Gefühl des allgemeinen, unermesslich großen Sündenelends ihre ganze Seele zuvor erfüllt hätte. Für sie reicht es nicht hin, das gegenwärtige Geschlecht anzuklagen. Ohne die demüthigste Selbstanklage können sie für sich selbst auf keine Vergebung, ohne Vergebung ihrer eigenen Sünde auf keine Freudigkeit und auf kein Gelingen ihres Unternehmens rechnen. Der Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet; der Glaube muß aber, ehe er an die Überwindung der Außenwelt geht, gegen den Geist der Welt im eigenen Herzen zuvor die Probe bestehen.

Zur Eschatologie.

I.

Über die Sphären und Zustände des jenseitigen Lebens der Menschen können wir auch aus den subjektiven Vorstellungen einzelner gläubiger Christen und Theologen Manches lernen, wenn wir nur mit einiger Selbstentäußerung uns hinein leben wollen, und die eigenen Meinungen einstweilen in den Hintergrund zu stellen, hingegen die Lehre der Schrift und die constanten Auslegungen der Kirche im Auge zu behalten nicht unterlassen. In diesem Sinne versuchen wir jetzt, einem fremden Gedankenkreise der neuesten Zeit nachzugehen, welcher sich aus dem christlichen Bewußtseyn entwickelt hat und an der heiligen Schrift nur hinterdrein seine Probe findet: wir suchen auf einem fremden Acker Ähren zu lesen; aber daß wir darauf Ähren lesen dürfen, ist Beweises genug, daß der Acker keinem Fremden, sondern einem Nächsten gehört, wenn wir auch hernachmals mit ihm zu rechten haben sollten, und Spreu und Stoppeln von den Ähren sondern müßten.

Nach Dettinger *) sind die Glaubensartikel über die letzten Dinge diejenigen, worüber die Kirche bis jetzt am kürzesten und spärlichsten gewesen, und sind doch gerade die, „welche zur *inovacia* oder Grundstellung des Glaubens im Geist gehören, die, welche uns die zukünftigen Dinge durch Erkenntniß der Herrlichkeit Gottes in dem Angesichte Jesu Christi erfreulich und lebendig machen, daß uns die Lüste im Irthum vergehen. Diejenigen Punkte der Religion, welche uns von der Furcht des Todes freimachen, sind die wichtigsten; eben diese müssen es seyn, welche uns von der Tilgung der Sünden durch das Anschauen Christi vergewissern.“ Nach Dettinger **) würde aber dazu, wie zu aller übersinnlichen Erkenntniß, „ein eigenes, über das Sichtbare erhabenes Sensorium“ gehören, welches auch Detin-

*) Die Theosophie Dettinger's. Von Auberlen. Mit einem Vorwort von Fr. Rothe. Tübingen, 1847. S. 522.

**) A. a. D. S. 535.

ger's großer Zeitgenosse, auf den er sich deshalb bezieht, nämlich „der große Philosoph de Sanssouci“ dazu für unerlässlich nothwendig erachtete, aber weder an sich finden, noch an anderen Menschen anerkennen konnte.

Aber es ist nicht Dettinger, der Schüler Bengel's, der Zeitgenosse Friedrich's des Großen und Swedenborg's, den wir jetzt über die Zukunft hören wollen, wie viel auch von ihm zu lernen seyn möchte: es ist vielmehr ein Geistesverwandter, der ein Jahrhundert später erscheint, und künftig, nach seiner eigenen Überzeugung, „in das Kämmerchen der Theosophen zu stehen kommen wird in die Nähe Dettinger's, auch sich keine bessere Stelle wünscht.*) So möchten auch wir die Theosophie anhören, welche jetzt von so werthen Männern aufs Neue vertreten wird,**) wenn uns nur gestattet wird, immer wieder zur Schrift unmittelbar, desgleichen zur Kirche zurückzukehren, deren Schätze tiefer gegeben sind, als die Zeit erkennen kann.

Der Mensch besteht aus Geist und Leib, oder aus einem Inneren und dessen äußerem Organe. In dem Verbande zwischen diesem Inneren und Äußeren beruhet die Wirklichkeit des Menschen. Allein dieser Verband ist an dem Menschen, wie wir ihn finden, noch nicht vollendet. Inneres und Äußeres befinden sich nicht in Harmonie. Der materielle Leib ist zwar das Organ des menschlichen Geistes, in welchem die menschliche Persönlichkeit besteht; aber dieses äußere Organ entspricht nicht dem Innern, dem es zu seiner Thätigkeit dienen soll.

Dieser Mangel des Verbandes kann aber nicht an einer Seite allein liegen, vielmehr ist zunächst das Innere berufen, sich selbst, und hiemit auch seinen äußeren Organismus, auszubilden und zu dem adäquaten Ausdrucke des Inneren zu erheben. Hiemit ist schon gesagt, daß der Mensch berufen ist, selbst an der Vollendung der noch mangelhaften Harmonie seines Wesens zu arbeiten.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Aus der Provinz Sachsen.

In Nr. 17. der *Ev. R. Z.* hat ein Bruder wahre und beherzigenswerthe Worte geredet. Insbesondere müssen wir ihm in dem bestimmten, was er über die Pfarrvakanzien sagt. Wir haben auch ein Herz für die Wittwen, und um so mehr, da das Verhalten einer reichen Wittve, über welches er Bericht erstattet, gewiß zu den Ausnahmen gehört; aber wir müssen dennoch sagen, das geistliche Wohl von Hunderten und Tausenden von Seelen steht höher, als die Rücksicht auf das leibliche Wohl eines Einzelnen. Wer die Sachen so länger mit ange-

*) A. a. D. Vorwort III. IV.

**) Vgl. Dr. Schmieder: Das hochpriesterliche Gebet unsers Herrn Jesu Christi. Zwanzig Betrachtungen. Hamburg, 1848. Vorwort III — XXIV.

sehen hat, der weiß, welche eine Verwüstung besonders in großen Dorfgemeinden eine längere Pfarrvakanz anrichtet. Es kamen neulich während einer solchen nicht weniger als zwanzig uneheliche Kinder bei einer Gemeinde von etwa dreitausend Seelen vor. Es verdient Anerkennung, daß das Königl. Consistorium in den letzteren Jahren mehr Fürsorge für solche Gemeinden darin getroffen hat, daß es dahin häufiger ordinierte Candidaten sandte, wovon man sonst gar nichts wußte. Desto beklagenswerther ist es, daß die Pfarrvakanten sehr oft auf eine ungebührliche Weise ausgedehnt werden. Es gehört fast zu den Ausnahmen, daß eine Pfarre nach Ablauf der Gnadenzeit gleich besetzt wird, und es werden dadurch oft die betrübendsten Mißstände herbeigeführt. Ohne daß irgend ein Grund einzusehen war, verzögerte man auch am Ende des vorigen Jahres die Besetzung einer vakanten Stelle weit über die Gebühr, und die zahlreiche Gemeinde befand sich nun ohne Hirten, ohne die so nöthige geistliche Fürsorge, als sie auf eine beispiellose Weise von der Cholera heimgesucht wurde. In vielen Fällen soll zwar die Schuld dieser Zögerung nicht an dem Consistorium liegen, sondern an dem Ministerium. Es besteht nämlich schon seit längerer Zeit die Einrichtung, daß die Consistorien bei Besetzung von Stellen größeren Einkommens erst Anfrage bei dem Kultusminister thun müssen. Das hat sonst schon viel Aufenthalt verursacht, jetzt aber noch viel mehr. Das Ministerium hat verordnet, daß die kirchlichen Behörden bei Stellbesetzungen den Wünschen der Gemeinden jede billige Rücksicht gewähren sollen. Und um nun dies zu überwachen, müssen die Consistorien vielfach Berichte über die Wünsche der Gemeinden, die nicht ermangeln sich auch an den Herrn Minister zu wenden, und über die Art und Weise, wie denselben zu entsprechen sey, machen. Dadurch werden begreiflicher Weise, auch ohne Schuld des Consistoriums, die Besetzungen ungebührlich aufgehalten. Abgesehen von diesem Nachtheile scheint uns, wie dem Verf. des erwähnten Aufsatze, diese ganze Maßregel eine verwerfliche zu seyn. Wir können in den neuerlichen ministeriellen Erklärungen, wenn sie den Wünschen der Gemeinden noch einen anderen Einfluß bei der Besetzung der Stellen einräumen wollen, als sie bisher schon nach geistlichen und administrativen Rücksichten hatten, nur eine gefährliche Connivenz gegen das Princip der Volkssouveränität erblicken. Kommt dies aber auch in der Kirche zur Herrschaft, so ist es vorbei mit der Autorität der kirchlichen Behörden, mit der Unabhängigkeit des geistlichen Standes, und die lautere Predigt des göttlichen Wortes, der ganze Bestand der Kirche ist auf's Äußerste gefährdet. Unser Consistorium hat daher auch wiederholentlich entschiedenen Widerspruch gegen das von dem Minister geltend gemachte Princip eingelegt, aber dem Vernehmen nach ohne Erfolg. Der Minister hat zwar in seiner letzten Erklärung einen besonderen Nachdruck darauf gelegt, daß nur die aus kirchlichem Interesse entspringenden Wünsche der Gemeinden berücksichtigt werden sollen, allein das überhören die Gemeinden; es ist ihnen einmal gesagt, die Behörden sollen ihre Wünsche berücksichtigen, nun meinen sie, sie haben allein die Stellen zu besetzen; und da in den meisten Gemeinden jetziger Zeit sich wenig kirchliches Interesse zeigt, da sie noch weniger Urtheil über die rechte Qualifikation eines Predigers haben, so werden sie in der Regel durch unreine Motive bestimmt ihre vermeintlichen Ansprüche geltend zu machen, und da der Eine dies Interesse hat, der Andere ein anderes, so sehen wir schon in der Mitte der Gemeinden die bedenklichsten Zerwürfnisse und Spaltungen entstehen. Das Alles gehört zu den schweren Verschuldungen, welche die Kirchenbehörde seit den Tagen des März durch ihre übereilten Schritte, durch ihre geschwinden Concessionen an die Revolution gehäuft hat. Und wenn man denn nur wenigstens consequent bliebe! Ganz abgesehen von den ministeriellen Erklärungen ist und bleibt es die Pflicht des Kirchenregiments, den geistlichen Bedürfnissen der Gemeinden

bei Besetzung der Stellen Rechnung zu tragen. Wir stellen nicht im Abrede, daß auf das Alter, die Verdienste, die äußeren Verhältnisse der Prediger jede billige Rücksicht genommen werden muß, aber durchaus ist es festzuhalten, daß die Kirche keine äußere Versorgungsanstalt ist, sondern eine Pfliegerin des geistlichen Lebens. Wo daher dies in Frage kommt, müssen alle anderen Rücksichten in den Hintergrund treten. Hat zwischen einem Prediger und einer Gemeinde sich ein Verhältniß gebildet, welches auf dem Grunde des göttlichen Wortes erwachsen, bereits die geistlichen Früchte einer neuen Erweckung zum Glauben gebracht hat, so soll man die Gnade, die Gott hier gegeben hat, höher achten, als die zeitlichen Güter, und das Werk des Herrn nicht dadurch zerstören, daß man solcher Gemeinde wider ihren Willen einen Prediger aufdringe, der an jedem anderen Orte wohl segensreich wirken kann, nur hier nicht, weil der Herr selbst die Gemeinde einem anderen vertraut hat. Um so bedenklicher würde ein solcher Mißgriff seyn, als die tieferen geistlichen Beziehungen so leicht sich nicht vertilgen lassen, und sich in nachhaltigen Spaltungen geltend machen werden. Unser Consistorium hat vor seiner Umgestaltung seit den Tagen des März die Wichtigkeit solcher Beziehungen nicht verkannt, und man sollte denken, daß es in dem Streben, ihnen Rechnung zu tragen, nun um so weniger würde gehindert werden, als die ministeriellen Erklärungen jetzt eine vorzügliche Rücksichtnahme auf die aus kirchlichem Interesse entspringenden Wünsche der Gemeinden geboten haben. Aber wie diese Behörde seit ihrer Umgestaltung überhaupt in ihren geistlichen Bestrebungen die größten Hemmungen hat erfahren müssen, so ist es auch hier geschehen. Über die Gebühr war die Besetzung einer Stelle von ziemlich bedeutendem Einkommen verzögert worden. Sie war in jener oben erwähnten Gemeinde, aus welcher die Hand des Herrn in der Zeit, wo der Engel des Todes durch unser Land zog, eine unerhörte Menge von Opfern hinwegraffte; wenige Häuser blieben, wo nicht ein Todter gefunden wurde. Anfangs nahmen sich benachbarte Prediger der verwaiseten Gemeinde an; endlich sandte auf die Bitte derselben das Consistorium einen Mann, der schon seit längerer Zeit als Hülfsprediger im kirchlichen Amte gearbeitet hatte. Er tröstete die hart getroffene Gemeinde so kräftig aus Gottes Wort, und nahm mit Verachtung des Todes in solcher Treue der Kranken und Sterbenden sich an, daß die Herzen nicht allein ihm in großer Liebe zufließen, sondern in der ganzen Gemeinde auch ein noch nicht gekanntes Tragen nach dem Wort Gottes entstand, und Viele zum Leben in Gott erweckt wurden. Inzwischen war vom Consistorium ein anderer Prediger für die Stelle designirt worden. Er hielt seine Lokalprobe; da die Gemeinde ihn aber hauptsächlich wegen seines fremden Dialekts nicht verstehen konnte, deprecirte sie ihn fast einstimmig, und bat mit eben dieser Einstimmigkeit das Consistorium, daß ihr der bisherige Prediger, welcher in Noth und Tod ihr so treulich beigestanden, gelassen werde. Unter dem Eindrucke so außerordentlicher Umstände soll diese kirchliche Behörde auch vollkommen in die Wünsche der Gemeinde eingegangen seyn, um so mehr, da hier einmal ein Fall vorlag, wo sie mit gutem Gewissen den neuen ministeriellen Forderungen genügen konnte. Dagegen nun noch einmal die Gemeinde für den von ihr gewünschten Prediger eine Petition einreichte, auch verschiedene Deputationen die Bitte der Gemeinde erneuerten, ward sie dennoch abschlägig beschieden, und zugleich ihr bekannt gemacht, daß ein anderer Prediger für die Stelle designirt sey. Als Grund des abschläglichen Bescheides wurde lediglich angeführt, daß die Einkünfte der Stelle die Ansprüche des jungen Predigers übersteigen; eher grundlosen Renitenz, der man entgegenzutreten müsse, wird nicht erwähnt, weil man wohl einsehen, daß die erste Besetzung der Stelle ein vollkommener Mißgriff war. Woher aber nun diese Bescheidung unter diesen Umständen? Es ist bekannt, daß das Präsidium des Consistoriums seit Göschel's Abgange

dem Ober-Präsidenten der Provinz übertragen worden ist. Er ist ein geachteter Mann, und wir sind weit entfernt davon, seinen Charakter angreifen zu wollen. Aber um Präsident eines Consistoriums zu seyn, und zwar eines solchen, das in einer Zeit des Abfalls unter den Vorkämpfern für die Ehre der Kirche gestanden hat, dazu gehört eine aus lebendigem Glauben entsprungene tiefere Einsicht in die Verhältnisse der Kirche. Manchmal gestalten sich diese Verhältnisse so, daß eines Ober-Präsidenten starker Arm eine gute Hilfe ist. Es war kurz vor dem März ein demokratischer Pastor wegen schwerer Vergehen von dem Consistorium abgesetzt worden. Durch den Ausbruch der Revolution bekommt sein bedeutender Anhang Muth und erhält ihn, unterstützt durch die Muthlosigkeit der Behörde, im Amte. Diesem alle gesetzliche Ordnung bühnenden Zustande hat erst der jetzige Präsident des Consistoriums ein Ende gemacht, indem er durch militärische Hülfe den trotzigsten Pastor entfernt hat. Die Anwendung solcher äußeren Gewalt erscheint gerechtfertigt durch die dortigen Verhältnisse; aber Verhältnisse, wie sie in der oben erwähnten Gemeinde vorlagen, fordern wirklich eine andere Behandlung. Es wäre himmelschreiend, wenn dieser Gemeinde am Ende auch ein Pastor mit militärischer Hülfe sollte aufgebracht werden. Und es könnte dahin kommen, wenn der Herr Ober-Präsident nicht von seinen bisherigen Maßnahmen abließe. Ihm allein wird es zugeschrieben, daß die gerechten Wünsche der Gemeinde nicht ihre billige Rücksichtnahme gefunden haben. Er allein hat den Deputationen der Gemeinde keine Hoffnung gemacht. Es ist nur völlig unbegreiflich, wie der Kultusminister, an den auch die Gemeinde sich bittend gewandt, trotz seiner Erklärungen für die Gemeinden, trotz seiner gemessenen Weisungen an das Consistorium zu Gunsten derselben in diesem Falle nichts für die bittende Gemeinde gethan hat. Wäre den billigen Wünschen der Gemeinde gleich gewillfahrt, so hätte sie im Frieden des vollen geistlichen Segens genossen, den ihr der Herr durch ihren Prediger zugeführt. Durch die unfäglichen Zögerungen und Weiterungen hat nun der Feind Gelegenheit gefunden, sein Unkraut auszusäen. Es sind bereits Parteilungen in der erst so einigigen Gemeinde entstanden, und die Sache mag nun entschieden werden, wie sie will, der endlich ernannte Prediger wird immer mit einem sehr hartnäckigen Widerstande zu kämpfen haben, und am meisten der, welcher die geistlich entschiedensten Glieder der Gemeinde wider sich haben wird. Solch einen Schaden richten theils die Verzögerungen in der Besetzung der geistlichen Stellen, theils die angeistliche und unfkirchliche und inconsequente Behandlung dieser Angelegenheit an. Wir haben nichts dagegen, ja wir wünschen es, daß die Behörde da, wo unreine Motive vorliegen, mit dem äußersten Ernste den Annahmen der Gemeinden entgegensteht; aber um dies ohne Vorwurf zu können, erfülle sie auch bereitwillig die gerechten Wünsche derselben.

Auch in anderer Beziehung haben sich die kirchlichen Behörden unserer Provinz großer Mißgriffe schuldig gemacht. Nach der Magdeburgischen Kirchenordnung sollen zu den Taufen nur drei Paten genommen werden, und nach einer alten Bestimmung ist bisher ein Strafgehalt für jeden überzähligen Paten bezahlt worden, welches in die Predigerwitwenkasse floß. Die Gemeinden haben sich nie geweigert, dies zu entrichten, bis in neueren Zeiten erst die Städte darin zurückblieben, und seit der Revolution die Renitenz auch auf das Land überging. Es wurde nun auf Befehl des Ministeriums von den kirchlichen Behörden verordnet, daß die exekutorische Beitreibung der Rückstände nicht mehr, wie

bisher, stattfinden solle; damit aber den Wittwenkassen ihre Einkünfte gesichert bleiben, solle der Prediger vor der Taufe jene Strafgehalte einzuziehen, und keinen überzähligen Paten zu dem Taufakte zulassen und in's Kirchenbuch eintragen, für den sie nicht entrichtet seyen. Einige Prediger glaubten ihrer Behörde darin gehorsam seyn zu müssen und rechneten darauf, daß sie in der Ausführung ihrer Befehle nöthigenfalls Weisand finden würden. Aber was geschah? Die Leute kamen doch zur Taufe, obgleich ihnen gesagt war, sie sollten nicht kommen, weil es die Behörde nicht wolle; die Prediger machten augenblicklich Anzeige von der Renitenz, und nach langem vergeblichen Harren erhielten sie endlich die Antwort, die Maßregel habe sich als unausführbar erwiesen, es sollte den Wittwenkassen überlassen bleiben, zu klagen. Die Folge davon ist natürlich die, daß das Ansehen der kirchlichen Behörden aufs Neue erschüttert ist, daß die Gemeinden in ihrem Widerstande aufs Neue ermunthigt sind, und daß die Prediger, die den Befehlen der Behörden gehorsam waren, den Verdacht und den Haß eines Theils ihrer Gemeindeglieder auf sich gezogen haben.

Es ist in diesen Blättern oft gesagt worden, eine Neugesaltung unserer Kirche sey jetzt am unthunlichsten; man solle die bisherigen kirchlichen Behörden in ihrer Wirksamkeit belassen. Wüßten dann aber auch diese eine wirklich Vertrauen erweckende Stellung einnehmen! Erfahrungen wie die eben mitgetheilten, sind nicht grade geeignet, die Hoffnung zu erwecken, daß es unter der Leitung dieser einmal unsicher gewordenen Behörden, bei dem Widerstande, dem sie überall begegnen, auch nur einen leidlichen Fortgang haben werde. Was werden die kirchlichen Behörden z. B. nun thun, da Uhlisch wieder in seine frühere Stelle von dem Kirch-Collegium an St. Katharinen und dem Magistrat zu Magdeburg berufen ist? Es hat zwar ein langer Schriftenwechsel zwischen ihm und den genannten Behörden stattgefunden; diese haben fest darauf bestanden, daß er theils seinen Wiedereintritt in die Evangelische Landeskirche förmlich erkläre, theils seine Stellung bei der freien Gemeinde aufhebe. Er hat sich dessen lange geweigert und gemeint, aus der Evangelischen Kirche sey er ja nie ausgetreten, nur aus der Preussischen Consistorialkirche; der größte Theil seiner freien Gemeinde werde in St. Katharinen bei ihm seine Erbauung suchen, sie wolle sich freilich noch nicht auflösen, und wenn einzelne Glieder derselben einen Taufbloß im Namen Jesu von ihm forberten, so werde man es ihm doch nicht verwehren, diese so bei ihnen zu verrichten. Diese Erklärungen sahen dem weitherzigen Uhlisch freilich ganz ähnlich, es verdient aber alle Anerkennung, daß weder das Kirch-Collegium noch der Magistrat sich auf diese Winkelzüge eingelassen hat, und daß ihm das Ultimatum gestellt ist, er müsse sich in jene erstere Forderung schicken, wenn er wolle wiedergewählt werden. Wahrscheinlich hat der biegsame Mann nun doch eine Auskunft gefunden, wie er die Erfüllung jener Forderung mit seinem nicht so scrupulösen Gewissen vereinbare; genug, er ist wiedergewählt worden, was eine Zeit lang noch so zweifelhaft schien, und er ist wieder auf dem Felde, wo er seine kirchlichen und politischen Wühlereien in Magdeburg und der Umgegend mit allem Erfolge treibt. Man ist aufs Äußerste gespannt, ob das Consistorium, das Ministerium ohne Weiteres dieser Wahl eines Steuerverweigerers die kirchliche Bestätigung ertheilen wird, und es wird sich zeigen, welche Kraft diesen Behörden noch beikommt, den Wolf auszutreiben, der aufs Neue in die Herde Christi eindringt.

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Herausgegeben

von

C. W. Hengstenberg,

Dr. der Phil. u. d. Theol., der letzteren ord. Professor an der Universität zu Berlin.

Vierundvierzigster Band. Viertes Heft.

April 1849.

Berlin,

bei Ludwig Oehmigke.

Es ist der Zweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung in streng gehaltener Einheit die Evangelischen Wahrheiten, wie sie in der heiligen Schrift enthalten und aus ihr in die Bekenntnisschriften unserer Kirche abgeleitet sind, zu begründen und zu vertheidigen, den Unterschied zwischen der Evangelischen Lehre und der entgegenstehenden in ein helles Licht zu setzen und durch Mittheilungen, theils über den Zustand der Christlichen Kirche aller Gegenden, theils über die Wirkungen des Evangelii unter den Heidenvölkern, eine lebendige Theilnahme an den kirchlichen Dingen zu erwecken und das Bewußtseyn der Einheit in der Evangelischen Kirche zu befördern.

Die Evangelische Kirchen-Zeitung soll keiner Partei angehören; sie will der Evangelischen Kirche als solcher dienen. Denen, welche zu dem lebendigen und entschiedenen Glauben an die Wahrheit der Evangelischen Lehre gelangt sind, will sie Gelegenheit geben zur weiteren Ausbildung und Durchbildung; sie will warnen vor den mannigfachen Abirrungen, die sich zu allen Zeiten einer großen religiösen Bewegung auch unter denen eingefunden haben, die in der Hauptsache die göttliche Wahrheit ergriffen hatten. Sie wird sich bestreben, bei den Einzelnen das lebendige Bewußtseyn der Einheit, theils mit der Evangelischen, theils mit der gesammten Christlichen Kirche aller Jahrhunderte zu befördern und zu einer allgemeinen Verbindung aller wahren Glieder der Evangelischen Kirche beizutragen. Vorzugsweise aber möchte die Evangelische Kirchen-Zeitung die Bedürfnisse derer berücksichtigen, welche für Wahrheit empfänglich, nicht wissen, wo sie dieselbe suchen und wo sie sie finden sollen. Das religiöse Bedürfnis ist in der gegenwärtigen Zeit mächtig erwacht; stärker, wie vielleicht je, empfindet man die Nothwendigkeit des Glaubens an eine Offenbarung. Aber viele unter den redlich Suchenden bleiben in stetem Schwanken, weil sie stets befürchten ein Extrem mit dem andern zu vertauschen. Die Evangelische Kirchen-Zeitung wird sich bestreben ihnen die Vorurtheile zu beseitigen, welche ihnen gegen die Wahrheiten beigebracht worden, die verwirrten Begriffe zu entwirren, das reine Evangelische Christenthum von seinen mannigfachen Abwegen abzuschneiden, ihre Aufmerksamkeit zu lenken auf die Zeichen der Zeit, und sie näher bekannt zu machen mit den denkwürdigen kirchlichen Ereignissen in den nächsten und fernsten Gegenden der Erde.

Diese Zwecke glaubt der Herausgeber am besten zu erreichen, wenn er den Inhalt der Evangelischen Kirchen-Zeitung in folgende drei Rubriken abtheilt.

I. Aufsätze. Diese zerfallen in vier Classen.

Erste Classe: besonders Aufsätze über wichtige biblische Abschnitte, Auslegung schwieriger Stellen und größerer Stücke, die vorzugsweise in der jetzigen Zeit Erwägung verdienen; Nachweisungen der Glaubenseinheit in den verschiedenen heiligen Schriften, mit Berücksichtigung der verschiedenen Form, in welcher die göttliche Wahrheit in ihnen sich ausdrückt, und Hinweisung auf die stufenweise Entwicklung der göttlichen Heilsanstalten.

Zweite Classe: hauptsächlich Darstellungen der Evangelischen Lehre, im Gegensatz gegen besonders verbreitete Irrthümer im Glauben und Leben unserer Zeit. Belehrungen über die wahre Natur der Christlichen Kirche und ihr Hervortreten in der Zeit u. s. w.

Dritte Classe: kirchenhistorische Mittheilungen von der ältesten Zeit an, insofern sie in direkter Beziehung auf unsere Zeit stehen; zuweilen auch größere Stücke aus seltenen, oder doch der Mehrzahl der Leser unzugänglichen Büchern. Die Mittheilungen der letzteren Art sollen nie bloß compilatorisch seyn, sondern alles soll lebendig eingeführt und durch sie zu der Zeit gesprochen werden.

Vierte Classe: praktisch theologische Aufsätze, Mittheilungen aus der speciellen Seelsorge und andere Amtserfahrungen, Abhandlungen und Vorschläge, den Cultus betreffend u. s. w.

II. Litterarische Anzeigen, nicht gelehrte Recensionen, sondern beurtheilende Anzeigen und Auszüge allgemein wichtiger Bücher, und zwar nicht bloß ganz neu erschienener, sondern auch erneuernde Empfehlungen guter vergeßener Schriften; Warnungen vor schlechten gangbaren Büchern.

III. Nachrichten, Beiträge zur innern Geschichte der Christlichen Kirche, des Inlandes sowohl wie des Auslandes; kurze Biographien von Personen, die für größere oder kleinere Kreise wichtig wurden, geschichtliche Mittheilungen über Begebenheiten in der äußern Verfassung und über die Verhältnisse der verschiedenen Religionsparteien zu einander; Missionsnachrichten, nicht in der Absicht, die diesem Gegenstande besonders gewidmeten Zeitschriften zu ersetzen oder zu verdrängen, sondern theils allgemeine gedrängte Übersichten theils herausgehobene charakteristische und individuelle Züge, mit Vermeidung aller unnützen Wiederholungen und allgemeinen Lebensarten, und was außerdem in irgend einer Beziehung für die Mitglieder der Evangelischen Kirche von Interesse und Wichtigkeit seyn kann. Der Stoff zu diesen Nachrichten wird theils durch eine bedeutende Anzahl von Correspondenten im In- und Auslande, theils durch die Benützung der zweckdienlichen Zeitschriften, in Deutschland, Frankreich, England, Schottland und Amerika geliefert werden.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende seyn muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Überzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verboten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das Entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Überzeugung verträglich ist mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweist, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. Hengstenberg.

Unterzeichneter, als Verleger der Evangelischen Kirchen-Zeitung, erlaubt sich, obiger Anzeige noch einige Bemerkungen nachzusetzen:

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen jede Woche vorläufig zwei Nummern, die auf Verlangen wöchentlich versandt werden; — jedoch findet auch die Versendung von ganzen, in saubern Umschlägen beschützten, Monatsheften statt.

Der Preis für den ersten halben Jahrgang ist 2 Rthlr. Preuß. Courant, und wird die Zahlung voraus geleistet. Bestellungen nehmen an: sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämtliche Preuß. Postämter, durch welche die Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung bezogen wird.

Litterarische und sonstige Mittheilungen, sobald sie per Post gehen, beliebe man an den Herrn Herausgeber hieselbst zu adressiren; — gehen sie aber durch den Buchhandel, was bei nicht sehr eiligen Sachen, oder sobald sie mehr als das gewöhnliche Briefporto betragen möchten, gewünscht wird, dann erbitte ich dergleichen unter meiner Adresse durch Herrn Buchhändler J. G. Mittler in Leipzig, und zwar mit der Bemerkung: Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, zur Post.

Ludwig Dehnißke.

I n h a l t.

	Seite
N 27. Zur Eschatologie (Fortsetzung)	249
Der treulose Staat und die verrathene Kirche	253
— 28. Zur Eschatologie (Fortsetzung)	257
Nachrichten. Schlesiſche Kirchenzuſtände	259
— 29. Gutachten der theologischen Fakultät zu Berlin in der Kirchenverfaſſungsfrage	265
Zur Eschatologie (Fortsetzung)	271
— 30. Zur inneren Miſſion	273
Zur Eschatologie (Fortsetzung)	277
— 31. Madagaſcar, Madeira und Tahiti (Nach dem North British Review)	281
Zur Eschatologie (Schluß)	285
Nachrichten. Aufforderung in Sachen der inneren Miſſion	287
— 32. Madagaſcar, Madeira und Tahiti (Fortsetzung)	289
Beilage	297
Nachrichten. Gutachten der Synode Rügenwalde in der Kirchenverfaſſungsfrage	298
— — Anſprache des Conſiſtoriums zu Ansbach an die evangeliſchen Gemeinden der Stadt Nürnberg	300
— — Aus einem Schreiben aus Baiern	304
— 33. Madagaſcar, Madeira und Tahiti (Fortsetzung)	305
— 34. Das Cananäiſche Weib, oder Glaube und Rechtgläubigkeit. Von H. Elteſter, Prediger zu Potsdam. Potsdam 1849	313
Madagaſcar, Madeira und Tahiti (Schluß)	319

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 4. April.

N^o 27.

Zur Eschatologie.

(Fortsetzung.)

Die Schöpfung des Menschen ist von Gott selbst nicht vollendet worden; sie ist um deswillen unvollendet geblieben, weil es in dem Begriffe des Menschen, in dem Begriffe der endlichen Freiheit, wozu er geschaffen ward, begründet ist, daß er das Schöpfungswerk selbst an ihm selbst fortzusetzen hat. Insofern der Mensch von seinem Schöpfer selbst zu dieser Schöpfung berufen ist, insofern ist ein jedes menschliche Individuum causa sui. Gott nimmt ihn selbst zur mitwirkenden Causalität in den Schöpfungsprozeß auf, und legt die Fortsetzung desselben in seine Hand.

Hienach besteht die sittliche Aufgabe des Menschen eben darin, daß er den noch unadäquaten materiellen Organismus seines Innern zu einer dem letzteren adäquaten Verleiblichung ausbilde, und diese mit seinem Innern identificire. Dazu gehört aber die successive Aufhebung der natürlichen Materialität des Leibes, so doch, daß die Seele nicht ohne Leib sey, nicht entblößt, nicht entkleidet werde — 2 Cor. 5, 1—5. —, sondern vielmehr mit einem ihr eignenden Organismus überkleidet werde.

Sittlich ist mithin das menschliche Leben ein fortgehendes Ableben, in welchem der materielle Leib mehr und mehr zerfällt, während der geistige Organismus als befehlter Leib immer mehr sich ausbildet. Diesem ethischen Prozesse des Ablebens gegenüber steht als sein Gegentheil das Sterben und der Tod selbst, d. i. die Entblößung der Seele von dem materiellen Leibe ohne geistigen Ersatz dafür.

Der dem Menschen zu stetiger Fortsetzung von Gott selbst aufgetragene Selbstschöpfungsprozeß ist gleich am Anfange unterbrochen worden durch die Sünde, welche eben in dem Abfalle von dem Herrn besteht, der den Auftrag gegeben hat. Durch die Sünde ist alsbald das ganze Verhältniß verkehrt worden, indem das zum Dienste bestimmte materielle Organ des Geistes zu einer fortschreitenden Übermacht und Herrschaft über den Geist gelangt ist. Hiedurch ist die anfänglich gegebene Disharmonie zum wirklichen Risse geworden.

Die Frage über die Möglichkeit des ersten Sündenfalles kann hier nicht ausführlich erörtert werden. Wenn wir sie aus einer vorzeitlichen Existenzweise, oder aus einer von vorn herein gegebenen Übermacht der Materialität über den Geist, oder aus dem am Anfange unvermeidlichen Mangel normaler Erziehung

und erziehender Normalität erklären wollten, so würden wir sie eben nicht erklären. Uns kann jedenfalls hier genügen, daß mit der Unvollkommenheit der unmittelbaren Menschenschöpfung, welche im Begriffe des Menschen liegt und die vollkommene Anlage zur Vollkommenheit nicht aus-, sondern einschließt, auch die Möglichkeit der Sünde eben so wie die Nichtnothwendigkeit derselben gegeben war. Aber wie wir auch die Möglichkeit erklären, die Wirklichkeit der Sünde und ihre Imputabilität liegt uns sichtlich vor Augen und empfindlich genug im Gewissen.

Der Sünde des Menschen ist ein neuer Schöpfungsakt aus Gott, die Erlösung, unmittelbar gefolgt und successive erfüllt worden. Hiedurch ist der unterbrochene ethische Prozeß zur Ausbildung des adäquaten Organismus für die menschliche Persönlichkeit jedem Menschen wieder zugänglich geworden, wenn er die objektiv gegebene Erlösung annimmt, um der Sünde abzustehen. Die bedingte Theilnahme des Menschen an seiner Schöpfung erweist sich nun als Theilnahme an — seiner Erlösung: diese Theilnahme besteht zunächst in der Annahme der Gnade.

Die Annahme der Erlösung erweist sich als Bekehrung, und die Bekehrung ist der Anfang zur Wiedergeburt und zur Heiligung. Wirkliche Bekehrung *) schließt wirklichen Wiederabfall aus, wenn auch nicht einzelne Rückfälle, lapsus. Die Labilität nimmt aber in denselben Verhältniß ab, in welchem die Heiligung zunimmt: jene verschwindet ganz, wenn diese vollendet ist. Ist mit wirklicher Bekehrung der Wiederabfall, so ist mit vollendeter Heiligung auch die Labilität ausgeschlossen.

Die Vollendung der Heiligung ist die Bedingung zur Aufnahme in das Reich Christi jenseits des Todes. Aber wer kommt schon diesseits zur Vollendung in der Heiligung? Jedenfalls scheint diese Vollendung diesseits und im Übergange nur ausnahmsweise zu erfolgen, nur insofern stattzufinden, als etwa der Prozeß des natürlichen Sterbens die Heiligung nicht allein fördern, sondern nach Befinden auch vollenden kann. So können auch Unbekehrte mitten im Sterben, in articulo mortis, sich noch bekehren und hiemit gerettet, aber nicht alsbald

*) Wirkliche Bekehrung, wozu mehr gehört, als daß das Wort mit Freunden angenommen und eine Zeit lang geglaubt wird, Luc. 8, 13., mehr, als daß die himmlischen Gaben und Kräfte geschmeckt werden, Hebr. 6, 4. 6., 10, 26—29., auch mehr als Erkenntniß, Matth. 12, 31. 32.

in dem so lange veräumten Werke der Heiligung vollendet werden.

Sienach scheint es allgemeine Regel zu seyn, daß die meisten Menschen weder im Verlaufe ihres Lebens, noch im Prozesse ihres ohnedies oft sehr jähen und unversehnen, oft sehr unruhigen Sterbens zu demjenigen Zustande ihrer Reife kommen, welcher sie mit einem neuen, adäquaten, geistigen Organismus überkleidet. In der Regel scheint also das sinnliche Ableben eher einzutreten, als das sittliche sich vollzieht und vollendet; das äußere Kleid fällt oft eher ab, als der innere Mensch zu dieser Entkleidung reif ist, eher, als das neue Kleid, der beseelte Leib, fertig ist.

Wo aber ausnahmsweise schon beim und im natürlichen Ableben auch das sittliche Ableben und die damit verbundene neue Bekleidung vollendet ist, da tritt auch sofort für die einzelne Seele die specielle Auferstehung ein, welche der Gesamt-Auferstehung (Off. 20, 4—6.) vorausgehen kann. Eben darum ist auch mit der Vollendung der einzelnen Persönlichkeit zugleich die gliedliche Einfügung in den Leib Christi verbunden, welcher selbst erst ganz wird durch die Gesamt-Auferstehung.

Wo hingegen das sinnliche Ableben vor der Vollendung des ethischen Ablebens eintritt, da kann auch mit dem Tode nicht sogleich die specielle Auferstehung und Eingliederung folgen. Für diesen Fall, welcher die allgemeine Regel bildet, ist zur Vollendung des angefangenen ethischen Entwicklungs- und Verleiblichungsprozesses eine erste Station in dem Zwischenzustande gegeben, welche zwar nicht dem Tode gleicht, welcher die Unbekehrten trifft, aber doch nur als ein embryonischer Zustand im Jotenreiche gelten kann, welches allen nicht vollendeten Abgeschiedenen gemeinsam ist. Dieser Station des Zwischenzustandes verfallen mithin alle bekehrte Menschenseelen, welche bei ihrem natürlichen Ableben noch nicht reif geworden sind zu dem neuen geistigen Organismus, von welchem die specielle Auferstehung und Eingliederung bedingt ist.

Eben diese nächste Station des Zwischenzustandes bringt die durch ihre Bekehrung geretteten, aber noch nicht vollkommen geheiligten Seelen außer Kontakt mit sinnlichen Versuchungen, und nach Befinden in Verbindung mit anderen Abgeschiedenen im Hades zu gegenseitiger Förderung. Besonders dient ihnen aber dieser Zwischenzustand zu stiller Sammlung, Selbstprüfung und Selbstbesinnung, zu tieferer Einker in sich, zur Ausläuterung der noch abnormen Ingredienzien natürlicher Materialität, kurz zu successiver Vollendung des neuen beseelten Leibes.

Sobald nun die Seele mit diesem Entwicklungsprozesse fertig ist, so feiert sie auch alsbald ihre specielle Auferstehung aus dem Hades, welche auch in diesem Falle der Gesamt-Auferstehung vorausgehen, oder an ihr sich anschließen, aber nicht noch später nachfolgen kann. Eben diese specielle Auferstehung hat dann eben so, als wäre sie unmittelbar nach dem Tode er-

folgt, die Eingliederung in den gesammten Leib des Erlösers zur unmittelbaren Folge.

Mit dieser speciellen Vollendung tritt für jede Seele die Seligkeit ein, welche aus der gliedlichen Gemeinschaft mit dem Erlöser an dessen Leibe von selbst folgt. Diese Seligkeit ist aber des Zuwachses fähig und theilhaftig durch alle weiteren Stufen der Entwicklung bis zur Gesamt-Auferstehung.

Endlich folgt die erste Gesamt-Auferstehung, d. i. die Auferstehung aller Gerechten in Folge der Wiedererscheinung des Erlösers (Off. 20, 4—6.). Unter dieser Wiederkunft Christi ist die sichtbare Wiedererscheinung des allezeit gegenwärtigen Erlösers zu verstehen, mit welcher die gleichzeitige sichtbare Wiedererscheinung aller Abgeschiedenen zusammenhängt, die bis dahin, weil vollendet, einzeln auferstanden und dem Leibe successiv eingliedert worden sind (1 Theff. 4, 14—16.).

Auch in dieser Vollendung bleibt jede Seele sie selbst: durch die Ausbildung des eigenen adäquaten Organismus ist die Fortdauer der Rückerinnerung, durch die Eingliederung in den Leib Christi das Wiedersehen und Wiedererkennen verbürgt.

Aber diese erste Gesamt-Auferstehung und die damit verbundene Wiederkunft Christi kann nicht eher eintreten, bis die gesammte Menschheit christianisirt und die Vollzahl der Erlöseten erfüllt ist. Matth. 24, 14., Marc. 13, 10., Luc. 24, 47., Ap. 1, 8., Joh. 16, 10.

Wie die Wiederkunft Christi, die sichtbare, einerseits die sichtbare Wiedererscheinung aller Christen zum Geleite hat, so hat sie andererseits die Elimination aller antichristlichen Menschen aus dem Bereiche der christlichen Menschheit zur Folge.

Unter diese auszuscheidenden fremdartigen Elemente gehören alle bis zum letzten Augenblicke unempfindliche und widerstrebende Seelen, welche nicht selig werden wollen.

2 Theff. 1, 7—10., 2, 8., Off. 19, 11., 20, 3.

Diese Scheidung aus dem christlichen Bereiche ist näher Entfernung von der Erde überhaupt,

Off. 19, 20., 29, 2. 3. 10. 15.

da die Vollendung des Reiches Christi auf Erden von der Aneignung der ganzen irdischen, äußeren, materiellen Natur an die Menschheit bedingt ist.

Zu der hiemit eintretenden Vollendung des Reiches Christi gehört dieses unzertrennlich, daß die alsdann noch sinnlich lebenden christlichen Individuen verwandelt werden,

1 Cor. 15, 51. 52., 1 Theff. 4, 14—17., 2 Cor. 5, 1 ff. um so vergeistigt dem großen Organismus der Erlöseten eingliedert zu werden.

„Jetzt hat sich der Erlöser die Menschheit vollkommen zu-geeignet, und beseelt sie in allen ihren Punkten schlechthin. Der Erlöser ist jetzt schlechthin die Menschheit geworden; und nun ist auch die Menschwerdung Gottes in dem Erlöser auf schlechthin abschließende Weise vollendet.“

(Fortsetzung folgt.)

Der treulose Staat und die verrathene Kirche.

Der un- und antichristliche Charakter der neueren Staatsrevolutionen tritt am schändlichsten und grellsten in ihrem Verhalten zur christlichen Kirche hervor. Die Geschichte Europas seit der Völkerwanderung beweist es, mit welchem Rechte sie die Mutter der Romanischen und Germanischen Staaten genannt werden darf, wie sie sie groß gezogen, wie sie sie mit einander verbunden, wie sie sie Glauben, Liebe und Treue, Recht und Sitte, Kunst und Wissenschaft unter ihnen gepflegt, und wie sie ferner seit der Zeit der Reformation sie als ihre selbstständigen, vollmündigen Söhne erkannt, das göttliche Recht ihrer Herrschaft in helles Licht gestellt und ein stattlich Erbtheil ihrer irdischen Güter ihnen überlassen hat. Die Evangelische Kirche, zumal in Deutschland, hat nichts übrig behalten als das Privateigenthum ihrer einzelnen Gemeinden; aller ihrer bischöflichen und gemeinsamen Güter hat sie sich an den Staat entäußert, der sie zu seinem Domainalgut geschlagen hat, auch einen großen Theil ihrer bischöflichen Rechte hat sie den Landesherren mit treuem Vertrauen übergeben; sie ist arm geworden, damit er durch ihre Armut reich würde. In Treu und Glauben ist dies vielleicht nur zu sehr ohne allen Vorbehalt geschehen. Daß der bis dahin christliche Staat sie mit einem Male verläugnen, daß er ihr nicht Treu und Glauben halten, daß er vom Christenthum abfallen und sie den Ungläubigen preisgeben würde, wer hätte dies für möglich halten dürfen? Dennoch ist das unmöglich scheinende in Folge des tiefen Sündenfalls der Revolution geschehen. Die Kirche, die Freie, die unser aller Mutter war (Gal. 4, 26.), als eine arme Magd, ungefragt, ungehört wird sie aller ihrer Rechte im Hause des Staates beraubt und hinausgestoßen aus demselben mit der Freiheit, in der Wüste sich neue Hütten zu bauen, was man ihr noch als einen Gewinn an Selbstständigkeit aufzurechnen beliebt. Freilich, sie hat, wie schon ein alter Kirchenvater gesagt, keine anderen Waffen, als Gebet und Thränen; daß diese aber den Staatsmännern so wenig auf's Gewissen fallen, das ist hart. Es ist grausam, daß in einer Zeit, wo Alles auf Rechte pocht, welche gewonnen oder verheißten seyn in den Märztagen, und wo gewaltsam ertrogt Zusagen sehr freigebig erfüllt werden, die Kirche allein es ist, welcher kein Staatsmann mehr Wort halten zu müssen glaubt und deren alte, heilige, wohlverwobenen Rechte Niemand mehr zu beachten für nöthig, vielmehr Jeder sie ihr zu nehmen sich für befugt erachtet. Es war doch ein gutes Recht der Christen, in christlichen Ländern nur von Christen regiert zu werden; sie haben es auch — die große Mehrzahl gewiß — gar nicht anders haben

wollen. Warum hat man sie doch dieses guten Rechts beraubt oder berauben lassen? warum gestattet, daß Verläugner und Feinde des Christenthums, wie die Juden, daß Freigemeindler, die das Christenthum nicht mehr als Religion anerkennen und überhaupt sich zu gar keiner Religion bekennen, daß Gottesläugner obrigkeitliche Ämter unter ihnen führen, ja in der Mitte ihrer Befehlgeber sitzen dürfen? warum ausdrücklich den Genuß der bürgerlichen Rechte nicht nur, sondern auch der staatsbürgerlichen von jedem religiösen Bekenntnisse, von jeder Theilnahme an irgend einer Religionsgesellschaft gelöst, und also dem losen Unglauben, dem Atheismus, der keine Bürgerschaft irgend einer Gewissenhaftigkeit mehr bietet und keinen Eid schwören kann, alle jene Rechte unter den Christen und über sie verbürgt? Es gehört doch zu deren Grundrechten, daß dem nicht so sey; es war ihnen doch der Schutz ihrer Rechte durch Staatsgrundgesetze, durch heilige Verträge verbürgt; es lebte doch überall noch im Volke eine heilige Scheu gegen Gottesläugner; es waren doch ein Jahr vorher noch Gesetze gegeben, welche jeden billigen Anspruch auf Religionsfreiheit gewährten, auch den Juden ihre Rechte bedeutend erweiterten, ohne darum den Christen die ihrigen zu verkürzen, und mehrfach und feierlich war doch dem Lande ein christlich Regiment verheißten. Womit hat es das christliche Volk verschuldet, daß nur die Märzverheißungen des Königs etwas gelten sollen, jene Verheißungen, jene Gesetze, jene Rechte aber nichts? Wenn der Grundsatz verwerflich ist: Haereticis non est servanda fides, soll denn nun etwa an die Stelle dafür treten: Christianis non est servanda fides? Es ist doch schmachlich und sehr schmerzlich, daß Judenthum, Unglaube, Revolution auf des Königs Wort und ihr neues Recht oder Unrecht soll pochen dürfen, Christenthum aber und Glaube und Treue nicht mehr auf sein Wort und ihr altes Recht sich berufen sollen. Und warum soll die Christenheit so rechtlos seyn und so unterdrückt werden dürfen? Darum nur, weil unter gährender Empörung unchristliche Schreier, eigenmächtige Vorparlamentäre, usurpatorische Versammlungen es so haben wollten. Daß solchem Drängen auf Wort- und Rechts- und Treubruch die Staaten nachgegeben und solchem revolutionären Absolutismus Deutschlands christliche Nation und Kirche untergeben haben, kann nicht anders denn als eine Treulosigkeit bezeichnet werden, ein Verrathen der Kirche, um sich politischen Verlegenheiten zu entwinden, wofür man aber den Lohn gehoffter Popularität um so weniger ernten wird, je mehr unverkennbar gegen die Herrschaft der Juden und ihres Mammons in weiten Schichten des Volkes ein tiefer Unwille growt. Die Staatsmänner und Volksvertreter der Revolution haben sich aber damit nicht begnügt, die christliche Kirche und die Christen als solche ihres öffentlichen Rechts im Staate zu berauben, sie sind noch weiter gegangen, sie haben ihren ganzen Bestand in Frage gestellt, sie haben insbesondere der armen Evangelischen Kirche, deren Verfassung, eben weil sie den Staat nicht, wie die Katholische, als eine bloß weltliche, sondern als eine göttliche Ordnung erkannte, in engem Zusammenhange mit demselben stand, durch Zerreißung aller Bande dieses Zusammenhangs ihren ganzen bisherigen Rechtsboden un-

tergraben und nicht nur als Ganzes den bedenklichsten Wechseln, Spaltungen und Umwälzungen hülfs- und schutzlos sie bloßgestellt, sondern auch alle ihre einzelnen Gemeinden der willkürlichsten Auflösung preisgegeben. Die Kirche selbst soll ja künftig, während man ihr Kind, die Schule, zur Würde einer Staatsanstalt und die Gemeinde-Schulmeister zu Staatsdienern erhebt, nur als private Religionsgesellschaft, und die Geistlichen als deren private Diener existiren, deren Amtshandlungen für den Staat gar keine Bedeutung mehr haben. Natürlich sind daher auch die einzelnen Gemeinden nichts Anderes mehr, als zufällige Religionsgesellschaften, deren Bestand dergestalt nur von dem Willen und Belieben der dabei theilhaftigen Individuen abhängt, daß sie dem privaten Eigennutz der Einzelnen gegenüber sich nicht werden behaupten können. Die Frankfurter Staatsweisen, welche den Grundzug des Deutschen Charakters, die Religiosität, in einem Grade verläugnet haben, daß sie Tacitus nicht einmal als heidnische Germanen erkennen würde, haben es gewagt, was kein Heide je gewagt hatte, den neuen Deutschen Bundesstaat ohne Religion, ohne Bund mit Gott aufzubauen, und haben zu dem Ende Grundrechte aufgestellt, welche ihren grundrevolutionären Charakter gleich dadurch bekunden, daß sie den Menschen von seinen Grundpflichten lösen, daß sie das erste aller Gebote, einen Gott zu haben und zu bekennen, aufheben und die Religions- oder Gottlosigkeit — zur Schmach Deutscher Nation — als ein Grundrecht des Deutschen proklamiren. Diefem schlechten Beispiele folgend hat leider auch unsere, hierin sehr der Revision bedürftige, Verfassung Art. 11. es zu den Rechten der Preußen gegählet, als Orts- und Staatsbürger „unabhängig von jedem religiösen Bekenntniß und zu keiner Theilnahme an irgend einer Religionsgesellschaft“ verpflichtet zu seyn. Hienach besteht also im Widerspruche mit allem Deutschen Rechte die Religionsfreiheit nicht darin, zwischen den gegebenen, sämmtlich auf dem Grunde der Bibel ruhenden Confessionen oder Religionen frei zu wählen und für eine derselben sich zu entscheiden, sondern darin besteht sie, aller und jeder Religionsgemeinschaft sich zu entziehen und ohne irgend eine sittliche Bürgschaft der vollen Bürgerrechte zu genießen. Wenn es nun eben die Religion ist, welche unter den Menschen sowohl die innigste Gemeinschaft stiftet, als auch allen anderen Gemeinschaften, von der Familie an bis zum Staate hinauf, Weihe und Festigkeit gibt, so mag man ermeßen, welche Folgen für die menschliche Gesellschaft daraus entspringen werden, daß man dem Egoismus des Individuums das Recht gibt, seinen Mitmenschen jedes Band religiöser Gemeinschaft aufzukündigen, hochmüthig und eigenwillig sich dadurch über sie zu erheben, das Uergerniß der Gottesläugnung oder Blasphemie frei und frech unter ihnen aufzurichten, und so jedes Band inneren sittlichen Zusammenhangs mit ihnen zu durchschneiden. Mag man mit dem Atheismus Geduld und mit der Gottlosigkeit, die der Leute Verderben ist, Mitleid haben, aber sie grundrechtlich machen und in der Staatsverfassung

sie anerkennen und einen Anspruch auf den Vollgenuß der bürgerlichen Rechte ausdrücklich ihnen zusichern, das hat etwas Grauerregendes. Eine Verfassung zu beschwören, die einen so irreligiösen, allem göttlichen Grundrechte Deutscher und Preussischer Nation widersprechenden Artikel enthält, und durch einen Schwur vor Gott zu solchen Maximen sich zu bekennen, dürfte daher für einen religiösen Menschen Gewissenssache, und die Nothigung zu solchem Schwur ein drückender Gewissenszwang seyn. Dazu kommt, daß dieser Artikel, indem er jedes Individuum von jedem religiösen Verbande exemirt, alle kirchlichen Gemeinden und alle Religionsgesellschaften bis zur Synagoge hinab mit Auflösung bedroht und die niedrigsten Motive dazu in Bewegung setzt. In Folge desselben wird nämlich der Irreligiosität noch das Motiv des Eigennutzes zugesellt, indem ihr die Prämie der Exemption von jeglichem Parochialverbande und somit auch von allen Parochiallasten und Pflichten so wie überhaupt allen Beiträgen zur Erhaltung des gemeinsamen Kultus geboten wird. Zwar hat man die Geistlichen lange Zeit hindurch wie Staatsdiener behandelt; dennoch hat man unterlassen, ihnen, wie anderen öffentlichen Dienern, ein festes Einkommen auszusetzen, obwohl die Kirchengüter und die Finanzverwaltung aushülfsliche Mittel dazu geboten haben könnten; sie blieben vielmehr nach wie vor mit dem größten Theil ihrer Baareinnahmen an die ihnen für ihre Amtshandlungen zu reichenden Gebühren und Gaben gewiesen, und so zufällig diese auch sind, so konnte doch die Subsistenz der Diener aller Religionen, so lange die überall anerkannte Verpflichtung jedes Menschen bestand, eine Religion zu bekennen, als gesichert erachtet werden. Nachdem aber der atheistisch gewordene Staat keine solche Verpflichtung mehr anerkennt, vielmehr im Gegensatze allen bisherigen öffentlichen Rechts auch denen, die öffentlich jede Pflicht des Menschen gegen Gott verläugnen, alle seine Rechte und Wohlthaten verbürgt, und dabei zugleich durch Einführung der Civilakte die kirchlichen Handlungen als überflüssig erscheinen läßt, so ist überall ohne irgend eine Gewährleistung die Existenz der Geistlichen in Frage gestellt und völlig prekär gemacht, während dagegen „den Volksschullehrern der Staat ein bestimmtes auskömmliches Gehalt gewährt.“ Verf. Art. 23. Desgleichen ist für Kirchen- und Pfarrbauten gar keine Gewähr vorhanden; der unchristliche Staat wird seine Hand ganz davon zurückziehen, und sobald für die Gemeinden solche Lasten entstehen, werden alsbald viele Eigennütze mit Berufung darauf, daß sie zu keiner Theilnahme an irgend einer Religionsgesellschaft verpflichtet seyen, sich zurückziehen und die Übrigen werden die Last nicht tragen können. Es werden also die Kirchen unter uns zu Ruinen werden und die Kirche verfallen und aus den Schulen wird ein aufrührerisches Geschlecht erwachsen, dem auch die treulosen Staaten bald erliegen werden.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 7. April.

N^o 28.

Zur Eschatologie.

(Fortsetzung.)

Eins übrig noch. Das ist die Wiederauflösung der äußeren Natur in ihre Elemente.

2 Petr. 3, 7—12., Offb. 20, 11., Röm. 8, 19—23.

Mitteltst dieser Auflösung wird das irdische Reich Christi vollends verklärt. Es ist das chiliastische: es ist die Hochzeit und das Abendmahl des Lammes.

Offb. 19, 6—9., 20, 4—6.

Mit der Wiederauflösung der materiellen, äußeren, irdischen Natur sind innerhalb der irdischen Weltspäre für alle nicht wirklich geistige Naturwesen die Bedingungen des Seyns hinweggefallen. Darum können die bis dahin dem Todtenreiche verfallen gewesenen unbefehrt gebliebenen menschlichen Einzelwesen von nun an in diesem Todtenreiche unter der Erde keine Stelle finden, denn es hat selbst als materielle Örtlichkeit die Zerstörung erfahren. Offb. 20, 14. Jetzt gibt daher das Todtenreich die noch Zurückgebliebenen heraus. Dies ist die zweite Auferstehung, die Auferstehung zum Gericht;

Offb. 20, 11—15., Joh. 5, 28. 29., es ist die Auferstehung, welche der chiliastischen nachfolgt.

Nun sind auch die aus dem Todtenreiche entlassenen Seelen reif für die letzte Entscheidung, für das Endgericht. Alle äußeren Impulse sind an ihnen erfolglos erschöpft: ein Umschwung ihrer persönlichen Entwicklung ist hinfort nicht denkbar. Die letzte Probe, sie zu gewinnen für ihre ursprüngliche Bestimmung, ist eben die letzte Stunde, in welcher sich noch Viele von der rettenden Bemühung des Erlösers ergreifen lassen, während die Übrigen verloren gehen.

Die sich noch in dieser letzten Stunde bei dem Wiederschein des Heilands von ihm ergreifen lassen, diese werden noch zur vollendeten Menschheit hinzugehan, so doch, daß sie nicht mehr eingegliedert werden können, denn der Gesamtleib des Erlösers ist bereits in der ersten Auferstehung vollendet; aber sie werden diesem Leibe als Extremitäten hinzugefügt: sie sind die — Gibeoniten — Jos. 9, 27. —, die Methinim — 1 Chron. 10, 2. —. Dem Verderben sind sie zwar entrissen, aber sie bleiben weit zurück hinter der Herrlichkeit der früher Gereiften (1 Cor. 3, 15.).

Alle übrigen Seelen, welche auch in diesem letzten Augenblicke die ihnen noch einmal angebotene Hilfe zur Rettung von

sich weisen, und nun alle Versuche zu ihrem Heile vereitelt haben, werden als unerrettbare ausgestoßen aus der vollendeten irdischen Schöpfung. So ausgeschieden aus dem kosmischen Organismus können sie nur in allmählicher Aufzuehrung ihrer endlichen völligen Vernichtung entgegengehen. Dies ist der zweite Tod.

Der erste Tod für diese unempfindlich Verhärteten war der natürliche, welcher sie in das Todtenreich, und zwar in ein schattenartiges Daseyn versetzte, wo sie, noch ungesondert von den Befehrten, aber nicht Vollendeten, doch in verschiedener Weise fortexistiren. Es bleibt ihnen in diesem Zustande der Ohnmacht noch ein Streben, zum Leben sich emporzuarbeiten, aber nicht zum wahren. Sie befinden sich recht eigentlich in der Tiefe der Erde. Matth. 12, 40. Aber — wenn sie fortschreiten, so schreiten sie nur zum Böseren fort.

Der zweite Tod hingegen hebt im Endgerichte an, er ist die endliche Folge des Endgerichts. Zunächst versetzt er die nun Gerichteten in den leeren Weltraum. Ephes. 2, 2., 6, 12. — Dort erwartet sie ein Verwesungs- und — Verbrennungsprozeß. Marc. 9, 49. — Sie reiben das ihnen noch übrig gebliebene Seyn im steten, aber nutzlosen Kampfe gegen Gott und das Reich der Erlöseten auf. Dieser Rest des Daseyns ist wesentlich vergänglich, ob er auch noch durch unabsehbare Zeiten fort-dauert, bis endlich das Band zwischen ihrem Äußeren und Inneren, worin ihre Wirklichkeit besteht, völlig wird gelöst seyn. Ihre sittliche Aufgabe war, die materielle Natur ihres Wesens successiv ihrer Persönlichkeit bis zur Identität mit derselben anzueignen: der fortgehende Widerstand gegen diese ihre Bestimmung führt in Ermangelung der Umkehr — zum letzten Tode.

II.

In dem Vorstehenden haben wir die unterschiedenen Entwicklungsstadien des Menschen jenseits des Todes mit fremden Augen angesehen. Wir haben uns — ohne uns jedoch auf neue, subjektive Erklärungen des ersten Sündenfalls einzulassen, mit Liebe und Treue in einen fremden Vorstellungskreis versetzt.

Theologische Ethik. Von Dr. Rich. Rothe. §. 85. 86. 104. 105. 466—474. 487 ff. 593—605. 798. 804. 496—499. *) Wir sind damit zugleich an verwandte und an entgegengesetzte Erklärungen des Geheimnisses der Zukunft erinnert worden **):

*) Hiemit wäre zu vergleichen: „Die Theosophie Fr. Chr. Detin-ger's. Von Dr. R. A. Auberlen. Mit einem Vorwort von R. Rothe. 1847., besonders S. 381 ff., S. 448 ff., S. 516 ff.

**) Zu vergleichen wären insbesondere Joh. Fr. v. Meyer's Vor-

aber wir bleiben diesmal bei den vorstehend mitgetheilten Ansichten stehen, ohne uns jedoch die neuen Entdeckungen, so weit sie dem uralten Vorstellungskreise der gesammten Christenheit entgegenstehen, alsbald aneignen zu können. Immer können aber die vorstehenden Mittheilungen nicht allein zu mehrerer Belebung und Beleuchtung, so wie zur Bereicherung des eschatologischen Inhalts unserer Erkenntniß, sondern auch zu weiterem Nachdenken, zu neuen Forschungen und Vergleichen in der Schrift dienen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Schlesische Kirchenzustände.

Der Schlesische Kirchenhimmel bedeckt sich immer mehr mit Wolken, und es scheint, als müßte man sich auf anhaltend schlimmes Wetter gefaßt machen. Die Parteien, der „Evangelisch-Lutherische kirchliche Provinzialverein“ und „das Comité zur Wahrung der Interessen der Evangelischen Kirche Schlesiens,“ ziehen unausgesetzt so viel Kräfte als möglich heran, nehmen ihre Stellungen ein und fassen sich gegenseitig ins Auge. Was zur Zeit noch als neutrales Gebiet zwischen und neben ihnen liegt, muß und wird in Kurzem der einen oder der anderen angehören. Sobald es dazu gekommen seyn wird, kann ein offener Kampf nicht ausbleiben, dessen Entscheidung wahrscheinlich lange wird auf sich warten lassen.

Eine doppelte Lösung haben jetzt die Freikirchler: die Union und die Verfassung. Die von ihnen angepriesene Union wird aber nicht aufgefaßt in dem Sinne einer bewußten, lebendigen, durch die Lutherischen und reformirten Bekenntnisse bezeugten kirchlichen Gemeinschaft, wie sie hervorgeht aus dem gerechtmachenden Glauben an Jesus Christum, den Sohn Gottes, mit Wahrung der Autorität, welche die Bekenntnisschriften der beiden Evangelischen Schwesterkirchen bisher gehabt haben, sondern in dem Sinne des Zusammentritts einer bekennungslosen Vielheit, die durch nichts gebunden seyn will, und auch selbst der heiligen Schrift, auf welche sie zurückzugehen behauptet, nur eine ganz relative Autorität einräumt, über welche die Subjektivität weit hinausreicht und ihr volles Recht behält. Zur Sicherstellung einer solchen Union — durchaus nicht zu verwechseln mit Conföderation, die von ihr perhorrescirt wird — scheint ihnen nichts geeigneter, als die Bewerkstellung einer Verfassung. Mittels dieser letzteren hoffen sie ihrer Sache den Sieg zu verschaffen

stellungen vom Hades und von der Wiederbringung aller Dinge. — Inbegriff der christlichen Glaubenslehre. Von Dr. J. Fr. v. Meyer. S. 256—280. — Hierher gehören auch „Berichte eines Geisteshebers über den Zustand der Seele nach dem Tode.“ Von Schnibert mitgetheilt. — Wir nennen ferner Weiße: „Über die philosophische Bedeutung der chr. Eschatologie“ in den Studien und Kritiken. Nach ihm verhält sich der Zwischenzustand der Seelen nach dem Tode zum zeitlichen und ewigen Leben wie Potenz zum Actus. — Auch in der Ev. K. Z. sind verschiedene Auffassungen aus neuerer Zeit mitgetheilt. Ev. K. Z. 1835 Nr. 33. 34., 1836 Nr. 16. 17. 25—27., 1847 Nr. 61. Darauf bejünglich sind auch die neuesten Auslegungen über die Gesichte der Apokalypse, insbesondere über das tausendjährige Reich (1847 Nr. 96—99., 1848 Nr. 29—32. 80. 81.), welche jedenfalls ein gewissenhaftes Studium in Anspruch nehmen, wenn sie das Millennium nicht in der Zukunft suchen, sondern in der Vergangenheit finden.

und die alleinigen Rechte zu sichern. Daher dringen sie auch mit einer Unruhe und einer Hast auf eine Verfassung, die sich nur dadurch erklären läßt, daß sie in der größtmöglichen Beilegung derselben die einzige Möglichkeit erblickten; jetzt wenigstens numerisch etwas gegen die, im Augenblick noch nicht hinlänglich organisirten und in den Gemeinden noch nicht genugsam vertretenen Kirchlich-Confessionellen auszurichten, die, wenn sie erst zum Gebrauch ihrer Kraft gelangt sind, mit der unionistischen Vielheit den Kampf ruhig aufnehmen können. Eben daher kommt es auch, daß die Unionisten die Kreis- und Provinzial-Synoden zu bloßen Wahlkörpern herabgesetzt und der General- und Landes-Synode allein die Verfassungsangelegenheit in die Hände gelegt zu sehen wünschen. Denn sie hoffen, daß der leider vorhandene Mangel eines kirchlichen Bewußtseyns der meisten Gemeinden ihnen zu Gute kommen und ihnen auf dem Wege der kirchlichen Urwahlen Elemente für die General-Synode zuführen werde, welche eine Kirchenverfassung, wie sie den unionistischen Bestrebungen entspricht, zu Stande bringen dürften.

Diese Hoffnung ist ganz unzweideutig in dem vom 28. September 1848 datirten Ausschreiben des „Comités zur Berufung einer allgemeinen Versammlung der evangelischen Geistlichkeit Schlesiens“ ausgesprochen, indem dasselbe eine allgemeine Landes-Synode „für den einzig möglichen Weg hält, auf dem das Werk der kirchlichen Organisation begonnen werden muß,“ und dabei von der Voraussetzung ausgeht, „daß die Unirte Kirche“ — wie sich das an die Schlesische Geistlichkeit gerichtete Schreiben desselben Comité's vom Januar 1849 ausdrückt — „die seit 1830 faktisch und rechtlich bestehende Evangelische Kirche Preußens ist.“

Freilich, wenn dies wahr seyn sollte, daß die zu Recht bestehende Evangelische Landeskirche Preußens keine wäre, als die so gearbete Unirte Kirche, wie sie sich die Schlesischen Rationalisten zurecht machen, wenn also die rechtliche Existenz der Confessionskirchen geradezu als aufgehoben angesehen werden sollte, dann müßten auch alle Rücksichten gegen dieselben schwinden, die sie bisher beansprucht haben, und die General- und Landes-Synode hätte sogar die Pflicht, keinen anderen als den unionistischen Elementen gerecht zu werden, und das Verfassungswerk so einzurichten, daß diesen allein das Wort gelassen und der Platz eingeräumt werde.

Daß darauf von Seiten des oben gedachten „Comité's zur Wahrung“ hingearbeitet wird, ist in dem zuletzt erwähnten Sendschreiben desselben vom Januar 1849 deutlich ausgesprochen. Dieses Comité sieht nämlich die von ihm vertretene kirchliche Fraktion als die allein berechtigte Evangelische Kirche in Preußen an. Freilich ist die Begründung dieser Ansicht sonderbar genug. „Der Agerndestreit,“ heißt es in dem Synodalschreiben, „und andere Hindernisse verzögerten zwar noch die wirkliche Einführung der Union in Schlesien; doch trat dieselbe mit der Reformationsjubiläumfeier 1830 auch hier (ist Breslau gemeint?) thatsächlich*) in das Leben. Dem Wunsche des Kirchenregiments kamen die Gemeinden bereitwillig**) entgegen, die Parteinamen Lutherisch und reformirt wurden allmählig aufgegeben und mit der Benennung evangelisch vertauscht. Die Behörden beider Kirchen wurden völlig als Behörden einer, der Evangelischen Kirche, geordnet und betrachtet und von ihnen Erklärungen dahin abgegeben, daß — wie die Union einen Confessionswechsel nicht enthalte, so auch Niemand befugt seyn solle,

*) Es ist doch wohl etwas Gewagtes, mit solchen Behauptungen gegenüber der Thatfache aufzutreten, daß am Sonntage vor dem Confessionsjubiläum 1830 von den evangelischen Kanzeln Breslaus in Bezug auf dasselbe die unveränderte Bedeutung der Augustana hervorgehoben, der Werth derselben gepriesen und zum treuen Festhalten an derselben aufgefordert wurde.

**) So lange nicht bestimmte Data angegeben werden, muß man die hier behauptete Bereitwilligkeit der Gemeinden entschieden in Abrede stellen.

aus diesem Grunde einer Gemeinde oder Stelle von früher für Reformirte oder Lutherische Kirchen bestimmte Stiftungen zc. freitig zu machen. Die damit Unzufriedenen, Unionsfeindlichen, schieden sich von der Kirche als Alt-Lutheraner aus, um eine eigene Gemeinde zu bilden, und sind auch unter Druck und Verfolgung Seitens des Kirchenregiments ihrem Princip und Voratz treu geblieben. Es ist also auch ohne eine förmliche Stiftungsurkunde die Unionirte Kirche seit 1830 als die sächsisch und rechtlich bestehende Evangelische Kirche Preußens vorhanden; sie ist es, welcher alle in der Verfassungsurkunde vom 5. December 1848 der Evangelischen Kirche zugesprochenen Rechte, Freiheiten zc. gelten, auf die alle Bestimmungen daselbst sich allein beziehen.“

Es gehört in der That etwas dazu, mit solchen Behauptungen aufzutreten. Man muß es beklagen, daß „das Comité zur Wahrung zc.“ damit unbekannt ist, daß in Schlesien kaum ein Viertel der evangelisch-lutherischen Gemeinden sich für die Union erklärt haben, und daß dasselbe nicht bedenkt, daß die vorgekommenen Beitrittserklärungen einzelner Gemeinden zur Union bei der damaligen allgemeinen Verdunkelung des confessionellen Bewußtseins und bei dem Mangel an Einsicht in das Wesen der Union als ein bloß formeller und darum völlig bedeutungsloser Akt betrachtet werden müssen, auf den Niemand einen Werth legen wird, der es weiß, daß eine kirchliche Gemeinschaft nicht auf dem Wege einer protokollarischen Erklärung und Abstammung zu Stande kommen kann. Man begreift nicht, wie „das Comité zc.“ darüber hinwegsehen konnte, daß die Augsburgischen Confessionsverwandten durch den Austritt einiger Tausend der Ihrigen aus der Landeskirche Behufe der Constituierung einer besonderen Kirchengemeinschaft eben so wenig, wie durch die Aufhebung der Confession Seitens derer, die sich für die Union, wie sie sich dieselbe zurecht gemacht hatten, erklärten, aufgehört haben, die Evangelisch-Lutherische Landeskirche Preußens zu seyn, der die alten Rechte ungeschmälert zustehen. Und wenn es dieser letzteren früher auch wirklich an einem vollen confessionellen Bewußtseyn gefehlt hat, wodurch der Mangel einer rechten Klarheit über das Verhältnis, in welches Confession und Union zu einander getreten sind, verschuldet worden ist, so darf dennoch dieser Umstand ihr nicht zum Nachtheile ausgebeutet werden und Rechtsverfälschungen zur Folge haben.

Gleich zu Anfang des Ausschreibens des Comités zc. macht dasselbe auf die drohende „Gefahr separatistischer Zersplitterung“ aufmerksam, „wie sie die Bestrebungen des Lutherischen Provinzialvereins fürchten lassen.“ Man muß es bedauern, daß es ihm nicht hat gelingen wollen, sich mit dem vom evangelisch-lutherischen Provinzialverein unter dem 5. November 1848 ausgegangenen „Sendschreiben an die evangelische Geistlichkeit Schlesiens“ bekannt zu machen. Es würde sich sonst davon haben überzeugen können, daß auch keine Spur von separatistischen Tendenzen bei dem letzteren zu finden ist. Der Verein denkt nicht von fern daran, „die Dogmen der Symbole wieder als kirchliche Gesetze aufzurichten,“ vielmehr weiß er, daß das „Bekenntniß der Väter (die Augustana), wie jedes Symbol, ein menschliches Werk ist, das fortwährend an dem göttlichen Worte gemessen werden muß, daß es weder in der Formulierung schlechtthin vollkommen ist, noch auch den in der heiligen Schrift niedergelegten Reichthum göttlicher Wahrheit vollständig erschöpft, daß es somit dem Fortschreiten der kirchlichen Theologie weiten Raum gibt,“ wiewohl ihm auch andererseits bekannt ist, „daß die Kirche die Grundartikel des Glaubens nicht jetzt erst aufzusuchen, sondern aus der Schrift dieselben bereits wirklich gefunden hat;“ und daß diese „in schriftgemäßer Weise in dem Grundbekenntnisse der Lutherischen Kirche ausgesprochen“ sind. Der Verein will seinerseits „diese durch Gottes Gnade in schweren Kämpfen gewonnenen Ererungenschaften nicht wieder in Frage gestellt wissen.“ Er will „bewahren das der gesammten Evangelischen Kirche gemeinsame Be-

kenntniß, daß wir Vergebung der Sünden und Gerechtigkeit vor Gott nicht erlangen mögen durch unser Verdienst, Werk und Genugthuung, sondern daß wir gerecht werden aus Gnaden, durch den Glauben an Christum, der uns Gerechtigkeit und ewiges Leben erworben hat.“ Er will als ein Verein von-Lutheranern „nicht lassen von der starken, trostreichen Gewißheit, daß unser Herr nach seiner Verheißung als Gottes- und Menschensohn gegenwärtig ist in der Gemeinde, ja daß er, der barmherzige Hohepriester, zur wesenhaften Vereinigung mit ihm uns wahrhaft seinen Leib und sein Blut zu genießen gibt im Sakramente.“ — Die Vereinsmitglieder wünschen, indem sie „dem evangelisch-lutherischen Bekenntniß seine eigenthümliche kirchliche Entwicklung und eine dem Bekenntniß entsprechende Verfassung gesichert sehen wollen, jedem anderen Bekenntniß dasselbe, und wissen sich nicht nur mit allen den kirchlichen Gemeinschaften, welche auf dem Grunde der heiligen Schrift im Sinne der Evangelischen Kirche sich aufbauen, in brüderlicher Gemeinschaft, sondern sie wollen auch an ihrem Theile dazu beitragen, daß die auf dem Grunde der reformatorischen Bekenntnisse stehenden Kirchengemeinschaften sich unter einander consöderiren.“ Demnach ist nun die Aufgabe des Vereins darauf gerichtet, „die bekennnistreuen Lutherischen Elemente in der Landeskirche der Provinz zu wecken, zu sammeln und zu vereinigen, um bei der Neugestaltung der Kirche gemeinsam dahin zu wirken, daß dem Lutherischen Bekenntniß sein Recht werde.“ Der Verein will „nicht ein todttes Bekenntniß, nicht ein starres, verknöchertes Kirchenthum, sondern ein lebendiges, glaubenskräftiges Christenthum,“ und deshalb hält er es „für seine heilige Pflicht, auch das Werk der inneren Mission zu einer seiner Hauptaufgaben zu machen.“

Wenden wir uns nun zu den „Grundsätzen,“ welche das Comité aufgestellt hat. Sie sind in vier Paragraphen niedergelegt. Im ersten wird die Befeligung der „Menschheit nur durch Christum, den Sohn Gottes; 2. die Aneignung seines Heils durch den Glauben und die beiden Sacramente, die Taufe und das Abendmahl; 3. das maßgebende Ansehen der heiligen Schrift als Führerin zu Christo und als Richtschnur des Glaubens und Lebens“ anerkannt. Der §. 2. redet von dem auf diesem Grunde aufzuführenden Bau der Evangelischen Kirche, als einer „einheitlichen, lebendigen Fortentwicklung des durch die Vergangenheit vorbereiteten, aber in derselben durch den Gegensatz der Confessionen mannigfach gehemmten Glaubenslebens.“ In §. 3. wird bezüglich der Bekenntnisschriften erklärt: „1. daß dieselben unbedingte Gültigkeit behalten, insofern sie die oben §. 1. ausgesprochenen Grundsätze klar barlegen; 2. daß sie als Ergebnisse des aus diesen Grundsätzen entspringenden Glaubens keinen unvereinbaren Gegensatz darstellen, sondern vielmehr sich gegenseitig ergänzen und bereichern; 3. daß ihre dogmatischen Lehrsätze, als Ergebnisse gläubiger Schriftforschung, zwar fortwährende, gewissenhafte Berücksichtigung fordern, aber, so weit sie Menschenwerk sind, nicht Anspruch darauf machen können, noch wollen, der vollendete Ausdruck göttlicher Wahrheit zu seyn, folglich auch nicht Gegenstand einer Lehrverpflichtung seyn können. Vielmehr bleibt es stete Pflicht aller Glieder der Kirche, besonders des in ihr verordneten Lehramtes, nach vollkommener Erkenntniß der Wahrheit in freier und fleißiger Erforschung der heiligen Schrift zu streben.“ Der §. 4. bezeichnet die „dermaligen kirchlichen Gegensätze der Evangelischen Kirche.“ Diese sind 1. die „Griechisch-Orthodoxe und die Römisch-Katholische Kirche, 2. die Deutsch-Katholische Kirche (?), 3. die exklusiv-confessionellen Gemeinschaften,“

*) Offenbar soll hiemit eine Zurückstellung gegen die vorher genannte Gemeinschaft der Deutsch-Katholiken, die hier Kirche heißt, und eine Unterordnung selbst gegen die freien „Gemeinden“ angedeutet werden.

4. die freien Gemeinden,“ insofern „die ersteren das Heil abhängig machen von dem Verhältniß zur Kirche;“ die andere „die Aneignung des Heils durch den Glauben verkennen;“ die dritten „die Annahme einer bestimmten Glaubensansicht zur Bedingung des Heils machen,“ und die letzteren „sich selbst vom Christenthum lossagen.“

Die von anders woher bekannten Ansichten einiger Hauptpersonen des Comités, namentlich eines Senior Krause und Rhode hatten Zweifel rege gemacht, ob die im §. 1. ausgesprochenen Grundsätze auch aufrichtig gemeint seyen. Krause hat gar bald diese Bedenken gerechtfertigt. In der zweiten Nummer seiner Zeitblätter von diesem Jahre macht er folgende Bemerkung zu §. 1. der Grundsätze: „Es ist dieser Satz, daß die Menschheit nur durch Christum befestigt werden könne, nicht etwa so zu verstehen, als solle damit eine Verdammniß aller derer, die nicht Christen sind, ausgesprochen werden. Es ist vielmehr durch denselben nur die Wahrheit ausgedrückt, daß es keinen anderen Weg zum Heile gibt, als den von Christo der Welt geoffenbarten: durch Heiligung und Trachten nach der Gottähnlichkeit. Es können Viele Christum nicht kennen und doch diesen Weg einschlagen, es ist aber immer der Weg Christi; es können Viele ihn hier verfehlen und noch in der anderen Welt auf ihn hingeleitet werden. Jedenfalls gibt es kein anderes wahres Heil für den Menschen, als das, welches Christus uns zu erringen antreibt. — Daß der Ausdruck „Sohn Gottes“ in den Evangelien lediglich Bezeichnung der Messias- (Christus-) Würde ist, und die mit demselben nothwendig verbundene, höhere, geistige Begabung, nähere, geistige Verwandtschaft mit Gott bezeichnet, darauf haben wir schon oft aufmerksam gemacht. Darum steht „Sohn Gottes“ auch nicht bei dem Namen der Person Jesus, sondern bei der Bezeichnung seiner Würde, Christus.“

Die in diesen Worten ausgesprochene Ansicht — die wohl Niemand eine theologische nennen wird — ist nach Verdienst in Nr. 8. des „Evangelischen Kirchen- und Schulblatts“ gewürdigt worden. Das „Comité“ hat auf die Krause'sche Erläuterung der „Grundsätze“ nichts zu bemerken gefunden und dadurch an den Tag gelegt, daß es dieselbe annimmt. Die Frage ist somit gefallen.

Fast gleichzeitig mit jener Würdigung erließ der General-Superintendent Dr. Sahn unter dem 16. Februar d. J. ein Anschreiben an die evangelischen Geistlichen der Provinz,*) in welchem er gegenüber der im Sendschreiben des Comités gethanen Behauptung, daß die Landeskirche nach dem Austritt der separirten Lutheraner seit 1830 faktisch und rechtlich eine Union sey, auf den notorischen Nichtanschluß einer nicht geringen Zahl von evangelischen Gemeinden in der Provinz und darauf aufmerksam macht, daß die Zulassung der neuen Agende Seitens mehrerer derselben nach ihrer ausdrücklichen Erklärung keineswegs ihren Zutritt zu der Union faktisch aussprechen solle. „Es sey demnach unmöglich, das Ganze als union zu denken, dessen Theile es nicht überall sind weder auf Lutherischer noch reformirter Seite, und eben darum sey es unzulässig, einen Theil der Gemeinden, für die seit 1830 faktisch und allein rechtlich bestehende Evangelische Kirche Preußens zu erklären, welcher alle in der Verfassungsurkunde vom 5. December v. J. der Evangelischen Kirche zugesprochenen Rechte, Freiheiten u. gelten, und auf die allein alle Bestimmungen daselbst sich beziehen sollen.“ Es wird weiter

bemerkt, daß, „wenn von einer Synode befehlungsgeachtet die Evangelische Landeskirche für eine Union erklärt werden sollte, die nicht unionen Lutherschen und reformirten Gemeinden und Gemeindeglieder in dieser Erklärung den Ausdruck finden müßten, daß sie als solche zu derselben nicht gehören und somit zum Austritt genöthigt würden,“ also grade eine Spaltung herbeigeführt werden müßte, die das Comité zu verhüten die Absicht habe. Der königliche Erlaß vom 28. Februar 1834, der die „fortwährende, unveränderte Geltung der Lutherischen wie der reformirten Bekenntnisschriften“ verbürgt, wird aufs Neue in Erinnerung gebracht und darauf hingewiesen, wie von Seiten der kirchlichen Behörden „durch die Anerkennung der unveräußerlichen Rechte der Glaubens- und Bekenntnissfreiheit, durch Schonung und Beruhigung der durch die Unionsbestrebungen geängstigten Gewissen die drohende Gefahr der Zersplitterung abgewendet“ worden sey.

Hierauf nun, so wie auf die in der obigen Nummer des Kirchen- und Schulblatts erschienene Würdigung des Ausschreibens des Comités, veröffentlichte dieses letztere in dem genannten Blatte unter dem 22. Februar d. J. eine „Erwiderung,“ in der es sich über die Mißverständnisse beklagt, die es erfahren habe. In dieser Erwiderung wird neben der im Ausschreiben gethanen Behauptung: „die Evangelisch-Union Kirche sey die einzig zu Recht bestehende Landeskirche Preußens, welcher alle in der Verfassungsurkunde vom 5. December 1848 der Evangelischen Kirche zugesprochenen Rechte, Freiheiten u. gelten, und auf welche alle Bestimmungen daselbst sich allein beziehen,“ „der Rechtsbestand des Sonderbekenntnisses gemäß dem königl. Erlaß vom 28. Februar 1834 auch innerhalb der Union“ anerkannt, und dadurch dem Widerspruch erst eine rechte Consistenz gegeben, der in dem Ausschreiben, welches „biesenigen aus der Evangelischen Landeskirche nicht ausschließen will, welche an dem Gesamminhalte des Lutherischen und reformirten Bekenntnisses festhalten,“ zugleich aber „die Evangelisch-Union Kirche für die einzig zu Recht bestehende Landeskirche Preußens“ erklärt und dieser „alle Rechte und Freiheiten u.“ wie sie in der Verfassungsurkunde der Evangelischen Kirche zugesprochen sind, ausschließlich zuschreibt, schon grell genug hervorgetreten ist.

Zuletzt macht die „Erwiderung“ eine Bewegung nach der „kirchenregimentlichen Union“ hin, macht diese zu „der faktisch vorhandenen, Evangelisch-Union Kirche, zur einzig zu Recht bestehenden Landeskirche,“ und öffnet plötzlich dem Provinzialverein die ihm in dem mehrgedachten Ausschreiben verschlossen gehaltene Thür zum Eintritt in die Evangelische Landeskirche Preußens, um in derselben gleichberechtigt Platz zu nehmen.

Auf welchem Wege das Comité seine „Grundsätze“ praktisch durchzuführen gedenkt, ist bis jetzt noch nicht klar geworden. Seit drei Wochen versammelt sich des Sonntags im Elisabeth-Gymnasium zu Breslau ein Kreis, der sich „Evangelischer Verein“ nennt und den Gedanken vor sich herträgt, Einheit in die Evangelische Kirche zu bringen. Vielleicht schließt sich das Comité diesem Vereine an. Oder sollte dieser nur eine neue Phase des Comités seyn? Bis jetzt hat man sich darüber eben so wenig als über die Mittel ausgesprochen, durch die man die Evangelische Kirche einig machen will. Die in Breslau projektierte einige Evangelische Kirche wird wohl nach dem Muster des Frankfurter einigen Deutschlands gearbeitet werden!

Daß sich Gott über seine arme Evangelische Kirche erbarme!

*) Dies lefenswerthe Anschreiben erschien in einem besonderen Abdrucke, Berlin bei Wohlgemuth.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 11. April.

N^o 29.

Gutachten der theologischen Fakultät zu Berlin in der Kirchenverfassungsfrage.

Ew. Excellenz haben uns, in Übereinstimmung mit den Mitgliedern der evangelisch-geistlichen Abtheilung des Ministeriums, aufgefordert, daß wir uns in einem umfassenden Gutachten über diejenigen Maßregeln aussprechen, welche wir, im Hinblick auf die Bedürfnisse der Gegenwart und die Grundsätze der Evangelischen Kirche, in Folge der durch die Verfassungsurkunde vom 5. December 1848 herbeigeführten Veränderung, auf dem Gebiete der Verfassung der Kirche für nothwendig erachten.

Indem wir dieser Aufforderung gehorsamst entsprechen, bemerken wir zuvörderst, daß ein großer Theil der Fragen, welche in der dem Schreiben Ew. Excellenz beigefügten Denkschrift aufgestellt worden sind, uns nicht veranlassen kann, in ihre Beantwortung einzugehen. Diese Fragen beziehen sich auf die Composition einer zu berufenden General-Synode oder constituirenden Versammlung. Da wir nun nach unserer innigsten Überzeugung uns gegen die Berufung einer solchen erklären müssen, so werden wir durch diese Fragen nicht berührt.

Wir beginnen mit der Darlegung der Gründe für die so eben ausgesprochene Überzeugung von der Unzweckmäßigkeit einer sofort zu berufenden General-Synode.

Nach dem herrschenden Geiste würde die Berufung einer General-Synode einen mächtigen Sturm herausbeschwören, wenn dieselbe nicht auf demokratischen Grundlagen ruhte. Würde sie aber auf solche basirt, so würde die Kirche in ihrem innersten Wesen verletzt werden. Eine wirkliche Repräsentation der Kirche kann nur aus solchen Mitgliedern derselben bestehen, die von ihrem Geiste besonders kräftig durchdrungen sind. Wie wäre es aber wohl möglich, daß diese wirklichen und würdigen Repräsentanten auf dem Wege der Urwahlen herausgefunden würden, die von einer unorganisirten, zum großen Theil in einem rein äußerlichen Verhältnisse zur Kirche stehenden Menge vorgenommen werden?

Unsere Kirche befindet sich im Besitze theurer und edler Güter. Sie hat sich bis jezt das Kleinod der reinen Lehre und des Glaubens an das Wort Gottes bewahrt. Es würde nicht zu verantworten seyn, wenn man die Entscheidung darüber, ob diese Güter zu erhalten seyen oder nicht, von den Majoritätsbeschlüssen einer aus Urwahlen hervorgehenden Versammlung abhängig machte. Die Meinung, daß man das Bekenntniß der Kirche sicher stellen könne, indem man es der Cognition der sogenannten General-Synode entziehe, würde durch den Erfolg bald widerlegt werden. Denn sobald man die General-Synode als die wirkliche Repräsentation der Kirche anerkennt, so verliert damit die Berechtigung, ihr Schranken zu setzen. Sie hat dann keine anderen Schranken, als die in der Natur der Sache lie-

genden, und wenn sie sich über diese hinwegsetzt, so kann nichts die Zerstörung aufhalten.

Die Kirche ferner hat nicht erst „aus sich selbst eine Verfassung zu erzeugen,“ sondern sie besitzt bereits eine solche; sie ist nicht ein Chaos, sondern sie bildet, so viel man auch an ihrer Organisation auszufehen haben mag, einen lebendigen Organismus. Dieser Organismus würde durch die Berufung einer aus Urwahlen zusammengesetzten Versammlung zerstört werden. Die kirchlichen Behörden würden ihre Autorität verlieren, und es würde ein Prozeß der Auflösung und Zersetzung eintreten, der um so verderblicher wirken würde, da mit Sicherheit vorausgesehen werden kann, daß der neue Bau, den man, in einer Zeit, die das Zerstören viel besser versteht als das Aufbauen, an die Stelle des alten zu setzen gedenkt, von keinem Bestande seyn wird.

Unsere Kirche ist von Parteeungen zerrissen, und zwar sind die Gegensätze nicht bloß solche, wie sie zu allen Zeiten in der Kirche vorgekommen und von ihrem Bestehen unabtrennbar sind, sondern sie beziehen sich zum großen Theile auf die Substanz des Glaubens selbst. Wir müssen dringend wünschen, daß diese Gegensätze nicht zu äußeren Spaltungen führen, in der Hoffnung, daß dereinst der Geist des Glaubens, im Bunde mit einer von ihm besetzten, in dem Worte Gottes wurzelnden und nur von ihm abhängigen Wissenschaft, noch wieder das Ganze durchbringen und das Getrennte einen werde. Die erste Bedingung der Erfüllung dieses Wunsches aber ist, daß es vorläufig und bis diese einmüthige Rückkehr zum Glauben stattgefunden, nicht zur Berufung einer General-Synode komme. Was das innerlich Getrennte bisher zusammengehalten hat, ist besonders die Pietät gegen das Bestehende. Wird dies in seinen Fundamenten erschüttert, unternimmt man es, einen ganz neuen Bau aufzuführen, so wird die Kirche nach allen vier Winden auseinanderstieben. Es ist unmöglich, daß sich die Parteien über den Neubau verständigen. Es kann nicht anders erwartet werden, als daß sich diejenigen, welche in der constituirenden Versammlung in der Minorität bleiben, absondern und die Bildung eigener Kirchengemeinschaften versuchen. Bei dem herrschenden Geiste der Subjektivität, der hier seine Schattenseiten hervortreten lassen würde, wird das Princip der Separation, wenn es einmal zur Herrschaft gelangt ist, nicht ruhen, bis es Alles zerlegt und in Atome aufgelöst hat. Bei der eingetretenen Verwirrung wird es kaum möglich seyn, das Kirchengut gegen die Angriffe der Habgucht zu sichern. Die Folgen der Zersplitterung würden bei uns weit verderblicher seyn, wie in Amerika, wo ein Geist nationaler Frömmigkeit vor dem Außersich Bewahrt.

Müssen wir uns also entschieden gegen die Berufung einer constituirenden Versammlung erklären, so liegt darin schon, daß wir im Ganzen und Großen für die Erhaltung des bestehenden Organismus der Kirche sind. In ihr erblicken wir, bei allen unlängbaren Mängeln des Bestehenden, welches für die ideale und

letzte Gestaltung der Kirche zu halten uns nicht beifällt, den schützenden Damm gegen die wilden Wasser der Revolution, die sich sofort auch über die Kirche ergießen würden, wenn man dort einen völligen Neubau versuchte; den schützenden Damm gegen die Wühlereien derjenigen, die dem Geiste der Kirche entfremdet sind, und die sofort von dem politischen Gebiete, auf dem sie jetzt noch beschäftigt sind, auf das kirchliche herüberzögen würden, wenn ihnen dort freier Spielraum und Aussicht des Gelingens geboten würde, um so mehr, da sie wohl erkennen, daß sie ohne Auflösung der Kirche, die nie ihres politischen Wahlspruches: Jedermann sey unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, vergessen wird, unmöglich ihr letztes Ziel auf dem politischen Gebiete erreichen können.

Indessen kann es keinem Zweifel unterworfen seyn, daß im Angesichte des vorliegenden Umschwunges der Dinge das Princip der Erhaltung des Bestehenden nur unter Beschränkungen durchgeführt werden kann, und daß eben so durch die gegenwärtige Lage der Dinge die Bildung gewisser neuer Institutionen verlangt wird.

Was das Erstere betrifft, so ist die Fakultät einstimmig in der Anerkennung, daß die bereits erfolgte Erhebung der geistlichen Abtheilung des Ministerii Ew. Excellenz zu der Würde einer selbstständigen kirchlichen Oberbehörde durch die in der Verfassung proklamirte Trennung der Kirche vom Staate unbedingt geboten war; einstimmig auch in dem Wunsche, daß baldmöglichst dem hier anerkannten Princip noch vollständiger Folge gegeben werde, daß die kirchliche Behörde auch einen kirchlichen Namen erhalte, daß die Betheiligung der Staatsbehörde bei Besetzung der Stellen in derselben wegfalle, daß überhaupt die kirchlichen Angelegenheiten, welche noch von Staatsbehörden verwaltet werden, an die kirchlichen Behörden übergehen. Einverstanden sind wir auch in dem Wunsche, daß die Consistorien in eine nähere Verbindung mit der obersten kirchlichen Behörde gesetzt, und daß allgemeine Maßregeln etwa in jährlichen Versammlungen der letzteren beraten werden, an denen außer den Räten auch Delegirte der Consistorien theilnehmen.

Dagegen ist ein Punkt geblieben, bei dem es der Fakultät nicht gelungen ist, sich zu einigen. Die bisherige Stellung der evangelischen Landesfürsten in der Kirche wird von der einen Seite als ferner unhaltbar angesehen. Nach dieser von Dr. Neander, Dr. Twisten und Dr. Nitzsch vertretenen Ansicht beruhte diese Stellung bisher darauf, daß der Staat ein christlicher, näher ein evangelischer war. Das Oberhaupt eines religions- oder wenigstens confessionslosen Staates könne unmöglich ferner eine Stellung bekleiden, welche auf der entgegengegesetzten Voraussetzung basirt sey. Daß mit der Änderung des Staatsprincipes die Fortdauer der kirchlichen Stellung unverträglich sey, sey bei uns auch durch die Erklärungen der Organe des Königs anerkannt, so daß es vergeblich sey, halten zu wollen, was von dorthen schon aufgegeben worden. Eine zweite Voraussetzung des landesherrlichen Episcopates sey die Machtfülle seiner Träger, wodurch sie in den Stand gesetzt werden, der Kirche kräftig zu dienen. Auch diese Voraussetzung sey jetzt großentheils geschwunden. Dazu komme, daß die fast unvermeidliche Rücksicht auf die Kammermajoritäten und die politischen Stimmungen des Volkes es fast unmöglich machen

werde, daß das landesherrliche Kirchenregiment im Geiste der Kirche geführt werde. Endlich würde die katholische Bevölkerung sich mit aller Macht dagegen erheben, daß der Landesherr, an den alle Unterthanen gleichen Anspruch haben, noch in einem besonderen Verhältniß zu den evangelischen Unterthanen stehe, und auch außerdem würde das Fortbestehen dieses Verhältnisses manche Verwickelungen herbeiführen und die schon so schwierige Lage der Fürsten noch schwieriger machen.

Von der anderen Seite dagegen (Dr. Strauß und Dr. Hengstenberg) wird die Aufgebung des Verhältnisses der evangelischen Landesherren zur Kirche für höchst bedenklich und gefährlich gehalten. Man könne von dem Bestehenden wohl, ohne dasselbe zu erschüttern, die eingedrungenen fremdartigen, territorialistischen Elemente absondern, ja es müsse dies geschehen, um dasselbe zu befestigen. Aber unmöglich sey es, ein ursprüngliches und zwar das vorzüglichste Glied von dem bestehenden Organismus abzulösen, ohne denselben tödtlich zu verletzen. Die Consistorien, die man immer als Diener des landesherrlichen Kirchenregiments angesehen, würden haltlos in der Luft schweben, wenn ihnen diese Grundlage ihrer Autorität genommen worden. Die Pietät, welche der eigentliche Halt des Bestehenden sey, concentrirte sich in der Person des Königs, dessen bürgerliche Stellung der Kirche zu Gute komme. Der ganze Reichthum dankbarer geschichtlicher Erinnerungen liege nur auf dieser Seite. Auch was die Behörden Gutes gethan, werde ihr zugerechnet. Zudem, wenn man von dem bestehenden Organismus ein so wichtiges Glied abschneide, so fordere man die Kritik in Bezug auf das übrig Bleibende heraus. Dies biete so manche Schwächen dar, daß es vor ihrem Richterstuhle kaum bestehen werde, sobald überhaupt das Princip aufgegeben sey, das Bestehende als solches zu erhalten. Endlich gar Manche, die bis dahin nur dadurch der Kirche erhalten worden seyen, daß sie in dem Bestehenden Gottes Ordnung erblickten, in die sie ohne ihr Zuthun hineingestellt sind und aus der sie nicht auf eigene Hand her austreten dürfen, würden in dieser capitalen Verletzung des Bestehenden eine Aufforderung finden, sich auch von dem Reste desselben loszumachen. — Den Gründen gegen das Fortbestehen des landesherrlichen Kirchenregiments könne keine entscheidende Bedeutung beigelegt werden. Dem Haupteinwande liege die Ansicht zu Grunde, daß die evangelischen Landesherren das Kirchenregiment als Landesherren geführt haben. In Bezug auf die Begründung des landesherrlichen Kirchenregiments haben aber von jeher verschiedene gleichberechtigte Ansichten in der Kirche stattgefunden. Das Feststehende sey nur die Thatfache selbst, die nicht auf Grund einer Theorie, sondern im Drange der Zeitumstände in's Leben getreten sey, und die man sich nachher auf mannigfache Weise zurechtgelegt habe, und es frage sich, ob diese Thatfache eine Auffassung zulasse, wonach ihr Fortbestehen auch nach der beklagenswerthen Proclamation der Religionslosigkeit des Staates nicht unvernünftig sey. Biete sich eine solche Auffassung dar, so werde dies zur Rechtfertigung hinreichen, wenn sich auch andere Einrichtungen denken lassen, welche der Idee mehr conform seyen. Denn „Nothbischöfe,“ wie die evangelischen Fürsten schon in der Zeit der Reformation genannt worden, seyen sie gewiß in keiner Zeit mehr gewesen, wie in der

jetzigen. Gehe man nun nur davon aus, daß der Landesherr nicht als Landesherr, sondern nur weil er Landesherr sey, die Spitze des Kirchenregiments bilde, ferner, daß er nur als Glied der Kirche die Würde bekleide und durch die Übernahme derselben sich verpflichte, die Kirche nach ihren eigenen Grundfätzen regieren zu lassen, so würde zwischen der bürgerlichen und der kirchlichen Stellung des Königs um so weniger ein unvereinbarer Widerspruch seyn, da auch bei den Unterthanen der Charakter eines Bürgers des religionslosen Staates den eines gläubigen Gliedes der Kirche nicht ausschliesse. Die angezogenen Erklärungen der Organe des Königs lassen sich auch in einem anderen Sinne deuten, und seyen bei weitem nicht klar und bestimmt genug, daß man eine so wichtige Entscheidung als durch sie gegeben annehmen könnte; sie seyen zudem nur von den staatlichen Organen des Königs gegeben, denen man auf diesem Gebiete die Competenz bestreiten müsse; endlich könne ein solches Verhältniß nicht durch einseitige Erklärung gelöst werden. Es führe nicht bloß Rechte mit sich, sondern auch heilige Pflichten, von deren Erfüllung sich in Zeiten der Noth und Gefahr zu dispensiren, sehr unrecht seyn würde. — Gegen den zweiten Einwand wurde bemerkt: *membrum praecipuum ecclesiae* sey der König noch fortwährend. Wie auch seine Macht beschränkt sey, so sey doch in der Kirche Niemand, der ihr größere Dienste erzeigen könne; Niemand, dessen kirchliche Suprematie so wenig den Neid herausfordere; Niemand, der so wenig Versuchung habe, sich seiner Würde zu überheben und auf sie etwas einzubilden; Niemand, dem es so nahe gelegt sey, sie nur als einen Dienst zu betrachten. — Gegen den dritten Grund: Es müsse allerdings eingeräumt werden, daß Gefahr vorhanden sey, der König werde sich in Regierung der Kirche durch politische Rücksichten bestimmen lassen. Aber diese Gefahr sey weit geringer wie die auf der anderen Seite drohende einer gänzlichen Zerrüttung. Auch das beste Kirchenregiment, wie wir unter den vorliegenden Umständen gar nicht hoffen dürften es zu erhalten, würde doch durch die Rücksicht auf die glaubenslose Menge in der Kirche den mannigfachsten Schwankungen ausgesetzt seyn. Ubrigens bilde die Spitze des Kirchenregiments nicht der König für sich allein, sondern der König im Zusammenhange und Einverständnis mit einer rein kirchlich herzustellenden Oberbehörde, und in dem Zusammenhange mit dieser, als der Trägerin des kirchlichen Principis, sey eine schützende Macht gegeben gegen die befürchteten Einflüsse. Daß dies Verhältniß des Königs zu der obersten kirchlichen Behörde rechtlich geordnet werde, sey freilich dringend zu wünschen. — Endlich, die Unzufriedenheit der katholischen Bevölkerung würde nach Einführung der constitutionellen Verfassung, durch welche die Macht und Befugniß des Königs nach allen Seiten eingeschränkt sey, weit weniger Veranlassung haben, wie während der Dauer des absoluten Königthums. Sollte sie dennoch stattfinden, so würde sie zurückgewiesen werden müssen als ein ungerechter Eingriff in die individuelle Freiheit des Königs, der, wenn ihm solche benommen würde, tiefer stehen würde als jeder seiner Unterthanen. Daß die kirchliche Stellung der Landesfürsten manche Schwierigkeiten und Verwickelungen mit sich führe, sey allerdings nicht zu läugnen. Aber wegen derselben könne dieser erhabene Beruf von den Fürsten

nicht aufgegeben werden, ohne daß sie erröthen müßten vor dem Beispiele der ersten Träger dieser Würde und Würde in der Zeit der Reformation, die unter großen Gefahren sie übernommen. Diese Würde befinde sich in ihren Händen als ein heiliges Depositum, welches anders als in die jetzt nicht vorhandenen rechten Hände ausliefern, sie schwerer Verantwortung aussetzen würde.

Was die Hineinbildung neuer Institutionen in den bestehenden Organismus betrifft, so stimmte die Fakultät darin überein, daß es eine durch die Zeit gestellte Aufgabe sey, die Gemeinden zu organisiren. Bei den mannigfachen Stürmen, welche der Kirche drohen, wird die Vertretung der Gemeinden durch den Geistlichen nicht genügen. Es wird aus den Gemeinden heraus eine schützende Macht gebildet werden müssen, welche mit dem Geistlichen vereint sich allen Versuchen entgegenstellt, der Kirche ihre höheren und niederen Güter zu rauben, Spaltungen in sie einzuführen, die Schule zu verweltlichen. Bei der in Aussicht gestellten Aufhebung des Patronats ist es dringend nothwendig, daß die Gemeinde organisirt werde, um das Wahlrecht ausüben zu können. Endlich, die Zeit fordert dazu auf, daß in der Vorsehung für die Armen und in der Pflege der Kranken die Kirche durch ihre förmlich bestellten Organe sich thätiger beweiße als bisher. Auch das erkennt die Fakultät als wünschenswerth, daß aus den also gebildeten Kirchenvorständen (der Name der Presbyterien dürfte zu vermeiden seyn, weil er einmal als eigenthümlich reformirt gilt, oder, wenn er auf die Schrift zurückgeführt wird, zu unzulässigen Anforderungen und Ansprüchen, namentlich zur Verkennung der Stellung der Geistlichen verleiten kann) Deputirte zu den bereits bestehenden Kreis-Synoden abgesandt werden.

Jedoch fand insofern eine Differenz innerhalb der Fakultät statt, als diejenigen Mitglieder, welche sich für die Beibehaltung des landesherrlichen Episkopates erklärt hatten, der Überzeugung waren, daß nur unter Voraussetzung derselben die Ausbildung solcher Institutionen gefahrlos und heilsam seyn könne. Bei den in der Zeit herrschenden demokratischen Tendenzen und bei dem natürlichen Streben, welches jedes Verfassungselement besitze, sich in sich zu vollenden und nicht zufrieden zu seyn mit einer einzelnen ihm zugewiesenen Sphäre, endlich bei dem zu erwartenden Drängen ehrgeiziger Charaktere auf die Verwirklichung des presbyterialen Principis in den höheren Kreisen, welche ihrem Ehrgeize eine reichere Befriedigung versprechen, könne nur ein kräftiges Kirchenregiment der Gefahr entgegentreten, daß gar bald das gefährliche Ubel einer constituirenden Versammlung oder sogenannten General-Synode aus diesen Anfängen hervorgehe. Werde aber das landesherrliche Kirchenregiment beseitigt, so werde das Bestehende nicht die Kraft haben, diesen Anläufen zu widerstehen, sondern bald haltlos zusammensinken.

In Bezug auf die aufzustellenden Bedingungen der Wählbarkeit für die Kirchenvorstände war die Fakultät einstimmig der Ansicht, daß außer Selbstständigkeit und Unbescholtenheit, auch Theilnahme an Gottesdienst und Abendmahl und die Erklärung, daß man im Glauben der Evangelischen Kirche stehe, unerlässlich seyen, weil die Kirche nicht solchen, die ihr fremd sind, ihre Ämter anvertrauen kann. Eben so stimmte die Fakultät darin überein, daß der Idee nach auch die Wahlberechtigung von denselben Be-

Dingungen abhängig seyn müsse, daß es widersinnig sey, daß Rechte in der Kirche von Anderen ausgeübt werden, als die in der That und Wahrheit ihre Glieder seyen. Von der einen Seite aber zweifelte man, ob diese ideellen Anforderungen in Bezug auf die Wahlfähigkeit Angesichts der wirklichen Zustände der Kirche geltend gemacht werden könnten, war aber der Ansicht, daß man mindestens außer bürgerlicher Selbstständigkeit und Unbescholtenheit, die erste Communion verlangen müsse und daß kein offener Akt der Losagung von dem Grunde der Evangelischen Kirche vorliege. Die andere Seite erklärte, daß wenn man meine, die eigentlich kirchlichen Qualifikationen der Wähler fallen lassen zu müssen, und somit jede Garantie für ein glückliches Resultat schwinde, dann auch jedenfalls den zu Erwählenden kein Einfluß auf die innerlichen Angelegenheiten der Kirche (z. B. die Kirchenzucht) zu gestatten, vielmehr der Wirkungskreis der Kirchenvorstände auf das rein Äußerliche, Verwaltung des Kirchenvermögens, materielle Sorge für die Armen und Kranken u. s. w. zu beschränken sey. Daß man bloß die Wählbarkeit an Bedingungen knüpfe, damit würde wenig geholfen seyn, da unkirchliche Wähler und Gewählte sich an diese Bedingungen wenig kehren und die Behörden nur in seltenen Fällen im Stande seyn würden, wegen des Fehlens derselben den Gewählten die Bestätigung zu verweigern.

In Bezug auf den Wahlmodus der Kirchenvorstände ist die Fakultät der Ansicht, daß hier nicht von vorn herein allgemeine, bindende Verfügungen zu erlassen seyen. Nur das scheint uns erforderlich, daß eine bestimmte Frist gesetzt werde, bis zu der in jeder Gemeinde ein von derselben anerkannter Kirchenvorstand vorhanden seyn muß, und daß ein Wahlmodus vorgeschrieben werde, der überall da zu befolgen ist, wo man nicht auf andere Weise zum Ziele gelangen kann. Innerhalb dieser Gränzen dürfte allem demjenigen freier Spielraum zu lassen seyn, was die Geistlichen, nach sorgfältiger Erörterung der Sache auf den Kreis-Synoden, in Erwägung der besonderen Verhältnisse ihrer Gemeinden und nach ihrer verschiedenen Stellung zu denselben für heilsam erachten.

Berlin, den 20. März 1849.

Die theologische Fakultät.

Dr. Hengstenberg. Dr. Reander. Dr. Ewesten.

Dr. Nitzsch. Dr. Strauß.

Zur Eschatologie.

(Fortsetzung.)

Zunächst wäre die ethische Aufgabe des Menschen, wie sie hier gefaßt ist, nämlich die Erneuerung und Ausbildung eines adäquaten Organismus für den Geist statt des irdischen Leibes, näher in's Auge zu fassen. Wir sind ihr schon vorhin insofern näher getreten, als wir zur Erläuterung darauf aufmerksam machten, daß diese Aufgabe von dem Inneren ausgehen, folglich dieses selbst zuerst anfassen müßte, um dadurch auch den äußeren Organismus zu verinnern. Zu der gegenseitigen Ausbildung würde daher nichts so sehr gehören, als daß das Innere auf sich und auf das Äußere zumal förderlich einwirke, um alsdann auch wieder von dem Äußeren Förderung und Hebung zu erfahren. Darin

besteht eben die dem Menschen selbst befohlene Selbstschöpfung und Selbsterlösung, ein Prozeß, der durch die Sünde gestört, durch die Erlösung von neuem vermittelt worden ist. Nach dieser Seite meinen wir die vernommene Vorstellung nicht zu alteriren, wenn wir sie wie die eigene behandeln, und mit unseren Worten ausdrücken. Wir können sagen: „Die Aufgabe des Menschen ist, den Anfang des Geschaffenseyns zu negiren und aufzuheben: in dieser Aufhebung besteht der wesentliche Fortschritt des Menschen;“ *) ein Prozeß, der durch die Sünde nicht zerstört, aber gestört, durch die Erlösung wieder hergestellt worden ist. **) Wir sagen ferner: „Mit der fortschreitenden Entwicklung des endlichen Geistes wird Schritt für Schritt auch die Natur erhoben und verklärt, indem die Seele den Leib und das Innere das Äußere zu durchdringen berufen ist.“ ***) — Wir sagen ausführlicher: „Der Mensch ist geschaffen! Damit ist gesagt, daß dem Menschen nicht allein das Insihseyn, oder der Geist, sondern auch das Äußerliche, das Organ der Äußerung und Realisation, unmittelbar gegeben ist, mit der Bestimmung, die unmittelbar gegebene Einheit des Inneren und Äußeren zu vermitteln, den Leib als sein Äußeres der Seele als seinem Inneren, aber auch die Seele dem Leibe selbst anzuzeigen. Wie aber der Mensch in sich selbst das doppelte Verhältniß hat, daß er nicht allein ein immanentes Ganzes für sich, sondern auch das persönliche Glied eines Ganzen, als seines Begriffs, ist, so hat er auch in Beziehung auf die ihm unmittelbar gegebene, aber erst von ihm zu vermittelnde und zu reproducirende Äußerlichkeit das doppelte Verhältniß, daß ihm ein doppelter Leib gegeben ist, nämlich jedem Einzelnen, als einem Einzelnen, ein Leib für sich selbst, als die vorabgegebene Äußerlichkeit seiner Individualität, damit er darin sich selbst zur Unterscheidung von allen anderen Gliedern der Menschheit ausprägen und äußern soll, und zweitens allen Gliedern der Menschheit ein gemeinschaftlicher Leib, als die vorabgegebene Äußerlichkeit der ganzen Menschheit zu gemeinsamer Herrschaft und Durchbringung u. c. u.“ ****) Das Princip dieses ganzen, dem Menschen anvertrauten Entwicklungsprozesses ist mithin kein anderes, als — die Übermacht des Geistes; und dies ist auch das Princip der Erlösung. †) So ist auch das Ich die Energie des Leibes. ‡) Darauf ruht insbesondere die Unsterblichkeit, die Auferstehung des Fleisches, die Verklärung der Erde. Alle drei Stadien der Entwicklung gehören recht eigentlich zur sittlichen Aufgabe des Menschen, hiemit zur Ethik. Selbst das Erkenntniß dieser dreifachen Aufgabe ist kein einseitiger Verstandesakt, sondern der Anfang zur Realisation durch die Erhebung des Willens. ††). Die Realisation ist vom Anfang an durch den Erlöser, als den Menschensohn, möglich gemacht und angebahnt. Darum ist auch zur Vollendung die sichtbare Wiederscheinung des Erlösers mit den Erlöseten verheißen. „Das Ziel der Erlösung ist die Auferstehung. †††) Hiemit ist wiederum die Idee der sittlichen Aufgabe des Menschen näher bezeichnet, erläutert und begründet. So weit können wir uns auch zu der vorstehenden Auseinandersetzung bekennen; aber unser Einverständnis geht auch noch weiter.

(Fortsetzung folgt.)

*) Beiträge zur spekultativen Philosophie von Gott und dem Menschen und von dem Gottmenschen. Von E. F. Gölchel. Berlin, Duncker u. Humblot, 1838. S. 198. „Der wir beziehen uns lieber auf die ganze Abhandlung: „Der Sündenfall und die Erlösung“ S. 191 — 236.

) Ebendas. S. 209. 211. *) Ebendas. S. 203. ****) Ebendas. S. 208. †) Ebendas. S. 212. ††) Ebendas. S. 213. †††) Ebendas. S. 215. ††††) Ebendas. XVI. S. 191 — 231.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 14. April.

N^o 30.

Zur inneren Mission.

Seitdem in den letzten Nummern dieser Blätter von der inneren Mission die Rede gewesen, hat sich auf diesem Gebiete manches Neue entwickelt. Der Centralausschuß für die innere Mission der Deutschen Evangelischen Kirche hat in den fliegenden Blättern des Rauhen Hauses sein Programm und Statut veröffentlicht. Zu dem Hamburger Verein für innere Mission sind verwandte Bestrebungen an anderen Orten, in Stettin, Bremen, in Hörter an der Weser, und besonders in Berlin hinzugekommen. Endlich hat, was wohl eine besondere Beachtung verdient, die General-Synode der Bairischen Kirche zu Ansbach die innere Mission als eine Aufgabe und eine Arbeit der Kirche anerkannt.

Wir sind nicht davon unterrichtet, ob und welche unmittelbar praktische Folgen sich an diesen Beschluß der General-Synode knüpfen werden. Aber die bloße Thatsache, daß eine in Bekenntniß und Verfassung so festgegründete Landeskirche, wie die in Baiern, die innere Mission als ein ihr zugehöriges Lebensgebiet anerkennt und aufnimmt, erscheint nicht allein für die lebensvolle Beschäftigung dieser Kirche selbst, sondern auch für die Legitimation der inneren Mission überhaupt, als einer kirchlichen Arbeit, über die Gränzen dieses Landes hinaus, von großer Bedeutung. Wir zweifeln nicht, daß andere Kirchen diesem Beispiele folgen werden.

Auf der Tagesordnung der am 17. März zusammengetretenen Provinzial-Synoden Rheinlands und Westphalens findet sich auch „die innere Mission“ verzeichnet, und diese Kirchen, die bisher schon den einzelnen Zweigen christlicher Liebesarbeit, wie sie in den verschiedenen Anstalten und Vereinen innerhalb ihrer Gebiete, und über diese hinaus, sich darlegten, ihre warme Theilnahme gezeigt haben, werden nicht ansehen, nun auch die Gesamtheit dieser Arbeiten, wie sie der Ausdruck: „Innere Mission“ bezeugt, als einen Beruf, Aufgabe und Eigenthum der Kirche zu beglaubigen.

Wenden wir uns von dort nach anderen Gegenden Deutschlands und vornehmlich nach den östlichen Provinzen des Preussischen Staats, so stehen hier einer gleich von vorn herein zu knüpfenden organischen Verbindung zwischen den mehr und mehr sich entfaltenden inneren Missionsthätigkeiten und der Kirche vielfach eigenthümliche Schwierigkeiten im Wege. Der Grund davon liegt nicht in einer dem Gedanken der inneren Mission anhaftenden fehlerhaften Richtung, und eben so wenig in dem Gelüsten derer, die das Werk treiben. Es fehlt nicht an bestimmten Zeugnissen, daß die innere Mission sich gründen will auf den Grund der Kirche, sich hineinleben in das Leben der Kirche. Als

Wichern im verflossenen Jahre nach Wittenberg ging, war dies sein eigentlicher Zweck, die Kirche zur Erbin dessen einzusetzen, was er und seine Freunde bis dahin in der inneren Mission gearbeitet hatten, und er hat es als den höchsten Gewinn und als die freudigste Hoffnung gepriesen, daß von dort ein starkes Zeugniß der Kirche ausging für das von ihm Gepflanzte und im Geiste Geschaute. In gleicher Weise tritt uns auch der aus der Wittenberger Conferenz hervorgegangene Centralausschuß entgegen. In dem Programm, das wir nur als den Vorläufer einer umfassenderen Denkschrift zu betrachten haben, wird die Kirche als die Mutter, die innere Mission als ihre Dienerin bezeichnet. Die innere Mission, heißt es dort weiter, sucht in ihr, der Kirche, mit ihr, für sie das, was bis dahin fern vom Geiste des Lebens der Kirche geblieben, oder ihm untreu geworden, oder gar sich zum Kampfe wider sie gerüstet hat. Sie will das von Gott gesetzte Amt, sei es das der Predigt, der Zucht, der Seelsorge oder der Diakonie, gewahrt wissen gegen jede Beeinträchtigung, und anerkennt keine angebliche innere Missionsthätigkeit, die irgend wie das Gemeindeamt in Entfaltung seiner Kräfte hemmen, stören oder gar aufheben und so die Gemeindeglieder oder von ihrer gesunden Durchbildung ablenken wollte. Ferner in §. 1. der Statuten: „Die innere Mission umfaßt nur diejenigen Lebensgebiete, welche die geordneten Ämter der Evangelischen Kirche mit ihrer Wirksamkeit ausreichend zu bedienen nicht im Stande sind, so daß sie diesen in die Hände arbeitet und in demselben Maße ihre Aufgabe für gelöst ansieht, als die Wirksamkeit des kirchlichen Amtes sich erweitert.“ Eben so wenig liegt in dem Wesen der Evangelischen Kirche etwas, das der inneren Mission ihrer Natur nach feindlich entgegenstünde. Wer darüber noch bedenklich wäre, wolle von den tausend Zeugnissen aller Zeiten nur das oben gedachte neueste, das Zeugniß der Bairischen Kirche, beherzigen. Wohl aber liegt in den äußerlichen, thatfächlichen Zuständen, in denen die Evangelische Kirche vieler Orten sich dormalen befindet, etwas, das ein Zusammenfallen der inneren Missionsthätigkeit mit den in der Organisation der Kirche eingereichten Thätigkeiten und Kräften in größerem oder geringerem Maße zur Zeit erschwert oder verhindert.

Wir erkennen den bestehenden Organismus der Kirche in den östlichen Provinzen Preussens nicht allein in seiner vollen Berechtigung an, sondern wir erachten ihn auch als einen solchen, der ohne einen Umsturz seiner gegebenen Grundlagen, durch freie Herausbildung neuer Organe zu einem alle Lebensgebiete der Kirche umfassenden und sie durchdringenden Ganzen zu erwachsen, vollkommen befähigt ist. Aber wir müssen auch eben so bestimmt behaupten, daß derselbe, abgesehen von einzelnen, durch

glückliche Lokalverhältnisse und besonders begabte Persönlichkeiten getragenen Ausnahmen, im Großen und Ganzen nicht ausreichend gerüstet ist, um den Kampf mit der Welt, den die Kirche allezeit zu führen hat, überall siegreich zu bestehen. Gegenwärtigen wir uns allein, welche gewaltige Kräfte die neueste Zeit in der freien Presse und in der freien Association entbunden hat, und wir werden es uns nicht verhehlen können, daß die Kirche in ihrer alten Organisation diesen Mächten gegenüber sich in einer ähnlichen Lage befindet, wie die Heere der alten Schule gegenüber der neuen Kriegeskunst eines Napoleon sich befanden. Die Kirche ist in ihrer gegenwärtigen Einrichtung und Verfassung nicht im Stande, diese Erfindungen der Neuzeit in dem Maße in Bewegung zu setzen, als es im Dienst der Sache des Herrn geschehen muß; die Erweiterung ihrer Einrichtungen aber zu einer größeren Fülle und Beweglichkeit ist eine Aufgabe, deren Zeitdauer nicht nach Tagen und Stunden voraus berechnet werden kann. Inzwischen darf dem Feinde nicht das ganze Land stillschweigend überlassen werden. Es muß gekämpft werden im Dienst der Kirche, für die Kirche, mit der Kirche; es muß gekämpft werden auf beiden Gebieten, der geistlichen und der leiblichen Noth; und ob auch tausendmal geschlagen — wir können, wir dürfen es ja nicht lassen. Wer nur eine Schleuder hat, gehe, wie David dem Goliath, im Namen des Herrn furchtlos dem Feinde entgegen; wem aber bessere Rüstung zu Gebote steht, der wolle Gott nicht versuchen, sondern waffne sich mit aller Kunst und Einsicht.

Die Noth des Volkes schreit zum Himmel. Die Kirche möchte helfen und retten, aber sie kann es nicht allerwegen, wie sie es möchte. Da tritt die innere Mission herzu, nicht als eine neue und fremde Macht, sondern Fleisch und Bein von dem Fleisch und Bein der Kirche. Sie will nicht für sich erobern, sondern für die Kirche. Sie sieht im Geiste die Wiedererhebung der Kirche und ihren Sieg, und es treibt sie, der Kirche voranzugehen und vor ihr her zu predigen den neuen geistlichen Kreuzzug wider den Unglauben und wider die Selbstsucht.

Aus der Natur der inneren Mission und ihres Wirkens ergibt sich von selbst, daß sie nicht überall ein gleichmäßig geltendes Gesetz ihrer Verfahrungsweise aufstellen will und kann. Bewußt ihres Verhältnisses zur Kirche, wird sie, wo sie die Kirche lebendig und gegliedert findet, wie es die Kampfweise der Neuzeit fordert, nicht nur von vorn herein mit ihr Hand in Hand gehen, sondern auch mehr und mehr in sie aufzugehen trachten. Wo aber dies nicht der Fall ist, darf sie nicht müßig am Markt stehen und warten, bis die Kirche neue Organe und Kräfte gewinne, sondern muß zugreifen im Namen des Herrn und gewiß seyn, was sie der Geringsten einem thut, das hat sie dem Herrn gethan.

Wir thun daher der inneren Mission Unrecht, wenn wir sie nach einem einzelnen Werk oder einem einzelnen ihrer Versuche beurtheilen. In einer der früheren Nummern dieser Blätter ist auf den in Hamburg entstandenen Verein für innere Mission hingewiesen worden; man hat supponiert, daß dieser Verein als Muster und Vorbild für die im Gebiete der inne-

ren Mission von dem Centrausschuß anzuregenden Thätigkeiten gelten solle, und man hat davon Ursach genommen, vor Wucherbildungen an dem organischen Leben der Kirche zu warnen. Wir kennen den Hamburger Verein und die dort obwaltenden Verhältnisse nicht aus eigener Anschauung; wir glauben uns daher auch des Urtheils darüber enthalten zu müssen, warum man dort grade so und nicht anders verfahren ist. Lassen wir dem individuellen Bedürfnisse und der individuellen Freiheit ihr Recht. Aber die Aufstellung einer allgemeinen Regel war weder bei der Gründung dieses Vereins, noch bei den über seine Entstehung gegebenen weiteren Mittheilungen beabsichtigt. Die kleine Druckschrift des Vorsitzenden des Centrausschusses über jenen Verein sollte vielmehr, wie sie ausdrücklich erklärt, nur den von Wichern am 7. Januar in Berlin gehaltenen Vortrag, einem vielfach geäußerten Wunsche gemäß, ergänzen, und keineswegs, wie gleichfalls darin bemerkt worden, die in Hamburg getroffenen Einrichtungen als allgemeines Musterbild aufstellen. Die innere Mission hat daher auch, nach der ihr gebührenden Freiheit, anderwärts in anderen Formen sich zu entwickeln begonnen. So meldet eine der neuesten Nummern der fliegenden Blätter das Entstehen eines Vereins für innere Mission in Hörter, welchem gleich von vorn herein die ganze evangelische Gemeinde mit ihren Geistlichen und Pflägern sich angeschlossen hat, so daß hier die Vereinsbildung nicht als ein neben der Kirche und Gemeinde aufschießendes Gewächs sich darstellt, sondern wie der Anbruch eines neuen Erzganges in demselben Bergwerke und mit derselben Knappschaft. Ähnlich in Berlin. Hier haben vor Kurzem, nachdem Wichern selbst in wiederholten Vorträgen die Nothwendigkeit der inneren Mission vor größeren Kreisen dargelegt, eine Zahl von Männern, die theils schon vorher in verschiedenen Arbeitsfeldern thätig gewesen, theils neu erwärmt worden sind für den Dienst der inneren Mission, nach den einzelnen Parochien der Stadt und unter Mitwirkung der geordneten kirchlichen Aemter, sich zu Parochialvereinen für die innere Mission zusammengeschlossen, um in den einzelnen Gemeinden das Werk nach allen Richtungen hin zu treiben. Unter sich stehen die Parochialvereine durch Bevollmächtigte mit einander in Berührung, um in regelmäßigen Zusammenkünften ihre Erfahrungen unter einander auszutauschen, Rath und Förderung sich wechselseitig angedeihen zu lassen. So ist auch hier das Werk im engsten Anschluß an die kirchlichen Gemeinden begonnen, ohne den weiteren Blick auf die allen Gemeinden der Stadt gemeinsamen, über den Kreis einer einzelnen Parochie hinausgehenden Bedürfnisse zu verlieren. In mehreren Parochien ist bereits das Bedürfnis zur Annahme eigens dazu bestimmter Helfer für die christlichen Liebesthätigkeiten als das Erste und Dringendste anerkannt worden, und man hat Anstalten getroffen, diesem Bedürfnisse baldigst zu genügen. Es bestätigt sich auch hier, was Lord Ashley bei der vorigen Jahresfeier der Londoner Stadtmission aussprach: „Was dem Volke vor Allem Noth thut, das ist nicht Geld, das sind nicht alte Kleidungsstücke, sondern es sind lebendige Arbeiter. Wir bedürfen Männer, die sich unter das Volk begeben, die ein Wort der Theilnahme reden,

einen guten Rath ertheilen können, die mit den Weinenden weinen, mit den Lachenden lachen, die in die geringsten Interessen der Leute eingehen, die über das Wichtigste reden können, die es aber auch nicht verschmähen, die kleinen häuslichen Angelegenheiten zu berühren.“ Hier müssen wir angreifen mit allen Mitteln und allen Kräften, um auch unsererseits die Frucht zu ernten, die jenseit des Meeres von der Arbeit jener Stadtmissionare verkündet wird, daß durch sie Tausende aus der Nacht des Schmutzes und der Unwissenheit hervorgegangen sind und im Lichte und in der Freiheit des Evangeliums wandeln. In einer Stadt wie Berlin, mit 400,000 Seelen, von denen vielleicht ein Biethheil der ab- und zuströmenden, man kann sagen, nomadischen Bevölkerung angehört, können sechzig Geistliche, deren Wirkungskreis noch dazu sehr ungleich vertheilt ist, nur den kleinsten Theil der nothwendigen Arbeit verrichten. Hier muß die Zahl der Arbeiter verdoppelt und abermals verdoppelt werden, und je mehr die Kirche mit allen ihren Dienern und Gliedern, so oder so geschaart und verbunden, sich hineinwirft in diese Arbeit, desto mehr wird sie selbst wachsen und gewinnen.

Werfen wir noch einmal einen Blick zurück auf das Gesagte. Die innere Mission ist eine Dienerin, eine Dienerin Jesu Christi und seiner Kirche. Sie hat ihre Beglaubigung als solche aufzuweisen durch innere und äußere Zeugnisse. Sie sät auf allen Feldern und Gebieten, wohin sie zu dringen vermag, die Körner des ewigen Lebens und sammelt in die Scheuern. Sie hat kein unwandelbares Gesetz, keine allein gültige Methode ihrer Arbeit; sie muß sich richten, beugen und gestalten nach der Beschaffenheit des Bodens, auf dem sie arbeitet, nach der Art der Noth, die sie bekämpft und nach dem Maße der Mittel, die sich ihr darbieten. Ihre einzige Instruktion ist die Liebe Gottes und des Nächsten in dem Herrn, und ihr unwandelbarer Leitstern der Glaube an die heiligmachende, freie Gnade Gottes in Christo. Hierin ist sie und weiß sie sich innig verbunden mit der Kirche des Evangeliums, und ist gewiß, daß ihre Arbeit, wie sie auch anheben möge, wenn sie nur in dem Herrn begonnen und fortgesetzt wird, zu seiner Verherrlichung und zum Aufbau seiner Kirche gereichen müsse.

v. M.

Zur Eschatologie.

(Fortsetzung.)

Jetzt treten wir mit dieser ethischen Aufgabe des Menschen, die ihn durch das Leben begleitet, aber auch darüber hinaus reicht, aus dem leiblichen Leben heraus, und hiemit in den Zwischenzustand, der vom Tode bis zur allgemeinen Auferstehung durch verschiedene Stadien fortgeht. Dieser Zwischenzustand wird, namentlich evangelischerseits, leicht übersehen; es thut Noth, daran zu erinnern, weil die moderne Vorstellung nur zu oft gerade die nächste Sphäre nach dem Tode, die Sphäre des Übergangs, überspringt, und ohne diesen Übergang unmittelbar

zum Himmel zu gelangen meint.^{*)} Müssen wir aber nach der Schrift den Zwischenzustand anerkennen, so werden wir auch im Allgemeinen unterschiedene Stadien dieses Zwischenzustandes beachten müssen, wenn auch die subjektiven Vorstellungen darüber, so weit die bestimmte Norm in der heiligen Schrift fehlt, verschieden sich gestalten mögen. So hat namentlich die Römisch-katholische Kirche ein Purgatorium als das erste Stadium dieses Zwischenzustandes, welches aber den letzteren nicht ganz ausfüllt; denn die Seelen können successiv noch vor der allgemeinen Auferstehung hervorgehen und zur Seligkeit gelangen, wenn auch diese noch im Wachsen bleibt. Eben dieser kirchlichen Lehre nähert sich mehr oder weniger die obige dogmatische Auffassung.

Gegen diese letztere tritt uns aber ein anderes wesentliches Bedenken entgegen, welches zum Theil auch die Römisch-katholische Lehre trifft, wiewohl weniger. Es wird nämlich vorausgesetzt, daß die meisten zu Christo bekehrten, durch den Glauben gerechtfertigten Christen unvollendet aus diesem Leben scheiden und in jenes eben so unvollendet übergehen, als sie hier geschieden sind. Diese Voraussetzung gründet sich wieder nicht allein darauf, daß auch die Gefördertesten unter den Gläubigen hienieden nicht frei von Flecken und Mängeln werden, indem die Heiligung jedenfalls nur selten, etwa durch Märtyrertum, diesseits oder im Übergange vollendet werde, sondern auch ferner darauf, daß die ethische Entwicklung des Bekehrten eine nur natürliche, stetige, stufenweise Fortbildung sey, welche ihre gemessene Zeit erfordere, und daß der Heiligungsprozeß von der Rechtfertigung nicht allein unterschieden, sondern auch getrennt, einer regelmäßigen Stufenfolge unterworfen sey. Mit dieser Annahme einer rein natürlichen Ausbildung hängt zugleich die Vorstellung zusammen, daß die menschliche Seele eben so unvollendet dort ankomme, als sie hier scheide, welches eben auch nur natürlich wäre. Unser christliches Bedenken ist nun aber eben gegen die Voraussetzung einer rein natürlichen Ausbildung des geistigen Organismus durch alle Stadien ihres Verlaufs gerichtet. Uns scheint der wesentliche Begriff derjenigen Entwicklung, wodurch Christus in dem menschlichen Individuum Gestalt gewinnt — Gal. 4, 19. —, einer solchen von natürlichen Gesetzen abhängigen Entwicklung schlechthin zu widersprechen. Das Anziehen Christi — Röm. 13, 14. — und das Anziehen des neuen Menschen — 2 Cor. 5, 3. — ist wesentlich das Gegentheil natürlichen Wachstums. Eben darum erstreckt sich unser Bedenken auch auf den nicht einmal in natürlichen Verhältnissen gültigen Schluß, als wenn die Seele nicht anders jenseits anlangen könne, als sie diesseits geschieden sey; denn damit scheint nichts so sehr als der Übergang und der Prozeß desselben, also das Wichtigste, übersehen zu werden. In Beziehung auf dieses unser doppeltes Bedenken erinnern wir einmal an diejenigen Augenblicke im Leben, da wir rein und frei sind, und zweitens an das Mysterium des letzten Entwicklungsprozesses im Sterben, welches nicht nach Zeitmaßen berechnet werden kann, und noch überdies

*) Thiersch: Vorlesungen über Katholicismus und Protestantismus. II. Ausg. I. S. 193 ff. II. S. 163 ff.

allen unseren Wahrnehmungen sich entzieht.^{*)} In beiden Beziehungen berufen wir uns auf das Wort der Wahrheit: „Ihr seht jetzt rein um des Wortes willen, das ich zu euch geredet habe,“ Joh. 15, 3., 13, 10., oder: „So ist nun nichts Verdammliches an denen, die in Christo Jesu sind,“ — Röm. 8, 1. — Und wer weiß, was in der Sterbestunde vorgeht! Es steht geschrieben: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben,“ Offb. 14, 13. — Zugleich erinnern wir an die Macht des Glaubens, welcher kommt, sieht und siegt, welcher auch den dogmatisch-ethischen Unterschied zwischen Befehrung und Rechtfertigung einerseits, und Heiligung andererseits, zuletzt noch vollständig zu überwinden vermag. Wir erinnern nicht minder an den Rock der Gerechtigkeit als das hochzeitliche Kleid, welches den Befehrten in dem wichtigsten Akte seines Lebens, im letzten Ableben nicht wird entkleidet sehen lassen, 2 Cor. 5, 4. — Wir erinnern an das Thörichte, an das Schwache, an das Ueble, an das, das da nichts ist, welches Gott erwählet hat, 1 Cor. 1, 27—29. Wir erinnern an die letzte Reise, und an den Geleitmann, welcher der Seele nie näher tritt, als in der Noth. Rechnen wir doch selbst bei den irdischen Reisen darauf, daß der Wanderer nicht ohne Frucht zurückkehre und anders ankomme, als er abgereiset war! Auch die evangelische Lehre von der Rechtfertigung überhaupt scheint mit dem langwierigen Läuterungs- und Entwicklungsprozesse im Hades und mit dessen Berechnung nach natürlichen Maßen nicht übereinzustimmen. Das evangelische Purgatorium endet vielmehr in der Regel mit dem Sterben. Damit ist aber der demnächst folgende Zwischenzustand nicht ausgeschlossen, welcher vor der Auferstehung nicht endigt.

Das Letzte ist die Auferstehung, in welcher wir die erste und die zweite zu unterscheiden haben. Hier weicht die subjektive Vorstellung, in die wir uns zu versetzen gesucht haben, von der Kirchenlehre hauptsächlich insofern ab, als diese die Erneuerung und Verklärung des alten, im Grabe zurückgelassenen Leibes, d. h. desjenigen substantiellen Organs, welches im Tode von der Seele sich trennt, unzweideutig lehrt, während die neue Ansicht nicht etwa nur die sinnlichen Auferstehungsvorstellungen verklärt, sondern überhaupt eine andere Auferstehung als die Ausbildung des im Sterben conservirten neuen geistigen Organismus nicht anerkennt. Die specifische Differenz zwischen dieser Subjektivität und der Kirche besteht jedenfalls darin, daß nach dieser im Tode wirklich etwas von der Seele getrennt, nach jener hingegen der eigentliche Leib in seiner vollen Integri-

tät, entweder schon vollkommen ausgebildet, oder zur ferneren Ausbildung conservirt wird, so daß dasjenige vom Leibe, welches hier sichtbar gewesen und im Tode abfällt, niemals wieder hinzugefügt wird.

Es ist merkwürdig, wie diese subjektive Vorstellung alle Vorderfälle, worauf die Lehre der Kirche ruht, nicht allein zugeht, sondern sich aneignet, und nur einen Schlusssatz, der aus den Vorderfällen folgt, zu eliminiren versucht. So wird ausdrücklich anerkannt, daß die letzte Vollendung und Auferstehung von der Erfüllung der Menschen zur Menschheit, nämlich zur Totalität nach der Zahl und nach der christlichen Qualität bedingt ist,^{*)} und mit der Zerstörung und Verklärung aller irdischen Materialität, welche der gesammten Menschheit wird angeeignet werden, verknüpft seyn wird. Aber daß in gleicher Weise zur Redintegration und Erfüllung, zur Vollendung des Einzelmenschen die Verklärung und Wiederaneignung des alten Leibes von der Schrift — Phil. 3, 21., Hiob 19, 25—27. — verheißen von der Vernunft gefordert wird, das wird nicht anerkannt, wiewohl der Einzelleib für den einzelnen Menschen eben das ist, was die irdische Natur, was die gesammte Erde für die Menschheit ist. Eins ist wie das Andere dem Menschen anvertraut, daß es ein Jeder an seinem Theile baue und bewahre als ein Eden, 1 Mos. 2, 15. Aber wie der Einzelne den Gesammtleib auf einige Zeit verlassen muß, so bleibt ihm auch der Einzelleib im Tode nicht conservirt, wiewohl er ihm aufbehalten bleibt als der Garten Eden, aus dem der Mensch vertrieben worden ist, um ihn hernachmals wieder zu gewinnen. Desgleichen wie die gesammte Erde der Menschheit, 2 Petr. 3, 7, 13., Röm. 8, 19—21., so wird auch der Einzelleib — nachdem eine Zeitlang die volle, wenn auch nicht alle Verbindung mit dem Geiste gelöst gewesen ist — dem einzelnen Menschen wieder angeeignet werden in der Verklärung. — Es ist wohl zu merken, daß die wirkliche Trennung des Leibes von der Seele die nächste und völlige, aber nicht alle Verbindung zwischen den getrennten Bestandtheilen löset. Darum glauben wir nach wie vor, und ohne irgend eine Alteration der wesentlichen Vorstellung nach der Lehre der Kirche, die künftige „Auferstehung des Fleisches,“ nicht allein des beseelt gebliebenen Leibes, sondern auch des von der Seele getrennten Fleisches nach seiner Substanz.

(Schluß folgt.)

^{*)} Vgl. Thiersch: Vorlesungen über Kathol. und Protestantismus. Zweite Aufl. II. S. 183. — Möller: Symbolik S. 218, 219. Neue Untersuchungen S. 328, 329.

^{*)} E. F. Göschel: Beiträge zur spekultativen Philosophie von Gott u. S. 207.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 18. April.

N^o 31.

Madagascar, Madeira und Tahiti.

(Nach dem North British Review.)

Diese drei Inseln, die so entfernt von einander und in jeder Beziehung so verschieden sind, neben einander zu stellen veranlaßt uns das gemeinsame Interesse, welches ihnen Ereignisse der jüngeren Vergangenheit für uns gegeben haben. Ihre Namen sind durch die auf ihnen ausgebrochenen Christenverfolgungen unter uns in weiten Kreisen bekannt geworden. Christliche Missionare haben in ihren Thälern und auf ihren Bergen das Heil verkündigt; auf allen dreien ist ihnen heftiger Widerstand entgegengetreten. Aber das Evangelium hat auf jeder treue Zeugen, duldende Bekenner, blutende Märtyrer.

Beginnen wir mit Madagascar *) und einigen Bemerkungen allgemeineren Inhalts. Dies „Großbritannien Afrikas“ hat bei einem Flächenraume, welcher dem Frankreichs beinahe gleich kommt, nur etwa vier bis fünf Millionen Einwohner. Dieselben sind „betriebsam, geschickt und halbcivilisirt; sie sind alle von dunkler Hautfarbe, nur einige Stämme weit schwärzer als andere. Offenbar sind sie verschiedener Abstammung; einige haben Malaiische Gesichtsbildung, andere gleichen mehr den Arabern, noch andere nähern sich dem Negertypus, aber ohne das wollige Haar. Das Land ist überall in der Nähe des Meeres flach und eben, das Innere aber gebirgig, jedoch erheben sich die höchsten Berge der Insel wahrscheinlich nicht über 8000 Fuß. Die Madagassen haben keine eigene Marine, im Schiffbau sind sie nicht über das roheste und einfachste Kanoe fortgeschritten.“ Dies erklärt sich vielleicht aus der Thatsache, daß die in die größte Trägheit und Stumpfheit versunkenen Negerstämme vorzugsweise die Küste bewohnen, während auf den anderen Inseln des Indischen Archipels das Umgekehrte der Fall ist. Der herrschende, Malaiische Stamm, der sich Hovas nennt, bewohnt das Innere, den gesündesten Theil der Insel, und behauptet über die anderen Stämme einen Vorrang, wie etwa die Athener und Spartaner im alten Griechenland. Die Hauptstadt Tamarindovo ist von dem wichtigsten Hafen Tamatane ungefähr 300 (Engl.) Meilen entfernt. Seine überlegene Kraft verdankt dieser Stamm zum Theil der guten Luft in der höher gelegenen Gegend, die er bewohnt, welche ohne Dicksicht ist und darum von dem in niedrigen Gegenden herrschenden Fieber gar nicht heimgesucht wird.

*) Unser Bericht ruht auf folgenden zwei Werken, aus denen die angeführten Worte übersetzt sind: Madagascar, Past and Present etc. London 1847, und: A Narrative of the Persecutions of the Christians in Madagascar. By J. J. Freemantle and D. Johns. London 1840.

Die Form der Regierung, wenn man sie so nennen darf, welche in Madagascar besteht, ist eine despotische, wie sie sich bei ähnlichen Völkern unter ähnlichen Umständen nothwendig ausbilden muß. Die Madagassen (Malagasy) nennen übrigens ihr Land nicht mit einem Gesamtnamen, eben so wenig wie sich selbst, ihr Begriff von Land und Volk erstreckt sich nicht so weit, sondern beschränkt sich nur auf den einzelnen Stamm. Sind sie doch kaum fähig, den Gedanken der Centralisation zu fassen, wiewohl ihre neuere Geschichte ihnen das Verständniß derselben etwas eröffnet haben kann. Die gegenwärtige Königin und ihre zwei Vorgänger sind Eroberer gewesen; sie haben geschlachtet, um zu civilisiren und ihre neuen Pflanzungen reichlich mit Blut gedüngt.

Die Einwohner Madagascars leben keineswegs in dem Zustande der größten Barbarei. „Durch ihren Verkehr mit Arabern und Malaien und später mit Europäern haben sie viele Sitten und Gewohnheiten des civilisirten Lebens angenommen. Sie halten große Viehheerden, bebauen und bewässern künstlich ausgedehnte Landstriche und kennen den Werth des Eigenthums, ihr Gemeinwesen ist ziemlich geregelt und geordnet. Eigene Münze haben sie nicht, sie verstehen nur die Bearbeitung des Eisens. Ihre Häuser sind meist groß und fest aus Holz erbaut, und ihre größtentheils auf Bergen gelegenen Städte durch tiefe Gräben wohl geschützt. Das Volk ist an sich fleißig, betriebsam und friedlich gefinnt; es ist gastfrei gegen Fremde und in seinem Betragen unter einander höflich und freundlich. Unter einer weniger grausamen und raubgierigen Regierung würde das Land bald sehr fruchtbar werden und das Volk schnell unter der schützenden Sorge erleuchteter Herrscher zu Bildung, Reichthum und Macht gelangen.“ Es ist indeß in das entsetzlichste Heidenthum versunken. Die Insel ist einem blutdürstigen Aberglauben verfallen, der zu der schrecklichsten Grausamkeit führt; und diese trägt eben so viel als der Krieg dazu bei, das Land zu entvölkern. Alle Stämme halten „einen Tag in der Woche für geweihter, glücklicher und mehr von den Göttern begünstigt, als die übrigen; einige den Freitag, andere den Sonnabend, noch andere den Sonntag. Jedes Kind, welches an einem unglücklichen Tage oder in einer ungünstigen Stunde geboren ist — und die Zahl derselben zu bestimmen steht ganz im Belieben der Astrologen — wird auf der Stelle getödtet; ja dasselbe Geschick erwartet andere, über deren Geburtstag ein einziges Unglückszeichen finster geblickt hat. Gottesurtheile kommen überall in Anwendung, nur in verschiedener Weise; eben so allgemein ist die „Sikidy“ oder Wahrsagerei, deren Praxis ebenfalls verschieden ist. Merkwürdig ist bei den heidnischen Völkern ihre Lust zum Kindermorde, welche die angeborene Elternliebe fast

ganz überwältigt. Wir erinnern an das, was aus den Südeereinseln durch die Missionare bekannt geworden ist, und fügen nur aus dem Bericht über die Nigereexpedition des Dr. M. Williams hinzu, daß zu Ilen, im Delta des Flusses, noch ganz gewöhnlich Menschen geopfert, Zwillinge in jedem Fall ermordet und die Kinder, deren obere Backenzähne zuerst durchbrechen, sofort getödtet werden. — Die Mittel, deren man sich in Madagascar zur Ermordung der Kinder bedient, bieten die nicht am wenigsten schauerlichen Züge dar, welche dies dunkle Blatt in der Geschichte dieses Volkes bezeichnen. Ganz gewöhnlich ist es, die Kinder auf einem engen Wege auszusetzen und eine Heerde Vieh wüthend hindurchzutreiben, durch dessen Füße sie nothwendig zermalmt und bis zu einem allmählichen Tode fürchterlich gequält werden müssen. Oder man hängt auch wohl das unglückliche Opfer an den Hacken auf und drückt den Kopf in eine Wasserwanne, bis es erstickt, oder man begräbt es — noch schrecklicher — lebendig mit dem Kopfe nach unten in einer Grube. Und dieser abscheuliche Mord wird in der Regel im Namen der Königin anbefohlen und vom Vater oder dem nächsten Verwandten des Kindes vollzogen.

Ein sehr charakteristisches Beispiel für die Lust der Madagassen an der Grausamkeit theilen wir noch aus Ellis vortrefflicher Geschichte Madagascars mit. „Als eine von den Schwestern des Königs Radama erkrankte, mußten ihre vier Dienerinnen sich einem Gottesurtheile unterziehen, um festzustellen, wie weit sie an ihrer Krankheit Schuld trügen. Drei wurden sofort zum Tode verurtheilt. Man führte die vermeintlichen Verbrecherinnen auf einen Felsen südlich von der Hauptstadt, schnitt ihnen Finger, Zehen, Arme, Beine, Nasen und Ohren ab und stürzte sie hinunter. Die Kinder aus dem herumstehenden Haufen belustigten sich dann noch eine Stunde lang damit, auf ihre verstümmelten Leichname Steine zu werfen, und unter den Zuschauern, welche meistens Weiber waren, sah man nicht ein ängstliches oder mitleidiges Gesicht.“

Schauerlich wahr ist es, daß die von der Finsterniß, deren dichte Schatten sich auch über uns zu lagern drohen, bedeckten Länder Wohnplätze der ausgesuchtesten Grausamkeit sind. Die Königin von Madagascar, ein dem Trunke ergebenes Weib von wahrhaft thierischen Leidenschaften, befindet sich ganz in den Händen der Astrologen. Denn durch ihren Beistand ist sie nach dem Tode ihres Gemahls Radama auf den Thron gelangt, — die Götter entschieden zu ihren Gunsten und bestimmten die Vernichtung des rechnäpfigen Erben. In der Volksversammlung („Rabary“), welche sie berief, um ihre Thronbesteigung dem Volke kund zu thun und für gültig erklären zu lassen, erklärten die betreffenden Beamten, daß „die Götter Ranavalona zur Nachfolgerin Radama's bestimmt hätten.“ Vier Männer protestirten zwar und erklärten, was auch die Folge seyn möchte, die Thatfache nicht verschweigen zu können, daß der König seine Tochter zur Nachfolgerin ernannt habe. Zwanzig Speere, welche sofort von den Umstehenden auf sie geschleudert wurden und sie tödteten, waren die Antwort. Das entschied die ganze Frage.

Die Lage des Volkes unter der grausamen Regierung dieser

Frau ist äußerst beklagenswerth. Männer und Weiber, die in den Missionschulen oder sonst wo ein Handwerk erlernt haben, werden für sie ohne Bezahlung zu arbeiten gezwungen. Sie betrachtet alle nur als ihre Leibeigenen und erkennt kein Eigenthum außer dem ihrigen an. Die Mädchen werden aus den Schulen fortgeschleppt, um für die Armee Kleider anzufertigen. Hunderte von Schmieden werden zu den öffentlichen Arbeiten verwendet, und noch größere Massen von Arbeitern müssen Bauholz in den Wäldern schlagen und es nach der Hauptstadt schaffen. Für ihren Lebensunterhalt müssen sie selbst sorgen und das nur in Augenblicken, wo sie sich heimlich den Blicken ihrer unmenschlichen Aufseher entziehen können. Die Einwirkung einer so schlechten Regierung auf die Sittlichkeit und den Charakter des Volkes kann nicht ausbleiben. Mangel und Noth in ihrer abschreckendsten Gestalt haben alles sittliche Gefühl abgestumpft; Betrügerei, Diebstahl und Räuberei sind die fast nothwendigen Folgen, und daher eine allgemeine Auflösung der gesellschaftlichen Ordnung. Außer Stande, den unmenschlichen Anforderungen an ihre Arbeitskraft und ihr Eigenthum zu genügen, sind Viele aus den Städten und Dörfern in die Wälder geflohen und haben sich zu Räuberbanden vereinigt, durch den Raub von Vieh und Plünderung der Reisenden ihr elendes Daseyn zu fristen. An zweihundert von ihnen fing man bald ein und richtete sie hin. Ellis erzählt, daß das Lügen in einigen Fällen von den Eingeborenen sogar erzwungen wurde, indem man von jedem Hoba unter Androhung harter Strafe forderte, Fremden über Landesangelegenheiten gerade das Gegentheil von der Wahrheit zu sagen. Ja, so weit ist dies getrieben worden, daß man einst in vollem Ernste die öffentliche Anklage gegen das Christenthum erhoben hat, es lehre das Volk, Gewissensbedenken beim Lügen zu empfinden, selbst wenn es gälte, die Landesfeinde zu täuschen.“

Öffentliche Tempel zu Ehren irgend einer Gottheit gibt es nicht, eben so wenig eine eigentliche Priesterschaft. Die Häuser, in welchen die vorzüglichsten Götzenbilder aufbewahrt werden, gelten in gewissem Grade als heilig; der Aufseher über den Götzen empfängt die Opfer und Spenden und ertheilt die Orakelsprüche. Die Madagassen glauben an ein Fatum; gewöhnlich verrichten sie an den Gräbern ihrer Vorfahren, welche sie für äußerst heilig halten, ihre Andacht; von der Seele haben sie eine fast materialistische Anschauung, doch glauben sie an eine Art von Fortdauer nach dem Tode und fürchten sich außerordentlich vor Geistern. In ihrer Astrologie nimmt der Mond die erste Stelle ein, doch beten sie ihn nicht an. Auch das Feuer wird nirgends auf der Insel verehrt. Die Beschneidung ist in allgemeinem Gebrauch, und die Zeiteintheilung nach Wochen üblich; das Neujahr wird mit zahlreichen Festlichkeiten begangen; des Schweinefleisches enthält man sich fast überall auf der Insel. Kasten bestehen zwar nicht, wohl aber walten die Namensunterschiede vor. Der Herrscher wird wie eine Gottheit angesehen, die Thronbesteigung ist eine Art Apotheose. Das Volk ist indessen von Natur weder wild noch unmenschlich, und seine Sittlichkeit steht nicht tiefer als die anderer Heiden. „Die letzten Kriege haben sie freilich mit dem Blute entsehrlich vertraut gemacht und sie vergießen es mit

geringeren Bedenken als jemals. Falschheit, Habsucht, Betrügerei sind weit verbreitet; so auch die gewöhnlichen Fleischesünden. Indessen muß man ihnen zum Ruhme nachsagen, daß gewisse Verbrechen der Art, welche einzelne gebildete Völker des Alterthums nicht verwarfen, unter ihnen fast ganz unbekannt sind und mit sofortigem Tode bestraft werden. Daneben lassen sich auch nicht wenige vortreffliche Eigenschaften von ihnen namhaft machen. So lieben die Eltern ihre Kinder meist sehr zärtlich, was bei dem sonst so häufigen Kindermord auffallend ist, und diese begegnen ihnen bis in ihr Alter mit großer Ehrerbietung. Man trifft im Lande auf große Gastfreihait und hat viele Beispiele warmer, beständiger Freundschaft. Das Volk ist der Ausbildung fähig; die reisenden Fortschritte, die es unter günstigen Umständen machen würde, dürften reichlich für alle Angst und Mühe und alle zu ihrem Dienste gebrachten Opfer entschädigen.“

(Fortsetzung folgt.)

Zur Eschatologie.

(Schluß.)

An das letzte Gericht schließt sich die letzte Zukunft der Verdammten. Aber wir enthalten uns unsererseits den Schleier lüften zu wollen, welchen Schrift und Kirche bis jetzt darüber zu halten scheinen. Nur so viel müssen wir zugeben, daß nach dem Verstande der volle Begriff der Ewigkeit nur der ewigen Seligkeit eignet, welche daher auch allein als das ewige Leben bezeichnet wird. Aber daraus würde noch nicht die abstrakte, mithin ungedenkbare Vernichtung, sondern vielmehr die Wiederbringung folgen. So würde auch die Auflösung in Elemente nur auf die Materie anwendbar seyn, aber nicht auf ein untheilbares und unauflösliches Selbstbewußtseyn, nicht auf eine — causa sui. Aber auch die elementarische Auflösung der Materie ist ohne neue Verbindung und Verklärung dem Gedanken wie der Offenbarung widersprechend. Darum können wir für die allmähliche Verzehrung, Verwesung und Verbrennung der Verdammten bis zur endlichen gänzlichen Vernichtung weder in der Offenbarung, noch im Gedanken irgend einen Inhalt finden.

Anders als die, welche auch noch in der letzten Noth sich nicht bekehren, sind diejenigen anzusehen, welche wenigstens noch zuletzt nach Rettung verlangen; denn für diese soll sich noch in der letzten Stunde eine Zuflucht finden, und zwar nach der Analogie der Gibeoniten oder Nethinim, in welchen die Geschichte des auserwählten Volkes ein Vorbild liefert. Für diese soll in der Gliederung des Leibes so wenig als in dem bereits vertheilten gelobten Lande eine Stelle zu finden seyn. Das gelobte Land gehört den zwölf Stämmen: so gehört der Leib Christi denen, die ihn angezogen haben, und mit welchen die erste Auferstehung vollendet ist. Darum finden diejenigen Seelen, welche später nach der Zerstörung der irdischen Welt sich noch bekehren, nur als äußerer Ansaß am Leibe eine Aufnahme, keine Eingliederung. So hören wir, aber wir können's nicht glauben, sondern wir sind unseres Theils der gewissen Zuversicht,

daß der Herr für eine jede Seele, die ernstlich nach ihm ruft, sey es auch noch in der letzten Stunde, oder, wenn's möglich wäre, noch später, die geeignete Stätte bereit hält. Wir sind überdies des Glaubens, daß diejenigen, welche sich zu Holzhauern und Wasserträgern der Gemeinde und für den Altar des Herrn erbieten, am wenigsten werden zurückgestellt oder gar von der gesamten Gliederung ausgeschlossen werden. Luc. 14, 11, 18, 14. Und wer mit David sprechen kann: „Ein Tag in deinen Vorhöfen ist besser, denn sonst tausend; ich will lieber der Thür hüten in meines Gottes Hause, denn lange wohnen in der Gottlosen Hütten“ — Ps. 84, 11. —, der wird auch aus den Vorhöfen Eingang finden in das Heiligthum!

Zuletzt wenden wir uns aber von diesen Differenzen, ohne sie jedoch aufzugeben, zu der dadurch nicht gestörten Gemeinschaft in der Überzeugung von dem Wesen des jenseitigen Menschenlebens. Wir kommen zu dem Ende noch einmal auf den ethischen Prozeß der menschlichen Leibesentwicklung zurück, um an das große Wort zu erinnern: **Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes.** *) Wir können dasselbige zu mehrerer Erläuterung wiederum mit eigenen Worten aus älterer Zeit ausdrücken: „Die Entwicklung der Seele ist wesentlich physiologisch, sie besteht wesentlich in dem intimen Verhältnisse der Seele zum Leibe: es ist zu sagen, daß die Seele nicht sowohl sich selbst in ihrer Abstraktion, sondern ihren Leib, ihr Verhältniß zum Leibe entwickelt, durchdringt, verklärt, — personirt. Eben deswegen ist der Gipfel der physiologischen Entwicklung die Personalität. Die Persönlichkeit besteht eben so wohl in der Verleiblichung der Seele, als in der Durchdringung des Leibes. — **Persönlichkeit ist das Ende der Wege Gottes.**“ **) Weil die Persönlichkeit die geistdurchdrungene Leiblichkeit selbst ist, so wird zuletzt der Leib dem Geiste, die Schöpfung dem Herrn willig dienen als ein treues Organ; und das Unsichtbare wird sichtbar, der Leib geistlich, der Geist leiblich werden. Denn nicht das Unsichtbare ist das Letzte, sondern das Letzte ist, daß das Unsichtbare sichtbar werde.

Hieran erweist sich nach allen Seiten die Bedeutung des Leibes, dessen Geringschätzung zu einem unwirklichen Spiritualismus führt. So ist auch die Seele des Geistes nach der Trennung von ihrem Leibe nicht ganz ohne Leib, der innere folgt ihr; und der alte wird ihr künftig wieder beigelegt werden zu ihrer vollkömmlichen Reintegration und Restauration. Ja, es bleibt auch zwischen der Seele des Geistes und dem todten Leibe in der Zwischenzeit ein geheimes Verhältniß, näher ein Polaritäts-

*) Dr. G. H. v. Schubert: Die Geschichte der menschlichen Seele. S. 40. S. 660 ff. Vgl. Dr. E. J. Nitsch: System der christlichen Lehre. S. 92. S. 188 ff., S. 121. S. 228 ff. — Detingers Theosophie. Von Dr. Hubert. Mit einem Vorworte von Dr. Roth. S. 129 ff. S. 147 ff.

**) E. F. Gössel: Von den Beweisen für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele. S. 184 ff., S. 228 ff., S. 230. — Die siebenfältige Pfisterfrage. S. 28.

verhältniß, ein gegenseitiger Zug, ein Rapport. Und daraus folgt auch wieder, daß der von der Seele verlassene, und insofern entseelte Leib, wenn er auch die Seele nicht mehr in sich hat, sie doch als das Leben außer sich hat. Ist doch auch die Verwerfung des Leibes ein Lebenszeichen und als Durchdringung eine Vorbereitung der Auferstehung. *)

Und nun erinnern wir zum Schlusse noch an ein Wort des Apostels, welches dem Leibe die Ehre gibt: „Wisset ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel des heiligen Geistes ist, der in euch ist, welchen ihr habt von Gott, und seyd nicht euer selbst? Denn ihr seyd theuer erkauft. Darum so preiset Gott an euerm Leibe und in euerm Geiste, welche sind Gottes“ (1 Cor. 6, 19. 20.).

Nachrichten.

Aufforderung in Sachen der inneren Mission.

Was der inneren Mission vor Allem Noth thut, sind Männer, die das Werk im rechten Geist und mit Geschick anzugreifen verstehen. Daran zweifelt Niemand, aber es weiß auch Jedermann, daß diese Männer bis jetzt der großen Sache nur allzusehr fehlen. Der Centralausschuß glaubte deswegen von vorn herein der Kirche einen wesentlichen Dienst erweisen zu können, wenn er die Ermittlung und Ausstellung solcher Persönlichkeiten für die innere Mission als eine seiner speciellen Aufgaben nannte. Unter den verschiedenen Wegen, die zu diesem Ziele führen und die der Centralausschuß bereits betreten hat und ferner aufsuchen wird, ist ihm als richtig und wichtig auch besonders der erscheinenden, Candidaten der Theologie für die Sache der inneren Mission zu gewinnen, und zunächst einzelnen derselben Gelegenheit zu geben, sich mit derselben inniger vertraut zu machen und in derselben praktisch zu üben. Er hat zu diesem Zwecke beschlossen, vorläufig

einen Convikts von vier Candidaten

im Rauhen Hause zu stiften.

Der Centralausschuß wendet sich deswegen mit dieser Aufforderung an Candidaten der Theologie, und hofft, nicht vergeblich zu rufen.

Im Rauhen Hause werden die eintretenden Candidaten Gelegenheit finden, mit dem ganzen Gebiet der inneren Mission theoretisch und praktisch vertraut zu werden. Die Kinderanstalt mit ihren hundert Zöglingen erschließt ihnen das ganze Feld der rettenden Kindererziehung; die Brüderanstalt mit ihren vierunddreißig Brüdern ist durch die an sie gemachten Ansprüche und die bereits fünfzig in Deutschland und weiterweg hin und her arbeitenden Brüder in fast alle Zweige der inneren Mission eingeleitet; der Kreis der (theologischen) Oberhelfer bietet Gelegenheit zum theologischen Verkehr; die Arbeiten in der hiesigen Gemeinde, deren Prediger zu den thätigen Beförderern der inneren Mission gehört, führen in die innere Missionsarbeit in einer Landgemeinde ein; die Arbeiten der inneren Mission in Hamburg selbst, namentlich die Theiligung bei der Mitarbeit an der jungen, kirchlich gestalteten Stadt-Mission, zu der das Rauhe Haus in mannigfacher Beziehung steht, geben Jedem die Möglichkeit, sich auf allen schwierigen Gebieten dieser Arbeit nach Maß der jedem Einzelnen gewordenen Gabe praktisch umzusehen und mit einem größeren Organismus der Art vertraut zu werden. Der Be-

such und Verkehr bei Armen und geistig und leiblich Bedürftigen aller Art, mit denen die Anstalt in hundertfacher direkter oder indirekter Verbindung steht, macht die Ansammlung der reichsten praktischen Erfahrungen möglich.

Hamburg, zugleich als einer der Sitze des Centralausschusses, und das Rauhe Haus, als Sammelpunkt des verzweigtesten persönlichen und geschäftlichen Verkehrs auf diesem Kirchengebiet, wird denen, welche diese Gelegenheit benutzen wollen, einen reichen, eben so lehrreichen als anregenden Einblick in das Ganze dieser Bestrebungen unserer Kirche eröffnen.

Reisekosten werden den Candidaten erseht; aus dem Aufenthalt im Rauhen Hause erwachsen denselben keinerlei Unkosten. Der Aufenthalt wird in der Regel auf Ein Jahr festgestellt. Der Centralausschuß erwartet, daß die betreffenden Candidaten nach ihrem Austritt, nach dem Maße ihrer Gabe und des Bedürfnisses der Kirche, in direkter Verbindung mit dem Centralausschuß, ihre Kräfte der inneren Mission widmen werden, ohne daß sie durch dies Verhältniß im entferntesten an der Übernahme eines Pfarramts gehindert werden sollen.

Der Centralausschuß muß sich aber bei dieser Veranlassung zugleich an die Freunde der inneren Mission, die er in allen Gegenden des Vaterlandes zu finden hofft, mit der Bitte wenden, ihm die Ausführung dieses Vorhabens durch ausreichende Unterstützung mit Liebesbeiträgen möglich zu machen. Wir können freilich der Beiträge für die allgemeinen Zwecke nicht entbehren; indem wir also ferner bereit bleiben, auch solche Beiträge dankbar entgegenzunehmen, glauben wir zugleich auch der allgemeinen Sache den besten Dienst zu leisten, wenn wir denjenigen Freunden der inneren Mission, welche es vorziehen, ihren Gaben eine besondere Bestimmung zu geben, diesen hier bezeichneten besonderen Zweck empfehlen, und sie bitten, für denselben Gaben für einmal oder jährlich oder auf bestimmte Zeit jährlich (etwa auf drei Jahre) zu bestimmen. Indem wir überzeugt sind, durch die Ermittlung und Übung lebendiger Kräfte, die nachher wieder Sammel- und Ausgangspunkte für weitergreifende Bestrebungen in größeren Kreisen werden können, der inneren Mission eine wesentliche Förderung, die dem Ganzen zu Gute kommen wird, zu schaffen, hoffen wir auch mit Zuversicht auf den Bestand derer, denen mit uns die große Sache des Herrn am Herzen liegt. Es gilt die Mehrung seines Reichs unter dem vielfach verführten und abgefallenen Geschlecht durch Männer des Glaubens, die voll des Geistes der Weisheit und der Liebe, dem Volke die einzige Rettung, die wir noch haben, bieten und ihm den Weg aus der tausendfachen Noth und Sünde zeigen sollen. Um dieses Zwecks willen, so hoffen wir, wird der Herr die Herzen zur Beisteuer willig machen.

Meldungen von Candidaten werden von dem Vorsteher des Rauhen Hauses, Wichern, entgegengenommen, der zugleich mit den übrigen Mitgliedern des Centralausschusses jeden Beitrag für den Candidaten-Convikts dankbar entgegennehmen wird. Eben so werden die mit dem Centralausschuß zusammenwirkenden Herren Agenten um gütige Vermittelung von Beiträgen für diesen Zweck, so wie um jede andere Förderung desselben hiemit freundlichst gebeten.

Berlin und Hamburg im März 1849.

Der Centralausschuß.

Geh. D. R. v. Bethmann-Hollweg. Geh. R. Stahl. Geh. R. v. Mühler (in Berlin). Dr. Abenroth (in Hamburg). Superint. Büchsel (in Berlin). Pst. Dr. Großmann (in Püchau bei Leipzig). Graf v. Schlippenbach auf Arensdorfer. Dr. Schmieder (in Wittenberg). Freih. Senfft v. Pilsach auf Gramenz. Wichern (in Hamburg).

*) Die siebenfältige Osterfrage S. 31. Erstes und Letztes in der „Zeitschrift für spekulative Theologie.“ 1836. I. 1. S. 134.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 21. April.

N^o 32.

Madagascar, Madeira und Tahiti.

(Nach dem North British Review.)

(Fortsetzung.)

Der Verkehr mit den Europäern hat auf Madagascar eben keinen wohlthätigen Einfluß geübt; er hat sogar viel dazu beigetragen, die Bemühungen der Missionare zu vereiteln, und sie auf ein tiefgewurztes Mißtrauen stoßen lassen. Ehe derselbe seinen Anfang nahm, scheint Madagascar ein Markt für Arabische, Indische und andere Kaufleute des Orients gewesen zu seyn. Die erste bestimmte Nachricht von dieser Insel kam nach Europa erst durch den Reisenden Marco Polo gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Erst nach drei Jahrhunderten zog sie die Aufmerksamkeit der Europäer auf sich; die Portugiesen waren die ersten, welche an ihrer Küste eine Niederlassung gründeten. Späterhin bekamen, scheint es, die Franzosen Lust, sie zu besetzen. Im Jahre 1642 gab Richelieu dem Capitän Rivault ein Patent, „worin ihm das ausschließliche Recht ertheilt wurde, Schiffe und Truppen nach Madagascar und den benachbarten Inseln zu senden, um zur Anknüpfung von Handelsverbindungen eine Kolonie anzulegen.“ Sie fanden von Seiten der Eingeborenen keinen Widerstand; ihre grobe Ungerechtigkeit aber und abgefeimte Grausamkeit erzeugte einen tiefen Haß gegen die Fremden. Die Religion, welche sie und die Portugiesen ihnen mit Feuer und Schwert aufzudringen suchten, flößte ihnen unüberwindliche Furcht und Abneigung ein, die sie natürlich auf alle Europäer ohne Unterschied und auf das Christenthum überhaupt ausdehnten. Daher ohne Zweifel die gänzliche Zerstörung einer Holländischen Kolonie. Wie die Franzosen mit den Eingeborenen umgingen, geht unter Anderen daraus hervor, daß der Gouverneur Pronis einst eine große Anzahl Madagassen, welche sich arglos in den Dienst der Kolonie begeben hatten, verrätherisch an den Holländischen Statthalter von Mauritius Vanden Meijster verkaufte. Viele von diesen unglücklichen Opfern seiner Habgucht starben schon auf der Überfahrt, und die wenigen noch übrigen flohen sofort nach ihrer Ankunft in die Wälder, wo sie im Zustande der Wildheit fortlebten und allen Versuchen, sie einzufangen, zu entgehen wußten. Bezeugt doch der Franzose Lescallier, welcher 1792 nach Madagascar gesandt worden war, um zu untersuchen, ob eine neue Niederlassung räthlich sey, in seiner Denkschrift, daß die Agenten der Regierung bei allen früheren Unternehmungen ausschließlich die Interessen der Europäer und ganz besonders ihren eigenen Vortheil im Auge gehabt hätten, ohne sich um die Wohlfahrt der Eingeborenen im geringsten zu kümmern. „Einige von diesen Abgeordneten der Regierung,“ jagt er, „sind ehrlose Abenteurer gewesen, die sich tausend Schänd-

lichkeiten erlaubt haben; man darf sich darum nicht wundern, wenn die Madagassen sich an ihnen zu rächen mitunter versucht haben.“

Wie allgemein das Benehmen der Europäer in ihrem Verkehr mit den wilden Völkern derartig gewesen ist, wie sie durch ihre Habgucht und Grausamkeit, durch ihre Ausschweifungen gegen die Boten des Evangeliums oft fast unüberwindliche Vorurtheile, nicht selten die erbitterteste Feindschaft hervorgerufen haben, davon bietet die Missionsgeschichte Belege in Menge. Auch in Madagascar sollte es so kommen. Die Missionare, welche unter der Regierung Radama's die Insel betraten, begannen ihr Werk scheinbar unter den günstigsten Bedingungen. „Der König war ihr unmittelbarer Beschützer, der Englische Consul (Hastie) ein eifriger Beförderer ihrer Interessen. Aller Widerstand gegen sie ward durch den König niedergehalten; das Volk hatte nur die bestimmte Anzahl Kinder, welche den einzelnen Ortschaften auferlegt waren, in die „Regierungsschulen“ zu liefern, und diese bestanden zuletzt in etwa sechzig Dörfern und zählten nicht weniger als 5000 Schüler, welche täglichen Unterricht empfingen. Dem König war es ausschließlich um die Verbreitung nützlicher Kenntnisse zu thun, ohne daß er wohl die entfernteste Ahnung davon hatte, wie diese von selbst den Glauben seiner Vorfahren untergraben mußten.“ Die Missionare trieben ihr Werk mit großem Eifer. In den Jahren 1820 bis 1835 ward die ganze heilige Schrift in die Landessprache übersetzt und in der Hauptstadt gedruckt, wozu die Bibelgesellschaft in London reichliche Unterstützung gewährte; nicht weniger als 25,000 Traktate wurden unter der Beihilfe der Traktatengesellschaft gedruckt und fast sämmtlich vertheilt. Die Zahl der Schulen war in stetem Wachsthum, und in ihnen empfingen in diesem Zeitraume an 15,000 Madagassen Unterricht. Die dazu nöthigen Hülfsbücher waren beschafft und in großen Zahlen auch unter die vertheilt worden, welche freiwillig, ohne die Missionschulen zu besuchen, lesen lernten. Mit den Missionaren waren auch verschiedene Künstler und Handwerker von England gesandt worden, wie es sich der König Radama in dem Vertrage, worin er den Sklavenhandel zu unterdrücken versprach und den Missionaren sein Land zu betreten erlaubte, ausdrücklich ausbedungen hatte. Diese hielten sich geraume Zeit auf der Insel auf, und auch ihr Unterricht, wenn gleich nicht streng von religiösem Charakter, mußte eine mächtige Bewegung in dem Volksgeiste hervorrufen. Fleiß und Betriebbarkeit verbreiteten sich, neue Ideen kamen in Umlauf, ein neuer Forschungsgeist regte sich, neue Kenntnisse gelangten von Einem zum Anderen; man kann annehmen, daß tausend bis zweitausend Jünglinge in dieser Zeit die verschiedensten Handwerke erlernten. Auch die weiblichen Glieder der Mission

waren eifrig bemüht, unter ihrem Geschlechte das Werk der christlichen Civilisation zu fördern, und zwar mit dem glücklichsten Erfolge. — Alles dies brachte eine sittliche Umwandlung im Volke hervor, welche der Regierung nicht durchaus gefiel und die sie von Anfang an mit Eifersucht und Furcht betrachtete, weil sie die endlichen Folgen nicht abzusehen vermochte. Eine solche Umgestaltung in den religiösen Anschauungen und den Sitten des Volkes, welche eine Handvoll Europäischer Lehrer zu Wege brachte, machte die Leiter des Staates bestürzt, welche, außer Stande die Bewegung in ihrer Gewalt zu behalten, dem Selbsterhaltungstrieb des Despotismus folgten und die Mission zu vernichten beschloßen. Eine Zeitlang zeigte Radama's Nachfolgerin eher noch eine freundliche Stimmung; böse Rathschläge erlangten aber bald bei ihr das Übergewicht, sie wollte auch Herrin über die Geister ihrer Unterthanen seyn. Ihre Gesetze, die sie in Folge dessen ergehen ließ, laufen alle einfach darauf hinaus, daß sie die alten, bestehenden Volkssitten und Gewohnheiten unverändert erhalten wolle, daß sie gegen Künste und Handwerke, wenn sie nur unter der ausschließlichen Aufsicht ihrer Regierung stünden und zu ihrem Vortheile betrieben würden, eben so wenig etwas einzuwenden habe, wie gegen die Einschränkung des Gehorsams gegen die Gesetze; daß sie aber jeden Abfall vom Götzendienste mit dem Tode bestrafen werde, und daß es von ihrer Bestimmung abhängen müsse, wer unterrichtet werden dürfe. — Außer den Erfolgen der Missionare trugen noch andere Ursachen zu der gefährlichen Enthüllung des Volksgeistes bei. Dahin kann man die Vergrößerung des königlichen Gebietes durch Eroberung rechnen. „Um nämlich das neu eroberte Land in seiner ganzen Ausdehnung zu behaupten, wurden Militärposten in verschiedenen Theilen der Insel errichtet; dadurch gewannen allgemach die gesammten gesellschaftlichen Verhältnisse eine andere Gestalt. Rohe und schwerfällige Massen kamen unter Europäische Zucht; ein stehendes Heer von 20 bis 30,000 Mann ward in Europäischer Weise organisiert und geübt; thätige und unternehmende junge Offiziere, welche nach Kräften bemüht waren, aus dem Umgange mit Fremden jeden nur möglichen Vortheil zu ziehen, standen an der Spitze. Der Verkehr mit den Europäern war überhaupt auf der ganzen Insel ein sehr ausgedehnter, und viele von denselben hatten bei längerem Aufenthalt eine hinlängliche Kenntniß der Landessprache erlangt, um unmittelbar zur Aufklärung des Volkes beitragen zu können. Außerdem waren viele Eingeborene in England erzogen worden und dann zurückgekehrt; andere hatten in Mauritius als Lehrlinge den Handel kennen gelernt, und nicht wenige einige Jahre auf Englischen Kriegsschiffen verlebt. Die Mehrzahl von diesen wohnt nun auf der Insel und verbreitet ihr Wissen unter ihren Landsleuten.“ — Gefränkter Nationalstolz und die äußerste Eifersucht gegen Fremde waren endlich nicht um Gründe verlegen, die Königin gegen die Missionare einzunehmen. Man klagte sie politischer Absichten an; ihre Freundlichkeit eben und ihre Freigebigkeit galten für ausreichende Beweise gegen sie. War es weißen Männern möglich, Geld und Zeit zu opfern ohne böse und selbstsüchtige Zwecke? Eins der ersten Anzeichen von Feindseligkeit gegen die Missio-

nare war der an den Missionar Griffith plötzlich gesandte Befehl, das Land zu verlassen, unter dem Vorgeben, daß der ihm von Radama bewilligte Zeitraum im Lande zu bleiben, verstrichen sey. Auf sein Gesuch wurden ihm noch fünf Monate zugestanden, um die Zurüstungen zur Abreise zu treffen. In der Folge gestattete man ihm noch ein Jahr zu bleiben und später sogar auf unbestimmte Zeit, jedoch mit dem Bedenken, daß er sofort abreisen müsse, wenn es die Königin verlangte. Darin lag keine Gewaltthätigkeit; solche Nachricht wäre auf dem civilisirten Madeira für den Dr. Kalley nicht zu erlangen gewesen! — Gegen Ende des Jahres 1831 ward die Erlaubniß, Eingeborene zu taufen und ihnen das heilige Abendmahl zu reichen, zurückgezogen; gegen Ende des nächsten Jahres ward den Sklaven streng untersagt, lesen und schreiben zu lernen. Ein eben so barbarisches Gesetz besteht in dem civilisirten protestantischen Amerika, jedoch noch mit dem Unterschiede zu Gunsten Madagascars, daß, während man in Amerika bezweckt, die Sklavenbevölkerung in dem Zustande thierischer Erniedrigung niederzuhalten, das Gesetz der heidnischen Regierung doch noch etwas von Gerechtigkeit und Menschlichkeit an sich hatte. Denn man pflegte Sklavenkinder zu kaufen, um sie an Stelle der eigenen in die Schulen zu schicken. Es war nämlich gewissen Städten und Dörfern die gesetzliche Pflicht auferlegt, eine bestimmte Anzahl von Kindern als eine der Regierung zu leistende Abgabe in die Schulen zu liefern, und die Eltern suchten nun das Gesetz dadurch zu umgehen, daß sie, um ihre Kinder der Gefahr zu entziehen, so bald zur Armee geschleppt zu werden und umzukommen, Sklavenkinder in die Schulen brachten und, ohne die Wohlfahrt ihrer eigenen Familien auf das Spiel zu setzen, die geforderten Summen lieferten.

Die allgemeine Haltung der Richter auf Madagascar steht höchst günstig gegen die der Richter auf Madeira ab. Ein junger Mensch ward angeklagt, den Volksgottesdienst zu vernachlässigen und die Gözen zu verachten. Der Oberrichter hörte ernsthaft der Anklage zu und antwortete, er sähe nicht viel Verdammliches an dem jungen Menschen; denn es läge kein Beweis vor, daß er absichtlich die Gözen beleidigt oder das Volk in der bösen Absicht, Aufruhr zu stiften, versammelt hätte; und was das Beten anlangte, so wäre das an sich eine gute Sache und recht wohl gethan, wenn Alle etwas mehr beteten als sie pflegten. Indessen wolle er, da man es wünsche, die Sache der Königin vortragen. Der Angeklagte mußte sich auf ihren Befehl einem Gottesurtheile unterwerfen, um zu sehen, ob er im Besitze einer Zauberkraft wäre. Da der Erfolg zufällig ein günstiger war, so waren die Christen sehr erfreut und zogen mit ihm, wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, in feierlicher Procession in die Hauptstadt. Ungewöhnlich große Schaaren folgten mit weißen Feierkleidern geschmückt. Die Königin sah den Aufzug aus der Entfernung und blickte mit Erstaunen darauf; ihre Offiziere flüsterten ihr zu, daß dies ein übermüthiger Triumph der Christen über ihr Ansehn und das der Götter wäre, die sie auf den Thron gesetzt hätten; sie habe das Ordal befohlen, und nun machten sie ein Aufheben, als ob sie einen Feind überwun-

den hätten. Da sie einmal in dieser Stimmung war, so beschloß einer von denselben, eine Anklage gegen alle Christen einzubringen. Er schlich sich in eine ihrer Versammlungen und hörte, wie ein christlicher Sklave die Leute begeistert aufforderte, die Götter, denen ihre Väter gedient hätten, zu verlassen und Jehovah und Jesu Christo zu dienen. Er glaubte nun hinreichenden Grund zu seiner Anklage zu haben. Jehovah, sagte er, — man weiß kaum, ob aus Unwissenheit oder in böser Absicht — war der erste König der Engländer, Jesus Christus der zweite, und die Andriamanitra (Götter), denen ihre Vorfahren gedient hatten, bezeichnen die Königin und ihre Vorgänger. Danach ward es nun so dargestellt, als ob der Sklave in nächsten Versammlungen das Volk zum Abfall von der Königin aufwiegelte. Als Kanavalona diesen Bericht gehört, weinte sie lange und schwur dann im Namen Andrianimpoina's, diesen Dingen ein Ende zu machen und sollte es durch Blutvergießen geschehen. Bald darauf erhielten die Richter den Befehl, das ganze Volk zu einer Kabary zu berufen, welche Sonntag den 1. März 1835 gehalten werden sollte. Am Sonntag vorher sagte sie verächtlich zu ihren Näherinnen, die im Hofraume versammelt waren: „Ihr solltet euch von den Europäern die Erlaubniß holen, für mich am Alahady (Sabbath) zu nähen! Ihr feiert den Tag wie die Engländer, ich thue es nicht; ihr thätet besser und holtet ihre Erlaubniß ein.“ Als sie an demselben Abend den Gesang in Griffith's Kapelle hörte, äußerte sie: „Diese Leute werden nicht ablassen, bis einigen die Köpfe vor die Füße gelegt sind.“

Das Resultat der großen Nationalversammlung war ein Beschluß, der Wirksamkeit der Mission auf der Insel augenblicklichen Einhalt zu thun. Eine Deputation von Offizieren ward bestimmt, den Missionaren eine Botschaft vom Throne zu überbringen, welche an alle Europäer, Engländer und Franzosen, gerichtet und vom 26. Februar 1835 datirt ist. — Nachdem die Königin im Eingange etwas von Dank für ihre freundliche Gesinnung geäußert, fährt sie fort: „Ich thue euch auch zu wissen, ihr Europäer, daß, so lange ihr in meinem Lande wohnet, ihr unter euch alle Sitten und Gebräuche eurer Vorfahren beobachtet möget. Fürchtet euch nicht; ich werde in euren Gewohnheiten nichts ändern, denn ihr habt gegen mein Land eine gute Gesinnung gezeigt. Indessen, obgleich ich dies festsetze, wenn das Gesetz meines Landes verletzt wird, so ist der schuldig, wer es auch sein mag; und dies geschieht nicht in diesem Lande allein, sondern in der ganzen Welt. Und daher denn, was dem Gottesdienste anlangt am Sonntag, die Taufe und das Bestehen von einer Gesellschaft oder Gesellschaften, — alles dies ist meinen Unterthanen in meinem Lande aufs Strengste untersagt; ihr aber, als Europäer, mögt thun, was den Gewohnheiten eurer Vorfahren und euren eigenen angemessen ist. Die Bekanntschaft aber mit den Wissenschaften und Künsten wird meinen Unterthanen wohlthätig seyn, diese mögt ihr lehren u. s. w.“ Die Missionare sandten zwar darauf eine passende Antwort ein, empfingen aber von der Königin eine Erwiderung in so bestimmten Ausdrücken, daß sie jede Gegenvorstellung als vergeblich erkannten

und, da ihnen alle Missionsarbeit abgeschnitten war, zuletzt das Land zu verlassen beschloßen. Die Todesstrafe ward über alle eingeborenen Christen verhängt, welche sich nicht innerhalb eines Monats als schuldig bekennen würden; dieser Termin ward in der Folge auf eine Woche beschränkt. Inzwischen zog man eine ansehnliche Militärmacht zusammen und that Alles, die Bevölkerung einzuschüchtern. In großer Eile meldeten sich Viele, die dem Gottesdienste beigewohnt, den Sonntag gefeiert und die Sakramente empfangen hatten. Die zwölf Ältesten sandten der Königin eine Adresse ein, die in den demüthigsten Ausdrücken morgenländischer Untergebenheit abgefaßt war. Vierhundert Offiziere wurden wegen ihrer Theilnahme am christlichen Gottesdienste degradirt; sie sandten ebenfalls eine Adresse, worin sie sagen: „Es ist unsere Pflicht, dir, o Königin, unsere ungeheuchelte Dankbarkeit auszudrücken. Mögest du, ohne Betrübniß zu erfahren, ein hohes Alter erreichen, möge die Dauer deiner Tage gleichkommen der des Menschengeschlechtes; denn du hast keinen einzigen von uns für diese grobe Verletzung deiner Gesetze zum Tode verurtheilt, du hast unsere Weiber und Kinder nicht zu Sklaven gemacht, und unser Eigenthum ist nicht eingezogen worden. Wir bitten dich, ein Herz zu uns zu fassen; denn unser Fleisch ist nicht verzehrt, unser Gebein ist nicht zerbrochen, Leben ist noch in uns; und ob wir auch im Range zurückgesetzt sind, so ist doch der Rang nicht die Schranke unseres dir schuldigen Dienstes, sondern das Leben selbst. Und so lange wir leben, werden wir nicht in deinem Dienste nachlassen. Denn wenn als dir allein hinterließ Andrianimpoina und Radama das Reich? Und wenn wir das wieder thun, wofür wir jetzt degradirt sind, so tödte uns, Königin; denn dann müßten wir Schweine seyn und nicht Menschen; denn Menschen wagen die Sonne nicht herauszufordern.“

Die Schulen waren jetzt in ihrer Wirksamkeit vollständig gelähmt und so gut wie abgeschafft. Denn die Missionare hielten sich nicht für berechtigt, ihre Zeit dem Unterrichte in weltlichen Dingen zu widmen, da man ihnen wehrte, die Heilswahrheiten des Evangeliums zu verkünden. Man gab den Befehl, die Bücher zu sammeln, welche sich fast über die ganze Insel verbreitet hatten, besonders durch die Militärstationen: es ist indeß Grund zu glauben, daß Viele ihre Bücherschätze verheimlichten. Eine Prüfungs-Commission ward darauf niedergesetzt, um zu untersuchen, ob einige von ihnen ohne Schaden in den Händen der Unterthanen gelassen werden könnten. Die Bibel kam zuerst. Ein Wort im ersten Capitel der Genesis verdamnte sie in den Index. Das Wort „Finsterniß“ war anstößig; die Königin liebt die Finsterniß oder etwas darüber Gesagtes nicht. Ein Gesangbuch theilte dasselbe Loos, weil es das Wort „Jehovah“ enthielt; sie hätten mit „einem Englischen Könige“ nichts zu schaffen. Die in anderen Sprachen geschriebenen Bücher wurden eben so geprüft. Und was that man mit diesen „kezerischen“ Büchern? Welcher schmachlichen Behandlung unterwarfen diese halbbarbarischen Götzendiener die christlichen Bücher vor ihrer Verbrennung? Die civilisirten Katholiken Madeiras mögen erröthen! „Sämmtliche Bücher wurden einige Zeit darauf

den Missionaren zurückgesandt; die Regierung behielt kein einziges von ihnen, indem sie dieselben als Europäisches Eigenthum ansah. Ja man trug die peinlichste Sorge, daß sie, so lange sie im Verwahrham waren, nicht beschädigt würden. Dies beweist eine äußerst komische Thatsache. Das Haus, worin man sie aufgehäuft hatte, war groß, unbewohnt und voll Ratten. Um nun einer Beschädigung von Seiten dieser Thiere vorzubeugen, ließ die Regierung Kägen in demselben halten, und wöchentlich ward eine Summe Geldes aus dem königlichen Schatze bezahlt, um Futter für diese vierfüßigen Wächter zu kaufen!

Viele von den Eingeborenen fuhren indeß fort, Christum im Verborgenen in den Häusern und auf den Bergen zu verehren, wo sie zu seinem Preis ihre Stimmen erheben konnten, ohne von den Spionen und Angebern, die ihnen nachspürten, gehört zu werden. Der erste Blutzug Madagascars war ein Weib, Namens Nasaloma, welche durch Speerwürfe getödtet ward und ein eben so herrliches Zeugniß für Christum ablegte, als der erste Christen einer. Die Regierung verhängte keineswegs übereilt diese Strafe; aber viele Christen wurden als Sklaven verkauft, und der grausame Aberglaube mit dem Pangenra raffte Viele hinweg. Sie wurden nämlich der Zauberei angeklagt und sollten namentlich im Stande seyn, bössartigen Zauber gegen die Königin zu üben. Von dieser Beschuldigung mußten sie sich auf dem gewöhnlichen Wege reinigen; sie mußten drei Stücke von der Haut eines Vogels verschlucken und dann ein Emeticum einnehmen. Kam nun die drei Stücke unverfehrt wieder zum Vorschein, so galt dies als ein Erweis der Unschuld; bei wem dies nicht der Fall war, der ward als schuldig entweder mit Speeren durchbohrt oder lebendig begraben oder von einem Abhang gestürzt. Dieses Ordal ward an sechshundert Personen vollstreckt, von denen fünfhundert umkamen!

Vergessen wir nicht, daß die beschriebenen Gräuelt in einem barbarischen Lande vorgingen, welches von einem trunkenen Weibe und ihren verschmißten, blutdürstigen Astrologen, deren Betrügerei die Missionare gefährdeten, in grausamer Knechtschaft gehalten wird; — daß der bestehende Götzdienst in seiner wahrhaft satanischen Art die Menschenherzen in Stein verwandelt; — daß das Volk die schwersten Kränkungen von Namenchristen erfahren hatte, welche, mit den Worten eines Französischen Schriftstellers zu reden, „kaum jemals diese Insel besucht haben, ohne die Eingeborenen zu mißhandeln und von ihnen Dienstleistungen zu erpressen, ohne Streitigkeiten unter ihnen zu erregen und zu nähren nur in der Absicht, um die in den daraus folgenden Kriegen auf beiden Seiten gemachten Sklaven zu kaufen; welche mit einem Worte kein anderes Zeichen ihres Daseyns hinterlassen haben, als die Wirkungen ihrer Habgucht.“ Die christlichen Missionen in Madagascars sind dazu den Herrschern immer als Versuche erschienen, sie um ihre Unabhängigkeit zu bringen und sie der Krone Frankreich oder England einzuverleiben, während das arme Volk meinte, die Kinder würden nur unterrichtet, um

machten bei der Verfolgung die gewaltigsten und tadelnswerthesten Leidenschaften rege.

In Madeira dagegen finden wir die Verhältnisse vollständig umgekehrt. Diese Insel gehört einem Königreiche, welches ein Jahrtausend hindurch der Civilisation sich erfreut hat, welches die Katholische Kirche mit unumschränkter Macht beherrscht, worin sie den Volksgeist gestaltet und alle Einrichtungen mit ihrem Geiste durchdrungen hat. Portugal war stets mit England innig befreundet gewesen, Madeira insbesondere hat aus dem Aufenthalt vieler angesehenen Englischer Familien, welche sich jährlich ihrer Gesundheit willen dahin begeben, großen Vortheil gezogen, — und man muß gestehen, bis auf die neuesten Verfolgungen ist die Sicherheit ihrer Personen und ihres Eigenthums ungefährdet geblieben. Aber keine Schranken können die Wuth der Bigotterie zügeln.

Wir wollen uns bei den früheren Arbeiten des Dr. Kalley in Madeira nicht aufhalten, sondern auf die Ereignisse des Monats August 1846 uns beschränken, welche der Capitän Pate in einer kleinen Schrift *) einfach und warm als sichere Thatsachen erzählt. Als Dr. K. 1838 auf Madeira ankam, fand er die große Masse des Volkes in einem Zustande der beklagenswerthesten Unwissenheit. Die Bibel war zwar mit Bewilligung der Königin und des Erzbischofs in die Landessprache von einem Römischen Priester übersetzt worden, aber nur einige Exemplare fanden sich auf der Insel zum Gebrauch der Priester. Dem Volke war sie ein verschlossenes Buch; Viele wußten kaum von ihrem Daseyn und waren mit der evangelischen Geschichte völlig unbekannt. Durch K's Bemühungen wurden indeß Schulen errichtet, und Hunderte fingen die Bibel mit Einsicht zu lesen an.

Die Charte Portugals erklärt zwar ausdrücklich, daß „Niemand seiner Religion wegen verfolgt werden solle, falls er nur der Staatsreligion Achtung erweise.“ Troßdem ward aber dem Dr. K., als er 1843 widerrechtlich eingefekert wurde, verweigert einen Bürgen zu stellen unter dem Vorwande, daß das ihm zur Last gelegte Verbrechen, die Verleitung zu Ketzerei und Abfall, ein todeswürdiges sey. Und Maria Joaquina ward wirklich wegen Gotteslästerung, Ketzerei und Abfall am 2. Mai 1843 zum Tode verurtheilt. Der Gerichtshof in Lissabon veränderte diesen Spruch in dreimonatliches Gefängniß, gleichwohl bestätigte er das Urtheil des Untergerichts und ließ die Folgerung zu, daß, wenn sie der Ketzerei und des Abfalls eben so wie der Gotteslästerung überwiesen worden wäre, sie gesetzlich dem Tode verfallen wäre. Diese Frau erbuldete eine dreiundzwanzigmonatliche Gefängnißstrafe, weil sie die Lehre von der Brotverwandlung läugnete. „In einer Nacht begaben sich der Richter und der Staatsanwalt mit einem Notar und etwa sechzig Soldaten nach Lombo des Fayas. Die Häuser der Bibelleser wurden erbrochen, dreißig Männer und Frauen gefangen genommen, die meisten wurden gebunden, viele von ihnen gemißhandelt, und

*) Madeira; or the Spirit of Anti-Christ in 1846. By J. Roddam Pate R. N. London 1847.

ihre Häuser den Soldaten zur Plünderung überlassen, welche die schrecklichsten Grausamkeiten verübten. Kaum mit der nothdürftigsten Bekleidung — denn die Soldaten hatten sie aus den Betten gerissen — wurden zweiundzwanzig von ihnen nach Funchal auf eine Portugiesische Fregatte geschleppt und dort eingesperrt. Im Gefängniß gestattete man ihnen nicht das Wort Gottes zu lesen; und wiewohl daselbst seit Jahren keine Messe gelesen worden war, fand man es jetzt jedoch nützlich, als ein Mittel der Verfolgung, die Messe zu lesen und die Gefangenen mit dem Bajonet hineinzutreiben. Nach zweiundzwanzigmonatlicher Einförmigkeit, während welcher Zeit sie Englische Großmuth unterstülzte, wurden sie ehrenvoll von jeder Anklage entbunden. Sie wurden indes zurückgehalten, bis sie die Gefängnißkosten bezahlen konnten. Ihre Freilassung erregte die Wuth des Pöbels, welcher sie bei Gelegenheit einer Procession an den Protestanten ausließ. Ein Mann, der Vater von fünf oder sechs Kindern, ging ruhig nach Hause, als er grausam angegriffen und niedergeschlagen wurde. Sein Arm ward auf den ersten Hieb gebrochen, vier Wunden am Kopfe legten sein Gehirn bloß, seine Nase ward beinahe abgerissen, und selbst die Weiber bissen ihn, als er am Boden lag; ja eine von ihnen riß sogar mit den Zähnen ein Stück aus seiner Backe!"

Einige Englische Kaufleute hatten kurz vorher in den Gebirgen große Landstriche erworben, sie urbar gemacht und Landhäuser daselbst errichtet. Dies erregte den Neid der vornehmen Portugiesen, und ihre selbstsüchtigen Leidenschaften stimmten mit der Bigotterie vortrefflich zusammen. Man brachte eine Verschwörung zu Stande, so viel Engländer als möglich von der Insel zu entfernen, und beschloß mit Dr. Kallen und seinen angesehensten Freunden den Anfang zu machen. Conego Pelles, ein Würdenträger der Römischen Kirche und ein in England erzogener Jesuit, reizte den Pöbel zuerst zu einem Gewaltstreiche auf. „Dies geschah am 2. August 1846, als in Quinta das Angustias, einem Landhause, welches Miß Rutherford mit ihren Schwestern bewohnte, ein Portugiesischer Edelmann mit einigen Freunden zusammenkommen wollte, um die Schrift zu lesen, zu beten und den Brief eines gemeinsamen Freundes in England zu lesen. Als er das äußere Thor des Gartens erreichte, traf er auf Conego Pelles und einen jüngeren Priester in Amtstracht, welche mit einem Pöbelhaufen ihn erwarteten. Der Canonikus trat ihm in den Weg und hielt ihm ein Bild vor das Gesicht mit dem Aufsatze „es zu küssen“ und „seinen Gott anzubeten.“ Sie nannten ihn darauf einen Keger und Abtrünnigen, schlugen ihm den Hut ab und drängten auf jede Weise den Pöbel zu Gewaltthaten. In dieser Nacht ward das Haus der Miß Rutherford von einem betrunkenen Pöbelhaufen gestürmt; als man ihnen den Einlaß verweigerte, fingen sie die Thüren einzuwerfen an. Im Hause befanden sich meist Portugiesische Frauen, die der religiösen Belehrung willen hieher gekommen waren. Umsonst machte Miß Rutherford den in die Fenster einbrechenden Katholiken Gegenvorstellungen; ein Steinwurf hätte sie beinahe getödtet. Endlich gab die Thüre den wie-

derholten Stößen nach; die Bösewichte drangen ein und durchsuchten mit Licht das Haus. Wirklich fanden sie ihre Schlachtopfer, die darin befindlichen Portugiesen, welche man so sorgfältig als möglich versteckt hatte, und eben waren sie in Begriff, sie zu tödten, als Polizeidiener eintraten. Zwei von den Räufelührern wurden in dem Augenblick, als sie den Mord begehen wollten, verhaftet, aber nach zwölf oder vierzehn Stunden wieder freigelassen von Behörden, welche diesen Gewaltstreichen nachsahen, wenn sie dieselben nicht selbst veranlaßten. Ähnliches folgte nun Tag für Tag; die Häuser zweier Engländer wurden erbrochen und eins geplündert; der Britische Consul ward auf offener Straße verhöhnt, ein Hause drang selbst in's Consulat ein. Drei Familien mußten an Bord eines Englischen Schiffes Schutz für ihre persönliche Sicherheit suchen! eine Dame starb auf dem Schiffe in Folge der erlittenen Mißhandlungen, Andere kamen an den Rand des Grabes. Hunderte von Portugiesischen Protestanten wurden aus ihren Wohnungen vertrieben und mußten sich in dem Gebirge verbergen. Einer ward zuletzt barbarisch ermordet; es folgte ein Akt der schändlichsten Grausamkeit dem anderen. Dies waren einige von den Folgen, welche der durch den Canonikus an der Kathedrale zu Funchal, Carlos Pelles de Menezes, veranlaßte Friedensbruch mit sich brachte."

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Gutachten der Synode Rügenwalde in der Kirchenverfassungsfrage.

a. Dem Hochwürdigem Consistorium dankt die Synode, daß Hochdasselbe die Ansichten der Synoden hat hören wollen, und zugleich solche Fragen aufgestellt hat, deren Diskussion die hochliegenden Gedanken zur nüchternen Wirklichkeit zurückzuführen und die Unhaltbarkeit der als herrschend supponirten Voraussetzung zu zeigen vermag.

b. Diese Voraussetzung ist: „die durch §. 12. der Verfassungsurkunde festgestellte Selbstständigkeit der Kirche erfordert, daß des Königs Majestät das jus episcopale abgebe; damit hören die Funktionen aller kirchlichen Behörden, als die vom Könige bestellt sind, auf; die Geistlichen können die Kirche nicht vertreten, folglich muß auf die Masse der Kirchenglieder zurückgegangen werden, welche durch aus Urwahlen hervorgegangene Vertreter eine neue Verfassung sich zu geben haben."

c. Die Synode ist mit dieser Voraussetzung in vollständigem Dissensus. Nach unserer Überzeugung ist die Selbstständigkeit der Kirche in der Consistorialverfassung, wie sie bis 1806 bestand, vollkommen gewahrt; das ihr zum Theil aufgedrückte territorialistische und cäsaropapistische Gepräge gehört nicht zu ihrem Wesen und kann, was längst hätte geschehen sollen, jetzt leicht abgethan werden. Das Organ, welches zur Selbstständigkeit allein noch fehlte, die kirchliche Centralbehörde, ist bereits angebahnt. Des Königs Majestät werden durch die constitutionelle Staatsform nicht behindert, das jus episcopale ferner zu handhaben, (darin hat sich unsere Überzeugung seit unsern Eingaben vom 20. Juli pr. nicht im Mindesten geändert); England und Pommern unter den evangelischen Herzögen zeigen es.

d. Dies Beibehalten der geläuterten Consistorialverfassung ist zur Selbstständigkeit der Kirche der einfachste, leichteste, allein richtige und

nothwendige Weg; der leichteste, denn er nöthigt nicht zu abrupter Entscheidung der schwebenden Fragen, er läßt den gährenden Elementen Zeit, sich naturgemäß zu läutern und zu entwickeln, ohne das Gefäß zu sprengen; der richtige, denn er bleibt in der historischen, also göttlich gestützten Fortbildung der Kirche, und betrachtet sie nicht als tabula rasa, was ihre Längung wäre; der nothwendige, denn er ist allein ausführbar, wie theils die Fragen 1, 6, 15. ergeben werden, theils in dem Consistorialschreiben dadurch zugestanden wird, daß es im Widerspruche mit der Voraussetzung b. die Nothwendigkeit der jetzigen Verfassung bis zur erfolgten neuen Constituirung behauptet, insofern nämlich diese ohne Ausschneiden oder Unterdrücken der Minoritäten erfolgen soll. In der allgemeinen Leitung der Kirche darf nicht mehr als das unmittelbar Nothwendige geschehen, kein beliebiges Machen; das erfordert der Glaube an den Sohn Gottes als Herrn und Haupt der Kirche.

e. Alle Schwierigkeiten und Verlegenheiten im Verhältniß der Kirche zum Staate, welche der Beibehaltung der Consistorialverfassung entgegengestellt werden, bleiben für die Kirche wie für die Regierung des constitutionellen Königs, der ja das *jus circa sacra* mit seinen fließenden Gränzen behält, eben so wohl bestehen, wenn er das *jus in sacra* abgibt, aber es treten in diesem Falle noch neue hinzu. Namentlich fällt dann in den zahlreichen gemischten Sachen bei Consisten jede Berentcheidung und Vermittelung fort; es bleibt dann nur der Kriegesstand übrig, in welchem die Kirche entweder unterliegen oder der Landesherr um diejenige Leitung und Ausgleichung gebeten werden muß, welche ihm doch die Verfassung nehmen soll. Auf die Stellung der Römischen Kirche kann man sich nicht berufen; denn sie ist durch die Landesgränzen nicht zerschnitten und hat ihr Centrum außer denselben. Und dennoch die Kölner Wirren!

f. Mit der Consistorialverfassung kann ein synodales und presbyteriales Element sehr wohl bestehen; seine Einführung ist wünschenswerth. Doch bedarf es dazu keiner constituirenden Versammlung und neuen Verfassung, sondern sie ist, da billig mit dem Fundamente, der Gemeinde, anzufangen und nach oben fortzuschreiten ist, auf dem ordentlichen, legislativen Wege mit angemessener Theilnehmung der jedesmal bestehenden Organe zu erreichen.

g. Wenn des Königs Majestät das *jus episcopale* als mit der constitutionellen Stellung unüberträglich betrachten und es zu behalten nicht bewegen werden könnten, so sind auch dann die Urwahlen nicht gerechtfertigt. Denn der evangelische Landesherr ist nicht Souverain, sondern oberster Diener der Kirche, der streitend; und wie im Kriege, wenn der Oberanführer nicht mehr befehlen will oder kann, der Befehl an den zunächst Folgenden übergeht, so ist dasselbe Verfahren auch bisher in der Evangelischen Kirche beobachtet worden. Wenn der Landesherr katholisch ward, ging seine kirchliche Befugniß auf seinen Vagnaten oder sein Consistorium über. Als bei der Deformation der Papst die Evangelischen excommunicirte, sie sich also selbstständig einrichten mußten: da ward nicht Luther durch Urwahlen zum Reformator bestellt, sondern die von der Ausschließung betroffenen kirchlichen Organe, Bischöfe, Doktoren, Pastoren, Landesherren, — deren bedeutenden Einfluß in kirchlichen Dingen vor der Deformation kein Geschichtskundiger bestreiten kann — Patrone nahmen die Sache in die Hände. Auch uns fehlen selbst für solchen Fall die Organe nicht, wir behalten die General-Superintendenten, welche in Pommern in einer Hinsicht älter sind, als das Kirchenregiment des Landesherren, die Superintendenten, (insofern nämlich sie deren Delegirte sind), die Pastoren und Synoden, die Patrone und Kirchenvorsteher, welche alle nicht „Königlich“ heißen. Und da die Consistoren nicht Beamtete des Königs als solchen, sondern als des Inhabers der bischöflichen Gewalt sind, und Königlich nur heißen, weil a potiori fit denominatio, so ist nicht abzusehen, warum

der Landesherr ihnen jetzt nicht eben so wohl, wie früher die katholisch gewordenen Fürsten, die Kirchengewalt sollte übertragen können. Das sub f. berührte Erforderniß würde nur dringender, ohne daß es auf die Modalität Einfluß hätte.

h. Da der Behörde mit Antworten auf die gestellten Alternativfragen nach principlosem Belieben nicht gebietet ist, wir uns aber die ihnen zu Grunde liegende Voraussetzung nicht aneignen konnten, vielmehr die von ihr ausgehenden Antworten für wesentlich gleich — und meistens gleich gefährlich und verderblich — halten: so können wir nur so auf dieselben eingehen, daß wir an etlichen unsere Ansicht exemplificiren. Und zwar

- ad 1. Ist die Synode überzeugt, daß die Union rechtlich und faktisch nur besteht in Ansehung des Kirchenregiments. Sie fällt also nothwendig mit diesem dahin. Dasselbe muß daher an die einzelnen confessionellen Kirchen abgegeben werden. Und zwar wäre dies illusorisch, wenn nicht allen Maßregeln die Sondernung der Confessionskirchen voranginge. Dies würde freilich verwirrend und zerrüttend wirken, beweist uns aber um so mehr, daß die Voraussetzung (b.) unhaltbar ist, bei dem geringen kirchlichen Bewußtseyn der Gemeinde.
- ad 3. Wie unfähig zur Übernahme des Kirchenregiments muß die Kirchengemeinschaft seyn, wenn solche Fragen wie diese gestellt werden müssen.
- ad 6. Die Forderung kirchlicher Qualifikation für die Urwähler ist unerlässlich, oder die Kirche gibt sich selbst auf, sie ist zugleich unausführbar, folglich ist die durch die Voraussetzung b. genommene Position unhaltbar und verderblich.
- ad 7. In den Städten halten es Viele für Gewissenspflicht, den „krassen Aberglauben und den Unsinn der Bibel“ aus der Kirche schaffen zu helfen. Auf dem Lande und in den Städten kennt die Mehrzahl, besonders die Ärmern, keine anderen Überstände in der Kirche, als die zu hohen Accidientien, das zu große Einkommen der Geistlichen, die zu hohe Beitragspflicht der kleinen Leute zu den Bauten und die zu geringe Zahl der Kirchenräthe für sie. Danach werden sie wählen.
- ad 11. Von der Voraussetzung b. aus ist nicht abzusehen, warum die Geistlichen einen Vorzug in der Vertretung haben sollen; von ihr aus würden die Gemeinden alle Vertreter nach freiem Belieben zu wählen haben.
- ad 15. Wenn der Staat die Kosten für die noch unter der Leitung des bisherigen Kirchenregiments zu haltenden Synoden nicht tragen kann, so wird dies noch viel weniger nach gänzlicher Kostrennung der Kirche geschehen; ja auch die Befolgung der Kirchenbehörden, die Gewährung der Portofreiheit &c. wird dann dem Staate nicht zumuthen seyn. Unsere Kirchen wenigstens sind nicht im Stande, Beiträge zu zahlen, und freiwillige Gaben — sie erzwingen dürfte unmöglich seyn — werden voraussichtlich nicht ausreichen.

Quandt. Schramm. Buchholz. Meinhof. Luckow. Sauer. Blaurock. Voß. Müller. Mevius. Gube. Reich. Wuttke. Stössel. Roth. Palis. Tieg. Schumann. Dennert. Anton. Häse.

Aufsprache des Consistoriums zu Ansbach an die evangelischen Gemeinden der Stadt Nürnberg.

Die neuesten Vorgänge zu Nürnberg auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens sind von so weitgreifender Bedeutung, daß es der kirchlichen Oberbehörde nicht länger möglich bleibt, darüber zu schweigen;

vielmehr fühlt sich dieselbe verpflichtet, im Angesicht der drohenden Gefahren ein Wort des Vertrauens und der Ermahnung an die evangelischen Gemeinden der Stadt Nürnberg zu richten.

Indem wir hiemit dieser heiligen Pflicht nachkommen, wünschen wir den evangelischen Gemeinden in Nürnberg zuvörderst Gnade und Frieden von Gott unserem Vater, und dem Herrn Jesu Christo.

Wir waren bisher gewohnt, mit Freude und Hoffnung auf euch hinzublicken. Denn eine nicht geringe Anzahl von reichbegabten und treuegelimten Dienern des Herrn verkündigt unter euch das Evangelium von Christo, und diese Verkündigung ist nicht vergeblich gewesen. Obwohl auch in eurer Mitte schon manche sehr beklagenswerthe Erscheinung zu Tage gekommen ist, so zeigte sich doch auch fortwährend so viel evangelischer Sinn und ein so reger Eifer für die großen Angelegenheiten des Reiches Gottes unter euch, daß Nürnberg in Beziehung auf die Thätigkeit für die Ausbreitung der heiligen Schrift und für die Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden zum Mittelpunkt der protestantischen Kirche des Königreichs erhoben werden konnte.

Aber um so größer war unser Schmerz, da wir vernehmen mußten, was sich in neuester Zeit in eurer Mitte begeben hat. Unberufene Prediger sind unter euch aufgestanden mit der offen ausgesprochenen Absicht, den Glauben der Kirche zu erschüttern und eine neue Gemeinde zu stiften. Schlimm genug war es, daß Männer dieser Art in einer Stadt, wie Nürnberg, nur überhaupt Raum für ihre Thätigkeit und Zuhörer für ihre Vorträge fanden; aber ihr wißt selbst, daß es dabei nicht geblieben ist. Die Verkündiger des Unglaubens haben unter euch einen großen Erfolg gehabt; denn Hunderte haben sich durch sie zum Abfall von der Evangelischen Kirche verleiten lassen, und Frauen und Kinder sind durch ihre eigenen Familienhäupter, an denen sie eine Stütze hätten haben sollen, in diesen Abfall hineingezogen worden. Es erfüllt uns mit tiefer Betrübniß, daß dieser Abfall von der Evangelischen Kirche in derselben altbewährten Stadt ausbrechen konnte, die in den Tagen der Reformation den Städten des Deutschen Reichs mit dem Bekenntniß zu Gottes Wort mutig und vorangegangen ist und seitdem auch in den schlimmsten Zeiten dieses Bekenntniß bewahrt hat.

Aber wir erheben uns aus dieser Betrübniß im Namen des Herrn und rufen zuerst den verirrtten Brüdern zu:

Was hat euch denn die Kirche, die ihr verlassen wollt, übel gethan? Sie hat euch die höchsten Güter auf Erden, das Wort Gottes und die heiligen Sakramente, ohne Unterlaß dargereicht. Das Evangelium von Christo ist, wie ein heiliger Apostel bezeugt, eine Kraft Gottes, die da selig macht Alle, die daran glauben, insofern darinnen geoffenbaret wird die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, welche kommt aus Glauben in Glauben, wie denn geschrieben steht: Der Gerechte wird seines Glaubens leben (Röm. 1, 16, 17.). Dieses Evangelium hat die Kirche euch verkündigt, und hättet ihr es recht gehört, so hätte es euch durch die ihm inwohnende Gotteskraft zu einem neuen Leben erweckt, ihr hättet Christum gefunden, ihr hättet im Glauben an ihn die Gerechtigkeit erlangt, die vor Gott gilt, und in dieser Gerechtigkeit Frieden mit Gott und einen immerdar geöffneten Zugang zu seiner Gnade, also daß ihr, erfüllt mit dem heiligen Geiste, in Liebe und Frieden euer Leben im Dienste des Herrn hättet vollenden und in des Glaubens Kraft auch die Schrecken des Todes hättet überwinden können. Dieses große, ewige Heil hat die Kirche euch nahe gelegt, und nicht ihre, sondern eure Schuld ist es, wenn ihr es nicht empfangen habt; — und nun wollt ihr sie verlassen und euch zu ihren Feinden schlagen?

Wißt ihr, was ihr thut, wenn ihr die Kirche verlasst? Dann verlasst ihr den, der ihr ewiges Haupt ist; ihr verlasst alledam unsern Herrn Jesus Christus. Aber ist es denn euer Ernst? Wollt ihr den Herrn verlassen?

Der Vater zeugt vom Himmel herab für ihn und spricht: Das ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe (Ev. Matth. 3, 17., 17, 5.); er selbst, in dessen Munde kein Betrug erfunden ward, zeugt von sich und spricht: Ich bin das Brod des Lebens; wer zu mir kommt, den wird nicht hungern, und wer an mich glaubt, den wird nimmermehr dürsten. Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; Niemand kommt zum Vater, denn durch mich (Ev. Joh. 6, 35., 14, 6.); die Apostel, die Zeugen seiner Thaten und seiner Auferstehung, zeugen von ihm: Wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit; und aus seiner Fülle haben wir Alle genommen Gnade um Gnade (Ev. Joh. 1, 14, 16.); — und ihr wollt ihn verlassen? Er hat sein Blut vergossen zur Vergebung eurer Sünden (Ev. Matth. 26, 28.); er ist der einzige Mittler zwischen Gott und den Menschen (1 Timoth. 2, 5.), und ist in keinem Andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden (Apostelgesch. 4, 12.); — und ihr verlasst ihn? Er hat der Welt eine neue Gestalt gegeben, er hat mitten in den Völkern, die von Gott nichts wußten, ein Reich Gottes gegründet, in dessen Grängen Wahrheit und Liebe wohnt; er hat dieses Reich wider die Pforten der Hölle besichert diese achtzehnhundert Jahr, und beschützt es noch heute, und dehnt die Grängen seines heiligen Reiches weit über den Erdbreis aus, — und ihr verlasst ihn? Nur in der Befehung zu ihm ist Rettung zu finden für unser schwerbedrängtes Vaterland; mit der Stimme des Donners haben die Ereignisse der Zeit uns Buße gepredigt, — und ihr habt statt der Buße den Abfall erwählt!

O, ihr habt es nur nicht recht bedacht; sonst könnte es mit euch nicht so weit gekommen seyn. Ihr könntet nicht so wider euer eigenes Heil, wider das Heil eurer Kinder, für die ihr dem Herrn einflüßel werdet Rechenschaft geben müssen, und wider das Heil des Deutschen Vaterlandes streiten. Darum höret die Stimme der Liebe, die jetzt im Namen des Herrn an euch ergeht. Der Christ kann schwach werden; er kann, wenn die Versuchung groß wird und der Eifer des Gebetes nicht mit der Größe der Versuchung wächst, in schwere Sünden fallen; er kann in der Versuchungsfunde so schwach werden, daß er den Herrn, den er ewig lieben wollte, treulos verläßt und verläugnet. So hat einst Petrus den Herrn, mit dem er auch in den Tod zu gehen entschlossen war, dreimal verläugnet. Aber da der Herr ihn anblickte (Luc. 22, 61.), ging er hinaus und weinte bitterlich. Seyd ihr ihm in der Verläugnung nachgefolgt, so folgt ihm auch in der Buße nach. Es war eine schwere Versuchungsfunde, in der ihr euch zum Abfall habt verleiten lassen; denn es schien, als wollten alle die geistlichen Ordnungen in Kirche und Staat, die seit Jahrhunderten bestanden haben, in ganz Deutschland zusammenbrechen. In dieser schweren Versuchungsfunde seyd ihr schwach geworden, ihr habt euren Halt verloren und seyd gefallen. Aber der Herr ist barmherzig und gnädig, geduldig und von großer Güte, und wie er einst nach seinem ungetreuen Jünger geblickt hat, so blickt er jetzt in heiliger, mitleidvoller Liebe nach jedem von euch, die ihr in die schwere Sünde der Verläugnung Christi gefallen seyd. Er will euch retten; er will euch nicht sterben lassen in euren Sünden, er will euch vor dem furchtbaren Strafgerichte bewahren, das denen gedrohet ist, die den Sohn Gottes mit Füßen treten und das Blut des Testaments unrein achten, durch welches sie geheiligt sind, und den Geist der Gnade schmähen (Hebr. 10, 28—31.). So kehret denn wieder zu dem Herrn, den ihr verläugnet habt, fallet mit Thränen der Buße vor ihm nieder und stehet ihn an, daß er euch wieder annehmen wolle nach seiner Gnade. Er wird es thun, denn seine Barmherzigkeit ist groß.

So rufen wir den Verirrten zu, und der Herr, in dessen Namen

wir unsere Stimme erheben, wolle auf diesen Ruf für Jeden, der ihn vernimmt, einen ewigen Segen legen. —

Aber nun wenden wir uns an euch, geliebte Brüder, die ihr bisher Stand gehalten habt und der Versuchung zum Abfall nicht erlegen seyd. Wir ermahnen euch in dem Namen des Herrn Jesu, daß ihr euch in den Abfall von Gott und Gottes Wort, der in eurer Mitte ausgebrochen ist, in keinerlei Weise verflechten laßt. Die Versuchungsstunde ist noch nicht vorüber. Darum gedenket an das Wort, das der Herr einst im Garten Gethsemane zu seinen Jüngern gesprochen hat: Wachtet und beret, daß ihr nicht in Anfechtung fallet, denn der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach (Ev. Matth. 26, 41.); und an das Wort des Apostels Jakobus: Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist (Jak. 5, 16.). Erbittet euch die göttliche Waffenrüstung, von welcher der Apostel Paulus im Brief an die Epheser schreibt (Eph. 6, 10—17.), auf daß ihr an dem bösen Tage Widerstand thut und Alles wohl ausgerichtet und das Feld behalten möget. Vor allen Dingen aber ergreift den Schild des Glaubens, mit welchem ihr auslöschen könnt alle feurige Pfeile des Böswichts, und nehmet den Helm des Heils und das Schwert des Geistes, welches ist Gottes Wort. Vor der Kraft des göttlichen Wortes ist in den Tagen der Apostel der stolze Bau des Heidenthums in Trümmer gefallen; in der Kraft des göttlichen Wortes ist Martin Luther ein Mann Gottes und der Reformator der Kirche geworden; in desselben Wortes Kraft werdet auch ihr stark genug seyn, den Versuchungen dieser Zeit zu widerstehen, und wenn der Herr im Blick auf die Menge derer, die ihn verlassen, zu euch, wie einst zu seinen Jüngern, spricht: Wolltet ihr auch weggehen? so werdet ihr ihm in dieses Wortes Kraft die freudige Antwort geben: Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens, und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes (Ev. Joh. 6, 68, 69.).

Stehet ihr aber im Glauben fest, so erhebet euch nicht stolz über eure gefallenen Brüder, denn Gott kann sie wieder aufrichten. Gott will, daß allen Menschen geholfen werde (1 Timoth. 2, 4.); er will auch, daß eure verirrten Brüder nicht verloren gehen. Darum stehet den Gott aller Gnade im Namen unseres Herrn Jesu Christi an, daß er euch Kraft gebe nach dem Reichthum seiner Herrlichkeit, stark zu werden durch seinen Geist an dem inwendigen Menschen (Eph. 3, 16.), auf daß ihr tüchtig werdet, euren Brüdern das herrliche Evangelium Gottes von Christo in Demuth und Liebe zu verkündigen. Der Herr ruft euch jetzt durch uns, die wir in seinem Dienste stehen, wie einst seinen auserwählten Jüngern zu: Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater; wer mich aber verläugnet vor den Menschen, den will ich auch verläugnen vor meinem himmlischen Vater (Ev. Matth. 10, 32, 33.). Höret auf den Ruf eures Erlösers und bekennet getrost und unverzagt seinen heiligen Namen. Auf eurem treuen Bekenntniß, wenn es bekräftigt ist durch einen gottseligen Wandel, wird ein überflüthender Segen ruhen; es wird euch gelingen, manches verirrete Glied der Gemeinde wieder zu Christo zurückzuführen, und dann geht das hochtröstliche Wort des Apostels Jakobus an euch in Erfüllung, das also lautet: Liebe Brüder, so Jemand unter euch irren würde von der Wahrheit und Jemand bekehrte ihn, der soll wissen, daß wer den Sünder bekehret hat von dem Irrthum seines Weges, der hat einer Seele vom Tode geholfen und wird bedecken die Menge der Sünden (Jak. 5, 19, 20.).

Wenn wir jedoch alle gläubige Gemeindeglieder zur eifrigsten und liebevollsten Thätigkeit für die Abgewichenen auffordern, an wen dürften wir uns mit dieser Aufforderung dringender wenden, als an euch, ge-

liebte Brüder, denen das Amt vertraut ist, die Gemeinden zu weihen im Namen des Herrn?

Daß euch der Abfall so vieler Gemeindeglieder mit tiefster Betrübnis erfüllt hat, ist nicht zu verwundern; denn ihr hattet über ihre Seelen zu wachen und werdet auch einst vor dem großen Hirten der Schafe Rechenschaft dafür geben müssen. Aber, geliebte Brüder, laßt euch durch diese Betrübnis nicht allzusehr niederschlagen und nicht hindern in euren heiligen Werken. Ihr habt noch viele Tausende, die das Wort des Lebens von euren Lippen mit heiliger Lernbegier hören; aber auch jene Hunderte, die nach euren Predigten nicht mehr fragen und eures Dienstes nicht mehr begehren, haben noch nicht aufgehört, zu der Herde zu gehören, zu deren Hirten ihr verordnet seyd. Es ist wahr, sie haben sich weit verirret, sie sind in eine Wildnis hinein gerathen, in der sie schwer werden zu finden seyn. Aber je schwerer, desto dringender und größer ist der Beruf, sie zu suchen. Ist schon habt ihr euren Gemeinden das trostreiche Evangelium, auch am sunstgeheten, vorgehalten: Welcher Mensch ist unter euch, der hundert Schafe hat, und so er derer Eines verliert, der nicht lasse die neunundneunzig in der Wüste, und hingehe nach dem verlorenen, bis daß er es finde? Und wenn er es gefunden hat, so legt er es auf seine Achseln mit Freuden; und wenn er heim kommt, ruft er seinen Freunden und Nachbarn und spricht zu ihnen: Freuet euch mit mir, denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war. Ich sage euch: Also wird auch Freude im Himmel seyn über Eimen Sünder, der Buße thut, vor neunundneunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen. — Sehet zu, geliebte Brüder, daß dieses Wort heutiges Tages unter euch mehr, als je vorher, zur That und Wahrheit werde. Der verlorenen Schafe gibt es jetzt Hunderte unter euch. Wohlan, so machet euch auf und suchet die Verlorenen, bis daß ihr sie findet. Dann wird die tiefe Betrübnis, in die ihr jetzt mit uns versunken seyd, sich durch die Gnade des Herrn in große Freude verwandeln, in eine Freude, an der die Engel des Himmels theilnehmen werden.

Das gebe der barmherzige Gott und Heiland, dessen Gnade wir euch und eure Gemeinden befehlen. —

Ansbach, den 29. März 1849.

Das Consistorium.

v. Puffell. Dr. Burkhart. Dr. Ranke. Dr. Fleischer.

Aus einem Schreiben aus Baiern.

Sie nennen die Resultate unserer Synode „befriedigende;“ und wer die Verhältnisse der Zeit erwägt, und wer sich daraus erklärt, mit welcher bangen Erwartungen man der Synode entgegen sah — ich bin wahrlich mit Zittern und Zagen dazu gegangen — der wird allerdings lobpreisend bekennen, daß der Herr über Bitten und Verlehen gethan und unserer Unwürdigkeit lieblich verschont hat. Und dennoch — ich schreib es mit tiefstem Schmerz, ist eine Anzahl Unzufriedener in unserer Mitte, die nicht nur durch die Resultate der Synode nicht zufrieden gestellt sind, sondern ganz ernstlich auf Separation ausgehen. — Sie werden wohl diese Unzufriedenen auf der Seite Gyllani und Conforten suchen — ach daß dem also wäre. Nein, unsere treuesten Glieder der Kirche, theilweise geeignetsten Arbeiter, der reichbegabte Löhle an der Spitze, sind es, welche, an dem Zustand der Bairischen Landbestirke verzweifeln, sich verbunden haben, auszutreten, und eine eigene Lutherische Gemeinde zu bilden. Es sind diejenigen, welche die in den Synodalblättern mitgetheilte und in der Synode selbst zur Verhandlung gekommene Eingabe wegen Wahrung der Lutherischen Kirche und ihrer Rechte gemacht und unterzeichnet haben. Vielleicht (— o daß es der Herr gäbe!) — daß es noch gelingt, diesen Miß zu hindern! Vielleicht! Doch ist nicht viel Hoffnung vor menschlichem Auge! — Das würde eine schwere Heimsuchung von der Hand des Herrn genannt werden müssen, gegen welche alle Ronge und Gyllani mit ihren Versuchen und Erfolgen wie nichts zu achten!

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 25. April.

N^o 33.

Madagascar, Madeira und Tahiti.

(Nach dem North British Review.)

(Fortsetzung.)

Man verband sich, den Dr. Kalley mit Gewalt von der Insel zu vertreiben. Tag und Stunde wurden bestimmt und ein Signal verabredet, worauf der Angriff auf sein Haus gemacht werden sollte. Die Behörden wurden davon in Kenntniß gesetzt und ihr Schuß verlangt; sie stellten um seine Wohnung eine unzulängliche und verrätherische Wache auf, welche mit dem Pöbel offenkundig im Bunde war. K. hielt es für unsicher, sich ihr anzuvertrauen; er legte deshalb, so schnell er konnte, Bauerntracht an und entfernte sich heimlich. „Was für ein Schauspiel bot sich dar! Der beste und treueste Freund, der Madeira je besucht, der acht lange Jahre für die Wohlfahrt des Volkes eifrig gewirkt hatte, der Tag und Nacht an den Betten der Kranken und Sterbenden das Elend zu mildern sich bemüht hatte und nach dem Willen der Vorsehung das Werkzeug gewesen war, Tausenden Leben und Gesundheit wiederzugeben, er verließ nun in der Stille der Nacht sein Haus und floh, um sein Leben zu retten. Die Sterne leuchteten droben in ihrer Pracht, zu seiner Rechten erhoben sich majestätisch die Berge, reiche Weingärten lagen vor ihm, und über der Stadt zu seiner Linken erschien der ruhige, silberne Ocean. Der Wind hatte sich gelegt. Es war Sonntag Morgen. Kein Laut störte die heilige Stille dieser Stunde.“ Welcher Gegensatz gegen den Sturm, welchen die Dämonen der Verfolgung in den Herzen vieler dieser verblendeten Menschen erregt hatten! Mit Mühe gelang es dem Dr. K., einen sicheren Ort zu erreichen, wo seine Freunde ängstlich seine Ankunft erwarteten und wo er übersehen konnte, was mit seiner Wohnung geschah. Die Sonne war aufgegangen, es war ein herrlicher Tag. Da sammelten sich wüthende Menschen, um im Namen des Gottes, dessen Segen in den Weinbergen unverkennbar vor ihnen lag, Gewalt, Grausamkeit und, sollte es seyn, selbst Mord zu verüben. Auf den Straßen schien man sich nur von den beabsichtigten Vorgängen des Tages zu unterhalten; K. hatte auf seiner Flucht selbst davon gehört. Es schlug eif. Da hörte man eine Rakete durch die Luft zischen; nach einer kleinen Pause folgte eine zweite, und dann vernahm man ein Summen menschlicher Stimmen, welches sich bald in wildes Geschrei verwandelte. Es tönte näher und näher. Noch ein Augenblick und ein dichter Knäuel von Menschen umringte das Haus. Man hörte ein wildes Aufschreien, und dann ward es stille. Der Haufe zog sich zurück,

man gab der Hoffnung Raum, daß die Soldaten ihre Pflicht thun würden. Aber nein, das Schweigen ward unterbrochen. Das Volk hatte sich nicht getäuscht, die Billigung der Behörden war wirklich vorhanden, und das Werk der Zerstörung, zu dem ein Mensch aufwiegelte, welcher den ärztlichen Beistand des Dr. K. genossen hatte, ward ernstlich begonnen. Den Schlägen der Schmiedehämmer und Keulen wich die Thür sehr bald; mit fürchterlichem Geschrei drangen die Bösewichte ein. Bald aber ließen sich Stimmen getäuschter Erwartung und großer Verwirrung vernehmen; man hatte gemeint, den Doktor herauszuschleifen und an ihm seine Wuth zu fühlen, und nun fand man ihn nicht. Während dieser ganzen Zeit war der Gouverneur und die Polizei mit einer Wache zugegen, ohne auch nur an ein Einschreiten zu denken. Man hörte wohl in der Ferne Schüsse, aber es war das Geseß „Unserer lieben Frau.“

„Um menschliche Opfer gebracht, griffen nun die Bösewichte nach der werthvollen Bibliothek Kalley's, nach seinen Manuscripten und anderen Papieren, und was man nicht für die Priester zurückbehielt (das Tagebuch des Dr. K. fand sich nachher im Besiz des Canonikus Velles!), warf man unter teuflischem Jubelgeschrei auf die Straße, zermalnte es mit den Keulen und verbrannte es nachher. Auf die Bibel hatte man einen besonderen Haß geworfen, alle vorhandenen Exemplare wurden zermalmt und verbrannt.“

Da nun keine Behörde in Madeira fähig oder Willens war, K's. Leben zu schützen, so mußte er für seine Sicherheit durch eine schnelle Flucht sorgen. Es ward beschlossen, ihn in weiblicher Verkleidung, mit einer leinenen Decke verhüllt, in eine Sänfte zu legen, wie kränkliche Damen auf Madeira sich gewöhnlich fortschaffen lassen. Die Schwierigkeit war nun, Träger aufzutreiben; lange Zeit konnte kein einziger gefunden werden, sie fürchteten sich entweder oder hatten sich dem Haufen angeschlossen. Als diese Schwierigkeit endlich besiegt war, folgte eine andere. Es konnte Niemand dazu bewogen werden, dem Capitän Pate ein Pferd zu überlassen; Jeder fürchtete, man möchte den keiserlichen Engländer auf einem seiner Thiere sehen. Endlich war der Doktor glücklich in seiner Sänfte und ward von sehr widerstrebenden Schultern getragen. Die Träger äußerten murrend den Verdacht, es wäre keine Dame, die sie trügen. Aber sein treuer Gefährte, eben der Verfasser des Schriftchens, dem wir nachherzählen, reichte ihm in die Sänfte ein Fläschchen Eau de Cologne, „welches er, um den Verdacht zu zerstreuen, in die Hand nahm.“ „Zu drei verschiedenen Malen,“ berichtet er, „setzten sie ab und ließen sich eben so oft wieder bewegen,

ihre Last wieder aufzunehmen, indem sie jedesmal ernstlich zu wissen verlangten, wohin sie eigentlich gingen. Diese Frage konnten wir ihnen nur mit Gefahr unseres Lebens beantworten. Wir waren jetzt glücklich in der Mitte der Stadt und hörten mehr als einmal sagen: Er ist es. Als wir beim Kloster Santa Clara vorüberkamen, erklärte der Diener des Consuls, er könne keinen Schritt weiter gehen, und verließ uns. Von den Stufen der Peterskirche ward ein anderer Träger geholt, aber schon erhob man das Geschrei: Da ist des Consuls Diener; es muß Dr. Kalley sehn. Wir eilten vorwärts nach dem Strande, während der Ruf: Kalley, Kalley! von Straße zu Straße drang und das Consulat erreichte. Dreimal ertönte ein lautes, fürchterliches Geschrei und die ganze Masse stürmte mit Ungestüm fort, die Person des Doktors zu suchen. Endlich erreichten wir den Strand, das Boot war bereit, die Sänfte ward an Bord gebracht, und wir befanden uns auf dem Meere. Ich wandte mich um, der ganze Strand war mit Menschen bedeckt. Einen Augenblick später, und wir wären die Opfer der Wuth des Pöbels gewesen. Jetzt waren wir außer aller Gefahr, wir waren aus dem Bereich der Mörder."

Die Rache des Volks und der Priester richtete sich nun auf die eingeborenen Protestanten der Insel. Nacht für Nacht plünderte man ihre Häuser und nöthigte sie zur Flucht, bis zuletzt viele Hunderte Portugiesischer Unterthanen, welche den Priestern wegen ihrer Anhänglichkeit an die evangelische Wahrheit verdächtig waren, in dem Gebirge umherirrten und von den unbarmerzigen Verfolgern wie Raubthiere gejagt wurden. Auf einem Englischen Schiffe fanden sie indeß einen sicheren Zufluchtsort. Es war rührend, die Freudenthränen und dankbaren Blicke der armen Dulder zu sehen, als sie das Englische Schiff betraten und unter Fremden den Schutz fanden, den ihre Landsleute ihnen versagten.

Der Erzbischof von Lissabon besuchte die Insel, nicht um den Aufrührern Buße aufzulegen, sondern um die Gläubigen aufzufordern, „ein Te deum laudamus für ihre glorreichen Thaten zu singen.“ Er veröffentlichte einen Hirtenbrief, worin er sagt: „So hat denn der Herr aus Erbarmen mit der unter Euch angerichteten Verwirrung Euren reinen Eifer für den Glauben und Eure Volkskraft in Gnaden erweckt und auf den Weg der Mäßigung und Liebe gelenkt, und auf außerordentliche und in den Augen der Welt vielleicht seltsame Weise aus dieser fast schon in Stücke zerrissenen Heerde jenen Wolf aus Schottland hinweggenommen. Gepriesen sey der Gott der Barmherzigkeit und Vater alles Trostes, der so gnädig uns geholfen und getröstet hat.“ Dieser Hirtenbrief ward als ein Traktat gedruckt, und eine der Bischöflichen Kirche zugehörige Dame theilte Abdrücke davon als Prämien an die würdigsten Kinder einer Schule, über welche sie und einige andere Engländerinnen die Oberaufsicht führten. Derartig sind die Sympathien und Tendenzen des Pusehismus.

Wir haben zwar nur wenig Raum noch übrig, über Ta-

hiti zu sprechen, wiewohl der Gegenstand an sich so reichhaltig und anziehend ist; etwas aber müssen wir darüber sagen, um, wenn auch unvollkommen, der gestellten Aufgabe zu genügen. Diese Insel ward durch Wallis am 18. Juni 1767 entdeckt, und einer seiner Offiziere nahm im Namen Georg's III. förmlich von ihr Besitz. Die Regierung bestätigte diesen Schritt nicht, doch wurden den Eingeborenen stets für den Fall der Noth Englands Freundschaft und Schutz zugesichert. Als die Londoner Missionsgesellschaft 1795 gestiftet worden war, erwählten die Direktoren Tahiti zum ersten Schauplatz ihrer Wirksamkeit. Die Missionare fanden zwar eine freundliche Aufnahme, aber ihre Bemühungen blieben achtzehn Jahre ganz erfolglos. Der Zustand der Wilden in der Zeit wird von den Missionaren folgendergestalt beschrieben, und ihre Angaben sind anderweitig vollkommen bestätigt worden: *) „Menschenopfer werden noch häufig dargebracht, und Pomare treibt noch alle seine gottlosen Künste, um seine Götter sich günstig zu stimmen. Der Kindermord kommt noch ebenfalls vor und trägt neben den Menschenopfern und verheerenden Krankheiten viel zur Entvölkerung Tahitis bei. Die von Wilson 1797 berechnete Einwohnerzahl ist bis auf die Hälfte geschmolzen; wir vermuthen, daß sie jetzt nicht 5000 übersteigt, und wenn Cook's Berechnung von 200,000 irgend richtig ist, so hat der Tod in einigen Jahren entsetzlich gewüthet.“ Eine richtige Vorstellung von den damaligen Sitten der Tahitier läßt sich aus folgendem Zeugniß eines Schriftstellers gewinnen, der mehrere Jahre auf der Insel zugebracht hatte: „Die niederen Klassen wurden unbarmerzig ausgefogen und niedergedrückt; häusliches Glück war unbekannt; die Weiber waren auf's Tiefste herabgewürdigt, sie durften nicht dieselben Nahrungsmittel zu sich nehmen wie die Männer, sondern mußten sich mit geringeren begnügen; bei Todesstrafe war ihnen verboten, sie an demselben Feuer zuzubereiten oder in demselben Gefäße zu bewahren. Die Insulaner waren im Allgemeinen ohne natürliche Liebe, unversöhnlich, unbarmerzig, voller Bosheit, Geiz, Neid und Hinterlist; und unter der Herrschaft solcher Begierden handelten sie oft mehr wie Teufel als Menschen. Sie waren eine Beute jeder niedrigen Leidenschaft, die jemals in einem menschlichen Busen Platz gewonnen hat; wir haben uns nur eine Gemeinschaft zu denken, die ohne heilsame Geseze unter der schrankenlosen Gewalt solcher Leidenschaften steht, um einen einigermaßen richtigen Begriff von ihrer wirklichen Lage zu haben.“

Die durch die Mission hervorbrachte Veränderung beschreibt der Cap. Gambier mit folgenden Worten: „Früher wurden die Kranken und Alten ihrem Schicksal überlassen, Niemand kümmerte sich um sie; jetzt sieht man die Kinder ihre betagten Eltern zur Kirche tragen, damit sie ihre Freunde, die Aus-

*) Tahiti. A Review of the Origin Character and Progress of French Roman Catholic Efforts for the Destruction of English Protestant Missions in the South Seas. Translated from the French of Mark Wilkes. Lond. 1844.

legung des göttlichen Wortes zu hören, theilen mögen. Viele können schreiben und lesen; die Schulen sind im besten Gange. Ich hatte von dem Erfolge der Missionare gehört, ehe ich nach Otaheiti kam; aber selbst indem ich mir große Übertreibungen in ihren Berichten als möglich dachte, blieb doch noch genug übrig, mich zu der Annahme zu leiten, daß sie wirklich viel ausgerichtet. Jetzt aber erkläre ich, ihre Berichte waren überaus bescheiden, und weit entfernt, ihren Erfolg auszumalen, haben sie ihn nicht dem entsprechend, was ich fand, geschildert.“ Ähnliche Zeugnisse liegen von anderen Seemännern vor. Führen wir noch das vom Cap. Figroy an, welcher unter dem Volke in den Gebirgen, wo nur das Auge eines wohl nie wiederkehrenden Fremdlings es beobachtete, sich aufgehalten und das Betragen eben so sittlich und die Frömmigkeit eben so aufrichtig gefunden hat wie am Meere in der Nähe der Missionsplätze. „Mich und viele meiner Gefährten,“ sagt er, „hatte man glauben gemacht, daß eine finstere, mürrische und düstere Stimmung an die Stelle des so gerühmten früheren Frohsinnes getreten sey. Aber ich kann auf's Feierlichste das Gegentheil versichern. Niemals habe ich ein fröhlicheres, glücklicheres Volk gesehen als auf Otaheiti. Auch hatte ich Gelegenheit, Leute, welche vor Kurzem die Nachbarinseln besucht hatten, von denen viele nur von eingeborenen Missionaren besetzt sind, über den Zustand derselben zu befragen; sie erzählten mir ohne Ausnahme von ähnlichen dort hervorgebrachten Erfolgen.“

Da aber die Franzosen über diesen Punkt mit erstaunlicher Schamlosigkeit die größten Irrthümer und Entstellungen ausgestreut haben, so wird es gut seyn, das Zeugniß eines ihrer Landsleute, des Admirals und nachherigen Marineministers Duperré, zu vernehmen, welches derselbe zu einer Zeit abgegeben hat, wo man von einer katholischen Polynesischen Mission und dem Protektorat noch nichts wußte. Er sagt von seinem Besuche auf Tahiti Folgendes: „Als Wallis, Bougainville, Cook und Vancouver diese Insel berührten, kam ihnen eine große Anzahl Kanoes entgegen; wir waren daher sehr überrascht, daß sich uns kein einziges näherte. Wir erfuhren jedoch bald den Grund; Jedermann war in der Kirche. Am folgenden Tage brachten uns die Einwohner in großen Schaaren Lebensmittel aller Art. Der Zustand der Insel ist von dem zur Zeit Cook's sehr verschieden. Die Missionare haben die Sitten und Gewohnheiten der Einwohner vollständig umgestaltet. Der Götzendienst hat aufgehört, sie bekennen sich allgemein zur christlichen Religion; die Weiber kommen nicht mehr an Bord der Schiffe und betragen sich überall mit großer Zurückhaltung. Ihre Ehen werden wie in Europa geschlossen, und der König selbst beschränkt sich auf Ein Weib. Die Frauen werden jetzt an den Tisch ihrer Männer zugelassen. Die blutigen Kriege, in welche das Volk stets verwickelt war, und die Menschenopfer haben seit 1816 ganz aufgehört. Alle Eingeborenen können lesen und schreiben, und besitzen Bücher religiösen Inhalts, welche in ihre Sprache übersetzt und in Tahiti oder Ulitea oder Oimeo gedruckt sind.

Sie haben sich niedliche Kirchen gebaut, welche sie zweimal in der Woche besuchen, und zeigen bei den Predigten die größte Aufmerksamkeit. Gewöhnlich sieht man viele Zuhörer die sie am meisten anziehenden Stellen der Vorträge aufzeichnen.“

Solche Eindrücke empfingen die Franzosen von der segensreichen Veränderung, welche der Protestantismus auf dieser und anderen Inseln der Südsee bewirkt hatte. Als aber der Jesuitismus ihre Eitelkeit und Ruhmredigkeit in seinen Dienst genommen hatte, lernten sie eine andere Sprache führen. Mit Neid und Haß blickte „die Picpusgesellschaft“ auf das Gedeihen dieser Missionen und faßte den Entschluß, sie zu vernichten. Diese Absicht blickt durch alle Schriften der Missionare, denen die Propaganda die Befehrung Polynesiens übertrug. Ihr Kampf war nicht gegen das Heidenthum, sondern gegen die „Ketzerei“ gerichtet; sie gingen nicht darauf aus, Götzen zu zerstören; sie sahen freilich in der Südsee eine Legion Dämonen, aber es waren lauter „Methodisten.“

Abgesehen von den Französischen Kanonen, waren ihre Versuche zur Heidenbekehrung eben nicht geeignet, ihren Zweck zu erreichen. Folgenden Bericht gibt uns einer von ihnen über die Argumente, mit denen sie die Eingeborenen überzeugten: „Sie wissen recht gut, daß unsere Macht und Mission von Gott kommt. Dies ist die Schlusskette. Der Bischof Rouchouse hat sie uns gegeben, der Papst Gregor gab sie diesem, der heilige Petrus gab sie dem Papste, und Jesus Christus gab sie Petro, seinem Nachfolger. „„Dann kommt eure Macht von Gott,““ sagte ein Häuptling der Akamanu zu uns. „„Wenn also ein Missionar hieher kommt, so werde ich ihn fragen, wer ihn gesandt hat; sagt er, nicht Gregorius, so werde ich sagen: Geh, du bist kein Missionar Jesu Christi. Dann werde ich ihn fragen, wem das Weib und die Kinder gehören. Er wird sagen, mir. Wohl, dann geh, denn du bist kein Missionar. Gott hat kein Weib, Christus hatte kein Weib; Tareta (Caret) hat kein Weib; Jacana (Lanel) hat kein Weib. Unsere Missionare sind vom heiligen Petrus; du bist bloß ein gewöhnlicher Mensch.““ Einer von ihnen versichert, daß das Volk „funfzig Meilen weit kam, ein in schlechten Farben gemaltes Bild zu bewundern, welches die Geburt unseres Herrn darstellte. Wir unterlassen es nie, in jeder Kapelle Bilder aufzustellen.“ In einem Punkte fanden die Französischen Missionare die Südeinseln schmächtig verlassen; sie hatten keine Schutzhengel. Dämonen durchkreuzten die See und schwebten um jede Insel in Gesellschaft mit den ungeweihten Englischen Missionaren. Seit die Väter Caret, Lanel, Murphy und Chanel hieher gekommen, war dies nicht mehr zu ertragen, die Zeit war da, die Schutzmächte des Katholicismus zu schaffen und an ihren Posten zu stellen. Wo aber den Stoff hernehmen, aus welchem diese himmlischen Wesen zu formen waren? Pater Chanel sagt: „Ich habe den Trost gehabt, im Geheimen die Taufe an zwei jungen Oceaniern im Augenblicke ihres Todes zu vollziehen; sie sind in den Himmel gegangen, die Zahl der schützenden Engel der Insel Wallis zu

vermehrten.“ Die Art freilich, wie er dieses Werk vollbrachte, ist etwas seltsam. „Um jede Schwierigkeit zu vermeiden, wenn ich die Kinder selbst unter den Augen ihrer Mutter zu taufen wünsche, schlage ich folgenden Weg ein. Ich habe stets ein Fläschchen mit wohlriechendem Wasser und ein zweites mit reinem Wasser bei mir. Zuerst sprengte ich einige Tropfen des ersten auf das Haupt des Kindes unter dem Vorwande, es damit ruhig zu machen, und während nun die vergnügte Mutter es mit ihrer Hand sanft reibt, wechsle ich das Fläschchen und schütte das Wasser der Wiedergeburt dem Kinde auf den Kopf, ohne daß sie im Entferntesten etwas davon ahnt.“

Die von den Französischen Civilisatoren nach Tahiti gebrachten Sitten, in denen sie mit ihrem Beispiele ernstlich vorangingen, waren wahrlich von denen, auf welche die Engländer drangen, sehr verschieden. In Papeiti, dem Haupthafen, der von Fremden so häufig besucht wurde, fanden sich immer noch viele Weiber, welche trotz der Anstrengungen der Missionare in ihrer heidnischen Viederlichkeit beharrten; man konnte nur verhindern, daß sie wie früher die Schiffe besuchten. Im Jahre 1839 mußte die Fregatte *Artemisia*, welche an der Küste von Tahiti beinahe gescheitert war, in den Hafen einlaufen. Der Schiffsmannschaft wurde alle mögliche Freundlichkeit erwiesen; für die Sittlichkeit der Eingeborenen wirkte aber ihr Aufenthalt äußerst verderblich. Die Offiziere und Mannschaften waren nämlich theils bei den Eingeborenen untergebracht worden, theils hatten sie ein Lager aufgeschlagen. „Mit Leichtigkeit,“ schreibt M. Reybaud, „gewöhnte sich diese französische Kolonie an das Tahitische Leben. Wir haben gesehen, wie die Matrosen verfuhrten und was für Freunde sie fanden; die Offiziere waren eben so glücklich. Die Insel, welche Bougainville das neue Cytherea genannt hatte, strafte diesen Namen nicht Lügen. Ganz Papeiti war ein Serrail ohne seine Schranken.“ Über den Besuch der *Reine Blanche* 1842 haben wir den Bericht eines Offiziers dieses Schiffes, in welchem es heißt: „Die Strenge der Englischen Missionare ist zuweilen sehr unzeitig, und sicher waren sie die Ursache, daß wir Besuche von Weibern empfangen. Der Admiral würde es uns nicht gestattet haben, wenn die Missionare sich nicht lächerlicher Weise dagegen gesetzt hätten. Die Offiziere, welche den Tag nach unserer Ankunft gelandet waren, hatten drei oder vier Weiber mit sich zurückgebracht, um ihnen das Schiff zu zeigen und sie mit Musik zu unterhalten. Am Abend luden die Offiziere sie zu Tische und schickten sie zurück, als sie den Wunsch zu erkennen gaben; es war jedoch schon ziemlich spät. Als die Missionare dies erfahren hatten, wollten sie den Weibern eine Strafe aufer-

legen, weil sie das Schiff sich besehen hatten. Darüber erhob sich an Bord der Fregatte ein großer Unwille, und der Admiral gestattete sofort den eingeborenen Weibern das Schiff zu betreten, wann es ihnen gefiele. Am Abend kamen mehr als hundert Weiber an Bord; sie waren in der Offizierscabinette, bei den Matrosen, sie waren überall. Von dem Tage an kamen jeden Nachmittag eine große Anzahl dieser Schönen, um die Musik zu hören. Die Offiziere luden sie höflich zur Tafel, und die äußerst fröhlichen Mahlzeiten wurden tief genug in die Nacht hinein ausgedehnt, damit die Furcht diejenigen an Bord des Schiffes halten möchte, welche bei dem zweifelhaften Sternlichte an's Land zurückzukehren sich etwa fürchteten.“ An diesen Admiral, den Oberbefehlshaber im stillen Ocean, der nicht allein diese empörenden, für sein Volk so erniedrigenden Gräueltat gut hieß, sondern offen und absichtlich die Geseze Tahitis mit Füßen trat — Geseze, die zur Sicherheit der Insel nothwendig und ohne allen politischen Charakter waren — an diesen Admiral wendeten sich die Römischen Priester mit der Bitte um Schutz für ihre Religion in demselben Augenblick, wo er den Englischen Protestanten zum Troß und Hohn das abscheulichste Laster sanktionirte! Und dieser „Groß-Offizier der Ehrenlegion“ war nach Tahiti gekommen, um die Frankreich angethanen Beleidigungen zu rächen, um Ordnung und Ehre, um die Herrschaft der Geseze wieder herzustellen und die Geltung der Verträge aufrecht zu erhalten!

Die durch unvergleichliche Büberei der Französischen Agenten herbeigeführte Katastrophe ist zu bekannt, als daß wir länger dabei zu verweilen nöthig hätten. Die jezt auch dafür bereits mit dem strengen, aber gerechten Gerichte Gottes heimgesuchte Regierung der großen Nation glaubte oder gab vor, den lügenhaften Berichten jener niedrigen Abenteurer zu glauben, und ließ dazu ihre Macht, alles Gesez und alles Recht mit Füßen zu treten. Die arme Königin Pomare wich zulezt dem Schrecken. „Die Nacht hatte sie in Thränen verbracht; gegen Morgen mehrten sich ihre Schmerzen und endlich unterzeichnete sie das Dokument. Dann nahm sie, in eine Thränenfluth ausbrechend, ihren sechsjährigen, ältesten Sohn in ihre Arme und rief: Mein Sohn, ich habe den Raub deines Geburtsrechtes unterzeichnet. Nach einer anderen Stunde unbeschreiblicher Wehen ward sie von ihrem vierten Kinde entbunden. In der That, durch das Protektorat war sie entthront. Obgleich ihr die Franzosen den leeren Titel einer Königin des Inneren ließen, war doch Moerenhout, der Königliche Commissarius, König von Tahiti.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 28. April.

N^o 34.

Das Cananäische Weib, oder Glaube und Rechtgläubigkeit. Von H. Eltester, Prediger zu Potsdam. Potsdam 1849.

In dem gegenwärtigen Kampfe innerhalb der Evangelischen Kirche, wo sich als die vornehmlich mit einander streitenden Parteien von der einen Seite die Vertheidiger des Principis des Separatismus, von der anderen die Befürworter jener weitherzigen Union, welche jedes treue Festhalten an kirchlichen Bekenntnisschriften verdammt, gegenüberstehen, nehmen diejenigen eine äußerlich sehr undankbare Stellung ein, welche die Bestrebungen weder der einen noch der anderen Partei gutheißen und keiner von beiden den Sieg wünschen können. Alle ihre Versicherungen und Nachweisungen, daß sie fern davon seyen, im Sinne der auslären Sprechweise die „richtige Mitte“ halten zu wollen, werden ignoriert, und jede der extremen Richtungen meint auf sie das Wort anwenden zu können: Wer nicht sammlet, der zerstreut. Sie werden einer Inconsequenz bezichtigt, die es auf die Länge nicht werde treiben können; und ganz dieselben, welche von den Separatisten als Befürworter einer falschen Union bezeichnet werden, müssen es sich gefallen lassen, von der entgegengesetzten Seite her den Vorwurf separatistischer Intoleranz zu vernehmen. Es bleibt ihnen nichts Anderes übrig, als ruhig ihres Weges zu gehen, in der stillen und festen Hoffnung, daß sich dennoch der Herr thatsächlich zu ihnen bekennen werde. Die Ev. K. Z. hat den Standpunkt, den sie in diesem Kampfe zu behaupten gedenkt, schon so oft und mit einer Bestimmtheit, die jedem Mißverständnisse wehret, dargelegt, daß nur ein besonderer Grund sie noch bestimmen kann, ein weiteres Wort darüber zu verlieren. Ein solcher aber ist ihr durch die vorliegende Schrift gegeben worden. Die s. g. Schleiermachersche Schule hat zwar in ihrem Organ, der „Zeitschrift für die Union Evangelische Kirche,“ schon seit längerer Zeit ihre Ansichten über Union in einer Weise zu erkennen gegeben, welche uns über ihre Tendenzen keinen Zweifel mehr übrig lassen konnte, und insofern ist uns diese neue Eltester'sche Expectoration im Allgemeinen durchaus nicht überraschend gewesen; indeß ist der Ton, in welchem sie geht, vergleichungsweise doch immer noch so neu, daß wir dieselbe in der — wahrscheinlich nur noch kurzen — Laufbahn dieser Schule als Epoche machend bezeichnen dürfen. Dies mag der Verf. selbst empfunden haben, indem er sich entschloß, den schon in seiner Zeitschrift abgedruckten Aufsatz noch besonders ausgeben zu lassen. Wir freuen uns aufrichtig, daß er in diesem Dokumente die theologischen und kirchlichen Anschauungen seiner

Partei zu einer möglichst allgemeinen Kenntniß gebracht hat; es ist hiedurch der Kirche ein wesentlicher Dienst geleistet worden. Möglich freilich, daß er damit für den von ihm gestifteten „Verein für evangelische Kirchengemeinschaft“ einige Proselyten gewinnt und mit ihren Namen die Spalten seiner Zeitschrift füllen und schmücken kann; aber auch gewiß, daß Alle, die irgend noch Augen haben zu sehen, es sich nun nicht mehr verhehlen können, worauf es diese Partei abgesehen und weisen sich die Kirche von ihr zu versehen hat. Die verblendende und verführerische Kraft, welche dieselbe bei ihrem ersten Auftreten für so manches schwache Gemüth gehabt hat, ist ihr auffallend schnell abhanden gekommen; den Beifall und die Theilnahme derer, welche nummehr auf einem anderen Gebiete ihre negativen Tendenzen verfolgen können, hat sie verloren, — und was die irgendwie kirchlich Gesinnten anbetrifft, so begreifen sie nachgrade alle das aller Einigung positiv entgegengesetzte Princip, wovon die gedachte Fraktion jetzt kein Hehl mehr macht, und das sich nochwendig in demselben Maße entwickeln mußte, in welchem sie sich zu organisiren bestrebt gewesen ist. Es ist nicht unsere Absicht, die kleine Schrift selbst einer Kritik zu unterwerfen, dazu ist sie in der That zu dürftig und unbedeutend. Sie ist augenscheinlich nichts Weiteres, als die nähere Ausführung einer Predigt. Nur in einer solchen verzeiht man so gewagte Schlussfolgerungen, so gewaltsame Parallellisirungen, wie wir sie hier lesen; nur kraft solcher Entstehungsweise erklären sich Mißanwendungen, von denen man sonst schlechterdings nicht begreift, was sie mit der in Rede stehenden Sache zu thun haben, z. B. die Belehrungen über die Wohlthätigkeit; nur von diesem Gesichtspunkte aus verstehen wir endlich den Ton, in welchem der Verf. redet, — es ist der Ton vornehm thuernder Belehrung, der Ton einer Strafpredigt, wie ihn der Diener am göttlichen Worte, kraft göttlicher Autorität redend, allerdings gegenüber einer unwissenden, schwerhörigen und eigensinnigen Gemeinde annehmen darf, in welchen aber die allgerwöhnlichste Bescheidenheit den Theologen einzustimmen verhindern wird, der in literarischer Thätigkeit dem Publikum gegenübertritt. Die trivialsten, vielfach gesagten Dinge werden mit einer Wichtigkeit vorgetragen, als wären sie aus dem tiefsten Schachte des Geistes hervorgeholt und als müßten sie wie Schlaglichter in die Finsterniß hineinleuchten, in welcher die Rechtgläubigen befangen sind. Die Gegner werden in einer Weise angeredet, es werden ihnen Worte in den Mund gelegt, daß man in der That nicht weiß, soll man sich mit Entrüstung von einer Annahme ohne Gleichen abwenden, oder soll man einen Mann beklagen, welchen die Sucht, Parteiführer zu seyn,

so gänzlich über seine innere wie äußere Stellung verblendet hat. In der That, ganz abgesehen von anderen Gründen, kann man einfach aus dem Tone dieser Schrift der Schule, aus welcher sie hervorgegangen, die Prognose ihrer Zukunft stellen; — Hochmuth kommt immer vor dem Falle. Aber lassen wir Alles das bei Seite, was mit der Person des Verf., die uns nichts angeht, zusammenhängt; wir haben es mit der ganzen Partei und mit der Sache zu thun, für welche sie kämpft. Und weil uns (S. 23.) gesagt wird, „Viele hätten das, was hier und sonst auseinandergelegt worden sey, noch immer nicht verstanden,“ so müssen wir zeigen, daß wir an solchem mangelhaften Verständniß nicht leiden, vielmehr eben deshalb, weil wir verstanden haben, nicht einverstanden damit sind und es nie seyn können, weil uns die Erhaltung der Kirche am Herzen liegt, welche dort principmäßig untergraben wird.

Die Belehrung, welche uns ertheilt wird, ist nun im Wesentlichen diese, daß die Rechtgläubigkeit die eigentliche *materia peccans* sey sowohl in dem individuellen Leben des Subjekts als auch in der Kirche überhaupt. Wenn sich Rechtgläubigkeit selbst mit dem stärksten Glauben verbinde, so sey der letztere ein Kranker, ja diese Krankheit führe zum Tode, — je mehr Rechtgläubigkeit, desto weniger Glaube und umgekehrt. Von der Rechtgläubigkeit sey ausgegangen jener wilde Fanatismus, der „um Fastens willen Menschen schlachtet und für die Ehre des Kreuzes Städte verbrennt;“ die Rechtgläubigkeit habe den Menschen bald dem Thiere, bald dem Teufel näher gebracht u. s. f.; und zuletzt fügt der Verf. seiner Predigt Siegel und Unterschrift in dem prophetischen Worte hinzu: „Gott wird die Rechtgläubigkeit richten.“ Das wenige Wahre, was diesen wahrhaft abentheuerlichen Behauptungen beigemischt ist und was ihnen bei Unkundigen Eingang verschaffen könnte, ist von der Ev. K. Z. weder erkannt noch verschwiegen, geschweige denn geläugnet worden. Wir setzen das wahrhaftige Christenthum nicht, wie es ein alter Kirchenlehrer that, in die ἀρεσκεία τῶν δογματῶν und wir verstehen das *Quicumque vult salvus esse* eben so wenig dahin, als sey das bloß verstandesmäßige Festhalten an der reinen Lehre an sich selbst die Bürgschaft der Seligkeit, wie der fromme Athanasius selbst es in diesem Sinne gemeint hat. Sofern sich also der Verf. erschöpft und abarbeitet in der Abweisung der weder von uns noch selbst von den entschiedensten Altlutheranern vertheidigten Prätension, in der „Reinheit der Lehre“ die Gerechtigkeit zu besitzen, welche durch Werke nicht errungen werden könne, so hat er sich selbst erst die Feinde geschaffen, die er bekämpft, und so ist er denn sehr wohlfeilen Kaufes zu jenem Schein gerechter Entrüstung gelangt, in welchen er sich so selbstgefällig kleidet. Aber freilich dies Gemeinsame, in welchem wir uns mit ihm bezeugen, reducirt sich auf ein Minimum. Alles, worauf es ihm augenscheinlich vornehmlich ankommt, können wir nicht anders beurtheilen, denn zuerst als unwahr an sich, sodann als verderblich für das individuelle christliche Leben, und endlich als nothwendig zur Auflösung der Kirche führend.

Eine Verständigung mit dem Verf. läge vielleicht noch im

Bereich der Möglichkeit, wenn er etwa nur über die eine oder die andere Art von Rechtgläubigkeit sein Anathema ausgesprochen hätte; nun aber verdammt er Alles, was nur irgend unter diesen Begriff subsumirt werden kann, und keine ihrer — wie er selbst bekennt — sehr von einander verschiedenen Äußerungen und Erscheinungsformen findet vor seinen Augen Gnade. Er überschaut die Erweisungen derselben in der evangelischen Geschichte, in der Geschichte der Kirche von der ältesten Zeit bis auf unsere Tage, und nirgends weiß er ihr eine Seite abzugewinnen, der er Anerkennung schenkt, überall sieht er Fluch in ihrem Gefolge. Sich anschließend an seinen Text (Matth. 15, 21—28.) deutet er die Worte der Jünger: „laß sie doch von dir, denn sie schreien uns nach,“ aus dem Rest jüdischer Rechtgläubigkeit, der in ihnen gewiesen, und sagt: „Das Thier vernimmt des Thieres Angstlaut und flattert erschreckt hinzu, als wolle es helfen. Geschweige der Mensch hat ein Ohr für des Menschen Klage. Aber hier bittet eine Heidin, und Apostelherzen wenden sich ab, weil — in ihnen noch Rechtgläubigkeit lebt.“ Als ein Rechtgläubiger wird der betende Pharisäer im Tempel dargestellt; die Rechtgläubigkeit hat die Gläubigen aus der Beschneidung und die aus der Vorhaut geschieden, hat die Entzweiung zwischen Katholiken und Protestanten, zwischen Lutheranern und Reformirten hervorgebracht, hat den Hussiten seine „Keule in Blut, und den Lutheraner seine Feder in Gift tauchen“ lehren. Und aus allen diesen Momenten wird nun die Begriffsbestimmung gewonnen, die Rechtgläubigkeit siehe in dem Gewichtlegen auf die Art, wie, oder auf die Umstände und Bedingungen, unter welchen der Glaube hervortritt, näher, sie halte die Form, die Äußerung, den Weg zum Glauben, die ihr eigenthümlich seyen, für die einzigen, unter denen überhaupt Glaube möglich sey, oder (wie es S. 9. heißt) sie setze die Frömmigkeit in Einzelnes und Äußeres und in bestimmte Äußerungsweisen, sey es Beschneidung, sey es Oblate statt Brot, Vater unser statt Unser Vater, oder seyen es endlich Formeln der Lehre und Symbole. Man wird von dieser verworrenen, zum Theil sich selbst widersprechenden Definition zunächst den Eindruck gewinnen, daß sie in einem entschiedenem Mißverhältnisse eben sowohl zu den Schriftstellen, als auch zu den geschichtlichen Thatfachen stehe, aus welchen sie sich das Ansehen gibt, geflossen zu seyn. Die Exegese ist doch in der That, aufs Mildeste gesagt, eine unzarte, die in dem Verfahren der Jünger dem Cananäischen Weibe gegenüber nur den Ausdruck jüdischer Rechtgläubigkeit, welche die Heiden vom Reiche ausgeschlossen erachte, finden kann, einer Rechtgläubigkeit, „von deren Pein und letzten Banden die liebeathmende Seele Petri erst Apostelgesch. 10. befreit worden sey.“ Hätte der Verf. die vorliegende Erzählung nicht bloß in den Dienst seiner bereits fertigen Anschauungen zum Zwecke ihrer biblischen Rechtfertigung gezogen, hätte er sie verglichen mit anderweitigen ähnlichen Vorfällen, so würde er zu wesentlich anderen Resultaten gelangt seyn. Oder beurtheilt er die Erscheinung der Jünger, als sie die anführen, welche Kindlein zu Jesu brachten, daß er sie anrührete, auch als die einer jüdischen Rechtgläubigkeit? und leitet er aus gleicher Quelle die Drohungen ab, mit

welchen die Begleiter Jesu jenen Blinden zurückscheuchten, der das Erbarmen des Heilands anrief (Luc. 18, 39.)? Dann waren die Jünger wohl heterodox von ihrem Standpunkte aus, als sie es versäumten, Protest einzulegen gegen die Willfährigkeit Jesu dem heidnischen Centurio in Capernaum gegenüber? Eben so müßten wir die Schilderung und Ausmalung des Blickes und Geberdenspiels Jesu, wovon der Text nichts weiß, die Annahme einer Ironie in seinen Worten, wenigstens als Ergüsse einer irregeleiteten Phantasie beurtheilen, wenn es nicht ersichtlich wäre, daß das Alles absichtlich eronnen ist, um einen Anhalt für die Applikation zu finden: „Ich bin ja nur kommen zu den verlorenen Kindern aus den Kirchlichen, ich bin ja nur gestorben für die Bekenner der Augsburgerischen Confession.“ Ungefähr auf gleichem Niveau mit dieser Exegese steht die Betrachtung der Geschichte Seitens des Verf. Wenn in dem Streite zwischen den Lutheranern und Reformirten über das heilige Abendmahl auch nur das Gehaben einer Rechtgläubigkeit gefunden wird, „welche nach Aeußerem mißt und die Frömmigkeit an Einzelheiten bindet,“ wenn dazu die Parallele gezogen wird, auf gleiche Weise hätten die Europäer die Farbigen eine Zeitlang wie Nichtmenschen behandelt, weil dieselben eben eine andere Farbe als sie gehabt hätten: so bekundet dieser schimpflich niedrige Standpunkt eine absolute Unfähigkeit, über solche Verhältnisse ein irgendwie gesundes Urtheil zu fällen, und die Schrift des Verf. ist ein trefflicher Beleg zu dem Urtheil, welches Rothe (theol. Ethik II. S. 458.) ausspricht, daß nur eine oberflächliche Ansicht in der Thatfache, daß der confessionelle Streit grade über die Sakramente so warm und eifrig geworden, eine Abgeschmacktheit sehen könne. Indes sehen wir von diesen völlig verunglückten exegetischen und kirchengeschichtlichen Rechtfertigungen des Eltesterschen Begriffs von Rechtgläubigkeit ab. Eiferte der Verf. wirklich nur — wie er es ein paar Mal ausspricht — gegen eine Orthodorie, die „Einzelnes“ und „Aeußerliches“ zu sehr betone und zur Hauptsache mache, so ließe sich das hören. Aber der Verlauf seiner Schrift zeigt, daß er unter dieses „Einzelne und Aeußerliche“ nicht bloß Beschneidung, Oblate und dem Ähnliches rechnet, sondern auch Vieles, was wohl nur vor dem Forum seiner Partei als dieser Kategorie zugehörig beurtheilt werden dürfte. Er sagt selbst, der Haß zwischen den einzelnen Kirchen, der Evangelischen und Katholischen, der Lutherischen und Reformirten, sey geschwunden, die Differenzpunkte, die unseren Vätern wichtig gewesen, seyen in den Hintergrund getreten, jetzt seyen es ganz andere Gegensätze, welche die Gemüther bewegten, nämlich die zwischen den verschiedenen Richtungen in der eigenen Kirche. Wohl an, wenn der Verf. dieser Anerkennung ungeachtet eben auch auf diese, wesentlich anders gestalteten Verhältnisse „das anwenden will, was seine bisherige Betrachtung dar- geboten“ (S. 19.), (d. h. mit einem Maßstabe messen, der für sie gar nicht paßt), so gehört nach seiner Theorie zu dem „Einzelnen und Aeußerlichen“ auch alles das, was wir Bibelgläubige gegenüber den Lichtfreunden wahren und festhalten; „Einzelnes und Aeußerliches“ ist dann auch die Lehre von der Gottheit Jesu Christi, von der Erbsünde, von der Rechtfertigung aus dem Glauben u. s. f.

Es ist dies nicht eine bittere Consequenz, welche wir im Gegensatze gegen die wahre Meinung des Verf. ziehen, sondern ein Satz, den er selbst unverhohlen ausspricht und auch in der That nicht umgehen konnte, ohne mit seinen eigenen Prämissen in Conflict zu treten. Er lautet dahin, daß es auf den Inhalt des Glaubens, die *fides quae creditur*, gar nicht ankomme, daß weder gefragt werden dürfe, was Jemand glaube, noch auch irgendwie ein dahin schlagendes Bekenntniß gefordert werden könne; sondern das Entscheidende sey allein dieses, daß überhaupt geglaubt werde, die *fides qua creditur*. Jedes Begehren eines Glaubensinhalts gilt dem Verf. als die Sache einer verdammlichen und verderblichen Rechtgläubigkeit; ja nach dem oben angeführten Canon: „je mehr Rechtgläubigkeit, desto weniger Glaube,“ gestaltet sich die Lage der Sache so: je fester Jemand hält an den christlichen Wahrheiten, die er überkommen, je treuer er die ihm verkündigte Lehre der Kirche bewahrt, desto untüchtiger ist er zu dem Glauben, der von der Zeitschrift für die Umrte Kirche als das Eine Nothwendige bezeichnet wird. Die Partei, welche sich also vernehmen läßt, ist geraume Zeit hindurch von Vielen dahin mißverstanden worden, als kämpfte sie nur für ein genügendes Maß von Freiheit gegenüber dem dogmatisirenden Gehalte so wie dem Buchstaben der evangelischen Bekenntnisschriften, während sie ihre Substanz als für jeden evangelischen Christen verbindlich erachte: gegen solche Beurtheilung hat sie nun in dieser Schrift selbst protestirt, indem sie allen und jeden Glaubensinhalt für indifferent erklärt, dafern nur sonst Glaube vorhanden sey, und nicht bloß die Starrheit der Orthodorie, sondern die Rechtgläubigkeit, d. i. den Glaubensgehorsam, die demüthige Beugung unter das, was uns als die Summa der credenda vorgehalten wird, verdammt. Der erstaunte Leser sieht sich sofort zu der Frage gedrängt, wie es doch möglich sey, von allem Glaubensinhalt abzusehen und gar nichts als ein von dem Subjekte Anzweignendes zu bezeichnen, dabei aber dennoch die Forderung, daß überhaupt geglaubt werde, aufrecht zu erhalten. Wir können uns zwar den Fall denken, daß die christlichen Wahrheiten als todte Schätze in einem Gemüthe vorhanden seyen, ohne Kraft und Leben in ihm zu werden, bloß als Gegenstände des Wissens, so daß der Glaube ein schlaffer und matter ist und die Früchte der Heiligung schuldig bleibt, — wie der Herr am Schlusse der Bergpredigt und der Apostel Jakobus es gestraft haben: aber absolut unvollziehbar ist doch die umgekehrte Vorstellung; denn jedes Glauben hat ein Objekt, welches es ergreife, zur unerlässlichen Voraussetzung. Oder ist die Meinung des Verf. bloß diese, allerdings sey irgend ein Inhalt nothwendig, aber es sey eben indifferent, wie dieser Inhalt beschaffen sey und laute, — glaube was du willst, aber glaube nur; nicht auf den Glauben, sondern auf das Glauben kommt es an? Nun er wird uns doch nicht einreden wollen, daß die *fides, qua credimus*, zu ihrer Gesundheit und Gottgefälligkeit hinsichtlich ihres Inhalts gar keine Voraussetzungen habe, als höchstens etwa die bloß negative, wie er selbst sie angegeben, daß sie sich nämlich hüten möge, auf diesen Inhalt ein zu großes Gewicht zu legen und ihn Andersgläubenden gegenüber zu über-

schätzen! Es handelt sich hier, wie wir ausdrücklich hinzufügen, nicht um die Vorstellungen, die sich Jemand von den Objecten des Glaubens macht; diese mögen roher oder verklärter, angemessener oder unadäquater seyn; wir werden niemals nach diesem Maßstabe den Werth des Glaubens messen, sondern es gilt den Gegenstand des Glaubens selbst. Ist sein Inhalt ein falscher, unbiblischer, so kann der subjektive Glaube nimmermehr ein gesunder, Gott wohlgefälliger seyn. Wenn Jemand sagt, — wie wir es nur zu oft hören müssen — „das ist mein Glaube, hievon halte ich mich überzeugt, und dieser mein Glaube gewährt mir Friede, Trost, Hoffnung, Kraft“: so ist in dem Falle, daß der Inhalt seines Glaubens nicht der objectiv wahre ist, seine ganze subjektive *pietas* eine werthlose und ungesegnete, — mag immer über ihn das Gerede gehen: „Wie hat er doch einen so schönen Glauben!“ Von jenem Frieden, dessen er sich rühmt, gilt alsdann das Wort des Propheten: sie sagen Friede, Friede, und ist doch nicht Friede; jene Hoffnung ist eine eitle Einbildung, gewärtig der schmerzlichsten Enttäuschung, und jene Kraft die Kraft des Fanatismus und des Pseudopphetenthums.

(Fortsetzung folgt.)

Madagascar, Madeira und Tahiti.

(Nach dem North British Review.)

(Schluß.)

Als diese monströse Ungerechtigkeit vollbracht war, war unter den Franzosen große Freude, und die Priester erhoben ihre Hände zum Danke gegen „Unsere liebe Frau.“ „Eine Römische Kapelle ward am Sonntag eröffnet: M. Laret, der Vikar-General, hielt das Hochamt und das Musikkorps der Reine Blanche spielte. Ja, dasselbe Musikkorps, dem Schaaren verworfener Weiber, welche man, die Protestantischen Missionare zu höhnen, auf das Kriegsschiff gelockt hatte, täglich zugehört hatten, sah man vor dem Hochaltar aufgestellt, und seine Musik hörte man vereint mit den Gefängen und den Gebeten der Priester! Der Triumph war vollständig; die lustigen Klänge, welche den Jubel des Lasters begleiteten, und die Einführung der Abgesandten der Picpusgesellschaft waren das Requiem der Protestantischen Ketzerei.“

Mark Wilkes bemerkt am Ende seiner Schrift: „Was man auch immer in Frankreich über diesen Erfolg gedacht und gesagt haben möge, die Nachrichten aus dem stillen Ocean haben der moralischen Macht der Französischen Regierung einen Stoß gegeben, von welchem sie noch immer wankt, und durch

den sie, anstatt im Laufe der Zeit sich zu erholen, immer tiefer sinken und schwächer werden muß, bis eine öffentliche, ehrenvolle Genugthuung geleistet ist.“ Nun, die Regierung Louis Philipp's ist seitdem gefallen; Vorgänge vielfacher Art haben ihre sittliche Autorität untergraben und das Gericht über sie heraufbeschworen. Die Schuld, welche sie durch die auf Tahiti begangene Ungerechtigkeit auf sich geladen, ist wahrlich nicht die kleinste; sie hat mitgewirkt, wenn auch die große Masse der Franzosen in verblendetem Jubel durch Ehrendegen und Beifallsgeschrei nicht weniger als Alles gethan hat, sie mit zu der ihrigen zu machen. Ob darum zu hoffen seyn wird, daß die Französische Republik den Ersatz gebe, zu dem die constitutionelle Monarchie sich nicht hat entschließen können? Wir können es nicht sagen; — die Aushängeschilder: Freiheit, Brüderlichkeit, Anerkennung der allgemeinen Menschenrechte u. s. w. haben sich leider zu oft schon als bloße Phrasen ohne Werth erwiesen, und die Eitelkeit der großen Nation wird unter allen Regierungsformen dieselbe bleiben. Aber wir wollen es hoffen und wünschen. „Was kann aber Frankreich zum Ersatz für das Übel, das es angerichtet, für das Elend, welches es über ein unschuldiges Volk gebracht hat, bieten? Was den Tahitiern für den Verlust ihres religiösen Friedens, ihrer sittlichen Haltung, ihres häuslichen Glückes, ihrer Unabhängigkeit? Was der Königin und der königlichen Familie für den ihr angethanen Schimpf, für die Vertreibung vom Throne und aus dem Lande ihrer Väter, für den Verrath und die Ermordung ihrer Unterthanen, für das fressende Gift ansteckender Laster, welches ihrem Volke eingimpft worden? Was den Englischen Missionaren und der Gesellschaft, welche sie nach Tahiti gesendet und mit ihren Opfern und Gebeten fünfzig Jahre lang erhalten? Was endlich der Welt für das zerstörende Beispiel politischer Verworfenheit, für die gottlos verächtliche Verletzung der Grundsätze, welche alle Staaten achten und aufrecht erhalten sollten? Frankreich hat nichts zu bieten, das nur einigermaßen eins von diesen Übeln, die es angerichtet, wieder gut machen könnte. Und selbst wenn es der Königin Pomare ihre ganze, ihr von Rechtswegen gebührende Unabhängigkeit unverkürzt wiedergeben, wenn es aus ihrem Lande seine schändlichen Agenten, die es besudelt haben, zurückziehen sollte, so würde dennoch eine Schuld zurückbleiben, welche die „große und mächtige“ Nation, wenn sie aufrichtige Reue empfände, niemals sühnen könnte. Sie kann nur thun, was sich thun läßt, und Andere können auch das nur fordern. Wenn das geschehen, oder wenn wenigstens der ehrliche Versuch dazu gemacht ist, dann erst und nicht eher als dann kann das Französische Volk erwarten, zu den wahrhaft civilisirten, gebildeten und ehrenhaften Nationen gerechnet zu werden.“

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Herausgegeben

von

C. W. Hengstenberg,

Dr. der Phil. u. d. Theol., der letzteren ord. Professor an der Universität zu Berlin.

Vierundvierzigster Band. Fünftes Heft.

Ma i 1849. 35-43

Berlin,

bei Ludwig Dehmigke.

Es ist der Zweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung in streng gehaltener Einheit die Evangelischen Wahrheiten, wie sie in der heiligen Schrift enthalten und aus ihr in die Bekenntnisschriften unserer Kirche abgeleitet sind, zu begründen und zu verteidigen, den Unterschied zwischen der Evangelischen Lehre und der entgegenstehenden in ein helles Licht zu setzen und durch Mittheilungen, theils über den Zustand der Christlichen Kirche aller Gegenden, theils über die Wirkungen des Evangelii unter den Heidenvölkern, eine lebendige Theilnahme an den kirchlichen Dingen zu erwecken und das Bewußtseyn der Einheit in der Evangelischen Kirche zu befördern.

Die Evangelische Kirchen-Zeitung soll keiner Parthei angehören; sie will der Evangelischen Kirche als solcher dienen. Denen, welche zu dem lebendigen und entschiedenen Glauben an die Wahrheit der Evangelischen Lehre gelangt sind, will sie Gelegenheit geben zur weiteren Ausbildung und Durchbildung; sie will warnen vor den mannigfachen Abirrungen, die sich zu allen Zeiten einer großen religiösen Bewegung auch unter denen eingefunden haben, die in der Hauptsache die göttliche Wahrheit ergriffen hatten. Sie wird sich bestreben, bei den Einzelnen das lebendige Bewußtseyn der Einheit, theils mit der Evangelischen, theils mit der gesammten Christlichen Kirche aller Jahrhunderte zu befördern und zu einer allgemeinen Verbindung aller wahren Glieder der Evangelischen Kirche beizutragen. Vorzugsweise aber möchte die Evangelische Kirchen-Zeitung die Bedürfnisse derer berücksichtigen, welche für Wahrheit empfänglich, nicht wissen, wo sie dieselbe suchen und wo sie sie finden sollen. Das religiöse Bedürfnis ist in der gegenwärtigen Zeit mächtig erwacht; stärker, wie vielleicht je, empfindet man die Nothwendigkeit des Glaubens an eine Offenbarung. Aber viele unter den reblich Suchenden bleiben in stetem Schwanken, weil sie stets befürchten ein Extrem mit dem andern zu vertauschen. Die Evangelische Kirchen-Zeitung wird sich bestreben ihnen die Vorurtheile zu benehmen, welche ihnen gegen die Wahrheiten beigebracht worden, die verwirrten Begriffe zu entwirren, das reine Evangelische Christenthum von seinen mannigfachen Abwegen abzuschneiden, ihre Aufmerksamkeit zu lenken auf die Zeichen der Zeit, und sie näher bekannt zu machen mit den denkwürdigen kirchlichen Ereignissen in den nächsten und fernsten Gegenden der Erde.

Diese Zwecke glaubt der Herausgeber am besten zu erreichen, wenn er den Inhalt der Evangelischen Kirchen-Zeitung in folgende drei Rubriken theilt.

I. Aufsätze. Diese zerfallen in vier Classen.

Erste Classe: besonders Aufsätze über wichtige biblische Abschnitte, Auslegung schwieriger Stellen und größerer Stücke, die vorzugsweise in der jetzigen Zeit Erwägung verdienen; Nachweisungen der Glaubenseinheit in den verschiedenen heiligen Schriften, mit Berücksichtigung der verschiedenen Form, in welcher die göttliche Wahrheit in ihnen sich ausdrückt, und Hinweisung auf die stufenweise Entwicklung der göttlichen Heilsanstalten.

Zweite Classe: hauptsächlich Darstellungen der Evangelischen Lehre, im Gegensatz gegen besonders verbreitete Irrthümer im Glauben und Leben unserer Zeit. Belehrungen über die wahre Natur der Christlichen Kirche und ihr Hervortreten in der Zeit u. s. w.

Dritte Classe: kirchenhistorische Mittheilungen von der ältesten Zeit an, insofern sie in direkter Beziehung auf unsere Zeit stehen; zuweilen auch größere Stücke aus seltenen, oder doch der Mehrzahl der Leser unzugänglichen Büchern. Die Mittheilungen der letzteren Art sollen nie bloß compilatorisch seyn, sondern alles soll lebendig eingeführt und durch sie zu der Zeit gesprochen werden.

Vierte Classe: praktisch theologische Aufsätze, Mittheilungen aus der speciellen Seelsorge und andere Amtserfahrungen, Abhandlungen und Vorschläge, den Cultus betreffend u. s. w.

II. Literarische Anzeigen, nicht gelehrte Recensionen, sondern beurtheilende Anzeigen und Auszüge allgemein wichtiger Bücher, und zwar nicht bloß ganz neu erschienenen, sondern auch erneuernde Empfehlungen guter vergessener Schriften; Warnungen vor schlechten gangbaren Büchern.

III. Nachrichten, Beiträge zur innern Geschichte der Christlichen Kirche, des Inlandes sowohl wie des Auslandes; kurze Biographien von Personen, die für größere oder kleinere Kreise wichtig wurden, geschichtliche Mittheilungen über Begebenheiten in der äußern Verfassung und über die Verhältnisse der verschiedenen Religionspartheien zu einander; Missionsnachrichten, nicht in der Absicht, die diesem Gegenstande besonders gewidmeten Zeitschriften zu ersetzen oder zu verdrängen, sondern theils allgemeine gedrängte Übersichten theils herausgehobene charakteristische und individuelle Züge, mit Vermeidung aller unnützen Wiederholungen und allgemeinen Redensarten, und was außerdem in irgend einer Beziehung für die Mitglieder der Evangelischen Kirche von Interesse und Wichtigkeit seyn kann. Der Stoff zu diesen Nachrichten wird theils durch eine bedeutende Anzahl von Correspondenten im In- und Auslande, theils durch die Benutzung der zweckdienlichen Zeitschriften, in Deutschland, Frankreich, England, Schottland und Amerika geliefert werden.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende seyn muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Überzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verboten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das Entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Überzeugung verträglich ist mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Befennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachwieset, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. Sengstenberg.

Unterzeichneter, als Verleger der Evangelischen Kirchen-Zeitung, erlaubt sich, obiger Anzeige noch einige Bemerkungen nachzusetzen:

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen jede Woche vorläufig zwei Nummern, die auf Verlangen wöchentlich versandt werden; — jedoch findet auch die Versendung von ganzen, in saubern Umschlägen beschlitten, Monatsheften statt.

Der Preis für den ersten halben Jahrgang ist 2 Rthlr. Preuß. Courant, und wird die Zahlung vorausgeleistet. Bestellungen nehmen an: sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämtliche Preuß. Postämter, durch welche die Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung bezogen wird.

Litterarische und sonstige Mittheilungen, sobald sie per Post gehen, beliebe man an den Herrn Herausgeber hieselbst zu adressiren; — geben sie aber durch den Buchhandel, was bei nicht sehr eiligen Sachen, oder sobald sie mehr als das gewöhnliche Briefporto betragen möchten, gewünscht wird, dann erbitte ich dergleichen unter meiner Adresse durch Herrn Buchhändler J. G. Mittler in Leipzig, und zwar mit der Bemerkung: Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, zur Post.

Ludwig Dehmigke.

Inhalt.

	Seite
Nr 35. Das Cananäische Weib, oder Glaube und Rechtgläubigkeit. Von H. Eltester, Prediger zu Potsdam. Potsdam 1849 (Schluß)	321
Beilage	329
Noch einmal der christliche Staat (Erster Artikel)	332
— 36. Noch einmal der christliche Staat (Schluß)	337
Die Katholische Kirche. Eine Zeitbetrachtung (Erster Artikel)	341
— 37. Die Katholische Kirche. Eine Zeitbetrachtung (Schluß)	345
Nachrichten. Versammlung des Pastoralvereins in der Provinz Sachsen	347
— 38. Noch einmal der christliche Staat (Zweiter Artikel)	353
Beilage	361
Nachrichten. Versammlung des Pastoralvereins in der Provinz Sachsen (Schluß)	362
— 39. Die Katholische Kirche. Eine Zeitbetrachtung (Zweiter Artikel)	369
Nachrichten. Die Lutherische Konferenz in Gnadau am 17. April 1849 und ihre nächsten Schritte am 18. und 19. April	371
— 40. Die Katholische Kirche. Eine Zeitbetrachtung (Fortsetzung)	377
Nachrichten. Die Lutherische Konferenz in Gnadau am 17. April 1849 und ihre nächsten Schritte am 18. und 19. April (Schluß)	380
— 41. Noch einmal der christliche Staat (Dritter Artikel)	385
Die Katholische Kirche. Eine Zeitbetrachtung (Schluß)	389
— 42. Noch einmal der christliche Staat (Schluß)	393
Nachrichten. Ufermark	398
— — — Einladung zu einer Versammlung zur Festhaltung der kirchlichen Union im positiv-evangelischen Sinne. 30. Mai 1849	400
— 43. Zur inneren Mission	401
Meine Erlebnisse bei den Deutsch-Katholiken und Eintritt in die Evangelische Kirche. Von Maximilian Wangenmüller, frei resignirtem Römisch-katholischen Kaplan in Vergatreuthe im Königreich Württemberg. Stuttgart, bei Hausmann, 1849	405
Nachrichten. Gegen den Aufsatz: Die Vermittlungskirche in Frankreich. Von einem Geistlichen einer Schweizerischen Nationalkirche	407
Beilage	409
Aus Ostpreußen. Mitte Mai	414

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 2. Mai.

N^o 35.

Das Cananäische Weib, oder Glaube und Rechtgläubigkeit. Von S. Eltester, Prediger zu Potsdam. Potsdam 1849.

(Schluß.)

Aber hören wir, wie der Verf. den Glauben definirt, der aller „Rechtgläubigkeit“ entkleidet ist. „Glaube und immer Glaube,“ so läßt er sich vernehmen. „Was ist denn der Glaube? Schlimm ist es, wenn ihr es nicht wißt, doch ihr könnt es lernen; — schlagt auf, was lest ihr?“ Und es folgt diese Bestimmung: Glauben heiße „sein Bedürfnis fühlen und auf Barmherzigkeit vertrauen.“ Hätte der Verf. es bei dieser Definition bewenden lassen, so gebührte ihm allerdings der Ruhm der rückwärtslosesten Consequenz. Denn in der That, solch ein „Glaube“ hat nicht den mindesten Inhalt; er ist nichts weiter, als eine natürliche Bestimmtheit des Gemüths, welcher in keiner Weise Gewalt angethan wird, sondern die sich in vollster Freiheit und Ungebundenheit ergeben kann; zu ihr bedarf es weder eines sittlichen Entschlusses, noch auch der Macht der Gnade oder des heiligen Geistes. Aber er hat freilich die Nothwendigkeit gefühlt, daß der Schein des christlichen Standpunktes durch eine nähere Bestimmung gerettet werden müsse. Schwerlich hat es ja selbst unter dem Heidenthum eine Seele gegeben, welche gar kein Bedürfnis gefühlt und von einer überirdischen Barmherzigkeit nie eine Ahnung gehabt hätte. Und so konnte er sich unmöglich dem ganzen Gewichte des Vorwurfs bloß geben, daß er also die Gemeinde der Gläubigen zu einer Gemeinschaft derer macht, „die ihr Bedürfnis fühlen und auf Barmherzigkeit vertrauen;“ mit einer derartigen Verbesserung des apostolischen Symbols würde er nirgends ein sonderliches Glück gemacht haben, und zwar ein treffliches Princip einer Union, nur nicht einer Union, „Kirche“ erfunden haben. Deshalb erläutert er denn das „Bedürfnis“ und die „Barmherzigkeit“ näher dahin: „im Bewußtseyn der Noth der Sünde, des Elends, der geistigen Leere einen Helfer suchen, ihn in Jesu finden und nun gewiß seyn, daß der helfen könne und wolle.“ Man könnte einen Augenblick versucht seyn, dem Verf. den Vorwurf zu machen, daß er sich selbst ungetreuer geworden sey und der *fides qua* doch wieder eine *fides quae* zugewiesen habe; indeß dieses Unrecht dürfen wir ihm wirklich nicht anthun; denn der angegebene Glaubensinhalt läßt an Leere den Protest vom 15. August noch weit hinter sich zurück und gibt darin dem Leipziger Beschlusse der Deutsch-Katholiken nichts nach. Man soll zwar wohl die Noth der Sünde fühlen, — aber wenn Jemand das Geständniß ablegte, daß ihm zwar die Sünde keine Noth mache, indeß drücke ihn doch sonst die Last des Lebens, nun auch er würde innerhalb der gegebenen Defini-

tion des „Glaubens“ noch ein Plätzchen finden; man soll wohl in Jesu den Helfer finden, aber so Jemand sagte, einen geschichtlichen Jesus erkenne er zwar nicht an, indeß die Idee eines Heilandes ergreife auch er mit Freuden, — nun die Pforten einer nach jenem Grundsatz unionirten Kirche würden sich auch vor ihm nicht schließen.

Es kommt uns jedoch nicht bloß darauf an, die Eltesterschen Begriffsbestimmungen von „Rechtgläubigkeit“ und „Glauben“ als willkürlich, unhaltbar und unwahr zu erweisen; der Zweck, zu welchem wir dagegen streiten, ist ein viel bedeutenderer, ein praktischer. Nicht Wenige unter denjenigen, welche die große Gefahr deutlich einsehen, welche jene Partei der Kirche bereitet, und ihr insbesondere aus diesem Grunde mit Entschiedenheit entgegentreten, scheinen doch so viel einzuräumen, daß die hier geforderte allgemeine „Gläubigkeit“ für das individuelle Leben des Einzelnen ausreichen möge, daß seiner Seelen Seligkeit von da aus kein Hinderniß erwachse. Wenn nun freilich auch wir darauf das größte Gewicht legen, daß Seitens dieser Schule das Bestehen der Kirche systematisch untergraben wird, — wir werden es später nachweisen, — so sind wir darum doch nicht gesonnen, die Indifferenz des Glaubensinhalts eben auch für das christliche Leben des Einzelnen zuzugeben. Das ist eben die Taktik der gedachten Fraktion, daß sie zuerst allemal darauf ausgeht, ihren Principien für den engen Kreis des individuellen Lebens Geltung zu verschaffen, und sodann — die Gemüther captivirend — für das hinsichtlich dieses Kreises eingeräumte auch in dem weiteren der christlichen Gemeinschaft überhaupt Anerkennung zu fordern. Die Art der Nachweisung, einer wie großen Gefahr auch das Individuum durch das Princip des Verf. bloß gegeben werde, ist uns durch die Entwicklungsform seiner eigenen Schrift vorgezeichnet worden. Er ist beflissen gewesen zu zeigen, daß er mit seiner Forderung einer bloß allgemeinen inhaltslosen Gläubigkeit den wahren und eigentlichen Sinn Jesu Christi selbst getroffen habe; das Wort des Herrn an das cananäische Weib, sein Urtheil über den Hauptmann zu Capernaum und die Erzählung von dem Sichtrüchigen gilt ihm als ungeweidete Gewähr dafür. Auf etwas Weiteres als auf dieses hat er sich in der gesamten heiligen Schrift nicht berufen können, und die sehr natürliche Frage, ob denn seine Betrachtungsweise dieser Stellen auch die richtige sey, scheint ihm nicht gekommen zu seyn, ungeachtet sie Angesichts vieler anderer Bibelworte, die jenem Resultate schnurstracks widersprechen, so nahe lag. Das aber ist freilich das Charakteristische dieser Partei, daß sie, welche sobald es ihr nur paßt das Schriftprincip so energisch betont, es in den Fällen bei Seite läßt, wo das gött-

liche Wort sich ungefügiger zu ihren Tendenzen verhält. Hätte namentlich der Verf., welcher die symbolischen Bücher (freilich nur zu einem negativen Zwecke) so eifrig zu studiren scheint, der, nachdem er die große Wahrheit erforscht hatte, daß in der Lehre von der Höllenfahrt Lutheraner und Reformirte differiren, sein triumphirendes *εὐχρηστος* in die Hände klatscht, hätte er in einer Frage, die ihm selbst als eine kirchliche Lebensfrage gilt, das protestantische Schriftprincip treuer und demüthiger befolgt, er hätte müssen zu einem wesentlich anderen Ergebnisse gelangen. Denn nie und nimmermehr wird er es einem Bibelfundigen einreden können, nie auch nur sich selbst davon aufrichtig überzeugt fühlen, daß in dem göttlichen Worte auf das, was Jemand glaube, kein Gewicht gelegt werde, sondern nur auf sein Glauben überhaupt, daß die Apostel hinsichtlich des Glaubensinhalts nie ein warnendes, ermahnendes Wort ausgesprochen hätten. Sie haben vielmehr von dem, was geglaubt wird, das Geheihen des inneren Lebens und zuletzt die Krone des Lebens zu wiederholten Malen abhängig gesetzt. Wir wollen den Verdacht nicht nähren, daß der Verf. den Worten der heiligen Apostel eine normative und verbindliche Geltung beizulegen Anstand nehme, obwohl dieser Verdacht wahrlich kein unbegründeter wäre. Aber auffallend ist es uns doch gewesen, daß er nicht wenigstens bemerkt gewesen ist, die mit seiner Meinung offenbar unvereinbaren Paulinischen und Johanneischen Aussprüche auf irgend eine gute Manier zu beseitigen. Die großartige Beschreibung des wahren Christenthums, wie sie St. Johannes im 1. Br. c. 3, 23. gibt: „Das ist sein Gebot, daß wir glauben an den Namen seines Sohnes Jesu Christi und lieben uns unter einander, wie er uns ein Gebot gegeben hat“ — betont ungeachtet des sichtlichlichen Strebens nach Kürze ganz vornehmlich den Inhalt des Glaubens, nämlich daß er erfasse den Sohn Gottes (ähnlich dem Worte des Herrn Joh. 16, 27.: „der Vater hat euch lieb, weil ihr glaubet, daß ich von Gott ausgegangen bin“); so wie sodann auch der Inhalt des Gebots der Liebe angegeben wird, „uns unter einander,“ also eben sowohl was wir glauben, als auch wen wir lieben sollen. Insbesondere aber müssen die Pastoralbriefe des heiligen Paulus jeden Unbefangenen zu der Überzeugung drängen, daß diesem Apostel auf das treue Festhalten an einem bestimmten Glaubensinhalt Alles angekommen ist. Wir lesen (1 Tim. 4, 16.): Habe Acht auf dich selbst und auf die Lehre, beharre in diesen Stücken; denn wo du solches thust, wirst du dich selbst selig machen und die dich hören; und wiederum (2 Tim. 1, 13.): Halte an dem Vorbilde der heilsamen Worte, die du von mir gehört hast. Und weiter (2 Tim. 2, 2.): Was du von mir gehört hast durch viele Zeugen, das befehl treuen Menschen. Und endlich (2 Tim. 2, 8.): Halte im Gedächtniß Jesum Christum, der auferstanden ist von den Todten aus dem Samen David's nach meinem Evangelio, über welchem ich mich leide bis an die Bande. Wie ist es Angesichts solcher Stellen auch nur möglich, die Ansicht, als sey ein bloß allgemeines Glauben ohne bestimmten Inhalt zureichend, für eine biblische auszugeben! So ist es denn auch wohl nichts Anderes, als das Gehaben starrer Orthodoxie, wenn Paulus auf

die Lehre, wie er sie verkündigt habe, ein so großes Gewicht legt, ihre Annahme, Anerkennung, Verbreitung und die unbedingt gehorsame Beugung unter sie begehrt? Oder eine Äußerung rechtgläubigen Fanatismus, wenn er spricht: So ein Engel vom Himmel euch würde Evangelium predigen anders, denn das wir euch gepredigt haben, der sey verflucht! Oder er wird von einem falschen „rechtgläubigen“ Eifer übermannt, wenn er jene bittere Klage über die ausspricht, die Christum aus Zank und nicht lauter verkündigen? Wir wissen eine bessere Deutung! Er erschaut die Gefahr, mit welcher die Abweichung von der apostolischen Verkündigung nicht nur die ganze Kirche, sondern auch die Einzelnen bedroht; wer die gesunde, heilsame Lehre verläßt, der hat sich zugleich von dem schmalen Wege entfernt, der zum Leben führt und ist Satans Stricken anheimgefallen. Die beiden Apostel Paulus und Johannes haben das Princip, für welches „die Zeitschrift für die Unirte Kirche“ streitet, nicht allein bestimmt im Auge gehabt und bekämpft, sondern auch mit den Namen bezeichnet, die sein innerstes Wesen aufdecken. Paulus nennt es das Princip der Häresie, Johannes das des Antichristenthums. Was meint der Apostel Paulus unter dem *ἀνθρώπος αἰρετικός*, vor dem er warnt? Was ist es für ein Princip, dem ein solcher Mensch huldigt? Sowohl der Ausdruck selbst als auch die Andeutungen, die der Apostel sonst zu seinem Verständniß beifügt, führen auf den Begriff der eigenen, eigenwilligen und willkürlichen Wahl gegenüber den christlichen Wahrheiten. Wer nicht sich ganz und gar dem Christenthum assimiliren, hingeben will, sondern nur sich selbst das Christenthum assimiliert, d. h. nach eigener Wahl und Willkür, beliebig, eigenwillig dasjenige aus dem Christenthum aufnimmt, was seinen Neigungen, Lieblingsvorstellungen zusagt, das Andere dagegen liegen läßt, der ist ein Häretiker, und auf ihn paßt alsdann der feine, aber schneidende Ausdruck *ἐξοργαντας*, d. h. er ist herausgefallen aus der Bahn, dem Wege des Heils, sofern er das Christenthum, anstatt sich dessen Einflüsse hinzugeben, unter seinen eigenen beherrschenden Einfluß stellt. Wenn daher Jemand auftritt, und den Inhalt des Glaubens für indifferent erklärt, es einem Jeden überlassend, was und wie viel von der christlichen Wahrheit er sich assimiliren will und ihn ohne Rücksicht darauf als Christen gelten läßt, so ist er nichts Geringeres, als Vertheidiger des Principes der Häresie, und er erklärt das für gefährlos, was der Apostel als zum unausbleiblichen Verderben ausschlagend bezeichnet hat. Ganz in demselben Sinne wie Paulus, nur unter einer anderen Ausdrucksform, urtheilt der Apostel Johannes. Er ermahnt nicht nur: „Was ihr nun gehört habt von Anfang, das bleibe bei euch; so bei euch bleibe, was ihr von Anfang gehört habt, so werdet ihr auch bei dem Sohne und Vater bleiben“ (1 Joh. 2, 24.), — er schärft nicht nur mit einer Stetigkeit und Unermüdlichkeit (welche allen denen, die die unermessliche, ja entscheidende Wichtigkeit der Sache verkennen, müßig und lästig vorkommen wird) den Inhalt dessen ein, was sie von Anfang gehört hätten (nämlich daß Jesus der Sohn Gottes, daß der im Fleische gekommene Jesus der Christ und die Versöhnung sey für unsere Sünde), — sondern er erklärt auch

ausdrücklich die Abweichung von dieser Wahrheit aller Wahrheiten, in der implicite alle christlichen Wahrheiten verfaßt sind, für das Antichristenthum; „wer da läugnet, daß Jesus der Christ sey, ist der Widerchrist, der den Vater und den Sohn läugnet;“ ja noch mehr (und darauf kommt es uns vornehmlich an), das Princip, nach welchem die Annahme dieser Wahrheit in das Belieben des Subjekts gestellt wird, nach welchem es dem Individuum frei stehen soll, wie viel oder wie wenig es davon anerkennen will, und freistehe unbeschadet seines christlichen Charakters, — dies Princip bezeichnet der heilige Johannes als das charakteristische des *πνεῦμα τῆς πλάνης*, des *πνεῦμα τοῦ Ἀντιχρίστου*. Dem Apostel ist das antichristliche Princip eben das, welches die Scheidelinie zwischen der Welt und den Kindern Gottes verweist (1 Joh. 4, 4—6.), d. h. das Princip einer solchen — Niemand ausschließenden, aber auch Niemand einschließenden — Union, welche das Bekenntniß, daß der im Fleische gekommene Jesus der Christ, der Sohn Gottes sey, paralytirt. In den bedeutungsvollen Worten 1 Joh. 4, 3. (— Worte, die namentlich dem gegenwärtigen Unionsgeschwätze gegenüber gar nicht genug beherzigt werden können, um die wahre Union zu fördern, der falschen zu wehren): *καὶ πᾶν πνεῦμα ὃ μὴ ὁμολογῇ* —, *ἐκ τοῦ Θεοῦ οὐκ ἔστιν, καὶ τοῦτο ἔστιν τὸ τοῦ Ἀντιχρίστου* — ist das gewichtige *ὃ μὴ ὁμολογῇ* durchaus nicht die bloße Umschreibung des in einer früheren Stelle gebrauchten *ἀρνεῖσθαι* und hiemit coincidirend, sondern es deutet das Unterlassen, und zwar das **principmäßige Unterlassen** des Bekenntnisses, d. i. die Indifferenzirung des Glaubensinhalts. Eben dieses Princip erscheint aber dem Apostel nicht nur als bedenklich für die Kirche, sondern auch als gefährlich für das individuelle geistliche Leben. Denn das Verharren in der apostolischen Lehre bezeichnet er als die unerläßliche Bedingung zu dem Bleiben bei Jesu, welches, wenn er geoffenbart wird, Freudigkeit gibt und uns nicht zu Schanden werden läßt vor ihm in seiner Zukunft (1 Joh. 2, 24. vgl. mit B. 28.). Es ist nun dieses, worin sich das Gefühl rechtfertigt, welches namentlich viele Laien (ohne sich dasselbe vielleicht vollkommen deuten zu können) gegenüber der Partei der „Zeitschrift für die Unierte Kirche“ nicht unterdrücken können, daß von dieser Seite her eine weit größere Gefahr drohe, als von Seiten der offenbaren Feinde des Evangeliums. Manche von den Stimmführern und Mitgliedern dieser Fraktion mögen den Glauben an Jesum den Christ haben, wie ihn Johannes verlangt, wir wollen es gern voraussetzen, der Verf. vorliegender Schrift ganz besonders, — hat er es doch ausgesprochen, daß er nach seiner subjektiven Überzeugung die Augsburgische Confession unterschreiben könne; — aber das kann uns, die wir es nicht mit den Personen, sondern mit dem Princip der Partei zu thun haben, nicht abhalten, dies Princip als das des Antichristenthums zu beurtheilen. Daß also der Verf. kraft dieses Princip in schroffer Disharmonie mit den unzweideutigen apostolischen Aussprüchen steht, daß er für zulässig erklärt, was die Apostel als seelenverderblich, für unnöthig, was sie als die *conditio sine qua non* zur Seligkeit erachten, das kann er nicht läugnen, ohne der Wahrheit gradezu in's Ange-

sicht zu schlagen. Will er auch diesen Vorwurf zurückweisen, so läßt sich mit ihm überhaupt nicht mehr streiten und wir sind dann gern bereit, ihm das letzte Wort zu lassen. Nur Eins ist es — (und darauf hat er sich ja auch wirklich allein gestützt) —, was wenigstens den Schimmer der Wahrheit an sich trägt. Der Heiland selbst — in den drei angeführten Fällen — scheint in der That ein Glauben, wie der Verf. es definirt, für genügend zu erklären, denn er läßt auf dasselbe die Gaben seiner Gnade, die Vergebung der Sünde folgen und preist es laut vor allem Volke. Und doch können wir uns darüber nur verwundern, daß der Verf. von diesem Fündlein so großes Aufheben macht. Bei einer sehr geringen Überlegung hätten sich ihm selbst die Folgerungen, die er hier gezogen, als durch und durch trügerische und täuschende ergeben müssen. Er und alle Diener am göttlichen Worte mögen immerhin die Bezeugungen des cananäischen Weibes, des Sichtbrüchigen, des capernaitischen Hauptmanns ihren Gemeinden zur Lehre und Nachachtung vor Augen stellen, sie sind und bleiben köstliche Vorbilder für die Demuth und Kraft des Glaubens; aber sie mögen sich hüten, während sie mit der einen Hand geben, mit der anderen viel mehr zu nehmen, wie es in dieser Schrift geschehen ist. Wie ist es nur möglich, daß sich nicht einem Jeden sofort der Gedanke aufdrängt, daß der Heiland das gläubige Erfassen dessen, was noch nicht geoffenbart, erwiesen, gepredigt worden war, nicht begehren konnte, daß aber, nachdem Christus seit der Zeit er auferstanden ist von den Todten kräftiglich erwiesen worden als Sohn Gottes, und als solcher dem Gedächtniß der Christenheit zum treuen Festhalten überantwortet, ein Glaube an ihn, der dieses Namens werth sey, nur als der Glaube an diesen durch göttliche Zeugnisse erwiesenen Sohn Gottes, wie die Schrift ihn uns vor Augen malt, denkbar ist, und daß, wo dieser Glaube nicht ist, überhaupt gar kein Glaube an Christum vorhanden ist! Die Benützung der Geschichte vom cananäischen Weibe zu dem Zwecke des Verf. würde doch, selbst von seinem Standpunkte aus, nur etwa für solche Fälle passend erscheinen — (er selbst hat S. 25. seiner Schrift einen derartigen angeführt, eine Erzählung von Chalmers, die allerdings trefflich dazu angethan ist, Unkundige zu verwirren), wo eine Unklarheit der Erkenntniß vorliegt, — wir haben es bereits oben ausdrücklich hervorgehoben, daß auch wir nach diesem Maßstabe den Werth des Glaubens niemals messen —; aber durchaus incongruent verhält sie sich zu den Fällen, worauf sie der Verf. vornehmlich angewendet wissen will, indem er die Anerkennung der Nationalisten, namentlich auch ihrer Prediger, als gläubiger Christen fordert, ungeachtet diese wissen, welches die apostolische Lehre von Christo sey und eigenwillig sprechen: Wir glauben das aber nicht. Hat der Verf. nicht bedacht, wohin er auf diesem Wege consequent fortgehend gelangt? Wenn der Herr Marc. 12, 34. zu jenem Schriftgelehrten sagt: Du bist nicht ferne vom Reiche Gottes, — muß der Verf. nach seinen Syllogismen nicht auch schließen: Wer da bekennet, daß Gott und den Nächsten zu lieben, besser sey als alle Opfer, der stehe an des Himmelreichs Pforte, wenn er auch alles und jeden Glaubens, selbst in seinem eigenen

Sinne baar ist? Wahrlich, durch solche Schriftbenutzung den Unglauben zu legalisiren und zum Glauben zu stempeln, die Ungläubigen selbst zu beruhigen, das ist ein Mißbrauch des göttlichen Wortes, der eine schwerere Verantwortung zu gewärtigen hat, als die Rechtgläubigkeit, welcher der Verf. mit dem göttlichen Gerichte drohet.

Es bleibt uns nun noch die Frage übrig, was wir, abgesehen von der Unhaltbarkeit der Eltesterischen Begriffsbestimmungen an sich selbst, abgesehen von den Gefahren, die von dieser Seite her dem christlichen Leben der Individuen erwachsen —, von einer Anerkennung seines Principis würden für die Kirche zu erwarten haben. Seiner Meinung nach käme es nur auf diesem Wege zu einer Union, und Alle, die denselben perhorresciren, wären Feinde der Union. Wir wollen flüchtig über einen Vorwurf hinweggehen, welchen ein Jeder, der die Kirche lieb hat, dem Verf. aufs Erste aus der Empfehlung seiner Theorie machen muß, wiewohl wir nicht unterlassen dürfen, ihn wenigstens auszusprechen. Wenn Jemand das Princip aufstellt, daß dasjenige, was die Kirche in faurem Schweisse erworben und unter vielen heißen Kämpfen behauptet hat, nur von untergeordneten Werthe, daß die Annahme oder Verwerfung dieser ihrer Güter in das Belieben des Subjekts zu stellen sey, auch unter keine sittliche Kategorie falle, so ist dies, aufs Mildeste ausgedrückt, eine Impietät, die sich selbst richtet. Da sind denn die treulosen Knechte gerechtfertigt, die nicht nur nicht wuchern mit den anvertrauten Pfunden, sondern das, was Andere erarbeitet haben, über Bord werfen; — „fehlet euch vor, daß wir nicht verlieren, was wir erarbeitet haben, sondern vollen Lohn empfangen,“ 2 Joh. 8.; da ist denn jene zerfetzende, auflösende Richtung, welche sich nicht selten eines ganz eigentlichen Vandalismus schuldig gemacht, wenn nicht ausdrücklich gutgeheißen, so doch beschönigt und in die Mutterarme dieser „Unirten Kirche“ in höchster Toleranz mit eingeschlossen; da ist der Fluch des Propheten Sacharja in der Verwirklichung begriffen, denn alle Diebe werden nach diesem Princip fromm gesprochen, und alle Meineidige werden nach demselbigen fromm gesprochen (Sach. 5, 3.); da ist so recht im Innersten verletzt und zertreten der große Grundsatz des Heilandes: „Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen, — und wer den kleinsten Buchstaben oder Einen Titel auflöst und lehret die Leute also, der wird der Kleinste heißen im Himmelreich.“ Ja, das Princip, daß in der Kirche nach der *fides quae* gar nicht gefragt werden dürfe, verdient gewiß und wahrhaftig die Subsumption unter das Klagewort Assaphs (dessen Anwendung auf den Rationalismus der Verf. S. 22. so gewaltig übel nimmt; er scheint nicht zu wissen, daß es ein Bibelwort ist, sonst würde er nicht von „schnöden“ Ausdrücken geredet haben): die wilden Säue haben den Weinberg zerwühlt und die wilden Thiere haben ihn verderbet. Noch mehr, es wird dadurch die äußerste Schmach angethan der Evangelischen Kirche, der Reformation. Wäre dies Princip das in unserer Kirche anerkannte, so hätten die Katholiken Recht mit ihrer An-

klage, daß wir Evangelische eben nichts Weiteres thäten, als immer nur protestiren, daß unsere Freiheit bloß in der Freiheit von allem Glaubensinhalte und in der unbeschränkten Autonomie des Subjekts auf diesem Gebiete stehe. Indes lassen wir das. Der Verf. verheißt uns, dafern wir den von ihm bezeichneten Weg einschlagen, eine gedeihliche Entwicklung der Kirche, eine wahre Union. Es kommt darauf an, was man unter Union versteht. Sucht man nach einer Formel, welche gleich einem Kreise, so weit das Auge ihn nur verfolgen kann, möglichst Viele, ja Alle, die den Christennamen tragen (gleichviel, in welchem Verhältnisse sie zu Christo stehen, was sie über ihn denken und glauben, ob er ihnen Gott oder Mensch, eine unbedingte oder sehr bedingte Autorität ist), umfasse, und will man dann eine solche Gemeinschaft, in welcher die verschiedensten Elemente in todttem Frieden neben einander liegen, „die Kirche“ nennen, so könnte allerdings keine bessere erfunden werden, als die uns hier geboten wird. Aber das ist nur die große Frage, ob hiedurch eine wirkliche Einigung zu Stande gebracht wird, und da diese Frage unbedingt verneint werden muß, so ist dies ganze Unionsprincip ein rein illusorisches. Der Verf. ist in dem großen Irrthume befangen, als wohnte einer Formel, welche keinen unmittelbaren Grund zu Absonderungen gibt, vielmehr alle Differenzen nivellirt, an sich selbst schon eine einigende Kraft bei. Indem er beflissen gewesen ist, die Forderungen für die Zugehörigkeit zu einer Unirten Kirche so weit herabzustimmen, daß in der That kaum abzusehen ist, von wem dieselben nicht erfüllt werden könnten, hat er nichts übrig behalten, worin sich die Individuen einigen könnten, und statt eine Gemeinschaft zu constituiren, hat er jede wahre Gemeinschaft, d. i. die durch ein gemeinsames Band zusammengehalten wird, unmöglich gemacht. Je sorgfamer er der Absonderung wehrte, desto vollständiger hat er ein Zusammenschließen verhindert. Vielleicht klagt er diesem Urtheil gegenüber wieder über den Mangel an Verständnis; „sie sollen sich ja einigen in dem Glauben an Christum;“ aber eben dieses allgemeine Glauben an Christum als „Helfer“ hat ja eben so wenig eine einigende Kraft, wie etwa ein allgemeines Glauben an Gott und Vorsehung, das selbst die Teufel besitzen. Auch die katholischen Dissidenten, die das Bekenntniß Jesu als „des Heilandes“ eben so fordern wie der Verf., würden danach zu seiner „Unirten Kirche“ gerechnet werden müssen, und er wird doch von einem Bibelgläubigen nicht im Ernste verlangen, daß er mit diesen „kirchliche Gemeinschaft“ (S. 23.) halten solle. Soll es also zu einer Gemeinschaft kommen, wo mehr sey als ein bloß äußerlicher Friede ohne Leben, eine bloß äußerliche Verträglichkeit ohne gegenseitige Berührung der Herzen, so muß das, worin und wo herum sich die Einzelnen sammeln, etwas Anderes seyn als eine Formel, die keine weitere Macht hat, als Streitigkeiten abzuwehren. Sie verdeckt, ohne zu heilen, und bringt gewalthätig zusammen, was doch nimmer zusammen gehört, weil keine Gemeinschaft ist zwischen Licht und Finsterniß. Mit nichtsagenden Tiraden, wie diese, „der Glaube einigt, die Rechtgläubigkeit trennt,“ wird der Verf. nur ganz Bornirte cap-

tiören können; in dem Sinne, wie er diese Phrase meint, stellen wir ihm grade das Umgekehrte entgegen und sagen: der Unglaube einigt, der Glaube trennt, trennt Vater und Sohn, Mutter und Tochter, Schwieger und Schwur. Der Verf. erstrebt den Frieden und die Einigung, davon der Herr sagt, er sey nicht gekommen, sie zu bringen, sondern das Schwert; auf seinem Wege kommt er nur zu einer Vereinigung derer, die mehr oder weniger mit der biblischen Wahrheit gebrochen haben und eins sind in der Opposition gegen den Glaubensgehorsam. — Wie rein illusorisch sein Unionsprincip sey, das tritt namentlich dann sofort hervor, wenn es auf den Versuch ankommt, es anzuwenden. Auf dem Papier nimmt es sich immer noch besser aus, als in der Praxis. Wer gehört danach zur Kirche? Wir wollen keine Consequenzen ziehen, denen — freilich nur mit einem Scheine des Rechts — der Vorwurf der Gefährlichkeit gemacht werden könnte; sonst würde uns der Nachweis leicht werden, daß nach jenem Princip Alle die zur Kirche gehören, die nicht rechtgläubig sind und das Bekenntniß ablegen, es nicht seyn zu wollen. Halten wir uns statt dessen rein an das, was ausdrücklich ausgesprochen wird. Der Verf. wirft uns „Rechtgläubigen“ vor, daß wir den Kreis derer, die zur Kirche gehörten, zu sehr verengen und damit verbindet er die Anklage der Intoleranz, welche Andersdenkende willkürlich ausschließen und mit ihnen keine kirchliche Gemeinschaft halten wolle. Allerdings können wir diejenigen nicht als gesunde Glieder der Evangelischen Kirche anerkennen, die nicht auf dem Boden ihrer Bekenntnisschriften stehen; aber wir wüßten doch auch in der That nicht, welche andere Gränzlinie wir ziehen sollten, ohne in eine ähnliche Willkühr zu verfallen, als welche die Partei des Verf. charakterisirt. Der Verf. hat es nicht vermeiden können, das Gespräch des Herrn mit dem Petrus (Matth. 16, 16—18.) zu berühren; aber er hat sich dessen enthalten, es gehörig zu beherzigen, daß Christus hier, wo von der Kirche die Rede ist, das Bekenntniß gerühmt hat; und wenn er die Kraft dieses Zwiegesprächs dadurch zu neutralisiren sucht, daß er hinzufügt: „aber der Herr hat auch Andere selig gepriesen, deren Bekenntniß unvollkommen oder in andere Worte gefaßt war,“ — so ist das ein völlig mißlungener Versuch, die zu offenbare Wahrheit zu verdunkeln. Und wie allezeit jede Kirche sich auf ein Bekenntniß gegründet hat, so glauben wir, wird es dabei auch bleiben, und nach dem Bekenntniß wird die Zugehörigkeit zur Kirche gemessen werden müssen. Was aber der Verf. von dem willkürlichen Ausschließen sagt, welches unsererseits geschehe, das beruht auf seiner schiefen Auffassung. Wir schließen nicht aus, sondern Jene sondern sich von uns ab. Auch wir erkennen an, was Sprüchw. 18, 1. geschrieben steht: „Wer sich absondert, der sucht, was ihn gelüstet, und setzet sich wider Alles, was gut ist;“ aber nicht von uns, sondern von Jenen geht die Absonderung aus, und wir haben volles Recht, für uns in Anspruch zu nehmen, was der heilige Johannes sagt: „Sie sind von uns ausgegangen, aber sie waren nicht von uns; denn so sie von uns

gewesen wären, so wären sie ja bei uns geblieben; aber auf daß sie offenbar würden, daß sie nicht Alle von uns sind.“ 1 Joh. 2, 19. Diejenige Gemeinschaft mit ihnen zu halten, welche der Verf. begehrt, sind wir freilich außer Stande, aber wir glauben, daß auch in dieser Beziehung das Recht auf unserer Seite sey; denn so spricht der Apostel: „So Jemand zu euch kommt und bringt diese Lehre nicht, den nehmet nicht zu Hause und grüßet ihn auch nicht, denn wer ihn grüßet, der macht sich theilhaftig seiner bösen Werke,“ 2 Joh. 10—11., der bekannten Paulinischen Anweisungen nicht zu gedenken. Also von Willkühr, von unchristlicher Intoleranz, von Engherzigkeit wird bei uns wohl nicht eher die Rede seyn können, als bis zuvor gewisse Voraussetzungen ausdrücklich ausgesprochen worden sind, welche wenigstens in der vorliegenden Schrift noch nicht offen sanktionirt sind. Wie nun aber gestaltet sich die Lage der Sachen nach dem Principe, welches uns hier empfohlen wird? Wir haben uns nicht entbrechen können, ihm gegenüber an das große Wort Melancthon's zu gedenken, welcher im Rückblick auf die Knechtschaft unter dem Papstthum und im Hinausblick auf die Entwicklung von Principien, deren Keime er schon in seiner Zeit entdeckte, gesagt hat: *video, multo intolerabiliorem esse tyrannidem, quam unquam fuit antea!* Allerdings nämlich scheint der Verf. an manchen Stellen die Zugehörigkeit zu seiner „Unirten Kirche“ von nichts Weiterem abhängig zu machen, als von dem erklärten Entschlusse des Individuums, es wolle ein Mitglied derselben seyn; wenigstens wüßten wir den Äußerungen (S. 22.) von dem „christlichen Bruder, der Christ ist und seyn will,“ so wie S. 23. „wenn er nur aufgenommen seyn wolle,“ keine andere Deutung zu geben. Indes mögen ihm diese ultraradikalen Worte nur im Feuereifer der Polemik entschlüpft seyn; denn anderwärts spricht er sich doch, in besserer Harmonie mit früheren Behauptungen, wesentlich abweichend aus. Zwar bleibt es dabei, auf den Glaubensinhalt komme es nicht an, aber doch auch dabei, auf den Glauben komme es an. Das Geständniß: ich glaube das Alles nicht, schließt nicht aus, wohl aber erachtet der Verf. das Bekenntniß „ich glaube“ für unerläßlich nothwendig. Wohl an, er verlangt von uns „Rechtgläubigen“ die Anerkennung, daß unter den Unrigen gar Manche seyen, welche (S. 25.) „mit dem allerhöchsten, allergnädigsten, allerlängsten (!) Bekenntniß, mit der ganzen Augsburgerischen Confession kommen“ und dennoch Heuchler seyen: so wird doch auch er sich zu dem Geständniß willig finden lassen, daß solche Heuchler auch unter seinen „Glaubenden“ seyen. „Nehmt auch Rationalisten“ — so ruft er uns zu — „als Brüder und Genossen auf, so viel ihrer Christen sind“ (d. h. Glauben haben), — aber wer glaubt denn, woran soll ich ihr „Glauben“ erkennen? Wir sagen dem Verf. Dank, daß er auf diese Frage die Antwort nicht schuldig geblieben ist. Er sagt S. 25.: „Auch wir sollen tiefer gehen, auch wir nicht bloß sehen, was vor Augen ist, sondern wie Gott, das Herz wägen;“ und gleicherweise S. 26.: „Aber nun sehen wir nicht so sehr darauf,

was Einer sagt, als wie er es meint, wir sehen nicht die Worte, wir sehen den Glauben an. Der Verf. fühlt (S. 25.), dieser oder jener Bekennde sey ein Heuchler, er habe keinen Theil mit ihm, dagegen fühlt er, daß ein Anderer, „der ganz confuse Reden spricht,“ ein Bruder sey in dem Herrn. Könnten wir glauben, daß er das Alles wirklich in vollem Ernste meine und sage, so müßten wir uns mit Widerwillen und Ekel von einer Anmaßung abwenden, welche dem Herrn, dem einigen Herzenskundiger, frevelnd in's Amt greift. Aber selbst wenn wir diese Äußerungen so milde wie irgend möglich auffassen und deuten, so wissen wir nicht, ob wir mehr erstaunen sollen über das Abenteuerliche solcher Vorstellungen und Grundsätze, oder mehr erschrecken vor dem übersießenden Maße des Fanatismus, der ihnen zu Grunde liegt. So kommt es denn also lediglich auf das Gefühl, auf den subjektiven Eindruck an, den diese Partei von einem Menschen gewinnt, ob er zur Kirche gehört oder nicht, sie will nicht seine Worte, sondern sein Herz wägen. Um uns „Rechtgläubige“ ist es dann natürlich geschehen, die Rechtgläubigkeit hat ja alles Unheil hervorgebracht, und wo sie ist, ist kein Glaube. Ja wir sehen es, von welcher Art die Toleranz ist, welche jene Partei predigt und beweist. Es ist — genau wie im politischen Leben und Treiben — die Toleranz des Fanatismus; tolerant gegen alle Arten des Unglaubens, fanatisch gegen die, welche festhalten an der *ὁδοῦ παραπαράδοτος*; tolerant nicht um Christi, sondern um ihrer selbst willen. Mit solchem Principe bringt man es nicht einmal zu einer Sekte, geschweige denn zu einer Kirche. — Wie hohl und unanwendbar es sey, und zu welchen Verirrungen es — dafern mit ihm Ernst gemacht würde — führen müsse, das erweist sich endlich namentlich dann, wenn einzelne bestimmte, die Kirchenleitung betreffende Fragen danach erledigt werden sollen. Wir wollen nur Einen Punkt zur Sprache bringen, und diesen deshalb, weil der Verf. selbst ihn hervorgehoben hat. Es ist bekannt, daß er es für gut befunden hat, alle kirchlichen Behörden, welche gegen bündbrüchige Geistliche einschritten, mit seinen Anweisungen zu behelligen und vor seinen Nichterstuhl zu ziehen. Ihm hat es keine Behörde recht gemacht, ja das Verfahren gegen Menschen, wie ein Uthlich, schien ihm nicht einmal gerechtfertigt. Was ist denn nun in solch' einem Falle sein eigener Grundsatz? Welchen Prediger soll man einer Gemeinde geben, lassen, welchen darf man entfernen? Auch in dieser Beziehung hat er sich ein Wort entschlüpfen lassen, das sehr verdächtig klingt. Er will der Gemeinde einen solchen Geistlichen gegeben wissen (S. 27.), „den sie hören will;“ so wird er es uns nicht übel nehmen, wenn wir auf das ernste Wort Pauli hinweisen: „Es wird eine Zeit seyn, da sie die heilsame Lehre nicht leiden werden, sondern nach ihren eigenen Lüsten werden sie ihnen selbst Lehrer aufladen, nachdem ihnen die Ohren jücken.“ Indes wir wollen auch hier, wie oben, die Voraussetzung machen, daß dies nur eine unbedachte Äußerung sey; er selbst spricht sich ja wieder anders aus und sagt, in der Anwendung seines Hauptgrundsatzes, derjenige müsse aus dem Kirchenamte entfernt werden, „mit dessen Lehre sich schwer christlicher Glaube verbinden ließe“

(S. 27.). Aber um Alles in der Welt, wer soll denn nun entscheiden, ob sich mit der Lehre dieses oder jenes Predigers christlicher Glaube verbinden ließe, oder nicht? Kirchliche Behörden sollen es nicht, die Bekenntnisschriften dürfen nicht Maßstab seyn; — welcher entseßlichen Willkür wird auf diese Weise Thür und Thor geöffnet! Womit Herr Eltester christlichen Glauben verbinden würde, damit würden wir ihn sehr oft nicht verbinden können; auf wen soll es also bei der Entscheidung ankommen? Dahin gelangt man, wenn man das Objektive bei Seite schiebt! Wahrlich, hätte es für uns noch einer erneuerten Erweckung bedurft, beharrlich stehen zu bleiben auf dem Boden unserer Bekenntnisschriften, wir würden sie durch die Bodenlosigkeit empfangen, von der uns hier ein Zeugniß vorliegt; und nie werden wir uns dessen schämen (mag es uns der Verf. nach S. 15. auch zur Schande anrechnen), einzustimmen in die Stimme des Volks, welches in Glaubensfreudigkeit sang: Gottes Wort und Lutheri Lehr' vergeht nun und nimmermehr! —

Noch einmal der christliche Staat.

Erster Artikel.

Motto: „Tandiu enim potestas apud Vos erit, quamdiu recta ratio permanserit.“

S. Columbanus an den Bischof von Rom.

Seine stoffliche Erfüllung, wenn ich diesen Ausdruck brauchen darf, hat der Staat, gleich jedem anderen menschlichen Gemeinwesen, durch die einzelnen Menschen. Betrachten wir aber irgend einen solchen einzelnen Menschen allein oder in Beziehung zu anderen einzelnen, so finden wir ein stetes Werden, Wachsen, Schwinden, Fluktuiren. Welche Gedanken, Empfindungen, Geistesströmungen von Außen herein, Rückströmungen von Innen heraus gehen durch ein Menschenherz im Laufe eines Tages! Dies Herz aber mit seinem strömenden, wechselnden Wesen soll in Verbindung treten mit anderen eben so fluktuirenden Herzen. Betrachte man nur zwei solche Wesen, zwei Freunde oder etwa Vater und Kind, Bruder und Bruder — sind die beiden — in sich schon wechselnd, rollend, wogend, nicht auch in ihrem Verhältnisse zu einander in stetem Wechsel? In der That, wenn wir das Geistes- und Willensleben des einzelnen Menschen schon einer rollenden Kugel vergleichen können, an welcher jeden Augenblick ein ganz anderer Punkt das Oberste und Unterste ist, so sind zwei Menschen, die in Beziehung zu einander stehen, wie zwei rollende Kugeln neben einander, mit immer anderen Punkten einander am nächsten und fernsten. Gedankenmittheilungen, Gefühls- und Interessenberührungen schießen zwischen ihnen bald anziehend, bald abstoßend herüber, hinüber. Frage Jeder sich doch selbst, die Hand aufs Herz, welche spielende, wachsende, schwindende Welle in ihm das Verhältniß ist zu irgend einem Menschen, mit dem er in innerer Berührung steht? wie er bald bestimmend, bald von ihm in seiner Überzeugung bestimmt, bald ihn bestimmend, bald scheinbar unausgleichbar und ohne Verständigung zu ihm sich verhält? wie bald alle Beziehung ruht und

ein gleichgültiges Verhalten eintritt, bald sein Verhalten von einem grollenden, bald von einem sehrenden, liebenden Gefühle begleitet wird? Am Morgen streitet Einer mit seinem Freunde; Keiner gibt nach, Jeder bietet sein Bestes auf — zu Mittag überlegt jeder der beiden Streitenden allein, was der Andere gesagt und wird von dessen Gründen überzeugt — am Abende begegnen sie sich wieder und Jeder glaubt den Anderen zu erfreuen mit seinem Übertritt zu dessen Meinung — und siehe! sie sind wieder Gegner, aber mit inzwischen gewechselten Standpunkten. Wenn ein solcher Vorgang auch so rein und scharf nicht oft vorkommen mag — in halber Weise begegnet er täglich Jedem — kurz! das menschliche Sinnen und Trachten ist wie das Wellenschlagen am Strande des Meeres, bald heftiger, mächtiger, bald leicht und spielend — bald regelmäßig eine Welle ähnlich der anderen, bald jede in anderem Stöße und mit anderer Macht herangetrieben, wie die Strömung des Geistes es aufrührt oder fächelt.

Und wenn nun schon das Verhalten zweier befreundeter Menschen ein solches flüssiges Heranz- und Herabwogen ist — wie erst das von größeren Complexen. Denke man nur einmal, welcher geistige und sittliche Stoff in einem der Preussischen Universitätsgebäude im Laufe eines halben Tages bewegt wird! von wie verschiedenen, einander entgegengesetzten, fördernden, hindern- den, gleichgültigen Punkten aus! — und wiederum, wie diese Gedanken oder Gefühle die Einzelnen erfassen oder gleichgültiger an ihnen abgleiten! — wie sie oft erst nach Tagen, ja! Jahren, während deren sie als keimlose Samenkörner im Gedächtnisse lagen, mit einem Male Keimkraft gewinnen und wieder in die lebendige Entwicklung eines Menschenherzens, eines Menschenlebens eingreifen und in die Entwicklung der dann folgenden Gegenwart! — Solche Gedanken, die todt gelegen haben in früherer Zeit, werden aber auch jetzt, werden alle Tage in Einzelnen lebendig, so daß, wenn man die geistigen und sittlichen Fäden, die in einem Universitätsgebäude täglich durch einander schießen und die darin den Gesamttton des Tages wie ein geistiges Gewebe schaffen, fassen will, auch solche Gedanken und Gefühle mitgezählt werden müssen, die vor Tagen, vor Jahren von Eltern, Freunden, Lehrern, von zufällig Begegnenden oft, oft von Leuten, deren man sich nicht mehr deutlich erinnert, in die Seelen der Einzelnen durch die Räume eines solchen Gebäudes Wandelnden geworfen worden sind. Ja! die ganze Vorwelt spricht mit — Moses und Aristoteles — David, die Propheten und Plato — Christus und seine Apostel — so gut wie die docirenden Professoren und die verarbeitenden Studenten — und die Vorgänge des übrigen Lebens reden in diesen Fluktuationen ihr Wort auch mit, übertäuben auf einzelne Tage gewissermaßen alle noch so viel höheren, geistigeren Interessen — und die Stimmungen der Einzelnen reden mit, die Sorge um Essen und Kleidung wie um Vergnügen — und zehn Thaler, die für Schulden aufgebracht werden müssen, oder zehn Thaler, die man vergnügt verjubeln will, sind oft ein Horn, was mit weit hellerem Tone schneidend oder kitzelnd in das Seelenohr des Einzelnen bläst und seine Gedanken bestimmt, als Moses und Aristoteles

und die ganze Vorwelt und übrige Mitwelt zusammengekommen.

Und doch, welcher kleiner Punkt in der Geschichte ist ein halber Tag! und welcher kleiner Punkt auf der Erde ist ein Preussisches Universitätsgebäude! — es werden aber die Gedanken, Gefühle, Interessen jedes Menschen von der ganzen Geschichte, von der ganzen Erde bestimmt. Ein guter Urwähler der geringen Klasse, der vielleicht nur mühsam lesen und kaum den eigenen Namen, geschweige einen fremden schreiben konnte, sondern sich ihn schreiben lassen mußte, hat vielleicht noch daran gedacht und dies noch gefaßt, daß die gute Stadt Paris einestheils Ursache war, daß er (in der Verlegenheit, nicht selbst schreiben zu können) den Schriftführer um Aufzeichnung eines Namens bitten mußte — aber schwermüthig daran, daß auch Louis Philipp Schuld daran trüge, und an dessen Schuld wieder dessen ganzes früheres Leben, und daran alle Herzöge von Orleans bis auf den ersten — und an dessen Daseyn wieder die ganze Einrichtung der Französischen Monarchie bis auf Chlodwig hinauf, und eben so wieder, daß an Louis Philipp's letzlicher Stellung auch der Papst, auch Herr Druet in Lausanne, auch der Englische Gesandte in Madrid und alle mitlebenden und früheren Menschen bis zur Schöpfung hin, und die Schöpfung gewiß am allermeisten Schuld gewesen sind, daß er den Schriftführer bitten mußte.

Kurz! alle einzelnen Menschen sind flüssige, von Innen und von Außen in ihren Fluktuationen bestimmte Wellen — bestimmt von der ganzen Welt, von der ganzen Geschichte — es ist ein großes wogendes Meer, was wir vor uns sehen, wenn wir die Bewegung der einzelnen Geister betrachten — ein Meer, auf dem kein Punkt ohne Bewegung ist, auf dem jeder Punkt jeden Moment in einer etwas veränderten Bewegung ist — das Auge, wo es hinblickt und einen festen Punkt sucht, gleitet auf einem rollenden ab, und wer sich diesem Anblicke hingibt, nachdem ihm die Augen dafür aufgegangen sind, muß feste, sehr feste Nerven haben, wenn er nicht in eine sittliche Seekrankheit, d. h. in eine Verwirrung aller sittlichen Auffassungen verfallen will, ganz ähnlich der wirklichen Seekrankheit, die ja auch das Resultat davon ist, daß das Auge keinen ruhigen Punkt mehr hat, und selbst kein ruhiger Punkt mehr ist, sondern durch das Schwanken des Schiffes auf und ab, herüber, hinüber geführt wird mit seinem Blicke. Auf diesem schwindelnden Standpunkte stehen wir, sobald wir uns die Sache deutlich machen, täglich, und von ihm aus sollen wir gleichwohl noch uns klar machen, daß diese ganze schwindelerregende Bewegung nach festen Gesetzen des geistigen, sittlichen Wellenschlages vor sich geht so gut, wie die Aufregung des Meeres nach festen, berechenbaren Gesetzen der physischen Wellenbewegung — und daß diese Gesetzmäßigkeit des geistigen, sittlichen Wellenschlages auf einem innersten, unentweglichen Grunde ruht, auf welchem sich Alles aufbaut, was in der Bewegung einen Halt gewährt; auf welchen Alles berechnet seyn muß, was bestimmt ist, dieser Bewegung Trost zu bieten; dessen Gesetze streng beachtet seyn wollen, wenn ein Schiff gebaut werden soll, was in den Wellen nicht umschlägt noch zerschellt;

ein Schiff, was den Strömungen der Winde und Wogen zum Troß gelenkt werden kann — geführt werden kann nach der Maßgabe jenes ewigen Poles, der als Leitstern über Allem leuchtet und dessen Feststehen und Leuchten nur eine Seite ist desselben Gesetzes, dem auch Wind und Wogen gehorchen und die schwankende Bewegung des eigenen Auges.

Wollen wir aber diese Gesetze, nach denen die menschliche Gesellschaft in allen ihren Gestaltungen sich bewegt, wollen wir diese Grundlagen also auch des Staates kennen lernen, so müssen wir bei seinem letzten Elemente, bei den Punkten, die noch übrig bleiben, wenn wir von allem Anderen absehen, anfangen, bei den Persönlichkeiten, und zwar nicht bei dem, wonach die Persönlichkeiten verschieden sind, sondern bei dem, wonach sie gleich sind, was sie eben rein als Persönlichkeiten im Allgemeinen und nicht als diese bestimmten, besonderen Persönlichkeiten charakterisirt, d. h. der erste Gegenstand, den wir zu betrachten haben, ist die Persönlichkeit überhaupt. Es ist bekannt, daß in neuester Zeit die Erkenntniß in der Pflanzenkunde einen ungeheuren Fortschritt gemacht hat dadurch, daß man als das Grundelement der ganzen vegetabilischen Welt die Zelle erkannt hat. Die Zelle ist es, aus der sich die allereinfachsten Pflanzen, aus der sich Wasserfäden, die nichts sind als Zelle einfach an Zelle gereiht, zusammensetzen — sie ist es auch, aus der sich die Riesen der Pflanzenwelt, die ungeheuersten Bäume aufbauen — der Grashalm so gut wie die Palme. So ist es auch in der sittlichen Welt. Sie hat ein einfaches Grundelement, aus welchem sich alle ihre Gebilde zusammensetzen, das ist die Persönlichkeit. Wie man auch Staaten, Gemeinden, Corporationen, Stände, kurz! welche Art Gesellschaft man will, analysirt, zuletzt kommt man immer auf dieses Grundelement wieder hin, auf die Persönlichkeit — was ist nun Persönlichkeit? das ist offenbar die erste und in gewissem Sinne die wichtigste Frage, mit der wir uns hier weiter zu beschäftigen haben.

Alle Attributionen, die sich mit den besonderen Persönlichkeiten verbinden, die den einzelnen Menschen vom anderen unterscheiden, lassen sich allerdings zum Zwecke der wissenschaftlichen Untersuchung auseinanderhalten vermöge der abstrahirenden Kraft des Menschen; man kann sie einzeln betrachten; man kann sie von der einzelnen Persönlichkeit hinwegdenken — und deshalb ist man dazu gekommen, die Persönlichkeit im Allgemeinen bloß negativ zu bestimmen, nämlich Persönlichkeit sey die Fähigkeit, sich mit Selbstbewußtseyn von einem Substrat des Daseyns zu unterscheiden — allein diese Trennung des denkenden, wollenden Ich von alle dem, was es gerade zu diesem Ich macht, ist selbst nur eine abstrakte, keine wirkliche — und in der That sind jene Attributionen der einzelnen Persönlichkeit, die man angeblich hinwegdenken, von denen man abstrahiren soll, um zum Begriff der Persönlichkeit zu gelangen, alle gleich ursprünglich und jede setzt

die andere und allesorts und allerzeit voraus. Diese unterschiedenen Attributionen sind selbst ein Theil, sind grade der positive Theil der Persönlichkeit, nach deren Abscheidung diese nur als ein leeres Gedankending, als ein Gedanken-*Ich*, welches in der That nie ein wirkliches Ich war, noch ist, noch seyn kann, übrig bleibt. Wir finden in der That keine bessere, wahrere Bestimmung dessen, was Persönlichkeit sey, als wie sie Stahl ausdrücklich ausgesprochen hat: Die Persönlichkeit ist die absolute sittliche Einheit des Menschen, sie ist das volle Ich (nicht das von seinen Attributionen frei gedachte Ich) des Menschen in jedem Momente. — Es ist grade wie mit dem Begriffe des Menschen; so wie man diesen bloß negativ bestimmt, daß eben alle Attributionen des einzelnen Menschen nicht zu ihm gehören, behält man ein leeres, schaales Gedankending übrig, denn es ist eine wesentliche Seite am Menschen, daß er ein Einzelter, ein bestimmter Einzelter ist — die allein richtige Fassung ist also auch hier, den Menschen nicht bloß in der schlechten Möglichkeit eines Behaftetseynkönnens mit einer Reihe einzelner Attributionen (als zufälliger Dinge) zu denken, sondern die Wirklichkeit solcher Attributionen als eine Forderung *sine qua non*, wenn ein Mensch ein wirklicher Mensch, und nicht bloß ein Gedankending seyn soll, zu fordern.

Nach Hegel ist die Persönlichkeit bloß etwas Negatives, nämlich, wie ich bereits erwähnte, die Fähigkeit, sich mit Selbstbewußtseyn von einem Substrate zu unterscheiden, dies Substrat als sein Wesen zum Gegenstande der Betrachtung machen, von demselben also auch absehen, es negiren zu können. Der Selbstmord wäre demnach die reellste Bethätigung der Persönlichkeit; wäre die That, in welcher sie allein wirklich und in ganzer Fülle zum Daseyn käme; der Selbstmord wäre gewissermaßen der Triumph der menschlichen Persönlichkeit. Stahl hat mit Recht gegen diese Auffassung eingewendet, daß, falls Hegel wirklich einen persönlichen Gott, und nicht bloß ein logisches Denkgesetz unter dem Namen des Geistes, des Absoluten, Gottes annähme, er diesem Gotte, seiner Fassung des Begriffs der Persönlichkeit zufolge, auch die Möglichkeit zuschreiben müßte, von sich selbst abzusehen, sich selbst zu vernichten, sich aufheben zu können — und ich setze hinzu, nicht bloß die schlechte, abstrakte Möglichkeit, sondern es müßte das, da Gott nach Hegel das Absolute ist, bei dem *potentia* und *actus*, Möglichkeit und Wirklichkeit eins sind — es müßte wirklich die erste That, die unmittelbare That eines persönlichen Gottes nach diesem Begriffe der Persönlichkeit seyn, von sich abzusehen, sich zu vernichten. Nach der Hegelschen Fassung der Persönlichkeit kann ein persönlicher Gott nur seyn, um im gleichen Augenblick ein Nichtseyendes zu seyn — was Unsinn, was eine *contradictio in adjecto* ist.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 5. Mai.

N^o 36.

Noch einmal der christliche Staat.

(Schluß.)

Die Persönlichkeit ist aber so wenig etwas bloß Negatives, daß sie vielmehr die alleinige Kraft der schöpferischen, der positiven That ist. Eine That ohne bewußten Willen ist undenkbar; ein bewußter Wille, Wille überhaupt ohne Persönlichkeit ist auch undenkbar. Viehe (animalia) vollbringen so wenig Thaten wie bloße Naturmächte. Also, um es nochmals zu wiederholen: die Persönlichkeit ist nicht bloß etwas Negatives, nicht eine hohle Abstraktion oder auch eine Kraft der Abstraktion, sondern es ist die absolute sittliche Einheit des Menschen, wie sie allem seinen Thun zu Grunde liegt; sie ist die Quelle jeder That; sie ist das volle Ich des Menschen in jedem Momente — nicht das durch die Abstraktion alles positiven Inhaltes entleerte Ich, der bloße Schatten des Selbstbewußtseyns. Sie ist nicht ein bloßer abstrakter Begriff, sondern ein Erfülltes, sittlich Lebendiges; nicht ein Schatten, sondern ein Wirkliches, was selbst beleuchtet werden kann ohne zu verschwinden, was einen Schatten werfen kann. Hegel's negative Bestimmung der Persönlichkeit ist nur dieser Schatten der wirklichen, lebensmächtigen Persönlichkeit. Das, was die einzelnen Persönlichkeiten der Einzelheit, der Besonderheit entzieht, ist nicht dies negative Moment, daß der Mensch von allem Besonderen als von einem bloßen Substrat absehen und sich davon als von seinem Wesen unterscheiden kann, denn das wäre selbst nur eine leere, schlechte Allgemeinheit — vielmehr ist das Identische in allen Persönlichkeiten etwas Positives — dies nämlich: daß sie alle nach Gottes Bilde geschaffen sind; daß sie in der Ebenbildlichkeit Gottes in sich ein Verbindendes, Einigendes, sie allgemeiner Beziehung, also auch gesellschaftlicher Verbindung allein Fähigmachendes haben. Die Ebenbildlichkeit Gottes ist der wahre, positive Gehalt der Persönlichkeit; sie ist das Fundament aller sittlichen Beziehungen unter Menschen; sie ist auch das Fundament des Staates. Die negative Seite der Persönlichkeit ist nicht das, was den Menschen Gott ähnlich macht, weil, wenn diese negative Seite allein den Gehalt der Persönlichkeit im Allgemeinen betrachtet bildete, wie wir gesehen haben, es einen persönlichen Gott nicht geben könnte.

Das letzte Element, das innere, unveränderliche Seyn von Recht und Staat, deren lebendiger Inhalt, ihre Erfüllung ist die Persönlichkeit — aber die Persönlichkeit als ein Positives — die Persönlichkeit des Menschen und Gottes — jene in den Einzelnen, in den Gliedern — diese im Ganzen, in den Verbin-

dungen, und dadurch zugleich in den Gliedern, denn die Glieder sind eben nur Glieder durch das Ganze. Wenn irgend wo auf der Welt, auf einem Acker, in einem Teiche ein Finger sich bildete und wüchse, ein vollkommen gebildeter Finger, so wäre dieser Finger eben kein Glied, sondern er wäre einem Dinge nur gleich, was sonst als Glied vorkommt; er sähe einem Gliede nur gleich, ohne es zu seyn, weil er nicht in Verbindung wäre mit einem ganzen Organismus. Der Organismus als Ganzes ist es, der wieder durch alle Glieder, als durch seine Theile, hindurchgeht; der die Glieder eben zu wirklichen Gliedern macht und sie nicht bloße Fleisch- und Knochenklumpen seyn läßt; so wie Gottes Persönlichkeit durch alle menschlichen Persönlichkeiten hindurch personirt und sie durch dieses Personiren erst zu wahren Persönlichkeiten macht. Die Einheit, der organische Zusammenhang der Glieder des Staates, der Familie oder irgend einer Gesellschaft wäre gar nicht zu denken, wenn die menschliche Persönlichkeit nicht ein Analogon, ein Bild nach dem Bilde Gottes wäre. Hierin allein wurzelt alles sittliche Leben, alles sittliche Gesetz des Menschen — hierin allein auch seine Freiheit. Denen, die die Freiheit suchen außer Gott, d. h. eine andere als die, sich als Gottes Ebenbild zu verhalten; eine andere als die, Gottes Willen zu thun, — kann man mit dem heiligen Augustin sagen: Est quod quaeritis, sed non est ubi quaeritis. Alle Freiheit und eben deshalb auch alle wahre Gewalt, alle Gewalt, die nicht ihre Richtigkeit in sich selbst trägt, die sich nicht selbst aufhebt und zerstört, alle wahre Gewalt und Macht im Himmel und auf Erden ist von Gott und von ihm ganz allein. Er personirt die ganze sittliche Welt, und Jeder ist nur in so weit wahre, wirkliche Persönlichkeit, als er von Gott personirt wird. Wie es in der Pflanze die Zellenform des Urelementes, aus dem sich alle Theile der Pflanze: Wurzel, Stengel, Blätter und Blüten zusammensetzen ist, wie es diese Identität der Urelemente in der Zellenform, ist, wodurch eben der Wuchs und die architektonische Gestaltung der Pflanzen möglich wird und doch jede Zelle auch wieder eine Zelle für sich ist, so verhalten sich die Menschen, die Persönlichkeiten nach der Seite ihrer Identität in der Gottähnlichkeit, in der Ebenbildlichkeit Gottes, welche allein den positiven Inhalt der Persönlichkeiten ausmacht, zum Staate, dem sie vergliedert sind, ohne aufzuhören selbst auch ein positives Etwas zu seyn. Nur durch diese durch alle Personen hindurchpersonirende Identität sind die Menschen einer sittlichen Verbindung, sind sie des Rechts, des Staates, sind sie der Freiheit fähig, und die Aufgabe der Staatswissenschaft ist, das Einigende, was die Menschen überhaupt eines Staates fähig

macht, zum Herrschenden zu erheben, denn wenn dies irgendwo vollkommen gelingt, dann fallen einerseits die vernünftige Substanz des Staates und andererseits die Selbstbestimmung des Menschen zusammen, und Jeder gehorcht und ist dennoch frei — Jeder weiß sich eins mit dem vernünftigen Ganzen. Selbst wenn der Einzelne in solch einem Zustande subjektiv noch unfrei ist und also einen Zwang fühlt, bis er zur vollen Gliedschaft des sittlichen Gemeinwesens erzogen und erwachsen ist, ist dieser Zwang seine wahre Freiheit, grade wie die ungeschickte Hand des die Kunst erst einübenden Fechters frei wird durch die Anfangs als unbequemer Zwang, als gene gefühlte, kunstgerechte Führung der Waffe; während der, welcher sich diesem Zwange, dieser Erziehung nicht unterwirft, sondern meint, die willkürliche Haltung und Bewegung des Degens, das wüste Herumschüteln sey die wahre Freiheit, während dieser nie den Degen führen lernt, also nie die wahre Herrschaft über denselben gewinnt, nie frei ihn seinen Aufgaben gemäß bewegen kann, also ein Knecht seines Ungeschickes und des Degens bleibt, statt über Hand und Degen sachgerecht zu verfügen, statt wahrhaft frei in dem Gebrauche des Degens geworden zu seyn — durch die Zucht.

Also, um es nochmals zu wiederholen, das Gemeinsame der staatlichen Menschennatur ist keineswegs etwas bloß Negatives, ist keineswegs jener abstrakte Begriff der Persönlichkeit — sondern es ist die Persönlichkeit in ihrer positiven Bedeutung, wie sie der Welt der Sittlichkeit, wie sie dem Reiche Gottes zu Grunde liegt; es ist der Mensch nicht als von seinen Attributionen wie von einem zufälligen Substrat unterschiedenes, völlig leeres Ich, wie es der abstrahirende Verstand schafft, sondern der Mensch in der absoluten, völligen Einheit seines sittlichen Wesens, als volles Ich in jedem Momente seines Daseyns. Ohne diese Grundanlage der menschlichen Persönlichkeit als einer Gott erfüllten, von Gott personirten, würde in die Notationen der einzelnen Individuen wie der Massen keine Harmonie, keine Gesetzmäßigkeit zu bringen, würde kein Recht, kein Staat zu gründen seyn — wir stünden in der That nur vor einem haltlosen, undurchfeuerbaren Menschenwogenmeere, selbst eine haltlose Welle — und moralische Seefrankheit, der moralische Tod endlich wäre unser unvermeidliches Schicksal. Mit anderen Worten — wie es Stahl ausgedrückt hat — „die sittliche Welt hat eine Naturanlage als Grundlage,“ welche ihr eingezeugt, welche ihre wahre, positive Natur ist, und diese Naturanlage ist die Ebenbildlichkeit Gottes am Menschen.

Jenes, was ich vorher als Aufgabe der Staatswissenschaft aussprach: „Das Einigende nämlich, was die menschlichen Persönlichkeiten überhaupt eines sittlichen Verhaltens, eines Staates fähig macht, zum Herrschenden zu erheben, und dadurch Freiheit und Gehorsam zu identificiren,“ ist nun in unserem Leben nie vollkommen zu lösen, weil der Mensch eben nur personirt wird von Gott, nicht selbst, gleich Gott, absolute Persönlichkeit, sondern nur nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen, aber wieder der Sünde verfallen ist; weil er der Wiedererziehung zur reineren Darstellung des Bildes Gottes sowohl für das Ganze, als für

das einzelne Glied bedarf; weil der Staat denen gegenüber, die nicht zum vollen Wuchse des einen Hauptes, das da ist Christus, erwachsen sind (und das sind nach der einen oder anderen Seite und in höherem oder niederem Grade Alle nicht), fortwährend auch seinen Charakter behält, eine Erziehungsanstalt, eine Zuchtanstalt zu seyn, einen Zwang zu üben. Die Staatswissenschaft bedarf also des freiesten und reinsten Blickes nicht bloß für die vollkommene Aufgabe, die sie überhaupt hat, sondern auch für die Erziehungsmittel zu Erreichung dieser Aufgabe — eines Blickes, der selbst nicht durch Fleiß und Studien erworben werden kann, der angeboren, gottverliehen seyn muß, wie die Gabe des Dichters; dieser Blick aber wird durch jede Sünde, durch jede Entfernung von Gott getrübt und in einem Theile seines Bestandes vernichtet. — Nach dieser Seite der Voraussetzung einer gottgegebenen Naturanlage des Professors der Staatswissenschaft verhält sich dieselbe ganz als Staatskunst. Es ist nach dieser Seite mit dem Staatsmanne grade wie mit dem Feldherrn. Ein tüchtiger Feldherr zu seyn, lernt auch Niemand, sondern das setzt eine bestimmte intellektuelle und sittliche Gabe voraus, welche allerdings, wo sie ist, erzogen, ausgebildet, aber dem, der sie nicht hat, nicht angebildet werden kann. Man hat lange geglaubt, es lasse sich die Kriegswissenschaft gleich den exakten Wissenschaften, der Mathematik etwa, erlernen; sie lasse sich durch Studien früherer Feldzüge und Kriegsereignisse erwerben. Davon ist die Folge gewesen eine Sammlung pedantisch abstrahirter Regeln und Maximen — weil ein früherer Feldherr durch ein solches Verhalten den Sieg gewonnen hatte, glaubte man dies Verhalten grade unter die Regeln des Krieges aufnehmen zu können, und so ward die Feldherrnthätigkeit zu einer so pedantischen, geistlosen Arbeit, wie irgend ein Handwerk. Napoleon hat dagegen den einfachen Satz hingestellt: die Aufgabe des Feldherrn ist, auf dem gegebenen Punkte größere Stärke zu entwickeln als der Feind — aber die Fähigkeit, diesen Punkt, wo man der Stärkere seyn kann, zu wählen und die Mittel zu erkennen, durch die man auf dem gewählten Standpunkte der Stärkere seyn kann, ist Sache des Feldherrngenies, der Feldherrngabe, die sich erziehen läßt, wo sie ist, aber nicht schaffen. Grade so ist es mit den Staatswissenschaften gewesen und ist es zum Theil noch — für diese oder jene Form des Staates, für diese oder jene Maxime hat man sich begeistert und begeistert sich noch pedantischer, geistloser Weise, statt daß die Aufgabe ist, für gegebene Verhältnisse die Mittel zu finden, um das Einigende, was die menschlichen Persönlichkeiten eines sittlichen Verhaltens fähig macht, fähig macht von Gott personirt zu werden, auch als ein Ganzes, zum Herrschenden zu erheben, und diese Fähigkeit der Mittel immer eine Gabe Gottes, eine Naturanlage ist. Die Politik ist deshalb eine Kunst, eine göttliche Begabung so gut wie das Schaffen des Dichters oder Feldherrn; aber sie ist zugleich eine heilige Kunst, denn sie ist, wie keine andere, darauf gewiesen, die Gedanken Gottes, die sich in der sittlichen Welt entwickeln, zur Anschauung zu bringen — wenn der Dichter als Material zu seinen Werken die

Sprachen, der Bildhauer Erz und Marmor hat, so hat die Politik ihr Material an der von Gott personirten sittlichen Natur des Menschen: die geschaffene gesellschaftliche Fakultät des Menschen und deren Entfaltung. Das rechte Thun der Politik besteht mehr in einem Aufmerken auf die göttliche Ordnung und auf klareres Herausarbeiten derselben aus dem Menschen, ist also kein freies Schaffen, sondern ein richtiges Darstellen und Ordnen des Geschaffenen — das Thun der Politik soll seyn wie das Malen der Sonne, welches auch nicht neue Gestalten schafft, sondern schon vorhandene sichtbar macht, zur Anschauung bringt — einerseits sie in ihrer eigensten Natur läßt und andererseits wie ein heller, durchdringender Ton alles Vorhandene zu neuem Leben weckt — gewissermaßen auch personirt, nur nicht mit sittlichem Leben, sondern mit Licht.

Wenn irgend ein Künstler priesterliches Sinnes bedürftig ist, so ist es der Staatsmann! — S. Leo.

Die Katholische Kirche. Eine Zeitbe- trachtung.

Erster Artikel.

(Vorbemerkungen.)

Wer eine Zeitbetrachtung schreibt, muß vor Allem mit denjenigen, für die er sie schreibt, im Reinen seyn über die Zeit, in die sie fällt, über ihren vorherrschenden Charakter und das Wesen und den Inhalt ihrer Entwicklung. Diese Zeit aber ist unsere Zeit und ist die Zeit der nächsten Vergangenheit mit ihren ungeheuren, Leben von uns aufs Tiefste aufregenden Ereignissen. Ist es nun schon schwer, über sich selbst ein rechtes Urtheil zu haben, so ist es noch schwerer, dasselbe zu haben unter dem frischen Eindruck eben erst dagewesener Ereignisse, am schwersten aber, wenn dasselbe kein günstiges, Glück und Heil versprechendes seyn kann. Und irren wir nicht, so kommt es zum Theil eben daher, wenn selbst unter den ernstern, sonst in allen Hauptpunkten einigen Gemüthern über unsere Zeit und ihren vorwiegenden Charakter eine wesentlich zwiefache Ansicht herrscht. Die Einen, wenn wir sie recht verstehen, halten dafür, daß wir leben mitten in einer Zeit des Fortschritts, der stetigen Entwicklung zu allem Besseren auf allen Gebieten, und daß nur in diesem Augenblick diese Entwicklung in einer Krisis begriffen, mit Erscheinungen behaftet sey, deren Bössartigkeit man nicht läugnen könne, die aber an der Entwicklung doch nur das Zufällige, Vorübergehende seyen, wie es sich eben in dieser irdischen Unvollkommenheit bei so großartigen, tief eingreifenden Ereignissen nicht wohl vermeiden lasse. Die Anderen dagegen kehren dies Urtheil um. Sie glauben, daß die Epoche, in der wir leben, ihrem Wesen nach eine vorherrschend schlimme, daß der Geist, der sie treibe, wesentlich der Geist der Verneinung, der Geist zerstörerischer Angriffe auf der Welt eigentliches und höchstes Gut sey, und daß mithin der Fortschritt, statt gefördert, viel-

mehr solle gehemmt werden, wenn diese Anderen auch wohl wissen, daß trotz dem doch auch der Geist des wahren Fortschritts und der rechten Entwicklung walte und daß es doch fortgeht zum letzten Schritt, und mit diesem Schritt kommt der, welcher den Himmel aufthut und die Erde erneuert zu einer Stätte, auf der Gerechtigkeit wohnt und dann für immer einander küssen Friede und Freude. Welcher von diesen Ansichten nun wir seyn sollen, darüber besteht uns kein Zweifel mehr. Denn vor Allem glauben wir uns in rechter Nüchternheit wider die herrschende Meinung darauf besonnen zu haben, daß die weltgeschichtliche Entwicklung der Menschheit und einzelner Theile derselben keine naturmäßige, also auch keine naturmäßig stetige und keine mit naturmäßiger Nothwendigkeit verlaufende sey, die an der Natur und ihren Individuen hafte, wie an der Natur und ihren Produkten Trieb, Regel und Richtung, wobei es also wohl Schwankungen, aber kein Hereinbrechen eines völlig anderen Gesetzes und wirkamen Grundes gebe; sondern daß es sich hier handle um ein Drama, um eine Reihe und Wechsel von Thaten und Äußerungen, hervorgebracht und bestimmt durch ein naturmäßig Unmeßbares, durch ein in sich Ursprüngliches, jedem Anderen Unergründliches, Zufälliges, Willkürliches, kurz, durch den menschlichen Willen, den Willen eines Wesens, das stammend von Gott und gründend in Gott, in darum persönlicher Freiheit, Welt und Geschichte sich selbst schafft, unabhängig von jeglichem bloßen Verhängniß. Aber, und dies ist das Andere, das sich zur Erwägung uns aufgedrungen hat, dieses Wesen, das von Gott stammt, ist doch nicht mehr allein unter Gott; über den Menschen, in sein Leben und seine Geschichte ist hereingebrochen die Sünde und mit der Sünde die Herrschaft des Fürsten der Sünde, die zwar in ihrer Wurzel angetastet und auf immer geknickt durch den, der die Macht hat des Lebens bei sich selber, den Fürsten des Heils und der Gerechtigkeit, darum aber doch immer noch fortbesteht, ihre Schergen wider die Menschheit immer noch auf den Plan führt und darum, weil ihre Träger nicht Fleisch und Blut, sondern „Fürsten und Gewaltige, Herren der Welt“ sind, auch die Macht hat an einzelnen Orten und auf einzelnen Punkten der Geschichte, auch der christlichen Geschichte, Zustände herbeizuführen und Epochen zu bewirken, die rein den Charakter der Zerstörung tragen und auch wirklich zerstören und vernichten können, was sich ihnen nicht durch einen besseren Halt, unter einem stärkeren Panier dennoch zu entziehen vermag. Und diese Erwägung hat uns weiter geführt. Denn wenn wir nun auch nur ganz summarisch die Symptome unserer Zeit in's Auge fassen, wenn wir denken an die seit einem Jahrhundert aufgekommene, unter den „Gebildeten“ fast allgemein gewesene und jetzt auch erst in den unteren Schichten recht verbreitete Verkennung und Verläugnung der christlichen Heilthaten, damit Christi, und damit des lebendigen Gottes; denken an die diesen Abfall zugleich begleitende, aufregende und unterhaltende Philosophie, die, in allen ihren Zweigungen den Quell- und Bestimmungspunkt des gesammten Lebens fast allein findend in der Erkenntniß und damit das Subjekt der Erkenntniß erhebend auf die Höhen gottentfremdeten

Beliebens und stolzer Vermessenheit, jetzt, in ihren neuesten Ausläufen, von Hegel an durch Strauß, Bruno Bauer, Feuerbach und Andere hindurch, in Daumer und Rork es gebracht hat zu mehr als dem glühendsten Haß gegen Gott und sein Evangelium, zu einer förmlichen Teufelsanbetung, zu einem Satanismus, der vielleicht schon nicht mehr auf Altar und Kapelle wartet, jedenfalls in den Genossenschaften, von denen uns Wichern berichtet hat, schon ganz vollendete Jünger findet; wenn wir dazu nehmen, was wir eben erst erlebt, die vorausgegangene Selbstsucht der Regierungen, die aufrührerische Erhebung der Völker gegen ihre rechtmäßige Obrigkeit; die darin unverhohlen zu Tag tretenden Gelüste des Kommunismus; die förmliche Adoptirung der Souverainität des Volkes d. h. der natürlichen, demagogisch verführten Massen, an Stelle Gottes und seiner Gesalbten; den äußersten Antinomismus, die unsittlichste, irreligiöse Weichlichkeit in Abschaffung der Todesstrafe; die bürgerliche Gleichstellung der Juden, der geschichtlichen Erbfeinde des christlichen Namens, der ewigen Fremdlinge in Landen anderer Jünger, neben dem sonst so angespannten Princip der Nationalität; die Herrschaft dieser Juden durch den Mammon, und das große Wort, das sie führen in Wissenschaft und Tagesliteratur^{*)}; die Vergleichgültigung der Religionen und damit der Religion überhaupt; die Proklamirung des religionslosen, also christenthumslosen, also gottlosen Staates; die Losreißung endlich der Schule von der Kirche und damit die beschlossene fast irreligiöse Erziehung der Jugend: wenn wir all diese Thatfachen auch nur ganz allgemein, wenn nur in einem ersten Blicke, zusammenfassen, und wenn wir dann ebenso die Verbreitung des Übels wie seine Dauer, seine tiefe Verwachsenheit mit dem Gesamtleben unserer Zeit, seine Befestigung durch Wissenschaft, Kunst, Sitte, Einrichtungen, Gewohnheit des Denkens und Lebens, endlich die ungeheure Schuld, die es auf uns geladen hat und die die strafende Hand des Herrn mit Macht aufruft, wenn wir dies Alles nur recht erkennen wollen, wahrlich, dann scheint es kaum ernstlich geläugnet werden zu können, daß Rettung und Umkehr fast unmöglich, daß wir in der That dahin gegeben sind in eine Krisis, in der es sich um nichts weniger handelt als um unsere gesammte Existenz, um die der Teufel ein verzweifelttes Spiel wagt.

Daß nun in solcher Zeit, in der alle Fenster der Hölle sich aufgethan und alle Tiefen der Erde sich geöffnet, um unser Volk völlig zu einer Leiche zu machen, es rechte und hohe Zeit ist, daß man um sich schaue und daß man in sich schaue: das ist ein Gedanke, den wir hier nicht erst zu verfechten brauchen. Ist irgend Hoffnung, daß das Ungeheure, was uns droht, nicht her-

^{*)} Wir können uns nicht enthalten, hier an ein Wort zu erinnern aus einer im Jahre 1816 erschienenen Schrift von Benzenberg über Verfassung: „Vielleicht geht die Herrlichkeit Deutschlands einst in den Juden unter, und es wird ein zweites Polen.“ Eine schauerliche Weissagung!?

einbreche, so dürfen wir sie nur dann hegen, wenn Jeder zunächst sich, dann den Kreis, dem er angehört, die größere Gemeinschaft, der er einverleibt ist, aus und auf Gottes Wort in seinen Sünden und Mängeln zu erkennen, zu reinigen, stärken, bauen bestrebt ist. Unser Kreis nun, unsere Gemeinschaft ist zunächst die Evangelische Kirche. Und möge der Herr uns helle Augen geben für die Sünden, die sie auf sich geladen, hat und für die Gefahren, die ihr drohen; und starke Hände, gläubige Herzen, die Sünde hinauszu thun, der Gefahr zu begegnen! Aber ein größerer Kreis noch, der uns umschließt, ist die gesammte Christenheit, und ein vorzügliches Glied neben uns in dieser die Katholische Kirche. Daß wir an ihr mit unserer Betrachtung nicht vorübergehen können, auch das, glaube ich, versteht sich für gläubige und einsichtsvolle Glieder unserer Kirche von selbst.

Indem wir uns nun zu dieser Betrachtung hier förmlicher und breiterer Weise anschicken, hoffen wir vor Allem, es werde keinem der billig und wahrhaft katholisch denkenden Glieder jener Kirche entgehen, in welchem Sinn wir dies thun. Wir nehmen bestens an und auf, und bejahen ausdrücklich mit nur geringen Anständen, was noch in dem verfloffenen Jahre die historisch-politischen Blätter von der hie und da unter uns vorhandenen evangelischen Stimmung gegen die Katholische Kirche gesagt haben. Ja, „wir erkennen an, daß die Katholische Kirche, bei allen Gebrechen in ihrer menschlichen Seite und in ihren menschlichen Organen dennoch das göttliche Wesen des Christenthums unverfehrt (? nein!) in sich bewahrt habe;“ „wir halten dafür, daß die Gründe, welche früher Haß (?) und Kampf rechtfertigen oder doch entschuldigen konnten, jetzt nicht mehr vorhanden seyen;“ „wir wünschen und verlangen, daß der äußerliche Kriegszustand gegen die Katholische Kirche aufgehoben werde, daß gläubige Katholiken und Protestanten sich innerhalb ihres wohlervordenen Rechtszustandes frei und lebendig bewegen und auf ihren Unterscheidungslehren bestehen, nichts desto weniger aber das gemeinsame Bekenntniß des göttlichen Erlösers als eine feste Basis gegenseitiger Achtung und Liebe ansehen, und auf wissenschaftlichem, politischem und socialem Gebiete ihre Kräfte vereinigen, um die Angriffe ihres gemeinschaftlichen, tödtlichen Feindes, des Antichristianismus, von sich abzuwehren.“ Wir sind also in keiner Weise von irgend einer anderen Gesinnung gegen die Katholische Kirche befeelt als derjenigen, welche uns ziemt unter einander zu haben als Glieder an dem Einen Leibe des Herrn. Wir dulden sie nicht bloß, wir ehren die Katholische Kirche; wir tragen sie nicht etwa nur, wir wünschen Hand in Hand mit ihr zu gehen und in lebendigem Verkehre uns gegenseitig zu reinigen und gemeinsam zu kämpfen wider Alles, was dem christlichen Namen zur Unehre und zuletzt zum Untergange gereicht. Und wir haben diese Gesinnung auch bethätigt und zwar kürzlich erst, wenn wir daran erinnern dürfen, im Kampf wider das Nongethum.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 9. Mai.

N^o 37.

Die Katholische Kirche. Eine Zeitbe- trachtung.

(Schluß.)

Aber eben diese Gesinnung und die Stellung, in der wir die Katholische Kirche neben der Evangelischen erblicken, darf nicht anders, als sie muß unseren Blick öffnen und schärfen auch für die andere Seite. Erkennen wir uns als gliedliche Organismen an dem Einen Leibe Christi, so wissen wir auch, daß, wenn das eine Glied leidet, durch seine Sünde leidet, das andere Glied mitleidet, daß das Gebrechen des einen nicht ohne schlimme Einwirkung bleiben kann auf das andere. Und die Katholische Kirche hat Gebrechen — nicht bloß gehabt, sondern hat sie immer noch, und nicht bloß in ihren menschlichen Organen, sondern in ihrem wesentlichen Organismus, in ihrem kirchlichen Innern. Diese Gebrechen aber sind der Art, daß sie nicht nur der Heilskraft des Evangeliums innerhalb der Katholischen Kirche selbst Eintrag thun, sondern auch uns, der Evangelischen Kirche, in der allernächsten Zeit, Gefahr drohen. Aber die Katholische Kirche hat auch Vorzüge vor der unseren, und hat diese Vorzüge in der ganz letzten Zeit wieder so glänzend an den Tag gelegt, daß wir uns nicht dagegen verblenden können, sondern Unlaß nehmen müssen, uns vor ihr zu schämen, von ihr zu lernen. Und dies Alles, meinen wir also, sey Grund und Aufforderung genug, in so furchtbar entscheidenden Zeiten einmal einen längeren Blick auf jene Kirche zu werfen und die Lage uns klar zu vergegenwärtigen, in der sie selbst sich in ihrem Seyn und Handeln, und in der sie sich uns gegenüber befindet, die wir nicht verkennen dürfen, daß unser kirchlicher Bestand bedroht genug ist, um nach allen Seiten hin aufzumerken und zu jeglicher Abwehr, aber auch Besserung, bereit zu seyn.

Aber dieser Blick, wenn er frei und unbefangen und in seinem Ergebniss so seyn soll, daß wir möglicherweise auch auf billige Zustimmung von der anderen Seite rechnen dürfen, ist unseres Bedünkens kein leichter. Es gilt Punkte zu berühren, auf denen die Katholische Kirche sehr empfindlich ist, und Dinge zu tadeln, mit denen sie gewohnt ist, ihre kirchliche Existenz verwachsen zu betrachten. Ob wir hierin nichts verfehlen werden, wissen wir nicht, aber wir werden das uns Mögliche thun, und hoffen, daß es dazu förderlich seyn werde, wenn wir unserer Betrachtung noch eine letzte orientirende Bemerkung vorausschicken, mit der wir zu den Elementen und auf die Anfänge unserer gemeinsamen kirchlichen Existenz zurückkehren: ein Beginnen, das,

recht ausgeführt, eben so belehrend ist, als es nothwendig auf beide Seiten versöhnlich wirken muß.

Der gesammten christlichen Kirche Grund ist Christus. In Christo, seiner Erscheinung und seinem persönlichen Wirken, war die Kirche zuerst da; denn bei ihm war, wenn auch noch nicht völlig ausgewirkt und noch ohne selbstständige Gestalt und Mittel, die Kraft, die der Kirche Bestand später zu erhalten und fortzusetzen bestimmt war. Aber als Alles vollbracht und der Herr verklärt war und der Verklärte sich zur Rechten des Vaters gesetzt hatte, den Seinen hinfort unsichtbar: da waren zugleich auch die von Christus gewirkten Heilskräfte in bestimmten, wesenhaften Thatfachen in vollendete Wirklichkeit herausgetreten, um hinfort, was Christus begonnen und für alle folgende Zeit gewährleistet hat, in entsprechende Erscheinung zu setzen, d. h. die Welt des Lebens Christi theilhaftig zu machen, sie seinem Gehorsam zu unterwerfen und somit das Reich Gottes auf Erden zu pflanzen und auszubreiten. Diese heilskräftigen, in bestimmter, überlieferungsfähiger Gestalt herausgesetzten Thatfachen nun sind: das Wort, die heilige Taufe, das heilige Abendmahl. Und in ihnen, müssen wir behaupten, sey Alles begriffen, was an eigentlicher wirkender Heilssubstanz von Christus erworben und den Seinen übergeben worden ist. Daneben oder gar darüber hinaus kann nichts Anderes geltend gemacht werden als solches, worin die Heilsthatsache des Lebens Jesu nach ihrem wesentlichen Inhalt als Heilsschatz sich abgesetzt habe. Nur durch diese Mittel, und durch sie vollständig, wird das Leben Christi auf Erden fortgepflanzt und Individuen in die Gemeinschaft desselben hineingezeugt. Und irren wir nicht, so sind das Sätze, in denen bis dahin jeder gute Katholik mit uns übereinstimmen kann. Worin unsere Differenz anhebt, das liegt über jene Wahrheit hinaus, in dem nämlich, was zu jenen Thatfachen auch nothwendig hinzukommen muß, was also zu ihnen in einem gewissen Verhältniß steht, über welches Letztere aber eben die beiderseitigen kirchlichen Urtheile grundsatzmäßig auseinander gehen. Was wir meinen, ist das Verhältniß der Kirche als Inbegriff und Liebes- und Lebensbestimmung bestimmter Personen, zu dem, was diesem Inbegriff Leib und Leben gibt. Das Höhere und Einigende, worin beide Kirchen übereinkommen können und müssen, fehlt zwar auch hier nicht; das ist der Wille des Herrn, auf den, was da irgend Christliches ist, letztlich zurückgeführt werden muß. Aber die Frage, auf welche die Antwort eine abweichende ist, liegt eben innerhalb desselben. Und da behaupten wir nun, daß der Herr, indem er lehrte, Wunder that, litt, starb und auferstand, gewollt habe das Heil der sündigen Welt (Matth. 18, 11., 20, 28.,

Joh. 3, 15., 1 Tim. 1, 15., 2 Petr. 3, 9.), die Welt als eine erlöste, von Sünden freie und dem Willen Gottes untergebene, das Himmelreich (Matth. 3, 2., Luc. 10, 9 f., Joh. 18, 36.); aber natürlich, da sie anders nicht existiren kann, diese erlöste Welt nur gewollt habe als eine geordnete, gliedmäßig verfaßte — und das ist sie als Kirche —; daß er also, indem er durch die That seines Lebens die oben verzeichneten Heilsthatsachen (Heils- oder Gnadenmittel) als substantielle Lebensmächte heraussetzte, durch eben diese That zugleich die Nöthigung wirkte und mit der Nöthigung die allgemeinen Grundzüge, sich ordnungsmäßig zu verfaßten; daß also endlich, wo nur jene substantiellen Heilsmächte recht wirksam seyen, und das sind sie allenthalben, wo sie in ihrer reinen Gestalt und als sie selbst auftreten, da mit ihnen auch erscheinen müsse, was ohne sie nicht da seyn kann, was aber zugleich mit ihnen vom Herrn gewollt und gewirkt ist — die Kirche. Sagen wir also auch ganz bestimmt, daß die Kirche vom Herrn gewollt sey, so sagen wir das doch nicht gleichmäßig von ihrer jetzigen Ordnung im Einzelnen, also auch nicht von irgend einem kirchlichen Ganzen dieses Aons in dieser bestimmten Gestalt; sondern wir schätzen jene und dieses nur nach der rechten Erhaltung und Verwaltung der christlichen Heilsmittel, und finden wir dieser zu nahe getreten, so kann uns nichts abhalten, über eine kirchliche Ordnung unser verwerfendes Urtheil auszusprechen. Denn nur wo Christus und sein Geist, da die Kirche und ihr rechter Bestand; oder wie Irenäus sagt, aber nur umgekehrt: ubi spiritus Dei, illic ecclesia; und darum auch: ubi ecclesia, ibi et spiritus Dei. Lehrt die Katholische Kirche hierin anders, so wissen wir, daß sie dafür auch ihre Gründe hat, daß sie namentlich die Kirche in ihrer geschlossenen Verwaltung und der „ununterbrochenen“ Reihenfolge ihrer beamteten Personen vorschreibt als die rechte Bewahrerin des christlichen Heilsschatzes nach seinem wahren Bestand und Verstand; aber verlangen dürfen wir doch, daß sie sich in dem Eifer für kirchlichen Conservatismus und kirchliche Continuität nicht verknöchere gegen die Stimme Gottes, die noch über der Kirche ist, und sich endlich einmal gründlich besinne, ob sich mit der Wahrheit des Protestantismus der Bestand der wahren Kirche nicht auch vertrage, und diese wahre Kirche die wahre zu seyn auch dann nicht aufhöre, wenn sie sich in sich selbst erneuert und auf Punkten verbessert, über die der heilige Geist sie durch seine geschichtliche Führung zu erleuchten sein Wohlgefallen hat.

Nachrichten.

Versammlung des Pastoralvereins in der Provinz Sachsen.

Es ist eine Bemerkung, welche sich uns alle Tage aufdringt, daß in dem gegenwärtigen Augenblicke die politischen Interessen alle anderen verschlingen. Natürlich ist das wohl, denn von der Entscheidung der großen politischen Fragen, welche jetzt schweben, hängt nicht allein unsere zeitliche, sondern zum Theil auch unsere sittliche und religiöse Exi-

stenz ab. Es verdient aber wohl erwogen zu werden, ob die Geistlichen sich ohne Rückhalt dieser allgemeinen Bewegung hingeben sollen. Wir finden dieselben jetzt größtentheils an der Spitze der politischen Vereine beider Richtung, welche sich um die großen Fragen der Gegenwart sammeln. Daß es ein Verrath ist an dem heiligen Amte, der Demokratie zum Stützpunkt zu dienen, darüber kann kein Zweifel seyn. Auch das kann nicht bestritten werden, daß den conservativen Vereinen die Thätigkeit gläubiger Prediger von großem Nutzen seyn mag. Unter den sogenannten Conservativen gibt es sehr viele Leute, welche nachgrade gemerkt haben, daß die Demokratie ihrem Geldbeutel sehr gefährlich wird, und aus purem Eigennutz mit derselben nichts wollen zu schaffen haben. Die mögen für das Evangelium gewonnen werden, wenn gläubige Prediger in den Versammlungen von dem rechten Grunde einer ordentlichen politischen Gesinnung in geschlichter und kräftiger Weise Zeugniß zu geben verstehen. Es ist auch zu bemerken, daß viele Vereine, welche sich um die gute Sache geschaart haben, vielleicht nach kurzer Frist verfallen würden, wenn Geistliche ihre Leitung nicht übernahmen, weil es in ihnen an Männern fehlt, die zu reden wissen; und an wen neben dem inneren auch dieser äußere Ruf kommt, der mag in Gottes Namen ihm folgen. Eben so gewiß ist aber auch, daß dem gläubigen Prediger diese Theilnahme an der Politik sehr gefährlich werden kann. Sie kann seine Stellung zu den Gliedern der Gemeinde ohne Noth benachtheiligen, dem Fleiß in der Seelsorge und den anderen Geschäften des Amtes Eintrag thun, und vor Allem die heilige Sammlung des Gemüths stören, aus der allein eine gesegnete Amtsthätigkeit hervorgehen kann. Wenn man erst erwahren mußte, daß Geistliche sich nicht der Pflicht entzögen, das Reich Gottes auch auf dem Felde der Politik zu fördern, so fürchte ich, es wird bald an der Zeit seyn, zu warnen, daß sie sich bei Übung dieser Pflicht nicht zu sehr in die Händel dieser Welt verflechten lassen. Jedenfalls müssen doch für uns die kirchlichen Interessen obenan stehen, und wenn eine Theilnahme an Vereinen seyn soll, so sollen wir die kirchlichen über den politischen ja nicht vergessen, denn hier müssen wir durch Gebet, gemeinschaftliche Betrachtung des göttlichen Wortes und Pflege der brüderlichen Gemeinschaft uns stärken zu den nahe bevorstehenden Kämpfen der Kirche.

Mit dem eintretenden Sommer beginnen nun wieder die Versammlungen der mancherlei kirchlichen Vereine, welche das erneute Leben der Kirche hervorgerufen hat. Es ist sehr zu wünschen, daß ihnen an der Theilnahme nichts verkürzt wird, welche sie je länger, je mehr gefunden haben. Den Meigen hat auch in diesem Jahre wieder der Gnadauer Pastoralverein eröffnet Seine Frühjahrsversammlung fand am 17. und 18. April statt. Wenn sonst die am ersten Tage gegen Abend beginnende Zusammenkunft einen weniger zahlreichen Zuspruch zu finden pflegte, so war es diesmal anders. Sehr erfreulich war die Anwesenheit besonders vieler Nichtgeistlichen. Der Vorsitzende, Past. Westermeyer, eröffnete die Verhandlungen, wie immer, mit Gesang, Gebet und einer kurzen, biblischen Betrachtung, diesmal über Ps. 1. Er wies darauf hin, wie die vollkommenste Rathlosigkeit der Charakter der gegenwärtigen Zeit sey, und wie kaum je das Wort eine solche Erfüllung gefunden: „Beschließet einen Rath und werbe nichts daraus.“ Das komme aber allein her von der Gottlosigkeit, denn die Gottlosen seyen wie Spreu, vom Winde verwehet, und ihr Rath kann nicht bleiben. Nur das Gesetz des Herrn sey die Quelle des Lebens, und wer an diesem Bache stehe, sey wie ein Baum, der grüne und dessen Blätter nicht verwelken, und was der Gerechte thue, das gerathe Alles wohl. Der Rath der Gottlosen zwar sey zu einer allgewaltigen Herrschaft gelangt und Wenigen

gelingen es, sich ihm ganz zu entziehen; wir aber wollen bitten, daß ihr Rath nicht komme in unsere Mitte, und daß das Gesetz des Herrn unser Werkes Richtschnur sey, so werde es wohlgerathen. Für die heutige Verhandlung lagen zwei Anträge vor, welche das allgemeinste Interesse in Anspruch nahmen. In diesen Blättern ist schon mitgetheilt worden, daß Ullrich von dem Kirch-Collegium an St. Katharinen in Magdeburg zum ersten Prediger an dieser Kirche wiedergewählt sey. Dieses wichtige Ereigniß ward zuerst zur Sprache gebracht. Der Bruder, der dies that, erinnerte daran, daß das erwähnte Collegium ursprünglich seine Wahl an zwei Bedingungen geknüpft habe: 1. daß er seinen Wiedereintritt in die Evangelische Kirche bezeuge, 2. daß er das bisher bei der freien Gemeinde geführte Predigtamt niederlege. Dem Vernehmen nach aber habe sich Ullrich zu weiter nichts verstanden, als zu erklären, daß er von dem Moment seiner Installation an als zurückgetreten angesehen seyn wolle; die zweite Bedingung sey er vorläufig gar nicht eingegangen, sie solle nachträglich in Betracht genommen werden. Dessenungeachtet habe nicht allein das Kirch-Collegium gewählt, sondern die Wahl sey auch von dem Magistrat als Patron acceptirt worden, und dieselbe liege nun dem Consistorio zur Bestätigung vor. Hiernach stehe die Sache so, daß Kirch-Collegium und Magistrat ein Nichtmitglied der Evangelischen Landeskirche zum Pastor wählen und einer Behörde dieser Kirche zumuthen, solcher Wahl die kirchliche Bestätigung zu ertheilen. Was habe diese Behörde nun unter diesen Umständen zu thun? Dreierlei scheine unerlässlich. Ehe die Wahl könne bestätigt werden, müsse die Behörde fordern: 1. unbedingten Rücktritt in die Evangelische Landeskirche, der zugleich Austritt aus der freien Gemeinde sey; 2. förmliche Niederlegung des Predigtamtes bei der freien Gemeinde, denn, wenn Niemand zweien Bekenntnissen zugleich angehören könne, so könne noch weniger Jemand zweien Bekenntnissen als Prediger dienen; 3. feierliche Verpflichtung, sich keinerlei Abweichung von den kirchlichen und gottesdienstlichen Ordnungen der Evangelischen Kirche zu erlauben, denn diese bestehen für jetzt noch vollkommen zu Rechte. Erfolge ohne die Erfüllung dieser drei Bedingungen dennoch die Bestätigung der Wahl, so sey die Evangelische Landeskirche in ihrem Wesen gradezu vernichtet, denn was dem Einen recht sey, sey dem Andern billig: es werde hinfort Jeder ohne Ausnahme, der nach dem Belieben einer Wahlbehörde zum Predigtamt berufen sey, die Bestätigung der kirchlichen Behörden fordern können, ohne die geringste Garantie zu geben, daß er das Predigtamt nach den Ordnungen der Evangelischen Kirche verwalten werde, und die absolute Willkür sey damit in die Kirche eingeführt. Das Consistorium aber sey verpflichtet, dieser zu steuern, und wir dürfen ihm zutrauen, daß es dieser seiner Pflicht nicht vergessen werde. Eine Bittschrift in dieser Angelegenheit jetzt an dasselbe zu erlassen, sey um so weniger rathsam, da in einer solchen zum wenigsten der Schein einer unbefundenen Einmischung liege. Sollte indeß wider Erwarten die Bestätigung Ullrich's ohne die genügenden Garantien dennoch erfolgen, so werde es unsere unabwiesbare Pflicht seyn, bei der kirchlichen Oberbehörde und eventualiter beim Könige Beschwerde zu führen, auf Annullirung der Wahl anzutragen, und gegen solche Zerstörung der Kirche öffentlich Protest einzulegen. In solchem Falle würde auch eine außerordentliche Versammlung unseres Vereins zu berufen seyn, um die nöthigen Maßnahmen zu verabreden. Mit der größten Theilnahme wurden diese Eröffnungen von der Versammlung aufgenommen. Daß man dem Wiedereintritt Ullrich's in die Evangelische Landeskirche in der von dem Kirch-Collegium begehrten Weise nicht ruhig zusehen dürfe,

darüber war nur Eine Stimme; welche Schritte aber für jetzt zu thun seyen, darüber äußerten sich zuerst verschiedene Meinungen. Es wurde gesagt: liege in jenem Wiedereintritte Ullrich's wirklich eine Vernichtung der Kirche, so müsse man sich der Consequenzen wohl bewußt werden, die jeder Schritt nach sich ziehe, den man in dieser Angelegenheit von dieser Voraussetzung aus thue. Man werde am Ende eine Kirche verlassen müssen, die man für eine in ihrem innersten Wesen gestörte halte. Mit einer bloßen Erklärung sey es daher hier nicht gethan, man müsse entweder mit Nachdruck handeln oder gar nichts thun. Dem wurde freilich entgegengesetzt: man brauche noch nicht sogleich aus der Kirche auszutreten, wenn ihre heiligsten Rechte verletzt werden; es komme nur darauf an, beharrlich für die Wahrheit zu zeugen, und dann abzuwarten, ob man aus derselben vertrieben werde. Und ein solches Zeugniß sey grade jetzt schon nöthig. Es sey immer eine traurige Sache, über eine vorgesetzte Behörde Beschwerde führen zu müssen; man solle dem Uebel lieber zuvorkommen; wenn man schon jetzt dem Consistorio sich erkläre, so werde man die stärkende Überzeugung ihm befestigen, daß es nicht allein stehe mit seinen die Kirche schützenden Maßregeln, man werde es ermuntern, auf dem Wege des Rechts rüstig vorzugehen; und daß unsere Erklärung auch nicht den Schein einer Bevormundung oder unbefundenen Einmischung an sich trage, dafür kann durch eine zweckmäßige Einkleidung gesorgt werden. Diese Erwägungen behielten zuletzt den Sieg; man behielt sich vor, den Gang der Sache genau zu verfolgen, und nach den Umständen seine Maßregeln dann zu nehmen; aber man hielt es für rathsam, auch gleich zu handeln, und der Antragsteller trat dieser Meinung ebenfalls bei. So wurde denn sogleich eine Commission zur Abfassung eines Schreibens an das Consistorium ernannt, welches am anderen Tage der Versammlung vorgelegt, genehmigt und unterschrieben wurde. Wir theilen es hier gleich mit.

Am

Ein Königl. Hochwürdiges Consistorium
zu Magdeburg.

Es hat in den brüderlichen Besprechungen, zu welchen der ehrerbietigst unterzeichnete Verein sich heute hier versammelt hatte, auch dem Gegenstande seine Stelle kaum fehlen können, der neuerdings unsere Aufmerksamkeit im höchsten Grade erregt hat, nämlich die Erwählung Ullrich's zum Prediger an der St. Katharinenkirche in Magdeburg.

Mit tiefem Schmerze hat es uns erfüllen müssen, daß ein Kirchen-Collegium in unserer Evangelischen Landeskirche einem Manne, welcher förmlich aus derselben ausgetreten ist, das Predigtamt hat wieder übertragen können, ohne sich zuvor von ihm eine bestimmte und rückhaltlose Erklärung darüber geben zu lassen, daß er in die Evangelische Landeskirche zurückgetreten sey; daß er den Verband, in welchem er so lange mit einer von ihm gesammelten Sondergemeinde gestanden, völlig aufgelöst habe; und daß er künftig mit gewissenhafter Treue die früher von ihm verletzten kirchlichen und gottesdienstlichen Ordnungen, die bei uns zu Recht bestehen, anerkennen und beobachten wolle.

Unser Schmerzgefühl hat gesteigert werden müssen, indem unsere erste Hoffnung, daß der Magdeburger Magistrat, als Kirchenpatron, die völlig kirchenordnungswidrige Wahl nicht genehmigen werde, bereits getauscht worden ist.

Wir können uns nicht verhehlen, daß diese Wahl, wenn ihr Folge gegeben würde, den fremdartigsten Elementen in unserer Evangelischen Landeskirche Thor und Thüre öffnen und somit jede kirchliche Ordnung in Frage stellen, ja den kirchlichen Zusammenhalt auflösen würde.

Aber es hat uns in unserem Schmerze eine Beruhigung gewährt,

daß weder das St. Katharinen-Kirchen-Collegium, noch auch der Magistrat zu Magdeburg die ordnungswidrige Wahl in Vollzug setzen kann, sondern diese traurige Angelegenheit der Entscheidung Eines Königl. Hochwürdigen Consistoriums unterliegt, zu welchem wir die feste Zuversicht haben können, daß es die Rechte der Evangelischen Landeskirche gegen alle Eingriffe mit der bisher bewiesenen christlichen Treue und Tapferkeit wahren und die Wiederanstellung des Ublisch ohne diejenigen Garantien, welche die Kirche zu fordern berechtigt ist, nicht zulassen wird.

Ein Königl. Hochwürdiges Consistorium wolle dieses unser ehrerbietiges Schreiben gewogentlich annehmen als einen Erguß unseres bekümmerten Herzens, aus welchem das inbrünstige Gebet emporsteigt, daß der Gott aller Gnade Einem Hochwürdigem Consistorium Kraft verleihe, unserer theuren Evangelischen Kirche in diesen betrübten Zeiten sich treulich anzunehmen.

Gnadau, den 18. April 1849.

Der Pastoralverein in der Provinz Sachsen.

Es verlautet, daß das Kirch-Collegium an St. Katharinen, welches in Gemeinschaft mit dem Magistrate zu Magdeburg sich zuerst so entschieden dafür erklärte, daß Ublisch vor der Wahl seinen Wiedereintritt in die Evangelische Kirche bewirke und seine Stellung bei der freien Gemeinde aufhebe, hauptsächlich durch die Drohungen der Demokraten gebrängt sey, seine Forderungen fallen zu lassen; es steht zu erwarten, daß diese in ähnlicher Weise auch die kirchlichen Behörden bestürmen und nach ihrer gewohnten Weise ihre Forderungen für die allgemeinen der Jetztzeit ausgeben werden. Da wäre es denn sehr zu wünschen, daß von Seiten der treuen Freunde der Kirche in recht großer Zahl Erklärungen und Rundgebungen erfolgten, welche die kirchlichen Behörden in Ausübung ihrer unabweisbaren Pflicht stärkten und stützten. Namentlich sollten auch die Diöcesen unseres Provinzialkirchenverbandes nicht schweigen.

Außer diesem wichtigen Gegenstande wurde in der Versammlung am 17. noch die große Sache der inneren Mission besprochen. Pastor Brennecke in Erßern leitete diese Besprechung durch ein begeistertes und kräftiges Zeugniß für dieses heilige und hochwichtige Werk ein. Er wies auf die verschiedenen Zweige der inneren Mission hin. In Bezug auf die Rettung verwahrloster Kinder theilte er mit, daß bereits ganz in unserer Nähe, in Althaldensleben, durch die aufopfernde Thätigkeit des Herrn Philipp Nathusius eine Anstalt gegründet sey, welche solchen armen Kindern eine Zufluchtsstätte darbiete, und es habe sich um diese Anstalt bereits ein Verein gesammelt, welcher auch die übrigen Zwecke der inneren Mission, namentlich die Verbreitung guter Schriften und die Reisepredigt zu verfolgen entschlossen sey. Von anderer Seite wurde bemerkt, daß in einem nur wenige Stunden von Gnadau gelegenen Dorfe Brumby durch die selbstverläugnende Liebe eines schlichten, keineswegs reichen Bauersmannes Namens Krieg eine Kinderbewahranstalt in's Leben gerufen sey, welche schon den gesegnetsten Einfluß nicht allein auf die Kinder, sondern auch auf die Erwachsenen der Gemeinde geübt habe. Die ausführlichste Besprechung fand die Enthaltensamkeitssache. Herr Prof. Kranichfeld aus Berlin erweckte die Aufmerksamkeit und die Theilnahme der Versamm-

lung durch einen längeren Vortrag. Dieser Vortrag bewirkte gleich wenigstens so viel, daß der mitanwesende Vorstand des Centralvereins für die Enthaltensamkeitssache in der Provinz Sachsen, der vor einigen Jahren aus unserem Pastoralverein hervorging, sehr ernst interpellirt wurde, warum er seine Thätigkeit ganz eingestellt habe. Dieser suchte sich damit zu entschuldigen, daß in den Stürmen der Revolution das Interesse an der Enthaltensamkeitssache untergegangen sey, und jetzt die Politik, und nicht mit Unrecht, alle Theilnahme in Anspruch nehme. Es wurde aber darauf erwidert, daß grade der Brannntwein ein Haupthebel der Revolution gewesen sey und daß er mit vollem Rechte das Demokratenfutter genannt werde; man dürfe die Sache jetzt grade am wenigsten fallen lassen. Außer der Enthaltensamkeitssache ward noch die Armenpflege kürzlich besprochen, weitläufiger die Colportage und die Reisepredigt. Pastor Brennecke war von der Wichtigkeit der letzteren so erfüllt, daß er die Frage aufwarf, ob er nicht selbst hinausziehen solle, an wüsten Strien der Christenheit das Evangelium zu verkündigen. Wir können ihm nur anrathen, den Versuch zu machen, denn wir hoffen von der lebendigen, kräftigen, volkethümlichen Art, in welcher der theure Bruder predigt, den allerbesten Erfolg. Der augenblickliche Erfolg aber der ganzen Besprechung über die innere Mission war der Beschluß, daß der Pastoralverein dem Centralausschusse für die innere Mission nach §. 11. seiner Statuten als eine Conföderation für die innere Mission sich anschließen wolle, um in seinen späteren Versammlungen die heilige Angelegenheit immer aufs Neue zu beraten und zu fördern. Dr. Harnisch wurde zum Vorsteher und Agenten dieser Conföderation erwählt und ein Ausschuß bestimmt, welcher die Förderung der einzelnen Zweige der inneren Mission unter sich vertheilt hat. Auch wurde sogleich eine Sammlung für die innere Mission veranstaltet, deren Ertrag zunächst dem Centralausschusse in Berlin überwiesen werden wird, weil man vernahm, daß derselbe in Geldverlegenheit sey. Wir freuen uns, daß es zur Stiftung eines Zweigvereins für die innere Mission unter uns gekommen ist, und wir wünschen nichts mehr, als daß die übrigen Pastoral-Conferenzen unserem Beispiele folgen mögen, damit das Werk, welches nach unserer Überzeugung aus der Noth dieser Zeit allein gründlich und erfolgreich helfen kann, mit gemeinsamer Kraft in Angriff genommen werde. Am Abend des Tages, der so wichtige Beschlüsse zur Reife brachte, bereitete uns Herr Oberprediger Wettkan aus Osterwieck noch eine schöne Ansprache, indem er bei dem Gottesdienste, der uns mit der Brüdergemeinde zu später Stunde wie gewöhnlich vereinigte, ergreifende Worte über 2 Cor. 4, 10. sprach.

Die Hauptversammlung am 18. führte uns noch manchen lieben Bruder zu, und die Eröffnungserede hielt diesmal Herr Pastor Naumann aus Dödenhof, der nach Ankündigung von 2 Tim. 2, 3. in kräftiger Weise zum entschiedenen, besonnenen und beharrlichen Kampfe für den Herrn Jesum Christum uns aufrief. Unmittelbar an seine Rede schloß sich eine Ansprache des Herrn Präsidenten Dr. Götschel an die Versammlung. Die Veranlassung dazu war folgende.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 12. Mai.

N^o 38.

Noch einmal der christliche Staat.

Zweiter Artikel.

Motto: „Tamdiu enim potestas apud Vos erit, quamdiu recta ratio permanserit.“

Ich habe in meinem ersten Artikel darzulegen gesucht, daß das Grundelement alles gesellschaftlichen Lebens der Menschen, alles Rechtslebens, also auch des Staates, die Persönlichkeit sey, der positive Kern der menschlichen Individualität. Ferner habe ich darzulegen gesucht, daß dieser positive Kern, daß die menschliche Persönlichkeit in ihrem wahrhaftigen Daseyn eins und dasselbe sey mit der Ebenbildlichkeit Gottes, und daß dadurch eben, daß so grade in der positiven menschlichen Persönlichkeit überall sich ein Gemeinsames finde, erst ein Zusammenfügen, ein Ordnen, ein Gestalten vieler Persönlichkeiten zu einer Gesellschaft, zu einem Staate möglich werde. Daß nur durch das Vorhandenseyn dieses positiven Inhaltes der Persönlichkeiten eine organische Gliederung und gesellschaftliche Gestaltung möglich sey, daß sich also in dieser die Persönlichkeit Gottes darstelle, welche alle menschlichen Persönlichkeiten personire. Die Leser mögen vergönnen, daß ich diese Sätze noch durch ein Beispiel der Vorstellung näher bringe, denn sonst könnten sie, da die Sünde ja auch und alle deren Folgen, die sich in Trübung der Einsicht und der Willensmacht des Menschen äußern, ein gemeinsames Erbe ist, leicht in meiner früheren Darlegung eine Annäherung an jene pantheistische oder vielmehr atheistische Auffassung erblicken, der zufolge die Sünde ein Theil der positiven, kernhaften Persönlichkeit des Menschen seyn soll. Das Beispiel aber, was ich hier heranziehen will, ist ein schon früher in einem anderen Aufsatze in diesen Blättern gebrachtes, nämlich folgendes: betrachtet man einen Körper, der von sich Licht ausstrahlt, so ist das Ausstrahlen des Lichtes eine positive Eigenschaft an seinem Daseyn, das Licht entwickelt sich aus seinem Inneren, es gehört substanziell zu ihm. Betrachtet man dagegen das Schattenwerfen eines Körpers, so ist der Schatten nicht etwas, was positiv von einem Inneren emanirt, sondern der Schatten ist nur die Negation eines anderswo strahlenden Lichtes. Die Finsterniß ist nur die Wirkung des Abgeschlossenseyns eines Raumes vor allen leuchtenden Punkten; sie ist nur ein Resultat einer Negation, einer Beschränkung, einer Versagung — dagegen das Licht ist ein Positives, ein von bestimmten Substanzen Ausgehendes, untrennbar zu ihrer Natur Gehöriges. Ganz genau dasselbe Verhältniß findet statt zwischen dem positiven, vernünftigen, gottebenbildlichen Kern der Persönlichkeit, welcher allein Inhalt der wahren Persönlichkeit des Menschen ist, und der Sünde, welche eben die Negation der auch aus der Persön-

lichkeit widerstrahlenden, sie — in ihrer Wahrheit — durchstrahlenden, durchtönenden, personirenden Kraft Gottes —; welche die theilweise oder völlige Negation der Ebenbildlichkeit Gottes, also die Trübung, Verfinsternung, in letzter Instanz Vernichtung der wahren Persönlichkeit ist. Der Mensch ist in Folge früherer, eigener oder in ihren Wirkungen auf das Allgemeine übergegangener, allgemein gewordener Sünden in seiner wahren Persönlichkeit getrübt, und wird es durch jede neue Sünde in höherem Grade, wenn ihn nicht die göttliche Gnade, seine innerste Wahrheit und Wirklichkeit, mit neuer Kraft durchstrahlt, mit neuer Lichtmacht rüstet und die Wirkungen der Sünde bricht. Wo der Mensch sich positiv verhält, wo er in Wahrheit nach irgend einer Seite gottebenbildlich auftritt, läßt er nur das, was seine Substanz, seine eigenste Substanz, seine eigenste Natur und Ausstattung ist, läßt er die ihm angeschaffene Ebenbildlichkeit Gottes gewähren — deshalb ist Alles, was der Mensch Gutes, Herrliches vollbringt, zwar gut und herrlich, aber ohne Verdienst — und so wie er es als sein Verdienst ansieht, eine Verläugnung der ihn personirenden Kraft Gottes, also dann nur noch ein glänzendes Paster. Dagegen in der Sünde tritt der Mensch dem, was seine wahre Substanz ist, hindernd, negirend, trübend oder vernichtend entgegen — hierin verhält er sich also nicht hingebend, hierin läßt er nicht seine eigenste Natur walten, hierin wird er nicht von Gott personirt, sondern aktiv tritt er als negirende Macht auf, verschließt sich dem sonus, der von Gott aus ihn durchdringt. Die Sünde also ist des Menschen eigene, wirkliche, zuzurechnende Schuld.

Die Persönlichkeit, das volle Ich des Menschen, hat ihre Wurzel in Gott, zieht alle ihre Kräfte, ihr ganzes Leben aus Gott, welche Gotteskraft unsere Kirche den Glauben nennt — dagegen die Sünde ist eben das Leer- und Finsterwerden dieser wahren Persönlichkeit, das Nachlassen und Schwinden des Glaubens. Wie es Stahl sehr scharf und klar ausdrückt, und der feinen, herrlichen, tiefen Lehre unserer Kirche ganz entsprechend: „Entschließt sich der Mensch zum Guten, so hat er dieses nicht erst gewählt, sondern er hat nach seinem innersten Wesen gehandelt, als der er wahrhaft ist — dagegen: entschließt er sich zum Bösen, so hat er ein zu seinem Wesen nicht Gehöriges ergriffen — er hat gewählt.“

Und nun, nachdem ich dies noch zur Erläuterung nachgeholt, gehe ich einen Schritt weiter, anknüpfend an den Ausspruch des Aristoteles in seiner Politik, daß das Ganze früher sey im Staate als der Theil. Es ist dies einer der wichtigsten Sätze für die Auffassung gesellschaftlicher Verhältnisse der Menschen, und wenn ich ihn zunächst einzeln, gewissermaßen als

Paradoxon hinstelle (denn dem gemeinen Verstande will es durchaus nicht einleuchten), so geschieht dies nur, um ihn zu vorderst nach mehreren Seiten in's Klare zu setzen — sobald dies geschehen ist, läßt sich auch der innige Zusammenhang zeigen, in welchem dieser Satz mit dem in dem früheren Artikel Erörterten steht.

Fassen wir irgend ein Werk der schönen Kunst, ein Dichtwerk, ein Bildwerk, ein Musikstück in's Auge, so ist in Beziehung darauf der Satz gewiß unmittelbar klar. Niemand macht ein Gedicht so, daß er zuerst im Allgemeinen nicht weiß, was er will, sondern irgend ein Wort wächst und dann ein zweites, welches grammatisch dazu paßt, und dann ein drittes, bis ein Vers fertig ist; und daß er, wenn der erste Vers so fertig ist, den zweiten eben so stückweise, theilweise hinzu anfertigt und so nach und nach das Ganze — sondern umgekehrt, das Gedicht als Ganzes schwebt seiner Seele vor als ein Vollendetes, und von der Fassung dieses Ganzen, was also früher war, aus, schafft er den einzelnen Abschnitt, den einzelnen Vers, das einzelne Wort. Ganz eben so verhält es sich mit einem Tonstück; schon bei der einfachsten Liedermelodie ist es so; Niemand klimpert sich, auf dem Klavier zufällig tastend, eine Melodie zusammen — sondern die Melodie wird als Ganzes, als Ausdruck einer Seelenstimmung geboren und dann sucht sie ihre möglichst beste Ausführung im Einzelnen. Noch deutlicher ist das bei dem bildenden Künstler — das wäre ein sonderbarer Bildhauer, der zuerst eine Nase aus dem Marmor herausarbeitete, ohne noch eine Vorstellung zu haben, welcher Art Menschengestalt diese Nase angehören solle. Bei jedem Kunstwerke tritt also derselbe Satz in unmittelbarer, praktischer Wahrheit hervor, der Satz, daß das Ganze früher ist als der Theil — hier freilich nur dem Gedanken nach — in der Ausführung erwacht dann allerdings das Kunstwerk theilweise, weil es an Bedingungen von Zeit und Raum nach der Seite seines äußeren Hervorstehens gebunden ist — aber selbst in diesem theilweisen äußeren Entstehen ist das Ganze schon ein stets Gegenwärtiges — denn der Ton des Ganzen muß fortwährend in jedem einzelnen Theile gehalten werden, wenn eine wahre Kunstschöpfung hervorgehen soll — das Ganze muß fortwährend jeden einzelnen Theil, auch in seinem einzelnen Theile, auch in seinem allmählichen Zustandekommen personiren, durchtönen — sonst ist es eben kein Kunstwerk, sondern eine armselige Compilation von heterogenen Stücken, die kein wahres Ganzes bilden, also auch nicht wahre Theile eines Ganzen sind. Es entstehen sonst Schöpfungen, wie sie etwa in der Dichtkunst die Französische Feuilletonliteratur aufzuweisen hat, wo der Dichter täglich sein Pensum liefern muß, aber oft am Abende zuvor nicht weiß, wie er die Novelle oder den Roman am anderen Tage nur irgend weiter spinnen soll. Das sind aber eben keine Kunstwerke — sondern beim Kunstwerke ist die *conditio sine qua non* seines Entstehens, daß das Ganze früher sey als der Theil, wenigstens dem Gedanken nach — weit energischer noch tritt aber dieser Satz am Staate wie an jeder menschlichen Persönlichkeit hervor. Bei dem Staate

wie bei der Persönlichkeit ist die Totalität eine stets, vom ersten Augenblicke des Daseyns an vollständig — nicht bloß dem Gedanken nach — vorhandene; mit der Totalität beginnt sofort die wirkliche Entwicklung des Staates wie der Persönlichkeit — grade so wie ein theilweiser Gott eine *contradictio in adjecto* wäre, wäre es ein theilweiser Staat oder eine theilweise Persönlichkeit.

Beispiele und Bilder allerdings beweisen nichts, aber sie machen die Dinge deutlich — und in diesem Sinne erlaube ich mir noch ein Bild aus der Natur heranzuziehen. Auch im Samenkerne ist der Baum früher als ein Ganzes vorhanden denn als ein in seinen Theilen Entwickeltes, welche Entwicklung, Entfaltung des Ganzen in seine Theile ja weit später fällt, als das abgeschlossene, totale Daseyn des Baumindividuum im Samenkerne. Alles Wachsen und Werden ist nicht ein Zusammenschließen von Seyn und Nichtseyn, denn Seyn und Nichtseyn sind Abstraktionen, die überhaupt aufhören, so wie sie in etwas Anderes übergehen — und zwar nicht im schaffenden Sinne aufhören zu seyn, um ein Drittes zu werden — sondern sie hören auf im Sinne des Verschwindens — das Gedankending vergeht, wenn es ein anderes Gedankending werden will. Alles wahre, wirkliche Wachsen und Werden dagegen ist vielmehr nur die Entfaltung einer schon vorhandenen Totalität, eines schon vorhandenen Ganzen in seinen Theilen. Selbst das geistige Wachsen und Werden ist, wie wir an dem Beispiele eines Kunstwerkes sahen, nichts Anderes. Wie aber jenseits des einzelnen musikalischen, plastischen, sprachlichen Kunstwerkes noch ein Früheres, nämlich die innere, unabänderliche Natur der Tongestaltung der Musik, die innere, unabänderliche Natur der Körper- und Farbungsgestaltung, der Gestaltung der menschlichen Rede auch als eine Totalität liegt, aus der heraus und deren Gesetz gemäß sich alle musikalischen, bildnerischen, rednerischen Kunstwerke entfalten, so ist nicht bloß beim einzelnen Staate sein Daseyn als Ganzes früher als dessen Entfaltung, sondern jenseits aller dieser verschiedenen menschlichen Staats- und Gesellschaftsgestaltungen steht die innere, unabänderliche Natur von Recht und Staat überhaupt — wie in einem wirklichen, bestimmten Staate alle einzelnen, ihm lebendig und wirklich angehörigen Persönlichkeiten, alle seine Glieder, von dem Ganzen grade dieses Staates, als dem früher Dasehenden, in ihrem Wesen durchtönt und bestimmt werden, so wieder alle Staaten von jener inneren, unabänderlichen Natur von Recht und Staat überhaupt. Diese innere, unabänderliche Natur von Recht und Staat ist aber, wie wir schon gesehen haben, die Persönlichkeit überhaupt, die Persönlichkeit Gottes (die *persona personans*) einerseits, und die Persönlichkeit des Menschen im Allgemeinen (die *persona personata*) andererseits. Und hier sind wir nun bei dem Punkte angekommen, wo ich an den früheren Artikel direkt anknüpfen kann. Der einzelne Staat fängt seine Entwicklung mit der Totalität an, und insofern ist für den einzelnen Staat schon der Satz wahr, daß das Ganze früher sey als der Theil — aber jenseits aller einzelnen Staaten, vor allen zeitlichen Staaten liegt

das, was allein die Möglichkeit gewährt der Harmonie in den Notationen der einzelnen Persönlichkeiten, was allein die Möglichkeit gewährt einer Entwicklung in sittlichen, großen, über das Individuum hinausgreifenden Totalitäten, in Staaten, Kirchen, Gesellschaften aller Art, liegt die Welt der Sittlichkeit, das Reich Gottes, die *vis personae*, der Typus, dessen Ebenbildlichkeit uns über die Thierwelt erhebt, liegt die schöpferische Hand Gottes. Der Staat ist nichts von Menschen Erfundenes, so wenig wie der Schlaf oder das Essen oder das Niesen oder Lachen — es ist ein Theil der Schöpfung, es ist in seinem Grunddaseyn die dem Menschen angeschaffene gesellschaftliche Fakultät, seine sittliche Natur. Die Persönlichkeit des Staates wie des Menschen ist ein Ebenbild Gottes. Diese sittliche Natur, diese Ebenbildlichkeit, sie ist das allein Einigende, was die menschlichen Persönlichkeiten nicht nur zu wahren Persönlichkeiten macht, sie dem Schicksale der Thierwelt (bloße Individuen und Gattungen zu seyn) entreißt, sondern auch sie überhaupt eines Staates fähig macht — und die Aufgabe aller Politik ist, wie ich schon früher erwähnte, dies Einigende auch zum Herrschenden zu erheben. Nur in dem Maße, wie dies bewußt oder unbewußt gelingt, nur in demselben Maße gedeiht, wächst, entfaltet sich ein menschliches Gemeinwesen; und in demselben Maße, wie es nicht gelingt, vergeht ein menschliches Gemeinwesen, zerbröckelt es, stirbt es hin oder schwindet.

Es ist eine höchst rohe Vorstellung, eine ganz handwerkerische Vorstellung, wenn Jemand meint, mit bestimmten einzelnen Mitteln und Formen habe man universelle Hülfen für den Staat; wenn die Einen meinen, in der Republik oder in der constitutionellen Monarchie u. s. w., wieder Andere noch specieller in einem Zweikammersystem, in verantwortlichen Ministerien, in geheimen oder öffentlichen Abstimmungen oder Wahlen oder dergleichen Einzelheiten liege eine Hilfe; — alle diese Dinge sind nur wie die einzelnen Tonarten und die einzelnen Töne in einem Musikstücke; — an ihrer rechten Stelle thun sie vollkommene Wirkung, an ihrer unrichten sind sie nicht bloß geschmacklos und abgeschmackt, sondern geradezu verderblich; ihre ganze Bedeutung hängt also vom Moment ab; es sind Gestaltungen dies die einzeln am einzelnen Punkte ihr Bedeutung, die aber nie einen Werth für sich haben. Wer Staaten so wie jene auf Einzelheiten veressenen Menschen behandeln will, geht vollkommen mechanisch zu Werke, wie ein Tischler, der seinen Hobel, wie ein Schneider, der seine Scheere ansetzt Tag für Tag, weil es täglich dasselbe äußerlich analoge Arbeitsobjekt, und zwar ein Objekt ohne eigenes Leben, während der Staat das geistigste, zarteste Fluidum ist, so zart fast wie Sprache und Sitte. Das Universalmittel, was allein allen Staaten hilft und ohne welches kein einzelnes hilft auch nur einen Zoll weit, das ist Klarheit der Menschen über ihr Verhältniß zu Gott; Klarheit über die Quelle, aus welcher alle jene zarten geistigen Erströmungen, die den Staat erfüllen und sein Leben durch ihr Durcheinandergreifen weben, hervorbrechen — das ist eben das Ergreifen, Durchtöntseyn von Gott — die Religion, die stete

Begründerin, Erfreierin, Erquicklerin des sittlichen Lebens der Menschen, wo sie nämlich wirklich vorhanden ist. Ein Mann wie Jesaias, wie Jeremias — das sind Staatsmänner von einer Tiefe und Macht, von einer Feinheit der Einsicht, weil von einer Erfüllung durch die Gedanken und großen Thaten Gottes, wie kein Staatsmann der s. g. klassischen Welt, kein Solon, kein Cicero, kein Demosthenes auch nur eine Ahnung davon gehabt hat. Es sind diese Propheten Staatsmänner, die noch im Unterliegen siegen, denn ihre Blicke dringen weit über noch so großes umgebendes Unglück hinüber; sie sind ganz besetzt von dem Gedanken, der sie auch nicht getäuscht hat: Das Reich muß uns doch bleiben! bleiben allen Assyren, Babylonien und Ägyptern zum Troste! — denn die Reiche dieser damals gewaltigen Völker liegen nun in elenden Trümmern; was von ihrer Richtung erhalten ist, sind die armseligen Fesseln äußerer oder den exakten Wissenschaften angehöriger Errungenschaften des Menschen über die Natur zum Behufe besseren Genusses der Natur — was aber Jesaias und Jeremias belebt hat, das sind lebendige Quellen, hervorsprudelnd aus der innersten Tiefe des Lebens, erquickende, kräftigende, Menschen und Staaten kräftigende, früher zu neuer Erstehung des Jüdischen Tempelstaates, aber auch heute noch wahrhafte geistige Mächte, Gedanken, unter deren Herrschaft selbst die bei uns stehen, die das gar nicht für möglich halten, die nie oder nur mit Hohn und Widerwillen in jener Männer Schriften lesen — es sind wenigstens die Steine, über die sie fallen.

Die nächste praktische Folge jenes Satzes, daß es zur Natur des Staates gehört, daß sein Ganzes früher ist als seine Theile, ist, daß sich darauf die sittliche Macht des Staates begründet. — Wo eine Gesellschaft durch bürgerlichen Vertrag, durch das Zusammentreten einzelner Menschen zu bestimmten Zwecken in bestimmter Rechtsform stattfindet, da ist dieser freie Vertrag das die Gesellschaft Bindende und Schaffende, was durch eben so freien Vertrag auch wieder gelöst werden, aufgehoben werden kann ohne Verletzung des sittlichen Daseyns der einzelnen Contrahirenden; und auf gleiche Linie mit einer solchen Contractsgesellschaft haben bornirte Menschen laage den Staat stellen wollen, ohngeachtet der Staat den Menschen in seiner ganzen, durch keinen Vertrag zu erschöpfenden oder zu satisfacirenden Persönlichkeit umspannt, und nicht, wie bei solchen bürgerlichen Contractsabschlüssen allemal der Fall ist, einem bestimmten, bornirten Zwecke dient. Die Wissenschaft ist jetzt bereits längst und von den verschiedensten Seiten her über diese rohe, mechanische Ansicht des Staates hinausgekommen, mit der sich höchstens noch in politischen Gesprächen herumspuckende Kannegießer behelfen. Vielmehr ist aus der innersten Natur des Staates (daß er nämlich ein Ganzes war vor seinen Theilen, daß er als Ganzes nicht erst von den Theilen erfunden und zurecht gemacht worden ist) erkannt, daß der Staat seinen einzelnen Gliedern gegenüber eine wahre Macht ist, von der sie sich nicht, wie von einem freien Contract, losreißen können, ohne ihr eigenes sittliches Daseyn zu zerreißern. Es ist Jemand

z. B. ein Preuße nicht dadurch, daß er verfassungsmäßig in die Zahl derer eintritt, welche bereits als Preußen gelten, sondern er ist es durch sein eigenes Wesen, so weit er es überhaupt wahrhaft ist; er ist es, weil dieser bestimmte sittlich-politische Ton, den man als Preußenthum bezeichnen kann, sein Wesen durchdringt; als ein Früheres ihn, als er durch Geburt oder sonst in dessen Bereich gekommen ist, ergriffen, durchdrungen hat — und er ist in Wahrheit ein Preuße nur so weit und so stark, als dieser Ton als lebensbestimmende Macht in seiner Seele klingt. Allerdings kann einer auch bloß äußerlich in diesen Machtbereich des Preußenthums kommen — allein dann empfindet er sich dieser Macht gegenüber nicht als lebendiges, mittheilhaftiges Glied derselben, sondern als Knecht, als Sklave, der von dieser Macht bloß äußerlich bestimmt, zum Gehorsam angehalten und überwältigt wird, während der, welcher von dem sittlichen Ton des Preußenthums durchtönt, personirt wird, wer (wie das gemeine Leben zu sagen pflegt) ein preussisches Herz hat, sich allen diesen Machtäußerungen des Preußenthums gegenüber selbst als identisch fühlt mit der Macht, der er gehorcht, also als frei — und so ist es mit jedem Staate, der ein Staat, eine wahrhafte sittliche Lebensmacht ist; er ist ein Früheres und Höheres als seine Glieder, eine Macht auch gegen seine Glieder, die zwar frei und herrlich sich fühlen, wenn sie von derselben Macht, die dem ganzen Staate als innerstes Daseyn seiner Totalität einwohnt, durchtönt sind — aber als armselige Knechte gehorchen und an Empörung denken, wenn sie nicht davon durchtönt sind. Die Einzelnen machen nicht den Staat, sondern dieser ist eine frühere, höhere Macht, welche vielmehr die Entwicklung des Einzelnen bedingt, die Einzelnen zu Etwas macht.

Allerdings hat der Satz, daß die Souveränität auf dem Volke ihre Basis habe, eine Wahrheit, aber nicht die Wahrheit, die man gewöhnlich darin findet und welche eine eitle Täuschung ist, ein Wolkenbild, was auf dem Papiere dekretirt werden kann, was aber nie, und zwar der inneren Natur des Staates und der Staatsgewalt wegen nie, eine wahre Wirklichkeit haben kann. Der Staat hat allerdings seine Basis am Volke, aber an diesem nicht wie an einer Menschenheerde, an welcher nur die Köpfe gezählt werden, deren Bedeutung man nur nach dem Fleischergewicht taxirt, sondern am Volke als an einem Organismus, als an einer sittlichen Totalität, deren Begriff schon die Behandlung als einen rohen Klumpen, als eine ungeliebte Masse ausschließt; deren Begriff es mit sich bringt, fordert und allen Dekreten und willkürlichen Beschlüssen zum Trost behauptet, daß sie aus Haupt und Gliedern bestehen, daß sie ein Gegliedertes seyn muß, wenn sie überhaupt seyn will. Das Papier ist geduldig und das Gehirn gedankenloser Menschen ist es noch mehr; man kann auf jenes sehr viel Unsinn schreiben und in dieses noch mehr hineindrücken; aber mit aller Macht der Erde wird Unsinn darum nicht zu Sinn, weil er sich in gedankenlosen Gehirnen festsetzt. Der Herr spottet solches Thuns. König Ranut gebot der Meeresfluth: „Bis hieher und nicht weiter!“ — aber der Herr spottete sein. Die Fluth ging doch weiter.

Kaiser Paul von Rußland befahl einmal, um in seiner Flotte eine Fregatte mehr zu haben, eine bestimmte Corvette solle in Zukunft eine Fregatte seyn — in den Tabellen der Marineadministration ward sie es — aber in der That spottete der Herr sein; die Corvette blieb eben eine Corvette und ward doch keine Fregatte. Gradeso kann man in Beziehung auf den Staat eine ganze Menge Unsinn anordnen, Unsinn in Tabellen und Gesetzen auf dem Papiere führen, als wäre er Sinn; man kann Unsinn beschwören, von ganzen Völkern beschwören lassen, als sey er Sinn — Gott aber spottet dessen Alles; es bleibt doch Unsinn — und so bleibt auch der Staat, wie geschwächt sein Daseyn seyn mag, wie dünn sein Körper noch seyn mag, so lange er ist, bleibt er auch eine organische Totalität mit Haupt und Gliedern, und wird nie zu einem rohen Klumpen; und inwiefern der Staat wirklich vorhanden ist, liegt ihm immer das Volk nicht als organische Masse, sondern als organisches Wesen zu Grunde; das ist und bleibt seine Natur — und da nun zu eben dieser Natur gehört das Daseyn einer Staatsgewalt, die ein nothwendiges, ein angeschaffenes Theil der menschlichen gesellschaftlichen Natur ist, die sich immer wieder auf irgend einem Punkte organisch herstellt, wie oft man sie auch auf anderen Punkten zerstören mag, so ruht auch diese Gewalt, ruht eben die Souveränität nicht auf dem Volke als roher Masse, sondern nur auf ihm so wie es selbst Basis des Staates ist, d. h. auch auf ihm als auf einem organischen Träger.

Der Staat ist, um es zu wiederholen, weder ein bloßes Contraktsverhältniß, noch identisch mit den Menschenatomen, die ihn erfüllen, sondern diese erfüllen ihn nur wie die einzelnen Noten ein Musikstück, wie die einzelnen Farben ein Gemälde, wie die einzelnen Oberflächen ein Bildwerk, d. h. in organischen Verbindungen, einem dem Ganzen als diesem Kunstwerke einwohnenden Lebensgesetze gemäß, und dieses Ganze, was früher ist als alle Theile, dessen Theile durch das Vorhandenseyn dieses Ganzen eben zu lebendigen Gliedern werden, ist die Macht über allem Einzelnen; dies Ganze durchtönt und beherrscht alles Einzelne — durch das ganze Musikstück erhält die einzelne Note, durch das ganze Gemälde der einzelne Farbenstrich, durch das ganze Bildwerk die einzelne Fläche, durch den ganzen Staat das einzelne Staatsglied seine organische Stelle, sein gerechtfertigtes Daseyn, seine Bedeutung und sein Recht. Das ganze sittliche Reich des Staates ist das beherrschende Moment, deshalb kann die Herrschaft nicht von den Einzelnen als Einzelnen ausgehen, sondern sie ruht nur auf den Einzelnen als lebendigen organischen Gliedern des Ganzen. Die Gewalt des Staates hat allerdings ihre Basis am Volke, aber an diesem als Organismus; sie ist in ihrem Resultate das dem Staate eingezeugte, organische Gesetz seines Daseyns; sie ist das, was Aristoteles als *τὸ τέλος* in den Dingen bezeichnet — und wie der Staat so im Ganzen, als Totalität, ein *τέλος* und eben dadurch eine Gewalt über seine Glieder hat, so auch wieder jeder Theil des Staates ein *τέλος*, was seiner gliedlichen Stellung entspricht.

Beilage.

Jedem einzelnen in den Bereich des Staates gehörigen Lebensverhältnisse ist ein solches *telos* eingezeugt, was man allerdings verkennen, verläugnen, verfolgen, mit Füßen treten kann, aber nur indem man dann über das Verhältniß selbst unklar ist und weiter unklar wird, es verdirbt und zerstört, während, wenn man jedes dieser Lebensverhältnisse wie den Staat im Ganzen selbst seinem *telos* gemäß, dem ihm eingezeugten organischen Gesetze gemäß behandelt, man sie baut und gedeihen macht. Eigenthum, Ehe, Familie, Stand — alle solche Dinge haben eine innere, heilige, unantastbare Natur. Wer sie behandeln und gestalten will, ohne diese Natur zu kennen oder gar indem er sie positiv verkennt, der schwächt ihr Daseyn oder hebt es auf. Aus einem Staate z. B., der das Eigenthum nicht der ihm einwohnenden Aufgabe, nicht seinem *telos* gemäß behandelt, zieht sich das Vermögen hinweg, flieht das Eigenthum, und ein solcher Staat kann dann allerdings die willkürlichen Gesetze auf dem Papiere haben, aber eben immer weniger Vermögen in der Wirklichkeit und am Ende Bettelarmuth, und so mit allen diesen Dingen. In ihnen liegt immer, wenn ich diesen Ausdruck Stahl's wieder brauchen darf, eine weltökonomische Idee, und wer diese nicht faßt und anerkennt, dem entflieht die Sache selbst unter greifenden Händen und sehenden Augen, der hat einen Schatten, in Kurzem ein Nichts in der Hand. Der Herr spottet sein!

Der Staat hat seiner Natur nach, und nicht erst etwa durch eine Ableitung und Übertragung von den Einzelnen, eine Gewalt über die Glieder, die ihn bilden. Diese Gewalt ist die innere sittliche Macht, welche, alle Einzelnen durchtönend, sie eben zu Gliedern macht und sie dem atomistischen Daseyn als bloße Individuen entreißt. Mehr oder weniger tritt dann allerdings diese innere, sittliche Macht aus ihrer geistigen Flüssigkeit heraus und entfaltet sich in Instituten und Gesetzen, die aber alle eine wahre Gewähr und Dauer, etwas wahrhaft Wohlthätiges und Opportunes nur so weit haben, als sie eben auch und noch durchtönt sind von jener inneren geistigen Macht. Der Staat hat diese Macht und Gewalt als selbst zur sittlichen Persönlichkeit gestaltete Totalität, und wenn die Gewalt des Staates volle Berechtigung und Gewähr haben soll, muß sie dann eben wieder den Charakter aller wahren Persönlichkeit tragen, sie muß von Gott personirt seyn. Das sittlich Mächtige, die positive Natur des einzelnen Menschen ist eine Kraft, die von Gott ausgeht; es ist die Ebenbildlichkeit Gottes, das Hindurchleuchten und Hindurchtönen Gottes durch die menschliche Persönlichkeit — aber eben so ist das sittlich Mächtige, die positive Natur des Staates eine Kraft, die von Gott ausgeht, es ist die Ebenbildlichkeit Gottes, das Hindurchleuchten und Hindurchtönen Gottes durch die persönliche Totalität des Staates — und wie ich es schon früher aussprach: Alle wahre Gewalt, aller wahre Bestand im Himmel und auf Erden ist von Gott — alles Andere kann gar nichts helfen!

Das Volk in seiner sittlichen Totalität liegt dem Staate zu Grunde und kann ihm zu Grunde liegen, denn in dieser sittlichen Totalität hat es von vornan, vom ersten Augenblick

seines Daseyns an Haupt und Glieder, hat es eine geordnete Obrigkeit und Organe und Rechte, die die Verhältnisse zwischen Haupt und Gliedern ordnen. Denkt man sich aber in der gewöhnlichen, rohen, gemeinen Fassung, die Volkshoheit als Grundlage des Staates, dann ist es vollkommen unbegreiflich, wie überhaupt eine Obrigkeit, ein Haupt entstehen soll — denn entweder kann das Volk in seiner unorganischen Masse sich selbst regieren oder nicht — nun ist jenes aber unmöglich — kann das Volk aber das nicht, kann es nicht ohne Haupt bestehen, so ist es auch undenkbar, daß es ein Haupt soll willkürlich machen können, denn dieses Machen wäre ja eben eine der wichtigsten und schwierigsten Akte einer Selbstregierung — das Ausgehen der Obrigkeit vom Volke hieße dann so viel: ein Unmündiges bestellt sich selbst seinen Vormund. Scheinbar können allerdings solche Vorgänge vorkommen, und wir werden noch einzelnes nahe Heranfreifendes, z. B. die Existenz wirklicher Demokratie, zu besprechen haben — aber auch nur scheinbar; in der That kommen solche Vorgänge nie vor, und das bestimmende Moment liegt immer noch anders als bei dem Volke als unorganischer Masse. Es ist nur von Vorurtheilen verblendeten, blöden Augen oft schwer diesen anderen Punkt zu constatiren; es ist wie wenn am lichten Tage eine Sonnenfinsterniß eintritt, dann kommen, wie wenn es Nacht werden will, die Fledermäuse aus ihren Höchern — nicht weil's wirklich Nacht wird, sondern weil's Fledermäuse sind.

S. Leo.

Nachrichten.

Versammlung des Pastoralvereins in der Provinz Sachsen.

(Schluß.)

Am 17. Vormittags 9 Uhr war unabhängig von dem Pastoralverein eine Versammlung von solchen Geistlichen und Laien nach Gnadau berufen worden, welche innerhalb der Evangelischen Landeskirche das Lutherische Bekenntniß festzuhalten entschlossen sind. Es hatten sich an dieser Versammlung vornehmlich diejenigen Glieder des Pastoralvereins betheiligt, welche immer schon das Lutherische Bekenntniß im Gegensatz gegen die Union entschieden vertreten hatten. Der bisherige Führer dieser Fraktion, Past. Viktorius, hat bekanntlich die Landeskirche verlassen, und dieser entscheidende Schritt eben sowohl, als auch die Überzeugung, daß bei der bevorstehenden Reorganisation der Landeskirche das Lutherische Bekenntniß auf alle Weise gewahrt werden müsse, hatte diese besondere Versammlung veranlaßt. Man wollte auf der einen Seite sich noch nicht von der Landeskirche trennen. Die für die Versammlung ausgegebenen Thesen warfen die Frage auf: „Worauf stützen wir unser Recht, als Lutheraner innerhalb der Union Landeskirche uns zu betrachten?“ und antworten: 1. „Darauf, daß uns öfter die Versicherung gegeben, daß unsere Bekenntnisse nicht aufgehoben werden sollen, vgl. Cabinets-Ordre vom 28. Februar 1834 u.; 2. darauf, daß eine Lutherische Kirche seyn kann ohne rein Lutherisches Kirchenregiment; 3. darauf, daß auch in der Union Kirche der volle Segen der Sacramente uns zu Theil wird nach dem Grundsatz: *verbum et elementum facit sacramentum*; 4. darauf, daß die Kirche da ist, wo das Wort Gottes gepredigt wird und die Sacramente verwaltet werden.“ Die Thesen warfen fer-

ner die Frage auf: „Weshalb dürfen wir jetzt noch nicht aus der Union Kirche scheiden?“ und antworten darauf: „1. Weil wir noch die Freiheit haben, den Lutherischen Glauben predigen und bekennen, also für denselben werben zu können; 2. weil der Herr uns in unsere Ämter berufen und darin uns bisher mit seinem Worte und Geiste gestärkt hat; 3. weil der Herr uns durch manche Zeichen die Hoffnung gibt, daß das Übel, welches die Union angerichtet, wieder abgethan werden wird; 4. weil wir zum großen Theil ohne unsere Schuld in die Union gerathen sind; 5. weil wir unsere Schuld an der Union nur in der Union abtragen können.“ Wenn man aus diesen Gründen sich für eben so berechtigt als verpflichtet hielt, für jetzt noch in der Evangelischen Landeskirche zu bleiben, so hielt man doch dafür, daß das Lutherische Bekenntniß in der bisherigen Union so sehr abgeschwächt und verdunkelt sey, daß man wieder eine gesonderte Stellung einnehmen müsse. Man wolle zwar in der Landeskirche eine zu Recht bestehende Union (unirte Gemeinden) neben den anderen zu Recht beständigen Evangelischen Kirchen anerkennen, man wolle auch an dem Landesherren, als dem rechtmäßigen Inhaber der Kirchengewalt, wie auch an den von ihm bestellten Kirchenbehörden festhalten, aber verlangen, daß in diesen die Lutherische Kirche wenigstens selbstständig vertreten und daß ihr vollkommene Freiheit des Bekenntnisses und des Kultus verstattet werde, damit sie sich in ihrer Eigenthümlichkeit wieder frei entwickeln könne. Um diesen Zweck zu erreichen, wolle man einen eigenen Verein bilden, an dessen Spitze ein leitender Ausschuss stehe, und dessen Mitglieder dahin wirken, daß die Lutherische Kirche auf keinerlei Weise in ihren Rechten beeinträchtigt und daß in den Gemeinden das Lutherische Bewußtseyn wieder erweckt und belebt werde. Man wolle sodann gegen alle willkürlichen Neuerungen in dem gegenwärtigen Augenblicke, gegen alle Majoritätsbeschlüsse, welche die Rechte der Lutherischen Kirche angriffen, protestiren, aber nicht aus der Landeskirche weichen, bis man hinausgeworfen werde. Wirklich wurde sogleich der Verein gestiftet, der Ausschuss ernannt, und der Herr Präsident Göschel, welcher die Verhandlungen größtentheils geleitet, beauftragt, dem Pastoralverein in der nachfolgenden Versammlung Kunde von dem neugestifteten Lutherischen Vereine und zugleich brüderlichen Gruß und die Versicherung fortdauernder brüderlicher Liebe zu bringen. Herr Präsident Göschel that dies nun in der ihm eigenen Fülle der Liebe und empfing dagegen den Dank der Versammlung für den brüderlichen Gruß, dem sich ein gemeinschaftlicher Gesang anschloß, in welchem der Herr angerufen wurde, daß er das brüderliche Band bewahren wolle. Bei dem Herrn steht es allein, daß es nicht gelockert werde. Wir maßen uns natürlich kein Urtheil über den entscheidenden Schritt unserer Brüder an, wiewohl unsrer Ansicht nach in dem gegenwärtigen Augenblicke, wo die kirchlichen Verhältnisse so dunkel vor uns liegen, lieber noch jede Entscheidung hinausgeschoben wird, zumal da wir Presbyter nicht allein stehen, sondern Gemeinden hinter uns haben, in denen jedes kirchliche Bewußtseyn erloschen ist. Die Rücksicht auf diese verirrten und verlassenen Heerden kann uns Pflichten auferlegen, die wir jetzt noch nicht wissen und die wir uns durch zu eilige Entschlüsse und Beschlüsse nicht im Voraus beschränken wollen. Wir achten aber, wie wir immer gethan, die Überzeugung unserer Lutherischen Brüder; es kann auch seyn, daß sie das Rechte gewählt haben; wir wünschen nichts mehr, als daß sie in brüderlicher Gemeinschaft mit uns bleiben, und daß unser Verein fortdauernd des Segens genieße, den wir von ihrer Gegenwart bisher gehabt haben. Sie sind ein notwendiges Element in unserer Gemeinschaft, möchten sie nicht durch die starre Consequenz auf eine ähnliche Bahn geführt werden, wie der theure Pistorius, den wir mit Schmerz nicht mehr den unsrigen nennen; möchten sie bedenken, daß ihnen unsere Gemeinschaft durch Gottes Gnade auch

eine Gabe zuführen kann, die ihnen bei ihrer gegenwärtigen Stellung nützlich werden möchte, und möge der brüderliche Kampf, der bisher nur dazu diente, uns gegenseitig zu erfrischen und zu beleben, mit der Stiftung jenes Vereins nicht beendet seyn, sondern frisch und fröhlich, offen, vertrauensvoll fortgehen bis zur endlichen Einigung!

Für die Besprechung in der Hauptversammlung waren Thesen vorbereitet, welche Herr Consistorialrath Dr. Sack erläuterte. Es handelte damit folgende Bemandtniß. Als in der vorjährigen Wittenberger Versammlung beschloffen wurde, daß der gewählte Ausschuss sich mit den Regierungen in Verbindung setzen sollte, um diese zum Eintritt in den Kirchenbund zu vermögen, da gab es Viele, welche diesen Schritt für eben so bedenklich als vergeblich hielten. Dagegen leuchtete es Anderen ein, daß es von dem gesegneten Erfolge seyn könne, wenn der Ausschuss sich zum Mittelpunkt aller Pastoral-Conferenzen machte, als in welchen doch einmal die lebendigsten Kräfte der Kirche vereinigt sind. Demzufolge hatte sich der Vorstand des Pastoralvereins an den Ausschuss der Wittenberger Versammlung für Errichtung eines Deutschen evangelischen Kirchenbundes mit der Bitte gewandt, ihm eine Aufgabe zur Besprechung auf der nächsten Konferenz zu stellen, um so die gewünschte Verbindung anzubahnen und einzuleiten. Um so lieber ist man von Seiten des Ausschusses auf diesen Vorschlag eingegangen, als in der That die Verhandlungen mit den Regierungen wenig Erfolg gehabt haben. Die Vorlage, welche durch die Güte des Ausschusses uns zugegangen, theilen wir hier wörtlich mit:

Thesen über die bevorstehende Veränderung in der Verfassung der Evangelischen Kirche, von dem Ausschuss der Wittenberger Versammlung für Errichtung eines Deutschen evangelischen Kirchenbundes aufgestellt und den Pastoral-Conferenzen zur Besprechung empfohlen.

1. Eine constituirende Synode, d. i. eine Synode, welche die bisherige Kirche als aufgelöst voraussetzt und sie in Lehre und Verfassung, oder wäre es auch nur in der Verfassung, völlig neu anfangend begründen soll, ist schlechterdings unstatthaft und rechtswidrig. Die Kirche ist constituirt durch ihre auf Gottes Wort gegründete und in den Zeugnissen der erwecktesten Zeiten befundene Glaubenslehre und durch ihre historisch gebildete Verfassung, die selbst, wenn der bisherige Gipfelpunkt derselben, die landesherrliche Kirchengewalt, wegfallen müßte, darum doch nicht aus ihrem bisherigen Bau aufhören, sondern nur der Aufnahme neuer Elemente und der Umbildung in neue Verhältnisse bedürfen kann.

2. Vollends eine aus Urnahlen hervorgehende Synode, d. i. für welche alle selbstständige und bürgerlich unbescholtene Eingepfarrte Wahlrecht und Wählbarkeit haben und deshalb jede Bürgerschaft fehlt, daß die Synodalmitglieder überhaupt noch dem evangelischen Glauben und der Evangelischen Kirche angehören, ist ohne alle Berechtigung in der Kirche. Eine solche kann nie als die rechtmäßige Repräsentation der Evangelischen Kirche angesehen werden.

3. Die Autoritäten der bis jetzt bestehenden Verfassung sind es auch, welchen es zukommt, die Regierung der Kirche zunächst fortzuführen und die Heranbildung neuer Organe, namentlich zum Zweck der künftigen Emancipation der Kirche vom Staatsoberhaupt — insofern diese erforderlich ist — zu bewirken und zu ermächtigen.

4. Ob das landesherrliche Kirchenregiment als definitiver und dauernder Zustand mit der neuen Staatsverfassung vereinbar sey, oder nicht, darüber sind die Ansichten des Ausschusses getheilt und sind namentlich vom staatsrechtlichen Gesichtspunkte Einwendungen dagegen erhoben worden. Allein jedenfalls hat das landesherrliche Kirchenregiment selbst den Übergang in eine veränderte Verfassung zu bewirken und darf dieser Übergang einen längeren, im Voraus nicht abzusteckenden Zeitraum einnehmen, bis die Kirche wirklich in sich so geordnet und erstarkt ist, um seiner schützenden Macht entbehren zu können.

5. Das landesherrliche Kirchenregiment kann bereits gegenwärtig zufolge der neuen Staatsverfassung nicht mehr in den alten Formen, namentlich nicht mehr durch den Kultusminister, als welcher den Kammeren verantwortlich ist, geführt werden. Demgemäß ist bereits durch das Königl. Preuß. Kultusministerium selbst in einer anerkennenswerthen Legalität und Gerechtigkeit gegen die Evangelische Kirche die Anordnung getroffen, daß eine selbstständige evangelische Kirchenbehörde unter einem eigenen Vorsitzenden die Verwaltung besorgt und direkt mit Sr. Majestät communicirt, und daß der Kultusminister bloß Kenntniß von dieser Communication nimmt und die Hoheitsrechte des Staats bei derselben wahr. Diese Einrichtung dürfte aber noch dahin vervollkommen werden: a) daß diese oberste Kirchenbehörde sich noch entschiedener und deutlicher von dem Ministerium der geistlichen Angelegenheiten sondere, b) daß für principielle und sonst besonders wichtige Anordnungen ein Zutritt derselben mit Mitgliedern aus sämtlichen Consistorien, Staatsräthen und Landes-Synoden, in welcher collegialisch entschieden wird.

6. Für die Anbahnung der Selbstständigkeit der Kirche ist es eine unabwiesbare Anforderung, die Gemeinden zu reorganisiren und hiedurch auch das Laienelement in die Kreis-Synoden aufzunehmen. Dieses ist aber auch zunächst genügend; ob und wie hieraus sich Provinzial-Synoden und Landes-Synoden bilden sollen, ist erst einem künftigen Stadium zu überlassen.

7. Diese Organisation der Gemeinden besteht darin, daß aus und in jeder Gemeinde Kirchenvorstände gebildet werden, welche für die äußeren Angelegenheiten der Kirche, namentlich das Kirchenvermögen, für Armen- und Krankenpflege, für lokale kirchliche Anordnungen und für Kirchenzucht, so weit solche zu handhaben ist, mit dem Geistlichen wirksam sind. Diese Kirchenvorstände würden auch, falls das Patronat wegfällt, vorzugsweise das Wahlrecht der Gemeinde zu üben haben.

8. Die Wählbarkeit für diese Kirchenvorstände ist an die beiden Erfordernisse zu binden: a) „Theilnahme am Gottesdienst und Abendmahl der Gemeinde, b) Bekenntniß zu dem Glauben der Evangelischen Kirche,“ das Wahlrecht an das erste dieser Erfordernisse.

9. Für die Gegenden, in welchen eine Synodalisirung des reformirten Charakters besteht, wie namentlich den beiden westlichen Provinzen der Preussischen Monarchie, gelten dieselben Grundsätze, nur finden sie hier eine andere Anwendung. Hier hat die Kirche, auch abgesehen vom landesherrlichen Kirchenregiment, eine in sich geschlossene Organisation und einen Schwerpunkt in ihr selbst; jenes trat geschichtlich erst hinzu und modificirte nur die Verfassung, und kann daher auch wieder wegfallen, ohne daß die Verfassung ihr Fundament verliert. Hier mag jene Emancipation der Kirche (Thes. 3.), wenn sie erforderlich ist, leichter und früher erfolgen. Aber auch hier muß sie auf gesetzlichem Wege vor sich gehen, und werden überhaupt diese Provinzen nicht das Band zu der Landeskirche lösen wollen, wenn sie gleich die Theilnahme an einer auf kirchlichen Grundlagen errichteten Landes-Synode mit Recht verweigern.

Es wurde zuerst ein Versuch gemacht, die einzelnen Thesen nach der Reihe zu besprechen. Die erste These gab Herrn Dr. Sack Veranlassung, sich über das Verhältniß der Lehre zur Verfassung, wie es hier aufzufassen, eines Weitern zu äußern. Die Lehre enthalte zwar schon die notwendigen Elemente der Verfassung, sie fordere das Predigtamt, die Verwaltung der Sakramente, die Zusammenfassung der Kirche unter Einem Haupte, Christo u. s. w., aber etwas Anderes sey die „historisch gebildete“ Verfassung; diese stehe jener durchaus nicht gleich, sie könne mehr bedürfen als nur der Ausnahme neuer Elemente und der Umbildung in neue Verhältnisse, weil in sie Falsches eingebracht sey. Demgemäß wünschten auch Andere, daß noch bestimmter hervorgehoben werde, daß eine künftige Synode über die Lehre der Kirche durchaus nichts

bestimmen könne. Noch Andere mobilisirten das wieder so, daß nur das nicht zu ändern sey, was nachweisbar mit dem Worte Gottes übereinstimme. Wieder Andere wiesen darauf hin, daß man von diesen Einzelheiten absehen und vielmehr die Haupttendenz der Thesen ins Auge fassen solle, welche dahin gehe, eine konstituierende Synode zu bekämpfen, worauf ein Redner sich auch wieder auf den Gesamtstandpunkt der Thesen stellte, und von hier aus einige allgemeine Betrachtungen machte. Die Thesen seyen offenbar durch die Revolution veranlaßt worden. Sie tragen auch die Spuren von den falschen Concessionen, die man ihr gemacht habe. Sie gehen von der Voraussetzung aus, daß Staat und Kirche sollen getrennt werden. Nach der Schrift gehören beide zusammen. Alle obersten Begriffe der Theologie seyen der Theologie und Rechtslehre gemeinschaftlich, z. B. die Begriffe König und Reich. Die Kirche sey auch Staat, weil Reich. Derselbe Mensch gehöre auch beiden an. Der Staat sey nichts als der entfaltete Mensch, nämlich der gefallene; die Kirche derselbe, nur durch die Kraft des Evangeliums sich erneuernd. So wenig ein Mensch sich ganz gleichgültig gegen die Religion verhalten könne, so wenig auch der Staat gegen die Kirche. In demselben Augenblicke, wo er sich losagte, würde er ihr Verfolger werden, und zugleich würde diese Losagung, wenn sie wirklich zum Vollzug käme, sein Untergang sein. Man müsse sich daher hüten vor solchen cursirenden Meinungen, wie die, daß Staat und Kirche getrennt seyen. So weit sey es noch lange nicht. Auch wenn man behaupte, der Staat habe die Kirche bisher regiert, so sey das ganz falsch. Die Reformatoren seyen vom Begriffe des allgemeinen Priesterthums ausgegangen, und haben der Obrigkeit als dem Hauptstande und dem Könige als *praeipuo membro* der Kirche die Regierung derselben übertragen. Diese Regierung sey viel weniger ein Recht als eine Pflicht. Der König dürfe auch jetzt dieser Pflicht sich nicht entziehen. Sey auch seine Macht geschwächt, so sey doch keine andere Macht da, welche die Überleitung zur Entwicklung der Kirche aus sich selbst bewerkstelligen könne. Es sey sehr bedenklich, in diesem Verhältnisse jetzt etwas zu ändern, wie überhaupt in die kirchlichen Dinge entscheidend einzugreifen. Das sey auch im Allgemeinen die Richtung der Thesen. In dieser Beziehung sey es wünschenswert, daß der Gegenstand, den sie verfolgen, von der Versammlung aufgenommen werde. Man möge ihren wesentlichen Inhalt durch eine Petition vertreten. Es sey ein guter Erfolg von solchen Petitionen zu hoffen. Daß jetzt eine evangelische Abtheilung im geistlichen Ministerio ernannt sey, sey großen Theils der Petition zuzuschreiben, welche wir in Bezug darauf im vorigen Jahre eingereicht, und der dann viele andere gleichen Inhalts gefolgt seyen.

Von dem Ausgange der Wittenberger Versammlung waren wir bereits aufgefordert worden, wenn eine Einigung über die Thesen zu Stande käme, auf Grund derselben eine Petition an das Ministerium zu richten. Man fühle nun wohl, wenn man die einzelnen Thesen in der bisherigen Ausführlichkeit durchspräche, daß man heute wenigstens zu einer solchen Petition nicht kommen würde, und um so weniger, als Manche sich schon zur Abreise rüsteten. Es war nun bereits ein Entwurf zu einer Petition gemacht worden; es wurde beliebt, ihn vorzulesen. Da er jedoch den Inhalt der Thesen zu sehr bis ins Einzelne verfolgte, trugen Viele Bedenken, ihre Zustimmung zu geben. Es wurde darauf noch ein anderer kürzerer Entwurf vorgelegt, der nur die Hauptpunkte berührte. Dieser erhielt insofern die Billigung der Anwesenden, daß er sogleich einer Commission zur kurzen Revision überwiesen wurde. Bald darauf wurde er wieder mit den nöthigen Verbesserungen mitgetheilt, erhielt die Genehmigung der Versammlung, und wurde dann unterschrieben. Die an die evangelische Abtheilung im geistlichen Ministerio abgeordnete Petition lautet nun, wie folgt:

„Es verlautet, daß die in Aussicht gestellte Reorganisation der Kirche durch eine konstituierende Synode, und zwar durch eine aus fast unbeschränkten Urwahlen hervorgehende, zu Stande gebracht werden soll. Dadurch in die größte Besorgniß versetzt, können wir nicht unterlassen, der evangelischen Abtheilung im Ministerio der geistlichen Angelegenheiten zu erklären, daß wir in der plötzlichen Herstellung einer gemachten besten Kirchenverfassung nur Unheil für die Kirche sehen, gegen die Form aber der Herstellung durch eine konstituierende Versammlung als

Geistliche und Glieder der Kirche protestiren müssen. Wie können nicht zugeben, was die Berufung einer konstituierenden Synode voraussetzt, daß der kirchliche, auf Gottes Wort gegründete Lehrbegriff, auch nicht, daß die historisch gebildete kirchliche Verfassung als aufgelöst und einer Erneuerung von Grund aus bedürftig angesehen werde. Die Kirche ist konstituiert, sie hat ihre verfassungsmäßigen Organe; ihr Grundcharakter mit Einschluß der Konfessorialverfassung muß als zu Recht bestehend anerkannt und fernern Entwicklungen zum Grunde gelegt werden. Nur so kommt das „Selbst der Kirche,“ aus dem sie sich gestalten soll, zu seinem Rechte. Eine konstituierende Synode hat in der Evangelischen Kirche keine Berechtigung; keine Gemeinde kann gezwungen werden, dazu zu wählen oder ihre Beschlüsse als bindend anzuerkennen, und dagegen ihren kirchlichen Bestand aufzugeben. Eine Garantie dafür, daß aus nur durch Selbstständigkeit und bürgerliche Unbescholtenheit der Wähler beschränkten Urwahlen eine Evangelische Kirchenversammlung zu Stande komme, fehlt gänzlich. Dem gegenüber können wir uns nur dafür erklären, daß auf dem durch Abweisung einer obersten Kirchenbehörde betretenen Wege fortgeschritten werde, indem diese Maßregel uns mit freudigem Danke erfüllt hat. Diese, mit Hinzuziehung der bestehenden kirchlichen Autoritäten, halten wir für das allein geeignete und berechtigte Organ, welches die ferneren Verfassungsentwicklungen der Evangelischen Kirche anzubahnen und unter zweckmäßiger Theilnahme der Gemeinden auszuführen hat. Zu dem Ende scheint es uns aber Bedürfnis zu seyn:

1. daß die obere Behörde für die inneren kirchlichen Angelegenheiten auch selbst durch den Namen von dem Ministerio der geistlichen Angelegenheiten geschieden und dadurch ihre Selbstständigkeit ins Licht gestellt werde;
2. daß Kirchenvorstände gewählt werden, welche auch an den inneren Gemeindeangelegenheiten Theil nehmen, deshalb aber unerläßlich eine kirchliche Qualifikation sowohl der Wähler als der Gewählten voraussetzen.

Aus den Geistlichen und diesen Vorständen würden dann die Abgeordneten zu Kreissynoden und aus diesen Provinzialsynoden hervorgehen können. Solche Anfänge würden für's Erste genügen, indem Uebereilung auf alle Weise zu vermeiden seyn wird. Sind sie lebendig geworden, so wird sich dann die Verfassung mit des Herrn Gnade weiter entwickeln und sich zu einem lebensvollen Organismus gestalten.

Gnadau, den 18. April 1849.

Der Pastoralverein in der Provinz Sachsen.“

Wie von dem Ausschusse der Wittenberger Versammlung der Wunsch ausgesprochen worden ist, daß auch andere Pastoralconferenzen die von ihm aufgestellten Thesen prüfen möchten, so erscheint es gleichfalls wünschenswerth, daß von diesen ähnliche Petitionen an die kirchlichen Behörden gerichtet werden, damit diese inne werden, was eigentlich die Meinung der Kirche sey.

Nachdem man sich durch Unterschrift der Petition über den Hauptinhalt der Thesen geeinigt hatte, benutzte man die noch übrige Zeit, um sich auch über die Einzelheiten zu verständigen. Die Thesen wurden daher der Reihe nach noch einmal durchgesprochen.

Thes. 1 war schon genügend erörtert worden; Thes. 2 nahm man pure an. Bei Thes. 3 wurde der Ausdruck: Emancipation der Kirche vom Staatsoberhaupte als ein ganz schiefer angegriffen; so sey ja dies ganze Verhältnis, das vielmehr ein Verhältnis des Vertrauens und der Liebe sey, gar nicht. Auch wünschte man statt des Ausdrucks: Autoritäten lieber den: „die kirchlichen Behörden, welche jetzt durch das Oberhaupt des Staates zu einer Einheit verbunden sind,“ indem mehrere Autoritäten möglicher Weise ein widersprechendes Ansehen geltend machen könnten. Über Thes. 4 wurde geäußert, daß es doch sehr wichtig sey, sich über das Verhältnis des Landesherren zur Kirche bei der neuen Staatsverfassung bestimmt auszusprechen. Was sich mit derselben vertrage oder nicht vertrage, könne man ja gar noch nicht sagen, jedenfalls sey der König für jetzt noch verpflichtet, das bisherige Verhältnis festzuhalten, und gleicher Weise sei es unsere Pflicht, bei ihm zu stehen. Wenn der zweite Satz, wonach der Übergang zu einer veränderten Verfassung einen längeren Zeitraum einnehmen sollte, als unnütz bezeichnet wurde, da er schon in Thes. 3 enthalten sey, so fand man doch die Warnung vor allzu großer Eile nicht überflüssig. In Thes. 5 wurde zuerst der Ausdruck: „alte Formen“ angegriffen; er sey ganz unbestimmt, die alte Form sey eigentlich nicht die Regierung der Kirche durch den Kultusminister, sondern durch das Oberconsisto-

rium. Ein solches müsse man aber grade wünschen. Es wurde vorgeschlagen, statt der unbestimmten sub a erwähnten Bitte geradezu die Bitte um ein Oberconsistorium auszusprechen, und um so mehr, als es durch die Revolution beseitigt sei. Ferner wurde bemerkt, daß das sub b ausgesprochene Verlangen zu speziell sey; dagegen wollten Andere, daß es fund gegeben werde, weil die Consistorien die provincialen Eigenthümlichkeiten zu vertreten hätten; übrigens müssen auch die Confessionskirchen in den Consistorien vertreten werden. Dies letztere wollten Viele nun wieder nicht, da die verschiedenen Confessionen noch gar nicht kirchlich organisiert seyen, auch eine persönliche Vertretung noch gar keine Garantie darbiete. Es erhob sich hier ferner eine Meinungsverschiedenheit darüber, ob es namentlich unirte Gemeinden gebe als die dritte Confession. Eine Stimme bemerkte, als Tendenz finde sich die Union in allen Gemeinden, förmlich constituirte unirte Gemeinden kenne sie nicht, was aber von Andern wieder verneint wurde. Da dieser Streit aber von der These eigentlich abführte, mußte er abgebrochen werden, um zu Thes. 6 zu kommen. Hier wurde bemerkt, daß Kreis-Synoden ohne Anschluß an Provinzial-Synoden eigentlich gar nichts wirken könnten, und daß die Frage gar nicht aufgeworfen werden dürfe, ob sich aus denselben Provinzial-Synoden entwickeln sollten. Man schlug daher vor, das „Ob“ in der These zu streichen. Andere waren wieder der Meinung, daß zunächst Kreis-Synoden genügend seyen, und es abgewartet werden müsse, ob aus dem Leben der Kreis-Synoden Provinzial-Synoden hervorgehen werden, da, wenn ohne Weiteres aus den Kreis-Synoden Provinzial-Synoden gewählt würden und dann weiter General-Synoden, man leicht zu einer constituierenden Synode gelangen könne. Zu Thes. 7 wurde bemerkt, daß in einigen Gegenden wirklich Kirchvorstände wären, die eine segensreiche Thätigkeit entwickelten, und diese seyen zu conserviren. Andere dagegen wußten nichts Gutes von den gegenwärtigen Kirchvorständen zu sagen; am besten wäre es, diese ohne Weiteres zu beseitigen, und neue zu wählen. Jedenfalls gebe das nicht, daß man die alten ließe und neue Glieder dazu wählte. Daß aber diese Kirchvorstände das Wahlrecht der Gemeinde bei Wegfall des Patronats üben, wünschte man nicht. Übrigens bestie noch das Patronat und seyen die Rechte desselben von den kirchlichen Behörden mit aller Kraft aufrecht zu erhalten; es sey genug, daß die Gemeinden das passive Wahlrecht üben. Ganz besonderes Interesse erregte Thes. 8. Daß zur Wählbarkeit in den Kirchenvorstand Theilnahme am Gottesdienst und Abendmahl der Gemeinde durchaus nöthig sey, darüber war man einverstanden, wie aber auch das Bekenntniß zum Glauben der Evangelischen Kirche gefordert werden müsse, darüber war man erst zweifelhaft. Soll man eine Verpflichtung auf die Bekenntnisschriften annehmen? Diese werden die Wenigsten auch nur dem Namen nach kennen. Die Meisten stimmten am Ende dafür, daß, wie die These sagt, nur im Allgemeinen ein Bekenntniß zu dem Glauben der Evangelischen Kirche gefordert werde, außerdem aber noch ein ehrbarer Lebenswandel und ein Alter von dreißig Jahren. Viel wichtiger sey aber noch das allgemeine Wahlrecht der Gemeinde. Eine Stimme befürchtete, wenn man dazu Theilnahme am Gottesdienste und Sakramente fordere, daß viel Heuchelei entliehe würde; sie schlug daher vor, von der Wahlversammlung ein erneutes Bekenntniß zum Taufgelübde, ein feierliches Ja auf die Frage, ob man daran halten wolle, zu verlangen. Das werde unnützlich Menschen abhalten. Andere bezweifelten dies, man einigte sich aber darin, daß ein solches Bekenntniß wohl gefordert werden könne, aber daneben auch noch Theilnahme am Gottesdienst und Sakrament, ein ehrbares Leben, bürgerliche Selbstständigkeit und das vierundzwanzigste Lebensjahr. Die 9te These kam nicht weiter zur Besprechung, da sie für uns von keinem besonderen Interesse, überdies auch keine Zeit zu weiteren Erörterungen mehr da war.

Es läßt sich nicht läugnen, daß die specielle Durchnahme der Thesen, weil sie so viele äußerliche Bestimmungen enthielten, für den Geist der Versammlung etwas Ermüdendes hatte; es meinte Jemand, auf Pastoral-Conferenzen müssen nur begeisterte Neben gehalten werden. Da indeß von dem Ausschusse der Wittenberger Versammlungen die Thesen nun einmal vorgelegt waren, so war es auch unsere Schuldigkeit, sie zu prüfen, und um so mehr, da die Zukunft der Kirche doch von den besprochenen Bestimmungen zunächst abhängen wird. Es ist daher auch zu wünschen, daß andere Pastoral-Conferenzen sich der genauen Prüfung dieser Bestimmungen nicht entziehen mögen, auf daß sie alle in Einmüthigkeit des Sinnes an dem Tage, wenn es Noth seyn wird, Zeugniß für die Wahrheit und das Recht ablegen mögen.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 16. Mai.

N^o 39.

Die Katholische Kirche. Eine Zeitbe- trachtung.

Zweiter Artikel.

(Die Katholische Kirche und der Papst.)

In unserem ersten Artikel hatten wir zuletzt die Verschiedenheit der Überzeugung besprochen, welche in den beiderseitigen Kirchen obwaltet über das, was zur Pflanzung und zum Bestande des Reiches Gottes auf Erden wesentlich und unverrückbar gehört und wodurch am meisten jene und dieser bedingt sind. Wir Evangelische behaupten in mehr idealer und auf das Unsichtbare gerichteter Weise, daß der wesentliche Bestand des Reiches Gottes auf Erden beruhe auf Wort und Sakrament als den durch Christum gewirkten und ihn gegenwärtig und wirksam darstellenden Heilsrealitäten oder Gnadenmitteln. Anders die Katholische Kirche. Sie betont mehr als die Mittel die Verwaltung der Mittel und deren Inhaber, mehr als das Leben und seinen Grund und Gehalt die Lebensordnung und Lebensgliederung, wie sie sich darstellt in Amt und Personen, und ausläuft in einer höchsten Spitze, in einem obersten Amte, in dem die Katholische Kirche die Stellvertretung des Herrn selbst auf Erden zu haben behauptet. Auf die Lehre vom Papstthum legt die Katholische Kirche das größte Gewicht. Selbst Möhler sagt: „Die ganze Anschauung, welche die Katholische Kirche von sich selbst als einer sichtbaren, die Stelle Christi vertretenden Anstalt hat, verlöre sich, oder wäre vielmehr gar nie entstanden ohne ein sichtbares Haupt;“ und Bellarmin nimmt jenes Moment geradezu in die Definition der Kirche auf, indem er sagt, daß sie sey „ein durch Gemeinschaft des christlichen Bekenntnisses und derselbigen Sakramente verbundener Cötus von Menschen, welche sich unter der Leitung gesetzmäßiger Hirten, vorzüglich eines einigen Statthalters Christi, des Römischen Papstes, befinden.“ Und in der That, wir würden auch daheim kaum das Recht haben, in Sachen der Katholischen Kirche ein gültiges Urtheil in Anspruch zu nehmen, wenn wir nicht anerkennen wollten, wie gewichtig zum Theil die Gründe sind, denen das Papstthum seine Entstehung und seine immer noch fortdauernde Existenz verdankt. Diese Gründe liegen aber so auf der Hand, daß wir nicht nöthig haben, uns hier eines Besonderen darüber zu verbreiten. Aber, so bereitwillig wir auch in Betreff derselben sind, dennoch können wir nur sagen, daß sie das Papstthum und seine Entstehung erklären, nicht aber dasselbe in seiner concreten Erscheinung rechtfertigen. Sie sind geschichtlicher und natürlicher, aber keineswegs göttlicher Art; und wenn die Katholische Kirche sie dennoch so nimmt, wenn sie das Papstthum auf eine unmittel-

bar göttliche Institution zurückführt, gleich der Gründung der Kirche selbst, so ruft sie damit eben so unseren ganzen Widerspruch auf, als sie die Verirrung erklärlich macht, zu der sich das Papstthum in seiner allmählichen Entwicklung gefeigert hat.

Der Papst ist uns Evangelischen eine innerlich unmögliche Erscheinung. Denn wir Evangelische glauben zwar eben so gewiß und wahrhaftig als die Katholische Kirche an das kündlich große Geheimniß der Menschwerdung Gottes auf Erden, an Jesum von Nazareth, Eins mit Gott und wirkend die Werke des Vaters zum Heil und zur Errettung dieser irdischen, in Sünden verlorenen Welt; aber wir glauben an dieses größte aller Wunder auf eine durchaus ethische Weise. Wir glauben und wissen, daß der, welcher unfehlbar war in Wort und That, welcher eben so die Macht hatte, das Leben zu haben bei sich selber, als er die Macht hatte, Kranke zu heilen und Todte zu erwecken, daß dieser zugleich auch der war, den Niemand einer Sünde zeihen konnte; und wir können uns gar nicht denken, daß es anders hätte seyn können, und daß es irgend einmal in einem Anderen, der nach ihm seine Stelle beansprucht, anders wäre. Denn Christus hat nicht bloß die Kirche gestiftet und ist das Haupt geworden der in dieser Kirche versammelten Menschheit; Christus hat, ehe die Kirche da war, und ohne auf sie sein letztes Absehen zu haben, aber doch indem er sie stiftete, wider die Sünde gewirkt und das ewige Leben erworben; und hat darum eben so sehr der Gesamtsünde der Welt und ihrem mörderischen Andringen sich ausgesetzt, als er innerlich und äußerlich von ihr unbedeckt geblieben ist; und hat dies Alles endlich gethan, indem er sein gesamtes Leben, sein gesamtes Wirken in dieser einen, bestimmten Thätigkeit aufgehen ließ. Christus ist der Erlöser und Heiland der Welt und nur als solcher auch das Haupt der erlösten und begnadigten Gemeinde, d. h. der Kirche (in ihrer, jetzt noch unsichtbaren, Vollendung); und wenn irgend Jemand auf Erden in irgend einer Weise eine Christum vertretende Stellung und Wirksamkeit in Anspruch nähme, so würden wir u. A. auch das als Zeichen des Widerspruchs, in dem er sich befände, ansehen müssen, daß er dies beanspruchte weder ohne Sünde und Irrthum, noch in einer ethischen Stellung zu der gesamten Menschheit und in intensiver Erlebung auf sich nehmend ihr gesamtes Geschick, noch endlich in seiner Thätigkeit in jenem einen Berufe völlig aufginge. Ein solcher würde uns vielmehr das Schauspiel einer in sich unwahren Usurpation darbieten, ein Schauspiel, auf das wir durch die neuesten Ereignisse in der Katholischen Kirche wieder besonders lebhaft sind aufmerksam gemacht worden.

Das Haupt der katholischen Christenheit ist zugleich Fürst

eines Italienischen Staates, und wir begreifen recht wohl, was für ein Interesse die katholische Christenheit daran haben kann, daß er dies bleibe. Zwar Pius hat neulich selbst erklärt (in der Allocution vom 29. April 1848), daß „die göttliche Vorsehung den weltlichen Staat diesem heiligen Stuhle habe verleihen wollen zu seiner Würde und zum Schutz der freien Ausübung des obersten Hirtenamtes,“ und ähnlich spricht sich auch die Spanische Note vom 21. December 1848 aus, welche die übrigen katholischen Mächte zu entschiedenem Einschreiten aufruft, damit der Papst nicht abhängig gemacht werde von dem Belieben eines einzigen Italienischen Staates, sondern seine gebührende, volle Unabhängigkeit behaupte; und jene Erklärung und diese Bezeichnung haben in der That auch etwelchen Anschein. Denn weim sollte es nicht einleuchten, daß der, welcher in höchst-regierender Beziehung zu der gesammten katholischen Christenheit steht, nicht selbst wieder unterworfen seyn dürfe einem einzelnen Fürsten derselben oder irgend welcher weltlichen Macht in ihrer Mitte! Könnte dies auf seine oberhirtlichen Entschliessungen nicht hemmend einwirken, oder einzuwirken wenigstens den Schein annehmen? In der That, die Katholiken selbst, Pius voran, verathen uns diese Besorgniß. Aber diese Besorgniß, was verräth sie selbst? Und der fürstlichen Hoheit eigentlicher und letzter Zweck, als welcher thut er sich damit fund? Denn Beides hängt zusammen, aber wir müssen weiter ausholen.

Das Evangelium, das bestimmt ist die Welt sauerteigartig zu durchdringen zu der Welt Befeligung und der Welt endlicher Verklärung, sucht deshalb nothwendig ein bestimmtes Verhältniß zur Welt; es will die Welt unterwerfen seinem Gehorsam. Der Gehorsam gegen das Evangelium ist aber niemals ein anderer als ein freier, weil er immer auch ein freimachender ist. Und grade darum darf es das Evangelium mehr als zulassen, es darf wünschen, daß sich seine herrschende Stellung im Leben der Völker ausspreche auf möglichst vielen Punkten, in möglichst vielen Institutionen, wenn auch diese geschaffen sind nicht von ihm selbst, sondern durch den Willen der weltlichen Obrigkeit. Und eben deshalb müssen wir die bisherige Verbindung der Kirche mit dem Staate eine gesegnete, und müssen die Trennung beider eine Niederlage nennen, die uns tief schmerzt. Und in ähnlicher Erwägung, sehen wir ein, könnte nun den Katholiken, denen jene Trennung im Ganzen viel leichter angekommen ist, an dem fürstlichen Glanze und der weltlichen Gewalt ihres geistlichen Oberhauptes gelegen seyn, wenn nur, und dies ist wohl zu beachten, hier die Sache nicht etwas anders stände.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Die Lutherische Konferenz in Gnadau am 17. April 1849 und ihre nächsten Schritte am 18. und 19. April.

Die Tage von Gnadau sind abermals vorüber. Es kann nicht fehlen, daß darüber von mehr als einer Seite öffentlich Bericht erstattet werden wird: dieser vorläufige Bericht beschränkt sich auf den ersten Tag, oder vielmehr auf die Vorversammlung von Bekennern der un-

veränderten Augsb. Confession, über welche die Ev. R. Z. bereits im vorigen Jahre (Nr. 41. 48. 49. 62. 63.) mehrere Mittheilungen gemacht hat. Diese Vorversammlung hat am 17. April d. J. stattgefunden, die Einladung dazu war von dem Diaconus Hoffmann in Wittenberg ausgegangen; von ihm waren auch zur Leitung der weiteren Beratungen und Entschliessungen die Thesen aufgestellt worden. Die Versammlung bestand aus Geistlichen und Laien; den einleitenden Vortrag hielt Diaconus Hoffmann unter Mittheilung der bisherigen Vorstellungen und Verfügungen, welche noch zu keinem Resultate geführt haben. Darauf wurde dem vormaligen Consistorial-Präsidenten, Dr. Göschel, welcher sich auf Ersuchen ebenfalls eingefunden hatte, der weitere Vortrag nach Anleitung der gedruckten Thesen überlassen. Die erste Frage war: Worin besteht das Unrecht der Union gegen die Lutherische Kirche im Lande? „Die allgemeine Antwort darauf kann in Ein Wort zusammengefaßt werden, indem das Unrecht der Union eben darin besteht, daß sie keine Union, keine Einigung zweier Kirchen, sondern Vermischung und Verwischung zweier Confessionen zu einer Kirche ist, in welcher jedes Bekenntniß verliert. Hieraus ergibt sich schon, daß das Unrecht zunächst in der Zurückstellung des spezifischen Bekenntnisses besteht, indem Agende und Union nicht suum cuique geben. Namentlich wird die Confession im Kultus, im Abendmahlseritus, in der Ernennung und Ordination der Geistlichen theils verschwiegen, theils abgeschwächt und halbirt. — Beiläufig wurde an das Interim von 1548 und an den späteren Syncretismus erinnert, welchen der Pfarrer Löhne eine Abenddämmerung der Lutherischen Kirche genannt hat, welche jetzt wieder zur Morgendämmerung geworden sey. Allein das Unrecht der Union ist nicht allein dem Bekenntniß widerfahren, wiewohl sich die Lutherischen Geistlichen bis jetzt fast ausschließlich darauf zurückgezogen haben. Erst jetzt wird das lebhaft empfunden, daß das fernere Unrecht von Anfang an in der Gefährdung der mit dem Bekenntnisse verwachsenen obersten Verfassungsprincipien besteht. Hierin rächt sich jetzt eine alte Verschuldung der Lutherischen Kirche, indem diese die Ausbildung ihrer Verfassung nach den ihr mitgegebenen, auch zur Lehre gehörigen Principien nur zu sehr vernachlässigt hat, gleich als wenn es darauf nicht ankomme. Um so leichter ist es der Union geworden, das Lutherische Princip der Verfassung „„Von Oben nach Unten““ in sein Gegentheil, in das demokratische zu verkehren. So hat man wohl gegen Lutherische Prediger, statt sie zu schützen, auf das Urtheil der Gemeinden über Kultus und Abendmahlseritus, über Union und Agende officiell provocirt. Ist doch selbst die große Wahrheit, „„die Kirche muß sich aus sich selbst entwickeln,““ demokratisch gedeutet, und das Privilegium des kleinen Häufleins dem großen Haufen vindicirt worden, diesem selbst zum Schaden und gegen alle gesunde Kirchenlehre! Auf diese Weise ist das arme Volk vielfältig versucht worden; erst hiedurch wird das Bekenntniß gefährdet.

Übrigens sind — so konnte nicht verschwiegen werden — diese beiden Seiten des Unrechts gegen Bekenntniß und Verfassung zwar nicht als Unrecht, aber als Verwaltungsmaxime, öffentlich anerkannt worden in der jüngst erschienenen Schrift: „„Zur Beurtheilung des Ministeriums Eichhorn““ S. 75—80. Wonach sollte „„die religiöse Stimmung““ vorerst statt des Bekenntnisses zur Richtschnur dienen: denn man meinte, das alte Luthertum mit seiner „„Consistorialverfassung““ und „„sein Respekt vor der Autorität und der Kirchenlehre, seine heilige Scheu vor dem geistlichen Amte““ sey vorüber. „„Das Alles war dahin:““ so schreibt man ja noch jetzt.

Hiermit ist auch schon das dritte Unrecht der Union genannt, nämlich die allmächtige Vertilgung des besonderen kirchlichen Charakters,

welchen das Bekenntniß in den Lutherischen Gemeinden so kenntlich abgeprägt hat, daß er auch noch bleibt, wenn das Bekenntniß selbst zurücktritt. Hier sey nur erwähnt, daß die Lutherische Kirche mehr als die Reformirte und Unirte wenigstens in einiger Union mit der wegen wesentlicher Ausartung verlassenen Kirche sich erhalten hat, wenn sie gleich ebenfalls von den Sünden des sprödesten Antikatholicismus nicht frei geblieben ist. Ist doch oft genug den Lutheranern eine herbere Spannung gegen die Reformirten als gegen die Römisch-Katholischen Schuld gegeben worden, worüber viel zu sagen wäre! So viel liegt zu Tage, daß sich die Lutherische Kirche nicht so ohne Noth von älterer Tradition losgesagt hat, wie wir selbst an den Bildern, Altären, Perisopen erkennen. Die Augustana beruft sich fort und fort auf Schrift und Kirche zumal, während wir jetzt in Gefahr stehen, mehr und mehr auf ein von dem Bekenntniß und von der Kirche, von aller Tradition und Autorität (*Analogia fidei*) losgerissenes Schriftprincip reducirt zu werden, welches dann consequenterweise die Bibelübersetzungen nicht gelten lassen kann, und selbst vor dem Canon nicht stille steht. So weit ist es allerdings noch nicht gekommen, aber das können wir jetzt gedruckt lesen, daß die Union von der „neuen, keinem confessionellen oder dogmatischen Zwange unterworfenen Theologie“ eine neue Kirche erwartet hat. Lutherisch ist das wenigstens nicht, denn, um's kurz zu sagen: der Lutherische Charakter ist altväterlich; die Union hat ihn modern zu machen gesucht.

Hienach ist das Unrecht ein dreifaches, welches von einem ursprünglich so wohl und treu gemeinten, aber nicht so treu ausgeführten Gedanken ausgegangen ist.“ Die zweite Frage war: Wodurch wurde dieses Unrecht möglich und wirklich?

Darauf antwortet der Vortrag ausführlich. „Sollten wir vorerst mit einem Worte antworten, so könnten wir sagen: Durch den schönen Namen. Wer wollte nicht mit Psalm 133. Eintracht! wer wollte nicht Einigkeit und brüderliche Gemeinschaft! Die nähere Antwort ist aber, daß die Schuld dreifach ist. Sie fällt zunächst auf uns. „Da aber die Leute schliefen, kam der Feind und säete Unkraut zwischen den Weizen.“ Matth. 13, 25. Es gilt, daß wir uns allererst selbst anklagen, und nicht so kurz, als es hier geschehen muß. Die Union ist übrigens damit nicht schlechthin als Unkraut, sondern vielmehr nur als ein fremdartiges Kraut bezeichnet, als Gerste zwischen Weizen. Das Zweite ist die Schuld der Union selbst, die sich in das Bekenntniß eindrängt. Es ist wieder nicht der Feind unmittelbar, der das Unkraut ausäet, sondern vielmehr ein dem bestimmten Bekenntnisse entfremdetes religiöses Wohlmein, welches die rechtlich bestehenden Kirchenbekenntnisse für faktisch abgestorben ansah, weil sie schliefen, welches ursprünglich eine innere Gemeinschaft bei äußerer Verschiedenheit des Bekenntnisses wollte, und flugs in ein Äußeres ohne Inneres — äußerliche Kirchengemeinschaft —, in ein Inneres ohne Äußeres — Lehrverschiedenheit ohne Bekenntniß — mithin in das nichtgewollte Gegentheil umschlug.

Wenn hienach der Union ein Eindringen in fremde Kreise Schuld gegeben wird, so ist ihre Antwort sogleich bereit: sie erwidert, daß sie sich ja immer als Sache der freien Entschliessung angekündigt habe. Das hat sie auch wirklich gewollt; aber wie ist der gutmüthige Menschenville in sein Gegentheil verkehrt worden! Es erfolgte dennoch ein unfreiwilliges Eindringen, weil gleichzeitig das der Lutherischen Kirche völlig fremde, demokratische Verfassungsprincip auf breiter Grundlage nach der Kopfszahl^o) eingeführt wurde,

ein Princip, welches bereits von dem Allgemeinen Landrechte (II. 11. 339. 356.), jedoch nur subsidiarisch, angebahnt war, welches wohl selbst aus dem allgemeinen Priesterthum (1 Petr. 2, 9. 10.) vertheidigt worden ist, während es vielmehr dem Geschrei Korah's und seines Anhangs (4 Mos. 16.) gleicht. Jedenfalls konnte also durch Majorität in der Gemeinde die Abweichung vom Lutherischen Kultus und Bekenntniß verlangt werden: die Minorität galt nicht, wiewohl sie die Kirche ist.

Hier sey schon vorläufig — es wird mehrmals geschehen, an Übermorgen, oder vielmehr an den 19. April 1529 erinnert, und an die Apologie der Augustana (IV. Von der Kirche).

Aber wir dürfen nicht alle Schuld auf die Unionsbestrebungen werfen: daß wir selbst mit in der Schuld sind, ist schon erinnert worden; und dazu kommt nun noch drittens die gegenwärtige Zeit überhaupt, welche in demselben Grade, wie sie sich von dem christlichen Glauben los sagt, der Demokratie zur Beute wird. Hat doch jetzt in Frankreich, wo keiner Preussischen Union die Schuld beigemessen werden kann, die neueste Synode der Lutherischen Kirche zu Straßburg das politische Urwahlgesetz noch vollständiger als die Reformirte zu Paris zu ihrer Richtschnur gehabt! Wahrscheinlich sind die Nachrichten aus dem Volksblatte für Stadt und Land (Nr. 28.) schon allgemein bekannt. Merkwürdig genug, daß demungeachtet die so entstandene Lutherische Synode die Augustana selbst und die Union mit den Reformirten verwirft, während die reformirte Synode auf dem Wege der Vermittelung so weit gekommen ist, daß sie sich von allem Bekenntnisse losgesagt hat“ (Ev. K. Z. Nr. 10—13.).

Der Vortrag wandte sich hierauf sofort zu der dritten Hauptfrage: Dürfen wir unter solchen Umständen in der Landeskirche bleiben, und warum?

„Wir dürfen in der Landeskirche bleiben, so war die Antwort, weil diese nicht die Unirte ist, sondern nur eine Unirte und Reformirte Kirche neben der Lutherischen in sich aufgenommen hat. Und wenn auch die Union in die Lutherische Kirche selbst eingebrungen ist, so ist doch diese darum nach ihrer Grundlage eben so wenig unirt worden, als sie früher durch das Eindringen des Rationalismus rationalistisch geworden war; vielmehr ist das Bekenntniß dasselbe geblieben, wie Viele auch davon abgefallen sind. Wir dürfen aber nicht allein bleiben — nach Art. VIII. der Augustana und deren Apologie —; wir müssen's auch, denn wir sind dazu berechtigt, weil wir uns nicht in einer fremden, sondern in unserer eigenen, auch noch zum Überflusse durch die K. D. vom 25. Februar 1834 garantirten, nicht absorbirten Kirche befinden; und weil wir berechtigt sind, so sind wir auch verpflichtet, treulich Haus zu halten, und das Haus nicht zu verlassen, wenn es brennt: wir dürfen der Union nicht das Feld räumen, wie wir es dem Rationalismus nicht haben räumen dürfen. Darum würden wir aus der Lutherischen Kirche austreten, wenn wir aus der dieser zuständigen Abtheilung der Landeskirche zurücktreten wollten, wovor wir ernstlichst warnen.

Bei dieser wichtigen Frage kann auch die werthe Stimme (B. Str.) nicht unberücksichtigt bleiben, welche sich kürzlich in der Ev. K. Z. (Nr. 5. 6. 7. 17.) für den Austritt aus der „Unirten Kirche“ hat vernehmen lassen. Die Stimme mahnt zum Austritt, weil die Unirte Kirche zwar nothgedrungen Bekenntnisfreiheit gewähre, aber den von der wahren Kirche, als dem organischen Leibe, bedingten vollen Segen nicht gewähren könne, den sie selbst nicht habe, weil nicht bekenne, son-

^o) Etwas ganz Anderes ist eine angemessene Theilnahme aller Stände in der Kirche, wie sie Joh. Gerhard aus der Schrift und Kirche nachweist, wie

sie sich schon an der ersten Synode in Jerusalem offenbart hat, wo auch nicht durch Stimmenmehrheit entschieden wurde; wie sie in der Lutherischen Kirche nach der Theorie gegeben war, aber noch nicht zur Ausbildung gekommen ist.

bern Ja und Nein zumal sage. Dieser Ausführung würden wir nicht zu widersprechen wagen, wenn wir uns wirklich und-rechtlich in der „„Unirten Kirche““ befänden; wir befinden uns aber in unserer Kirche, in der Lutherischen Kirche, welcher neben der Union in der Landeskirche ihr Platz gebührt, welche zwar von der Union überschwemmt ist, aber derselben nicht weichen darf. Darum ist auch der Segen in dieser angesehenen Kirche gesichert, und ein widerstandloser Rückzug aus derselben nichts Anderes als ein donatistischer Irrthum gegen Art. VIII. der Augustana.“

Jetzt folgt die vierte Hauptfrage: Was haben wir beim Verbleiben in der Landeskirche zu erstreben?

„Die Antwort ist, daß wir

1. nicht allein das Bekenntniß von Alters her in seinem vollen Umfange,
2. sondern auch die Verfassung von Alters her in ihren wesentlichen Principien, und hiemit
3. den Charakter der Lutherischen Kirche überhaupt zu wahren haben.

Zu 1. Das Bekenntniß weist uns an die Autorität der Kirche als eine schriftmäßige Autorität, der wir in Pietät horchen und gehorchen, auch wenn wir in etlichen Artikeln noch nicht Alle gleichmäßige Erleuchtung gewonnen hätten. Dafür ist eben die Kirche mehr als das einzelne Glied. Das erkannte und erfahrene Hauptstück des Catechismus hängt mit dem zusammen, was noch nicht penetriert ist, und kommt aus derselben Quelle. Ist nicht auch der Canon der heiligen Schrift eine kirchliche Autorität, der wir gegen alle kritische Zweifelselen treu bleiben? Darum streben wir wohl nach Freiheit, aber nach evangelischer Freiheit, nicht nach der Freiheit vom Bekenntnisse, sondern nach der Freiheit im Bekenntnisse, wozu freilich Gehorsam gehört, und das ist eben ächt Lutherisch.

Zu 2. Die Verfassung weist uns auf den Weg von Oben nach Unten im geistlichen Sinne: auf eine Verschiedenartigkeit kirchlicher Theilnahme nach der Ungleichheit der Gaben und Ämter. Keine Hierarchie, aber geistliches Hirtenamt, Prediger und Presbyter. Keine Demokratie, aber Diakonie, Dienst und gliedliche Theilnahme aller lebendigen Kirchenglieder. Keine Cäsareopapie, kein Territorialismus, aber landesfürstliche Schutz- und Schirmherrschaft, welche auch ein Dienst an der Kirche ist, auf daß alle lebendigen Glieder nach ihren Gaben eingefügt, und die unlebendigen treulich gehegt und gepflegt werden, wenn sie bleiben wollen; aber stimmen und herrschen dürfen sie nicht in unserem, oder vielmehr in dem uns anvertrauten Eigenthum der Kirche.

Wir sind hier an der Stelle, wo die Hauptschwierigkeit unserer Aufgabe hervortritt, wo der eigentliche Schade liegt, der uns unter der Herrschaft der reformirten Union ereilt hat. Er hat uns ereilt, weil sich grade dagegen auch diejenigen nicht gewehrt haben, die das Bekenntniß an sich zu wahren suchten: an die Verfassung hat Niemand rechtzeitig gedacht. Und doch kann in einer Lutherischen Gemeinde, wo die Mehrzahl ungläubig ist, das Bekenntniß nur durch die dazu gehörige Verfassung der Kirche erhalten werden, — wenn wir nur nicht fliehen, sondern bleiben und Stand halten. Jetzt ist es freilich schon so weit gekommen, daß man nach Befinden selbst über das Bekenntniß bis auf gewisse Grenzen, die sich aber mehr und mehr erweitern werden, abstimmen läßt; die Stimmen werden gezählt, unkirchliche und ungläubige, wie kirchliche und gläubige. So ist die Freiheit der

Einzelnen, aus der Kirche auszutreten, zu der Freiheit verkehrt worden, nicht auszutreten, sondern die Kirche aus der Kirche auszustoßen. So sind jetzt alle demokratischen Gelüste heraufbeschworen; wer wird sie zur Ordnung bringen? Der Emancipationswindel hat auch Wohlgesinnte bezaubert, und unter der Anomie — Matth. 24, 12. — erfaltet auch die Liebesgemeinschaft, mit welcher die Union begonnen hatte. Darüber ist auch

Zu 3. der eigenthümliche Charakter der Lutherischen Kirche, der Respekt vor der Autorität und Obrigkeit, die Pietät vor dem geistlichen Amte mehr und mehr verkommen. Es gilt denselben wieder zu wecken.“

Und hiemit ging der Vortrag zu der letzten Hauptfrage über: Was ist zu thun, um wieder zu dem vorgesehten Ziele zu gelangen?

Der Vortrag antwortete darauf in neun unterschiedenen Artikeln, welche zur ausführlichen Diskussion gestellt, und nach vorgängiger Besprechung anerkannt wurden.

„1. Das Erste ist, daß wir in der Landeskirche neben den früher bestandenen und auch politisch anerkannten Evangelischen Landeskirchen auch die Union als eine besondere Abtheilung der Landeskirche anerkennen.“

Es ist für viele werthe Christen die rechte Stätte: sie ruht auf der gemeinsamen Grundlage der alten Kirche, sie umfaßt Alle, welche sich einem ausgeprägteren Bekenntnisse nicht unterwerfen können, oder gegen Einzelnes eklektisch oder antitologisch verhalten. Ihr gehören zum größten Theile die gläubigen Theologen auf den Universitäten an, unter deren Arbeit die Union einem neuen Bekenntnisse, einer Kirche der Zukunft entgegensteht, während wir einer gegenwärtigen Kirche bedürfen.

Außerdem finden auch die Rationalisten in dieser Kirche den bequemsten Platz, sie sind ihr auch, unter möglichster Erweiterung der breiteren Grundlage, schon um deswillen zugethan, weil sie es mit der Lehre, „„mit den Formeln““ nicht zu genau nimmt, und consequenterweise auch immer nachgiebiger werden wird. Auch für diese Rationalisten ist hiemit ein Platz gewonnen, bis sie mit Gottes Hülfe weiter kommen.

2. Das Zweite ist aber, daß wir diese Union oder Unirte Kirche nicht als die unsere, nicht als die Landeskirche anerkennen, sondern nur als eine Abtheilung der Landeskirche gelten lassen, zu welcher letzteren wir auch gehören. Es ist wesentlich, daß die Union nicht als „„Grundlage der Landeskirche““ angesehen werde, wiewohl sie noch kürzlich von 'dem Kultusminister irrtümlich so bezeichnet worden ist. Wohl ist die Union lange Zeit Tendenz der Landeskirche gewesen, darum wurden auch streng Lutherische Geistliche wesentlich nicht so leicht zu einer Ephoralthätigkeit berufen; aber Grundlage der Landeskirche hat die Union rechtlich nie seyn, nie werden können. Die Union hat sich wohl auch in unsere Kirche eingedrängt, aber sie hat sie nicht verdrängt, und jetzt muß sie weichen, wie wir weichen müßten, wenn wir uns irgendwo in ihr Gebiet eingedrängt hätten. Eben darum ist es aber auch — namentlich Angesichts der K. D. vom 28. Februar 1834 — rechtlich unzulässig, Lutherische Christen erst noch zu fragen, ob sie dem Bekenntnisse treu bleiben wollen, zumal alle diejenigen, welche Nein sagen wollten, eben nur austreten, aber die Kirche nicht ändern könnten, es müßte denn die Demokratie und mit ihr Anomie und Anarchie den endlichen Sieg davontragen, dem wir uns wenigstens nicht zum Voraus unterwerfen dürfen.“

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 19. Mai.

N^o 40.

Die Katholische Kirche. Eine Zeitbe- trachtung.

(Fortsetzung.)

Das Evangelium, indem es in den betreffenden Anordnungen der weltlichen Obrigkeit einen Dienst sah, der ihm gebührte, hat sich selbst unmittelbar mit weltlicher Gewalt und weltlichem Glanze nichts zu thun gemacht; es hat niemals einen seiner eigentlichen Träger und Boten mit beidem wollen betraut gemacht; es weiß, daß sich dergleichen nicht ziemt, daß sein Wesen damit verunreinigt würde. Anders in der Katholischen Kirche; und wenn deshalb diese Kirche wirklich einen Werth auf ihres Oberhauptes weltliche Herrschaft legt — und dies thut sie —, so geschieht dies nicht im wohlverstandenen Interesse des Evangeliums, sondern sie will, daß der Papst (der, wenn er unfehlbar und in der That mit der Macht Christi auf Erden bekleidet wäre, dessen nicht bedürfte) mit weltlicher Hoheit und irdischem Glanze ausgerüstet sey, darum, damit die Kirche, der er vorsteht, selbst in höherem Glanze und einer um so gewichtigeren Stellung erscheine; will also, daß das Evangelium gestützt werde auf falsche, ihm eigentlich fremde Mittel. Inwiefern dies aber eine große kirchliche Sünde und dem Willen Gottes zuwider ist, das hätte das christliche Gewissen schon an sich erkennen müssen, das hätte aber auch die Katholische Kirche schon öfters aus den Erfahrungen der Geschichte lernen können, und das kann sie eben wieder lernen, wenn sie ein offenes Auge für die neuesten Vorgänge hat.

Des Herrn Hand ruht strafend auf Pius IX., und es erregt nur ein peinliches Gefühl, wenn der ehrwürdige Fürstbischof von Breslau in seinem neuesten Hirtenbriefe auf den flüchtigen Papst deutet als auf den, der nun auch nicht habe, wohin er sein Haupt lege. An Pius rächt sich die Sünde seiner Stellung.

Dem Kardinal Mastai wußte man, als er auf den päpstlichen Stuhl erhoben wurde, viel zu rühmen; und die verschiedenartigsten Erwartungen knüpften sich an seine persönliche Wirksamkeit. Und in der That, man mag ihn auch sonst betrachten wie man will, er ist jedenfalls ein Mann von bedeutendem Geist und von einer, seine Vorgänger übertreffenden Regsamkeit. Ob aber auch ein Mann von christlichem Blick und evangelischer Nüchternheit, wie es einem Nachfolger des Gekreuzigten geziemte; das müssen wir billig bezweifeln. Die Geschichte seiner ganzen bisherigen Wirksamkeit beweist das Gegentheil. Denn, werden wir es auch gewiß nicht tadeln dürfen, daß Pius IX. endlich einmal anfang, Bedürfnisse zu befriedigen und Forderungen zu erfüllen, die schon im Jahre 1831 von den politischen

Mächten Europas im Interesse des Kirchenstaates an den päpstlichen Stuhl gestellt worden waren, so können wir doch nicht ganz eben so urtheilen über die Art, wie er dies that. Denn er ist darin nicht sowohl ohne tieferen politischen Blick verfahren, wie der sehr gemäßigten urtheilende Englische Globe meint, sondern was ihm gefehlt hat, das ist nach unserer Überzeugung das rechte, auf den Ernst wider die Sünde gegründete Urtheil über die Zeit und die in ihrem Schoße liegenden Bestrebungen. Er hat, wie das diplomatische Schreiben Guizot's an Rossi (d. d. 5. August 1846) lobend sagt, „der Meinung ihr gerecht Theil getragen“ (à l'opinion sa juste part), d. h. nicht etwa nur, wie die historisch-politischen Blätter es bei anderer Gelegenheit ausdrücken, „er hat eine mildere Stellung zu der Meinung des Tages eingenommen,“ sondern es ist sein Wohlgefallen gewesen, sich von den Schwingen des Zeitgeistes tragen zu lassen, statt der Stimme des heiligen Geistes zu gehorchen. Und das ist überhaupt der Fluch, der auf Pius IX. ruht, und der durch nichts, was man von ihm erzählt, aufgehoben, wohl aber durch Vieles bestätigt wird.

Denn nehmen wir nur von den mancherlei Anekdoten, die man von ihm berichtet, die eine, welche erzählt, daß er, um einem testamentarisch enterbten Römischen Jüngling dennoch sein Erbtheil zu verschaffen, an dem im Testamente bezeichneten Morgen in der bezeichneten Kirche die erste Messe gelesen habe, so mag darin vielleicht ein Zug natürlicher Herzensgüte liegen, aber eben so erlaubt ist die Vermuthung, daß Pius die bequeme Gelegenheit benützt habe, von sich auf eine die Menge bestechende Weise reden zu machen, ganz zu geschweigen der Wendung, die er dem testamentarischen Willen des Vaters gegeben hat. Noch weniger wird sich aus der im Juli 1846 bewilligten Amnestie schließen lassen. Denn als Akt reiner Herzensgüte wäre sie doch ein wenig gar zu unbesonnen gewesen, da sie, wie der Globe sagt, die heilige Stadt zum Hauptquartier jener über die ganze Halbinsel verbreiteten politischen Gährung machte; Unbesonnenheit scheint aber sonst nicht der Fehler des jetzigen Papstes zu seyn, wenigstens hat er auf dem Gebiet der rein kirchlichen Praxis das Gegentheil gezeigt. Die Amnestie deutet also gleichfalls auf mehr; und, da wir einen Mann von Mastai's Geist und Bildung unmöglich können in's Blaue hinein handeln meinen, auf einen Plan, dessen Fäden in dem Verfahren des Papstes selbst klar genug vorliegen. Pius hat sich nicht etwa nur, wie wir oben schlossen, von den Schwingen des Zeitgeistes passiv wollen tragen lassen; er hat sich nicht bloß, wie es die hist.-pol. Blätter wieder auf ihrem Standpunkt bezeichnen, „als weltlicher Fürst der leicht erklärlichen und verzeihlichen Täuschung hingegeben, daß mit dem Geiste der Nationalität, welcher die höheren und mittlere

ren Klassen in Italien durchzuckte, ein Vergleich und friedliches Abkommen möglich sey, — und daß sich eine gewisse mittlere Partei schaffen lasse, auf welche gestützt er als Papst und Monarch friedlich und ruhig in zeitgemäßer Weise weiter regieren könne;“ sondern Pius hat den Zeitgeist als solchen sich wollen unterthänig machen, um auf seinen Wegen das Schifflein der Kirche wieder ganz flott zu steuern. Freilich für den Statthalter Christi eine schwere Aufgabe, aber die man beweisen kann.

Denn um sogleich das am meisten Licht Gebende mitzutheilen, so hat in dieser Beziehung in acht Französischer Unbesonnenheit am offensten gesprochen Luquet, Bischof von Gesebon, „der außerordentliche Gesandte des heiligen Stuhles in der Schweiz.“ „Meine Herren,“ sagt dieser in einem Schreiben vom 9. April v. J. an die Schweizer Regierung, „die Katholische Kirche, deren erhabenes Oberhaupt, dessen Stellvertreter ich bin, trägt Ihnen durch meine Stimme an, gemeinsam jene Bahn des Fortschritts zu betreten, welche die Kirche während des Laufes der Jahrhunderte den aufgeklärten und unter ihrer Leitung civilisirten Völkern so oftmals eröffnet hat. — Die Kirche, in dem Wesentlichen, was sie in sich trägt, zu allen Zeiten mit sich selbst einig, wird die gesellschaftliche Umgestaltung der Zeit annehmen. Ich drücke mich nicht bestimmt genug aus, sie wird dieselbe nicht allein annehmen, sondern, treu ihrer Mission zum Fortschritt in dem Völkerleben, wird sie stets dieselbe fördern auf den Wegen der Gerechtigkeit und der Wahrheit, welche die ihrigen sind.“ Das war nun freilich, besonders unter den vorliegenden Umständen, stark gesprochen, und die hist.-pol. Blätter sagen darum über die ganze Note: „Eine solche Note aus der Feder des jetzigen Französischen Direktoriums, eine solche Dithyrambe aus dem Munde des Bruders Vorsizers einer Bande hätte nicht befremdet; aber dieses Jo Eroe der Revolution, dem Zertrümmern der letzten Reste der Vergangenheit durch einen „„außerordentlichen Abgesandten des heiligen Stuhles“““ gebracht, das befremdet nicht allein, es verwundet tief, es erweckt unermessliche Beängstigung. Und auch dem Papste mußte sie natürlich zu stark seyn; er rief den Gesandten zurück, nachdem er ihm befohlen, das, was er geschrieben, nur für seine Privatmeinung zu erklären. Aber dennoch ist es gesagt, und Niemand wird, gleich den hist.-pol. Blättern, die Entschuldigung eintreten lassen, der Papst habe seinen Mann nicht gekannt, und der Mann habe die Schweiz und ihre Verhältnisse verkannt. Das wäre in der That ein sehr kindliches Mißverständniß. Vielmehr darf man ganz gewiß seyn, daß der Papst in der Hauptsache wußte, wen er sandte, wußte, daß der Legat ihn, den Papst, in seinen letzten Absichten verstanden habe; daß aber nur der Legat zufahrender und täppischer war, als der Papst ihn voraussetzte. Denn in dem letzteren Punkte ist ein Irrthum wohl möglich; in dem ersteren ist er gar nicht denkbar, es mußte denn bei der Wahl gerade dieses Mannes gar kein besonderer Gedanke geherrscht haben, was bei einer so wichtigen Mission kein Mensch glauben wird. Übrigens hat es der Papst ja auch später in einer durch den Kardinal Soglia an fünf Schweizer Kantone gerichteten

Note dabei bewenden lassen, nur sehr gelinde gegen die der Katholischen Kirche in der Schweiz schon zugefügten und noch drohenden Unbilde zu protestiren und im schlimmsten Falle mit anderen „Bestimmungen, zu welchen ihn im Angesicht der katholischen Welt sein Gewissen verpflichten würde,“ zu drohen, ohne ernst und offen das ganze radikale Treiben dort mit dem rechten Namen zu bezeichnen und — zu verdammen.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Die Lutherische Konferenz in Gnadau am 17. April 1849 und ihre nächsten Schritte am 18. und 19. April.

(Schluß.)

„3. Das Weitere wäre, daß namentlich die Geistlichen den Gemeinden durch Predigt, Kultus und Seelsorge, durch die Schule, durch den geselligen Umgang, Bekenntniß, Verfassung und Charakter der Lutherischen Kirche wieder nahe bringen, zugänglich und werth machen und an das Herz legen: daß sie mit dem Bekenntnisse nächst der Schrift auch die Kirche in die Herzen pflanzen, daß sie mit der Verfassung, die sich nicht auf äußere Formen beschränkt, zugleich Autorität und Gesetz in Erinnerung bringen, des Gesetzes dreifachen Brauch fleißig lehren und ernstlich vorhalten, aber zugleich die Diakonie in der Gemeinde praktisch wieder anbahnen und ein künftiges Presbyterium über der Gemeinde vorzubereiten suchen; daß sie nicht minder den spezifischen Charakter der Lutherischen Kirche als eine Familienangelegenheit wieder zu wecken sich beleißigen. Es sind überall noch Reste der Pietät und der Ehrfurcht, Reste des gesunden Verstandes und der davon unzertrennlichen Bescheidenheit vorhanden, an denen anzuknüpfen ist.

Siebei kann zum Beispiel eine Erfahrung aus vorigem Sommer mitgetheilt werden, wo die Leute in mehreren Pommerischen Dörfern von Berliner Demokraten bearbeitet wurden, keinen Patron, keinen Superintendenten, kein Consistorium mehr über sich anzuerkennen, sich auch kirchlich mündig und selbstständig zu erklären und den Pfarrer durch die eigene Wahl von sich abhängig zu machen. Wie viele verständige Urtheile waren darüber von Bauersleuten zu vernehmen, wiewohl vereinzelt! Einer sagte: Nun schlechter könnten wir nicht berathen seyn, als wenn wir uns selbst helfen sollten! wir verstehen's ja nicht. Oder sollen wir etwa solchen fremden, reisenden Herren mehr trauen, als denen, die wir kennen und die uns bleiben? Ein Anderer sagte: Und wenn's auch Einer von uns verstünde, die Anderen würden drum doch nicht zustimmen. Viele Köpfe, viele Sinne! Ein Dritter meinte: Wenn's selbst die Herren manchmal verstehen, die doch mehr Einsichten haben, wie sollte es uns ergehen? — Aber so vernünftig sind freilich nicht Alle; darum gilt es, den armen Gemeinden das verführerische Gift der Demokratie auf kirchlichem und politischem Gebiete recht ernstlich und anschaulich vorzuhalten und davor zu warnen, auch vorkommenden Falles gegen verführerisches Fragen und Abstimmen Widerspruch einzulegen. Principis obsta!

Nicht wichtig wäre jetzt für das Volk ein Lutherischer Katechismus über Lehre, Verfassung und Charakter unserer Kirche; die Aufgabe ist aber freilich schwerer als irgend eine grundgelehrte Monographie mit lauter neuen Forschungen und Entdeckungen. Löße hat in seinen neuesten Schriften vorgearbeitet, aber es genügt nicht, und ist auch

nicht ganz frei von der Zeitranftheit. — „„Vorschlag zur Vereinigung Lutherischer Christen für apostolisches Leben. Sammt Entwurf eines Katechismus des apostolischen Lebens.““ — „„Aphorismen über die Neutestamentlichen Auster und ihre Verhältniß zur Gemeinde. Zur Verfassungsfrage der Kirche. Von W. Löhe, Luth. Pf. Nürnberg, 1849.““

4. Ganz besonders wäre demnächst in dieser unserer kritischen Zeit das Verhältniß der Kirche zum evangelischen Landesherrn, wenn er auch nicht derselben specifischen Confession ist, unter den nöthigen Modifikationen gewissenhaft zu wahren. Der Landesherr ist darum nicht summus episcopus geistlichen Amtes, aber ein membrum praecipuum der Gemeinde, vermittelt durch das Consistorium, in welchem Amt und Gemeinde gleichmäßig vertreten sind. Grade im Verhältniß zum Landesherrn ist daher die Union als eine christliche Gemeinschaft an ihrer Stelle; diese Union ist auch bei uns von Alters her historisch begründet, und schon deswegen zu conserviren, jedoch unter der ausdrücklichen Voraussetzung, daß die Kirchenbehörden selbst so besetzt werden, um die Lutherische Kirche wirklich vertreten zu können. Dies ist ein in dem Wesen der Consistorialverfassung begründeter, sehr bescheidener und unerläßlicher Anspruch, der Anspruch, daß sowohl in der obersten Kirchenverwaltungsbehörde, als auch in dem Provinzial-Consistorium die ungefärbte Lutherische Confession durch einige Mitglieder absonderlich vertreten werde.

Die Festhaltung des bestehenden Kirchenregiments ist aus mehr als einem Grunde dringend zu empfehlen. Der Hauptgrund liegt in dem der Schriftlehre adäquaten Begriffe der Consistorialverfassung, weshalb auf die Abhandlung darüber in dem letzten Hefte der kirchlichen Monatschrift für die Provinz Sachsen, welche mit dem vorigen Jahre ihre Endschafft erreicht hat, Bezug genommen wird.

Außerdem liegt in den politischen Schwankungen des Tages ein Grund mehr dafür, daß wir nicht auch schwanken. Wir leben in einer Zeit, wo die Könige auf Erden, um die wir, nach dem Lutherischen Katechismus, wie um das tägliche Brod im Vater unser bitten, wo die Obersten und die Hauptleute und die Gewaltigen Schutz suchen, sich zu bergen, und nirgends finden als in der Kirche, die mehr ist als Noth und Wagen. Darum müssen auch wir den Verband mit dem Landesherren treulich wahren. Um so schmerzlicher hat es aber Lutherische Herzen berühren müssen, wenn grade in dieser Zeit evangelische Synoden über ihre Emancipation jubeln und jauchzen. Aber wer freute sich nicht desto mehr der Würtembergischen Lutheraner, — und fast noch mehr der Lutherischen Synode in Ansbach — dem katholischen Landesherren gegenüber! So wollen auch wir treu und voll Vertrauens zu unserm theuern Könige halten, nicht allein als Unterthanen, sondern auch als Kirchenglieder: wir wollen ihn nicht lassen, auch in der Kirche nicht lassen, wo wir leider die Staatsregierung lassen müssen, wenn sie uns verläßt. Aber mit der Staatsregierung ist noch nicht der Staat selbst abgelöst; und auch mit dem Staate wird noch nicht der Landesherr von der Kirche getrennt. An ihm halten wir fest. Das ist die wahre Union, welche die Exklusiven pflegen, die sich zugleich als die Conservativen erweisen.

Es kommt aber noch ein Grund hinzu, weshalb wir grade jetzt den Landesherren nicht verlassen, sondern im Gegentheil ehrfurchtsvoll an seine Pflichten erinnern müssen. Der Grund liegt darin, daß es jetzt nicht Zeit zu neuer Verfassung ist. So ungeheißt zu neuer Organisation ist keine Zeit gewesen, als die gegenwärtige. Diesfalls kann an die Mittheilung über „„die Neue Ober-Kirchenbehörde““ in der Ev. K. Z. Nr. 20. Bezug genommen werden.

5. Sehr wichtig ist auch neben dem politischen das juristische

Moment unserer guten Sache, welches nur zu häufig als ein untergeordnetes zurückgestellt wird, wiewohl es sich um anvertrautes Gut handelt. Hier gilt Treue im Geringen. Darum sey hier wenigstens das oberste Rechtsprincip in Erinnerung gebracht, wonach die Institutionen und Stiftungen der Kirche mit dem gesammten Kirchengute, in dessen Besitze wir uns befinden, von dem unveräußerlichen Bekenntnisse der Lutherischen Kirche bedingt sind, so daß auch die Mehrheit dagegen nichts vermag, sondern bei wesentlicher Verläugnung des Bekenntnisses mit diesem auch die davon bedingten Stiftungen verlassen müßte. Wir berufen uns zugleich auf das Gesetz vom 13. März 1833 über Erbscheidung der Pfarochien.

6. Je schwieriger aber unsere Aufgabe ist, um so nothwendiger ist die gegenseitige Stärkung durch Gemeinschaft in engeren und weiteren Kreisen der Geistlichen und Laien, auch durch Verbindung mit anderen Provinzen (Schlesien, Posen, Mark, Pommern). Darum müssen wir zu einem Provinzialverein zusammentreten. Es ist wohl zu merken, daß in Schlesien nicht allein Geistliche und Laien vereinzelt, sondern auch zum Theil schon Gesamtgemeinden dem Vereine sich angeschlossen haben.“

Zu einem solchen Vereine in der Provinz Sachsen vereinigten sich sofort die meisten Anwesenden durch Unterzeichnung.

„7. Aus dem Vereine wird ferner ein Ausschuß zu bilden seyn, welcher nach Anleitung der heutigen Verhandlungen die Geschäfte besorgt und die unerläßlichen Erklärungen verfaßt und veröffentlicht. Die Vollmacht kann nicht zu eng gestellt werden, da dem Ausschusse alle Einleitungen bis zur nächsten Herbstversammlung überlassen werden müssen, wozu völliges Vertrauen gehört.“

Man säumte nicht, dazu sofort P. Appuhn in Altenhausen, P. Müller in Emden, P. Rocholl in Groß-Mitersleben, Superint. Burgardt in Belgern, Diak. Hoffmann in Wittenberg und als Justitiarius Dr. Göschel, jetzt in Halle, zu ernennen.

„Dem Ausschusse würde auch obliegen, die öffentlichen Organe der Lutherischen Bewegung in anderen Provinzen in's Auge zu fassen, wozu namentlich „„Evangelisches Kirchen- und Schulblatt; zunächst für Schlesien und das Großherzogthum Posen““ gehört. Außerdem erscheint in Pommern ein Blatt unter dem Titel: „„Monatschrift für die Evangelisch-Lutherische Kirche Pommerns““ (Redacteur Superint. Ditte. Stettin, bei Weß). Besonders zu wünschen wäre freilich eigene Thätigkeit von unserer Seite an einem solchen Blatte, oder vielleicht noch mehr ein besonderes Blatt für das Volk.“

8. Unsere allernächste Pflicht möchte indessen eine brüderliche Ansprache seyn für die der Union angehörigen, in dem Herrn mit uns verbundenen Brüder, welche sich morgen hier versammeln. Diesen Brüdern sind wir die erste Mittheilung unserer Beschlüsse schuldig; sie werden darin ein Zeichen brüderlichen Vertrauens, brüderlicher Aufrichtigkeit, brüderlicher Gemeinschaft erkennen. Sind wir uns doch Alle der wahren Union, der wirklichen inneren Gemeinschaft mit allen gläubigen Christen bewußt. Ja, wir meinen eben: die wahre Union durch aufrichtige Festhaltung der Unterschiede zu fördern, an welchen sich das Gemeingut des Glaubens desto heller offenbart, wie an den unterschiedenen Farben dasselbe Licht, — welches nur in der trüben Mischung der Farben erlischt. Je ehrlicher und offener wir im Kultus die Verschiedenheit der Confession äußern, welche sich nicht auf einzelne Lehrstücke beschränkt, sondern vermöge des organischen Zusammenhangs aller Lehrstücke die ganze Lehre durchdringt, um so ehrlicher und offener wird sich auch die Glaubensgemeinschaft herausstellen, um so freier werden sich die Christen verschiedenen Bekenntnisses gegen einander verhalten, wenn sie nichts mehr verschweigen müssen. Bewährt sich doch dasselbe an

jedem geselligen Verhältnisse: jedes Bekenntniß ist eine Herzenserleichterung; wo aber streitige Artikel verschwiegen werden müssen, da befällt uns ein Mispdrücken. An diesem Mispdrücken müssen unsere Gottesdienste leiden, wenn sie weder Lutherisch noch reformirt sind, weil sie es beiden Kirchen recht machen wollen, worüber sie keinem Theile genügen. Wir verkennen ja nicht den guten Willen gegenseitiger Concessionen und Schonungen; aber was dabei herauskommt, ist doch auch klar. Darüber werden gewiß auch unsere der Union zugehörigen Brüder mit uns einverstanden seyn: nicht „die äußere kirchliche Gemeinschaft bei innerer Verschiedenheit der Lehre,“ sondern umgekehrt „innere Herzens- und Glaubensgemeinschaft bei offener Äußerung der inneren Lehrdifferenzen“ bedingt die wahre Union.

Es kann in der That nicht genug wiederholt werden, daß nur durch ehrliche, offene Erklärbarkeit, nur durch die disinkte Absonderung, die wir verlangen, die wahre Union möglich wird; ohne Distinktion wird Union zur Confusion, wogegen die auf Erklärbarkeit gegründete wahre Union mit allen christlichen Kirchen und der Charismen derselben theilhaft machen kann, ohne daß wir unsere Persönlichkeit, unser spezifisches Leben daran geben. Es thut wirklich Noth, auf diese unsere Union, auf die Union der Erklärbaren aufmerksam zu machen.

Haben wir so viel von dem Unrechte der verfehlten Union verhandeln müssen, welches der Ausführung zur Last fällt, welches ohne unsere eigene Schuld nicht möglich gewesen wäre, so ist es um so unerlässlicher, andererseits objektiv das Recht der wahren Union anzuerkennen, wodurch die unterschiedenen Kirchen mit einander in Berührung kommen, ja in Kampf gerathen, ohne sich deshalb zu entfremden, sub-jektiv die gute Meinung und das reblische Wohlwollen, woraus die verfehlte Union hervorgegangen ist, auch die Tempstivität des Unternehmens, welches erst in der Ausführung verunglückt ist, unumwunden zugestehen. Wir thun selbst Unrecht, wenn wir nur von dem theils erlittenen, theils verschuldeten Unrecht reden, ohne das Recht der Union und die gute Gesinnung in der ursprünglichen Idee anzuerkennen. Dieselbe Fürsorge, welche in einer glaubensarmen Zeit durch die Ugende subjektiver Willkür und rationalistischer Predigt ein Zeugniß entgegenhalten wollte, dieselbe Fürsorge wollte christliche Gemeinschaft bei confessioneller Verschiedenheit; ja, wir müssen anerkennen, daß auch durch die verfehlte Ausführung die Idee der wahren Union mehr geweckt worden ist. Wir müssen die Gelegenheit ergreifen, dies auszusprechen, es gehört zugleich zur Erklärung unserer Erklärbarkeit.

So dürfte auch die vorgeschlagene brüderliche Ansprache Veranlassung geben, noch einem anderen, oft wiederholten Einwande zu begegnen, dem Einwande, als würde durch den Streit im Heerlager die Macht der Gläubigen zum Kampfe gegen die gemeinsamen Feinde geschwächt. Auf diesen Einwand ist zu erwidern, daß es allein der Streit über die Eingriffe der Union ist, welcher die Gemeinschaft stört und schwächt: dieser Streit wird durch die von uns gewünschte Auseinandersetzung gründlich geschlichtet und hiemit die gemeinsame Macht gegen den gemeinsamen Feind, gegen den Unglauben, gestärkt. So kann auch die Sonderung der unterschiedenen Kolonnen oder Truppentheile, welche wir bedingen, die gemeinsame Heeremacht nur stärken, während die Vermengung aller Waffengattungen Unordnung und Niederlage zur Folge hat.

Das Alles würde zu der morgenden Ansprache gehören, und gewiß bei unseren Brüdern eine gute Statt finden, wenn sie auch im übrigen nicht mit uns gehen.“

Auch über diesen Punkt war ein volles Einverständnis: der Vortragende wurde mit der Ausrichtung einer solchen Begrüßung und Anzeige in der morgenden Versammlung beauftragt.

„9. „„Aber außer dieser ersten Herzenserleichterung ist auch eine ausführliche Erklärung in dem obigen Sinne vor den Behörden und ein offenes Zeugniß in den öffentlichen Blättern unerlässlich.““ Es wurde nicht minder eine Immediatvorstellung an Se. Majestät den König beschlossen, womit der Ausschuss beauftragt wurde. „„In allen diesen Erklärungen ist aber, um es noch einmal zu wiederholen, nichts so wichtig, als kräftigste Verwahrung gegen unfirchliche Majoritätsbeschlüsse, und zwar sowohl im Interesse der Kirche, als auch zum Besten der unfirchlichen Majorität selbst, insbesondere feierlichste Protestation gegen Synodalschlüsse, die aus direkten oder indirekten, modifizierten oder unbeschränkten Gemeinbewahlen hervorgehen, so wie gegen alle vorläufigen Einleitungen zu einer neuen Verfassung, die nicht ausdrücklich das Bekenntniß bedingen.“

Deshalb wurde zum Schlusse noch einmal an den 19. April erinnert, welcher übermorgen dreihundertundzwanzig Jahr zurücklegt. Der Reichstag zu Speier hatte „„seinen Trost auf das Mehrere gestellt,““ auf die äußere Macht und die Zahl; die Protestation wahrte das Recht der Minorität, und zwar aus drei Gründen, deren Wiederholung und weitere Ausführung jetzt recht an der Zeit seyn würde, nämlich: 1. weil das Mehrere überhaupt über das Mindere nicht entscheiden könne, 2. weil insbesondere das Mehrere gegen frühere Einseitigkeit nichts vermöge, 3. weil das Mehrere namentlich nicht in Sachen gelten könne, „„die einen Jeden sonderlich angehen.““ Luther's Werke von Watsch Th. XVI. 1745.“

Hiemit wurde die Verhandlung unter dem wohlthunenden Gesichte innerster Herzeinsigkeit am 17. April geschlossen, und zwar mit der Hoffnung auf unsere Wiedervereinigung am Tage vor und bei der Gnadbauer Herbstversammlung. Unterdessen fanden sich die übrigen Brüder zu der größeren Versammlung nach und nach ein. Am 18. April wurde der größeren Versammlung von unseren Beschlüssen im obigen Sinne Mittheilung gemacht, worauf wir gemeinschaftlich sangen:

Ach, Herr Jesu Christ, vereine
Deine dir geweihte Schaar,
Daß sie sich so herzlich eine,
Wie's dein letzter Wille war.
Ja verbinde in der Wahrheit,
Die du selbst im Wesen bist,
Alles was von deiner Klarheit
Zu der That erleuchtet ist.

Am 19. April, als am Jahrestage der Protestation zu Speier, ist demnachst die Vorstellung an Se. Majestät den König entworfen und sofort unter den entferntesten Mitgliedern des Ausschusses in Circulation gesetzt worden.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 23. Mai.

N^o 41.

Noch einmal der christliche Staat.

Dritter Artikel.

Motto: „Tamdiu enim potestas apud Vos erit, quamdiu recta ratio permanserit.“

Wir betrachteten im vorigen Artikel, daß die Persönlichkeit des Menschen dessen volles Ich sey als ein von Gott durchleuchtbares, durchtönbares — daß die Sünde aber keinen Theil bilde dieser Persönlichkeit, weil sie vielmehr die Entgegensetzung ist gegen das Durchtönen und Durchleuchten Gottes im Menschen — daß also die wahre Persönlichkeit zusammenfällt mit der Ebenbildlichkeit Gottes. Diese Ebenbildlichkeit ist die Uranlage zum Staate, welche früher ist als alle einzelnen Staaten — aber auch die einzelnen Staaten sind früher als ihre Glieder: der Staat als höhere Persönlichkeit ergreift vielmehr erst, durchtönt die einzelnen Persönlichkeiten seiner Glieder, und in dem Maße, wie dieser Ton sie durchdringt, werden sie erst wahrhaft Glieder dieses Staates. Darauf, daß der Staat zuerst ist und dann erst seine Entfaltung in Glieder, ruht dies, daß auch seine Gewalt nicht erst in Folge des Übereinkommens seiner Glieder geschaffen wird, sondern vorhanden ist als eine Uranlage, als eine nothwendige Forderung des Staates überhaupt und des einzelnen Staates insbesondere — mit dem Staate selbst ist zugleich seine Gewalt über seine Glieder — in Beziehung auf welche Gewalt die Einzelnen sich allerdings einbilden können, sie schufen sie erst durch ihren Entschluß — in der That aber ist diese Gewalt vorhanden frei und ganz abgesehen von dem Entschlusse des Einzelnen, und nur wenn und inwiefern dieser Entschluß nichts ist als ein Aussprechen des wirklichen, faktischen Verhältnisses — nur wenn er mit der vom Entschlusse unabhängig vorhandenen Gewalt zusammentrifft, hat dieser Entschluß einen wahrhaften Inhalt, eine wahrhafte Folge — nur in diesem Falle erweist sich das Ergebniß dieses Entschlusses nicht als eine Scheinthat, sondern als eine bewußte Bestätigung der göttlichen Ordnung. Es folgt daraus vor allen Dingen, daß alles reflektirte politische Handeln ein zufälliges Herumtaffen ist, so lange der Handelnde nicht die wahre Natur der Staatsgewalt, die nothwendigen Eigenschaften derselben erkannt hat, denn nur in dieser Erkenntniß ist es möglich, politische Verhältnisse so zu ordnen und zu leiten, daß sie der göttlichen Ordnung der Dinge, der Natur, die die Schöpfung Gottes in den Staat gelegt hat, nicht widersprechen. Man muß das *telos* des Staates kennen, wenn man über den Staat etwas Grundhabendes aussprechen will — und dies wäre also die Aufgabe unseres dritten Artikels, die Betrachtung der gottgezeugten Natur der Staatsgewalt.

In der sittlichen Persönlichkeit des Staates ist die Gewalt

gewissermaßen der Punkt, in welchem sich das Ich darstellt; es ist das *punctum saliens* des Staates für die Fassung und Ausführung seines Willens; ohne diesen Punkt hätte der Staat kein persönliches, kein sittliches Leben, und da der Staat nichts ist als sittliches Leben, so wäre er also selbst nicht. Ein Staat ohne Staatsgewalt wäre ein Messer ohne Klinge, woran der Stiel fehlt; und eben weil es die Grundbedingung des Daseyns des Staates ist, wiederholt diese Bedingung sich auch an allen Gliederungen des Staates — es gibt kein wahres Eigenthum, so lange nicht ein mit einer der Natur des Eigenthums entsprechenden Gewalt ausgerüsteter Eigenthümer da ist; es gibt keinen wahren Stand, so lange nicht eine mit einer der Natur des Standes entsprechenden Gewalt ausgerüstete Standesobrigkeit oder Vorseherschaft oder einzelner Vorsteher, so lange mit einem Worte keine Standesgewalt vorhanden ist. Ohne Gewalt verliere nicht nur der Staat seine Natur als sittliche Persönlichkeit, sondern die Gewalt ist auch der Ton, der durch das Ganze klingt und die Glieder des Ganzen als bestimmte, wirkliche Glieder constituirte. Die sittliche Persönlichkeit ist die innerste Natur nicht bloß des ganzen Staates, sondern auch wiederum aller seiner Theile, so weit sie politischen Charakter haben; ja! diese Natur des Staates findet noch eine Spiegelung in solchen Verhältnissen, die nicht eigentlich politischer, sondern nur juristischer Natur sind. Eine Gesellschaft, die sich zu einem bestimmten, einzelnen, beschränkten Zwecke willkürlich und aus freiem Entschlusse zusammenthut, ist keine politische, ist nur eine juristische Person, aber auch sie, wenn sie handeln will, bedarf eines Punktes, von wo die Handlung ausgeht, eines Vorstehers oder Anwaltes oder dergleichen; eine Stiftung, z. B. eine Stipendienstiftung, ganz dergleichen, und so fort.

Die Gewalt des Staates ist also der Punkt, auf welchem sich die sittliche Persönlichkeit desselben handelnd darstellt — und so gut wie sich der einzelne Mensch über den Punkt, in welchem seine wahre Persönlichkeit wurzelt, täuschen kann, kann sich auch ein Staat darüber täuschen, denn der Träger seiner Gewalt ist entweder ein einzelner Mensch oder es sind einzelne Menschen. Wie oft kommt es vor, daß ein einzelner Mensch glaubt, gerade sein lebendigstes, sittliches Wesen, sein Ruhm, seine Ehre, sein Daseyn wurzeln in einem Punkte, der doch gerade seine Vernichtung, seine Verwüstung, sein Verderben ist, oder auch der ein Scheinding, ein Gar-nichts ist. So ist es tausendfach vorgekommen, daß Staaten, die aus dem natürlichen, unreflektirten Handeln herausgetreten sind, die angefangen haben, sich mit Nachdenken über ihre Aufgaben weiterzugestalten, meinten, ihre Gewalt solle so oder so geordnet seyn, oder sey so oder so geordnet, und in der That war sie es ganz anders. So meinte der

Französische Convent, als er die Direktorialregierung gründete und in der That in einer der wahren Natur des Staates hohnsprechenden Weise gründete, die Gewalt solle beim Direktorio und den gesetzgebenden Räten seyn; und Direktoren und Räte meinten noch lange, es sey wirklich so, als sie schon längst nichts waren als die ausführenden Behörden des mächtigsten Generals — bis dieser, nach einiger Unterbrechung durch seine äußere Entfernung, endlich der Unklarheit des Verhältnisses, wodurch alles politische Daseyn schwankend und immer von Neuem in Frage gestellt ward, müde, auch formell das Direktorium stürzte und also auch formell als Inhaber der höchsten Gewalt heraustrat. Trübe Augen können sich also über den Sitz der Gewalt täuschen, aber da ist sie immer, so weit ein Staat wirklich da ist; und je unklarer, je versteckter der Sitz ihres Daseyns wird, je unklarer wird das Leben des Staates, je anarchischer wird der Staat als Ganzes. Mit dem wirklichen Schwinden der Gewalt hört dieser bestimmte Staat, dem sie angehörte, auf, wenn nicht sofort eine neue Gewalt an die Stelle der schwindenden tritt, wodurch doch eigentlich auch der alte Staat aufhört und einem neuen Platz macht, der an seine Stelle tritt; — in dem Falle aber, wo die Gewalt wirklich schwindet ohne augenblicklichen Ersatz, gehen aus dem bisher einigen Staate andere Staaten neu hervor, oder er geht in anderen Staaten unter. Staat und Staatsgewalt sind so untrennbar als Mensch und Bewußtseyn. Wie ein Mensch kein wahrer, lebendiger, eines Willens, Entschlusses, einer That fähiger Mensch ist ohne Bewußtseyn, so ein Staat nicht ein wahrer, lebendiger Staat ohne Staatsgewalt.

Die Gewalt des Staates ist also der Punkt, auf welchem sich die sittliche Persönlichkeit des Staates, das volle wollende, handelnde, beschließende Ich des Staates darstellt, und — wie das Ich des einzelnen Menschen zwar nach den verschiedenen Richtungen seiner thätigen Äußerung unterscheidbar, aber nicht in seinem inneren Daseyn trennbar ist, ist dies auch das Lebensprädikat, die *conditio sine qua non* der Staatsgewalt, dies: daß sie nicht innerlich trennbar, sondern nur nach den verschiedenen Äußerungen ihrer Thätigkeit unterscheidbar ist. Es ist dieser Satz ein eben so wichtiger für alle wahre politische Einsicht, als es der früher aufgestellte ist, daß die Gewalt mit dem Daseyn des Staates identisch, also früher als alle Glieder des Staates, zwar auf diese, auf das Volk gegründet, aber nicht erst von ihnen, von ihrem Einzelentschlusse aus gegründet ist.

Das ist ein Punkt, den man genau im Auge behalten muß. Die Staatsgewalt ist den verschiedenen Seiten ihrer Thätigkeit nach unterscheidbar, und zwar je entwickelter das Daseyn eines Staates ist, je mehr müssen sich die verschiedenen Seiten seiner Thätigkeit scheiden — aber so wie sie sich wirklich trennen, hört der Staat selbst auf, stirbt er. Man kann sich diese Prozesse in historischer Form zu verdeutlichen suchen. Die älteste, gewissermaßen naturgegebene Form des Staatsdaseyns ist die der Familie. Vater, Mutter und Kinder einer Familie bilden diesen Staatsanfang: Adam, Eva und ihre Kinder. Hier liegen alle Gewalten in Adam noch, der sie tragenden Person nach noch

ununterschieden — er ist der Gesetzgeber, der Richter, der Administrator, der Führer zugleich und das Heer selbst des Staates — er ist König, Oberrichter, Oberpriester und Oberfeldherr — alles in einer Person, und oft fallen alle diese verschiedenen Thätigkeiten in einem und demselben Akte zusammen. Er ordnet einen bestimmten Platz zum Anbau, baut ihn an und straft das seiner Kinder, welches den Anbau stört oder beeinträchtigt durch seine Unart — Alles in einer Stunde — ist also Administrator, Gesetzgeber und Richter, ohne daß sich diese Richtungen in ihm selbst irgendwie sondern lassen. Eva wird allerdings einerseits eine abgeleitete, andererseits eine beratende und beschränkende Macht neben ihm seyn; aber auch in ihrem Thun werden wieder die verschiedensten Staatsthätigkeiten zusammenfallen. — Nun denke man aber diese Familie zum Stamme erwachsen, sofort tritt die gliedliche Gewalt des Hausvaters von der hauptlichen des Herrschers ab. Das Stammhaupt wird in seiner eigenen Familie noch die Gewalten des Hausvaters und Herrschers vereinigen — aber neben sich die Gewalt der anderen Hausväter in deren Familien bestehen lassen, und die eigentliche Herrschergewalt wird sich auch nach ihren verschiedenen Seiten besondern; als Gesetzgeber wird der Stammfürst an das Gutheissen des Stammes, an dessen Berathung etwa gebunden, als Richter wird er an das eingelebte oder durch Berathung und Beschluß bereits feststehende Recht gewiesen seyn, und als Administrator und Heerführer wird er wenigstens in einzelnen Fällen daneben noch vielleicht einer so totalen, in ihren Funktionen ununterschiedenen Gewalt genießen, daß er im Kriege nicht bloß Befehle ertheilen, sondern in der Form von reinen Befehlen Gesetze erlassen, und daß er das Recht unmittelbar aus der Natur der Sache ohne Rücksicht auf etwas Festgestelltes üben, Jemanden, der im Heere etwas versieht, tödten lassen kann, ungeachtet gegen dies bestimmte Versehen gar kein gesetzliches, vorgängig formulirtes Verbot existirt. Noch mehr aber tritt diese Unterscheidbarkeit der verschiedenen Funktionen der Gewalt hervor, wenn nun der Staat nach den ökonomischen Stellungen und Thätigkeiten seiner Glieder sich auseinander legt, wenn Ackerbauer neben Hirten, Krieger neben Gewerbetreibende treten, wenn Stände mit verschiedenem Rechte, verschiedener ökonomischer Basis entstehen. Für gewisse Zeiten kann es noch nothwendig oder doch wohlthätig seyn, richterliche und administrative Funktionen unmittelbar in dieselben Hände zu geben — für ausgebildetere, gegliedertere Zustände wird dagegen mehr und mehr das Bedürfnis eintreten, alle solche Funktionen zu scheiden und zu unterscheiden. — Dies ist nun das Wahre, was dem im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert herrschenden politischen Streben, die Staatsgewalt nach ihren einzelnen Thätigkeiten zu unterscheiden, zu Grunde lag; aber dabei gerieth man in den unseligen, in der That den Staat zu Grunde richtenden Irrthum, die Funktionen der Staatsgewalt nicht bloß unterscheiden, sondern, um ihren Unterschied sicher zu stellen, sogar trennen zu wollen. Man muß dies scharf in's Auge fassen, denn es ist von größter Wichtigkeit, darüber klar zu werden, und wir ringen gewissermaßen noch alle Tage mit den unseligen Folgen jenes

Irthums, jener politischen Sünde. Betrachten wir die Sache zunächst an einem untergeordneten Beispiele: wenn eine Forstverwaltung zugleich unmittelbar das Recht hat, über Einrichtung, Pflege und Schutz des Forstes und über Bestrafung derer, die diese Einrichtung, Pflege und Schutz stören, Gesetze zu geben, danach nicht bloß die Verwaltung des Forstes zu führen, sondern auch die dagegen Handelnden selbst zu strafen, so sind legislatorische, administrative und richterliche Funktionen noch in denselben Hand; — nun wird man die Erfahrung machen, einerseits, daß eine Forstgesetzgebung, die lediglich von den Forstbeamteten ausgeht, oft nicht die gehörige Rücksicht nimmt auf Interessen und Rechte Anderer; man wird also die Forstgesetzgebung so ordnen, daß sie nicht mehr von den Forstbeamteten allein ausgeht, sondern daß diese und das Interesse des Forstes zwar wesentlich gehört, aber auch die neben der Forstverwaltung bestehenden Interessen geprüft und gehört werden — man wird die Forstgesetzgebung und namentlich den Beschluß in dieser Gesetzgebung an eine Behörde verweisen, zu der man das Zutrauen hat, daß sie das Interesse der Forstverwaltung, aber neben diesem auch andere Interessen hört; — eben so wird man die Erfahrung machen, daß die richterliche Gewalt in der Hand des Forstpersonals nicht frei genug bleibt von den persönlichen Empfindungen desselben. Der Forstbeamtete, welcher zwanzig Jahre lang mit Sorge und Mühe einen Schlag gepflegt hat, wird gegen den, der diesen Waldschlag bedeutend beschädigt, in persönlicher Gereiztheit auftreten, wie ein Vater, dessen Kind verletzt ist, gegen den Verlezer schwerlich ein gerechter Richter ist, weil sich in ihm die Eigenschaft, Partei und Richter zu seyn, verbindet. Man wird also auch die Forstgerichtsbarkeit anderen Händen als bloß denen der administrativen Forstbeamteten überweisen. So weit geht die mögliche, ja! bei weiterer Entwicklung des Staates in allen seinen Thätigkeiten, nothwendige Unterscheidung — ein großer Theil der Entwicklung und Entfaltung des Staates besteht nur in einer sachgemäßen, glieblichen Unterscheidung dieser verschiedenen Funktionen.

(Schluß folgt.)

Die Katholische Kirche. Eine Zeitbe- trachtung.

(Schluß.)

Und ganz dasselbe Verfahren, ja ein seine eignen Sympathien und Pläne noch deutlicher verrathendes, hat Pius auch bei der f. g. nationalen Erhebung Italiens, bei dem Aufstand der Lombarden gegen die Österreichische Herrschaft, eingehalten. Er selbst sagt darüber in einem Manifest (d. d. 1. Mai 1848), und wir müssen seine Worte ausführlich hersehen: „Unterdessen trugen sich die großen Ereignisse zu, nicht allein in Italien, sondern in beinahe ganz Europa, welche die Gemüther entflammten und Einige veranlaßten, den Plan zu fassen, aus Italien eine eigigere, mehr zusammenhaltende Nation zu bilden und dasselbe zu der Höhe der anderen Großmächte zu erheben. Dieses Gefühl trieb einen Theil Italiens, welcher nach Befreiung schmach-

tete, zum Aufstande. — Auch ein Theil Unserer Unterthanen eilte herbei, um sich zu einer Streitmacht zu bilden; allein nachdem sie organisiert und mit Anführern versehen worden, erhielten sie die Weisung, an den Gränzen des Staates inne zu halten (!). — — Niemand ist der Worte unkundig, welche Wir in Unserer letzten Anrede gesprochen haben, nämlich, daß Wir entfernt sind, den Krieg zu erklären, auf der anderen Seite aber zugeben, nicht im Stande zu seyn, dem Eifer Einhalt zu thun, der einen Theil Unserer Unterthanen mit demselben Geiste der Nationalität, wie die anderen Italiener, beseelt. Und Wir wollen hier nicht verschweigen, daß Wir auch in diesen Umständen nicht vernachlässigt haben, die Pflichten des Vaters und des Fürsten zu erfüllen in der Art, die Wir für die wirksamste hielten für das größtmögliche Heil derjenigen Unserer Söhne und Unterthanen, welche sich bereits ohne Unseren Willen den Wechseln des Krieges ausgesetzt sahen.“ *) (Er hatte die crociati und ihre Waffen am 25. März ausdrücklich gesegnet.) Und ein in der Französischen Presse zuerst erschienener Brief an einen Französischen Volksrepräsentanten sagt noch bestimmter: „Was Italien betrifft, so habe ich mich nicht bloß seinem Kampfe für die Unabhängigkeit nicht widersetzt, sondern ich billige ihn als Italiener und als Fürst, aber als Priester und Papst muß ich, da alle Christen meine Söhne sind, meine Bemühungen dazu anwenden, um sie an gegenseitigem Würgen zu hindern und den Frieden unter ihnen herrschen zu machen.“ Und in einem am 3. Mai an den Kaiser von Oesterreich gerichteten Schreiben ermahnt er diesen, „seine Waffen von einem Kriege zurückzuziehen, der, ohne die Gemüther der Lombarden und Venetianer seiner Herrschaft wieder erobern zu können, jene furchtbare Reihe von Unglück mit sich ziehe, das den Krieg gewöhnlich begleite etc.“ und die „edle Deutsche Nation ladet er ein, den Haß abzulegen, und in nützliche Beziehungen freundlicher Nachbarschaft eine Herrschaft zu verwandeln, die weder edel noch glücklich seyn könnte, weil sie bloß auf dem Schwerte ruhen würde.“ Was diese Worte eigentlich sagen, bedarf keines Commentars; will man aber einen haben, der sagt, was der Papst nicht sagen durfte, so muß man den bekannten Gioberti hören in einer Adresse, die er an die Römer gerichtet hat. „Einheit,“ sagt er, „ist der Gipfel und das Ziel; diese aber kann nicht bestehen ohne Religion. Die Einheit aber soll erreicht werden theils durch eine Vereinigung der Benetolombarden und der Ligurien, subalpinen zu einem Italischen Königreiche, theils durch die politische Ligue der Italischen Herrschaften, vertreten durch eine Dieta. Rom muß beide weihen. Das Italische Reich und die Italische Union werden dem heiligen Stuhle die zeitliche Herrschaft sichern, deren er bedarf. Dann aber wird die Auferstehung Italiens überall den katholischen Glauben zur Blüthe erheben. Es wird die Völker mit dem Glauben versöhnen, wenn man ihn durch die That denselben als Beleber der Nationen

*) Die feine Wendung! Der Papst segnet den Ungehorsam und seine Thaten; Eli machte es wohl ähnlich. Aber die Schrift sagt Was der Mensch säet, das wird er ernten!

zeigt.“ Diese Worte sind ganz deutlich, und wir fügen deshalb nur noch die Bemerkung dazu, daß Gioberti, jetzt Sardinischer Minister, als Abbate damals einige Zeit in Rom zubrachte, mit dem Pater Ventura, der in einer Schrift aus den Kirchenvätern den Beweis führt, daß den Völkern das Recht zustehe, ihre Fürsten selbst zu wählen, verkehrte und auch einer besonderen Audienz vom Papste gewürdigt wurde, bei welcher der letztere versprochen haben soll, dem König Albert die eiserne Krone aufzusetzen.

Von welchen Plänen also Pius IX. bewegt wurde und welchen Tendenzen er huldige, das kann nach solchen Beweisen Niemand verborgen seyn. Daß er, als die Sache eine ihm ganz unerwartete, andere Wendung nahm, d. h. als die Bewegung ihm über den Kopf zu wachsen anfing, sich davon zurückzog und jetzt nur noch that, wozu er sich gezwungen sah, das war ganz natürlich und kann seine wahre Meinung keinen Augenblick verhüllen. Für diese liegen vielmehr so viel bestimmte, freiwillige Anzeigen und Handlungen des Papstes vor, daß sie gar nicht verkannt werden kann. Pius hat einen kühnen Versuch gemacht, durch (vermeintlich) „unschädliche Concessionen“ (wie sich die mehrgenannten hist.-pol. Blätter ausdrücken), d. h., um mit wirklichen Thatsachen zu reden, indem er Reformen zusagte, ohne von Anfang an deren Tragweite zu bestimmen, *) Fragen der auswärtigen Politik gleich von vorn herein vor das Publikum brachte, ohne zuvor mit den betreffenden Kabinetten ihre gütliche Lösung versucht zu haben, **) indem er ausdrücklich die Italienische Erhebung und den Krieg gegen die rechtmäßige Obrigkeit billigte, indem er mit den Führern der Bewegung ermunternd verkehrte, in der Schweiz mit dem radikalen Zeitgeist mehr als liebäugelte, indem er endlich keinerlei ernstliche Anstrengung machte und keinerlei christliche Sprache führte, um nur da wenigstens, als der Charakter der Sache auch dem Befangenen offen vorlag, dem christlichen Gewissen genug zu thun, kurz, indem er Alles that und Alles unterließ, was er nur irgend thun und unterlassen durfte, um nicht allen Schein zu verlieren; den Versuch gemacht, sagen wir, durch solche „Concessionen“ den „feindseligen (so sagen jene Blätter weiter), durchweg unchristlichen und unkatholischen Haß jener Stimmung zu entwaffnen und die drohende Strömung des Zeitgeistes zu theilen,“ d. h. den Geist dieser Zeit und die Macht dieser Welt sich unterthänig zu machen; und — dieser Versuch ist mißlungen. Pius büßt ihn in unfreiwilligem Exil. Was er aber damit der katholischen Welt aufs Neue vor Augen rückt, das ist eine große evangelische Wahrheit.

Die Vereinigung eines Reiches von dieser Welt mit einem christlichen Firtenamte in der Weise des Papstthums ist keine Sache des göttlichen Wohlgefallens; der Träger aber dieser Vereinigung, der Römische Papst, ist nach Amt und Person mit

nichten von Gott, am allerwenigsten der Nachfolger dessen, in dessen Munde, geschweige in dessen Leben, kein Betrug erfunden wurde.

Ob die katholische Christenheit für diesen Fingerzeig Gottes in diesen entsetzlich mahnenden Zeiten Aug' und Ohr haben wird, weiß Gott; in ihrer Gesamtheit wohl gewiß nicht; daß sie aber, wenn sie's nicht thun wird, in diesen Einsturz der Dinge kann mitverwickelt werden, wenigstens daß sie der Herr je mehr verstockt und auch ihre guten Elemente steigender Verderbniß preisgeben wird, wissen auch wir. Daß sie sich Ausreden macht, liegt leider vor Augen, und daß dieselben auch gegen uns werden gebraucht werden, erwarten wir nicht anders. Betrachten wir wenigstens eine derselben noch zum Schlusse.

Die hist.-pol. Blätter sagen, und Ähnliches ist auch anderwärts zu lesen: „Es scheint uns, als wenn es die Pflicht und das Recht der Katholiken wäre, in der Person jedes Papstes das Kirchenoberhaupt und den weltlichen Regenten zu unterscheiden. Diesem letzteren sind die Verheißungen nicht gegeben, auf welche sich der Nachfolger des Apostelfürsten stützt.“ Aber „erst heute gibt der Katholikenhass vor, beide Gebiete schlechterdings nicht unterscheiden zu können.“ — „Pius hat in einer ganzen Reihe früherer Erlasse auf das Allerentschiedenste seine Absicht und seinen Willen durch die That bekräftigt, in geistlichen Dingen bei der ununterbrochenen Tradition der Kirche zu beharren.“ — — Wer also von seinem Gebahren als weltlicher Fürst auch eine möglichst üble Meinung hätte, müßte dennoch und grade eben deswegen die Haltung Pius IX. auf dem rein geistlichen Gebiet für einen der stärksten Beweise zu Gunsten der göttlichen Einsetzung des Papstthums gelten lassen.“ In der That, eine sehr logische Beschuldigung und ein sehr bündiger Beweis! Wir wollen kurz seyn. Unterscheiden können wir und der Haß ist uns fremd. Aber wir — glauben nicht. Wir glauben nicht, daß der Papst stiehe in dem, was er in kirchlichen Dingen thut, unter der besonderen Leitung des heiligen Geistes. Denn wir glauben überhaupt nicht an den Papst, d. h. an die Übertragung einer unübertragbaren Würde an einen Menschen, der dieser Würde durch das, was er ist und thut, in's Angesicht schlägt. Unser Glaube ruht auf dem Evangelium, auf dem Wort des Herrn und der That seines Lebens. Ob wir damit in dieser bösen Zeit weiter kommen als die Katholische Kirche, das kann man in einer Beziehung bezweifeln; in der anderen sind wir darüber um so gewisser. **)

*) Das hat er allerdings wiederholt gethan. Aber mußte er denn nicht, um zu seyn und zu bleiben, wozu er (von Menschen) gemacht ist? Wir finden hierin nur noch einen Beweis mehr für unser Urtheil.

**) Wir wollen aber doch auch, wenigstens in einer Anmerkung, darauf aufmerksam machen, daß Luquet in der Schweiz Abgesandter des Papstes und nicht des Fürsten war, und daß Pius als Papst zu dem nicht hätte schweigen dürfen, wozu Pius als Fürst schwieg, ja was Pius als Fürst selbst that und billigte.

*) So sagt wörtlich Guizot in einem diplomatischen Schreiben d. d. 25. August 1847.

**) So derselbe ebendort, vgl. A. Allg. Z. Nr. 157. J. 1848.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 26. Mai.

N^o 42.

Noch einmal der christliche Staat.

(Schluß.)

Es ist wie bei den Gebilden des Thierreiches — je höher sie sind, je deutlicher zeichnet die Natur ihre Glieder; aber sie trennt sie nicht vom Leibe, denn dann hörten sie ja auf Glieder zu seyn. Welch plummes, in sich ungliedertes Wesen ist die Hand des Pferdes, der Huf — wie fein gegliedert dagegen schon die Pranke des Löwen — und nun vollends die Hand des Menschen! Hier sind alle Finger, wieder alle Glieder der Finger, alle Verhältnisse derselben unter einander fein unterschieden — aber eine Trennung vom Körper und von einander findet nicht statt, sonst hörten sie ja auf, Hand und Glieder der Hand, hörten sie auf, Organe des Ganzen zu seyn. So ist auch der Staat nach seinen organischen Thätigkeiten zu unterscheiden, zu gliedern, aber nicht zu trennen. Eine Trennung (d. h. um bei unserem obigen Beispiele stehen zu bleiben: daß die Gesetzgebung und Verwaltung des Forstes an mit einander gar nicht in gliedlichem Connex stehende Behörden gegeben würden, und eben so die richterliche Entscheidung über Handhabung der Gesetzgebung und Verwaltung und deren Verletzungen — daß diese Behörden von einander ganz unabhängige Gewalten haben) zersört die Sache selbst. Denke man sich eine Forstverwaltungsbehörde, welche technisch gebildet und mit Interesse für diesen Vermögenstheil des Staates, für den Forst erfüllt ist, aber gebunden an eine Gesetzgebung, welche von einer Behörde ausgeht, die nur die Sonderinteressen des einzelnen Bürgers im Auge und für Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit des Bestandes solcher Dinge, wie die Forsten sind für das Allgemeine, keinen Sinn hat — hier wird man einen ewigen Krieg haben zwischen gesetzgebender und ausführender Behörde. Jene wird Gesetze geben, die diese gar nicht oder in ganz anderem Sinne, als sie gegeben sind, ausführt; — eben so wenn die richterliche Behörde nun gar kein Forstinteresse mehr hat, ganz unabhängig von der Forstverwaltung dasteht, formell noch s. g. Sachverständige anhört, aber bei der Bestrafung jedes Forstfrevels davon ausgeht, die Schonung des armen Menschen, der einen Forstfrevel begangen, sey ihr erstes, die Schonung des Forstes nur ihr untergeordnetes Interesse. Denke man sich nur diese drei Behörden in dieser inneren Trennung, in diesem inneren Kriege, der alle Lust und Freude an der Sache selbst vergällt und zu Grunde richtet, und das Resultat ist nothwendig mit der Zeit der Untergang des Forstes. Das ist aber nicht bloß ein mögliches Beispiel, sondern (wenn auch nicht auf die Spitze getrieben, doch annähernd) ein tausendfach vorgekommenes, dem wir die Verwüstung der Deutschen Wälder und alle unglücklichen Folgen derselben zu danken haben — aber wie man hier als Ergebnis der Trennung der Gewalten die Verwüstung des Objectes der Gewalten sehen,

grade so ist es auch mit dem Staate im Ganzen. Man braucht sich nur vorzustellen einen Staat, dessen Gesetzgebung von einem Punkte ausgeht, der ganz andere Interessen hat als der Punkt, von dem die Handhabung dieser Gesetzgebung ausgeht, und wieder der Richter über diese Gesetze und deren Handhabung, die wieder ganz andere Interessen haben, und der Staat hört unmittelbar auf, ein gesunder Organismus zu seyn. Das ist aber nicht nur hundertmal vorgekommen, sondern kommt noch auf allen Seiten vor, ungeachtet es gegen das politische ABC verstößt. Denke man sich eine gesetzgebende Behörde, die es sich zur Aufgabe macht, die Pressverhältnisse so zu ordnen, daß in ihr dem subjektiven Gebahren breiter Raum gelassen ist, jedoch noch gegen die sittliche Verwüstung des Volkes durch die Presse Schranken gezogen bleiben; — denke man sich daneben exekutive Behörden, welche einsehen, daß man die Schranken, da sie ohnehin schwach sind, durch um so gewissenhafteren Schutz halten müsse — und endlich richterliche Behörden, die der Meinung sind, sie seyen da, dem subjektiven Gebahren hauptsächlich seine Freiheit zu bewahren, so wird man sofort ein bellum omnium contra omnes haben. Die Exekutivebehörde wird hemmend auftreten; der Gehemmte wird klagen und Recht bekommen; die exekutive wird nun über falsche Auslegung des Gesetzes klagen und gegen die richterliche Behörde schreien; die legislatorische Behörde wird glauben, durch eine Deklaration über Auslegung ihres Gesetzes den Streit zu schlichten; diese detaillirtere Interpretation wird zum Theil von der exekutiven Behörde oder von der richterlichen bestritten werden; die letztere wird vielleicht einen Ausspruch erheben auf Interpretation der Gesetze; man wird mit der legislatorischen Behörde also auch in Streit kommen; diese wird sich darauf berufen, über den Sinn der Gesetze könne nur vollgültig urtheilen, wer sie erlassen —; wenn die legislatorische Behörde aber, wie in unserer Zeit, eine in ihrem Personal wechselnde Versammlung ist, werden ganz andere Menschen die seyn, welche die Interpretation eines von ihren Vorgängern gegebenen Gesetzes in Anspruch nehmen; sie werden es oft ganz anders interpretiren, als es in jener ursprünglichem Sinne lag, und darüber wird dieser ganze Zweig des öffentlichen Lebens und Dienstes unsicher, demoralisirt werden und Jeder, der die nöthige Keckheit und Frechheit hat, wird in diesem Zweige des Staatslebens wagen können, was ihm beliebt. Wie aber dieser Streit einen verhältnißmäßig untergeordneten Lebenspunkt ergreifen kann, grade so die wichtigsten Nerven des Staats, z. B. seine Handelsverhältnisse, seine Domainen, die Kriegs- und Friedensfrage, das Eigenthumsrecht u. s. w. Ist also in einem Staate nicht ein Punkt, in welchem alle Zweige der Staatsgewalt in der That und lebendig noch eins sind, von wo aus alle Saiten der Staatsharfe, wenn ich dies Bild brauchen darf, mit überwiegender Macht harmonisch gestimmt werden können,

so löst sich der Staat auf, und erst wenn auf einem Punkte die Fülle der Gewalt neu erobert ist, ist wieder ein wirklicher, lebendiger Staat vorhanden.

Im vorigen Jahrhunderte glaubte man noch fest an dies Evangelium der getrennten Staatsgewalten, und in dem Augenblicke, als die constituirende Versammlung in Frankreich im Jahre 1789 bei ihren ersten Annahmen Anerkennung fand, meinte die Nation, die Trennung sey nun hergestellt; der König habe die exekutive, die Versammlung die legislatorische, die richterlichen Behörden hätten die richterliche Gewalt unabhängig von einander, und so solle und müsse es seyn der Natur der Sache zufolge; — allein es folgte in immer steigendem Maße bellum omnium contra omnes, bis die Nationalversammlung, welche eigentlich nur die legislatorische Gewalt haben sollte, alle andern Gewalten faktisch hinzuerobert hatte. Sie war aber durch diesen Prozeß nicht zur Einsicht gekommen, sondern ihr Verfassungswerk stellte wieder die Theorie der getrennten Gewalten hin — und sofort begann der Prozeß von neuem, das bellum omnium contra omnes, bis der Nationalconvent wieder alle Theile der Staatsgewalt erobert hatte und sie in einer absoluten Einheit übte, wie nie ein König; — aber der Convent war noch nicht zur Einsicht gekommen, im Gegentheil glaubte, früher sey die Sache nur deshalb so schlecht gegangen, weil die Trennung noch nicht vollständig genug gewesen wäre, weil die exekutive und legislatorische Gewalt noch zu viel Macht in sich vereinigt hätten; er ordnete also eine in sich ganz schwache exekutive Behörde, das Direktorium; eine in sich gebrochene legislatorische Behörde, die beiden gesetzgebenden Räte an, und die Verwirrung war vom ersten Tage dieser Direktorialverfassung so in den hauptlosen Gliedern, daß endlich nichts übrig blieb, als der Staatsstreich Napoleon's vom 18. Brumaire. Als Napoleon gestürzt war, kam man zwar nicht wieder auf absolute, aber doch auf relative Trennung der Gewalten zurück, und die Folge war die Entwicklung und der Kampf der Parteien; der Kampf namentlich über die Auslegung der einzelnen Artikel der Verfassung; ein Kampf, in welchem alle sittliche Einheit des Französischen Staates von neuem unterging, und der am Ende mit dem blutigen Kampfe über Auslegung des Artikel XIV. der Französischen Verfassung in den Straßen von Paris und der Vertreibung Karl's X. endete; — die Verfassung erhielt nun Zusätze, durch welche sie vor den Auslegungsgelüsten der exekutiven Macht geschützt seyn sollte; da suchte diese, was sie nicht mehr offen erreichen konnte, zu erschleichen — denn es war dies ihre Lebensfrage: die oberste Einheit der Gewalt; wie es die Lebensfrage jedes Staates ist — und wie schwach sie auch schon war, selbst ein Wurm, ehe er stirbt, krümmt sich. In diesen Schleichereien, in diesem Staatschmuggel ist aller sittliche Grund und Boden des Verhältnisses zwischen dem Staate und seinen Gliedern verdorben, ist die ganze Nation demoralisirt worden, und die Regierung ist zuletzt gefallen, wie eine reife Birne vom Zweige. In diesem Augenblicke ist leidlich eine Einheit der Gewalt in Frankreich hergestellt, der verantwortliche Präsident mächtiger als früher der unverantwortliche König — hauptsächlich weil Jeder ohne diese faktische Einheit das bellum omnium contra omnes

und nicht bloß in geistiger und sittlicher Gestalt wie früher, sondern mit den reellen Häuten kommen sieht — die Furcht hat faktisch die erste, unerläßlichste Forderung des Staates gewährt; — wie lange diese Gewährung auf solcher Basis reichen wird, müssen wir eben abwarten.

Jeder Bürgerkrieg ruht nur auf dem Bedürfnis der Einheit der Staatsgewalt, die sich dann auf verschiedenen Punkten herzustellen, und von diesen verschiedenen Punkten aus das Ganze sich wieder unterzuordnen sucht. Kurz! ich komme nach dieser Abschweifung in das historische Gebiet wieder auf den Satz zurück: daß die Gewalt des Staates zwar nach den verschiedenen Seiten der Thätigkeit des Staates unterscheidbar, aber nicht ohne innere Vernichtung trennbar ist — daß die oberste Einheit der Staatsgewalt eine so absolute Forderung für das Leben und Daseyn des Staates, wie die Einheit des seelischen Lebens des einzelnen Menschen in sich und mit den Sinnen es für dessen geistiges Daseyn ist. Ein Mensch, bei dem jene Einheit des seelischen Daseyns schwindet, ist verrückt, ist wahnsinnig oder in Fieberträumen; und so ist auch ein Staat, bei dem jene Einheit der Gewalt schwindet, in Fieberkrankheit, die sich bis zu politischem Wahnsinn und Tod steigern kann. Es ist eine der furchtbaren Calamitäten, die ein Land treffen kann, wenn die Regierung schwach ist, wenn die Einheit der Staatsgewalt bezweifelt werden kann.

Diesenigen, welche der Trennung der Staatsgewalt das Wort geredet haben, haben sich in der Regel auf England berufen. Allein sie thun das sehr mit Unrecht, denn in England ist die oberrichterliche Gewalt, wenn auch dem Namen nach bei der Krone, doch in der That beim Parlament, so gut wie die gesetzgebende; und da die Krone für sich nicht, sondern nur durch verantwortliche Minister regieren kann, dieser Regierung aber alle Staatsmittel abgeschnitten sind, wenn sie nicht in Übereinstimmung mit dem Parlamente ist, das Parlament im Grunde also die Minister (wenn nicht den einzelnen Personen, doch der politischen Charakterisirung nach) bestellt, ist in England die Einheit der Staatsgewalt, so weit sie nöthig ist, zeither vollkommen beim Parlamente gewesen, und das Englische Parlament war fähig, sich dieser Einheit der Staatsgewalt zu seyn, theils weil in England eine auf dem Continente unbekannte Scheu vor Untastung von Sonderrechten lebendig ist, theils weil England (zum Theil in Folge dieser Rechtsachtung) hinsichtlich der politischen Ansicht bis ganz an unsere Zeit heran nur in zwei Richtungen, die der Tories und der Whigs, getrennt war, welche Parteien, wie sie auch hinsichtlich der Ansicht von der Begründung der Staatsgewalt auseinander gingen, doch hinsichtlich der effektiven Handhabung der Staatsgewalt in allen wesentlichen Punkten eins waren — dadurch also kam, trotz alles Wechsels der Majoritäten im Parlamente und in den Ministerien, eine Einheit, ein organischer Zusammenhang in die Übung der öffentlichen Gewalten. Dieser ungeschriebene Theil der Englischen Verfassung ergänzte sie so, daß sie eines Lebens und eines großen staatlichen Lebens fähig war — das eben war die Erbweisheit Englands. Allein seit Peel in den letzten Jahren die beiden Parteien zerstückte, die politische Ansicht in England zersplittert hat, ist diese

Erweisheit gewissermaßen zerbrochen; — noch rollt der Englische Staatswagen in seinem einmal eingefahrenen Geleise fort auch ohne direkt von einer solchen Gewalt, wie eigentlich nöthig wäre, gezogen zu werden — allein schon die nächste Parlamentswahl wird wahrscheinlich, wenn nicht irgend eine große Verwickelung oder gewaltsame Ausbrüche früher, ein ganz heterogen zusammengesetztes Parlament in's Leben rufen; schon das in diesem Augenblicke vorhandene zeigt deutlich alle Wahrzeichen, daß es so kommen wird — und dann wird es vielleicht eine kurze Zeit seyn wie in Frankreich, daß die Furcht noch den Einheitspunkt bildet — aber das kann immer nur kurze Zeit dauern, und wir werden England so gut in sich zusammenbrechen sehen, wie so viele andere Staaten, mit deren Bestande wir aufgewachsen sind, und die unvorsichtig genug waren, auf irgend einem Punkte ihre Einheit der Gewalt anarchischem Wesen aufzuschließen — denn zu dem sittlichen Bestande des Staates gehört nicht bloß, daß die Gewalt momentan eins ist (was auch bei einer auf Furcht oder auf ein feines Ansichten nach schwankendes Parlament gegründeten Gewalt der Fall seyn kann), sondern auch, daß die Gewalt eine sittliche Continuation enthalte. Wenn die Gewalt mit jedem Parlamentswechsel eine völlig verschiedene Physiognomie zeigt, Jeder also immer nur weiß, was momentan feststeht, nicht aber was den nächsten Wechsel überdauern wird, so wird die Mehrzahl der Menschen schon gar kein inniges, dauerndes, sittliches Verhältniß zu irgend etwas in ihrer Seele schließen und schließen können; und mit der Gewalt in abstracto, die heute in diesem Sinne, über ein Jahr in einem anderen, wieder über ein Jahr abermals in einem anderen Sinne ihre Erfüllung und folglich Handhabung hat, kann dann beim besten Willen Niemand ein sittliches Verhältniß eingehen. Wir sind dann vollkommen in der Lage wie in Orientalischen Despotien, wo die ewig wechselnde Laune eines unerzogenen und ungezogenen Tyrannen mit der Staatsgewalt ihr Spiel treibt. Jeder Eid hat dann nur den Sinn, mit dieser bestimmten Erfüllung der Gewalt zu halten, so lange sie die Gewalt erfüllt, so lange sie die Gewalt ist, und nicht, wenn nicht; — das Urtheil aber, ob eine Gewalt noch Gewalt, ob man ihr also Treue schuldig sey, kann unter solchen Umständen nur dem subjektiven Ermeßsen anheimfallen, d. h. Alles wird unsicher, die harmonische Durchtönnung der einzelnen Persönlichkeiten durch die Persönlichkeit des Staates hat ein Ende, und wir sind dann wirklich bei jenem schwindelerregenden, eine sittliche Seefrankheit erzeugenden Zustande der selbstständigen, willkürlichen Notationen der einzelnen Persönlichkeiten angelangt; keine sittliche, göttliche Harmonie ist mehr das Herrschende; keine Harmonie, in der Theilhaftigkeit an welcher auch die Freiheit des Einzelnen gegründet ist, sondern zufällige Gewalt und die Gewalt des Zufalles, also die Tyrannei der zufällig eben am zahlreichsten verbundenen Individuen ist das Herrschende geworden. Die Freiheit ist untergegangen als sittlicher Boden, und die Freiheit als unsittlicher Boden, d. h. die furchtbarste Knechtschaft ist an der Tagesordnung.

S. Leo.

Nachrichten.

Ufermark. Wenn der Herr Pastor Nagel in Nr. 23. der Eb. R. Z. d. J. verschiedene Angriffe, welche er und seine Glaubensgenossen zu erfahren haben, abzuwehren bemüht ist, so wird ihm dies Niemand verdenken; und wenn sogar in Nr. 88. der Neuen Pr. Zeitung von einem gewaltthätigen Angriffe berichtet wird, welcher kürzlich zu Platze in Pommern auf eine Versammlung der Altlutheraner gemacht worden ist, so ist das als ein Zeichen großer Nothheit sehr zu beklagen, wiewohl ein solcher vereinzelter Fall doch nimmermehr mit den völlig organisirten und von der Obrigkeit geduldeten und unterstützten Vorfällen der gläubigen Christen im Waadtlande verglichen werden kann; — aber es ist doch zu fragen, ob nicht ein großer Theil der Schuld in den Angegriffenen selbst zu suchen seyn möchte, und ob sie nicht durch ein unvorsichtiges Verhalten und blinden Eifer Ähnliches hie und da provociren.

Der Unterzeichnete kann sich seiner inneren Herzensstellung nach als keinen Gegner der aus der Landeskirche ausgetretenen Brüder betrachten; er ist ferner Geistlicher an einer Lutherischen Gemeinde, welche die Union niemals angenommen hat und sich den Gebrauch der neuen Agende nicht gefallen läßt; er hat selber seit Jahren zu den Bekämpfern der falschen Union gehört und seine Überzeugung immer offen und unumwunden ausgesprochen. Aber eben je mehr er sich mit den Ausgechiedenen in der Hauptsache eins weiß, und je lebhafter er die Zeit herbeiwünscht, wo die Getrennten sich wieder vereinigen werden zum Bau des einen Lutherischen Zions, — desto mehr fühlt er sich auch berufen, Vorgänge zur Sprache zu bringen, welche sich in seiner unmittelbaren Nähe zutragen haben und welche doch ganz geeignet sind, die theuren Brüder zu einer ersten Selbstprüfung zu veranlassen und sie vor solchen Wegen und Mitteln zu warnen, welche ihrer Sache nur schaden und ihnen die Sympathien aller redlichen Luthreraner in der Landeskirche entziehen müssen.

Seit längerer Zeit war in der Parochie B. wegen Wiederbesetzung der vakanten Pfarre, die zu den einträglichsten der Ufermark gehört, ein trauriges Gerwürfnis eingetreten. Ein Theil der Filialgemeinden wünschte lebhaft, den ordinirten Candidaten K., welcher bis dahin die Pfarre interimistisch verwaltet hatte, zum Pfarrer zu erhalten; doch waren die vorgelegten geistlichen Behörden außer Stande, diesem Gesuche zu willfahren, einmal, weil sich ein Theil der Muttergemeinde von streng Lutherischer Richtung gegen die definitive Anstellung des Hilfspredigers K. ausgesprochen hatte, und sodann, weil es gegen alle Grundsätze der Billigkeit verstößen haben würde, einem jungen, eben erst in's Amt tretenden Geistlichen eine der einträglichsten Stellen der Provinz zu übertragen. Auch nachdem der K. zu einer anderen Pfarre berufen worden war, dauerte die Bewegung für ihn noch fort, bis durch das Königl. Consistorium ein anerkannt tüchtiger, begabter und gläubiger Mann von entschieden Lutherischer Gesinnung zum Pfarrer in B. ernannt wurde. Während die Muttergemeinde und ein Theil der Filiale diese Ernennung mit Freuden begrüßte, erklärten nun auf einmal sechs bis acht Familienbäter aus dem Filiale W., die sich bisher für den der Union zugethanen K. auf's Äußerste verwendet hatten, ihren Austritt aus der Kirche zu den Altlutheranern. Da sie sofort mit dem altlutherischen Prediger D. in St. in Verbindung traten und denselben veranlaßt hatten, ihnen einen Gottesdienst in der Kirche des Orts zu halten, so war der Unterzeichnete auf die erhaltene Anzeige von Mitleiden genöthigt, dem Küster die Öffnung der Kirche zu verbieten, da von den Ausgetretenen die Erlaubnis zum Mißgebrauch derselben weder nachgesucht noch erlangt worden war. Wie groß war sein Erstaunen, als ihm in Folge dieser getroffenen Maßregel ein Schreiben des Predigers D. behändigte wurde, in welchem dieser nicht nur im Namen der

Ausgeschiedenen sämmtliche Güter und Besitzthümer der Kirche, Pfarre und Schule zu W. in Anspruch nimmt, als ob der Patron und die übrigen circa sechzig Familienväter ohne Weiteres ihrer begründeten Rechte verlustig gegangen wären, sondern sich auch über das Verbot der Kirchenbenützung als einer Gewaltthat bitter beschwert und schließlich erklärt: kein Gesetz der Erde, wenn es überhaupt in Betreff seiner Kirche im Vaterlande noch Recht und Gesetz geben sollte, werde jenen Leuten den Einzug in ihr altes Kirchengebäude streitig machen; auch habe er den Küster angewiesen (sic), daß er verpflichtet sey, den Schlüssel der Kirche dem Lutherischen Kirchenvorstande (den Ausgetretenen) zu W., aber keiner unirten Kirchenbehörde zu übergeben. Dieser Erklärung ist auch die entsprechende That gefolgt. Der Prediger D. hat sich in Abwesenheit des Küsters durch ein ausgetretenes Gemeindeglied den Schlüssel aus der Wohnung desselben abholen und die Kirche öffnen lassen und sich zur Abhaltung des Gottesdienstes eigenmächtig in den Besitz derselben gesetzt.

Was wird nun Herr Pastor Nagel, der sich über die noch immer von den Altlutheranern zu erduldenen Verfolgungen beschwert, zu diesem Verfahren seines Amtsbruders sagen? was dazu, wenn er die Motive der Ausgetretenen näher in's Auge faßt, welche noch einige Wochen nach jenem Vorfall vor dem Kreis-Landrath zu Protokoll erklären, daß ihre Unzufriedenheit mit den kirchlichen Verhältnissen und der Entschluß ihres Austritts aus der Landeskirche nur in der Verweigerung der Behörden, ihnen den Hilfsprediger R. als Pfarrer zu lassen, begründet sey, und sich dann noch eine Bedenkungsfrist von vier Wochen bis zu ihrer definitiven Entscheidung erbitten, um in dieser Zeit den vom Consistorio berufenen Prediger erst näher kennen zu lernen. Doch wir haben noch Betrübenendes zu berichten. Derselbe Prediger D., welcher die Besitzthümer der Kirche, Pfarre und Schule, welche letztere noch dazu eine Lutherisch-reformirt combinirte ist, so eilig in Anspruch nimmt, erklärt an ein ausgetretenes Gemeindeglied ein Schreiben mit dem Auftrage, dasselbe auch in der Muttergemeinde zu produciren und auch die dortigen Gemeindeglieder zum Austritt aus dem Landeskirchenverbande zu bewegen. Und welche Gründe werden ihnen zu diesem wichtigen Schritte vorgehalten? Das Consistorium würde sich ja in's Häufchen lachen, wenn sie sich jetzt einen neuen Prediger aufdringen ließen; jetzt sey der Zeitpunkt gekommen, wo sich die Gemeinde in die Pfarrländertheile und selber einen Lutherischen Prediger berufen und diesen auf ein festes Gehalt setzen könnten; und wenn auch nur zwei Dritttheile von ihnen darin einig wären, so müßten die Übrigen sich fügen. — Die Muttergemeinde ist auf diesen für den alten Menschen sehr annehmlichen Vorschlag nicht eingegangen, hat vielmehr die Ausgetretenen in W. freundlich und brüderlich ermahnt, bei ihnen zu bleiben, damit die Zertrennung aufhöre und Friede in die Gemeinden käme.

Ich frage nochmals: Kann so die theure, Lutherische Kirche gebaut werden? Und wenn dann noch in den Predigten die heftigsten Angriffe gegen Reformirte und Unirte stattfinden, wenn die Lutherisch-gefinnten Geistlichen der Landeskirche vor dem in gegenwärtiger Zeit ohnehin zu demofratischer Gesinnung leider sich hinneigenden Volke als Diener und Schmeichler der Großen und Reichen denuncirt werden, dürfte man sich da wohl wundern, wenn gegen solche Prediger und ihren Anhang Widerwille und Haß erwachte und zu schlimmeren Ausbrüchen führte? Es ist aber von unseren Gemeinden zu rühmen, daß die sogenannten Altlutheraner unter uns ganz ungekränkt und unangesehen sind, sofern es ihre Person verdient, geachtet leben, ja daß man selbst bittere Angriffe auf die Landeskirche und ihre Diener und lieblose, harte Urtheile, wie sie täglich gehört werden, mit Geduld und Nachsicht erträgt; jedoch ist es bezeichnend, daß in vieler Munde Demofrat und Altlutheraner schon als gleichbedeutend gebraucht wird.

Ich enthalte mich, auf die weiteren Vorwürfe des Herrn Pastors Nagel in dem angeführten Aufsatz weiter einzugehen, muß ihn aber doch brüderlich bitten, den Schluß desselben im Angesicht der

eben gemeldeten Thatsachen einer nochmaligen Prüfung zu unterwerfen. Was uns hüten und drüben Noth thut, das ist rechtchaffene Buße.

Höpfeld, Superintendent und Luther. Pastor zu Bräunow.

Der theure Verfasser obigen Schreibens ward am 3. Mai 1849 aus seinem großen Wirkungskreise abgerufen. Er hat für die Kirche mit ihrer Mission unter den Heiden und Armen viel gethan mit unermüdlicher Liebe. Er schrieb diese Darstellung von Thatsachen, die ihn sehr betrübten, nicht in feindseliger Absicht, denn auch sein Herz schlug sehr warm für die Erhaltung und Herstellung der Lutherischen Kirche und darum auch für die constituirten Lutheraner, die er nur nach dem herrschenden Sprachgebrauche Altlutheraner nennt, um sie zu unterscheiden von den großen Schaaeren der Christen, die von Herzen Luthreraner sind und bleiben wollen, obwohl sie sich ein unentschiedenes Kirchenregiment noch gefallen lassen und nicht mit kühner Hand die alten Kirchenbände und Verhältnisse zerreißen. Ist doch der Zerklüftung schon allzuviel im lieben Deutschen Vaterlande. Unmerk. des Eins.

Einladung zu einer Versammlung zur Festhaltung der kirchlichen Union im positiv-evangelischen Sinne. 30. Mai 1849.

Die Unterzeichneten, durch ernste und bedenkliche Erscheinungen in ihrem Gewissen bestimmt, haben es für Recht und Pflicht erkannt, zur Festhaltung der vielfach angegriffenen und mißverstandenen evangelischen Union ihrerseits Anregung zu geben, und eine freie und friedliche Verständigung unter solchen, die in dem Wesentlichen mit ihnen auf gleichem Grunde stehen, hiedurch in Vorschlag zu bringen.

Auf diesem gemeinamen Grunde wissen sie sich mit Allen, die mit ihnen das Wort Gottes in der heiligen Schrift als unwandelbare Norm des Glaubens erkennen und sich entschieden zu dem darin verkündigten Evangelium von Jesu Christo bekennen, die demnach mit ihnen sowohl die Fundamentalarartikel der ganzen christlichen Kirche, wie dieselben namentlich im apostolischen Symbol ausgesprochen sind, als auch die evangelisch-protestantischen Grundsätze und Lehren, wie die Deutsch-evangelischen Hauptsymbole sie darlegen, festhalten.

Sie weisen also alle Ansichten zurück, durch welche theils das göttliche Ansehen der heiligen Schrift angetastet, theils die Grundlehre der Reformation von der Gerechtigkeit durch den Glauben an unseren Herrn Jesus Christus vernichtet oder erschüttert wird. Auf der anderen Seite können sie die Erneuerung eines einflussig-confessionellen Standpunkts innerhalb der protestantischen Christenheit, nach welchem auch die theologischen Begriffsbestimmungen der symbolischen Bücher als Gesetz für unsere Evangelische Landeskirche angesehen werden, nicht billigen, weil sie dafür halten, daß eine solche Scheidung unter Genossen desselben evangelischen Glaubens weder dem Herrn wohlgefällig, noch der Erbauung der Kirche förderlich sey.

Von diesen Gesichtspunkten aus wünschen sie eine Verständigung unter den Freunden der Union, namentlich in der Provinz, der sie angehören, herbeizuführen, theils um sich über die verschiedenen, dem Begriffe derselben gemäßen Stadien und Formen, so wie über das Ziel derselben, Neubelebung und Erstarkung der Evangelischen Kirche durch die einigende Kraft des Glaubens, zu beraten, theils sich über ihr gleichartiges Verhalten auf den näher oder ferner bevorstehenden Synodalversammlungen möglichst zu vereinigen.

Sie gehen an dieses Werk mit der Gesinnung der Achtung und Liebe gegen evangelische Brüder, die sich der Union noch oder wieder entziehen, zugleich aber mit dem Bestreben, für die ächte kirchliche Freiheit, die von der kirchlichen Ordnung unzertrennlich ist, ein Zeugniß abzulegen.

Die Verhandlungen sollen über einige Tischnen geschehen, die sich aus den eben ausgesprochenen Grundsätzen ergeben, und die theils einige Zeit vor der Versammlung, theils am Orte und Tage derselben werden mitgetheilt werden.

Diese Conferenz, zu der wir gleichgesinnte Männer aus dem geistlichen und dem Laienstande einladen, wird, so Gott will, den 30. Mai in Gnadau in der Kirche, oder in einem der Säle der evangelischen Brüdergemeinde stattfinden, und präcis um 9 Uhr ihren Anfang nehmen, wozu der Herr gnädig seinen Segen verleihen wolle. Den 9. Mai 1849.

Dr. R. S. Sack, in Magdeburg. Dr. J. Müller, in Halle. Strebe, in Barleben. G. Kämpfe, in Magdeburg. Dr. Schuele, in Eggersdorf.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 30. Mai.

N^o 43.

Zur inneren Mission.

1. Leben und Denkwürdigkeiten der Frau Elisabeth Fry u. s. w. Agentur des Rauhen Hauses. Hamburg, 1848, und 2. Lebensabriß der Sara Martin. Ebd. 1849.

Nicht leicht konnte eine an sich schon werthvolle Gabe durch ihre Beziehung zur inneren Mission auch mehr zur rechten Zeit kommen, als diese von einer jüngeren Freundin herrührende Bearbeitung der Biographie, welche die Töchter der bekannten Quäkerin nach deren 1845 erfolgtem Tode herausgaben. Wir können wirklich von vorne herein nur wünschen und hoffen es zuversichtlich, daß dies Buch die allgemeinste Verbreitung namentlich in den Kreisen finden möge, welche von der in so erfreulicher Weise zunehmenden Bewegung für die innere Mission berührt werden. Diese Bedeutung, welche wir dem Buche und seinem Gegenstande beilegen, dürfte vielleicht denjenigen übertrieben scheinen, welche von der edlen Fry nur das wissen, was auch auf dem festen Lande zur allgemeineren Kenntniß gekommen ist: ihre Bemühungen zur Verbesserung des Zustandes der Gefangenen, wodurch sie ohne Zweifel im Allgemeinen und mittelbar vielleicht mehr wie irgend ein Einzelner zu den in neuerer Zeit entweder eingeführten oder beabsichtigten Reformen des Gefängnißwesens beigetragen hat. Abgesehen aber davon, daß grade die Gefängnisse einer der wichtigsten Knotenpunkte gleichsam für die innere Mission sind, und daß die christliche Kirche nach Anleitung der heiligen Schrift zu allen Zeiten der „Gefangenen“ als Hauptgegenstände der christlichen Liebe gedacht hat, so wird eben die vorliegende Schrift den Leser, der es noch nicht wissen sollte, bald genug überzeugen, daß die unerschöpfliche Liebeskraft jener Frau sich keineswegs auf dieses Gebiet beschränkte. Sie wurde überall von jeder geistigen und leiblichen Noth, die in den Bereich ihrer Wahrnehmung fiel, unwiderstehlich angezogen und zur rastlosen, zweckmäßigsten Thätigkeit angeregt. In der That, wer diese ein halbes Jahrhundert umfassende Lebensbahn überschaut, der kann nicht zweifeln, daß die katholische Kirche guten Grund haben würde, wenn diese Tochter ihr angehörte, sie zur Schutzheiligen der inneren Mission zu machen. So wird es denn wenigstens unsere evangelische Pflicht seyn, sie als die Vorläuferin und in gewissem Sinne Gründerin und Erfinderin unserer inneren Mission zu ehren und in jedem Augenblick auf jeder Stufe der weiteren Entwicklung ihr Bild und Beispiel vor Augen zu behalten zu kräftiger Anregung im Allgemeinen und vielfacher praktischer Belehrung im Einzelnen.

Grade diesen letzten Punkt aber müssen wir besonders hervorheben auf die Gefahr hin, in einigen wirklichen oder scheinbaren

Widerspruch zu gerathen, wenn wir oben dieser Frau das Verdienst der Gründung der inneren Mission zuschreiben. Dies könnte vielleicht schon insofern bestritten werden, als Mrs. Fry in keiner unmittelbaren organischen Beziehung zu dem steht, was wir jetzt unter uns die innere Mission nennen; ja, nach Allem, was vorliegt, war ihr auch die bewußte Idee einer solchen umfassenden Organisation der dahin gehörenden Bestrebungen fremd, sey es nun als Sache der Kirche unmittelbar, sey es als Sache eines auf dem Grund und Boden der Kirche stehenden Vereins, obgleich sie allerdings überall auf Vereine drang, doch mehr nur für das Gefängnißwesen. Aber ihr eigentliches und eigenthümliches Verdienst und Wesen, so wie ihre ganze Stellung steht auch durch das Vorherrschen des Individuellen einigermassen im Gegensatz zu einer solchen Entwicklung. Wir möchten sagen: Mrs. Fry war zu sehr die subjektive, personificirte innere Mission selbst, um zu einer objektiven Gestaltung derselben eine passende und bewußt schaffende Stellung finden zu können. Nach diesem Zugeständniß überlassen wir es nun Anderen zu untersuchen, wie weit und in welchem Sinne wir dennoch berechtigt waren, sie die — wenn gleich unbewußte — Gründerin der inneren Mission zu nennen. Daß der Samen, der auf diesem Felde jetzt aufgeht, die vereinzelt Pulsionen, in deren organischer Entwicklung und Vereinigung jetzt hauptsächlich unsere Aufgabe liegt, großentheils mehr oder weniger, mittelbar oder unmittelbar mit Anregungen von Seiten dieser wandelnden inneren Mission zusammenhängen, werden diejenigen, welche ihr auf diesen Bahnen mit dem meisten Veruf folgen, auch mit der freudigsten Anerkennung zugeben.

Nach dem Gesagten wird man uns nun nicht mißverstehen, wenn wir die Bedeutung des vorliegenden Buches für Alle, die auf diesem Felde zu arbeiten sich berufen finden, besonders darin sehen, daß es uns eben in einem, dieser Thätigkeit nach allen Seiten geweihten individuellen Wesen und Leben nicht bloß einen concreten lebendigen Gegenstand der individuellen Liebe und Verehrung, und zwar aus der unmittelbarsten Gegenwart, darbietet, sondern auch gleichsam ein praktisches Compendium — eine aus dem Leben gegriffene und eben durch jene Individualität organisch verbundene Sammlung lehrreicher Beispiele der mannigfachen Art von Werken der inneren Mission.

Oder ist es nicht so, daß der beste Wille, der sich auf allen Seiten regt, noch sehr allgemein, ja mit wenig Ausnahmen gelähmt und unfruchtbar erscheint, weil man so gar keinen Begriff, kein Bild möchten wir lieber sagen, davon hat, wo und wie man die Sache eigentlich angreifen soll? Und wäre es da nicht schon ein Großes, wenn das Vorbild, was uns hier entgegentritt, uns auch nur die eine große Lehre in hundert ver-

schiedenartigen Beispielen vorhielte: „Nur wahrhaft in Gottes Namen das Nächste und am zunächst liegenden Ende mit den zunächst zur Hand liegenden Mitteln herzhafte, rüstig und treu angefaßt!“ Wie sehr aber nicht nur gerade diese Lehre uns aus jeder Seite dieser Denkwürdigkeiten entgegengerufen wird, sondern auch wie viele lebendige, lehrreiche Ausführungen derselben in einzelnen Fällen uns hier entgegentreten — das würden wir hier auch dann nicht ausführlicher zeigen, wenn der Raum es uns gestattete, da unsere Absicht nur ist, auf das Buch selbst hinzuweisen, nicht aber dem Leser den geringsten Theil der Freude und des Vortheils, den er darin finden wird, aus dem lebendigen Zusammenhang gerissen, vorweg zu geben.

Daß diese Anregung und Belehrung in der praktischen Nutzenanwendung eine gewisse Beschränkung dadurch erhält, daß alle diese Beispiele, wie das ganze Vorbild, an das sie sich knüpfen, ein sehr bestimmtes und eigenthümliches Gepräge nicht bloß des fremden Volkes und Landes, sondern auch des Geschlechts, des Standes, ja, noch specieller, der Sekte trägt, könnten wir nicht eben sehr beklagen. Denn erstlich liegt es nun einmal gerade in dem Wesen und Werth jeder concreten Erscheinung, daß sie sich nicht nach allen Seiten verallgemeinern, assimiliren läßt, und zwar desto weniger, je bedeutender sie ist. Und dann glauben wir nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß gerade dieses fremdartigere Wesen am meisten geeignet ist bei uns gerade in den Kreisen, welche die größte Schuld an die innere Mission zu lösen haben, als fruchtbare Anregung und Belehrung zu dienen. Es wird sich mit der Lebensbeschreibung wiederholen, was sich schon im Leben selbst zeigt. Wir wollen es nicht loben und könnten vielmehr, ja wir sollten vielleicht hier einmal ein ernstes, scharfes Wort der Klage und des Tadelns aussprechen — die Thatfache aber steht fest, daß unsere höheren und höchsten Kreise sich der Anregung, wenn sie aus der Fremde mit fremder Haltung, Sitte und Sprache erscheint ohne allen Vergleich zugänglicher zeigen, als wenn sie aus der unmittelbaren Nähe in Deutscher Weise herantritt. Daß diese Kreise jetzt löblichen Anregungen überhaupt zugänglicher sind als in früheren Perioden, wird jeder Billige zugeben; aber eben so gewiß ist es, daß noch immer eine zehnfache Fragekraft notorischen Verdienstes dazu gehört, um sie einer deutschen Anregung zu öffnen, während englischen, französischen Anregungen, auch den möglichst geringsten, oft nur negativen, oft nur scheinbaren und trügerischen, alle Thüren und Ohren unserer Salons offen stehen. Freilich fehlt es denn auch in dem vorliegenden Buche nicht an Beweisen, wie flüchtig, wie unfruchtbar diese Anregungen gerade in den Kreisen sind, wo sich die bedeutendsten Mittel zur fruchtbaren That concentriren! Und eben hier ist es dann von großer Bedeutung, daß das Beispiel der Mrs. Fry alle die Bedenken und Entschuldigungen beseitigt, welche aus den wirklichen oder scheinbaren Schwierigkeiten oder Verwickelungen einer weiblichen Stellung in der sogenannten großen Welt gegen eine thätige Betheiligung an der inneren Mission geschöpft werden möchten. Wir sehen nicht, daß Mrs. Fry irgend eine der ernstesten und wirklichen Pflichten einer christlichen Hausfrau und Mutter nach

ihrem Vermögen und Stande versäumte! Die besondere engere Form des Quäkerthums ist aber hier nur etwas Zufälliges — wenigstens was die allgemeine Anwendbarkeit des Wesentlichen dieses Vorbildes auf ähnliche Verhältnisse betrifft. Freilich scheint es als wenn bei den geistigsten Versuchungen weltlicher Zerstreuung, welche in einer so anmuthigen weiblichen Persönlichkeit gegeben waren, und bei der eigenthümlichen Mischung von Weichheit und Kraft in diesem Wesen gerade ein solcher schroffer Gegensatz, ein auch äußerlich so stark bezeichneter Abschnitt der Entsagung zum individuellen Bedürfnis wurde. Wie dem auch sei, die innere Mission wird ein leeres Gerede, eine selbstsüchtige weichliche Emotion, ein unfruchtbar flüchtig Interessantes bleiben, wo und so lange man in unseren höheren Kreisen nicht zu der Einsicht gekommen ist, daß es — auch ohne die unschönen, starren Formen des Quäkerthums, ja unbeschadet der Pflege des wahrhaft Schönen im häuslichen und gesellschaftlichen Leben — wahrlich gilt, nicht nur frivoleren Zerstreuungen zu entsagen, sondern auch bloß conventionelle Pflichten auf ein Minimum zu reduciren, und alle so gewonnene Zeit, Kraft und Mittel den ernstesten Pflichten christlicher Liebeshätigkeit zuzuwenden.

Geben wir aber bei alle dem zu, daß in der ganzen nationalen und individuellen Lebenshaltung dieser Quäkerin Vieles ist, was die unmittelbar fruchtbare Nutzenanwendung des gegebenen Beispiels für eine große Zahl auch christlich lebendiger und für die innere Mission angeregter deutscher Frauen, namentlich auch in materiell und gesellschaftlich weniger begünstigten Lebenskreisen mehr oder weniger erschwert, so sind wir derselben Freundin, welche das Vorbild einer inneren Missionsthätigkeit auf dieser Stufe der Gesellschaft bei uns einführt, um so dankbarer, daß sie uns auch mit einer ganz anderen, ja äußerlich ganz entgegengesetzten und doch derselben Wurzel entsprungenen köstlichen Blüthe des in der Liebe thätigen Glaubens bekannt macht. Indem sie eine vor einigen Jahren in England erschienene, wenig beachtete kleine Schrift unter dem Titel: „Lebensabriß der Sara Martin“ bearbeitet hat, löst sie in der That eine Pflicht, die uns selbst seit dem Augenblick, wo wir mit dem Original bekannt wurden, wie eine Schuld mehr und mehr mahnte und belastete, ohne daß wir Zeit und Muße fanden, ihr gerecht zu werden. Man wird uns gewiß nicht beschuldigen, die Verdienste einer Frau zu gering anzuschlagen, aber gestehen wir es — neben dieser unter den günstigsten äußeren Verhältnissen, im hellen Sonnenschein der Höhen des Lebens, unter der ehrenvollsten Anerkennung, der kräftigen Unterstützung der Welt, der Großen, Reichen, Mächtigen in ganz Europa sich bewegendem Missionsthätigkeit hat uns dieser in einem der tiefen, engen, trüben Thäler des Lebens gebannte Gegensatz nur um so tiefer ergriffen, und der Vorzug würde — wenn überhaupt davon die Rede zu seyn brauchte — mindestens sehr zweifelhaft seyn. Eine arme, kränkliche Mäthlerin, welche ganz dieselben, ja nach dem Maße der gegebenen Umstände noch größere Thaten christlicher Liebe vollbringt — in einer kleinen Provinzialstadt — aus dem sauern Verdienst von ihrer Hände Arbeit, mit Aufopferung aller Zeit, aller Kräfte,

welche diese ihr läßt — fast ohne alle Unterstützung, Anleitung, Begünstigung oder Anerkennung, ja nicht selten gehemmt bald durch den Mangel an Einsicht, bald an gutem Willen derjenigen, von deren Belieben es abhing, ob ihr auch nur der Zutritt zu dem Felde ihrer Arbeit, dem Grafschaftsgefängniß von Yarmouth, gestattet würde — welcher Anlaß zu erhebenden und demüthigenden, jedenfalls aber fruchtbaren Gedanken und Gefühlen! Hier noch weniger als in dem anderen Fall mögen wir dem Leser durch Anführung von Einzelheiten vorgreifen, oder dem Büchlein selbst oder einer einzigen Zeile desselben einen einzigen Leser entziehen. Niemand aber von Allen, die es lesen — Mann oder Frau —, wird fortan mit gutem Gewissen sich den Forderungen der inneren Mission gegenüber damit entschuldigen wollen: er könne nichts thun, weil ihm die Zeit, die Mittel, die Kräfte fehlen. Ja, auch der Mangel der besonderen Gabe wird Niemandem die Freude nehmen, da anzugreifen, wo er gerade hinlangen kann, oder wo fände sich ein ergreifenderes Beispiel von der Macht des Herrn in dem Schwachen, wenn er nur ein Starker im Glauben, in der Liebe, in der Hoffnung, im Gebet ist, wie diese köstliche Perle der Tiefe.

Sollen wir schließlich noch einen Wunsch aussprechen, der vielleicht zugleich der leidigen Kritik ihr Recht thun dürfte, so wäre es der, daß die Bearbeiterin dieser beiden Schriften, oder wer sonst Lust und Beruf dazu finden mag, deren Inhalt zu einem Volksbuch bearbeiten möchte, wobei aber aus den Originalen manche lokale, individuelle und concrete kleine Züge aufgenommen werden müßten, welche wir in diesen Bearbeitungen einigermaßen vermissen, wogegen denn so manches Allgemeineres oder ferner Liegende, namentlich aus den Reise-notizen der Mrs. Fry, weggallen könnte. B. A. S.

Meine Erlebnisse bei den Deutsch-Katholiken und Eintritt in die Evangelische Kirche. Von Maximilian Wangenmüller, freiresignirtem Römisch-Katholischen Kaplan in Bergatreute im Königreich Württemberg. Stuttgart, bei Hausmann, 1849.

Läßt irgend noch der Sturm und Drang politischen Interesses und neuester Kirchennoth auch eine Beachtung zu für die keineswegs ausgestorbene, vielmehr in allem Wühlen an ihrem Theil auch mitwühlende Deutsch-katholische Sache, so bietet dies gewiß interessante Schriftchen ein ganz aus dem Leben kommendes Material. Wangenmüller ist Verfasser einer schon 1844 in den Jnder gekommenen Schrift: Hat die Röm.-Kath. Kirche Gebrechen? und einiger ähnlichen, insonderheit auch 1847 schon eines Protestes gegen die Deutsch-Katholiken: Wir können und dürfen den Glauben an Jesum Christum nicht aufgeben. Im Jahre 1846 ward er Prediger der Gemeinde zu Crefeld, welche Anfangs das Czersky'sche Bekenntniß annahm, mit begeisterter Hoffnung eine wahrhaft evangelische Reformation erwartend. Er trat auf mit der guten Antwort auf die Frage: „Was wir

sollen?“ und bekannte: „Die wahre christliche Freiheit sey, mit Selbstverläugnung und Selbstbestimmung sich Christo hinzugeben — jede andere Freiheit sey Wahn und Willkühr.“ Er sprach es in der Einführungsrede schon präkavirend aus: „Daß, so wie die Deutsch-Katholische Kirche sich dem sogenannten Lichtfreundthum ergebe, sie den Namen einer christlichen Kirche nicht mehr verdiene.“ Seine Hoffnung auf Bestand und Sieg eines besseren Kernes wurde schnell und bitter enttäuscht, seine beharrliche Predigt der evangelischen Grundlehren fand bei der Gemeinde sofort Widerspruch; in beständigem Kampfe mit ihr und dem sogenannten Presbyterium blieb er treu, bis ihm nach anderthalb Jahren von letzterem der „amtliche Befehl“ zukam: von etwas Dogmatischem gar nicht mehr zu predigen. Ein halbes Jahr noch — dann ging er, treu der Wahrheit, von „dieser antichristlichen Sekte“ zur Evangelischen Kirche. Von der sogenannten Deutsch-Katholischen zeugt er nun: „Sie ist nichts als eine Association überbildeter oder ungebildeter Menschen, nichts glaubender Ignoranten oder Nationalisten oder Indifferentisten, und ein Tummelplatz für verkappte politische Communisten.“ Die Deutsch-katholische Kirchenverfassung erklärt er nun für „gleich mit der sanskültottischen Negerrepublik auf Hayti“ — alle diese Gemeinden für „übertünchte Gräber, von außen und von ferne im Flatterlichte enträumter Freiheit schön anzusehen, innerhalb aber und in der Nähe voll Moder und Verwesung.“ Sein Schlussbekenntniß auf letzter Seite noch lautet: „Die Lichtelei entzündet sich so allgemein und so keck, daß man vor lauter Licht die Sonne nicht mehr sieht. Aber verzagen wir nicht! Vor der Sonne des ewigen Geistesreiches, Jesus Christus, hochgelobet in Ewigkeit, werden alle die Irrlichter des Wahns und der Täuschung verschwinden!“ Feierlich nimmt er zurück, was irgend von ihm scheinbar ausgegangen wäre als Gemeinschaft mit dem Irrthum und „entsetzlichen Beginnen, die Menschen um ihr heiligstes Kleinod zu betrügen“ — und schließt den ersten, biographischen Theil seiner Schrift: „Kann ich auch nur Eine Seele Jesu Christo erhalten oder gewinnen, kann ich durch die folgenden Blätter die Überzeugung geben, daß das, was sich Deutsch-Katholicismus nennt, gradezu dem Christenthum entgegengesetzt ist, so hoffe ich zu Gott, er werde mir die Sünde, je einmal in den Reihnen dieser antichristlichen Menschen gestanden zu haben, verzeihen.“

Es folgt als Hauptinhalt eine nach elf Abschnitten geordnete Übersicht der Grundwahrheiten, polemisch-apologetisch gegen die jämmerlichen Autoritäten eines Ronge, Schell, Herib. Nau, de Marle, Edw. Bauer u. s. w., dabei vielfach interessant auf die Verhandlungen des Verf. mit seiner Gemeinde sich zurückbeziehend. Wir finden darin eine bei solchen Persönlichkeiten ungewöhnliche Bekanntschaft mit Literatur auch der Evangelischen Kirche, vornehmlich fehlt es nicht an treffenden Beziehungen auf kräftige Worte Luther's. Im Ganzen, was nur zu rühmen seyn kann, schlicht und populär schreitet die aus innerlich redlichster Überzeugung herkommende Verhandlung fort, fördert im Konflikte manchen feinen Gedanken hervor und erklärt sich schließlich über des Verf. nunmehrige Stellung zur

Evangelischen Kirche, als deren Princip er trotz ihres jegigen Verfalles das Wort Gottes erkennt. Indem er die Behauptung, Rationalismus und Lichtfreundthum sey die Evangelische Kirche, zurückweist: „mit dem nämlichen Rechte könnte man sagen, der Deutsch-Katholicismus sey die Katholische Kirche“ — richtet er jene „religiösen Freischärler“ mit unseres Luther's weisfagendem Zeugniß gegen sie.

Wäre das bescheiden in Commission erschienene Schriftchen stattdlich gedruckt (wie dem faden Unsinn eines Heribert Rau u. A. leider ehrbare Firmen sich hergeben) ausgebaut, so würde es der verdienten Aufmerksamkeit nicht entgehen. Wir glauben es empfehlen zu sollen als ein kirchengeschichtliches Aktensstück aus der Mitte der Tretenden selbst, als auch sonderlich geeignet zur nützlichen Verbreitung unter unredlichen Christusküthern. Freilich leider, wie der Verf. einmal, wenigstens für die meisten Fälle richtig schreibt: „der spekulative Buchhändler hütet sich wohl, den Herren dummes Zeug zur beliebigen Einsicht zu übersenden!“ Desto mehr ist es unsere Pflicht, auf Stimmen der Wahrheit hinzuweisen. Diesmal kommt eine Liebespflicht gegen den bedrängten Zeugen der Wahrheit hinzu, denn der Verf. ist begreiflich (mit seiner Familie) jetzt brotlos ausgesetzt und kann so bald nicht eine Versorgung hoffen. Er äußert sich brieflich gegen den Referenten: „Theils um nur meine religiösen Überzeugungen dem christlichen Publikum darzulegen, vor dem Unglauben des Deutsch-Katholicismus und Lichtfreundthums zu warnen, theils aber auch meiner bedrängten Familie dadurch eine kleine Unterstützung zu gewähren, habe ich das Werkchen verfaßt.“ Wer es also zu verbreiten und nutzbar zu machen die Gelegenheit wahrnimmt, wird auch in dieser Hinsicht ein gutes Werk thun: dies unseren Lesern aus erwecktem Herzensdrang an das Herz zu legen, ist der Zweck gegenwärtiger Anzeige.

R. St.

Nachrichten.

Gegen den Aufsatz: Die Vermittlungskirche in Frankreich. Von einem Geistlichen einer Schweizerischen Nationalkirche.

„Der Glaube ist in vielen Gemüthern erschüttert, die Völker werden an den Grundwahrheiten des Christenthums irre, der Indifferentismus greift immer weiter um sich. Manche, auch als gläubig geltende Geistliche verwässern das Evangelium, um es der Welt angenehm zu machen. Unentschiedenheit und Mangel an Charakterfestigkeit veranlaßt sie um jeden Preis zu vermitteln.“

Warum redet der Verf. doch überall nur davon, wie die Finsterniß in unserer Zeit sich verdichtet hat, und will nicht anerkennen, wie vielfach auch das Licht so mächtig und prächtig durch dieselbe hervorbricht?! Nur im Vorbeigehen sagt er (S. 90.), „daß überall und selbst in Frankreich ein neues Leben erwacht sey.“

Wenn aber Verf. nun einmal nur Schatten zeichnen wollte, warum eifert er so gegen das Accommodiren und beklagt mit keinem Worte die leidige Streitsucht unserer Tage, die Unbulsamkeit, da man an keiner Einrichtung, an keinem Collegen, an keinem Bruder mehr etwas tragen will, und alles Heil nur vom Ausgehen, Scheiden und Trennen erwartet?

Insiefern im Waadtlande dieses System zu der wahren Union, „die nicht auf Selbsttäuschung und Fiktionen beruht,“ hinführen wird oder geführt hat, das kann noch kein Mensch sagen. Erst muß der freien Entwicklung des neuen Instituts kein äußeres Hinderniß mehr in den Weg treten, dann wird sich's zeigen, ob die nationalen, independentistischen und separatistischen Elemente, aus welchen die Freie Kirche offenbar besteht, zusammenhalten oder nicht.

Man verkenne nicht, daß es der gleiche Geist ist, welcher im Politischen die Welt jetzt so beunruhigt, der auch im Religiösen so heftig zum Trennen und Scheiden treibt. Der Segen des Tragens und Duldens wird ganz verkauft. Solchen Leuten wird freilich eine Stimme wie die des Waadtländers in Nr. 10—13. ganz willkommen seyn.

Wir glauben, daß der Waadtländer Aufsatz auch ganz geeignet ist, das Verfassungsfieber, an welchem so viele Christen geistlichen und weltlichen Standes in Deutschland jetzt so krank liegen, noch mehr aufzuregen. „Jetzt, heißt es allgemein, ist es Zeit, ist es heilige Pflicht, für die Kirche zu erringen, was man kann, gerüstet zu seyn gegen politische Eingriffe und der Kirche sichere Garantien zu verschaffen!“ — Also die Zeit des Erdbebens ist die Zeit zum Grundlegen?! Aber auch das gemeine Volk will die Trennung nicht. Die frivolsten, öffentlichen Stimmen können da nicht unsere Gewährsmänner seyn. Es will noch jedes Dorf seine Kirche dem Gemeindehaus und seinen Pfarrer dem Schutze gegenüber, und beide in gutem Einvernehmen. O wenn doch so mancher theure Amtsbruder, statt über dem Planmachen, Schreiben und Drucken über Kirchenverfassungen sein Herz auszudörren, lieber die Lücken Zions verjünte, vor dem Niß stände, die Seelen mit verdoppeltem Ernst zu Christo ermahnte! Es würde mehr dabei herauskommen.

Daher können wir auch nicht schweigen zu einem Aufsatz, der berechnet ist, Deutschland noch mehr dem Auflösungsfeber zuzuwenden. Wir glauben auch in der Kenntniß vieler hieher gehöriger Personen und Verhältnisse einen Veruß zu finden, die gegebene Darstellung von den Zuständen der Reformirten Französischen Kirche in Manchem zu berichtigen.

Die Mängel des Gesetzes vom 18. Germinal X (1802) wird kein Mensch läugnen. Gewiß ist aber, daß es die Väter funfzig Jahre früher Gott auf den Knieen dankend angenommen hätten und daß der damalige Herrscher dem reformirten Frankreich damit eine große Wohlthat erzeigt hat. Unser Verf. vermißt darin eine Centralbehörde. Aber wie schwer ist's, alle Wünsche zu befriedigen! Wahre Independenten werden darüber ganz anders denken. In den Provinzen fürchten sich Viele vor einem Pariser Kardinal-Collegium. Schon bei den christlichen Privatunternehmungen ist es unangenehm aufgefallen, daß die Vorkherrschaft der evangelischen Gesellschaft in Paris nie ein Werk freudig begrüßt hat, das in einer Provinzialstadt selbstständig hat entstehen wollen. Unser Verf. rügt mit Recht, daß den Reichen in den Confinen aller Einfluß eingeräumt sey. Aber wie schwer hält es, durch gesetzliche Bestimmungen dem Übergewicht des Reichthums zu wehren! Wie oft muß nicht auch in den hochgepriesenen freien Kirchen Amerikas der Pfarrer um die Gunst der reichen Trufteren werden, wenn nicht einige derselben ihm den Rücken kehren sollen, um ein eigenes Kirchensystem zu gründen. Unser Verf. hat aber am meisten gegen die Germinalgesetzgebung einzuwenden, weil darin über die Lehre nichts festgesetzt ist.

Nach seiner Ansicht ist in dieser Hinsicht unter jenem Gesetz Alles dem Verderben zugegangen. Wir behaupten das grade Gegentheil. Vor siebenundvierzig Jahren hat man im ganzen südlichen Frankreich nur vier lebendige Pfarrer gefunden. Wir könnten sie mit Namen nennen und sind dessen gewiß, daß man uns nicht widersprechen würde. Die

Beilage.

anderen waren entweder durch die Controversen ausgetrocknete Orthodoxe, oder weltliche, frivole Anhänger der Französischen Philosophie und des Genfer leichten Arianismus. Bereiste man doch jetzt jene Gegenden und das ganze reformirte Frankreich, und zählte man die redlichen, freimüthigen Befenner der evangelischen Wahrheit. Wie viele derselben haben wir die Freude persönlich zu kennen! Wie ist die Zahl noch bekläglich im Steigen! Was für rührende Beispiele könnten wir anführen von Consistorialbezirken, wo die Pfarrer einen festen Bund unter sich gemacht hatten, keinen Mämler aufzunehmen, und wo sie eben selbst von der Gnade ergriffen worden sind. Wir sind weit entfernt, diesen Thatbestand als eine Frucht der Gerninalgesetzgebung zu bezeichnen. Wir behaupten nur, daß, wenn gleich das Unterschreiben des alten Französischen Glaubensbekenntnisses nur von wenigen Consistorien mehr gefordert wird, es mit dem Glauben dennoch besser steht als früher.

Die Stiftung der Französisch-evangelischen Gesellschaft ist ein besonderes Werk der göttlichen Gnade. Zwar hat auch das neu erwachte religiöse Leben in anderen Ländern einen segneten Einfluß auf Frankreich geübt. Der sel. Heinrich Dertlin, der im Jahre 1815 zur Unterstützung der damals verfolgten Protestanten in Englandem Auftrag das Land bereiste, hat auch viele Herzen angeregt. Die Englischen Methodisten haben ebenfalls hier und da missionirt. Die Genfer und Waadtländer Separatisten haben bis nach Bern gewirkt. Aber alle diese Bestrebungen sind durch die Wirksamkeit der evangelischen Gesellschaft weit übertroffen worden. Ein Kern von Männern, meist aus den höheren Ständen, ausgezeichnet durch Geist und Bildung und Glücksgüter, durch merkwürdige Führungen erleuchtet und für die Ausbreitung des Reiches Gottes begeistert, trat in der Französischen Hauptstadt zusammen. Dieser Verein war es, welcher den Eifer für die Bibelverbreitung, zumal unter den Katholiken, erst recht entflammte. Er hat die Missionsfache, die Traktatsfache, die Bildung von Primar- und Sekundarlehrern und -Lehrerinnen, die Einrichtung von Arznenischulen und so vieles Andere zu Stande gebracht, wozu es sonst wohl nie gekommen wäre. Das wird auch in dem Werk eines Straßburger Theologen über die Geschichte der Kirche Frankreichs seit 1789, welches Prof. Gieseler herausgegeben hat, gebührend anerkannt.

Aber sehr bedauern müssen wir, daß kaum einer von jenen ausgezeichneten Männern genug Lebenserfahrung und Einsicht mitgebracht hat, um das Unwesentliche der äußeren Formen gehörig zu würdigen, um den reichen Segen beurtheilen zu können, den der Herr auf den Protestantischen Kirchen, ungeachtet aller Gebrechen, in so vielen Ländern hat ruhen lassen und um einzusehen, wie viel gerathener es ist, wenn Anstalten für das Reich Gottes sich innerhalb der weiten Hallen dieser Kirchen bewegen, als wenn sie sich außerhalb derselben eine selbstständige und unabhängige Stellung bereiten. Die leitenden Mitglieder kamen theils aus der Römischen Kirche und waren hiemit mit unseren Zuständen ganz unbekannt; theils waren sie nahe vertraut mit Englischen Dissenters; ein sehr thätiges Mitglied war selbst früher Amerikanischer Geistlicher gewesen. Einen kräftigeren Repräsentanten des Germanisch-kirchlichen Elements hätte man freilich an Herrn Grandpierre gehabt. Aber schon seine besondere Stellung als Inspektor des Missionshauses hielt ihn von den allgemeineren Berathungen mehr entfernt, und Herr Stapfer war zu alt. Das Ideal der Gesellschaft war demnach von Anfang an: die Verpflanzung der Amerikanischen Kirchenzustände auf Französischen Boden. Dazu half bekanntlich der sel. Vinet treulich mit. Und es ist wohl schwer zu sagen, ob er mehr die evangeli-

sche Gesellschaft oder sie ihn in die Sache der Trennung von Staat und Kirche so tief hineingeführt habe.

Darum hat die evangelische Gesellschaft von Anfang an bei der Anstellung ihrer Arbeiter auf deren Verhältniß zur Nationalkirche keine Rücksicht genommen. Die Eifrigen unter ihnen waren Separatisten, deren Benehmen freilich oft nicht geeignet war, sie den Nationalpfarrern angenehm zu machen. Bald wurde aus dem Privatverein der Englischen Gesellschaft eine Independentengemeinde, die Taufe und Abendmahl für sich feierte. Den aus den Katholiken gesammelten kleinen Gemeinden wehrte man zwar nicht, sich an die Landeskirche anzuschließen, es geschah aber nur etwa dreimal, wenn die eben angestellten Prediger diesen Anschluß selbst betrieben.

Als Herr Agenor de Gasparin sich (etwa um 1837) den religiösen Anstalten zu nähern anfang, schien es ihm Lebensaufgabe zu seyn, sich der Protestantischen Nationalkirche besonders anzunehmen. In diesem Sinne hat er die *Esperance* und die *Société pour les intérêts généraux du protestantisme en France* gegründet.

Man glaubte damals wirklich in Graf Gasparin einen der alten Koryphäen des Protestantismus in Frankreich wieder aufleben zu sehen. Wo eine katholische Behörde die Einführung des evangelischen Kultus hinderte, war er mit seiner Berührung bei der Hand. In der Deputirtenkammer deckte er die willkürlichen Bedrückungen schonungslos auf, welche sich die Regierung aus Rücksichten für den Ultramontanismus gegen die Agenten der evangelischen Gesellschaft zu Schulden kommen ließ. Und er that dies mit einer Beredtsamkeit, welche ihm oft den Beifall der Opposition erwarb, die Regierung aber erbittern mußte.

Daß Herr Guizot sich geirrt hat, als er hoffte das scharlachrothe Thier mit sieben Häuptern durch hingeworfene Bissen endlich so zahm zu machen, daß er geruhig darauf werde reiten können, das hat der Gang der Ereignisse bewiesen. Daß aber die Protestanten und namentlich die Leiter der evangelischen Gesellschaft dem Minister auch große Verlegenheiten bereitet haben durch die ewigen Prozesse, durch ihr jubringliches Pochen auf ein oft wirklich zweideutiges Recht und durch die heftige, radikale Sprache ihrer Blätter, das kann auch nicht geläugnet werden. Freilich hat Graf Gasparin in der September-Synode gesagt: „Die ganze Geschichte der Protestantischen Kirche Frankreichs ist voll von Unvorsichtigkeiten, auf welchen der Segen Gottes geruht hat“ (Eb. K. Z. S. 111. 112). Wir aber sind der Ansicht, daß das von Anfang an das Verderben der Reformirten Kirche in Frankreich gewesen ist, daß sie Fleisch für ihren Arm gehalten, daß sie sich einer politischen Partei hingegeben, daß sie von der Regierung Garantien begehrt hat. Und zwar freilich nicht nur Worte und Papiere, wie man sie heut zu Tage fordert, die man zurücknehmen und zerreißen kann, sondern — Festungen! Daher die vier traurigen Religionskriege, daher die schreckliche Erdrückung des Protestantismus, daher der radikale Habergeist der Französischen Reformirten, der wie eine spezielle Erbsünde nach allen Richtungen hin bei ihnen wieder auftaucht, nachdem sie nur ein wenig Luft gekriegt haben.

Daß Graf Gasparin, der durch den Einfluß der Regierung in der Kammer saß, bei der nächsten Erneuerung nicht wieder gewählt wurde, war wohl natürlich. Um so erklärbarer ist es aber, daß er sich nun immer mehr der Freien Kirche zuwandte, deren Sache er sich zuerst im Waadtlande, wo er auch Bürger ist, mit großem Eifer angenommen hat.

Die Februar-Revolution ist nicht nur von dem Semeur, dem Organ der evangelischen Gesellschaft, auf das Feuerige und Freudigste

begrüßt worden, sondern auch von den Archives, die jemehr und mehr unter der Redaktion des Hrn. Friedrich Monod dem gleichen Geiste huldigten. Die evangelische Gesellschaft hat sogar in ellenbreiten Maueranschlägen dem Volke vorgerechnet, wie viele Millionen es ersparen würde, wenn die Trennung der Kirche vom Staat durchgeführt würde.

Auch wir glauben, daß die katholische Geistlichkeit die Trennung der Kirche vom Staate nicht zu fürchten hätte. Denn die Motive der Werkheiligkeit und des Aberglaubens, durch welche sich die katholische Kirche in alten Zeiten so große Reichthümer erworben hat, wirken noch immer fort. Und wenn man sagt, daß in Frankreich der Katholicismus nur noch für die Weiber sey, so ist damit viel zu viel schon zugestanden. Denn die Weiber haben je und je in Frankreich eine Hauptrolle gespielt. Wir gehen aber noch weiter; wir glauben, daß auch für die protestantische Geistlichkeit die Verlegenheit nicht so ungeheuer werden würde, wenn der Staat ihre Befolgung zurückzöge. In unserem vielgliedrigen Schweizerlande, wo so manche Frage längst gelöst ist, die anderwärts noch als ein Problem betrachtet wird, ist es hier und da, z. B. in den Kantonen Glarus, Appenzell, Graubünden schon seit vielen Jahren Sitte, daß man sich von Seite der Gemeinde in Hinsicht der Befolgung mit dem Pfarrer verständigt, ohne daß die Regierung sich damit befaßt.

Können wir es denn aber nicht geruhig Gott überlassen, ob und wie und wann er die Verhältnisse zwischen Staat und Kirche ändern will? Sollen wir nicht das Gute im Vorhandenen sorgfältig zu bewahren und zu benutzen suchen, bis Er ein Neues schafft, statt ein Dogma aus einer Idee zu machen, über welche die Bibel kein Wort sagt? Wir fürchten, daß an mehreren Orten, wo die Regierung Miene macht, auf die liberalste Weise die Kirche sich selbst Gesetze geben zu lassen, die Errungenschaft der Emancipation am Ende doch in Wenigem bestehen werde. Und wo die Kirche wirklich frei gestellt wird, da möchte leicht erkannt und erfahren werden, daß bei dem großen menschlichen Verderben der mehr entseffelte Priesterstolz und Laienstolz dem freudigen Gang des Kirchenlebens Hindernisse in den Weg legt, die weit mehr schaden als manche unbefugte Einmischung der Regierung. „Gott bewahre mich,“ ruft der vorgedachte französische Geistliche (Schweiz. R. Bl. S. 54.), „Gott bewahre mich vor der Tyrannei einer freien und demagogischen Kirche! Keine Kirche ist schwerer zu leiten, als eine Gemeinde der Heiligen, wo Jeder das Recht zu haben glaubt, sein Wort mitzusprechen!“

Die September-Synode kam. Die Partei der evangelischen Gesellschaft drang mit allem Nachdruck, auch durch die Sendschreiben, die sie von ihren auswärtigen Freunden veranlaßte, auf ein entschiedenes und bestimmtes Bekenntniß. Die evangelisch gesinnten Nationalpfarrer gaben die Erklärung ab: Wir sind nicht hier, um die Reformirte Kirche zu gründen oder neue Bestimmungen in Glaubenssachen zu treffen, sondern es handelt sich um zeitgewäße Verbesserungen in Bezug auf unsere Kirchenverfassung. Von dieser Erklärung erwähnt aber der Aufsatz Nr. 10—13. kein Wort.

Eine Art von Glaubensbekenntniß wurde indeß doch durch das Synodalschreiben an die Gemeinden abgefaßt. Wer nun weiß, unter welchen Verlegenheiten und Seufzern unsere alten Glaubensbekenntnisse entstanden sind, wer es weiß, wie schwer es besonders bei einer Versammlung von vielen Geistlichen hält, eine Vereinigung der Gemüther und Herzen zu einem gemeinsamen Ausdruck zu erzielen, der wird sich fürwahr über die vielen Menschlichkeiten, die dabei mit untergelaufen sind (S. 108. 109.), nicht verwundern, sondern er wird vielmehr erstaunen, daß das Synodalschreiben, wie es lautet, von einer so großen Mehrheit

angenommen worden ist. Noch vor sechzehn Jahren wäre die Ausfertigung eines solchen gemeinschaftlichen Schreibens eine Unmöglichkeit gewesen. Es ist ganz offenbar, daß viele der f. g. Latitudinarien in der Annäherung begriffen sind. Die Festigkeit, mit welcher die Männer der evangelischen Gesellschaft die Sache gleichsam auf die Spitze getrieben haben, um eine gewaltsame Scheidung zu bewirken, hat unstreitig zu diesem Ergebnis auch mithelfen müssen. So weiß der Herr auch die Fehler von Freunden und Feinden zu benutzen.

Wer es an sich und Anderen hat beobachten können, welcher Langmuth und Geduld es bedarf, bis der Herr einen armen, ungläubigen Sünder zum einfältigen Glauben an Christum, als seinen Heiland und Befreier, gebracht hat; wer es hat wahrnehmen können, durch welche leise Übergänge es oft geht, bis endlich der Laien- und Gelehrtenstolz im Herzen gebrochen ist; wer es erfahren hat, wie hiebei nichts so wohlthuend und segensreich wirkt, als Milde, Schonung, Demuth, Fürbitte und weises Abwarten von Weitergeforderten, der freut sich von Herzen, daß der Geist der Liebe sein Panier so kräftig über der Pariser Synode gehalten hat, daß der gewaltsame Bruch, zu der die sich ausschließlich entschieden glaubenden Männer die Anderen hindrängten, vermieden worden ist. Es bedarf fürwahr eines erleuchteten Glaubens und vieler Besonnenheit von Seite der Gläubigen der Nationalkirche, um auch dann noch Stand zu halten, wenn man von seinen eigenen Freunden und Brüdern, die man liebt und hochschätzt, beschulbigt wird, „daß man ein vermodertes Kirchengebäude bewohne, worin ein bekennnißscheuer Scheinfriede und dogmatischer Indifferentismus haule,“ wenn man zu denen sich muß zählen lassen, „die zwar keine Kleingläubigen sind, aber doch durch den Utilitarismus sich bewegen lassen, Pflicht und Grundsätze zu vergessen!“

Wer die milden und ganz nationalen Gesinnungen gekannt hat, denen Hrn. Fred. Monod in früheren Zeiten gehuldigt hat, der muß es wehmüthig beklagen, daß dieser theure Mann nun so ganz anders denkt und handelt, daß er auch die wichtigen Erfahrungen seines Bruders Adolph sich gar nicht zu Nutzen gemacht hat, der bekanntlich vor funfzehn Jahren wegen Bedenkllichkeiten bei Austheilung des heiligen Abendmahls in Lyon aus der Kirche getreten ist, sich aber längst mit derselben wieder vereinigt hat.

Die evangelische Gesellschaft hat nach der Synode, in einem Circular vom 1. November 1848, feierlich erklärt, daß sie hinfort nur Kirchen von eigentlichen Bekennern bilden, und in denselben auch Kirchenzucht üben wolle. Sie ist hiemit eine Separatistenkirche geworden. Dies ist in dem Aufsatz, den wir beleuchten, einzig mit den Worten (S. 109.) angedeutet: „daß man sich mit einer bekennniß- und zuchtlosen Kirche nicht begnügen könne.“ Auch die so eben erschienene Empfehlungsschrift von Cand. Rieger in Stuttgart: „Die evangelische Gesellschaft von Paris, das Salz Frankreichs,“ meldet kein Wort davon.

Auf den Mai hat nun diese Gesellschaft eine freie Synode nach Paris ausgeschrieben. Wenn jede kleine Separatistenkirche in Frankreich einen Deputirten sendet, wenn man, wie im Waadtland, vier bis acht Personen schon für eine Kirche rechnet, so wird nicht leicht eine französische Stadt, wo Reformirte sind, auf dem Verzeichniß fehlen. Wir aber werden mit Bechmuth diese neue Demonstration der Zwietracht beklagen.

Es ist ganz natürlich, daß ein Waadtländer Demissionär in der Gesellschaft seines eigenen Landes Beweise für, die Nothwendigkeit der Trennung im Nachbarlande zu finden glaubt. Er sagt unter Anderem (S. 115.): „Wer hat im Kanton Waadt der Freien Kirche und der Sache der Kirche im Allgemeinen mehr geschadet, als grade diejenigen

Geistlichen, welche in der Staatskirche geblieben sind, angeblich um zu protestiren?“ Wir antworten: Ja, der Sache der Freien Kirche haben die Gebliebenen freilich sehr geschadet, der Sache Christi im Allgemeinen aber Niemand mehr als die Ausgetretenen. Freilich haben die Gebliebenen ihre Stellen auch behalten „um zu protestiren,“ und haben es auch treulich gethan; aber ihr Hauptgrund zum Bleiben war doch der, daß sie lieber politische Drangsal ertragen wollten, als daß sie um verletzter Kirchenrechte willen das schöne Amt hätten aufgeben sollen, das ihnen vom Herrn anvertraut worden ist. Daß den Ausgetretenen nur ein sehr geringer Theil des Volks zufallen würde (S. 118.), das haben sie nicht vorausgesehen. Sonst wäre wohl Mancher geblieben. Sie glaubten im Gegentheil, das Volk werde sich in Masse erheben, wie 1839 im Kanton Zürich. Es ist aber ein großer Unterschied, wenn die Regierung einem Volk seinen Glauben nehmen will, oder wenn es beizt: die Regierung hat einige Pfarrer ungerechter Weise im Amt stillgestellt, und nun wollen hundert andere nicht mehr predigen um sie zu zwingen, dieses Urtheil zurückzunehmen. Und es ist gewiß höchst unbillig, wenn man ein Volk gleich in allen Blättern als roh und barbarisch schildert, weil es eine solche Taktik nicht verstehen will. Die Regierung hat freilich auch gar nicht in ihrem eigenen Interesse gehandelt, daß sie von den einzelnen Demissionärs einen Widerruf der Demission gefordert hat. Hätte sie dagegen erklärt, daß sie die Kollektiv-Demission nicht annehme und von Jedem, der ausgetreten wolle, eine individuelle Erklärung erwarte, so würden kaum vierzig Pfarrer zum zweiten Mal sich erklärt haben und es wären grade nur die Ausgetretenen, die die Regierung am liebsten selbst entlassen hätte. Es bleibt auch ein ewiger Vorwurf für die anderen Schweizerischen Reformirten Kirchen, daß kein einziger Versuch gemacht worden ist, bei dieser Sache an Ort und Stelle vermittelnd einzuschreiten. Daß so viele Französisch-reformirte Pfarrer mit der Waadtländischen Demission sympathisirt haben (Ev. R. Z. S. 111.), kam aus Mangel an Sachkenntniß her. Jetzt, wo ihnen die Demission selbst auf den Leib gerückt ist, können sie die Sache besser beurtheilen lernen. Übrigens war, laut Nr. 7. des Schweiz. R. Blatts, diese Sympathie keineswegs allgemein.

Eine einzelne Demission ist kürzlich auch in Neuchâtel erfolgt. Die Erklärung des gewesenen Dekan Guillebert: „Jesus Christus ist das einzige Oberhaupt seiner Kirche; darum kann ich keinen Staatsbeamten aus mir machen lassen“ — muß die Waadtländischen Demissionärs besonders ansprechen. Aber war denn Herr G. nicht längst auch Staatsbeamter? Und verliert Jesus Christus dadurch seine Herrschaft über die Kirche, daß Menschen sie beeinträchtigen? Wir müssen bedenken, daß auch in Herrn G.'s Fall die politische Stellung, in der er sich befand, einen so großen Einfluß geübt hat, indem er ja sogar 1833 einer der Abgeordneten gewesen ist, die den König von Preußen im Namen des Landes gebeten haben, die Verhältnisse wieder auf den Fuß wie vor 1815 zu stellen. Demnach würde wohl die einfachste Erklärung die gewesen seyn: „Ihr kennt meine Gesinnung. Es ist mir unmöglich, unter den jetzigen politischen Verhältnissen, die auch auf das Kirchliche einen so gewaltigen Einfluß üben, mein Amt ferner zu verwalten.“ Eine solche unumwundene Sprache würde von allen Parteien mit Achtung vernommen worden seyn.

Aber wie mild ist Herr Guillebert gegen Andersdenkende! Wie wenig denkt er daran, zu behaupten, nur Er sey aus der Wahrheit!

Es bleibt ausgemacht, daß der lebendigste Theil der Waadtländischen Geistlichkeit ausgetreten ist. Es ist zumal in den Städten, besonders in Lausanne, die Nationalkirche jetzt nicht ausgezeichnet repräsentirt, während auf dem Lande unter den Gebliebenen viele treue Zeugen der Wahrheit sind. Kein Wunder, daß der ausgezeichnete Londoner Prediger Baptiste Noel von dem Umgang mit den Lausanner Demissionärs

einen solchen Eindruck bekam, daß er gleich nach seiner Heimkehr seinen Austritt aus der Englischen Kirche erklärte. Wie vielen Segen hätte dieser Geistliche, eben wegen seiner Kenntniß der Schäden seiner Kirche, innerhalb derselben noch stiften können! Da benimmt sich Dr. Pusey anders. Er, der schon Tausende zum Katholicismus hingetrieben hat, bleibt doch bei seinen Präbenden und schadet der Englischen Kirche um so mehr. Die Kinder dieser Welt sind eben immer die klügeren.

Noch müssen wir einen sonderbaren Widerspruch im Benehmen der evangelischen Gesellschaft namhaft machen. Während seit vielen Jahren die Trennung von Staat und Kirche als ihr großes Ziel verkündigt worden ist, während sie auf ihre Bethäuser geschrieben hat: *Culte non salarié par l'Etat*, während noch lezhin (S. 54. des Schweiz. R. Bl.) eines ihrer eifrigsten Mitglieder schrieb: „Wir halten mit allem Ernst fest über der Autonomie der Kirche, dem persönlichen Bekenntniß des Glaubens und der Selbstbezahlung des Gottesdienstes“ — hören wir nun auf einmal (S. 116. der Ev. R. Z.) aus dem Munde des Herrn Monod, daß die „Gläubigen“ sich nicht weigern würden, Staatsbesoldungen von der Regierung anzunehmen, wenn zweierlei Reformirte Kirchen, eine orthodoxe und eine latitudinärische, von ihr anerkannt würden! Was würde doch der sel. Väter zu einem solchen Wechsel der Grundsätze sagen!? — Um die Autonomie ist Herr Monod gar nicht verlegen, „denn die habe man jetzt in Frankreich.“ Aber wo sind denn die Garantien für ihr Fortbestehen?! Wenn heute eine der Regierung feindselige Partei sich hinter die Reformirte Kirche stecke, wie im Waadtilande die Aristokraten gewissermaßen hinter die Demission, so würde es um die Autonomie der Reformirten Kirche geschehen seyn.

„Was die alten Väter sagen würden, wenn sie die monströse Anstalt der jetzigen Reformirten Kirche in Frankreich sähen?“ Sie würden sich über Manches betrüben. Wenn sie aber das Leben sähen, das sich bei so vielen Lehrern und Zuhörern findet, so würden sie auf ihr Angesicht fallen und Gott die Ehre geben und bekennen, daß Gott wahrhaftig unter ihnen sey! (1 Cor. 14, 20.)

Unsere ganze Beleuchtung des Waadtländischen Aufsatzes ist nur Stückwerk. Möge die Ev. R. Z. bald durch gediegenere Aufsätze in den Stand gesetzt werden, ihren Lesern die Angelegenheiten der Französischen Reformirten Kirche zur Warnung und Belehrung noch klarer und gründlicher darzustellen. Möge aber vor Allem der Herr selbst dreinschauen und die tiefen Schäden des so sehr zerrissenen Französischen Bions heilen! Möge auch die evangelische Gesellschaft in Paris es immer mehr erkennen, daß, je lebendiger das Christenthum in unseren Herzen flammt, um so größer auch die Gefahr ist, daß der alte Mensch in die heilige Flamme des neuen Lebens blase, so daß dieselbe hie und da schädlich zündet und brennt, statt nach allen Richtungen hin freundliches Licht und wohlthätige Wärme zu verbreiten.

Aus Ostpreußen. Mitte Mai.

Der evangelische Verein in Königsberg hatte sich, wie ich früher berichtete, in einer Adresse an das Consistorium dahin ausgesprochen, daß die Organisation der Gemeinden durch Presbyterien, wo möglich nach Maßgabe der General-Synodalschlüsse von 1846, durchaus einer etwaigen Landes-Synode vorangehen müsse, und diese Erklärung war an die Mitglieder des Vereins in die Provinz geschickt, damit dieselben ihre Meinung darüber abgeben sollten. Der Eifer, womit fast von überall beifällige Zustimmung zurückgesandt war, zeigte, wie der Verein die Meinung der Gleichgesinnten in unserer Provinz getroffen hatte. Innerhalb der kurzen Zeit, welche zur Antwort übrig blieb, in der dieselbe mit dem Gutachten des Consistorii zum festgesetzten Termin nach Berlin ab-

gesandt werden sollte, und trotz den großen Schwierigkeiten, welche die lokalen Verhältnisse unserer Provinz in der frühen Jahreszeit einer schleunigen Vortreibung der gedachten Erklärung in den Weg legten, hatten nichts desto weniger 91 Geistliche und 514 Gemeindeglieder von auswärts dieselbe namentlich unterzeichnet. Unter den letzteren waren meist Kirchenvorsteher, Patrone oder Schullehrer; oft war die summarische Erklärung für ganze Gemeinden abgegeben, so wie für ganze Diöcesen, wo eine Herumsendung nicht mehr zu ermöglichen war. Auch das Consistorium schlug in seinem vom dem Ministerio eingeforderten Gutachten ganz denselben Weg ein. „Dasselbe protestirt“ — wie das „Neue Evangelische Gemeindeblatt“ berichtet — „entschieden gegen die unvorbereitete Zusammenberufung einer constituirenden Landes-Synode, erkennt jedoch die Nothwendigkeit einer Umgestaltung der kirchlichen Verfassung, so wie daß diese von der Kirche selbst ausgehen müsse, an; die Kirche bestehe aus der Gemeinschaft der Gläubigen, dem obrigkeitlichen, dem geistlichen und dem häuslichen Stande, die beiden ersten dieser Stände haben bereits ihre geordnete Vertretung in den Consistorien und den Geistlichen; es komme daher hauptsächlich darauf an, eine angemessene Vertretung des häuslichen Standes zu finden; in dieser Beziehung müsse möglichst an das Bestehende mit Berücksichtigung provinzieller Eigentümlichkeiten angeknüpft, nichts übereilt und namentlich unkirchlichen Anforderungen nicht nachgegeben werden. Gestützt hierauf ist der Antrag gemacht, zunächst und möglichst bald mit der Bildung von Presbyterien in den Gemeinden nach den Vorschlägen der General-Synode von 1846 vorzugehen, und wenn sich diese mit den kirchlichen Angelegenheiten — etwa durch thätige Theilnahme an der Kirchenvisitation — bekannt gemacht haben, durch Wahl aus denselben, ebenfalls nach dem Entwurfe der General-Synode, Kreis-, aus diesen aber Provinzial-Synoden zu bilden. Diese Verfassung, bis zu den Provinzial-Synoden hinauf, soll als ein Provisorium eingeführt, und es den Provinzial-Synoden demnächst in Gemeinschaft mit dem bestehenden Kirchenregimente überlassen werden, den Zeitpunkt zu bestimmen, wenn die Landes-Synode zusammentreten soll, um mit Genehmigung Sr. Majestät des Königs, als Schutz- und Schirmherrn der Kirche, die neue Verfassung der Kirche zu berathen und zu beschließen.“ — Inzwischen ist der evangelische Verein nicht untätig geblieben. Nachdem in zwei Versammlungen die künftige Stellung des Landesherrn zur Evangelischen Kirche besprochen war, richtete man sein Augenmerk auf diejenigen Punkte der Verfassung, deren Abänderung bei Revision derselben am dringendsten zu wünschen sei. So ward denn am 25. April eine Petition an die Rammern beschloffen, worin verlangt wird, daß aus Art. 11.: „der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von dem religiösen Bekenntnisse und der Theilnahme an irgend einer Religionsgesellschaft“ der bezeichnete letzte Passus für ewige Zeiten getilgt werde. Man fand darin nicht sowohl die Religionsfreiheit als vielmehr die Freiheit von der Religion, die Gleichgültigkeit gegen die Religion als allgemeines Grundrecht der Preußen gewährt und sanktionirt, somit die Religionslosigkeit des Staates ausgesprochen, die man von der Bekenntnislosigkeit wohl unterscheiden haben wollte.

Die innere Missionsthätigkeit, welche der Verein mit unter seine Zwecke aufgenommen, liegt noch immer in den Händen eines kleineren Kreises, der zwar mit dem besten Willen, aber mit viel zu geringen Kräften sich derselben unterzieht. Der herannahende Sommer hat einige Zweige jener Thätigkeit ganz abgeschnitten, so die Versammlungen des Lehrlingsvereins und die Armenpredigt in den Wärmelokalitäten. Versuche, welche gemacht sind, die letztere zu erlesen, haben noch kein sicheres Resultat geliefert. Es wird immer fraglicher, ob die entschiedene Trennung,

die der hiesige Kreis zwischen materieller und geistlicher Armenpflege machte, auf die Dauer haltbar und segensreich seyn wird. Sehr angenehm ist ein Überblick über die in der Provinz bestehenden Anstalten für innere Mission, welchen das N. E. Gemeindeblatt zu geben angefangen hat. Es sind bereits darin vier Kleinkinderbewahranstalten und vier Erziehungsanstalten für verwahrloste Kinder aufgeführt und ist überall zur Vervollständigung dieser Nachrichten aufgefördert.

Es ist unglaublich, mit welchem Eifer die freie Gemeinde, deren hier in der Stadt wenig mehr gedacht wird, ihre Wählerien auf dem Lande treibt. Ihr Emissär und Prediger, Hartmann Rasche, reist bald hier bald dorthin und benützt jede Gelegenheit, unter dem Deckmantel der Liebe und Freiheit Zwietracht in die Gemeinden zu säen, und sie in das Netz seiner Irthümer zu fangen. Er achtet's nicht, daß hinter ihm sein kaum errichtetes Gebäude zusammenstürzt, er wirbt immer weiter. Von der Pöhlener Gemeinde ist nur noch der Schankwirth mit drei Geistesgenossen übrig geblieben, dagegen sind in Lissiten und Pr. Eylau so wie in Eichhorn bei Landsberg neue Versuche gemacht, Gemeinden zu bilden. Während die sogenannten Gottesdienste mit alten Glaubensliedern aufgeputzt werden, um die Gemeinden zu täuschen, wird eine Parodie der zehn Gebote in trasi communisticchem Sinne verbreitet. Dieses, wie die politischen Unterworfungen, die Erregung des Landvolks gegen die Besitzenden, ja die unsinnigsten Hoffnungen auf Gütervertheilung und dergleichen, die sich zum mindesten häufig an diese „religiöse“ Bewegung anlehnen, zeugen laut genug von dem Charakter derselben. Die Abschaffung der Stolzgebühren bleibt nach wie vor das Stichwort, um den gemeinsten Eigennutz an sich zu locken. Daneben heist es freilich in der „Gemeindeordnung“ des einen jener Gemeindevorsteher: „Die Gemeinde sichert dem Prediger in gerichtlichem Contract mit dem Vorstanze seinen genügenden Lebensunterhalt.“ Mit diesem jämmerlichen Heuchelspiel betrügt man unsere gutmüthigen Landleute. Von hier aus geschieht dagegen, was geschehen kann. Eine kernige, populäre Flugdschrift, die das Treiben der freien Gemeinde aufdeckt, wird in den bedrohten Gegenden verbreitet. So geschieht doch etwas. Die hiesige freie Gemeinde ist in ein seltsames Dilemma gekommen. Sie will nicht mehr den Personaldecem zahlen und beschwert sich über die Erhebung desselben bei der Königl. Regierung. Diese entscheidet nach dem Dispreussischen Provinzialrecht (Zusatz 213. §. 5.), daß allerdings die Kirche nur da, wo es besonders hergebracht sei, den Personaldecem von fremden Religionsverwandten fordern könne, und verlangt daher nur den Nachweis, daß die betreffende Gemeinde wirklich aus fremden Religionsverwandten bestehe, d. h. daß sie aus dem früheren evangelischen Kirchenverbande ausgetreten sei.“ Nun aber hat sich die freie Gemeinde notorisch stets geweigert, diesen ihren Austritt aus der Evangelischen Kirche anzuerkennen, im Gegentheil wollen sie stets als die wahren „evangelischen Christen“ gelten, und Namen, Rechte und Güter der Evangelischen genießen. Rechtlich können dieselben also in keinem Falle als fremde Religionsverwandte angesehen werden, so lange sie jenes heuchlerische Spiel treiben, bald in, bald außer der Kirche seyn zu wollen, je nach Umständen. — Dr. Rupp florirt als politischer Parteiführer; Pfr. Wessel hat während seiner kurzen Abgeordnetenlaufbahn unsere Königsberger Zeitung mit Episteln herumgeschickt, die stets in einem so bitteren, aufgeregten und aufregenden Tone geschrieben waren, daß man, ganz abgesehen von aller politischen Richtung, fragen möchte, wie das wohl mit dem geistlichen Amte sich irgend vereinigen lasse. Ist der Boden jener öffentlichen Laufbahn überhaupt ein schlüpfriger, so ist doch wohl der Geistliche dreifach und zehnfach verpflichtet, mit Vorsicht und Besonnenheit darauf zu wandeln.

B. W.

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Herausgegeben

von

C. W. Hengstenberg,

Dr. der Phil. u. d. Theol., der letzteren ord. Professor an der Universität zu Berlin.

Vierundvierzigster Band. Sechstes Heft.

80-52
Juni 1849.

Berlin,
bei Ludwig Nehmigke.

Es ist der Zweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung in strenge gehaltener Einheit die Evangelischen Wahrheiten, wie sie in der heiligen Schrift enthalten und aus ihr in die Bekenntnisschriften unserer Kirche abgeleitet sind, zu begründen und zu vertheidigen, den Unterschied zwischen der Evangelischen Lehre und der entgegenstehenden in ein helles Licht zu setzen und durch Mittheilungen, theils über den Zustand der Christlichen Kirche aller Gegenden, theils über die Wirkungen des Evangelii unter den Heidenvölkern, eine lebendige Theilnahme an den kirchlichen Dingen zu erwecken und das Bewußtseyn der Einheit in der Evangelischen Kirche zu befördern.

Die Evangelische Kirchen-Zeitung soll keiner Partei angehören; sie will der Evangelischen Kirche als solcher dienen. Denen, welche zu dem lebendigen und entschiedenen Glauben an die Wahrheit der Evangelischen Lehre gelangt sind, will sie Gelegenheit geben zur weiteren Ausbildung und Durchbildung; sie will warnen vor den mannigfachen Abirrungen, die sich zu allen Zeiten einer großen religiösen Bewegung auch unter denen eingefunden haben, die in der Hauptsache die göttliche Wahrheit ergriffen hatten. Sie wird sich bestreben, bei den Einzelnen das lebendige Bewußtseyn der Einheit, theils mit der Evangelischen, theils mit der gesammten Christlichen Kirche aller Jahrhunderte zu befördern und zu einer allgemeinen Verbindung aller wahren Glieder der Evangelischen Kirche beizutragen. Vorzugsweise aber möchte die Evangelische Kirchen-Zeitung die Bedürfnisse derer berücksichtigen, welche für Wahrheit empfänglich, nicht wissen, wo sie dieselbe suchen und wo sie sie finden sollen. Das religiöse Bedürfnis ist in der gegenwärtigen Zeit mächtig erwacht; stärker, wie vielleicht je, empfindet man die Nothwendigkeit des Glaubens an eine Offenbarung. Aber viele unter den redlich Suchenden bleiben in stetem Schwanken, weil sie stets befürchten ein Extrem mit dem andern zu vertauschen. Die Evangelische Kirchen-Zeitung wird sich bestreben ihnen die Vorurtheile zu benehmen, welche ihnen gegen die Wahrheiten beigebracht worden, die verwirrten Begriffe zu entwirren, das reine Evangelische Christenthum von seinen mannigfachen Abwegen abzuscheiden, ihre Aufmerksamkeit zu lenken auf die Zeichen der Zeit, und sie näher bekannt zu machen mit den denkwürdigen kirchlichen Ereignissen in den nächsten und fernsten Gegenden der Erde.

Diese Zwecke glaubt der Herausgeber am besten zu erreichen, wenn er den Inhalt der Evangelischen Kirchen-Zeitung in folgende drei Abtheilungen abtheilt.

I. Aufsätze. Diese zerfallen in vier Classen.

Erste Classe: besonders Aufsätze über wichtige biblische Abschnitte, Auslegung schwieriger Stellen und größerer Stücke, die vorzugsweise in der jetzigen Zeit Erwägung verdienen; Nachweisungen der Glaubenseinheit in den verschiedenen heiligen Schriften, mit Berücksichtigung der verschiedenen Form, in welcher die göttliche Wahrheit in ihnen sich ausspricht, und Hinweisung auf die stufenweise Entwicklung der göttlichen Heilskanalken.

Zweite Classe: hauptsächlich Darstellungen der Evangelischen Lehre, im Gegensatz gegen besonders verbreitete Irrthümer im Glauben und Leben unserer Zeit. Belehrungen über die wahre Natur der Christlichen Kirche und ihr Hervortreten in der Zeit u. s. w.

Dritte Classe: kirchenhistorische Mittheilungen von der ältesten Zeit an, insofern sie in direkter Beziehung auf unsere Zeit stehen; zuweilen auch größere Stücke aus seltenen, oder doch der Mehrzahl der Leser unzugänglichen Büchern. Die Mittheilungen der letzteren Art sollen nie bloß compilatorisch seyn, sondern alles soll lebendig eingeführt und durch sie zu der Zeit gesprochen werden.

Vierte Classe: praktisch theologische Aufsätze, Mittheilungen aus der speciellen Seelsorge und andere Amtserfahrungen, Abhandlungen und Vorschläge, den Cultus betreffend u. s. w.

II. Litterarische Anzeigen, nicht gelehrte Recensionen, sondern beurtheilende Anzeigen und Auszüge allgemein wichtiger Bücher, und zwar nicht bloß ganz neu erschienenen, sondern auch erneuernde Empfehlungen guter vergeßener Schriften; Warnungen vor schlechten gangbaren Büchern.

III. Nachrichten, Beiträge zur innern Geschichte der Christlichen Kirche, des Inlandes sowohl wie des Auslandes; kurze Biographien von Personen, die für größere oder kleinere Kreise wichtig wurden, geschichtliche Mittheilungen über Begebenheiten in der äußern Verfassung und über die Verhältnisse der verschiedenen Religionsparteien zu einander; Missionenachrichten, nicht in der Absicht, die diesem Gegenstande besonders gewidmeten Zeitschriften zu ersetzen oder zu verdrängen, sondern theils allgemeine gedrängte Übersichten theils herausgehobene charakteristische und individuelle Züge, mit Vermeidung aller unnützen Wiederholungen und allgemeinen Redensarten, und was außerdem in irgend einer Beziehung für die Mitglieder der Evangelischen Kirche von Interesse und Wichtigkeit seyn kann. Der Stoff zu diesen Nachrichten wird theils durch eine bedeutende Anzahl von Correspondenten im In- und Auslande, theils durch die Benützung der zweckdienlichen Zeitschriften, in Deutschland, Frankreich, England, Schottland und Amerika geliefert werden.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende seyn muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Überzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Reiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verboten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das Entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Überzeugung verträglich ist mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweist, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. Sengstenberg.

Unterzeichneter, als Verleger der Evangelischen Kirchen-Zeitung, erlaubt sich, obiger Anzeige noch einige Bemerkungen nachzusetzen:

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen jede Woche vorläufig zwei Nummern, die auf Verlangen wöchentlich versandt werden; — jedoch findet auch die Versendung von ganzen, in saubern Umschlägen broschirten, Monatsheften statt.

Der Preis für den ersten halben Jahrgang ist 2 Rthlr. Preuß Courant, und wird die Zahlung voraus geleistet. Bestellungen nehmen an: sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämtliche Preuß. Postämter, durch welche die Kirchen-Zeitung ohne Preisserhöhung bezogen wird.

Litterarische und sonstige Mittheilungen, sobald sie per Post gehen, beliebe man an den Herrn Herausgeber hieselbst zu adressiren; — gehen sie aber durch den Buchhandel, was bei nicht sehr eiligen Sachen, oder sobald sie mehr als das gewöhnliche Briefporto betragen möchten, gewünscht wird, dann erbitte ich dergleichen unter meiner Adresse durch Herrn Buchhändler J. G. Mittler in Leipzig, und zwar mit der Bemerkung: Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, zur Post.

Ludwig Nehmigte.

Inhalt.

	Seite
N ^o 44. Zur Eschatologie	417
Nachrichten. Kirchliche Zustände in der Pfalz	422
— 45. Noch einmal der christliche Staat (Vierter Artikel)	425
Nachrichten. Kirchliche Zustände in der Pfalz (Schluß)	428
— 46. Noch einmal der christliche Staat (Fortsetzung)	433
Nachrichten. Aus Schlesien. Innere Mission	436
— 47. Noch einmal der christliche Staat (Schluß)	441
Nachrichten. Aus dem Großherzogthum Hessen	447
— 48. Die Katholische Kirche. Eine Zeitbetrachtung (Dritter Artikel)	449
Nachrichten. Aus dem Großherzogthum Hessen (Schluß)	453
— 49. Fragmente aus einem größeren, nicht zum Drucke bestimmten Ganzen	457
Beilage	465
Nöthige Bemerkungen gegen Herrn B. St.	465
Nachrichten. Die Evangelische Kirche Polens	469
— 50. Fragmente aus einem größeren, nicht zum Drucke bestimmten Ganzen (Fortsetzung)	473
— 51. Fragmente aus einem größeren, nicht zum Drucke bestimmten Ganzen (Fortsetzung)	481
— 52. Das drohende Schisma in der Lutherischen Kirche	489
Literarische Anzeige	495
Literarische Anzeige	496

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 2. Juni.

N^o 44.

Zur Eschatologie.

III.

Der Zwischenzustand des menschlichen Daseyns, welcher von dem Tode bis zum jüngsten Tage dauert, ist noch nicht die Vollendung selbst; er gewähret denen, die in dem Herrn sterben, Vieles, was ihnen für diese lange Zeit frommt und genügt, aber nicht Alles, was ihnen beschieden ist für die Ewigkeit. So gewährt er namentlich die Vereinigung mit so vielen wahren Gliedern des Leibes, aber nicht mit allen, die noch sollen hinzugezogen werden; so gewährt er den Himmel, aber ohne die Erde, das Jenseits, aber ohne das Diesseits; so bewahrt er Geist und Seele, Bewußtseyn und Leben, aber ohne den Leib. Gegenüber der irdischen Lebensstation führt der Zwischenzustand in die wirkliche Heimath, von welcher kein zweiter Tod trennen wird, aber sie ist selbst noch mit einer dreifachen Trennung behaftet; denn sie ist getrennt erstens von den noch zu erwartenden Heimathsgenossen, zweitens von der irdischen Heimath und drittens von den Leibern der Seelen, und diese dreifache Trennung dauert bis zum jüngsten Tage.

Der letzte Tag ist eben dieses, daß damit die Totalität des Menschengeschlechts vollends realisiert wird und alle Angehörige vollends hinzugezogen werden (Offenb. 6, 11.), daß die irdische Natur verklärt und das Diesseits dem Jenseits verinnert, die Erde mit dem Himmel erneuert wird (Jes. 65, 17., 66, 22., 2 Petr. 3, 13., Offenb. 21, 1.), und endlich, daß mit der Erde auch derjenige Antheil an der Erde, welcher dem einzelnen Menschen besonders zugestanden hat und zusteht, verklärt und einem Jeglichen wieder angeeignet wird (Phil. 3, 21.).

Aber es sind ihrer Etliche, welche meinen, die Auferstehung des Fleisches sey schon damit geschehen, daß im Tode der Geist die Seele als sein nächstes Kleid, als sein inwendigstes Lebensorgan an sich behalte, womit er auch den eigentlichen Leib nach seiner wahrhaftigen Substanz conservire, wenn auch etwa eine Unterbrechung eintrete. Solcher Meinungen hat es von Anfang an gegeben. — 2 Tim. 2, 18.

Von solchen Meinungen muß nun zunächst dieses zugegeben werden, daß auch im Tode dem menschlichen Geiste mit der Seele das intimste Organ und hiemit eine leibbildende Lebensmacht erhalten bleibe. Insofern findet übrigens nur diejenige Unterbrechung statt, welche der Todesakt mit sich bringt. So kann auch ferner zugestanden werden, daß an dem Leibe ein Zufälliges und Wechselndes sich findet, welches mit dem Tode, wie auch vorher im Leben mit jeder Lebensperiode, abfällt,

ohne daß es jemals so wiederkommt; aber eben so gewiß ist es, daß im Tode auch der Leib selbst, der eigentliche Leib von der mit dem Geiste vereint bleibenden Seele getrennt wird, und mit diesem Leibe geht dem Menschen wirklich ein Stück seines Wesens verloren, welches zu seiner Totalität gehört und nicht für immer getrennt bleiben kann. Das ist aber nicht so zu verstehen, als wäre damit das Verhältniß der Seele zum Leibe gänzlich abgelöst, aber es ist doch wesentlich unterbrochen. Wer diese Scheidung und Unterbrechung nicht anerkennen wollte, dem müßten folgerweise alle damit zusammenhängenden Unterschiede — zwischen Jenseits und Diesseits, zwischen Himmel und Erde, Heimath und Fremde, — in trübster Confusion verschwinden. Denn wie sollte Jenseits und Diesseits getrennt seyn, wenn Seele und Leib nicht getrennt wären? Ist Diesseits und Jenseits getrennt und bis zum jüngsten Tage unterschieden, wenn auch nicht ohne Wechselbeziehung, so ist nothwendig auch Leib und Seele von einander getrennt, wenn auch nicht radikal, sondern unter Fortdauer einer geheimen Verbindung. Wer seinen Gedanken eine kleine Anstrengung zumuthen will, der wird sich überzeugen müssen, daß vor der Vollendung des Menschengeschlechts auf Erden die zu dessen Aufenthalt bestimmte Erde nicht verzehrt und verklärt, und vor der Verklärung der Erde auch der Einzelantheil daran nicht verklärt und erneuert werden kann. Hier hängt eins wesentlich von dem anderen ab. Der Leib kann nicht auferstehen ohne die Erde, von der er entnommen ist; die Erde bleibt aber, wie sie ist, bis die Zahl der Menschen geschlossen ist.

Aber so gewiß hienach die Trennung selbst ist und deren Fortdauer bis zum jüngsten Tage, eben so unlängbar ist es, daß der Geist sammt der Seele auch nach dem Akte der Trennung, welchen wir Tod nennen, in einem wesentlichen Bezuge oder Rapport zu dem Leibe bleibt. Darum darf die Trennung des Geistes- und Seelenlebens von dem Leibe, welche der Tod vollzieht, nicht so abstrakt gedacht werden, als es sinnlicherseits aussieht, wenn wir nur auf den Leichnam sehen, welcher zurückbleibt und verwest; sie darf aber auch andererseits nicht zu einem Scheine verflüchtigt werden, indem vielmehr jener fort-dauernden Wechselbeziehung unbeschadet und unerachtet der Leib selbst, der eigentliche Leib nach seinem Unterschiede von der Seele wirklich todt, wirklich geschieden ist.

Nun kommt aber die Frage, welche unsere Zeit besonders viel beschäftigt, die Frage: Worin besteht denn eigentlich der Leib, dessen Verband mit der Seele durch den Tod unterbrochen ist, und durch die Auferstehung,

erneuert und verklärt, wieder hergestellt werden soll? *)

Diese Frage zu lösen ist vor allen Dingen anzuerkennen, daß an jedem Leibe, so wie an der irdischen Natur überhaupt, ein Veränderliches und ein Unveränderliches zu unterscheiden ist. Das Unveränderliche beschränkt sich nicht bloß auf die Substanz, als sey der Stoff allein das Wesen; es bezieht sich vielmehr zugleich und vorzüglich auf die dem Stoffe eingeprägte Form, wodurch die Substanz eben diese und keine andere ist, wodurch sie zu ihrem Charakter, zu ihrer eigenthümlichen Physiognomie kommt. Das Veränderliche, Accidentelle hingegen beschränkt sich auf den wechselnden Schein, der an der Substanz und Form vorübergeht, ohne die Selbigkeit zu alteriren; dahin gehören namentlich, wie der Römische Katechismus sagt, alle körperlichen Deformitäten, alle Gebrechen, alle Verkrümmelungen. Hievon abgesehen ist der Leib des Kindes und des Jünglings, der Leib des Mannes in seiner vollsten Lebenskraft und des Greises in zitternder Altersschwäche einer und derselbe nach dem wesentlichen und unveränderlichen Typus; der Mensch ist sich auch unter allen Wandlungen dieser Selbigkeit bewußt. Und wie der Leib des Kindes und des Greises eben derselbe Leib ist und kein anderer, so ist auch der auferstandene Leib derselbe mit dem todten, nur daß das Veränderliche abgefallen ist, wie wir's zum Theil schon an den Gesichtern der Todten sehen können, welche in dem Herrn heimgegangen sind, und auch dem verlassenen Leibe ein Vorzeichen des verklärten Friedens hinterlassen.

Bei der Auferstehung Christi **) tritt diese Identität des Lebens nur insofern noch unmittelbar heraus, als zwischen dem vollzogenen Tode und einer dreitägigen Trennung keine Verwesung eingetreten ist. Inbessen scheint doch auch die Auferstehung des Erstlings in Verbindung mit dem vorausgegangenen Tode das Accidentelle oder Veränderliche in so weit zu heben, daß die nächsten Jünger den Auferstandenen nicht sogleich wieder erkannten — Luc. 24, 16., Joh. 20, 15. Maria Magdalena hält ihn für den Gärtner; die Jünger wandern den Weg nach

Emmaus mit ihm, ohne ihn zu erkennen; und Thomas will seinen Augen nicht trauen, sondern nur seinen Händen. Allerdings ist aber bei Christo die weitere Verklärung erst mit der Himmelfahrt verbunden, in welcher die Selbigkeit des Leibes eben so conservirt bleibt, wie wir uns von unserer künftigen Auferstehung versprechen dürfen.

Diese Selbigkeit ist zwar zunächst und ursprünglich im Selbst begründet, also im Geiste, und insofern nicht im Leibe, aber sie erstreckt sich auf Seele und Leib, sie ist gleichzeitig der Seele und dem Leibe angeeignet, so daß die Identität des Geistes Seele und Leib wesentlich afficirt und recht eigentlich bis auf die Haut geht, wie das Kirchenlied singt. Der Leib gehört auch mit zur Persönlichkeit; es hat seinen tiefen Grund, wenn grade der Leib als Person bezeichnet wird, nicht allein nach dem gangbaren Sprachgebrauche, sondern auch in der Schriftsprache aller Zeiten. Wir erinnern hier nur an das größte christliche Gedicht, an die göttliche Komödie — Inf. VI. 36., Prg. II. 110. III. 12. — Eben darum kommt auch die menschliche Persönlichkeit erst durch die Auferstehung des Fleisches zu ihrer vollen Integrität, wo ja dieses Ich auch diesen seinen Leib wieder erhält und keinen anderen.

Diese Selbigkeit des Leibes der Auferstehung ist, gleich der Seite, in welche Thomas seine Hände legen durfte, eben so fern von Materialismus, als von Spiritualismus, wie oft ihr auch jener untergeschoben worden ist und dieser an ihr sich versucht hat. Nur der Materialismus, der auch dem Spiritualismus zum Grunde liegt, kann die wahre und wesentliche Identität des Leibes, die wir als diese bezeichnen, mit einem wandelbaren, im Umwenden veränderten Diesem verwechseln; die Kirche thut es nicht, wenn sie nach der Schrift mit gutem, reinem Gewissen lehrt und singt:

Dann wird eben diese Haut
Mich umgeben, wie ich gläube,
Gott wird werden angeschaut
Dann von mir in diesem Leibe,
Und in diesem Fleisch werd' ich
Jesum sehen ewiglich.

Dieser meiner Augen Licht
Wird ihn, meinen Heiland, kennen,
Ja ich selbst, kein Fremder nicht,
Werd' in seiner Liebe brennen;
Nur die Schwachheit um und an
Wird von mir sein abgethan.

Es ist eine wesentliche Folge der Sünde oder des Abfalls von Gott, daß der Tod in die Welt gekommen ist, durch welchen am Menschen selbst ein Bestandtheil vom anderen abfällt; die Sünde hat den Tod zum Solde; die Trennung des Menschen von Gott hat die Trennung des Menschen von seinem Leibe zur Folge, wiewohl wir lieber überkleidet, als entkleidet werden möchten. Wer aber seine Sünde nicht läugnen kann, der wird auch an ihrer Folge, an dem Verluste des wirklichen Leibes nicht zweifeln. Eben so wird aber der Glaube an die Gnade Got-

*) Hier sey auf zwei neuere kleine Schriften verwiesen, welche dieselbe Frage behandeln:

Diesseits und Jenseits. Eine Abhandlung über die Bedeutung des Todes. Für Gläubige und Ungläubige verfaßt und Herrn Dr. Justinus Kerner gewidmet von G. Steinbeis, ev. Pfr. Heilbronn, 1847. — Der Geist der Unirten Evangelischen Kirche von Dr. Schmieder. II. Das apostolische Symbolum. Leipzig, 1846. S. 35—40.

Aber wir müssen auch an den alten Kirchenvater Tertullian erinnern, an den „Antignosticus,“ der die Auferstehung des Fleisches ganz absonderlich verteidigt hat. Vgl. deshalb, außer Dr. Meander's Monographie, Die Kirche Christi und ihre Zeugen oder die Kirchengeschichte in Biographien. Durch Fr. Böhrringer. Zürich, 1842. I. S. 349—356. — Der Kirchenvater Tertullianus über die Auferstehung des Fleisches. Ein Wort für scharfsinnige Beurtheiler des apostolischen Glaubensbekenntnisses. Mitgetheilt von J. N. Müller. Magdeburg, Falkenberg, 1847.

**) Vgl. Schmieder a. a. D. S. 37.

tes in Vergebung der Sünden die gewisse Zuversicht zu Jesu geben, welcher unseren nichtigen Leib verklären wird, daß er ähnlich werde seinem verklärten Leibe. — Phil. 3, 21. — Damit stimmt das „kühne Glaubenswort Hiob's“ — Hiob 19, 26. — überein, wie auch die Deutsche Übersetzung berichtigt werde; daran hält sich die Glaubenszuversicht des Christen, daß er selbst mit Paul Gerhard dem kühnen Hiob nachsingen kann: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt.“

Zum Schlusse müssen wir noch auf Zweierlei aufmerksam machen. Wenn die Auferstehung des Leibes negirt und spiritualisirt, oder anticipirt und verdünnt wird, so ist die stetige Entwicklung des menschlichen Individuums und Geschlechts aus ihrem Zusammenhange mit der Welterschöpfung gerissen, zu der sie gehört. Das ist das Erste, worüber schon oben gehandelt worden ist; und das Zweite ist, daß dann zugleich die menschliche Entwicklung in sich selbst gestört, zerrissen, ja aufgehoben werden würde. Wer könnte verkennen, daß die Unsterblichkeit der Seele, welche vorausgeht, mit der Auferstehung des Leibes, welche nachfolgt, in dem engsten und innigsten Zusammenhange steht, in einem Zusammenhange, welcher alle Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt! Darum wird mit Einem auch das Andere, mit dem Nachfolgenden auch das Vorausgehende erschüttert. Wenn wir von der Auferstehung des Leibes absehen, so scheint freilich **zunächst** die Unsterblichkeit der Seele nur um so völliger zu werden, denn hienach hätte der Geist schon an der Seele seinen adäquaten Leib, und diese von dem Leibe die organische Kraft sich angeeignet: so verwandelt sich die Unsterblichkeit flugs in ewiges Leben, dem nichts mehr mangelt; dann kann aber auch von den Todten, die ruhen, nicht mehr die Rede seyn, oder es müßte auch die Seele sammt dem Geiste in die Ruhe des Todes versinken. Für den letzteren Fall, für den Fall der Psychopannychie und Psychothnesie, wäre das menschliche Daseyn nicht bloß theilweise, nämlich nach der Seite des Leibes, sondern nach allen Seiten unterbrochen, mit der Seele auch der Geist gelöst und hiemit die Identität gefährdet, welche irgend einen Zusammenhang und dazu ununterbrochene Fortdauer des Bewußtseyns voraussetzt. Für den ersten Fall, für den Fall sofortiger Wollendung, wäre der Tod nur noch ein Wort für einen kurzen Übergang, der kürzer wäre als der nächtliche Schlaf. So scheint es zunächst, aber das ist eben nur die Oberfläche, die nicht auf den Grund geht; sehen wir genauer zu, so wird umgekehrt mit dem Wegfalle der Auferstehung auch das Leben der Seele neuen Zweifeln preisgegeben, und der Tod, der erst gar zu verschwinden schien, tritt in den Vordergrund; ein Bruch zieht den anderen nach sich. Hat erst der Geist sein lebenslängliches Organ ganz und für immer daran gegeben und jede Verbindung, jeden geheimen Rapport, jeden Faden, der zur Wiederbelebung und Wiedervereinigung führen könnte, im Tode abgebrochen, so ist nur noch ein Schritt, um auch die Seele zu entlassen, daß sie in alle Lüfte zerrinnt, wie der Leib in seine Elemente sich auflöst. Ist aber auch die Seele zerronnen, so gehört der Geist nicht mehr dem bestimmten menschlichen Indi-

viduum, welches von Leib und Seele bedingt ist. Aber wer kann eine solche Zerstörung auch nur denken? Einer solchen Auflösung widerspricht der Gedanke: Ich ist Ich; hiemit ist dem Ich auch sein Inhalt verbürgt. Allein der Christ hat die sicherste Bürgschaft nicht in seinen Gedanken, sondern in der Offenbarung, und an Christo hat er den Vorgang seiner Zukunft. Auch Christus ist im Tode von seinem Leibe wirklich getrennt worden; so vom Leibe getrennt sehen wir ihn niederfahren, und mit dem Leibe vereinigt erst auferstehen und dann auffahren. Mit der Seele ist er herniedergefahren gleich den Todten vor ihm, mit dem Leibe ist er auferstanden und aufgefahren als der Erstling.

Nachrichten.

Kirchliche Zustände in der Pfalz.

Die Geschichte des Streites, der die vereinigte Kirche der Pfalz seit ihrem Bestehen bald in geringere, bald in heftigere Bewegung versetzt hat, darf ich wohl bei den Lesern dieser Blätter als bekannt voraussetzen. Er dreht sich wesentlich um die Bekenntnißfrage. Der Zankapfel war von Anfang an der §. 3. der Vereinigungsurkunde. Alles übrige, was man hineingezogen hat, erhielt nur durch seine Beziehung zu dieser Grundfrage Werth und Bedeutung. Das Bestreben der Pfälzer Synoden war es nämlich von Anfang an, eine Kirche ohne die lebensvolle Grundlage und das einigende Band des Bekenntnisses aufzurichten, eine Kirche, in der nur das Recht des Subjektes gelte, von der Anerkennung objektiver Grundsätze aber nicht mehr die Rede sey. Den Kampf der menschlichen Subjektivität mit der göttlichen Objektivität kann die Protestantische Kirche überhaupt so wenig vermeiden, daß sie vielmehr von Gott besonders dazu berufen zu seyn scheint, ihn bis aufs Äußerste durchzusetzen. So lange hat es auch seine Gefahr, als der Kampf besteht, als in der Kirche selbst sich muthige Zeugen der göttlichen Objektivität gegen alles dasjenige erheben, was die falschen Gelüste des Subjektes nach eigenen Gesetzen im Widerspruche mit dem göttlichen Gesetze in der Kirche durchzusetzen suchen. Die Rechte des Herrn behält jeder Zeit den Sieg. Mit der Höhe des Kampfes wächst auch der Beistand des Allmächtigen. Und es müssen zu Schanden werden Alle, die sich wider ihn setzen. Aber da bricht das Glend über die Kirche herein, wo der Kampf aufhört, ohne daß dem Herrn der Sieg erschoten und man im Interesse eines falschen Friedens die Waffen streckt und sich die Hände reicht. Diese Sucht nach dem falschen Frieden, wie ihn die Welt in religiösen Dingen will, dieser Fanatismus der Ruhe und des religiösen Indifferentismus, hat, man mag dagegen sagen, was man will, die Pfälzer Synoden von Anfang an beherrscht und jetzt einen Sieg erschoten, dessen unheilvolle Früchte bereits beginnen reif zu werden. Es ist in der That merkwürdig, wie viel man hier stets darauf gegeben hat, eine äußere Übereinstimmung, und zwar zu Gunsten der antievangelischen Freiheit, herzustellen und mit welchem Ingrimm man die verfolgt hat, welche diesen äußeren Frieden, um ihn zu einem inneren und wahrhaftigen zu machen, zu stören wagten. Schon auf der ersten General-Synode 1818 regierte dieses Prinzip des falschen Friedens vollkommen. Der als Königl. Commissär bei derselben fungirende Regierungs- und Consistorialrath Fliesen sprach dieses deutlich genug aus in seiner Eröffnungsrede. „Legen wir,“ sagte er, „die heilige Schrift, das Evange-

lium, in ihren klaren, deutlichen Aussprüchen, ohne Grübeln, ohne gesuchte Erklärung, ohne allen Gewissenszwang und in ächt protestantischer Glaubensfreiheit zu Grunde. Verweisen wir sorgfältig alle theologischen Streitigkeiten, alle polemisch-dogmatischen Erörterungen über Dinge, welche der Speculation überlassen bleiben können u. s. w.“ Diesem Grundsatz gemäß hatte zwar die Synode einen höchst ruhigen, friedebollen Verlauf; aber in diesem Fanatismus der Ruhe geschah es auch, daß grade dasjenige, was die Grundlage eines bleibenden Friedens in der Kirche allein ist, das evangelische Bekenntniß, am schlechtesten von der Synode bedacht wurde. Man scheute sich nicht, schon damals fast eben so weit in dieser Hinsicht zu gehen, als jetzt die Deutsch-Katholiken und freien Gemeinden gekommen sind; man erklärte das Alte Testament für abgeschafft, wollte in dem Neuen Testament nur noch die klaren Aussprüche „des Stifters unserer Religion“ als normgebend anerkennen, verwarf alle Symbole unbedingt und stellte somit die Kirche ganz der unbeschränkten Willkür ihrer Hierer anheim.

Vom Ober-Consistorium wäre es jedenfalls gewissenlos gewesen, wenn es, da ihm das Episcopat über alle inneren Angelegenheiten der Kirche verfassungsmäßig übertragen war, zu jener Fassung des §. 3. geschwiegen hätte. Schon die Gesetze des Staates, welche den Protestanten nur auf Grund ihrer Bekenntnisse gleiche Rechte mit den Katholiken einräumten, duldeten die Abschaffung derselben nicht. Es mußte daher in den Kampf treten mit jener General-Synode, mußte grade ihren wichtigsten Beschluß abändern, mußte es thun, ohne auch nur von einer Seele in der Pfalz, nicht einmal von den damaligen Consistorialräthen unterstützt zu werden, und mit der Voraussetzung, daß die protestantische Bevölkerung der Pfalz, mehr nach dem Schein als nach dem Wesen urtheilend, in der oberen Kirchenbehörde die Urheberin des Streites erkennen und haßen würde. Indeß erhielt es bald nach jener ersten Synode in dem Pfarrer Heintz von Zweibrücken, dem Vater des gegenwärtigen Erminiflers, ein Mitglied, das es trefflich verstand, die Bestrebungen des Ober-Consistoriums seinen durch die alsbald erwachte Opposition sich immer mehr auf den Rationalismus stützenden Landeleuten von einer Seite darzustellen, die denselben doch einige Anerkennung verschaffte, und den offenen Bruch verhinderte. Auf der zweiten General-Synode 1821, wo die Opposition schon sehr heftig auftrat und sogar die beiden geistlichen Consistorialräthe Schutz und Mäkler in ihren Predigten zum Beginn und Schluß der Synode, das Ober-Consistorium mit sehr derben Worten angriffen, trat Heintz, obgleich selbst Rationalist, mit einem längeren Vortrage auf, der in vieler Hinsicht als meisterhaft bezeichnet werden muß. Mit der schmeichelnsten Anerkennung alles dessen (geschmeichelt wollen die Pfälzer haben), was von den Vereinigungsbestrebungen nur irgend Lobenswerthes zu entdecken war, wies er besonders darauf hin, daß sie als vereinigte Christen nicht aus der protestantischen Gesamtkirche austräten, nicht mit der protestantischen Vergangenheit absolut brächen, und daß in derselben manche Schätze verborgen lägen, die für den Aufbau der Vereinigung unentbehrlich seyen. „Ich weiß sehr wohl,“ sagte er unter Anderem, „daß man sagt, der Protestantismus sey ein ewiges Fortschreiten. . . Diese Behauptung hat allerdings etwas Angiehendes und wird darum von Vielen mit lautem Beifall aufgenommen, ohne daß sie bedenken, inwiefern sich dieses nur vertheidigen lasse. In einer anderen Hinsicht könnte man eben so gut, oder vielmehr noch weit richtiger sagen, der Protestantismus sey seiner Natur nach kein Stehenbleiben, sondern ein Zurückschreiten zu jener Epoche, wo das Christenthum noch in seiner

ganzen Reinheit war ic.“ Das Verdienst des D.-C.-R. Heintz bestand darin, daß er mit vieler Klugheit nach oben und nach unten einen Bruch verhinderte, aber man kann von ihm nicht sagen, daß er durch positives Bezeugen des Glaubens, der die Bekenntnisse der Reformation erfüllt, evangelisches Glaubensleben in der vereinigten Kirche der Pfalz geweckt und gefördert habe. Im Gegentheil wurde es mit den inneren Zuständen der vereinigten Kirche der Pfalz grade in Folge jenes bequemen und beliebten Fanatismus der Ruhe je länger je schlimmer. Das Consistorium in Speier führte nicht einmal in äußerlichen Dingen das Regiment mit der gehörigen Energie, so daß z. B. die Pfarrwitwenkasse wegen Mangels an gehöriger Überwachung einen bedeutenden Verlust erlitt. Über die innere Leitung der Kirche schreibt Pfr. Franz in seiner „Morgenröthe“ (1846, 1.): „In der Überwachung der Geistlichen fand ebenfalls große Schläffheit statt; Verordnungen wurden gegeben und wenig danach gefragt; unwürdige Geistliche wurden eben nicht sonderlich beunruhigt, kaum wurde einer einmal abgesetzt, dessen skandalöses Leben eine, so zu sagen, klassische Verühmtheit erlangt hatte, aber erst nachdem er Jahre lang das Nährchen der Gegend war. Die Geistlichkeit im Allgemeinen war eben nicht besonders tadelnswürdig, wohl aber mangelte es bei einer großen Zahl am Eifer und regen Leben; im Allgemeinen herrschte auch viel falscher Rationalismus, viel Schwächheit, Seichtigkeit und Mangel an theologischer Bildung; die Studienzeit der älteren Generation war eben in eine ungünstige, unruhige Zeit gefallen, und das Studium oft ziemlich aus der Faust betrieben und meist schnell abgethan worden; von der jüngeren Generation forderte man längere und regelmäßigere Studien, doch nicht viel Kenntnisse; nicht leicht fiel einer durch das Examen, daß aber völlige Ignoranten es bekamen, war nichts Seltenes ic.“ Pfr. Franz kann in dieser Schilderung insofern als Gewährsmann gelten, als er, selbst ein Vorkämpfer des flachsten Rationalismus, gewiß nichts übertrieben hat.

Ein Wendepunkt in der Geschichte der vereinigten Kirche der Pfalz trat erst ein mit der Neugestaltung des Consistoriums im Jahre 1833, und zwar besonders durch die Wirksamkeit des Dr. Rust in demselben. Dieser Mann machte zuerst wahren Ernst mit der Leitung der Kirche nach den Grundsätzen, für welche bisher das Ober-Consistorium auf einem leider zu sehr bureaukratischen Wege gewirkt. Seine Politik, wenn ich so sagen darf, war nicht die der berechnenden Klugheit, sondern die des entschiedenen, mannhafsten Glaubens an das Evangelium. In den Hauptsachen waren die Zustände nur provisorisch. Der Katechismus war nur provisorisch genehmigt, eine Agende noch gar nicht da, der §. 3. war nur provisorisch in der zweideutigen Weise gefaßt, daß die Schrift Lehrnorm seyn, die Bekenntnisse in gebührender Achtung gehalten werden sollten. Daher ging das ganze Bestreben des Dr. Rust dahin, aus den provisorischen definitiven Zustände, und zwar zu Gunsten des gemeinsamen evangelischen Bekenntnisses, zu machen. Dem §. 3. diejenige Deutung zu sichern, welche allein eine geschichtliche Berechtigung und eine der Kirche fruchtbringende Kraft hat, nämlich, daß mit der Anerkennung der heiligen Schrift als Lehrnorm und der aufrichtigen Achtung der protestantischen Bekenntnisse alle diejenigen Lehrartikel, welche sowohl in der ganzen Christenheit im Allgemeinen, als in den protestantischen Kirchen im Besonderen von Anfang an gemeinsam bekannt worden sind, als das Bekenntniß der vereinigten Kirche zu betrachten seyen; in diesem Ziele concentrirte sich die ganze reiche, weitausgebreitete, und mit eben so viel Weisheit geordnete, als Nachdruck dirigirte Thätigkeit dieses ausgezeichneten Mannes. (Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung

Berlin 1849.

Mittwoch den 6. Juni.

N^o 45.

Noch einmal der christliche Staat.

Vierter Artikel.

Motto: „Tamdiu enim potestas apud Vos erit, quamdiu recta ratio permanserit.“

Wir haben in dem vorhergehenden Artikel die Natur der Staatsgewalt betrachtet nach einer Seite hin. Nach der Seite, daß sie nothwendig eine in sich einige seyn muß; daß sie zwar nach den verschiedenen Thätigkeitsrichtungen unterscheidbar, aber nicht in sich trennbar ist, wenn nicht der Staat selbst, dessen persönliches Centrum sie ist, sich auflösen soll. Wir fassen diesmal die Staatsgewalt von einer anderen Seite in's Auge. Die Persönlichkeit des Staates hat, wenigstens sobald der Staat über sein erstes, frühestes, samenformartiges Daseyn in der Form der Familie hinausgeschritten ist, nicht mehr gleich der Persönlichkeit des Menschen eine einfache, naturgegebene Darstellung, sondern — mag nun ein Einzelnr das Staatshaupt, der Träger, Inhaber der Staatsgewalt seyn, oder mag ein Collegium dieser Inhaber seyn, oder mag es die ganze Staatsgemeinde seyn — immer findet für den Gedanken ein Unterschied statt zwischen diesen Trägern der Staatsgewalt als solchen und zwischen ihnen als einzelnen Subjekten. — Ein König ist einerseits Träger, Darsteller der Staatsgewalt und als solcher ruht die ganze Majestät der mächtigen, sittlichen Persönlichkeit des Staates auf seinem Haupte; — andererseits ist er ein einzelner Mensch, der, wie man zu sagen pflegt, die Nase der Länge und den Mund der Quere hat gleich jedem Tagelöhner; — der nicht bedürfnislos, wie es sonst die mythische Naturgeschichte vom Parnadiesvogel behauptete, ohne Füße bloß auf seinen Schwingen, glänzend, im Äther ruht und sich vom Thau des Himmels und von den Strahlen der Sonne nährt, sondern er muß essen und trinken, schlafen und wachen, er liebt und haßt, macht Versehen, erschrickt und übereilt sich gleich jedem anderen Menschen — mit anderen Worten: er ist mit der ganzen Schwachheit und Gebrechlichkeit der menschlichen Natur geschlagen so gut wie jeder andere Mensch. Und dasselbe findet statt, wo die Staatsgewalt in den Händen eines Collegii ist. Die einzelnen Mitglieder des Collegii können auch nicht eine Woche lang leben ohne Essen und Schlafen — der größte Held der Welt ist zugleich an diese natürlichen Bedingungen des Daseyns gebunden. Die Staatsgemeinde in ihrer Totalität, wo sie als Inhaberin der Staatsgewalt, als souveraine Macht auftritt, ist es aber erst recht — an ihr wird erst recht deutlich, welch' ein Unterschied ist zwischen den Einzelnen als Einzelnen und zwischen ihnen als Gliedern der staatstragenden Gewalt. Wie tausendfach macht da Jeder die Erfahrung, daß er in dem Zusammenhandeln mit Anderen plötzlich

von einem Geiste, von einer sittlichen Macht ergriffen wird, die nicht die subjektiv-seinen sind, — die er ursprünglich, in Isolirtheit als Einzelnr, zurückgestoßen hat oder haben würde, weil er entweder nicht kühn oder nicht tyrannisch, rechtsverachtend frech genug gewesen wäre, den Gedanken zu fassen, daß dieser Geist an ihm irgend, ein Theil haben könne — und dann ist er doch davon ergriffen und überwältigt worden. Vor der Sitzung jener berühmten Augustinacht in Frankreich im Jahre 1789, welche in wenigen Stunden die ganze bis dahin geltende Grundlage des öffentlichen Rechts und der socialen Verhältnisse Frankreichs, das ganze Lehenswesen und Alles, was in Staat und Kirche damit zusammenhing, entzweibrach, hatte kein einziger der Akteurs dieser Scene eine Ahnung, daß etwas Ähnliches oder etwas so Umfangreiches in dieser Nacht geschehen könne — und nachdem die Sache geschehen war, nachdem die Leute den sittlichen Rausch, in welchem sie gehandelt hatten, verschlafen hatten und sie das Werk ihrer Hände (oder vielmehr: Zungen) nun als neues Staatsgesetz objectiv sich gegenüber sahen, als eine gegen sie selbst als Einzelne geltende Macht, wie Manchen von ihnen, selbst von denen unter ihnen, die die Begeisterten weiter spielten, mag oft eine geheime Reue über jene Nacht beschlichen haben? Da trat der innere, geistige Unterschied zwischen der einzelnen Persönlichkeit als solcher und der einzelnen Persönlichkeit als eines gliedlichen Theiles der höheren Persönlichkeit des Staates gewiß oft schlagend entgegen. Wie oft hat der Athenaische Demos bereut, was er vorher, von dem Massegeiste ergriffen, beschlossen hatte, und hat dann die Reue wieder bereut und die Wiederreue auch wieder. Also dieser Unterschied bleibt immer, unter allen Staatsformen, unter der absoluten Monarchie wie unter der ständischen oder constitutionellen, unter der absoluten Republik, wo die Gemeinde als solche die Staatsgewalt trägt, wie unter der bedingten, wo nur die Obrigkeit die Staatsgewalt besitz — der sittliche Unterschied bleibt immer, der zwischen den Einzelnen als solchen und ihnen als Trägern der Staatsgewalt — und wie der Geist und das Bewußtseyn der Gewalt oft die Einzelnen ergreift, sie sittlich über sich erhebt, sie jedenfalls zu Handlungen befähigt, zu denen sie als Einzelne die sittliche Kraft gar nicht besessen haben würden, so andererseits macht oft die Feigheit oder Schwäche, oder die persönliche Leidenschaft oder Anmaßung der einzelnen Personen Uebrigriffe in die sittliche Region der Staatsgewalt, zu deren Trägern sie bestellt sind; alterirt, verdirbt die reine, sachgemäße Äußerung der Staatsgewalt, trägt Sünde aller Art, und dann in deren Folge krankhafte Zustände, Zerrüttung, ja! den Tod selbst in die Persönlichkeit des Staates herein, in Monarchien sowohl als in Republiken. Wie haben wir nun unter diesem Gesichtspunkte die Natur der Staatsgewalt zu betrachten? unter

diesem Gesichtspunkte, daß sie zwar, wo ein Staat da seyn soll, vorhanden seyn muß, aber doch nur vorhanden ist als eine von menschlicher Schwachheit getragene.

Besehen wir uns zunächst die Sache in allerhand historischen Beispielen, um so dem Gegenstande auf anschauliche Weise näher zu treten. Fast überall, wo wir staatsgründende Gedanken sich als neue Geburten losreißen sehen von früheren Zuständen, erblicken wir die Träger dieser Gedanken in der mit menschlichen Kräften erreichbarsten sittlichen Einheit ihres Einzelwesens und des Staatswesens — ganz natürlich: sie sind unter der Einwirkung und Erziehung von Interessen und Einflüssen zum Handeln getrieben worden, welche auch alle die treiben, die mit ihnen vereint handeln. Sie sind aber an die Spitze dieser Handelnden gekommen, weil in ihnen Energie oder Einsicht, oder beides, grade für diese Reihe Handlungen am ausgezeichnetsten vorhanden war. Die Idee des neuen Staates verkörpert sich gewissermaßen in ihnen, und indem sie das thut, nimmt sie auch ihre persönliche Einzelheit möglichst gliedlich an sich heran, schafft sie in diesem bestimmten Charakter zugleich einen allgemeinen Typus. Dies ist recht eigentlich das sittliche Gepräge des Heros — und nicht bloß jener mythologischen Staatsgründer eines nicht deutlich unterscheidbaren Alterthums, von dem man annehmen könnte, wie etwa von Romulus, daß die spätere Sage nachgeholfen habe, um die Identität ihres persönlichen Wesens und des Wesens des Staates, den sie gründen, unzweifelhaft der Nachwelt hinzustellen — sondern es ist auch das Wesen solcher Herosen, deren Handlungen uns noch historisch deutlich vorliegen. Betrachten wir z. B. Moses — so ist deutlich: das, was ihn an die Spitze der Israeliten brachte, ist, daß in ihm alle geistig-magnetischen Kräfte Israels, die dies Volk auf den Pol, nach dem es seine Steuerung richten sollte, zogen, deutlicher, mächtiger hervortraten, daß sie in ihm zur wirklichen göttlichen Offenbarung kamen, daß in ihm die ganze weltökonomische Idee, das *τέλος* des Israelitischen Volkes, so wie die Mittel, dies *τέλος* in seiner Zeit zu klarster Vorstellung zu bringen, zur deutlichen Einsicht, zum Worte, zur that-gebärenden Kraft kamen — indem er aber durch diese geistige Macht der Identität seines eigenen Wesens mit den edelsten Kräften und Wünschen seiner Nation die natürliche, die von Natur und Gott gegebene Spitze dieser Nation ward, drückte er dieser Nation auch wieder das Siegel seines eigenen persönlichen Wesens auf. In ihm war die unmittelbarste Einheit des Staatswillens und des Willens dieses einzelnen Trägers dieses Staates vorhanden — deshalb war er im Grunde der erste wahre Jude, dessen gottdurchleuchteter Geist, wie er nun objektiv in den göttlichen Offenbarungen von Ordnungen und Gesetzen heraustrat, allmählig erst die Anderen vollständig ergriff; sie in die gliedliche Einheit der Jüdischen Nation hereinzog und so diese eigenthümliche Völkergestalt des Mosaischen Judenthums erzog. Wie tausend Kämpfe hat der Theil, der von dieser gliedlichen Einheit ergriffen war, zu Moses Zeit und später, bis endlich das Gesetz eingelebt war, bis es unmittelbarer Ausdruck des Jüdisch-sittlichen Lebens nach allen Seiten geworden war, zu bestehen gehabt! wie viele Juden

sind immer von neuem von diesem Gesetze abgefallen! wie ist es nicht zuweilen scheinbar ganz in Verfall gerathen! — aber immer wieder ergriff es die edelsten, geistigsten Glieder der Nation, ward eine Triebkraft in ihren Seelen; immer wieder ergriff Moses Geist, weil er eben identisch war mit dem *τέλος* dieser Nation, ergriff er Einzelne, stund in ihnen auf, ward neugeboren und führte das Werk weiter bis zur Vollendung. Alle Richter, alle Propheten, die Makkabäer, sie sind die geistigen Söhne des Moses, dieser verkörperten Idee des Jüdischen Lebens, dieses persönlich gewordenen *τέλος* der Jüdischen Nation auf Christus. Was in den Juden heut noch Jüdisch ist, ist Mosaischer Zeugung. Eine ganz gleiche Verwandtniß, nur daß das *τέλος* dieser Nation selbst eine weniger tiefe geistige, keine in jener Weise gottdurchleuchtete, gottoffenbarte Macht ist, aber sonst in dem politischen Vorkommen ganz analoge Verwandtniß hat das Verhältniß Mahomed's zu den Arabern.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Kirchliche Zustände in der Pfalz.

(Schluß.)

Er hat dieses selbst in seiner Abschiedspredigt, die er am Schlusse seiner dreizehnjährigen Wirksamkeit am Sonntage Quasimodogeniti 1847 in Speier gehalten hat, ausgesprochen. „Ein Vermächtniß“ wollte der Scheidende seiner Gemeinde bei seinem Übertritt in den ausgebreiteteren Wirkungskreis im Ober-Conseistorium hinterlassen, und er hatte recht, wenn er kein besseres ihr darbieten zu können glaubte, als daß er, anknüpfend an die großen Worte Coloss. 2, 6–10., in einigen Hauptzügen die Grundsätze seiner Wirksamkeit im Dienste der Kirche darlegte. Drei Punkte sind es, auf welche er seine Gemeinde noch mit aller Liebe eines scheidenden Seelsorgers hinwies. Er zeigte ihr, daß er nichts gesucht, nichts verkündigt, als den ganzen ungetheilten Christus, den Glauben an das volle Evangelium. Und zwar dem Christus habe er gedient, den uns die Bibel bezeugt, den die Kirche von Anfang an als ihren Herrn und Erlöser bekannt und angebetet hat, den Gottwenschen. „Mit dem Glauben an die Gottheit Christi,“ heißt es S. 16., „steht und fällt die Bibel, das Evangelium, die Kirche. Sekten mögen ohne ihn gedeihen, zahlreich wie der Sand am Meere, die Kirche nicht; einzelne Sittensprüche magst du ohne ihn haben, das Evangelium nicht; einige Gesellschaften können ohne ihn dir übrig bleiben, die Bibel nicht.“ Ferner sey es beständig seine Aufgabe gewesen, für einen Glauben zu wirken, der sich nach jeder Seite hin in der Liebe und ächter heiliger Gesinnung thätig erweist. „Das bloße Wort thut's nicht, der fromme Blick allein thut's nicht; heilig Denken und Wollen und Thun ist ebenfalls notwendig. . . . Nicht durch den Schein, sondern durch die volle Wahrheit und darum auch durch That und Leben wird die Treue gegen den Herrn Jesus bewährt und bewahrt. . . . Habt klare Augen und aufmerksame Herzen. Es gehen Räuber umher; auf das Heiligste haben sie es abgesehen und auf das Theuerste, auf euern Glauben, auf euern Frieden und seine Seligkeit, mit einem Worte, auf euern Jesus und seine Gnade. Nicht mit Gewalt vollbringen sie ihr Werk, sondern mit List. Philosophie, Weisheit der Welt setzen sie an die Stelle der Weisheit Gottes; Menschenwort an die Stelle der Lehre des Allerheiligsten. . . . Wenn ich dir das Evangelium der Gnade verkündigte; wenn ich in dem

Herrn bat, ermahnte, strafte; wenn ich deine Neugeborenen auf den Namen des dreieinigen Gottes taufte . . . wie oft habe ich in diesen heiligen Augenblicken gebetet: mein Gott und mein Heiland, nimm meine Gemeinde mehr und mehr auf in deine Gemeinschaft; segne Alt und Jung, die im irdischen Leben stehen, und die du heimrufst, daß sie dir in rechter Weise Treue bewahren und bewahren.“ Und endlich war es sein beständiges Streben, in seiner Gemeinde das freudige Gefühl der vollen Genüge, welche der Mensch nur in Christo findet, zu nähren und zu stärken. „O du arme, oft so elende Menschenwelt, wie reich bist du und wie selig in deinem Jesus; Kinder des ersten Adam's, wie gesegnet seyd ihr in dem zweiten. Aber ihr geht häufig dahin ohne diesen; habt einen hochfahrenden Sinn, stolze Herzen, glänzende Worte, viel Schein, wenig Wahrheit, wenig Liebe, sein in den Himmel hineinreichendes Heil. Ihr suchtet und findet nichts; ihr eilet voran und kommt nicht vorwärts; ihr klaget und habt keinen Tröster, und der stille, heilige Friede weicht immer weiter von euch zurück sammt dem Lebensglücke und der zeitlichen Wohlfahrt. Ist das nicht der Zustand, in dem jetzt viele Tausende sich befinden? Es geht eine tiefe Sehnsucht durch die Gegenwart, die Sehnsucht nach einer besseren, genügenderen Lage; es zieht sich ein mächtiges Streben durch unsere Zeit, ein Streben nach schmerzlich vermischten Gütern. Die Sehnsucht ist noch unklar, das Streben ist unsicher. Werwerfen, verdammen wir diese Sehnsucht, dieses Streben? Keineswegs! Aber euch Allen, die ihr hier versammelt seyd . . . rufe ich in brüderlicher Liebe, in heiligem Ernste zu, was vor vierzehn Jahrhunderten ein frommer Kirchenlehrer gesprochen: Suchet, was ihr suchet, aber es ist nicht da, wo ihr es suchet.“

Dr. Rust ist nichts weniger als ein bloßer Altenmann; nicht todte Begriffe und abstrakter Dogmatismus und Schematismus, sondern der lebendige Christus selbst nach der ganzen Fülle, die in ihm wohnt, war und ist der Leitstern in seiner Thätigkeit als Geistlicher wie als Consistorialrath. Vor seinen reichen Gaben, seinem unermüdlischen Eifer, seiner zuverlässigen Gewissenhaftigkeit, seiner regen Aufmerksamkeit auf Alles, was die Kirche betraf, seiner unausgesetzten Sorge, die Kirche nach innen und außen zu stärken und ihre Rechte und Freiheiten zu sichern, hat sich Jeder mit Achtung beugen müssen. Seiner amtlichen Wirksamkeit hat noch Niemand einen begründeten Vorwurf gemacht. Aber Dr. Rust verstand nicht zu schweicheln und mit den Schwachen seiner Pfälzer Landleute zu liebäugeln. Mit der Wahrheit, mit der er sich seinem Herrn und Erlöser hingegen, begegnete er auch überall den Menschen, die mit ihm in Verührung kamen, und das war außer der allgemeinen Ursache der Anfechtung, welche schon im Bekenntniß Christi liegt, die besondere, welche die gehässigten Anfeindungen oft von Männern, mit denen er entweder in gar keiner Beziehung gestanden, oder von solchen, die ihm sogar zu Dank verpflichtet waren, im reichsten Maße zuzog. Seine amtliche Wirksamkeit für die vereinigte Kirche der Pfalz hat jetzt leider eine Unterbrechung, vielleicht ihr Ende gefunden. Er ist im October vorigen Jahres von einem Ministerium, welches dadurch bei der eben versammelten General-Synode der Pfalz den Beschluß der vom Ministerium selbst im Sturm der Revolution durch einen Gesethestorschlag zugesagten Trennung der vereinigten Kirche vom Ober-Consistorium zu verhindern suchte, temporär quiescirt worden. Man fragt nun billig: wie haben seit seiner Entfernung von der Leitung der Kirche die durch ihn für die Sache des evangelischen Glaubens gewonnenen Geistlichen der Pfalz das durch ihn so kräftig begonnene Werk der Einüberführung der Vereinigung auf die einzig rechte Basis des vollen evangelischen Bekenntnisses weiter fortgeführt? Welche Hoffnung darf die evangelische Bevölkerung der Pfalz auf diese Männer, die ganz besonders berufen sind, sie zu weiden auf der grünen Aue des göttlichen

Wortes und seine volle Geltung der Kirche zu erhalten, setzen, seitdem jene eben so kräftige als weise Leitung ihnen entzogen ist? Wir blicken zu dem Zweck zunächst auf ihre Wirksamkeit auf der letzten außerordentlichen General-Synode, während welcher die Suspension des Dr. Rust bekannt wurde.

Die General-Synode, herbeigeführt durch die auf die Volkssouverainität pochenen lichtfreundlichen Geistlichen mittelst der gemeinsamen Agitation, hatte sich zwei Aufgaben gestellt und dieselben auch zur vollsten Zufriedenheit ihrer Urheber gelöst. Erstens wollte sie einen Wahlmodus für die Presbyterien und Synoden entwerfen, nach welchem durch fast gänzliche Aufhebung alles Censur und alles Einflusses der Kirchenbehörde auf die Wahlen, so wie durch größtmögliche Ausdehnung der Wahlfreiheit eine Volksvertretung in der Kirche nach den modernen Begriffen zu Stande kommen und die Kirche, wie sie zu sagen pflegen, sich selbst regieren und selbst reformiren könne. Zweitens sollte die Trennung vom Ober-Consistorium in München beschloffen werden, weil dieses eine lutherische Kirchenbehörde sey, die vereinigte Kirche aber ihre Behörden aus sich selber wählen müsse. Mit diesen beiden Beschlüssen, besonders wenn man auf die Art hinblickt, wie sie zu Stande gekommen sind, ist die Vereinigung ihrem innersten Wesen nach alterirt, wo nicht umgestürzt. Die Kirche ist durch den Wahlmodus nicht mehr gebunden an das Wort Gottes, die heilige Schrift, sondern unter die Herrschaft von Synoden gestellt, für deren kirchlichen Sinn und kirchliche Beratungsfähigkeit auch nicht die geringste Garantie geboten wird. Und indem das Ober-Consistorium, weil es ein lutherisches sey, von der vereinigten Kirche zurückgeschlossen wird, wird zugleich auch der unreine Charakter dieser Kirchengesellschaft verläugnet, die Verbindung mit der Evangelischen Gesamtkirche vollständig aufgehoben und die vereinigte Kirche der Pfalz zu einer separatistischen Sekte herabgewürdigt. Aber der Wahlmodus ist nur mit sehr geringer, die Trennungsfrage mit gar keiner Opposition, ja selbst ohne alle Diskussion zum Beschluß erhoben worden. Und zum Schluß, den 24. October, unterzeichneten sämmtliche fünfundvierzig Glieder der General-Synode eine im Geiste jenes beliebigen Fanatismus der Ruhe abgefaßte Ansprache an die evangelischen Glaubensgenossen in der Pfalz, welche mit den lügenhaften, heuchlerischen Worten beginnt: „Der Herr hat Großes an uns gethan, daß sind wir frohlich! Heute sind es gerade zweihundert Jahre, daß ein gesegnetes Werk für die Evangelische Kirche zu Stande gekommen ist. Am 24. October 1648 ist durch den Westphälischen Friedensschluß der dreißigjährige Religionskrieg beendet und zwischen den christlichen Kirchen in Deutschland der Friede und gleiches Recht für dieselben hergestellt worden. Als eine wahrhaft wunderbare Fügung Gottes sehen wir es an, daß an demselben Tage, heute den 24. October 1848, auch für unsere vereinigte Kirche in der Pfalz zu einem Friedenswerke der Grund gelegt worden, welches bei reichlichem Zusammenwirken aller Kräfte, wie wir zuversichtlich hoffen, die leider so lang gestörte Eintracht uns wiederbringen und dauernd erhalten wird.“ Dieses elende Nachwerk wurde darauf von der Synode, mit Umgehung der doch noch in der alten Funktion stehenden Behörde, an die einzelnen Pfarrämter in mehreren Exemplaren geschickt, um in den Kirchen gelesen und unter die Gemeinden verteilt zu werden. An vielen Orten wurde das unterlassen, und es hätte an allen geschehen sollen, da die Synode schon durch diese Ausfendung einen ungeheueren, revolutionären Akt begangen hatte. Aber was sie damit bezweckte, ist leicht zu begreifen. Durch dieses Friedensedikt im Geiste des lügenhaften Fanatismus der Ruhe, dem es nie um Wahrheit, sondern nur um fleischliche Bequemlichkeit zu thun ist, sollten alle diejenigen als Friedensstörer vor dem Volke gebrandmarkt werden, welche es noch wagen würden, ein offenes Zeugniß für die Sache des evangelischen Bekenntnisses abzugeben,

und sollte so ein Glaubenterrorismus eingeführt werden, wie ihn kaum die Jesuiten irgendwie ausgeübt, nämlich der Terrorismus des gottlosen Pöbels in der Kirche, und zwar mittelst ihrer gesetzlichen Organe.

Keines unter den Mitgliedern der General-Synode hatte den Muth, sich von der Unterzeichnung jenes Lügenwerkes zurückzuziehen und einen Protest gegen dasselbe abzulegen. Hatte aber auch keines nach seiner bisherigen öffentlichen Wirksamkeit Ehren- und Gewissenshalber den Beruf dazu? Von dreien können wir es sicher nachweisen, daß sie diesen Beruf hatten; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß, sobald einer von ihnen den Anstoß zur Erfüllung desselben gegeben hätte, wenigstens noch sechs bis sieben ihrer Genossen ihnen gefolgt wären. Diese drei sind Defan Scholler von Landau, Defan Goepfel von Homburg und Pfarrer Hollensteiner von Winnweiler.

Def. Scholler wäre seinen Gaben und seinem zuletzt eingenommenen Standpunkte nach am geeignetsten gewesen, die Opposition gegen die hereinbrechende Herrschaft des Unglaubens und der Unkirchlichkeit zu führen. Er hatte ehemals als Pfarrer gegen das Kirchenregiment opponirt, hatte dadurch sich die Gunst der Pfälzer in solchem Grade erworben, daß er in die Ständekammer nach München gewählt wurde; wurde dann dieser Richtung untreu und stellte sich in den Dienst der Schörbe, erhielt das Defanat Homburg und später das zu Landau, wurde sogar mit der Ausfertigung eines neuen Katechismus betraut, der aber nach Form und Inhalt sich als unzweckmäßig erwies. Scholler besitzt anerkanntenswerthe theologische Bildung, eine nicht unbedeutende Gewandtheit der Rede, hat viel parlamentarischen Takt, ist einer der besten Dringenden der Diöcesan-Synoden und man hatte um so mehr ein Recht, von ihm zu erwarten, daß er für die Sache des evangelischen Glaubens und Bekenntnisses, oder für das unverkürzte Wort Gottes in die Schranken treten würde, als er erst einige Wochen vorher auf einer Conferenz conservativer Geistlichen und Laien in Frankenstein, der er präsidirte, eine Adresse zur Erhaltung des Bestehenden vorgelegt hatte, die dann gedruckt in den Gemeinden verbreitet und von mehr als breitausend Unterschriften bedeckt worden ist. Doch Scholler hat nicht nur nichts für die gute Sache auf der Synode gethan, er hat derselben durch seine Zweideutigkeit sogar noch geschadet. Persönliche Rücksichten scheinen ihm nicht gestattet zu haben, auf die Seite oder gar an die Spitze der eben wenig gepriesenen Minorität zu treten. In einer längeren Rede sprach er sich gegen das Überwiegen des weltlichen Elements auf den Synoden aus. Er selbst aber stimmte später gegen seine eigenen Grundsätze, als die Majorität nicht auf sie einging, ließ seinen Collegen, den Def. Zoeller von Frankenthal, der sie vertheidigte, im Stich. Psui über die Schande! Ihm und seinem Freunde, dem Def. Rey von Speier, verdankt die Pfalz das unglückliche Projekt der gegenseitigen Verschickung der beiden General-Synoden in Baiern, welche die Trennung von der gemeinsamen Behörde beschönigen sollte, mit vollem Recht aber von der wahrhaft hochwürdigen General-Synode im jenseitigen Baiern zurückgewiesen worden ist.

Def. Goepfel von Homburg hat auf der Synode wenig gesprochen; in diesem Wenigen zwar seinem orthodoxen Standpunkte nichts vergeben, dennoch aber auch jenes heuchlerische Friedensedikt mit unterzeichnet. Zu einem Protest war er Ehren- und Gewissenshalber verpflichtet. Er hatte noch als Pfarrer in Lambsheim bei Veranlassung des durch Pfr. Franz hervorgerufenen Streites zwei Brochüren herausgegeben unter dem Titel: „Das ewige Evangelium in seinem Kampfe mit der Religion des Zeitgeistes. Ein freimüthiges Wort zur Verständigung und Warnung.“ Diese Freimüthigkeit wurde ihm damals gut belohnt,

sie brachte ihm das Defanat Homburg, und jeder Defan erhält in der Pfalz noch außer seiner Pfarrbesoldung baare 600 Fl. Auf der General-Synode, wo er hätte beweisen können, daß er auch ohne den äußeren Schutz der Kirchenbehörde „ein freimüthiges Wort“ zu reden den Muth habe, wo er grade wegen der Suspension des Dr. Rust, dem er in seinem Schriftchen auf eine diesem Manne kaum selbst wohlgefällige Weise Mißbrauch gestreut, sich hätte verpflichtet fühlen müssen, zu zeigen, daß er nicht den Menschen, sondern Gott dem Allmächtigen gebietet habe und stets zu dienen bereit sey, hat er es für gerathener gefunden, meistens zu schweigen und mit dem Strome des Zeitgeistes zu schwimmen.

Pfr. Hollensteiner hat sich in unserer kleinen literarischen Welt durch ein praktisches, im orthodoxen Sinne gehaltenes Schriftchen für den Religionsunterricht bekannt gemacht und auf der Synode einen warmen und ansprechenden Vortrag darüber gehalten, daß „kirchlich gesinnte Männer“ zu den Presbyterien zu wählen seien, in Folge dessen dieses Prädikat mit zwei Stimmen Majorität auch zum Beschluß erhoben wurde. Er hat unstreitig am meisten unter Allen gezeigt, daß es ihm ernst ist um seinen Glauben. Dennoch bleibt es eine unverzeihliche Schwäche, daß er sich nicht ermannt hat, gegen Beschlüsse einen Protest einzulegen, die offenbar alles Glaubensleben in der Kirche zerstören und sie den Strömen und wilden Wassern preisgeben müssen. Auch er hat sich durch Unterzeichnung jenes lügenhaften Friedensediktes den gottlosen Friedensanatikern gefangen gegeben, und wenn einst durch diese Menschen, die, da sie einmal die Gottheit Christi nicht mehr als Grundartikel der Kirche anerkennen, die Kirche ganz in die Willkür menschlicher Ansichten und Pläne stellen, alles permanente Element in der Kirchenverwaltung und dadurch zugleich auch aller Schutz der kirchlichen Heiligthümer vernichtet und die gläubigen Geistlichen aus der Pfalz sollten ausgewiesen werden (der Plan ist schon öfters in der Speierer Zeitung ausgesprochen worden), so trägt auch Hollensteiner die Schuld mit den übrigen, so wird auch er sich anklagen müssen, zur Verfolgung des Herrn und seiner Kirche mitgewirkt zu haben.

„Irrt euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Was der Mensch säet, das wird er ernten. Und wer auf das Fleisch säet, der wird vom Fleische das Verderben ernten.“ Das Letztere hat die General-Synode im vollsten Maße gethan. Sie hat sich zum Organe der unläuternden Leidenschaften einer Partei gemacht, die nichts sucht, als den evangelischen Glauben in der vereinigten Kirche der Pfalz durch Aboskatenriffe, schlechte Zeitungen und das Geschrei der rohen Massen, des souverainen Pöbels, zu unterdrücken. Sie hat mit einer wohlberechneten Schlaueit Wege eingeschlagen, welche die Presbyterien und Synoden zu den Herbergen der demokratischen Volksverführer, zu revolutionären Clubs und zu Organen machen müssen, durch welche die politische Umsturzpartei, wenn sie jezt wieder, was Gott gebe! durch die legitime Gewalt unterdrückt wird, unter kirchlichen Formen ihre Wählerreien ungeführt fortsetzen kann. Sie hat dem geistlichen Hirtenamte in den Gemeinden alle Kraft und Autorität genommen und somit Alles gethan, was die Kirche zerstören und auflösen muß.

Von diesen traurigen Orthodoxen, die zur General-Synode berufen gewesen waren und in dem guten Kampf des Glaubens so schwachvoll unterlegen sind, wendet sich unser Blick auf jene zahlreicheren, die das Glück der Wahl nicht gehabt. Unter ihnen treffen wir die eigentlichen Wortführer der Pfälzer Orthodoxie, und es hat Jeder, der unserer Kirche seine Theilnahme zuwendet, auch das Recht, zu erfahren, was diese in Folge jenes traurigen Ausganges der General-Synode gethan haben.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 9. Juni.

№ 46.

Noch einmal der christliche Staat.

(Fortsetzung.)

Ein ganz ähnliches Verhältniß ist zwischen Peter dem Großen und dem jetzigen Russischen Staate. Peter hat diesem das Siegel seiner Persönlichkeit ausdrücken können, weil in ihm selbst der Trieb, die geistige und sittliche Grundkraft dieses Staates zuerst zu energischer Zusammenfassung kam — auch alle wüßten Züge, alle unklaren, trüben Partien Mahomed's und Peter's sind dann den Völkern, deren Prototypen sie waren, aufgedrückt worden. Mehr oder weniger ist das der Charakter aller großen Fürsten, daß, weil ihr persönliches Wesen der Hauptsache nach ein gewaltiger Ausdruck des sittlichen Wesens ihrer Völker ist, der Völker ist, an deren Spitze sie stehen oder kommen, nun dies Volkswesen auch den Eindruck ihrer anderweitigen, subjektiven Persönlichkeit in hohem Grade aufnimmt, daß sie in ihrem vollen Ich sittliche Exponenten, sittliche Ausdrucksformen, Flügelmänner, Prototypen der von diesen Völkern gebildeten Staaten sind. Hier, in dem Heros und in dem, was sich dem Heros nähert, ist die Identität des Trägers der Staatsgewalt und des Subjekts, welches diesen Träger abgibt, so weit zu Stande gebracht, als es überhaupt unter Menschen möglich ist. Aber unmittelbar sehen wir dann nach dem Abgange dieser Persönlichkeiten wieder beide Momente auseinander treten, das Moment des Staatsträgers und das der Persönlichkeit desselben, und dies um so nothwendiger, je inniger, untrennbarer die besondere Persönlichkeit, die ja etwas Unnachahmbares, Unerseßliches, etwas Einziges immer in der Welt ist, sich der Physiognomie der Staatsgewalt selbst vermählt hat. Die Nachfolger mit ihrer Persönlichkeit genügen nun nicht mehr der ganzen Forderung, die man durch den Vorgänger aufzustellen, zu denken gewöhnt worden ist, weil kein Mensch dieser genügen kann.

Es ist das bei Republikengründungen allerdings im Allgemeinen weniger der Fall, weil hier von vorn herein die Persönlichkeit eines Menschen nicht so in das ganze Wesen des Staates bestimmend eintritt, und weil die mehreren Persönlichkeiten, welche hier die ersten Träger des Staatswesens sind, auch nicht so plötzlich abgehen, sondern sich allmählig ersetzen, und zwar in der Art ersetzen können, daß die Überlebenden des ursprünglichen Kreises zur Ergänzung diejenigen Persönlichkeiten an sich heranziehen, die ohnehin mit ihrer Bildung und mit ihrem Charakter diesem Kreise am nächsten stehen; und daß diese Neueintretenden nun auch wiederum längere Zeit, ehe sie entscheidenden Einfluß erhalten, sich in den Kreis hineinleben, sich vollends mit dessen Sinn und Wesen identificiren. Hier ist die Combination der ursprünglichen Triebkraft der Staatenbildung

in natürlichen Wegen gesicherter, aber freilich der Charakter der sittlichen Einheit und Persönlichkeit des Staates auch weniger energisch, unvollkommener ausgedrückt als da, wo eine einzige Persönlichkeit mit ihrem einigen persönlichen Leben das Leben des Staates trägt und individualisirt. Wie lange hat auf diese Weise Venedigs und Berns Aristokratie den Geist zu wahren gewußt, der ihre ursprüngliche Basis bildete! Indessen ein ähnliches Verhältniß, wie wir zuvor besprachen, daß zwischen dem heroischen Volksfürsten und seinem Nachfolger stattfindet, zeigt doch auch das republikanische Leben auf. So war der eigenthümliche Geist Thebens, in dessen großer Zeit, ein Produkt der Reaktion edler Thebaner gegen die Bedrückung, die man durch Sparta erlitten hatte — es war der Geist einer Generation, einer bestimmten sittlichen Erziehung, die eben nur diese Generation in sich erlebt hatte, und als diese Generation in ihren edelsten Persönlichkeiten im Laufe zweier Jahre ihre Flügelmänner verloren hatte, war auch die ganze sittliche Triebkraft, die eine Zeitlang Theben mächtig gemacht hatte, gebrochen.

Am schwierigsten ist immer die Herstellung der Identität der in einem Staate sich entwickelnden Idee und des Wesens der einzelnen Staatsträger da, wo alle diese Staatsträger — und zwar nicht bloß alle als organisches Ganze, sondern zugleich als Einzelne seyn sollen, also in der absoluten Republik, in der reinen Demokratie. Hier wird das bloß subjektive, nicht mehr sittliche Wesen der Einzelnen, ihr Egoismus, ihre Sünde am leichtesten zu einer Macht werden, und zunächst die Gemeinde in Parteien reißen, dann den Staat zwischen diesen Parteien herumreißen, bis er, wenigstens in seiner früheren Form, zu Grunde gerichtet, seine Gewalt untergraben, seine sittliche Einheit gebrochen ist. In der That sind es doch nicht die Einzelnen, welche hier die Staatsgewalt als Einzelne tragen, sondern die Parteien sind es und deren Führer. Einen festen, sittlichen Charakter haben deshalb reine Demokratien fast nur da, wo das die Gewalt tragende Volk selbst so in einfachen, festen Sitten, bei so wenig mannigfachen Bedürfnissen eingelebt ist, und so einfache Lebensformen hat, daß das Volk gewissermaßen selbst wie ein Mann fühlt, denkt und handelt; wo die Gedanken, die ganze Bildung des Volkes noch nicht individualisirt sind. Bei reicherer Bildung ist es unmöglich — denn eine mannigfaltigere Bildung ergreift die Einzelnen immer nur theilweise, macht also auch ihre persönliche Bildung, ihre Wünsche und Denkweisen unter sich abweichend und hebt die sittliche Einheit des Ganzen, der Gemeinde als eines persönlichen Staatsträgers auf. Wie also schon Aristoteles die reine Demokratie als eine tüchtige Staatsform nur für möglich hält bei den einfachsten Lebens-

weisen, wo keine Mannigfaltigkeit der bürgerlichen Betriebe, der geistigen Richtungen sie stört, bei den kleinen Hirten- und Landbauerstämmchen Griechenlands, so hat es sich auch in der neueren Zeit bewährt. Einfach construirte nicht bloß, sondern mit ihren Lebensbedingungen auf die einfachsten und gleichartigsten Lebensweisen gestellte Gemeinden, wie die Gemeinden der s. g. Urkantone der Schweiz, wie die der Republik Andorre in den Pyrenäen, diese sind einer in sich sittlich einigen Darstellung trotz demokratischer Verfassungsformen fähig — alle anderen Gemeinden sind durch die Demokratie sofort der Theilung, mehr oder weniger der sittlichen Zerrissenheit, also dem Untergange aufgeschlossen. Man hört in unserer Zeit so oft von halbklugen Leuten das Diktum, wir seyen zur Demokratie noch nicht reif — im Gegentheil, wir sind längst über jenen Zustand politischer und socialer Unreife, dem die Form der Demokratie entspricht — längst sind wir darüber hinausgereift, Tausende von Jahren liegt dies Gebiet in unserem Rücken, und wer uns dazu noch reifen sieht, ist völlig unwissend und gedankenlos oder verrückt. Wer wirklich an die Mittel dächte, die Menschheit dauernd mit einer Demokratie zu beglücken, müßte als Zweck des Lebens aufstellen: Ruhe zu hüten und Käse zu machen. Es folgt unmittelbar aus allen Vorbedingungen demokratischen Staatsdaseyns, daß die Demokratie auf die Dauer in einem Staate größeren Umfanges gar nicht bestehen kann, weil ein solcher Staat von vorn herein von sehr von einander absehbenden Lebensmotiven bewegt wird, weil die Gemeinde in ihm viel zu gegliedert seyn muß, um als ungeliederte Staatsbasis dienen zu können, weil ohne jene reiche Gliederung die Gemeinde eines größeren Staates durch ihre sittliche Uneinigkeit unfähig ist, einiger Träger der ihrer Natur nach nothwendig einigen, und, soll sie nicht zu Grunde gehen, auch in ihrer zeitlichen Entwicklung nothwendig gleichartigen, harmonischen Staatsgewalt zu seyn. Nordamerika ist nur eine scheinbare Widerlegung dieses Satzes, denn es hat Bedingungen seines Bestandes, die kein anderer Staat aufzuweisen hat, Bedingungen, die seine Grundlage den Bedingungen der menschlichen Urzeit nach einer Seite hin nahe rücken. Kein anderer Staat der Welt hat noch, wie Amerika, einen unermesslichen Umfang von Ländereien zu seiner Disposition gehabt, wohin fortwährend unzufriedene, bedrängte Elemente des Staates ziehen und in deren Anbau sie einerseits zu den natürlichsten Lebensweisen und Bedürfnissen, zum Käsemachen und Kartoffelpflanzen, zurückkehren und andererseits auf diesem Gebiete ungestört ihrer ganzen, besonderen Eigenthümlichkeit fröhnen können. In demselben Maße, wie einmal dieser Ausweg gestopft oder gescheitert wird, wird auch die Demokratie in Nordamerika zusammenbrechen — plötzlich wie eine Glascheibe.

Als Resultat dieser Betrachtung ergibt sich uns also schon dies Erste, daß die Staatsgewalt ihre Einheit, daß sie ihre Bedeutung, daß sie sich selbst verliert, wenn der Träger derselben in sich sittlich nicht einig oder wenn er mit dem sittlichen Geiste des Ganzen zerfallen, also sittlich isolirt ist. Aus diesem letzten Grunde geht die innere Schwäche und Haltlosigkeit aller eigentlich despotischen Monarchien hervor. Betrachtet der ein-

zelne Träger der Staatsgewalt diese als ihm persönlich eigen, d. h. sieht er sie an als eine Macht, die wesentlich die Bestimmung habe, seine besondere Eigenthümlichkeit, und zwar auch in den unklaren, nicht gottdurchleuchteten Besonderheiten, in seinen Sünden zu tragen, so ist er dadurch augenblicklich sittlich von dem Staate, über dessen Gewalt er gleichwohl verfügt, getrennt, und diese Gewalt hat nur noch äußere auf die Sünden der Einzelnen, auf ihren Eigennuß, ihre Eitelkeit, ihre Feigheit gebaute Stützen, mit welcher schwachen Gewalt sich eine Zeitlang im Inneren allenfalls wirthschaften läßt, aber sie hält keinen Stoß eines auswärtigen, sittlich kräftigeren Volkes aus. Nirgends in so hohem Grade, als grade in der despotischen Monarchie, ist die persönliche, sittliche Einheit des Herrschers und seines Volkes nothwendig, wenn der Staat fest stehen soll. Der Despot muß ganz im nationalen Sinne und Interesse leben, sonst ist er von allen Seiten gefährdet —; der Despot ist daher formell wohl der freigestellteste, in der That der beschränkteste Regent, wenn er wirklich und dauerhaft regieren will.

Also, um es nochmals zu wiederholen, als Resultat hat sich uns ergeben, als das Erste nach dieser Seite der Betrachtung, daß die Staatsgewalt ihre Einheit, daß sie ihre Bedeutung, daß sie sich selbst verliert, wenn der Träger derselben in sich sittlich nicht einig, oder wenn er mit dem sittlichen Geiste des Ganzen zerfallen ist. Da nun ein sittlicher Geist nicht zu denken ist ohne eine religiöse Grundlage, so folgt weiter daraus: jeder Staat, der nicht in sich zerfallen oder zu Grunde gehen will, muß eine Religion haben — die Religion ist die Grundfesten des Staates — sie ist je der Ausdruck der jedesmaligen Durchleuchtung der einzelnen Persönlichkeiten wie der Persönlichkeit des Staates durch Gott; sie ist deren innerstes, gliedliches Zusammenhängen. Das Daseyn des Staates und seiner Bürger als wahre Persönlichkeiten ist ja nur durch dieses Personiren Gottes, wie es mit Bewußtseyn gefaßt in der Religion entgegentritt, möglich, — und nur in dem Grade dauerhaft, nicht von innerer Zerstörung bedroht, möglich, als sich diese tonangebende, durch die Persönlichkeiten hindurchschallende Religion der wahren Religion nähert oder diese selbst ist. Politischen Bestand hat nur ein Staat, der eine Religion als Grundlage seines Daseyns hat; politische Dauer hat nur der christliche Staat, — jeder andere neigt sich bei jedem Schritte seiner Entwicklung und Entfaltung auch weiter seinem Untergange zu.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Aus Schlesien. Innere Mission.

Es liegt uns ein sehr lieblicher Bericht aus der missionirenden Kirche vor, von dem wir Kunde geben müssen und den wir gern in die Hände Aller legen möchten, die noch ein Herz haben für unser armes, tief gesunkenes Volk. Es ist dies der Neunte Jahresbericht des Vereins zur Rettung sittlich verwaiploster Kinder im Riesengebirge. Wer kennt nicht die Kinder-Rettungsanstalt zu Schreiberhau, welche Feldner im Glauben gepflanzt hat und die durch des Herrn

reiche Gnade nun schon ein großer schattiger Baum geworden ist. Von dieser erzählt uns der Jahresbericht und namentlich von den Wundern der Gnade, die der Herr in den letzten Jahren 1846—1848 an ihr gethan. Der Bericht beginnt mit einem Vorwort von Pst. Better im Auftrage des Direktoriums. Hier werden wir zunächst mit der Aufgabe bekannt gemacht, welche die Thätigkeit des genannten Rettungsvereins leitet. Die Anstalt will durch das Medikament des göttlichen Wortes und durch die heilende Diät einer auf Gottes Wort gegründeten Erziehung zu Fleiß und Arbeit die durch die Sünde gestörte Harmonie, in welcher Leib und Seele in einem geheiligten Willen zu einem geheiligten Leben sich durchdringen, wiederherstellen. Dieses Princip entfaltet sich in einem Organismus, dessen bewegende Kraft die Seelenpflege und dessen Lebensäußerung die körperliche Erziehung ist; dessen Seele das Inspektorat ist, und dessen Leib die in glücklicher Beziehung zu einander stehenden verschiedenen Arbeitsgruppen der Kinder sind. Wir haben ein Anstaltsleben vor uns, dessen segensreiche Gestaltung vorzüglich darin gegeben ist, daß es seinen Trieb in dem Familienleben hat, aus welchem es hervorgewachsen, während seine Entfaltung nun schon in das höhere Stadium des Gemeindegemeinschaften eingetreten ist. Bis noch vor Kurzem bildete die formlose Masse der Kinder eine Familie unter einem Pflegeelternpaare. Da auf einmal zerbrach der Herr durch wunderbare Fügung diese mit dem Entstehen des Rettungshauses gegebene und seitdem treu festgehaltene Ordnung, unserm staunenden Auge enthüllte sich die in dem Schoße der Familie bis dahin vom Herrn still gepflegte und unter seiner Aufsicht gereifte, höhere organische Lebensgestalt: die Anstaltsfamilie wurde Anstaltsgemeinde. Das war ein Wunder vor menschlichen Augen; denn als die durch die Zeit werth gewordene Form plötzlich zerbrach, da wußte wohl ein Jeder, daß das Alte vergangen war, noch sah aber Niemand, wie Alles neu werden sollte. Der Herr aber hat's gethan, es war Alles bereit. Was das neue Leben bedurfte, führte der Herr ihm alsobald zu. Pfleger und Pflegerinnen fanden sich. Zwei stattliche Häuser wurden gebaut und ein drittes restaurirt. Und dies Alles führten die aus, die nichts hatten, ein armer Rettungsverein, der nur durch die Gaben christlicher Bruderliebe existirt, der bei einer mühseligen, auf Selbstverläugnung basirenden Ökonomie immer noch mit Schulden zu kämpfen hat und dennoch im Jahre 1848, in diesem Revolutionsjahre, das jede bürgerliche Lebensfähigkeit lähmt, gegen 3000 Thlr. auf Baukosten verwenden konnte. Wahrlich, hier gaben die Armen Arbeit, während die reichen Arbeitsgeber nichts vermochten. — Der auf das Vorwort folgende specielle Bericht erinnert uns in der ausführlichen Beschreibung des Baues an die Gnadenerfahrungen A. S. Franke's bei dem Baue seines Waisenhauses. Der Bau wurde ohne alle Mittel allein auf den Glauben begonnen. Den zum Baue nöthigen Sand, dessen Herbeschaffung auf das Gebirge sehr kostspielig gewesen wäre, fand man in genügender Menge und zu Aller Überraschung bei dem Graben des Grundes. Seit dem 20. Juni v. J. waren täglich zwölf bis sechzehn Maurer, gegen zehn Steinpatter und fast noch einmal so viel Handlanger beschäftigt; am 1. September stand der Dachstuhl. Inspektor Rudolf erzählt: „Welch eine Siegesfreude nach oft langem Harren und ängstlichem Rufen war es an Sonnabend-Abend, wenn ich vor der Auszahlung des Lohnes alle Arbeiter in unserem Betfaal versammeln und ihnen anzeigen, auch wohl bisweilen ausführlich mittheilen konnte, auf welche unerwartete Weise der Herr das Geld beiseitert hatte, das ihnen nun ausgezahlt werden würde, und wir ihm nun gemeinschaftlich danken konnten. Mehrere Male kam ich mit dem nöthigen Gelde von der Post zu Hermsdorf u. R., wohin ich gar manchen Sonnabend nach beendeter Vormittagschule im Glauben auf's Ungewisse gelaufen bin, schweikriessend nur grade eben erst zum Feierabend

zurecht. Einmal brachte ich so mit noch anderen Geldbriefen auch einen mit 5 Thlr. nach Hause. Ich hoffte, diese 5 Thlr. würde ich für häusliche Bedürfnisse zurückerlegen können und mit dem übrigen Gelde zur Lohnauszahlung ausreichen. Allein diese 5 Thlr. gehörten grade noch dazu, um keinem Arbeiter etwas schuldig zu bleiben. Ein lieber Bruder im Herrn, dem sein Einkommen grade auch nicht reichlich zugewiesen ist, hatte sie gesendet. Der Geist Gottes hatte ihn drei Wochen lang ermahnt und getrieben, er solle 5 Thlr. in das Rettungshaus nach Schreiberhau schicken. Ich las den köstlichen Brief allen Arbeitern vor.“ — Ein andrer Mal fehlten eben noch über 30 Thlr. Da findet Rudolf auf der Post in Hermsdorf einen Geldbrief mit 12 Thlr. und noch ein Packet mit unbekanntem Inhalt. „Ach,“ seufzt er auf dem Rückwege über diesem Packet, „vielleicht ist hier noch etwas Geld darin; o, wenn doch nur einige Thaler, ja, lieber Heiland, wenn du wüßst, auch 20 Thaler.“ Und siehe, zu Hause fanden sich 21 Thlr. darin. Ein Mal hat P. Better 100 Thlr. für die Bedachung des neuen Hauses nach Schreiberhau gesendet. Bald aber kommt die Nachricht zurück, daß dieselben auf Arbeitslöhne verwendet worden sind. Auf einer Prediger-Conferenz in Breslau aber wird dem P. Better, während alle gewöhnlichen Hilfsquellen versiegt waren und nur noch das Gebetsbrünnlein offen stand, von unbekannter Hand ein Brief überreicht mit 100 Thlr. für den Hausbau. Wir Alle, die wir Zeugen seyn durften von dieser köstlichen Gnadenerfahrung, wie haben wir daran unseren Glauben mächtig gestärkt! Der Herr hat freilich nicht immer in solcher Weise den Bauleuten die Sorge abgenommen. Er hat die Bauherren auch manchen Sonnabend betrübt und beschämt Angesichts vor die Arbeiter hinstreten heißen, da es nicht möglich geworden war, den Lohn für sie zu erhalten; oder es wurde die Hülfe Gottes nur mit geliebtem Gelde zu Theil. Wer aber den Heiland kennt, und in den Heilsbedürfnissen der Menschen nicht unerfahren ist, sieht grade hierin die weise, fürsorgende Liebe des Herrn und eine ganz besonders notwendige Führung auf dem Heilswege. Und die Hülfe erscheint doch nach kurzer Prüfung, und so erschien sie auch in Schreiberhau. Ein großes schönes Anstaltshaus steht nun da mit den nöthigen Wirtschaftsräumen im Souterrain, mit den Lokalen einer Mädchenanstalt, der Inspektorwohnung und drei Lehrklassen im ersten Stockwerk, und endlich mit einem schönen Betfaale, dessen zwölf Fenster Gottes Herrlichkeit in der Natur hereinströmen lassen, im zweiten Stockwerk. Die übrigen Räume sind für ein Diakonen-Seminar für innere Mission bestimmt, welches so eben gegründet und mit dem Rettungshause verbunden werden soll. In diesem Seminar wird erstlich die Anstalt ihre Lehrer und Pfleger selbst erziehen, sodann soll darin Gelegenheit jungen Leuten gegeben werden, welche sich zum Dienste der inneren Mission eignen und der Kirche auf diesem Gebiete sich weihen wollen. Das Diakonen-Seminar will Lehrer für Waisenhäuser und Bewahranstalten in Städten und Dörfern bilden, namentlich für größere, herrschaftliche Höfe und Fabriken, in denen sie zugleich die Morgen- und Abendandachten leiten und den Sonntagsgottesdienst für diejenigen halten, die zur Kirche zu gehen verhindert sind. Es will Leute bilden, welche Bekehrungs-, Erbauungs- und Andachtsreisen leiten bei größeren Staats- und Privatbauten, wie Eisenbahnen u. dergl. überhaupt bei Arbeitermassen, die vom kirchlichen Gottesdienst abgehalten werden. Es will Aufseher, Wärter, Hausväter in Gefängnissen u. dergl., Colporteurs, Pfarramtsgehilfen, reisende Handwerksgesellen erziehen. P. Better spricht sich über die Nothwendigkeit dieser Anstaltsabtheilung in folgenden sehr beherzigenswerthen Worten aus: „Der Friede für alle Völker und Nationen kommt allein aus ihrer Christianisirung. Das hat England erkannt, möchten wir's auch bald erkennen. Wohl an ihr Reichen und Begüterten, kommt, helfst uns zum Besten des arbeitenden Volkes.

Wir geben Euch Kapital und Procente reichlich zurück, wir senden in Eure Arbeitsstätten jeglicher Art Euch Diakonen, die nicht große Herren und reich besoldete Lehrer spielen, sondern die mit ihren Händen sich ihr Brot verdienen werden, die aber in den Kreisen ihrer Umgebung christliches Leben anregen, aus dem Worte Gottes mit den Leuten reden und ihnen geistlich in Wort und That dienen sollen. Öffnet dem selbst Euren Arbeitermassen durch solche Gehülfen wieder das Wort Gottes — und Ihr werdet bald die freudige Erfahrung machen — das Volk wird wieder gesellig, gehorsam, zum Frieden geneigt, es wird recht aufgeklärt im Gnadenlichte des göttlichen Wortes. Kommt heran, Ihr lieben, edlen Freunde des armen Volkes, das unsere Aufklärer und Aufwiegler in ihre giftigen Theorien hereingelockt, sendet uns viele Gaben für unser Gott wohlgefälliges Werk, wie Ihr's aus dem Rauben Hause heraus schon in großem Segen wirken seht. Soll die gesegnete Schlesi'sche Provinz zurückbleiben, oder haben wir's nicht nötig? O, ich möchte am liebsten persönlich in Eure Wohnungen kommen und Euch bitten: helft uns zur Errettung des armen, arbeitenden Volkes, daß es so schnell als möglich wieder zum Worte Gottes kommt! Sendet Ihr uns Gaben für diesen Zweck, so bitten wir, sendet sie uns mit dem Bemerken: „Für das Schlesi'sche Diakonen-Seminar in Schreiberhau.“ Wir hoffen durch Gottes Gnade, die erste Stelle schon mit Anfang des neuen Jahres durch Eure Liebe gründen zu können.“ In dem Rettungshause sind seit 1843 bis jetzt vierundsiebzig Kinder aufgenommen worden, von denen einundzwanzig confirmirte und drei jüngere, zusammen vierundzwanzig entlassen wurden, so daß also der Bericht einen Bestand von fünfzig Kindern angibt. — Indem wir mit dieser kurzen Übersicht des Inhalts den sehr anziehenden und wichtigen Jahresbericht einer allgemeineren Aufmerksamkeit haben empfehlen wollen, heben wir noch zwei besondere Punkte hervor, welche der Bericht unge sucht, unabsichtlich und doch sehr klar aus sich heraustreten läßt und welche für das neu erwachende Leben in der inneren Mission der Evangelischen Kirche von großer Bedeutung sind. Zuerst fixirt den Blick unwillkürlich der Entwicklungsgang der Anstalt, der ganz die normalen Grundzüge eines Werkes aus Gott uns schauen läßt. Da finden wir nicht großartige Anfänge, nicht Aufsehen erregende Fortschritte, nicht glänzende, zur Selbstschauung einladende Stationen der Ruhe. Die Schreiberhauer Rettungsarbeit hat sich von Anfang an die allerkleinsten Punkte concentrirt, hat sich in der Stille und Verborgtheit vor der Welt und in den allgewöhnlichsten Entwicklungsphasen fortbewegt, und hat bis heut, unter dem Kreuze des treuen Heilands stehend, von keiner anderen Ruhe gewußt als der, welche dem Volke Gottes vorhanden ist. Während der Herr die Anstalt größer werden ließ, blieb sie doch klein in sich selber, damit der Herr allein in ihr wache. Darum war aber auch ihre Entwicklung eine wahrhaft organische, und ihre ganze jetzige Gestalt ist der treue Abdruck des Urbildes, nach welchem jeder aus dem Herrn herausgestaltete Organismus sich formirt, des Reiches Gottes selbst. Das Imponirende an ihr ist der Gehorsam, die Armuth und die keusche Liebe zum Heilande, womit sie im Dienste der inneren Mission sich von ihrem Herrn brauchen läßt. Wir empfangen durch sie eine Ahnung von einer Wiebergeburt der Bedensmacht, mit welcher einst die Katholische Kirche die Welt zu überwinden trachtete. Es gehört zu der eben bezeichneten eigenthümlichen

Seite des Schreiberhauer Rettungshauses, daß es stets seinen Schwerpunkt in durchgebildeten und grade für die gegebene Entwicklungsperiode geschaffenen Persönlichkeiten hatte. Zwar steht seit 1843 ein Verein an der Spitze, aber dieser Verein ist nur der Träger der frei in demselben sich bewegenden und auf die Anstalt voll einwirkenden, leitenden Personen. Nachdem Feldner, der mit der rücksichtslosen Entschiedenheit schaffender Talente begabte Knecht Gottes, den Boden für die Wirkksamkeit des Rettungshauses durchpflügt hatte, traten Wetter und Rudolf ein, um dem jetzt nach allen Seiten hin in neue Formen sich herausringenden Leben mit ihren reichen Organisationsgaben in dem Entwicklungsprozeß beizustehen. Wir können in Schlessen nicht aufhören, die Treue des barmherzigen Heilandes anzustaunen und anzubeten, daß er nach dem Verluste Feldner's der Anstalt die zwei Männer zuführte, welche gleich dem treuen Feldner arm geworden waren unter dem Kreuze Christi, um dem Heilande alle ihre Gaben zur Disposition zu stellen, und nun dem Anstaltsleben grade solche Gaben bieten durften, wie sie die Anstalt eben brauchte. — Nicht weniger beachtenswerth erscheint die confessionelle Eigenthümlichkeit des Schreiberhauer Rettungshauses. Die Anstalt steht im Dienste der Evangelisch-Lutherischen Kirche; der evangelisch-lutherische Provinzialverein in der Landeskirche Schlesiens hat auf der letzten Conferenz vorigen Jahres in der Thätigkeit des Schreiberhauer Hauses den Ausdruck seiner Stellung zur inneren Mission erkannt und die Anstalt zu Schreiberhau sowohl als die gleiche zu Kl. Wiersewig als seine Anstalten anerkannt. Man hat in dieser confessionellen Auffassung der inneren Mission eine Gefahr für die geistliche Missionswirksamkeit zu sehen geglaubt. Aber mit Unrecht. Erstlich widerlegen diese Befürchtungen die nun schon durch Gottes Gnade voll reichen Segens zurückgelegten Anstaltsjahre beider Anstalten. Sodann ist das specifisch-lutherische Element der inneren Mission nicht nur gar nicht hinderlich, sondern vielmehr sehr förderlich. Wir müssen nur absehen von dem Lutherischen Eklusivismus, den wir in den genannten Anstalten nicht kennen; so ist ja klar, daß die dem Lutherischen Bekenntnisse integrierende entschiedene Betonung der Lehren von der Sünde und von der Gnade einen besonders klaren Blick in die Tiefe des menschlichen Elends so wie der göttlichen Gnade gewährt, und daß dieses Lutherisch klare Auge eine vortreffliche Gabe in dem Dienste der inneren Mission ist. Es gibt auch für die innere Mission eine Lutherische Tiefe; diese müssen wir der inneren Mission bewahren. Wir glauben überhaupt, daß wir auch auf dem Gebiete der inneren Mission der Entwicklung der Confession volle Freiheit gestatten müssen, wollen wir es einst zu der einen Mission in der einen Liebe Christi bringen. Die innere Mission unserer Evangelischen Kirche hat jedenfalls auch ihre confessionelle Herrlichkeit; die wollen wir doch nicht zerstören, sondern pflegen, damit auch sie einst eingeführt werde in den großen Bau der heiligen Kirche. Wir irren uns wohl nicht, wenn wir annehmen, daß es schon jetzt eben so einen unirten und reformirten als einen Lutherischen Typus der inneren Mission in der Evangelischen Kirche Deutschlands gibt, und daß die Aufgabe des Centralvereins für innere Mission auch vornehmlich die ist, diese drei Typen auf dem Gebiete der inneren Mission eben so auseinanderzusetzen als zu conföderiren. †.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 13. Juni.

N^o 47.

Noch einmal der christliche Staat.

(Schluß.)

Zunächst wird dieser Satz nicht bloß als paradox erscheinen, denn es ist ja ein Axiom der kulturenläufigen Politik unserer Zeit geworden, daß der Staat und die Staatsgewalt mit der Religion gar nichts zu thun habe und haben dürfe, sondern scheinbar widerspricht auch die Thatsache selbst meinem Satze, was die schlimmste, die niederwerfendste Widerlegung wäre. Die Nordamerikanische Republik besteht nun seit mehr als sieben Jahren als Staat scheinbar religionslos; der Belgische Staat hat seinen Erklärungen nach das Band zwischen Staat und Religion schon seit nahe an zwanzig Jahren zerrissen, und unser eigener Preussischer Staat nimmt seit Kurzem, seinen eigenen Erklärungen nach, keine Rücksicht mehr auf die Religion, ist ein gottloser Staat geworden. Wie darf ich es nun wagen, solchen Thatsachen gegenüber dennoch mit der Behauptung aufzutreten, Staat und Religion könnten gar nicht getrennt gedacht werden? — Für's Erste muß ich da auf meine frühere Behauptung zurückkommen, daß das Papier, was man zum schreiben, und die Luft, die man zum sprechen und proklamiren braucht, beide sehr geduldige Dinge sind, und daß schon tausend und aber tausend Dinge als seyende oder nichtseyende proklamirt, behauptet, geschrieben und gedruckt behauptet worden sind, und daß diese s. g. seyenden Dinge doch nicht waren, oder die s. g. nichtseyenden doch waren. So wenig als Kaiser Paul's Corvette dadurch eine Fregatte wurde, daß man sie als Fregatte in die Marineregister eintrug, so wenig hört ein Staat deshalb auf eine Religion zu haben und auf eine Religion gegründet zu seyn, weil man erklärt, er habe keine oder sey auf keine gegründet. Betrachten wir also die Sache etwas näher, wie sie in Amerika, in Belgien und bei uns nicht auf dem Papiere, sondern wirklich ist, und ich hoffe meine Leser so fest, als ich es selbst bin, überzeugen zu können, daß unser Staat heute noch ein christlicher ist, allen Erklärungen der Regierung und der gesetzgebenden Versammlungen zum Troste.

Für's Erste aber, um nicht einem Wortstreite zur Beute zu werden, müssen wir fragen, was verstehen wir unter Staat, und was verstehen die darunter, welche behaupten, der Staat solle keine Religion haben? und da finden wir sofort, daß das Wort in toto coelo verschiedenem Sinne genommen ist. Wir haben den Staat bestimmt als die höhere, sittliche Persönlichkeit, welche die einzelnen Persönlichkeiten der Bürger ergreift und einer harmonischen, sittlichen Handlung, fortgesetzter solcher Handlungen, eines sittlichen Lebens fähig macht. Wir sahen im Staate

eine geistige Macht. Dagegen die, welche von der Freiheit des Staates von aller Religion reden, verstehen unter Staat nur die mechanische Form, den Rahmen, in welchem sich das, was wir Staat nannten, äußerlich faßt und bewegt. Nun ist das allerdings richtig, ein solches äußerliches Gerüst — also z. B. wie es in Amerika ist: ein Präsident, ein Senat, ein Repräsentantenhaus für die ganze Union und dann wieder ungefähr so für jeden einzelnen Staat der Union — dergleichen läßt sich herstellen, gleichviel ob ein christliches, Jüdisches oder Mahomedanisches oder vollkommen atheistisches Volk dies Gerüst aufrichtet; Das ist etwas rein Mechanisches; — allein das ist doch nur der ärmlichste, inhaltsloseste Begriff des Staates, der hier hingestellt wird, und nun betrachte man einmal die Erfüllung dieses Rahmens in Nordamerika: ein Jude kann in Nordamerika seyn und in Beziehung auf jenes nackte Staatsgerüst alle Rechte haben gleich jedem anderen Bürger, aber wehe ihm, wenn es ihm einfällt, den Sonntag als Wochentag zu behandeln. In mehreren Theilen Nordamerikas ruht Sonntags Post und Eisenbahn; in allen Staaten Nordamerikas ist jeder Sonntags ausgestellte Schein, jede Sonntags ausgestellte Quittung, jede Sonntags ausgestellte Urkunde dato ipso ungültig. Dagegen Freitags (den die Mahomedaner feiern) und Sonnabends (den die Juden feiern) ist Alles gültig und geht Alles. Also ein Jude kann Jemand seyn, und wo es Niemand sieht und Niemand hört und Niemand betrifft, kann er Sonntags arbeiten, was er will — auch ein Christ kann das, wenn er will — aber Alles das gilt nur und hat nur Eurs — wenn man der Arbeit nicht ansieht, daß sie Sonntagsarbeit ist. Der Brief, den der Jude Sonntags schreibt, geht in mehreren Gegenden erst Montags mit der Post weiter; die Urkunde, die er über Kauf und Verkauf Sonntags schreibt, kann er überall erst Montags unterzeichnen lassen, wenn sie nicht so gut als ungeschrieben seyn soll — d. h. alle Sonntags-handlungen, so weit sie nicht die religiöse Feier des christlichen Feiertags betreffen, sind als Sonntags-handlungen nichtig — sie haben vollkommen gleiche Währung mit einem unentdeckten Diebstahl, der ja auch bei uns, wie in der ganzen Welt, straflos ist. Dagegen soll es einmal einem Juden einfallen zu behaupten, ein Vertrag, den er Sonnabends unterschrieben habe, sey ungültig, weil das nach seiner Religion der Feiertag sey! — man lacht ihm in jedem Gericht in's Gesicht. — Alle Eide müssen in Nordamerika auf das Evangelium geleistet werden. Ein Mahomedaner allerdings kann in Nordamerika leben und Staatsbürger seyn; allein sobald er einen Eid zu leisten hat, muß er ihn durch einen Kuß auf das Evangelium leisten. Er kann sich weigern, ihn zu leisten,

allein dann kann er erstens auch nicht Bürger werden, denn dazu ist nöthig, daß er den Bürgereid auf das Evangelium leiste; wäre es aber zweitens ein geborener Amerikaner, der schon Bürger wäre und sich zum Mahomedanismus nachträglich bekehrte, so würde er von dem Augenblicke an, wo er keinen Eid mehr leistete, auch alles des Rechtsschutzes, der im Eide liegt, und aller der Rechte, die an der Eidesfähigkeit hängen, verlustig gehen — er stünde rechtlich vollkommen denen gleich, denen wegen infamer Handlungen die Eidesfähigkeit abgesprochen ist. Betrachtet er aber den Eid auf das Evangelium als bloße Form, als Grimasse und leistet ihn, so wird er erstens den vollen moralischen Eindruck auf alle Umgebungen hervorbringen, den ein Mensch hervorbringt, der etwas als seine heilige Überzeugung einerseits ausspricht und andererseits doch in feierlichster, constatirtester Weise dagegen handelt — er würde als in jeder Hinsicht unzuverlässig und frivol gelten — und zweitens rechtlich würde der Eid auf das von ihm nicht geglaubte Evangelium doch die volle Wirkung haben, als glaube er daran. Wenn ihm nachgewiesen würde, daß er den Eid falsch abgelegt, daß er meineidig wäre, oder daß er ihn gebrochen, daß er eidbrüchig wäre, würde er als Meineidiger oder Eidbrüchiger bestraft werden ohne Gnade, er möchte noch so sehr schreien, daß er ja gar keine Verpflichtung habe, an das Evangelium zu glauben und eine Handlung als heilig anzusehen, bei welcher das Evangelium intervenire. Also das Recht nimmt ohne Weiteres jeden Amerikanischen Bürger als Christen; dessen persönliche Überzeugung kann allerdings seyn, welche sie will; — aber eine andere religiöse Überzeugung als die christliche legt das Recht seinen Handlungen nicht zu Grunde. Damit ist aber auch Jemand, der Nichtchrist ist, von allen Ämtern und staatsbürgerlichen Functionen, zu denen ein Eid gehört, ausgeschlossen; oder, wenn er sich nicht selbst ausschließt, wird er ganz behandelt, als wenn er Christ wäre, hat also nicht einmal an jenem Staatsrahmen einen vollen Theil, wenn er nicht ganz eben so handelt, als wenn er Christ wäre. Aber nicht bloß in den Rechtsformen ist das so, sondern auch in dem materiellen Inhalt des Rechts ist tausendfach entschieden christlicher Inhalt, z. B. die Ehe in Nordamerika ist eine christliche. Sie braucht allerdings von Staats wegen nur als Civilehe geschlossen zu werden, und die religiösen Ceremonien dabei sind Jedem überlassen — aber es soll einmal Einem deshalb, weil er sich für einen Mahomedaner erklärt, einfallen, zwei Weiber zu heirathen, oder, weil er sich für einen Heiden erklärt, einfallen, in verbotenen Verwandtschaftsgraden, etwa seine Schwester zu heirathen! — ganz abgesehen von solchen heidnischen Religionen, welche das Aussetzen und Ermorden von Kindern erlauben, oder, wie die Indischen Mördersekten und Diebessekten, Mord und Diebstahl zu heiligen, der Gottheit wohlgefälligen Handlungen machen! — Jeder, der so die Sache verstehen und meinen wollte, Nordamerika sey ein Staat ohne bestimmte Religion, würde schöne Erfahrungen machen. Also trotz aller Erklärung, daß der Nordamerikanische Staat sich um die Religion nicht kümmere, ist er auf allen Seiten, sogar bis in

die äußerlichsten Verhältnisse seines Rahmens hin, noch von christlicher Religion und darauf fundirter Sitte durchdrungen — nur um den specifisch theologischen Inhalt der Lehren kümmert sich der Staat nicht, und duldet deshalb nicht bloß alle noch christlichen Sekten, sondern auch solche Anhänger anderer Religionen, welche sittliche Tügsamkeit genug haben, auf die öffentliche, staatliche Geltendmachung ihrer religiösen Sitten neben den christlichen zu verzichten, und sich dagegen die öffentliche, staatliche Anerkennung und Geltendmachung der christlichen Sitten widerspruchsflos gefallen zu lassen, die also äußerlich, die politisch als Christen handeln, obwohl sie es persönlich nicht sind. Also Nordamerika ist allerdings ein religiös sehr farbloser Staatsrahmen, aber die Erfüllung dieses Rahmens ist, so weit sie mit Religion etwas zu thun haben kann und muß, nur christlich — und also ist der Nordamerikanische Staat in unserm Sinne ein ganz christlicher. Allerdings ist die Wirkung des Christenthums in ganzen Seiten des Lebens nicht zu spüren; nach ganzen Lebensseiten hin, wo wir im Ganzen christlich gewissenhaft sind, sind es die Menschen wenigstens in manchen Staaten Nordamerikas nicht. Allein das ist ganz etwas Anderes. Das Ergriffenseyn vom Christenthum ist immer nur ein graduell. Wer unter uns möchte sich rühmen, daß er in seinem inneren Menschen christlich erwachsen sey zum vollen Wuchse des Hauptes, das da ist Christus? und wie mit den Einzelnen, so ist es auch mit den Staaten. Bis jetzt hat noch jeder christliche Staat dunfle, trübe, von Christo nicht ergriffene, wenigstens nicht durchleuchtete und durchtönte Lebensseiten gehabt. Das beraubt ihn aber noch nicht des Charakters, ein christlicher Staat zu seyn, so wenig wie wir dadurch aufhören, Christen zu seyn, daß wir täglich mit unseren Sünden ringen. Es kommt auf das sittlich Durchtönende im Ganzen, auf das sittliche Lebensprincip an, und das ist in Nordamerika durchaus ein christliches.

Ganz derselbe Fall ist in Belgien. Allerdings kann in Belgien ein Jude Bürgermeister, kann Deputirter, kann Minister und General werden — aber als solcher muß er dann christlich handeln. Ein Jüdischer Minister in Belgien, wenn ihn auch das sittliche Gefühl des Volkes, was noch etwas ganz Anderes ist, als das geschriebene Staatsrecht, als der mechanische Staatsrahmen, ertrüge, dürfte sich doch nicht einfallen lassen, am Sonnabend in seinem Bureau nicht arbeiten lassen zu wollen, weil er ein Jude sey. Ein Mahomedanischer Minister in Belgien dürfte sich nicht einfallen lassen, vier Frauen sich durch Civillakte als wirkliche Frauen antrauen zu lassen. Der sittliche, das Leben des Volkes durchtönende Grundcharakter Belgiens ist christlich, und nicht bloß christlich, sondern Römisch-katholisch — und eben so ist noch bei uns heute der christliche Charakter Grundlage, Fundament unseres ganzen staatlichen Bestandes. In Deutschland allerdings sind wir, bei dem vom wissenschaftlichen Standpunkte aus ganz zerfahrenen sittlichen Wesen der Nation, weit übler in dieser Hinsicht bestellt, als in Nordamerika und Belgien, und das geringere Volk, was der unendlichen Mehrzahl nach noch im richtigen sittlichen Takte steht, ist viel zu sehr

daran gewöhnt, von den wissenschaftlich Gebildeten und notabene
 Verbildeten geleitet zu werden, als daß wir hier nicht in Folge
 der erklärten Religionslosigkeit des Staates ganz ähnliche Er-
 scheinungen zu befahren hätten wie im Waadtlande — daß wir
 nicht, während wir selbst auf unsere christlich religiösen Sitten
 so gut wie nichts halten und an Sonntagsarbeit so zu sagen
 keinen Anstoß finden, sie höchstens perhorresciren, um uns die
 Sonntagslustbarkeiten nicht beeinträchtigen zu lassen, es zugleich
 bewunderungswürdig interessant finden dürften, wenn wir einen
 Jüdischen Minister hätten, der, weil er ein Jude wäre, Charak-
 ter genug besäße, am Sonnabend sein Bureau zu schließen; weil
 aber die Christen ohnehin nichts auf den Sonntag hielten, seine
 Untergebenen zwänge, des Sonntags zu arbeiten. Vergleichen
 wäre schon in allernächster Zukunft nicht allzu verwunderlich.
 Wir würden uns ohne Zweifel freuen, doch auch die Ehre zu
 haben, einen Mann von so entschiedenem Charakter zu unserem
 Mitbürger zu haben, während wir selbst uns geistreicher Charak-
 terlosigkeit freuen, und verschiedene Christen weder in Berlin
 noch in Frankfurt als Deputirte erblicken können, ohne daß uns
 Angst wird, wir möchten eines schönen Morgens im dreizehnten
 Jahrhundert, mitten im finsternen Mittelalter erwachen. Wenn
 der Fall vorkäme, daß in Berlin zehn Leute aus der Kirche
 austräten und gerichtlich erklärten, sie seyen Mahomedaner ge-
 worden und wollten ihrer Religion gemäß nun auch die Erlaub-
 niß haben, vier gesetzliche Frauen zu heirathen, würden ohne
 Zweifel Alle, die dabei die Hand im Spiele hätten, von der
 nothwendigen Humanität so überwältigt werden, daß nicht nur
 ein Zusatzparagraph zum Landrecht zu Stande käme, der dies
 Menschenrecht der vier Frauen den königlich Preussischen oder
 Kaiserlich Deutschen Mahomedanern zuerkannte, sondern der Staat
 würde dringend angegangen werden, die Gelder zum Bau einer
 Moschee anzuweisen; ehe ein Jahr um wäre dürfte die Platt-
 heit des Berliner Stadthorizontes durch die schlanke Form eines
 köstlichen Minarets geschmackvoll gehoben, und die Besoldung
 Mahomedanischer Imams u. s. w. von der Stadtkasse, die Be-
 soldung eines Mahomedanischen Professors des Alcoran an jeder
 Preussischen Universität von der Staatskasse, in welche auch die
 Scherlein der christlichen Wittwen und Waisen fließen, über-
 nommen seyn — während wir es entsetzlich inhuman finden,
 wenn unsere Geistlichkeit, auf die bestimmtesten Aussprüche der
 heiligen Schrift gestützt, verlangt, eine christliche Ehe solle nur
 um Ehebruchs willen getrennt, und dem schuldigen Ehegatten
 das Wiederheirathen nicht gestattet werden. Kurz! bei uns dürfte
 es mit der in solchen äußeren Dingen sich zuerst abzeichnenden
 Gottlosigkeit am ersten Ernst werden — aber daraus folgt nur,
 daß der göttliche Ton, der unser sittliches Leben überhaupt durch-
 dringen soll, auch überhaupt schwach geworden ist; daß die
 magnetische Kraft Gottes in den Seelen unseres Volkes nur
 noch schwach zieht — woraus auch Trübheit und Verwirrung
 der Überzeugungen, die das äußere Leben bauen sollen, folgt
 und folgen muß. Unsere Zeitgenossen meinen, Einheit lasse sich
 äußerlich herstellen — was ist das aber eine elende, mecha-

nische, äußerliche Einheit, die durch vier Stimmen Majorität
 hervorgebracht wird, die sich nirgends auf eine innere, sittliche
 Einheit stützt, wozu die Anlage gleichwohl noch in weitaus der
 Mehrzahl unseres Volkes vorhanden ist, auf welche Anlage ein
 muthiger, klarer Mann in hoher Stellung sich nur gottvertrauend
 zu stützen brauchte, um alles Widerstrebende unter die Füße tre-
 ten zu können. Diese innere Einheit allein kann einen kräftigen
 Staat schaffen, aber sie ist nicht möglich ohne Religion — und
 je mehr ein Staat wirklich und lebendig und nicht bloß auf
 dem Papiere sich von dem religiösen Inhalte des sittlichen Le-
 bens, was ihn geboren und gebaut hat, entfernt, je dunkler, trü-
 ber muß ihm sein τέλος werden; je verworrner wird er im In-
 neren, je haltloser nach Außen. Nur die Staatsgewalt kann
 eine wirklich gegründete genannt werden, die außerdem, daß
 sie eine in sich einige ist, auch die Eigenschaft hat, trotz aller
 persönlichen Mängel und Gebrechen ihres Trägers oder ihrer
 Träger, ein Ausdruck zu seyn des positiven, thatkräftigen, sitt-
 lichen Lebens, was den betreffenden Staat erfüllt; nur der
 Staat hat politischen Bestand, der eine Religion als Grundlage
 seines Daseyns und eine Staatsgewalt als deren obersten Aus-
 druck hat, und nur der christliche Staat hat politische
 Dauer — jeder andere neigt sich bei jedem Schritte seiner Ent-
 wicklung und Entfaltung auch weiter dem Untergange, der Ver-
 dunkelung von innen heraus, dem sittlichen Tode zu. Noch sind
 wir ein christlicher Staat, noch sind wir ein christliches Volk,
 allen diplomatischen Erklärungen zum Troste — aber wie weit
 es mit uns kommt, kann Niemand wissen — unsere Theologie,
 unsere Kirche hat zu lange, in der Meinung es sey unschädlich
 und es bereichere, erweitere die geistige Bildung, mit der Sünde
 gespielt, und unser Volk hat nun schon in zu vielen Bereichen
 des Lebens statt des lebendigen Gottes den faulen Gözen einer
 verwaschenen, unklaren Humanität angebetet — ob wir uns
 noch auffressen? — ob es möglich ist, im Volke eine Einsicht in
 diese Sünden und deren geistig-sittlich-zerstörende Wirkungen
 hervorzurufen, namentlich unter den gebildeten Ständen? — ob
 es möglich ist, die entscheidenden Theile unseres Volkes mit
 jenem sittlichen Ernste zu durchtönen, welchen unsere Kirche Neue
 und Buße nennt? das Alles liegt in Gottes Hand — aber
 darauf verlasse sich ein Jeder, so lange uns Gott nicht in
 diesem Punkte hilft, hilft uns keine Freiheit und kein Schock
 von Errungenschaften, hilft uns keine Versammlung in Berlin
 und keine in Frankfurt — sie bauen dann alle nur Karten-
 häuser. — Das ist ein Grundsatz, der an der Spitze jedes
 Handbuches der Politik und jeder Verfassung stehen sollte —
 ein Grundsatz übrigens, der selbst von einem großen Staats-
 manne und Staatsordner, von einem Könige, wie es wenige
 gegeben hat, herrührt, — dieser: „Wo der Herr nicht das
 Haus baut, arbeiten umsonst, die daran bauen.“

S. Leo.

N a c h r i c h t e n.

Aus dem Großherzogthum Hessen.

Die März-Revolution, die auf das Geschick der Evangelischen Gesamtkirche von man weiß noch nicht wie zu nennendem Einflusse zu seyn bereits angefangen hat, ist auch bei uns nicht ohne mancherlei Folgen und Ereignisse auf dem Gebiet des kirchlichen Lebens und Treibens vorübergegangen. Die erste Frucht der durch sie unter der Geistlichkeit des Landes hervorgerufenen Bewegung war die Einladung eines rationalistischen (noch im vorigen Jahre verstorbenen) Pfarrers zu einer Besprechung der kirchlichen Angelegenheiten in Darmstadt, eine Einladung, in der zwar das nicht auffallen konnte, daß dabei an keine anderen, als die Erreichung lichtfreundlicher Resultate gedacht worden, das aber um so mehr auffallen mußte, daß es nun auf einmal in der bisher — rationalistischer-Seits — so gepriesenen Hessischen Kirche, trotz der eben erst durch ein Denkmal öffentlich anerkannten „großen Verdienste“ des Prälaten Dr. Köhler um dieselbe, nun dennoch zu verbessernden Mängel geben sollte, und daß von diesen Mängeln zuerst und am lauteſten jetzt von denen geredet wurde, die vorher und zu Köhler's Lebzeiten nicht lebhaft genug ihre devote Zufriedenheit und lobende Anerkennung hatten auszusprechen gewußt. In der That, man konnte verführt werden, in jener Revolution zugleich eine sittliche Reaktion des Gewissens zu erblicken, wenn sie nur nicht gar zu oberflächlich und vielmehr mit dem bösen Makel jener „Erhebung“ behaftet erschienen wäre. Aber auch auf der anderen Seite erfuhr man gleich Anfangs eine Täuschung. Ganz so weit, als die Einladung es wollte, bis zur förmlichen Beseitigung der symbolischen Bücher, mochte man doch auch — in Übereinstimmung mit den bisherigen kirchenregimentlichen Grundsätzen *) — Seitens der besonnenen und positiveren Theilnehmer an der Versammlung nicht gehen, und die kirchliche Partei war gleichfalls, wenn auch nicht zahlreich, doch kräftig genug vertreten, um auf das Ergebnis der Verhandlungen von entscheidendem Einfluß zu seyn. Die Crednersche Proposition einer „Bitte um Anerkennung und öffentliche Bestätigung der Evangelischen Kirche des Großherzogthums als einer auf das in den Schriften des A. und N. T. enthaltene Gotteswort gegründeten Gemeinschaft“ — dieser schlecht verdeckte Angriff auf das Bekenntniß — wurde nach einer höchst stürmischen Debatte und trotz der dickernden Leitung des zum Präsidenten ausgerufenen Urhebers derselben, der dabei die empfindlichste Opposition grade von ehemaligen Schülern erfahren mußte, mit überwiegender Majorität beseitigt. Die Wünsche, die als Ergebnis der Besprechung dem Großherzog in einer Witschrift vorgetragen wurden, bezogen sich nur auf die Verfassung und einzelne Punkte derselben. — Doch waren nun Besürchtungen in dieser Beziehung einmal rege gemacht. — Es lag deshalb besonders kirchlich gesinnten Laien in der Rheinprovinz an, auch ihrerseits Schritte zu thun, um bei Zeiten gegen den schlimmsten Fall Vorforge zu treffen. Anfangs April wurde eine Beratung in Darm-

stadt gehalten, die von einer kleinen Anzahl Geistlicher und einer verhältnißmäßig großen von Laien besucht war und vorbereitende Schritte zu einer demnächstigen öffentlichen Erklärung beschloß. Diese Erklärung erließ die nächste freie Prediger-Conferenz, die diesmal auch von Laien besucht war, in der Darmstädter Zeitung, und zwar im Wesentlichen dahin, daß sie der Meinung widersprach, als sey das evangelische Bekenntniß ganz aus dem Bewußtseyn der Christen in Hessen verschwunden, und daß sie eine Beseitigung desselben vielmehr eine Verletzung der heiligsten Gewissensrechte, so wie des keineswegs aufgehobenen Lehrbestandes unserer Evangelischen Kirche nannte. Weitere Maßregeln hatte man unter den vorliegenden Umständen noch nicht für nöthig gehalten, obgleich nicht alle Anwesenden mit diesem Beschlusse einverstanden waren, sondern, wie es schien, die meisten Laien sich von bangen Besürchtungen und unklaren Vorstellungen nicht frei machen konnten. Ja, wie wir hören, so haben dieselben gar, auf Grund einer höchst abenteuerlichen Schriftauslegung, Anstalten zur Ausführung eines Unternehmens gemacht, von dem sie hoffentlich durch bessere Belehrung noch zeitig zurückkommen werden. An Auswanderung denken Viele in diesen Tagen des Sturmes, daß aber die Schrift (1 Mos. 9, 27.) die Deutschen Christen (als „Nachkommen des Afschenas“) nach Syrien weise, muß der Besonnenheit des evangelischen Christen doch sogleich als ein bloßes Vorgeben erscheinen, mit dem man nur die Unkundigen täuscht. Aber auch diese Verirrung ist lehrreich und erklärt sich ganz aus der ungeheuren Aufregung und dem gottlosen Sturme dieser letzten, frevelreichen Zeiten, die wahrlich an eine Flucht nach Pella mahnen. — Von ausschließlich Hessischen größeren Versammlungen fand im Laufe des Jahres nur noch eine statt, eine gemischte, von kirchlich Gesinnten nur wenig besucht, ebenfalls zu Darmstadt, die sich eine Erörterung aus der Verfassungsfrage zur Aufgabe gesetzt und von weiter keinem praktischen Ergebnis war. Außerdem trat aber auch die kirchliche Konferenz noch einmal, doch nicht sehr zahlreich, zusammen, nachdem nämlich einer Commission, theils von der Regierung ernannt, theils frei gewählt, die Aufgabe geworden war, einen Verfassungsentwurf auszuarbeiten, welcher der ersten Verfassungsgebenden Synode zur definitiven Beratung vorgelegt werden sollte. Denn in jene Commission war, ungeachtet aller Bemühung, keiner der Kirchlichgesinnten hineingewählt worden, und die Besorgniß lag nahe, der Commissionentwurf möge Bestimmungen aufnehmen, welche wesentlich dem Interesse der Evangelischen Kirche zu nahe träten. Es wurde also eine Erklärung verabredet und mit zahlreichen Unterschriften von Geistlichen und Laien bedeckt, auch eingegeben, worin dasjenige hervorgehoben war, was man bei einer neuen Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse des Landes für besonders wichtig und wünschenswerth hielt. Wie verlautet, so ist die Adresse von der Commission zwar nicht ohne Anerkennung aufgenommen, aber, wie zu erwarten stand, nicht in allen ihren Punkten gebilligt und dann festgesetzt worden. Indes hatte es sich bei den Verhandlungen in Einem Wahlbezirk doch auch bei dieser Gelegenheit herausgestellt, wie rasch der kirchliche Kreis zugenommen hat und eine Energie entfaltet, die auf die Angelegenheiten der Kirche förderlich einwirken muß, und dem Nationalismus jedenfalls zu merken gibt, daß er nun auch in Hessen-Darmstadt lange nicht mehr allein auf dem Plane ist. —

(Schluß folgt.)

*) Die nun auf eine sehr dankenswerthe Weise öffentlich dargelegt sind in „Handbuch der kirchlichen Verfassung des Großherzogthums Hessen von C. W. Köhler, Doktor der Theologie, Gr. Hess. Prälaten u. Bd I. 1847. Bd II. 1848,“ nach welchem Werke demnächst eine übersichtliche Statistik der Hessischen Kirche in Reuter's Repertorium erscheinen wird, auf die wir vorläufig verweisen.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 16. Juni.

N^o 48.

Die Katholische Kirche. Eine Zeitbe- trachtung.

Dritter Artikel.

(Die Katholische Kirche und der Staat.)

Was in unserem zweiten Artikel gesagt worden ist von Pius dem Neunten, von seinem Verfahren als Fürst und als Papst, seinem Verhalten dem Zeitgeist und dessen Äußerungen gegenüber und von seinen Plänen in Betreff der letzteren: darin liegen auch schon Andeutungen über die Stellung, welche die Katholische Kirche von heute als die ihrige betrachtet gegenüber dem Staat. Pius IX. als Italienischer Fürst nimmt, so weit er dies nur irgend kann, Theil an der Erhebung Italiens gegen die Österreichische, politisch rechtmäßige, und, wie verlautet, auch bürgerlich gerechte und wohlwollende Regierung; und Pius der Papst billigt, was Pius der Fürst gethan, ja er drückt in Einem Falle noch ganz besonders seinen apostolischen Segen darauf. Der katholische Oberhirte erkennt also den bestimmten Staat, d. h. hier: die bestehende, gesetzlich geordnete Verbindung und Verfaßtheit eines Volkes unter einer Obrigkeit, nicht an als Sache göttlicher Bestimmung, als eine Ordnung und ein Recht in der Welt, die nicht von ungefähr da sind, sondern, wie sie wurzeln in Gottes Wille und Gottes geschichtlicher Führung, so auch heilig und unantastbar seyn sollen in ihrem Bestand. Der jeweilige Staat ist vielmehr dem Papst — nicht etwa bloß etwas Veränderliches, denn veränderlich sind alle menschlichen Dinge, sondern — etwas jeglicher Veränderung, auch der gewaltthätigen, schütz- und rechtlos Preisgegebenes, etwas an sich sittlich und rechtlich Gleichgültiges, mit dem menschliches Belieben schuldlos sein gewaltsames Spiel treiben darf.

Und zu ähnlichen Grundsätzen bekennen sich die historisch-politischen Blätter ausdrücklich. „Nachdem,“ sagen sie (Bd. XXI. S. 495.), „der Staat eine neutrale Stellung gegen die Kirche genommen, nachdem er die Gleichgültigkeit gegen den Kirchenglauben und die Toleranz gegen die verschiedenen christlichen und unchristlichen Religionsparteien als das natürliche Fundament aller zeitgemäßen Politik in kirchlichen Dingen betrachtete und betrachten mußte, da konnte die naturgemäße Rückwirkung von Seiten der Kirche nicht ausbleiben, diese mußte fortan Toleranz gegen die verschiedenen möglichen und denkbaren Formen des Staates als den ihr nunmehr von der Vorsehung angewiesenen politischen Standpunkt betrachten;“ der Staat mußte ihr Herabsinken zu „einer wechselnden und vergänglichen Form des irdi-

schen Lebens,“ deren gewaltsame Umwälzung „die Kirche nur aus demselben Grunde mißbilligt und verdammt, aus welchem sie es nur für eine schwere Sünde erklären kann, wenn Jemand freventlich einen Damm durchstechen, oder Feuer an einen Pulverborrath legen wollte.“

Und diesem Grundsatz gemäß handelte, als die Februar-Revolution ausbrach, die Französische Priesterschaft vom Kardinal bis zum untersten Kanonikus herab. Mit der entschlichsten Gleichgültigkeit sah sie die alte Ordnung der Dinge in den Staub sinken; mit der leichtfertigen Gewandtheit schloß sie beifällig an die neue sich an, ging in Sinn und Sprache der Demokratie ein, erließ demokratische Manifeste und Hirtenbriefe, ja segnete die Freiheitsbäume auf öffentlichen Plätzen unter großem Pompe ein. (Was sich freilich in der neuesten Zeit eben so schnell wieder geändert zu haben scheint.)

Was für ein Licht nun werfen solche Grundsätze und ein solches offen ausgesprochenes Verhalten auf die Katholische Kirche? Ist dergleichen in ihrem Wesen begründet, also ihrem eigensten Willen entsprechend; oder ist es nur die zufällige, vorübergehende Äußerung jeweiliger Glieder in ihr?

Wozu der Staat in dem Verfahren des Papstes und der Französischen Priesterschaft, so wie bei der Betrachtungsweise der historisch-politischen Blätter eigentlich herabgesetzt wird, ist klar genug ausgesprochen. Der Staat an sich ist danach nichts als eine Form, eine beliebige Gestaltung öffentlichen Lebens, so geworden durch zufällige Umstände, im besten Falle durch einen menschlichen Contract, dem aber die höhere Bestätigung fehlt. Dieser Standpunkt läßt also einmal den Staat an sich aufgehen in der einen Seite, welche die Katholische Kirche auch an sich selbst am stärksten betont, in der Seite der äußeren Gestaltung, der Erscheinung in Amt, Ordnung und Gesetz. Aber freilich zum Anderen auf eine hier und dort sehr verschiedene Weise. Denn während die Katholische Kirche bei sich selbst jene Gestaltung als eine von Gott so befohlene und gegründete verkündet, ruht jenem Standpunkt die staatliche Gestaltung rein nur auf menschlichem Belieben. Wessen er also den Staat entkleidet, das legt er um so nachdrücklicher der Kirche bei. Der Staat an sich ist Nichts, die Kirche Alles. Der Staat, der eine nur irdisch entstandene Form ist, hat keinen eigenen und eigentlichen, von Gott gestifteten Grund und Inhalt. Die Kirche, obgleich auch eine sichtbare Gestalt und Ordnung auf Erden, hat, weil durch Gott, darum auch beides, eigenen Grund und Inhalt, und zwar beides von Gott. Von wem der Staat also eigentlich beides empfangen muß, und wie tief er unter der

Kirche steht, wie abhängig er eigentlich von ihr ist, leuchtet ein. Das Eigenthümliche aber an dieser Doktrin, worin sie auf eigenen Wegen über das Evangelium hinaus- und neben demselben vorbeigeht, müssen wir näher beleuchten.

Vor Allem ist daran zu erinnern, daß das Evangelium oder die Heilsoffenbarung Gottes in Christo, welche ist die Gabe des ewigen Lebens an eine Welt voller Sünde, in diesem Leon immer noch neben sich und sich gegenüber hat eben diese Sünde und ihre wirksame Äußerung. Eine vollständige Umgestaltung der Welt kann also das Evangelium nur erst vorbereiten; der vollendete Gottesstaat, das Reich Gottes auf Erden, ist erst zukünftig, wann auch ein neuer Himmel und eine neue Erde seyn wird; die neue Welt besteht daher nur erst in der alten. Das ist eine Wahrheit, die eben so deutlich in der Schrift verzeichnet steht, als sie ihre tägliche Bestätigung durch die Erfahrung im Großen und Kleinsten findet, und die uns hier zu wichtigen Folgerungen führt.

Denn ist die neue Welt noch nicht fertig da, und besteht diese Welt mit Gottes Willen doch immer noch fort: so besteht sie auch nach eben diesem Willen einstweilen noch fort auf ihrer eigenen Basis, mit eigenem Grund und Inhalt in ihren gesammten Gestaltungen; und in dieser Welt daher auch der Staat dieser Welt. Und darum ist es eben so falsch und wider Gottes Wort, den Staat an sich zu einer bloß menschlichen Institution zu erniedrigen, als es der christlichen Einsicht widerspricht, den Staat alles eigenen Grundes und Inhalts zu entkleiden. Denn wenn Gott seine Hand immer noch hat über dieser Welt, und ihr Bestand und Inhalt verleiht, so ist auch in und mit jedem Staate sein Wille und seine Führung, und so sind sie es, denen jeder besondere Staat seine Gründung und seinen Inhalt verdankt und unter deren Schutz und Sanktion er steht. „Es ist keine Obrigkeit,“ sagt die Schrift, „ohne von Gott.“ Dies nach der einen Seite hin. Die obige Wahrheit, an die wir erinnert, wirft ihr Licht aber auch nach der anderen. Das Evangelium wirkt in dieser Welt, und diese Welt ist noch die alte, in der die Sünde ihr wirksames Spiel hat. Die eigenthümliche Gemeinschaft also, die über dem Evangelium sich erbaut, die Kirche, die in dieser Welt ist, hat diese Welt auch noch in sich, ist und kann hienieden noch keine vollendete seyn. Ihre Mission ist daher nur erst die dienende, die Welt mit dem Evangelium fauerartig durchdringende. Die Welt bedarf ihrer, aber nur zu ihrem Heil; der Staat ist an die Kirche gewiesen, aber nicht als an seine Herrin, denn er hat an Gott mit ihr den gleichen Herrn; sondern nur an ihren heilsamen Einfluß, welcher, vermittelt durch die Einwirkung des Evangeliums auf die Gemüther seiner Angehörigen, zu einer förmlichen, ja grundsatzmäßigen Mitwirkung bei seinem inneren und äußeren Ausbau und in Segung und Erreichung der ihm eigenthümlichen Zwecke werden kann. Und dies Verhältniß bleibt im Wesentlichen, auch wenn der Staat sich ausdrücklich in eine gleichgültige Stellung zu der Kirche gesetzt hat. Denn durch

Gott und nicht durch die Kirche ist der Staat da, und was durch Gott besteht, hat die Kirche um so höher zu achten, je mehr sie selbst ihren Beruf als Gottes Dienerin und die Trägerin seines Evangeliums erkennt. Worin es jene Doktrin also versteht und auf unevangelischen Wegen einhergeht, ist klar; daß aber ihre Sätze auch die der Katholischen Kirche und in deren Wesen begründet sind, das hat durch die vorstehende Erörterung auch deutlich werden müssen. Die Katholische Kirche ist ja, was sie ist, eben nur darin, daß sie die Stellung behauptet, die ihr in jener Doktrin beigelegt wird. Und daß sie ferner in ihrer gesammten Konstruktion und in ihren wesentlichen Ansprüchen die dereinstige Herrlichkeit des Reiches Gottes und die künftige Weltverklärung auf fleischliche Weise anticipirt, ist eine Bemerkung, die man schon längst mit Recht wider sie gemacht hat. Wie aber durch jene Doktrinen das Verhalten und die Stellung der Katholischen Kirche zu dem modernen Staat eigenthümlich bestimmt und eine von der der Evangelischen Kirche abweichende wird, auch darauf müssen wir noch besonders aufmerksam machen.

Die Katholische Kirche hat es vor Allem dem modernen Staat gegenüber leichter als die Evangelische, und zwar aus mehrfachen Gründen. Die Katholische Kirche ist in sich geschlossener als die unsrige, und das ist an sich nichts weniger als ein Vorwurf für sie. Aber sie ist auch nach ihrer Meinung die minder verpflichtete gegen ihn; und das ist zwar kein Lob, aber es führt doch seine besonderen Vortheile für sie mit sich, die sie bereits ausgebeutet hat und wahrscheinlich noch mehr ausbeuten wird. Endlich ist sie in ihrem weltförmigen Wesen dem modernen Staat verwandt und auch bequem genug, daß dieser sich leichter mit ihr, denn mit der Evangelischen, versteht *) und daß sie also auch leicht eine die Evangelische Kirche hinter sich lassende Stellung zu dem modernen Staat sich wird gewinnen können. Aber ob diese Stellung eine sittliche sey, ob sie sich über dieselbe zu freuen Ursache habe, ob sie ihr zur Ehre bei Gott gereiche und ob ihr Einfluß ein heilsamer seyn, ob sie nicht vielmehr das den modernen Staaten drohende letzte Verderben beschleunigen werde, wenn sie dabei beharrt: das sind andere Fragen, auf welche die rechte Antwort keinen Augenblick zweifelhaft scheint. Ist das Evangelium das wahre Salz der Erden, und kann es keine Institution, auch keine, die sich von Gott stammend und Gottes Vertreterin auf Erden nennt, in seinem heilsamen Einfluß ersetzen, so wird dies am wenigsten heute der Fall seyn, wo die christliche Welt bei der herrschenden ungeheuren Verderbniß der evangelischen Heilskraft am meisten bedarf. Stellt nun aber die Katholische Kirche hinter ihr eigenes Wesen das Evangelium auch nur um ein Weniges zurück und erleichtert damit der zerfallenden Welt eine falsche Befriedigung, so ist klar, wie sehr sie auf diesen Zerfall beschleunigend wirken muß. Und in dieser Gefahr ist die Katho-

*) Wie in Frankreich die Beweise bereits vorliegen. Die Republik ist dort nahe daran, die Katholische Kirche zur Staatskirche zu erklären.

liche Kirche um ihrer innersten Eigenthümlichkeit willen. Ob sie ihr wirklich verfällt, wird von ihrer Haltung abhängen, die allerdings an verschiedenen Orten eine verschiedene ist. Und in dieser Beziehung vertrauen wir am meisten der Katholischen Kirche unseres Vaterlandes. Aber wir wünschten, daß sie zu noch entschiedenerer Einsicht gelangte, und daß mit ihr die gesammte Katholische Kirche in dieser entsetzlichen Noth der Dinge die Hand mehr nach uns herüberreichte, als ihr Absehen auf eine bequeme Stellung zu dem unchristlichen Weltstaat hätte. Daß ihr selbst daraus zuletzt der größte Vortheil erwüchse, auch wenn ihr Weg ein rauherer wäre, darüber sind wir keinen Augenblick zweifelhaft.

Nachrichten.

Aus dem Großherzogthum Hessen.

(Schluß.)

Dagegen hat sich seit den „Errungenheiten“ auch eine entschiedene antikirchliche Partei geregt, die ihr Organ in dem „Luzifer“ hat, einem Blatte, frivol wie sein Name. Der Herausgeber freilich, ein Pfarramtskandidat Schäffer, früher namentlich unterstützt von einem Deutsch-katholischen Dichter (Duller), einem Deutsch-katholischen und einem synkretistischen (christ-jüdischen) Pfarrer *) und einem lichtfreundlichen Schulmeister, seit Neujahr aber sein Blatt auch unter dem Beistand: „oder der südwestdeutsche Kirchenteufel,“ allein herausgebend, glaubt sich in der allerbesten Gesellschaft. Er versicherte vorigen Sommer in einer Versammlung (von Professoren, Geistlichen und Laien an der Bergstraße) — so ist ihm die Revolution in's Fleisch gewachsen —: „Christus selbst war ein Revolutionär, meine Herren!“ und ließ sich dabei von einem oder ein Paar anderen Hessischen Kandidaten, obgleich in der Gegenwart ihres Superintendents, auf's Brutalste unterstützen. So lebt denn auch das Blatt selbst vielfach von Scandalosis, und hat sich namentlich viel mit den Angelegenheiten einer f. g. freien Gemeinde zu schaffen gemacht, die, wie es freilich scheint, nicht ohne Schuld des früheren Kirchenregiments, aber doch meist verleitet von einem März-berauschten, sonst ganz unbedeutenden Pfarrvikar, sich zum erklärten Austritt aus der Landeskirche hat hinreissen lassen. Schon aber scheint die Sache, wohl mit durch das energische Einschreiten des Ministeriums Jaup (das u. A. dabei die wichtige Erklärung abgab, daß „die auscheidenden Mitglieder keinen rechtlichen Anspruch auf Überlassung eines Theils des Vermögens der Kirche, der Pfarrei, der Confectionschule, oder auf Mitgebrauch der Kirche, Confectionschule und so weiter haben,“ wobei sich nur fragt, wer in jedem besonderen Falle die „Auscheidenden“ sind), gewiß aber meist, da sie im Grunde auf einer bloßen Grille und erbighen Gemüthern beruht, sich von selbst wieder in das alte Geleise zu begeben. Aber Luzifer greift auch besonders heftig das Ober-Conistorium und den Prälaten an, und zwar auf eine Weise und in einem Tone, die

viel zu gemein, verbissen und unehrerbietig sind, als daß sie nicht auch dem Wahren, was zuweilen mitunterläuft, einen schlimmen, alle Wirkung vernichtenden Anschein geben müßten. Ein Ereigniß, das neuerlich aus der ersten Kammer heraus auch Anlaß zu einer kurzen Debatte in der Darmstädter Zeitung gegeben, ist zwar sonst nicht sehr wichtig, zeigt aber doch, wie entschieden die Kirchlichgesinnten gewillt sind, auch allen falschen Schein von sich abzuwehren und ihre Stellung rein und unermengt mit schielender Halbheit vor der Öffentlichkeit geltend zu machen. Herr Prälat Dr. Zimmermann hatte, gelegentlich einer Diskussion über die Universitäts-, die Forderung ausgesprochen, daß „neben der freieren (!) und rationalistischen auch die positive und kirchliche Richtung möglichst vertreten“ sey; *) und darauf der katholische Professor Dr. Schmid (jetzt erwählter Bischof zu Mainz) „vom akademischen Standpunkt aus hervorgehoben, wie man diese Wünsche bezüglich der Vertretung verschiedener Richtungen in der evangelisch-theologischen Fakultät durch neuere Berufungen wenigstens theilweise als erlebigt betrachten könne.“ Darauf schreibt S. in Gießen (ein Late): „Es könne hier Niemand anders gemeint seyn, als die zuletzt berufenen Professoren Fleck und Köllner. Aber die Orthodoxen des Landes erkannten weder den Einen noch den Anderen als Vertreter ihrer Richtung an, und hätten guten Grund dafür. Man brauche nur das Eine zu wissen (und man wisse längst weit mehr als dies Eine), daß diese beiden Theologen den Sokrates des blumigen Todtenseier mitgemacht, und man werde genug haben.“ Fleck hat dazu geschwiegen, Köllner aber in einer sehr langen Erwiderung — das Faktum eingestanden, sich, durch breite, von der Redaktion nur im Auszug abgedruckte, Mittheilungen aus Rezensionen über seine letzte Schrift, gelobt, und „den verschiedenen Satz (wiederholt) ausgesprochen, daß man meist den wahren Sinn der Symbole und demnach der kirchlichen Dogmen gar nicht kenne;“ denn „wahre Vernunft und wahres Christenthum seyen gleich, die Vernunft aber erst durch das Christenthum wieder zu ihrer Reinheit erhoben.“ Schade, daß die Gießener Studenten das nicht zu verstehen scheinen. In dem Schlenbrian des Nationalismus bleiben zu können und doch orthodoxer als die „f. g. Pietisten“ zu seyn, das möchte sonst für Viele ein lockender Triumph und zugleich eine bequeme Ausunft seyn. Der sind die Hessischen Studenten nicht spekulativ genug dazu! — Die halbjährige „freie Prediger-Conferenz“ ist auch diesmal (auf dem Sandhof den 17. April d. J.) wieder abgehalten worden und von mehr Theilnehmern besucht gewesen, als noch jemals. Ihre Verhandlungen gingen rasch, einmüthig und mit vielen Erfolgen von Statten. Zuerst brachte ein Late, der so eben von einer Reise zurückgekehrt war, Grüße aus dem Rauhen Hause, und von Pastor Feldner, welcher letzterer auf eine sehr dankenswerthe Weise der Konferenz von Seiten des evangelischen Vereins, dem er vorsteht, alle Beihilfe anbietet, deren wir zur Pflege des Evangeliums in Hessen bedürften. Sodann wurde sich über die kirchenrechtliche Stellung der evangelischen Gemeinden des Großherzogthums verhandelt und gefunden, daß wohl alle (ganz konnte es noch nicht ermittelt werden, da das Großherzogthum achtundfünfzig verschiedene, natürlich sehr kleine, Territorien umfaßt), auch die reformirten der ehemals Churfürstlichen und

*) Er stellt sich in ein Paar Brochüren als den göttlich beauftragten Verkündiger einer „Deutschen allgemeinen Kirche“ dar, zu der er auch die Juden einladet, da ja, „so Gott will, die meisten von ihnen längst dem Wesen nach Christen sind.“ „Thorheit ist es nach ihm, und Sünde, hinfort zu streiten, ob Christus Mensch, ob Gott, ob Gottmensch sey.“

*) Das Präsidium, Prinz Emil von Hessen, „wollte seine Wünsche auf das hauptsächlichste Bedürfnis beschränken, nämlich dahin, daß auf der Universität G. auch für die kirchlich-orthodoxe Richtung stets hinreichende Lehrstühle begründet und erhalten werden möchten,“ und dem stimmten bei der Fürst von Jülich-Büdingen, und die Grafen von Söber und Reiningen-Westerburg. Wer vertrat hier entschieden die Kirche?

Sanaufischen Landen der Augustana anhangen, diese also das gemeinsame Panier sey, unter dem wir uns auf praktischem Gebiet und dem Unglauben gegenüber allesamt die Hand reichen können. Weiter wurde eine nähere Verbindung mit den Churhessen beschlossen und deshalb ein Schreiben an sie erlassen, das als den Inhalt dieser Verbindung: gegenseitige Besichtigung unserer Conferenzen, Mittheilung der Conferenzprotokolle, gegenseitige Aneignung gefasster Beschlüsse, so weit dies möglich ist, gemeinsame Einwirkung auf möglichst gleiche kirchliche Verfassung beider Hesse, und endlich demnächst eine große, gemeinsame Conferenz vorschlägt. Ferner wurde eine Eingabe an das Ministerium des Innern angefertigt und unterzeichnet, welche sich bittweise gegen die Verlegung des evangelischen Prediger-Seminars nach Gießen (der Plan Credner's) und für die Besetzung desselben mit entschieden kirchlich-gemüthlichen Lehrern ausspricht. Eine ähnliche Eingabe, die theologische Fakultät der Landesuniversität betreffend, wurde zunächst nur beschlossen und die Ausführung dem Präsidium überlassen. Eben so wollte man in Betreff der Gesangbuchsache vorerst nur nähere Erkundigungen einziehen, um, je nachdem sie ausfielen, gemeinsam praktische Schritte zu thun, damit den Gemeinden der Schatz evangelischer Kirchenlieder allmählig unversälscht wieder in Hand und Herz komme. Dagegen wurde ein anderer wichtiger Punkt auch sogleich bittweise vor die Behörden gebracht, worin Einzelne unter uns schon vorangegangen waren. Es wurde nämlich für zweckmäßig gehalten, wenn sofort in den einzelnen Gemeinden Einleitung zur Bildung von kirchlichen Presbyterien getroffen würde, so jedoch, daß der Eintritt in diese Presbyterien an bestimmte kirchliche Bedingungen, nämlich an den fleißigen Besuch des Gottesdienstes und die Theilnahme am heiligen Abendmahl, gebunden würde, und die Wahl zu denselben (ähnlich wie die Hessische Agende vom Jahre 1566 in Betreff der Superintendenten vorschreibt) in der Kirche nach einem feierlichen Gottesdienst und unter Anrufung des heiligen Geistes stattfände; damit sodann aus diesen Presbyterien die Kreis-Synoden und aus den Kreis-Synoden durch Wahl geeigneter kirchlich gesinnter Männer aus ihrer Mitte die allgemeine Landes-Synode hervorgehe (ganz ähnlich wie es der veröffentlichte Verfassungsentwurf der Evangelischen Kirche Württembergs vorschlägt). Endlich wurde ein Verein für innere und äußere Mission in Hessen gegründet, vor der Hand ohne Statuten, nur durch allgemeine Besprechung und die Wahl eines aus sieben Mitgliedern (darunter aus drei Laien) zusammengesetzten, über die drei Provinzen vertheilten Vorstandes. Über die gleichfalls angeregte Katechismusfrage wurde sich nur privatim verständigt, ohne daß man es für Zeit hielt, der Behörde darüber eine besondere Bitte vorzulegen. Eben so ging man über den vorgeschlagenen Protest wider einen vor Kurzem berufenen Universitätslehrer hinaus, indem man sich aber dennoch an diesem auffallenden Faktum schon jetzt überzeugte, was Christenthum und Kirche von dem religionslosen Staate in Zukunft zu erwarten haben. Ein höchst wichtiger Punkt endlich wurde von dem Leiter der Conferenz diesmal nur angeregt, indem er versprach, das Nähere und Eingehende darüber demnächst durch den Buchhandel zu veröffentlichen. Da er eine bisher von der Evangelischen, namentlich Lutherischen Kirche minder gepflegte Seite kirchlichen Wesens hervorhebt, auch in der vorliegenden Fassung viel Widerspruch aufrief, so wollen wir hier nur noch mit ein Paar Worten Inhalt und Tendenz desselben bezeichnen. Der Urheber des Vorschlags ist sehr leb-

haft von der Überzeugung durchdrungen, daß evangelischer Glaube und kirchliches Leben mit darum unter uns so verkommen sey, weil es an der entsprechenden evangelischen und kirchlichen Sitte, oder wie er es nennt, an kirchlichen Lebensordnungen gefehlt habe, dergleichen u. A. in der Schottischen Kirche bestünden. Denn nur auf dem Glauben zu beruhen, so sehr er das Wesentliche sey, und nur immer nur bloß Wort und Sakrament hervorzuheben, so sehr sie das Fundamentale bleiben, sey dennoch einseitig und arte leicht in das Spiritualistische aus. Es sey dem Glauben eigen, eben so sehr als er Glaube sey, auch That zu seyn; und sey Wort und Sakrament nicht zuwider, sondern ihrer Wirksamkeit entsprechend, durch die tägliche Gewohnheit in dem Leben der Christen eine feste Stelle einzunehmen. Dies und jenes könne aber, gemäß dem göttlichen Ursprung von Wort und Glaube, nicht dem subjektiven Belieben überlassen seyn, sondern fordere Ordnung und finde sie auch in den Befehlen Gottes und Christi nach dem Wort der heiligen Schrift. Zu solcher erkannten Ordnung nun müssen sich die Christen verbinden, die gläubigen voran, um sie nach und nach in der ganzen Gemeinde herrschend zu machen. Eine Beeinträchtigung der Kirche, ihres Rechtes und Bestandes, sey in solchem Verein nicht enthalten, da er vielmehr die Kirche in ihrer Wirksamkeit zu unterstützen, das kirchliche Leben zu heben und ihren Institutionen Achtung und Folgsamkeit zu erzeugen den Willen habe. Solcher Ordnungen nun hatte der Proponent vorerst sechs ausgearbeitet: eine Sonntagsordnung, eine christliche Hausordnung, eine Katechumenenordnung, eine Armenordnung, eine innere und eine äußere Missionsordnung. Und wurden dem Vorschlag mancherlei ernste Bedenken entgegengesetzt, so treffen sie ihn nach des Ref. Überzeugung doch nur insofern, als er in äußerlich verbindlicher Weise unter anderen auch solche Äußerungen erzeugen oder wenigstens zu ordnungsmäßiger Wiederholung vorschreiben und aufdringen will, die ihrer Natur nach und auch im Sinne der Schrift Sache evangelischer Freiheit sind, d. h. eben so wohl, wenn sie recht geübt seyn sollen, inneres Leben und momentane Erregtheit voraussetzen, als sie sich in ihrem eigentlichen Wesen gestört und verletzt fühlen, wenn sie sich unter einer ihnen eigentlich fremden Mühseligkeit wissen, und als sie damit endlich leicht in das Gebiet unevangelischer Gewissensverstrickung fallen. Wird der Proponent seine Vorschläge hienach sichten, sie noch tiefer durch die Natur des Glaubens und der Kirche begründen, und namentlich da von bestimmten Vereinen absehen, wo diese kein inneres Recht haben, so sind wir überzeugt, daß theils Mißverständnisse werden beseitigt, theils bis jetzt gerechte Bedenken entfernt und vielleicht Anregungen gegeben werden, die für unsere nächste kirchliche Zukunft von großer Bedeutung seyn können. — Begleite nun der Herr die kleinen kirchlichen Anfänge in Hessen auch ferner mit seinem Segen! Noch haben wir keinen höheren Geistlichen, auch noch keinen Dekan in unserer Mitte gesehen, sondern es sind meist jugendliche Geister, denen Gott diesen Glauben und diesen Eifer gegeben hat; aber wir vertrauen, daß man unserem Streben die Anerkennung auch in weiteren und höheren Kreisen je länger desto weniger verfahren werde, und wollen jedenfalls unserer Seite nicht ablassen, das zu treiben und anzubahnen, was unseren kirchlichen Zuständen und damit auch der Lage von Volk und Vaterland aufzuhelfen allein im Stande ist.

Fragmente aus einem größeren, nicht zum Drucke bestimmten Ganzen. *)

1. Die Gebrechen und Verschuldungen der Evangelischen Kirche, die sie unfähig gemacht haben, diese Zerstörung zu verhindern.

Nicht ohne Bedenken gehe ich daran, diesen Gegenstand zu besprechen und mich scheinbar zu Gericht zu setzen über eine Kirchengenossenschaft, die in ihrem Ursprunge und Fortgange so viel Herrliches durch Gottes Gnade empfangen, die das Herz der evangelischen Wahrheit als ihren Lebensgrund in sich trägt, die auch meine Mutter ist. Aber es gilt hier nicht zu richten, sondern die Schäden aufzusuchen, deren Kenntniß die Bedingung unserer Heilung oder, da diese nur der Herr wirken kann, wenigstens eine heilsame Warnung für uns ist.

Ein Hauptverdienst Luther's war es, daß er den Unterschied zwischen Gesetz und Evangelium wieder an das Licht zog und darauf drang, dem Gesetze zu geben, was des Gesetzes ist, dem Evangelium, was des Evangeliums. Das Hauptgebrechen aber der Lutherischen Kirche war von früh an, daß sie in der Praxis die Leitung ihrer Glieder nicht nach dieser Erkenntniß zu ordnen wußte, daß sie das, was dem Gesetze unterworfen werden muß, der Willkür überließ, und das, was nicht geboten, sondern erzeugt werden muß, mit Zwang durchzusetzen suchte. Es ist also der Mangel einer richtigen Pädagogik und Kirchenleitung, was wir zu beklagen haben. Dieser Mangel ist aber nicht zufällig, ist nicht etwa bloß eine Folge von einzelnen Fehlern und Mißgriffen, sondern er war unvermeidlich, in der Unvollkommenheit der ersten Erzeugung und Begründung der Reformation selbst begründet. Zu einer richtigen kirchlichen Pädagogik ist nämlich Zweierlei erforderlich, 1. ein Reichthum der Mittel, die den Glauben und dessen Früchte erzeugen und pflegen; 2. die Einheit der Macht, die diese Mittel verwaltet und Zucht und Ordnung handhabt. Dieses richtige Verhältniß aber war in der Lutherischen Kirche umgekehrt, von Anfang an; von Anfang an waren die

Mittel der christlichen Erziehung für die der Kirche gestellte Aufgabe unzureichend, die kirchliche Zuchtgewalt aber war zersplittert. Wo Vielheit seyn sollte, war Einheit; wo Einheit seyn sollte, war Vielheit. Wir wollen versuchen, dies zu beweisen.

1. Wir vermissen die Mannigfaltigkeit in der Lehrform; wir beklagen, daß die Eintönigkeit der Lehrweise gesetzlich geworden ist. Hier aber ist es höchst nöthig, genau zu begränzen, was wir meinen, damit dieses nicht mißverstanden und ganz ungerecht angewendet werde. Die Lehre der Lutherischen Kirche ist bis zur Concordienformel hin und namentlich in der Concordienformel selbst vortrefflich ausgeführt und, wenn man kleine Flecken abrechnet, wirklich die reine Lehre des Wortes Gottes über den Weg zur Seligkeit. Aber diese Lehre ist ganz allein darauf gerichtet, unmittelbar zur vollen Bekehrung zu leiten. Sie setzt Viel voraus: sie setzt voraus den Glauben an die Bibel als Gottes Wort, die geltende Autorität des Predigtamts als göttlichen Lehramts, die kräftige Wirksamkeit des Gesetzes zur Erzeugung der Terrores conscientiae. Wo dies Alles vorhanden ist, da empfängt sie den Willigen und leitet ihn mit sicherer Hand auf dem schmalen Wege zum Ziele. Diese Voraussetzung war auch bei Luther's Anfang der Reformation ganz richtig, denn die pädagogische Vorbereitung bis zu dem wichtigsten Schritt der vollen Bekehrung hatte die Römische Kirche geleistet: sie bildete gleichsam die Katechumenengemeinde, aus welcher die, so mit Ernst Christen werden wollten, zum reinen Evangelium herübertraten. Da diese aber gar keiner Prüfung ihrer Gesinnung und ihrer Motive unterworfen wurden, so gesellten sich sogleich große Haufen von Solchen der evangelischen Partei zu, in welchen der Geist der Buße nicht erweckt war, und die auch nie zur Buße sich wandten. So war, da dies nicht genügend beachtet wurde, der Lehrtypus der Evangelischen Kirche zu eng für die pädagogische Aufgabe, die der Kirche gestellt war. Die Kirche setzte treugesinnte Zöglinge der Römischen Kirche oder solche Gemeinden voraus, wie etwa die, denen der Apostel Paulus seine Briefe geschrieben hatte, und empfing neben Einzelnen, bei denen diese Voraussetzung zutraf, viele verwilderte Christen, die den Volksmengen ähnlich waren, denen Jesus das Evangelium verkündigt hatte. Luther freilich erkannte dies recht wohl, klagte auch oft darüber, daß Wenige wären, die mit Ernst Christen seyn wollten. Auch wußte er mit großer evangelischer Freiheit seine Rede in Wort und Schrift, ohne den Grundlagen der Wahrheit etwas zu vergeben, so zu wenden und zu wandeln, daß auch die rohen Herzen und Gewissen zeitgemäß ihr Theil bekamen. So wie aber die reine Lehre streng formulirt wurde, um falscher Lehre den Eingang zu verwehren, da wurde auch den rechtgläubigen Predigern die Freiheit, das Wort nach den Um-

*) Der Herr Verf. dieser sehr anregenden Fragmente, die ursprünglich dem Herausgeber nur zur freundlichen Besprechung übergeben wurden, hat auf dringende Bitte darin eingewilligt, daß sie in diesen Blättern mitgetheilt werden. Daß die Redaktion den Sinn, aus dem das Ganze hervorgegangen ist, mit dem sie sich innig eins weiß, nicht alles Einzelne vertritt, brauchen wir nicht erst zu bemerken, 1 Theil. 5, 21. Darauf aber müssen wir hinweisen, daß die unveränderte Aufnahme der Stelle, welche unser Blatt betrifft, und zur Bedingung gemacht ist, wobei es sich von selbst versteht, daß unsere Bedenken nicht den Tadel, sondern das Lob betrafen.

ständen zu wenden, verkümmert und die für ihren Zweck richtigen Lehrformen wurden solchen aufgedrungen, die nicht vorbereitet waren, um sie richtig zu fassen und anzuwenden, die sie also mißverstanden und mißverstehen mußten. Solche Formeln sind z. B.: der Mensch ist von Natur verloren und verdammt; die Taufe (der neugeborenen Kinder) ist das Bad der Wiedergeburt; der Glaube allein macht selig, ohne die Werke; der freie Wille des Menschen ist schlechthin unfähig zum Guten. Diese Lehrsätze sind wahr und höchst nothwendig, aber sie setzen zu ihrem Verständniß eine überzeugende Unterweisung, zu ihrem richtigen Gebrauch die Gnade des heiligen Geistes, die Erleuchtung des Herzens voraus. Wenn nun dafür das Nöthige unterlassen oder in falscher Weise gethan wird und man nur eifrig auf Anerkennung dieser Sätze dringt, um die Rechtgläubigkeit zu erweisen, so entsteht eine doppelte Gefahr: 1. Einige, welche die Wahrheit dieser Sätze zu fassen nicht vorbereitet sind, werden erbittert, daß man ihnen diesen vermeintlichen Unsinn aufdrängen will; 2. Viele aber, denen die Übereinstimmung ihrer Überzeugung mit ihren Worten weniger am Herzen liegt, fügen sich den Formeln ohne das geistliche Leben, das sie voraussetzen, und suchen das Heil in der Formel als solcher; das ist die falsche Orthodoxie. Wenn nun der Zeitgeist dieses begünstigt, wenn die abstrakte Dogmatik und Polemik Ehre und Ansehen bringt, so wirkt sich die ganze Kraft der Ehrgeizigen auf diesen Punkt und verzehrt die geistigen Kräfte, die auf die Erziehung des Volkes zum Glauben gerichtet werden sollten. So ist es gekommen, und eine todte und tödtende Eintönigkeit der Lehre, die nicht auf die Bedürfnisse und den Standpunkt des Volkes und der Gemeinden einging, hat überhand genommen. Das ist das Bild der Evangelischen Kirche um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in Deutschland. Es wurde gefühlt: wir kennen die Klagen von Johann Valentin Andreä, die *Pia desideria* Spener's; es gab auch nicht wenige rühmliche Ausnahmen unter den Predigern und Theologen, aber es waren doch nur Ausnahmen. Die Mehrzahl suchte die todte Eintönigkeit der Lehre durch bunte Mannigfaltigkeit der Einkleidung zu ersetzen, und so entstanden die unzähligen Predigtmethoden, die in's Abgeschmackte und Burleske verfielen und jeden gesunden Geschmack, besonders jeden gesunden geistlichen Geschmack anekeln mußte, um so mehr, wenn sich der Pfaffe dabei aufpustete und sich das Ansehen gab, als rede er nichts denn Gottes Wort durch den heiligen Geist. Die Einheit der reinen Lehre wäre ein großer Gewinn und Schatz gewesen, wenn sie als Geist in der Kirche gelebt hätte und eine reiche Mannigfaltigkeit der Lehrwege frei durchdrungen; das war eigentlich der Sinn und Wille Luther's; aber wie selten war dies wirklich der Fall! Die eintönige Formel war das Surrogat des Einen Geistes geworden, der durch Mannigfaltigkeit der Zungen die Völker der ganzen Welt sammeln will zur Einigkeit des Glaubens.

2. Mit dieser Eintönigkeit der Lehrform verband sich zu größerem Schaden der Mangel an Einheit in der Kirchenleitung. So lange Luther lebte, hielt seine Autorität, als eine persönliche, noch leidlich Alles zusammen. Mit seinem Tode war diese

Macht der Einheit verloren, und es fehlte durchaus an Mitteln, sie zu ersetzen. Dies war um so empfindlicher; da die eng und scharf gefasste Lehrnorm als unbequem und ungenügend für den praktischen Gebrauch gefühlt wurde, aber der Grund, worin der Mangel lag, nicht erkannt. Statt die Nichtigkeit der Lehrnorm in Beziehung auf das System der Heilslehre anzuerkennen, aber einen freien Gebrauch nach dem Bedürfniß sich vorzubehalten, versuchte man stückweise die Lehrnorm zu verändern, ohne im Grunde wirklich anderer Meinung zu seyn: man wollte wesentlich nur den Mißverständnissen in der Anwendung begegnen; wenigstens tritt dies bei den antinomistischen und synergistischen Streitigkeiten, so wie bei dem Streit über das Accidentelle oder Substantielle der Erbsünde hervor, auch bei dem Osiandrischen Streite über die wesentliche Gerechtigkeit des Glaubens. So entstanden heftige Kämpfe über die reine Lehre und diese mußten sich immer erneuern, weil nirgends die Einheit der Kirchenleitung war, die den Streit hätte schlichten können. Erst standen einzelne Autoritäten, wie Luther und Melancthon, auch Calvin und Zwingli sich gegenüber; dann ganze Corporationen, wie die Universitäten Wittenberg und Jena, Leipzig, Tübingen, Helmstädt; dann auch Landeskirchen, die in sich selbst nicht einig waren und in denen die Meinung des Fürsten entscheiden wollte, aber die Meinung einer theologischen Partei gegen sich hatte. Dieser Wirrwar der Autoritäten, der zuletzt alle Autorität vernichten mußte, erzeugte in Jakob Andreä den Gedanken, eine vom Belieben aller Einzelnen unabhängige Autorität zu schaffen, die freilich nur eben durch die Majorität der bisherigen Autoritäten sanktionirt werden konnte und die schon in ihrer Geburt entkräftet war, wenn sich eine irgend bedeutende Minorität ihr nicht freiwillig unterwarf. Dies war zu erwarten und es geschah so. Wäre aber die neugeschaffene Autorität mit Persönlichkeit bekleidet gewesen, etwa ein Bischof oder ein Collegium oder eine Synode, so hätte sie nach und nach durch fortgesetzte weise Thätigkeit ihr Ansehen verstärken und auch geeignete Maßregeln ergreifen können, um auch neu auftauchende Irrthümer und Spaltungen durch Mittel, die von der Gemeinschaft gebilligt wurden, zu überwinden. Aber die Zeitverhältnisse ließen nur ein Mittel, zur Einheit zu gelangen, übrig, und das war ein Buch, die Concordienformel, über deren Autorität nun wieder fortwährend gestritten werden konnte und gestritten ward. Diese Concordienformel ist ein ausgezeichnetes Kirchenbuch für eine *Ecclesia regeneratorum*, aber viel zu fein theologisch für eine *Ecclesia vocatorum*, und am wenigsten kann sie angewandt werden, um damit ein jedes Wort der Predigt zu überwachen, da der rechtgläubigste Prediger, wenn er lebendig und ergiebig predigen will, einzelne Redeweisen nicht umgehen kann, die, so vereinzelt herausgehoben, synergistisch, pelagianisch, sacramentireich oder prädestinarianisch klingen, gleichwie die heilige Schrift auch viele solche Stellen enthält. Das ist der gerechte Grund, weshalb auch viele rechtgläubige Prediger, die in Allem oder fast in Allem der Lehre der Concordienformel beistimmen, ihre einzelnen Ausführungen nicht können daran messen lassen. Man suchte nun eine andere Autorität, der kein evangelischer Christ

die Allgemeingültigkeit absprechen könnte, und kam auf die Bibel zurück. Aber war die Concordienformel zu eng, so war die Bibel zu weit; denn es wurde ja eben eine Autorität gesucht, die den rechten Gebrauch der Bibel für die christliche Belehrung und Erziehung des Volks einheitlich leiten sollte. Andere schlugen das apostolische Glaubensbekenntniß vor, recht gut für Katechumenen, aber ebenfalls zu weit und noch dazu seinem Ursprunge nach bestritten; Andere Luther's Katechismus, aber wie Vieles läßt auch dieser unbestimmt. Die Meisten unter den Gläubigen vereinigen sich jetzt für die Augsburger Confession, aber diese haben alle strenge Lutheraner gegen sich, wenn die Concordienformel dadurch beseitigt werden soll. Und dann, wie soll die Augsburger Confession maßgebend seyn, quia oder quatenus? Wie kann irgend ein Buch, auch dieses Buch die Einheit der persönlichen Kirchenleitung durch eine anerkannte amtliche Autorität ersetzen? So sucht man in unserer Kirche seit dreihundert Jahren nach einer lebendigen, wirksamen, einheitlichen Autorität, in deren Händen die Kirchenleitung im Ganzen ruhen sollte, und kann keine finden, am allerwenigsten jetzt, wo die Kirche schon so sehr in der Auflösung begriffen ist. Der Mangel einer solchen Autorität sollte durch den Symbolzwang ersetzt werden; aber dieser war nie durchzuführen und wird in jeder Zeit eben so viele gläubige Christen wie die Menge der Ungläubigen gegen sich haben. Er ist nur ein unzureichendes Surrogat für einen fühlbaren Mangel, das dem Mangel nicht abhelfen kann, sondern ihn nur noch fühlbarer macht. Dieser Mangel hat aber die Auflösung des kirchlichen Lebens mit verschuldet.

Denn durch die Eintönigkeit der kirchlichen Lehrform und durch die Zersplitterung der kirchlichen Autorität gemeinschaftlich wurde ein kirchlich-pädagogisches Handeln im Ganzen unmöglich gemacht und die Geschichte unseres kirchlichen Lebens zeigt uns, wie nach und nach seine lebenskräftigsten Elemente dem Einfluß der Kirche entzogen, von ihr geschieden und ihre Feinde geworden sind. Ich nenne hier den Mysticismus, als die Virtuosität der wahren oder falschen Gottesgemeinschaft, den Pietismus, als die Virtuosität der wahren oder falschen Kirchengemeinschaft, den Humanismus, als die Virtuosität der wahren oder falschen Weltgemeinschaft. Jedes von diesen Elementen gehört der Kirche an, will aber von ihr mit Weisheit gepflegt, gereinigt und benutzt werden, damit es nicht verkümmere oder sie überwuchere und der Zerstörung preisgebe. Wohl gepflegt ist der kirchliche Mysticismus die Waffe gegen den antichristlichen Logicismus, der Pietismus die Waffe gegen den antichristlichen Ethicismus, der Humanismus die Waffe gegen den antichristlichen Physicismus. Aber wie hat sich die Pädagogik unserer Kirche gegen diese drei ihr dienbaren Elemente verhalten!

1. Der Mysticismus, als der Trieb der Gottesgemeinschaft geht aus von der gläubigen Anschauung (Contemplation), die sich mit Gefühl, Betrachtung, Ahnung begnügt, und schreibt fort zur Theosophie, die eine klare Erkenntniß ihres hochheiligen Gegenstandes sucht; das Gemeinschaftliche beider ist Vollgenuß

Gottes (Communio) und Anbetung (Adoratio). Der christliche Mysticismus unterscheidet sich dadurch, daß die Mittheilung des göttlichen Lebens durch Christum, und das Evangelium, als das specifische von Gott gegebene Werkzeug des heiligen Geistes, sein Princip und sein Regulativ ist. Der innerste Quellpunkt der Lutherischen Theologie ist dieser christliche Mysticismus, als Theosophie; Luther ist voll davon und befruchtet damit seine Predigten und alle seine Schriften; seine Dogmen bezeichnen scharf die praktischen Resultate und die theoretischen Schranken dieser theosophischen Mystik, deren ächten Gehalt er durch die Dogmen für das ganze christliche Volk genießbar und zugänglich zu machen suchte. Bis zur Concordienformel lebte noch viel von solcher Theosophie in den kirchlichen Theologen, wovon die Christologie der Concordienformel und ihre Lehre von der Unio mystica Zeugniß ablegt. Aber nun ist auf einmal der Faden abgeschnitten. Schon für Johann Arndt, noch mehr für Jakob Böhme hat die kirchliche Theologie keinen Sinn, sondern nur Verdamnung; sie begibt sich der Sichtung und der Erziehung der Männer, die theosophisch begabt sind. Die Mystik zwar, die nicht theosophisch ist, findet noch einige Gnade und eine Zufluchtsstätte in ascetischen Schriften und im Kirchenliede; die Theosophie aber, die allerdings schwerer zu beurtheilen und in Fucht zu halten ist, wird fortwährend nur verschrien. So sind die fruchtbaren Keime, die in den Theosophen Caspar Schwenkfeld, Valentin Weigel, Jakob Böhme, Friedr. Christoph Detinger und Anderen lagen, für die Entwicklung und tiefere Durchbildung der Kirchenlehre verloren gegangen; sie wurden gehaßt, wenigstens eben so sehr, weil sie der formalen Scholastik der Theologen eine reale Erkenntnißmethode entgegensetzten, als weil sie der symbolischen Lehre dem Inhalte nach gefährlich waren. Die Folge davon blieb nicht außen: die Kirchenlehre, die schon in der Concordienformel zum Formalismus hinneigte, wurde immer unbeweglicher, immer blut- und herzloser, und verschloß sich so dem lebendigen Verstandniß des Geistes, während die Römische Kirche ihre theosophischen Kräfte viel freier walten ließ und besser benutzte, als einen Johannes Angelus Silesius, einen Franz von Sales, einen Sailer, einen Franz von Baader; denn die Verdamnung der Maximes des saints von Fénelon steht vereinzelt und ist nur eine zufällige Wirkung des energischen Reides von Bossuet und dem Französischen Hofe. In der Evangelischen Kirche ist die Feindschaft gegen die Theosophie bis in die neuesten Zeiten traditionell geblieben, sie hat dadurch der Reinigung durch erleuchtete Kirchenlehrer entbehrt und ist in den Winkel gedrängt worden. Da fand sie die pantheistische Philosophie und zog die ihr verwandten Seiten an sich mit Übergehung und Absonderung der christlichen Elemente. Die Theosophen, welche die kräftigsten Waffen gegen den antikirchlichen Logicismus hätten darbieten können, sind so den das kirchliche Leben auflösenden Logicisten dienstbar geworden. Durch den großen Umweg der pantheistischen Philosophie, durch Schelling und Hegel, und durch den frommen Naturphilosophen Gotthilf Heinrich Schubert sind unsere Theosophen, so wie die Mystiker des Mittelalters neuer-

lich wieder zu Ehren gelangt, aber für die Erhaltung des Kirchenkörpers in seiner alten Gestalt wohl zu spät.

2. Der Pietismus bezeichnet den Trieb der Kirchengemeinschaft, insofern die lebendigen Glieder der Kirche, die mit Ernst Christen seyn wollen, sich unter einander enger zusammenzuschließen trachten, darum aber auch von denjenigen Mitgliedern der Kirche, die diesen ernstlichen Willen nicht haben, sich absondern. Dieser Trieb muß sich in jeder *Ecclesia vocatorum*, in der die Kraft des Evangeliums zur Wiedergeburt führt, entwickeln, da die *Ecclesia* regenitorum, die daraus hervorgeht, ein eigenthümliches Bedürfnis innigerer Gemeinschaft des Gebets, der Heiligung und der Bruderliebe empfinden muß. In der Römischen Kirche sind daraus die Mönchsorden und Laienbrüderschaften, so wie die Domkapitel und Collegiatstifte entstanden, die sich organisirten in die Gliederung der Kirche eingefügt haben. In der Lutherschen Kirche wurde das Bedürfnis der *Ecclesiola* in der *Ecclesia* durch Spener geweckt und suchte sogleich seine Befriedigung. Aber statt diesen herrlichen Lebenstrieb zu hegen und zu benutzen als einen Sauerteig in den drei Scheffeln Mehls, stießen die Heroen unter den Theologen, im Einklang mit den Weltkindern, die Stillen im Lande zurück und thaten dem Leben der Kirche dadurch den größten Schaden; denn in den Pietisten setzten sie das erwachte geistliche Leben der Verkümmern und Entartung aus, der Gemeinde und der Wissenschaft entzogen sie das beste Salz, das nun in kleinere Klümpchen sich zusammenthat und von der bösen Welt zurücktrat, sich selbst aber machten die theologischen Eiferer äußerst verächtlich und ekelhaft, da die Zeugnisse eines erleuchteten Spener, eines werththätigen A. S. Franke ihre ganze Schwäche offenbarten und der gottselige Wandel dieser und anderer gelästerten Männer ihren Wandel beschämte. Der herrliche Name eines Zionswächters wurde ein Spottname und eine Schmach, der Spottname Pietist bei vielen ernstlichen Christen dagegen eine Ehre. Die Pietisten wurden nun zum Separatismus gedrängt; sie überließen die verweltlichte Kirche ihrem Schicksale, ihren Theatern, ihren Bällen, ihren Disputationen und Schmäusen, ihrem Buhlen mit antichristlicher Wissenschaft und suchten nur die Erweckten an sich zu ziehen, die mit ihnen sich am Worte Gottes erbauten, über das Verderben der Kirche jammerten und beteten. So trieb die Kirche durch unweise Pädagogik ihre ethische Macht von sich, die ethische Macht, die erst mit der Wiedergeburt recht wirksam werden kann, wie die Kirche selbst lehrt, die ethische Macht, die der Schutz und Schirm der Kirche gegen die Auflösung des kirchlichen Lebens, gegen antichristlichen Ethicismus hätte seyn sollen, die ethische Macht, die der Kirche die mangelnde organisirende und disciplinirende Kraft hätte zuführen können. Der Pietismus schuf sich eine Zufluchtsstätte und einen Anhaltspunkt in der Evangelischen Brüdergemeinde, die von dem größten Organisationstalent, welches die Deutsche Evangelische Kirche aus ihrem Schoße erzeugt hat, vom Grafen Zinzendorf, gestiftet wurde. Aber von nun an kam auch das Gericht der Zerstörung mit Riesenschritten über das evangelische Zion. Es kam durch den entchristlichten und verwilderten Humanismus.

3. Der Humanismus, der Trieb der Weltgemeinschaft, ist ein berechtigtes, sehr wichtiges Element in der christlichen Kirche überhaupt, und in der Evangelischen Kirche besonders. Er ist neben dem theosophischen und ethischen das pädagogische Element par excellence. Der Humanismus ist die Liebe zur Menschheit als dem Acker, aus dem die Christenheit erwächst, und weiter rückstreichend auch die Liebe zu Natur und Welt als dem Acker, aus dem die Menschheit erwachsen ist und genährt wird. Jesus der Menschensohn, der Mensch geworden, um Menschen zu erziehen, geht uns als leuchtende Sonne des Humanismus voran. Er liebt und verkörpert das Menschliche im Samariter und im betenden Zöllner; er liebt und deutet Gottes Sprache in der Natur, in den Lilien auf dem Felde, in den Vögeln unter dem Himmel. Überall sieht er die waltende Gnade (die *gratia praeparans*) neben und in der verdammlichen Schuld und dem drohenden Fluche; er weiß aber auch, daß die *Gratia praeparans* eben nur *praeparans* ist und der *Gratia consummans* bedarf, die in ihm erst für die Menschen wirklich geworden (Joh. 1, 18.): „Niemand kann in das Reich Gottes kommen, es sey denn, daß er von neuem geboren werde“ (Joh. 3.). Daraus ergibt sich für die Christen Zweierlei: Erstens, daß sie sich von der unwiedergeborenen Menschheit nicht loszutrennen und völlig abzuschließen haben, daß sie von ihrer Wissenschaft und Kunst manches Gute, was Gott durch seine Gnade darin geschaffen, lernen sollen, daß sie auch die Natur und Welt mit menschlicher Wissenschaft erkennen und durchdringen sollen; daß sie aber sich dabei immer vorsichtig, kritisch zu verhalten haben um nicht irre geleitet zu werden. Zweitens, daß die Christen das Werk der Rettung in Jesu Namen fortsetzen sollen durch Erziehung der noch unwiedergeborenen Jugend und des Volks innerhalb der Kirche und durch liebevolle Berufung der Nichtchristen, die aber Menschen sind, wo irgend eine Thür sich aufthut (Rißfion). Und hier wird es klar, wie der Humanismus recht eigentlich das pädagogische Element der Kirche ist, dasjenige Element, das eben so sehr pädagogisirt werden muß, als es zum Pädagogisiren dient. Der Humanismus trat nun gleich bei der Reformation als ein mächtiger Faktor und Hebel hervor, und zwar zunächst in einer sehr bestimmten und begränzten Gestalt, als Trieb zur Aneignung des Griechischen und Römischen Alterthums, auch der kabbalistischen Überlieferung der Juden (Johann Pico di Mirandola, Reuchlin). Er geberdete sich aber damals wie ein ungebändigtes junges Ross und drohte in Italien in den gebildeten Kreisen das Christenthum mit dem Platonismus und mit literarlicher Schöngelüstei zu vertauschen. In Deutschland fehlte es auch nicht an fahrenden Poeten, die sich in Vercenzen jeder Art gefielen. Melanchthon besonders hatte nach dem Vorgange der Brüder des gemeinsamen Lebens das große Verdienst, diesen Humanismus christlich zu discipliniren und der Evangelischen Kirche dienlich zu machen, so viel es möglich war. Der Griechisch-Römische Humanismus ward dem Evangelium unterthan, und Schüler Melanchthon's wurden fromme und tüchtige Rectoren von evangelischen Gymnasien, als Georg Fabricius in Meissen, Joachim Neander in Fle-

feld am Harz, Johann Trohendorf in Goldberg in Schlesien, Johann Gigas in Pforte, später Prediger in Freistadt in Schlesien, von dem wir noch eine am Gregoriustage gehaltene Schulpredigt besitzen, die den Eltern, den Schülern und Lehrern viele gute Lehren gibt, allerdings aber auch mit vielen Sentenzen aus Lateinischen Klassikern ziemlich bunt durchwebt ist. Aber die Aufgabe war schwer, fast zu schwer, besonders da eine entsehlige Rohheit der studirenden Jugend aus dem Papstthum in die evangelischen Gymnasien übergegangen war. Es gelang aber so ziemlich, das heidnische Alterthum zu entgeistern und nur materielle Kenntnisse, sittliche Sentenzen und formelle Bildung, die sich auf die Fertigkeit, ein halbklassisches Latein zu schreiben, beschränkte, ihm abzuborgen. Wenn nur nicht auch das Evangelium zugleich entgeistert worden wäre! Aber dazu kam es bald, indem man viele mechanische Religionsübung mit Disputationsübungen verband, welche orthodoxe Polemik handwerksmäßig lehrten. Einseitige Bildung des Talentcs, und zwar nur des Talentcs Lateinisch zu sprechen, zu schreiben und zu disputiren, gewann ein schädliches Übergewicht über die Erzeugung von Geist und Frömmigkeit und es entstand dadurch eine barocke Bildung zum Nachtheil der Humanität sowohl, als des ächten Christenthums.

(Fortsetzung folgt.)

Nöthige Bemerkungen gegen Herrn B. St.

In einem B. St. unterzeichneten Aufsatz dieser Zeitung, Nr. 49. v. l. Z., kommen S. 61 u. 62. folgende Stellen vor: „Woburch geschieht's denn, daß man dort (im Abendmahl) des Herrn wahren Leib und Blut empfange? Dadurch, daß Christus es seiner Verheißung gemäß gibt, je nachdem die Kirche es im Glauben angenommen und ihrem Diener zu verwalten übertragen.“ — „Doch thut er (der Geistliche), indem er das Sakrament reicht, nicht sein, sondern der Kirche Werk.“ — „Und so weiß (in der Evangelischen Kirche Preussens) weder der Geistliche, was er reicht, noch die hungernde Seele, was sie empfängt.“ — „Beide (Geistlicher und Kommunikant) wissen, daß es nicht eine magische Kraft der Konsekrationsworte sey, welche für sich allein bewirkten, was da gegeben und empfangen werden solle.“ — „Daß die Meisten (unter den Lutheranern der Evangelischen Kirche Preussens) solche Zweifel und Ungewißheit (darüber was sie im Abendmahl geben) noch niemals empfunden haben, beweist nicht, daß sie als Geistliche auch gegeben, als Kommunikant empfangen, was sie zu empfangen vermeint; es beweist nur, daß sie auf diese ernsten Fragen sich noch nie eingelassen. Wollten sie sich aber damit beruhigen, daß, was bei den Menschen nicht möglich sey, doch möglich sey bei Gott, so müssen wir sie von dem festen und gewissen Boden des Lutherthums hienit zurückweisen, indem wir ihnen ein durchgreifendes Princip unserer Kirche in den Worten der Schrift (5 Mos. 29, 29. nach dem Urtext) entgegenhalten: Das Verborgene ist des Herrn unseres Gottes, das Geoffenbarte aber unser und unserer Kinder.“

So die Ansichten des Herrn B. St. Sie sind an sich befremdlich, noch befremdlicher aber, wenn man bedenkt, daß sie bestimmt seyen, Lutheranern — nämlich denen der Evangelischen Kirche Preussens — die Lehre ihrer Kirche zu enthüllen und vorzuhalten.

Dagegen sey Folgendes bemerkt:

1. Es ist niemals Lehre der Lutherischen Kirche gewesen, daß das Vorhandenseyn des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl vom Glauben bedingt werde, weder von dem des Einzelnen, noch von dem der Gesamtheit oder Kirche. Die Lutherische Kirche hat diese Meinung vielmehr stets entschieden von sich gewiesen und wird es auch ferner thun. Man muß sich wundern, grade diese Meinung bei einem Lutheraner anzutreffen, der so stark gegen Union auftritt.

2. Die Lutherische Kirche hat niemals gelehrt, daß der Geistliche, indem er das Sakrament reicht, sein eigenes Werk, eben so wenig aber, daß er das der Kirche thue. Er thut vielmehr des Herrn Werk (1 Cor. 11, 23.). Hat die Kirche einem Geistlichen ein Amt übertragen, so ist es eben das, daß er des Herrn Werk thue, d. h. des Herrn Wort und Sakrament handele, und kein anderes (1 Cor. 4, 1.).

3. So weit Lutheraner in der Evangelischen Kirche Preussens sich befinden, weiß der Geistliche wie der Kommunikant sehr wohl, jener, was er im Sakrament reicht, dieser, was er empfängt, und zwar wissen sie es nothwendig viel besser, als es diejenigen wissen können, die, wie Herr B. St. will, sich dabei auf Wort und Glauben der Kirche verlassen. Sie wissen es aus des Herrn Munde, der zu ihnen spricht: „Das ist mein Leib, das mein Blut, welches für euch vergossen wird.“ Wenn dies die Kirche tausendmal sagte und nicht zu allererst der Herr, so wäre noch gar nicht gewiß, ob es sich also verhalte. Nun aber ist es gewiß, denn der Herr sagt es; die Kirche glaube es oder nicht.

4. Beide (der Lutherische Geistliche wie Kommunikant in der Evangelischen Kirche Preussens) wissen sehr wohl, daß es nicht eine „magische“ Kraft der Konsekrationsworte sey, welche dadurch für sich allein bewirkten, was im Abendmahl gegeben und empfangen werden soll. Das hat aber auch wohl noch kein Lutheraner der Evangelischen Kirche Preussens behauptet. Dagegen weiß jeder Lutheraner, daß es allerdings die Kraft der Konsekrationsworte, und sie allein es sey, vermöge welcher bewirkt wird, daß im Abendmahl vorhanden seyen, gegeben und genommen werden des Herrn Leib und Blut. Grund: diese Worte sind des Herrn Worte, der nicht irren noch lügen kann. So lehren, im großen Katechismus (vom Abendmahl), in der Eintrachtsformel (Art. 7.) und a. a. O., unsere Symbole. Dort heißt es: „Durch das Wort, da er (Christus) spricht: das ist mein Leib! werden die vorgestellten Elemente im Abendmahl gesegnet.“ Hier: „Wenn die Worte dabei (beim Abendmahl) bleiben, wie sie sollen und müssen, so ist's laut derselbigen wahrhaftig

Christus Leib und Blut, denn wie Christus Mund redet und spricht, also ist es, als der nicht lügen und trügen kann.“ — Leib und Blut Christi sind nicht da, wie Herr B. St. meint, wo die Kirche ist, sondern wo Leib und Blut Christi, wo sein Wort und Abendmahl sind, da ist, laut Art. 7. der Augustana, die Kirche.

5. Die Lutheraner der Evangelischen Kirche Preußens haben schwerlich schon den Beweis für die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi in ihrem Abendmahl in dem Umstande gesucht, daß sie über diese Gegenwart bisher noch keinen Zweifel empfunden. Ihr Beweis liegt in den Worten Christi. Herr B. St. sieht mithin, daß jene Lutheraner allerdings schon recht ernstlich, und vielleicht schon ernstlicher auf diese ersten Fragen sich eingelassen haben, als er selbst bisher. Denn was ihn betrifft, so nimmt er, laut seiner Worte, an: es bleibe bei den Abendmahlsworten Christi immer noch gerechter Grund zum Zweifel, und man könne beim Vertrauen auf sie immer doch bloß „vermeinen,“ daß es so sey, wie sie sagen. Gibt es nun außer den Worten des Herrn einen gewissen Grund nicht, und steht Herr B. St. nicht auf diesem Grunde, so ist wohl klar, daß er sich auf die ersten Fragen von dem Grunde unseres Glaubens an die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl noch nicht gründlich eingelassen haben könne. Es geht heut vielen Lutheranern so, welche die Kirche um jeden Preis suchen, denn wer das göttliche Wort nicht hat, der kann es auch nicht verlieren. — Äußerst gewagt erscheint es, daß Herr B. St. diejenigen vom „festen und gewissen Boden des Lutherthums“ zurückweisen will, die sich bei dem Glauben beruhigen, daß, was unmöglich sey bei den Menschen, doch möglich sey bei Gott, denn es würde dieses Schicksal unter Anderen auch die gebenedeite Jungfrau, die Mutter des Herrn, betreffen. Auch wir Lutheraner der Evangelischen Kirche Preußens beruhigen uns vollkommen bei jenem Glauben, d. h. wir halten für gewiß, daß, zwar nicht durch das Wort der Kirche oder des Geistlichen, wohl aber durch des Herrn allmächtig Wort, im Abendmahl vorhanden seyen, gegeben und genommen werden des Herrn Leib und Blut. Wir halten aber auch, daß Herr B. St. nicht, im Eifer um Kirche, sich Äußerungen gestatten sollte, deren einzige Wirkung die seyn kann, daß Christenfeelen in dem gesegneten Glauben Marias irre werden (Matth. 18, 6.). Herr B. St. nenne uns einen Boden für das Lutherthum, der fester oder nur eben so fest wäre, als das Wort des Herrn. Meint er aber mit diesem festen Boden das sogenannte „durchgreifende“ Princip unserer Kirche aus 5 Mos. 29, 29., so ist das dem Abendmahlswort des Herrn oder dem Glauben Marias ja gar nicht entgegen. Mit diesem Princip halten wir es auch, d. h. wir nehmen an, daß allein Gott das Verborgene, vermöge seiner Allwissenheit, kenne, und daß wir von der Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl schlechterdings gar nichts wissen würden, wenn sie uns nicht der Herr in seinem Worte geoffenbart hätte.

Noch ein Wort zum Schlusse. Herr B. St. sieht damit für die Lutherische Kirche, daß er Ansichten aufstellt, die der gesunden Lehre dieser Kirche entgegen sind, und daß er die Gemüther gegen die Wahrheit der Worte des Herrn einzunehmen sucht. Zweckwidriger kann man wohl nicht handeln. Oder hat Herr B. St. unter dem Namen der Lutherischen eine andere Kirche im Sinne, bei der die gesunde Lehre und der Glaube an das Wort des Herrn nicht die Hauptsache sind? Herr B. St. sieht mit der Kirche für die Kirche. Die Kirche ist seine Waffe im Streite für die Kirche. Er wird also die nicht übermüden, die auf dem Worte Gottes als solchem stehen; die Anderen freilich kann er umwerfen oder wankend machen. Welcher Gewinn für die Kirche?

Das Fundament für die Kirche ist und bleibt die gesunde Lehre in Rede und Schrift (nicht bloß in den Symbolen und im Kultus), wozu bei den Sakramenten noch die rechten Elemente und deren rechter Gebrauch kommen. So lehren unsere Symbole, Art. 7. der Augustana und überall. Diesen Mangel ersetzt nichts Anderes. Im Gegentheil, eine Kirche, die ihre Bürgschaft in irgend etwas Anderem sucht, stellt schon damit eine so irrige Lehre auf, daß bei ihr an eine wahrhaft Lutherische Kirche gar nicht zu denken ist. Sie gleicht dem Hause, von dem der Herr Matth. 7, 26. 27. redet. Das Haus kann schön von Gestalt seyn, aber es steht nicht auf dem Felsengrunde des göttlichen Wortes. Solcher Bau steht gleicherweise in der Gewalt derer, die von einem ganz anderen Geiste regiert werden als dem der Kirche Luther's. Dafür spricht die Erfahrung.

Herr B. St. ist Lutheraner. Das aber springt in die Augen, daß ihm die Worte des Herrn das nicht sind, was sie Luther'n, den Verfassern der Eintrachtsformel und allen wahren Lutheranern sind; diesen sind sie göttliche Wahrheit, ihm gleichen sie dem Sande, auf dem man unrecht thäte zu bauen. Herr B. St. bedarf noch erst für den Sand der Worte Christi einer weiteren Grundlage: des Wortes und der Autorität der Kirche. Sie ist der Gott, der das Wort wahr macht, nicht Christus.

Wie ist Herr B. St. als Lutheraner zu solchen Ansichten gekommen? Es scheint, durch ein nicht wohl überlegtes Philosophem, das er mit den Worten anführt: „Die Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes.“ Herr B. St. hätte aus unseren Symbolen lernen sollen, daß diejenige Leiblichkeit, welche man sichtbare Kirche nennt, nur auf der lauterer Predigt und sakramentlichen Handlung des Evangeliums beruhe. Andere Bedingungen darf man als wesentlich nicht setzen. Thut es Herr B. St. dennoch, gibt er uns die Kirche mit ihrem Wort statt des Herrn mit dem seigenen, entscheidet z. B. die Kirche, ob des Herrn Leib und Blut im Abendmahl vorhanden sey, und nicht des Herrn Wort und Einsegnung allein, so legt er uns damit ein anderes Kind in die Krippe statt des Christuskindes, so verübt er eine Usurpation an Christi Stuhle, ähnlich der der

Römischen Kirche. Doch so weit ist diese Kirche in der Anwendung noch nicht gegangen. Sie hat noch gesunde Scheu genug vor dem göttlichen Wort, und spricht den Abendmahlsworten des Herrn ihre Wahrheit nicht ab. Besteht aber diese Wahrheit nicht mehr in der Kirche, so gibt es für sie auch überhaupt keinen Christus mehr. Sein Name ist dann eine hohle Schale; es wohnt nicht mehr Christus darin, sondern die Kirche. Er ist der eines Hegelschen Kollektiv-Christus, dessen eigentlicher Begriff in dem der Kirche aufgeht.

Davon sind unsere Symbole sehr fern. Sie unterscheiden den Leib vom Haupte. Sie lassen Christo die Ehre. Ihre Lehre geht darauf hinaus, daß, wenn der Leib (die Kirche) arrogant, das Haupt zu seyn, er der Leib (die wahre Kirche) nicht mehr sey. Sie beweisen damit, daß sie den Glauben nicht auf der Kirche Wort, sondern auf das des Herrn und seiner von ihm selbst legitimierten Gesandten hinweisen, daß sie wahre Zeugen und Christen der Kirche Christi seyen. Sie haben ihre Lehren nicht bloß aus der Bibel geschöpft, nein, sie fordern den Glauben an sie, als an des Herrn Wort, so auch im Abendmahl.

Dieser Forderung sollten auch wir Alle nachkommen. Wir sollten nicht allein dem Namen und der Verpflichtung nach, wir sollten wahre, treue Jünger unserer symbolischen Lehre seyn. Wir sollten überall glauben, denken, reden und schreiben wie sie, dann wäre Einigkeit unter den Kindern Lutherischen Namens, und ihre Kirche würde besser gedeihen, als jetzt leider Aussicht ist. Das gebe der Herr in Gnaden, denn es ist hohe Zeit, daß wir uns bessern und es geschehe.

Heinersdorf bei Züllichau.

N. Wehrhan, Pastor.

Nachrichten.

Die Evangelische Kirche Polens.

Die N. Pr. Zeitung enthält in der Beilage zu ihrer 108ten diesjährigen Nummer die Mittheilung aus dem Russischen Polen, daß auf Vorstellung des Fürsten Statthalters, Paskewicz, der Kaiser befohlen habe, die Evangelische Kirche Augsburgischer Confession (also die Evangelisch-Lutherische) in ihrer kirchlichen Selbstständigkeit wiederherzustellen, so zwar, daß ihr ein neues organisches Statut verlichen, die Vereinigung der früheren evangelisch-lutherischen und reformirten Consistorien wieder aufgehoben, und ersterem die Beaufsichtigung und Leitung des Kirchen- und Schulwesens der Lutheraner in Polen übertragen worden, während die Synode der Reformirten Kirche und ein zu bildendes reformirten Consistorium die Angelegenheiten dieser Kirche ordnen und leiten wird.

Es dürfte für die Leser dieses Blattes von Interesse seyn, einige nähere Mittheilungen über diesen Gegenstand und den Zustand der wenig bekannten Evangelischen Kirche in Polen im Allgemeinen zu vernehmen.

Es ist bekannt, daß die kirchliche Reformation des sechzehnten Jahrhunderts in Polen besonders mächtig um sich griff und es schon nahe daran war, daß die evangelische Lehre zur Religion des Landes erhoben würde. Wäre es geschehen, wie ganz anders würde sich dann das unglückliche Polen entwickelt haben, es würde jetzt noch als großes, gefe-

netes und mächtiges, mit Preußen verbündetes Reich dastehen! — Indeß fiel der Same des Evangeliums größtentheils auf steinichten und dorichten Boden. Innere Spaltungen der Evangelischen, von den Jesuiten genährt, besonders aber der Abfall vieler zum Socinianismus, schwächten bald die schon mächtige evangelische Partei in Polen und erleichterten den Jesuiten ihren mit allen Mitteln geführten Kampf gegen die Reformation. Sie wurde besiegt, aber das Reich ging darüber auch zu Grunde.

Die Evangelisch-Lutherischen und Reformirten Kirchen, welche die Katastrophe überlebten, vegetirten fort. Die erfolglosen Versuche, sich dogmatisch, dann kirchlich und zuletzt wenigstens politisch zu vereinigen, dauerten bekanntlich durch längere Zeit. Die Lutherische Kirche Polens ergänzte sich vielfach und fortwährend aus Deutschland und blieb mit diesem in vielfacher kirchlicher und nationaler Verbindung, während die Reformirte Kirche in Polen mehr eine Polnisch-nationale Entwicklung nahm und beibehielt, obgleich sie immer mehr zusammenschmolz. Seit den letzten fünfzig Jahren hat aber die Lutherische Kirche einen bedeutenden Zuwachs an Seelen aus Deutschland erhalten, indem seit jener Zeit Massen von Deutschen Kolonisten, Landbauer und Handwerker, vorzüglich Tuch- und Zeugfabrikanten, unter sehr vortheilhaften Bedingungen in Polen einwanderten. Die Bemühungen der Russischen Regierung um das religiöse und materielle Wohl dieser Kolonisten verdient gerechte Anerkennung. Überall, wo diese sich zahlreich niederließen, entstanden nach und nach Evangelische Kirchen und Schulen, kirchliche Gemeinden und gut dotirte Parochien. Viele von ihnen wurden mit Deutschen Candidaten der Theologie besetzt, andere mit Stipendiaten der Regierung, welche zu diesem und anderen kirchlichen Zwecken jährlich eine bedeutende Summe als Budget für den evangelischen Kultus hergab. Die Reformirte Kirche hatte dagegen von Alters her ihre eigenen bedeutenden Fonds, welche von ihrer Synode verwaltet wurden. Die Unionsbestrebungen in Preußen äußerten später auch ihren Einfluß auf die Evangelischen Kirchen Polens. Von Seiten der Reformirten ging hier das Streben nach einer näheren Vereinigung mit der Lutherischen, resp. Mittheilung derselben, aus. Diese wehrte sich aber unter den bestehenden Mißverhältnissen dagegen. Wie konnte sie auch anders? Nach einer vom evangelischen Consistorio in Warschau, im Jahre 1838, in einem statischen Kalender veröffentlichten Angabe betrug damals die Seelenzahl der in siebenundvierzig Parochien eingetheilten Lutheraner in Polen 199,958; dagegen die der Reformirten in sieben Parochien nur im Ganzen 7886. Die Lutherische Kirche war also reich an Seelen, aber arm an äußeren Mitteln; das Gegentheil war der Fall mit der Reformirten; aber diese schien keineswegs geneigt, die Union, welche sie anstrebte, so weit auszudehnen, daß sie ihre irdischen Schätze mit der Lutherischen Kirche theilte. Indeß dauerten diese Unionsbestrebungen der Reformirten und die Abwehr der Lutherischen fort. Die beiden Wortkämpfer waren der später gealtete und mit einem Orden decorirte reformirte Prediger und Senior Diehl und der Lutherische Consistorialrath und erste Prediger Lauber in Warschau. Da endlich im Jahre 1828 ein Kaiserlicher Befehl, begleitet von einem Statut, wodurch die Consistorien beider Kirchen in Polen vereinigt wurden. Den überraschten Mitgliedern des bisherigen evangelisch-lutherischen Consistoriums, welche nähere Auskunft wünschten, wurde der Kaiserliche Wille entgegeng gehalten, und aller Widerspruch verstumte, um so mehr, als einer der Hauptopponenten von Lutherischer Seite, der Prof. Linde, zum Präsidenten des neuen evangelischen General-Consistoriums erhoben wurde. Von reformirter Seite wurde der erwähnte Pred. Diehl zum Präsidenten ernannt, und beide wechselten fortan jährlich im Vorfig. Der Umstand,

daß Alles dieses unter der Leitung des Pred. Diehl und letzten Entscheidung des reformirten Grafen Grabowski, damals Minister-Staatssekretär für das Königreich Polen, geschah, gibt hinlänglichen Aufschluß über die Sache. Von nun wurde das Princip der angeblichen Union zum allseitigen Vortheil der kleinen Reformirten, aber zum Nachtheil der großen Lutherischen Kirche immer weiter durchgeführt. Der Rationalismus, von C. N. Lauber, einem Schüler des würdigen Prof. Knapp in Halle, früher abgewehrt, gewann die Oberhand, und das Polonisiren der ganzen, größtentheils Deutschen Lutherischen Kirche machte Fortschritte. Deutsche, vorzüglich rechtgläubige Candidaten des Predigtamts, durch welche bisher die Lutherische Kirche in Polen zum Theil mit tüchtigen Dienern versehen worden, fanden jetzt sehr schwer Aufnahme, besonders wenn sie nicht hinreichend Polnisch verstanden. Dagegen wurden die Pfarrstellen mit den Polnischen Stipendiaten, welche der Regierung ein schweres Geld kosteten und auf ihre Rechnung früher in Preußen, später in Dorpat studirten, besetzt, gleichviel ob sie in religiöser, sittlicher und wissenschaftlicher Hinsicht dazu reif und fähig waren oder nicht. So gingen denn nun die Evangelischen Kirchen Polens ihrer Auflösung immer mehr entgegen! — Diejenigen Diener der Evangelisch-Lutherischen Kirche, welche Gegenwirkungen versuchten und die Selbstständigkeit derselben möglichst zu retten suchten, wurden durch geheime, besonders politische Verdächtigungen bei der Regierung, von denen die Angeschuldigten nicht einmal etwas erfahren, viel weniger sich dagegen vertheiligen können, nach die eine oder andere Art zum Schweigen gebracht. — So standen die Sachen, als die Revolution von 1830 und 1831 hereinbrach und vieler Herzen Gedanken offenbarte. — Der Pred. Diehl, jetzt Herr v. Diehl, ergriff die Flucht und ward im Polenschen ein Opfer der Cholera. Sein Schwiegerjohn, Stellvertreter und Nachfolger, der Pred. Reichmann, spielte in Warschau den Patrioten. Das Evangelische General-Consistorium, von der revolutionären Regierung gedrängt, erließ Aufforderungen an die Pastoren zur Ermahnung der Gemeinden zum Anschluß an die „heilige Nationalsache,“ besonders da viele Deutsche sich weigerten, der neuen revolutionären Regierung den Eid der Treue zu leisten, um ihren Eid gegen den Kaiser nicht zu brechen. Zwei der Pastoren, Deutsche, verließen mit Gefahr ihres Lebens aus diesem Grunde Polen und entkamen nach Preußen. Die Zeit machte nun Alles klar, und während und nach der Revolution, wo die kirchlichen Verhältnisse der Evangelischen in Polen blieben wie sie waren, erachteten Diener der Lutherischen Kirche es von neuem für pflicht- und zeitgemäß, auf die alle kirchliche Zucht und Ordnung aufhebenden Übelstände die Regierung aufmerksam zu machen, so wie Vorschläge zur Verbesserung einzureichen. Aber der Graf Grabowski blieb in Petersburg am Ruder, und die Folge war nur die persönliche Verfolgung derer, welche ihre Stimme gegen die Übelstände erhoben hatten. Besonders hatte der C. N. Lauber dem Prediger und späteren C. N. Reichmann gegenüber im Consistorio einen harten Stand, so zwar, daß ersterer, gebeugt von Gram und Schmerz über die nunmehrige völlige religiöse Verwüstung der Evangelischen Kirche Polens, bald in's frühe Grab sank. Doch gelangten immer neue Zeugnisse für Recht und Wahrheit an die Regierung, und diese fand sich endlich im Jahre 1835 veranlaßt, eine Commission, bestehend aus Geistlichen und anderen Mitgliedern beider evangelischen Confessionen, zur gründlichen Erörterung

der Sache niederzusetzen. Das Resultat war, daß diese Commission die Nothwendigkeit der Trennung des Consistoriums und der Reorganisation der Evangelisch-Lutherischen Kirche auf Grund des für die Evangelisch-Lutherische Kirche in Rußland vom Kaiser gegebenen Kirchengegesetzes anerkannte und aussprach. Die nöthigen Verordnungen wurden vorbereitet und Alles schien der Ausführung nahe. Indes wurden die Personen in den höheren Regionen der Regierung, welche sich im Interesse der kirchlichen Gerechtigkeit für die Sache lebhaft verwendeten, nach anderen Gegenden hin versetzt, und die ganze Angelegenheit gerieth wieder in's Stocken. Die Zweideutigkeit des Benehmens von Seiten des Präsidirenden in der erwähnten Commission, des Notars Engelke (an die Stelle des verstorbenen Linde bald nachher zum Präsidenten des Consistoriums ernannt) während und nach deren Arbeiten, in Verbindung mit anderweitigen Gegenbestrebungen, ließen solchen Ausgang besorgen. Doch wurde den ferneren Übergriffen der Reformirten, besonders des C. N. Reichmann, welcher Lutherische Candidaten examinierte, ordinierte und die ganze Evangelische Kirche überhaupt fast völlig beherrschte, ein Ziel gesetzt. Er trat dann auch bald vom Schauplatz ab. Über die Umstände, welche sich bei und nach seinem Tode ergeben haben, möge hier nichts weiter erwähnt werden. — Auch Engelke folgte ihm bald nach. Eine entzündliche Krankheit machte seinem irdischen Daseyn ein rasches Ende.

So vegetirte denn die Evangelische Kirche in Polen von neuem fort. Indes war es ein Segen für sie, daß sie noch von früher her eine Anzahl frommer und treuer Pastoren in ihrer Mitte zählte, welche durch näheren Zusammenschluß für Erhaltung und Verbreitung christlicher Erkenntniß und christlichen Lebens nach Möglichkeit thätig waren. Besonders geschah Vieles auch durch die Vermittelung der Englischen Mission für die Juden in Polen, für die Verbreitung der heiligen Schrift und anderer christlicher Lehrbücher, Verbesserung des evangelischen Schulwesens u. dgl.

Aber die Verwirrung der kirchlichen Verhältnisse in den höheren Regionen dauerte fort, und das Beispiel, welches dort gegeben wurde, war für christliche Bestrebungen nicht sehr ermunternd. Ja das Consistorium trat diesen seit seiner Vereinigung, besonders aber seit dem Tode des C. N. Lauber, vielfach feindlich, hemmend und beschränkend entgegen.

Doch der Nothschrei ungerechter Unterdrückung gelangte immer wieder an das Ohr und Herz der höheren Behörden. Die Gerechtigkeit erfordert es, einen Mann zu nennen, der mit Ernst und Ausdauer die Verbesserung der kirchlichen Zustände der Evangelischen treulich unterstützt und sie jetzt mit zu einem gedeihlichen Ziele hingeleitet hat. Es ist der commandirende General des dritten Russischen Armee-corps, v. Rübiger. Dieser tapfere und ausgezeichnete Krieger hatte und befehlt ein Herz für die Noth der Evangelischen Kirche, und verfolgt ihre Sache so lange höheren und höchsten Orts, bis die Erledigung der Übelstände unter Gottes Segen in immer höheren Grade erfolgte. Aber auch der Fürst Paskewicz hat sich um die Sache verdient gemacht, wenn gleich man von ihm und anderen, der Griechischen oder Römischen Kirche angehörenden, hochgestellten Personen kein reges Interesse für die Angelegenheiten der Evangelischen Kirche erwarten und verlangen kann.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 23. Juni.

N^o 50.

Fragmente aus einem größeren, nicht zum Drucke bestimmten Ganzen.

(Fortsetzung.)

Der Mährische Bruder Amos Comenius (geb. 1592, † 1671) erkannte den tiefen Verfall der Pädagogik und den einzigen Weg des ächten christlichen Humanismus, durch Entwicklung des Anschauungs- und Sprechvermögens von Grund aus den Menschen im Menschen zu erziehen und für die Erkenntniß der Wahrheit empfänglich und tüchtig zu machen; sein *Orbis pictus* gewann einen großen Einfluß und wurde überall verbreitet; aber Niemand legte Hand an, das ganze Erziehungswesen nach seinen Grundsätzen umzugestalten, und so blieb zuletzt doch Alles, wie es war. A. S. Franke (geb. 1663, † 1727) erwarb sich große Verdienste um die Erziehung, besonders der Studenten und namentlich der Theologen; aber für das Gymnasialwesen blieb sein Einfluß sehr beschränkt, da er zu direkt auf die Erzeugung der Frömmigkeit hinwirkte und die übrigen Mängel der humanistischen Bildung nicht an der Wurzel angriff. Dies that Jean Jacques Rousseau (geb. 1712, † 1778), aber als Feind des Christenthums; er verband große Wahrheiten mit blendenden Irrthümern, und seine Irrthümer haben kräftig fortgewirkt, während seine Wahrheiten selbst durch die Verbindung mit diesen Irrthümern schädlich geworden sind. Er ging von dem Grundsatz aus, daß die Natur rein sey und immer Recht habe, und daß nur die falsche Kultur den Menschen verdorben habe, daß auch das Christenthum, nicht durch falsche Auffassung und Mittheilung, sondern in seinen Principien die richtige Erziehung des Menschen zerstöre. Er faßte den Humanismus in seiner tiefsten Wurzel, aber eben hier verkehrt auf und begründete dadurch den Naturalismus, der mit der übrigen menschlichen Kultur sich ausöhnte und gegen das Christenthum verband, aber ein geschworener Feind des Evangeliums sowohl als der Kirche, jeder christlichen Kirche, geworden und geblieben ist. Diese Feindschaft ist das Unheil unserer Zeit. Im Jahre 1750 krönte die Akademie zu Dijon Rousseau's Preisschrift über die Frage: „Si le rétablissement des Sciences et des Arts a contribué à épurer les mœurs?“ die er verneinend beantwortet hatte. Eine neue Aufgabe derselben Akademie im Jahre 1753 veranlaßte seine Schrift: *Discours sur l'origine de l'inégalité parmi les hommes*. Im Jahre 1761 erschien seine *Nouvelle Heloise* und um dieselbe Zeit sein *Contrat social*; im Jahre 1762 sein *Emile*. Durch alle diese Werke geht Ein Geist, Ein Streben hindurch; alles Allgemeinmenschliche, Erziehung, Wissenschaft und Staat von dem Christenthum und der Kirche loszureißen und von solchen Grundsätzen aus zu begründen und zu entwickeln, die dem Evangelium entgegengesetzt sind. Seine

Religion ist Naturreligion, nicht etwa bloß natürliche Religion, sondern Vergötterung der Natur, Reinsprechung der natürlichen Vernunft, der Rousseauschen Vernunft, Rehabilitation des Fleisches mittelst der feinsten Sophismen. Sein Werk ist ihm auf schauerhafte Weise gelungen, und wie sehr er der Mann unserer Zeit ist, das geht nicht nur daraus hervor, daß vom Jahre 1817 bis 1824 allein dreizehn verschiedene Ausgaben seiner Werke in Paris gedruckt und über 480,000 Exemplare verbreitet worden seyn sollen (Rauher Gesch. der Pädagogik S. 208.), sondern noch viel mehr daraus, daß man in unzähligen Schriften und im täglichen Gespräch Meinungen herrschend findet, die auf Rousseau's Grundsätzen beruhen. Ja die gegenwärtige sociale Revolution, die Vernichtung des göttlichen Rechts der Obrigkeit, die Urvählerei führt auf Rousseau, auf seinen *Contrat social* zurück; so wie die moderne Pädagogik, die in die Volksschule eingedrungen ist, sehr viel Antichristliches aus dem *Emile* entlehnt hat. Das Entstehen dieses antichristlichen Humanismus kann man nun keineswegs der Evangelischen Kirche, am wenigsten der Lutherischen zur Last legen; es hat seinen Grund in den Gebrechen und Sünden der christlichen Welt überhaupt, zunächst Frankreichs; aber daß die Grundsätze jenes falschen Humanismus überall so überhand nehmen konnten, auch innerhalb der Deutsch-Evangelischen Kirche, das hat allerdings seinen Grund in der Vernachlässigung oder Ausartung des Humanismus, deren alle Kirchen sich schuldig gemacht haben. So ist denn ein falscher, feindseliger Humanismus in Staat, Wissenschaft und Schule übermächtig geworden, in das Innere der Kirche und des geistlichen Standes eingedrungen, und die größten Mächte der menschlichen Gesellschaft haben sich vereinigt, an der Auflösung der Kirche, der christlichen Theologie und des Christenthums selbst zu arbeiten. Der gutpädagogisirte Humanismus sollte das Organ der Kirche seyn, um den natürlichen Menschen für die göttliche Wahrheit in Christo vorzubereiten, als *Paedagogus ad Christum*; der versäumte und verwilderte Humanismus rächt nun furchtbar seine Vernachlässigung an der Kirche.

Nach der Betrachtung dieser Gebrechen und der Verschuldungen der Kirche könnte man versucht seyn, alle Hoffnung für die Kirche ganz aufzugeben und an ihrer Zukunft zu verzweifeln. Dies wäre aber zugleich ein vollständiges Verzweifeln an der menschlichen Gesellschaft im civilisirten Europa. Denn wir dürfen bei dem gegenwärtigen Zustande nicht etwa uns der Hoffnung überlassen, daß das Reich Gottes nun in einer anderen Gestalt, in der Gestalt des Staates sich fortan nach göttlichem Rathschluß heilsam entwickeln würde, indem man dabei auf die Principien der Ethik von Rothe sich stützt. Niemand würde entschiedener diese Hoffnung in der gegenwärtigen Zeit für thöricht erklären als eben Rothe selbst. Denn er spricht es ja aus-

drücklich aus, daß die Zeit für die normale Auflösung der Kirche in den Staat noch nicht gekommen sey und einer fernern, nicht zu berechnenden Zukunft aufbehalten sey; er setzt voraus, daß vorher der Staat durch und durch religiös, ja christlich geworden seyn müsse, eine Voraussetzung, die, so lange die Menschen sündhaft geboren werden, so lange also überhaupt Menschen auf Erden sind, nicht in Erfüllung gehen kann. Das Streben danach muß freilich immer vorhanden seyn: es ist eine beständige Aufgabe der Kirche, den Geist und den Organismus der Staaten zu christianisiren, d. h. mit dem göttlichen Leben, das von Christo ausgeht, zu erfüllen. Aber wegen der immer erneuten sündlichen Geburt der Menschen, kann es nur örtlich unter begünstigenden Verhältnissen und dennoch unzureichend und bloß vorübergehend gelingen. Aber gesetzt, jene Voraussetzung würde irgend einmal erfüllt, so sind wir doch gegenwärtig am allerweitesten davon entfernt, da alle christlichen Principien des Staates, alle Principien des Staates überhaupt, durch die herrschende Proletariatsgesinnung erschüttert sind. Denn die gegenwärtige Ansicht vom Staat, ich meine diejenige Ansicht, die den neuesten Umwälzungen und versuchten Umgestaltungen als Princip zu Grunde liegt, ist die allerniedrigste, die es gibt. Der Staat wird nur gedacht als bürgerliche Gesellschaft, deren Zweck die möglichste Freiheit und Förderung des Einzelnen für den Zweck einer egoistischen Existenz ist: es ist eine Gesellschaft von Ameisen, was man als Ideal betrachtet. Dagegen schon der humanistische Begriff vom Staate, wie ihn Plato gefaßt hat, viel höher steht. Der Staat soll nach Plato's Begriff ein Organismus seyn, der die Einzelnen zur Weisheit, Tapferkeit und Zucht, und zu der Tugend, die Alles, auch diese Tugenden, in das richtige Maß stellt, zur Gerechtigkeit erzieht, der selbst das Ideal dieser Gerechtigkeit darstellt und von allen Einzelnen, von allen Ständen schlechthin die Aufopferung aller Sonderinteressen fordert. Plato stellt drei Stände des Staates auf, den Stand der Obrigkeit, der die Weisheit, das *λογικόν* vertritt, den Stand der Krieger, der die Tapferkeit, das *θυμικόν* darstellt, und den Stand der Gewerbetreibenden, der das *ἐπιθυμητικόν* zum Grundtrieb hat. Letzteres ist der Nährstand, die bürgerliche Gesellschaft, der nicht die Herrschaft, sondern Zucht und Gehorsam allein frommt, damit sie selbst humanisirt wird und den humanen Staat nicht zerstört. Der christliche Begriff des Staates ist noch höher. Er soll nach Gottes Rathschluß dem Reiche Gottes, in welchem Christus die Menschen zum Einwohnen seiner Herrlichkeit, zur Heiligung und Verklärung erzieht, dienlich seyn; er soll sich selbst und seine Existenz diesem höchsten Zwecke unterordnen und, wenn er durch Versündigung an diesem Zwecke sich der Existenz unwürdig gemacht hat, wenn das Maß seiner Sünden voll ist, aufgelöst werden, damit der Herr sich auf seinen Trümmern andere Staaten schaffe, die seinem heiligen Werke, der Erziehung der Menschen zu Kindern Gottes, besser dienen. Diese Idee des Staates als Werkzeug des Reiches Gottes hat Gott an der Geschichte des Israelitischen Staates geschichtlich durchgeführt, und alle Staatengeschichte, mit allen Gerichten, die über die Staaten ergehen, ist die Ausführung dieser Idee und zeigt uns, wie Gott die Staaten, als Gliedmaßen des Reiches Gottes, ordnet, erzieht und

richtet. Nun ist es offenbar, daß die Staaten, die in die gegenwärtige Bewegung hineingerissen worden sind, in der Gefahr des allertiefsten Verfalls stehen, daß man die letzten Spuren der Idee eines christlichen Gottesstaates zu vernichten trachtet und dies auch leider schon sehr weit gediehen ist, daß der niedrigste Begriff des Staates, als bloßer bürgerlicher Gesellschaft, mit viel Gewalt und List sich auf den Thron zu setzen trachtet, daß wir also mit starken Schritten einem Proletariatsstaat, mithin der Auflösung des Staates, der Chlokratie und Anarchie entgegengehen, wenn Gott nicht zu tapferer Gegenwehr und rettendem Siege Geist und Kraft und Hülfe verleiht. Weit entfernt also, daß jetzt der Staat der christlichen Kirche entbehren oder sie ersetzen könnte, so müssen wir im Gegentheil behaupten, daß der Staat zu seiner eigenen Rettung nie mehr als jetzt einer starken, gesunden Kirche bedurft hätte.

So wäre denn gegenwärtig nirgends Rettung zu hoffen! Nirgends, wenn diese Darstellung unserer Gebrechen und Verschuldungen, die gewiß wahr ist, die ganze Wahrheit enthielte, wenn sie nicht einseitig wäre. Aber es gibt allerdings noch göttliche Heilkräfte in der Kirche, denn es gibt noch Christen; es gibt auch noch corporative Mächte, an die Gottes Gnade und Erbarmung seine Hülfe und Rettung anknüpfen kann; es lebt noch der heilige Geist, dessen *Gratia praeparans* überall wirkt.

Die heilenden Mächte in der Kirche.

Bei einiger Umsicht werden wir inne, daß die Kirche nicht nur nicht ganz von Hilfskräften verlassen, sondern daß sogar eine große Fülle von Kräften und Mächten, die ihre Erneuerung befördern können, vorhanden ist. Das Unheil der Gegenwart besteht nur darin, daß diese Mächte theils verunreinigt, theils verunreinigt und unter einander verfeindet sind. Die Verunreinigung beruht darauf, daß das Gute, das noch oder wieder unter uns waltet, mit irgend etwas Fremdartigen, mit irgend einer Schwachheit oder einem Irrthum behaftet und gleichsam darin eingekerkert ist, so daß es sich nicht davon loswinden kann. Von entgegengesetzter Seite sieht man dies, trauet daher nicht, schließt sich dagegen ab und kämpft dagegen: so ist ein Krieg aller Glieder gegen einander, sie zerfleischen sich gegenseitig, zerstören damit je mehr und mehr den Leib, dem sie angehören, und dienen dem Feinde; doch nicht so, daß ein unparteiisches Auge nicht zu erkennen vermöchte, wie doch jede dieser getrennten Parteien auch etwas Wesentliches vertritt, das zum Leben der Kirche gehört und also ein Element bewahrt und entwickelt, das künftig einer Erneuerung der Kirche zu Gute kommen muß.

Selbst die antichristlichen Richtungen unserer Tage vertreten zum Theil Heiligthümer, welche die Kirche verwahrloßt hatte. So der Physicismus: er hat Gott verloren und läugnet die Offenbarung Gottes in Christo und die Heiligkeit der Bibel; es ist ihm nur die Welt geblieben. Aber in diesem niederen Gebiete ist es ihm um Wahrheit zu thun; mit glühendem Eifer forscht er und häuft Entdeckung auf Entdeckung, Erfindung auf Erfindung; der Kosmos von Humboldt legt davon ein Zeugniß ab für sein ganzes Zeitalter. Derselbe Trieb nach Wahrheit, und zwar nach Wahrheit in den geringsten Einzelheiten (Infusionstheorien) wie in der Erforschung des Zusammenhangs aller Dinge der

Schöpfung, regt sich von allen Seiten: ich nenne nur noch die Sprachen. Die Sprache ist das allgemeine Naturorgan des menschlichen Geistes, ist das wesentliche Organ der Humanität, dessen sich auch der Geist Gottes vorzüglich bedient, um sich den Menschen menschlich zu bezeugen. Nie aber ist man eifriger bemüht gewesen als jetzt, in den Sprachen die Gesetze ihrer Bildung, ihre Etymologie und Grammatik, ihre Geschichte zu erforschen. Ich darf nur an Grimm's Grammatik der Deutschen Sprache erinnern, ein Werk, das den Sinn für die reale Wahrheit auf diesem Gebiete und die gesegnete Arbeit des treuen Fleißes für Wahrheitsforschung glänzend bekräftigt. Die Kirche war in diesem Sinne für reale Wahrheit in ihrer Sphäre, in den göttlichen Dingen, zurückgeblieben. Weil der Supranaturalismus nur mit formaler Wahrheit ohne Durch nach Realität sich begnügte und so an der Wahrheit sich versündigte, der Naturalismus mit seinem geringeren Pfunde treuer waltete, wurde der Supranaturalismus, obgleich er den höchsten Inhalt zu hüten hatte, geschlagen. Aber die Naturforschung, die Sprachforschung, die Natur- und Sprachphilosophie hat die schlafenden Geister der Theologen wieder geweckt und den Sinn für die Erkenntniß der göttlichen Wahrheit in Schrift und geistlicher Erfahrung geschärft. Die Zeit des toten Wissens ist auch in der Theologie vorüber, und wenn auch die ganze, reine Wahrheit noch nicht in ihrer Herrlichkeit hervorgetreten, so wird doch um der Erkenntniß der göttlichen Wahrheit willen jetzt viel mehr als in dem Zeitalter des Supranaturalismus geforscht, gesucht und gebetet.

Eben so hat der antichristliche Ethicismus ein indirektes großes Verdienst um die Erneuerung der christlichen Ethik, die fast nur auf eine Tugendlehre für das Individuum herabgesunken war. Kant und Fichte, auch Göthe und Schiller haben die große Aufgabe der menschlichen Sittlichkeit überhaupt, als Herrschaft des Geistes über Stoff und Natur, in's Bewußtseyn gebracht; Hegel besonders hat die sittliche Macht im Staate, wie Fichte in der Wissenschaft, Schiller in der Kunst, nachgewiesen; Lessing faßte das Christenthum als Erziehungsmittel des Menschengeschlechts auf; Schleiermacher sammelte alle diese Strahlen, um die Sittlichkeit im weitesten Umfange wissenschaftlich darzustellen und Rothe entwickelte dies weiter in Verbindung mit seiner christlichen Theosophie. Und viele Gemüther sind nicht nur zu einer wissenschaftlichen Idee der Sittlichkeit, die ihres Gegenstandes würdiger ist, erhoben, sondern auch zu einem ernstern sittlichen Streben angeregt worden. Ich sage nicht, daß dies Streben mit der wahren christlichen Heiligung des ganzen Lebens schon zusammenfällt, noch auch, daß diese Sittlichkeitsidee rein christlich ist; aber sie nähert sich dem Geist des Evangeliums, sie bewegt sich zu der Centralsonne hin. Ein Blick der Gnade von Oben — und das Sittlichkeitsstreben, das in unserer Zeit erwacht ist, wird von ihrer Fackel entzündet und gereinigt hervorgehen. Der Humanismus hat in seiner von der Kirche losgerissenen Bestrebung für Wahrheit und Sittlichkeit der Kirche vorgearbeitet und neue Grundlagen bereitet, hat die Kirche selbst — wenigstens viele ihrer Angehörigen — neu erweckt.

Nach der Poeticismus der speculativen Philosophie hat für

die Kirche seine gute Seite, die wir nicht verachten müssen. Er hat das nichtsnutzige Raisoniren ohne Princip und ohne Consequenz, die haltungslose, gemüthliche Reflexionsmacherei, in ihrer Blöße und Verächtlichkeit dargestellt und das Denken, als eine Arbeit und Zucht des Geistes, dem zuchtlosen Rationalismus gegenüber streng geübt. Er hat dem Geist im Gebiete des Denkens sein Recht wieder erobert und die bequeme Geistlosigkeit gegeißelt. Diese Arbeit ist für die Kirche nicht völlig verloren, wie schmächtig sie auch von dem Junghegelianismus gemißbraucht worden ist. Wir wissen jetzt, daß zur Erkenntniß der Wahrheit und zur Tugend der Sittlichkeit Geist gehört, und daß Geist, ohne Zucht und Arbeit, nicht seyn kann. Der Geist des Logicismus ist freilich noch keineswegs der heilige Geist, aber er hat die Kirche belehrt, daß die Inspiration des heiligen Geistes nicht geistlos seyn und nicht geistlos lassen kann, und daß, um Geister zu überwinden, ein stärkerer Geist über sie kommen muß. Auch von dieser Seite hat also der Humanismus, nämlich als spekulative Philosophie, vielen alten Schutt aufgeräumt und die Kirche angeregt, daß sie besser als sonst versteht, wie ihr Noth thut, um den heiligen Geist zu bitten, der auch die Tiefen Gottes erforscht.

Wir kennen jetzt unsere Aufgabe für die kirchliche Theologie; wir wissen, daß es nicht damit abgethan seyn kann, eine überlieferte Dogmatik, Symbolik oder auch biblische Theologie mit neuen Gründen zu stützen oder mit neuem Eifer zu verkündigen, sondern daß wir danach trachten müssen, die Theologie der Kirche aus dem Geiste, aus Einem Guß der Erkenntniß und der Liebe neu aufzuerbauen, wenn es gelingen soll, dem antichristlichen Geiste das Schlachtfeld abzugewinnen. Und obgleich Keiner von uns, die wir jetzt leben, dazu tüchtig seyn mag, so ist es doch nicht vergeblich, daß dieses Bewußtseyn in der Evangelischen Kirche so verbreitet ist, denn auch dies schon dient zur Vorbeileitung und bringt den Ernst der Buße und der Gründlichkeit in viele Herzen junger christlicher Theologen. Und das Gefühl eines wahren Bedürfnisses ist die Weissagung der Erfüllung. Hier müssen wir nun auch als ein gutes Zeichen einen reformirten Theologen, Schleiermacher, erwähnen, der versucht hat, nicht auf der breitesten, sondern auf der schmalsten Grundlage, auf der Nadelspitze des individuellsten Widerscheins der christlichen Wahrheit, auf dem frommen Gefühl und der daraus hervorgegangenen Anschauung Christi als des Erlösers, die ganze christliche Theologie neu zu bauen. Es ist nicht zu verkennen, daß schon diese Geistesgeburt sehr belebend in der Kirche gewirkt hat, wenn man auch zugestehen muß, daß, vom Gesichtspunkte der Kirche aus beurtheilt, dies noch ein häretisches Leben ist, das er geweckt. Aber immerhin ist seine Erscheinung eine Weissagung des Zukünftigen. Wenn Gott einen Mann sendet, dessen Individualität auf ähnliche Weise von der ganzen christlichen Wahrheit durchdrungen ist und die ganze christliche Wahrheit für das Bedürfniß der Zeit neu zu gestalten weiß in Wort und Wandel, wie Schleiermacher mit seinem Antheil an der christlichen Wahrheit gethan, so ist uns die Leuchte der Kirche gegeben, deren wir bedürfen.

In Schleiermacher ist der verweltlichte Humanismus des

Zeitalters nicht völlig überwunden, aber er ist mit dem christlichen Mysticismus verbunden und durch denselben gemildert; der christliche Mysticismus dagegen ist durch diesen Humanismus eingeengt. Seine Lehre, wie seine Person, ist eine Union von christlicher Mystik und weltlichem Humanismus seiner Zeit; der christliche Geist war noch nicht stark genug, den Humanismus als organisches Glied unter seine Herrschaft zu nehmen; er schloß einen Frieden mit dem Feinde, in welchem er sich selbst große Beschränkungen gefallen ließ. Das christliche Element der Gottesgemeinschaft und das humanistische Element der Weltgemeinschaft hielten sich gleichsam einander die Wage, ja noch treffender wäre es wohl zu sagen, hielten sich gegenseitig in Schach. Die Mystik Schleiermacher's ist nicht stark und tief genug, um zur Theosophie zu werden; sie ist nur Contemplation einer subjektiven, oder wie er selbst sagt, eigenthümlichen Affektion durch Christus, eines Gefühls, und steht insofern auf der niedrigeren Stufe der Französischen Mystik Bernhard's (von Clairveaux), der Victoriner und Gerson's, sie ist nicht weltumfassende Erkenntniß von dem Mittelpunkt der christlichen Wahrheit, aus und kann es nicht seyn, weil die christliche Wahrheit sowohl nach ihrem Inhalt als nach seiner Erkenntnißform, unvollständig erkannt ist. Darum konnte weder die logicistische Philosophie noch die christliche Theologie durch sein System befriedigt seyn. Der Logicismus fand seine religiöse Erkenntnißform, das Gefühl, formal unrein; die christliche Theologie fand seine religiöse Erkenntniß real unvollständig und zwar Letzteres darum, weil er ein gutes Theil der allgemeinen christlichen Wahrheit, als die Göttlichkeit des A. E., die Trinität, die Weissagungen von den letzten Dingen bei Seite schob und in seiner biblischen Kritik und Exegese Alles nach seinem beschränkten Standpunkte richtete. Die wissenschaftliche Virtuosität Schl.'s. ist aber andererseits der Französischen contemplativen Mystik des Mittelalters weit überlegen. Während jene es nur zu einer wissenschaftlichen Behandlung der mystischen Pädagogik brachten, die kirchliche Theologie aber nur als Überlieferung annahm, hat er auf dem Grunde seiner eigenthümlichen Mischung von Mysticismus und Humanismus ein in seiner Art vollständiges theologisches Lehrgebäude geschaffen, das die, welche mit ihm auf gleichem principiellen Standpunkte stehen, befriedigt, die kirchliche Theologie aber zu großen Anstrengungen nöthigt, um durch wirkliche Erkenntniß und wissenschaftliche Tüchtigkeit sein theologisches System zu überwinden. Und dies wird nicht eher vollständig geschehen seyn, als bis von der breitesten Grundlage christlich-biblischer Theosophie aus der kirchlich-theosophische Geist das System Schl.'s. völlig überflügelt hat. Ich werfe hier nur die Bemerkung hin, die ich jetzt nicht weiter entwickeln kann, daß dieser Sieg nicht von Seiten der Calvinischen Theologie, aus der Schl. hervorgegangen, sondern von Seiten der Lutherischen Theologie zu erwarten ist, aber nicht ohne daß diese von Schl. viel gelernt hat. Kommt ein solcher Sieg vollständig zu Stande, dann werden wir aber auch die Union wirklich haben, die wir

jetzt suchen. Schl. aber hatte zu sehr einen sittlich-strebenden Geist, als daß er mit einer bloß theoretischen Mischung von Humanismus und Mysticismus, von weltlicher Philosophie und christlicher Theologie sich hätte begnügen sollen. Auch der Pietismus, der Trieb der Kirchengemeinschaft als inniger Vereinigung der Gläubigen, lebte und wirkte in ihm; er hat daher das große Verdienst, die Idee der Kirche und den Trieb der christlichen Gemeinschaft wieder zur öffentlichen Geltung gebracht zu haben, und grade dadurch hat er dem aufgelösten kirchlichen Leben eine neue heilende Macht wiedergegeben. Auch hier aber tritt das Mangelhafte seiner Leistung hervor und macht die Gabe seines Geistes zu einer gefährlichen Gabe. Die Kirchengemeinschaft nämlich, die er sucht und bildet, ist der früheren pietistischen darin gleich, daß sie wesentlich eine Ecclesiola in ecclesia ist, aber nicht eine Ecclesiola regeneratorum, in welcher der allgemeine Kirchenglaube in seiner Fülle angenommen ist und wirkt, sondern eine Ecclesiola Schleiermacherianorum, die über seine mystisch-philosophische Auffassung des Christenthums einverstanden sind. Die pietistische Ecclesiola regeneratorum ist ihm in ihrer christlichen Erkenntniß zu eng und beschränkt, und darin hat er gewiß zum Theil Recht, weil sie die kirchlich-dogmatische Überlieferung nicht mit der vollen Macht des heiligen Geistes, sondern nur mit frommem Gefühl aufgefaßt hat. Er hat freilich dasselbe Princip, das fromme Gefühl, aber er hat es formal tiefer gefaßt, darum weiß er sich jenen Pietisten überlegen; aber der Realität nach haben sie die christliche Wahrheit vollständiger, und darum sieht er sie als Beschränkte, sie sehen ihn als Säkularisierer an, und beide Theile dürften Recht haben. Schl. hat einen der Form nach freien und weiten, dem Inhalt nach aber beschränkten und mit Weltlichkeit behafteten Pietismus gegründet; ihm gegenüber steht der seiner Form nach engere und für den Humanismus unbehülliche, aber dem Inhalte nach reichere, Spenerisch-Frankische Pietismus, und der Kampf dieser Mächte gegen einander gefährdet allerdings das kirchliche Leben aufs Neue und fördert noch mehr dessen Auflösung. Aber es droht von Seiten der Schleiermacherschen Partei dem kirchlichen Leben noch eine andere Gefahr. Der Pietismus hat überhaupt die Tendenz, die kirchliche Gemeinschaft zu organisiren; der Pietismus Schl.'s. aber hängt durch seinen Antheil an ungeläutertem Humanismus noch sehr mit der entchristlichten Welt zusammen und scheuet ihren Einfluß auf die Kirche viel zu wenig, ja möchte sich gegen den alten Pietismus durch sie verstärken. Daher drängt man von dieser Seite zu einer Presbyterial- und Synodalverfassung hin, welche, wie es jetzt steht, die kirchliche Ordnung, die noch vorhanden ist, in die Hände einer entchristlichten Mehrheit geben würde. Diese Verfassung hat die Form des altcalvinischen Nomismus, der zur kirchlichen Zucht führte; würde aber jetzt nur dem Antinomismus dienen, um auf formal gesetzlichem Wege die Reste der Zucht, die noch bei uns sind, aufzulösen.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 27. Juni.

№ 51.

Fragmente aus einem größeren, nicht zum Drucke bestimmten Ganzen.

(Fortsetzung.)

Das Resultat dieser Betrachtung ist, daß Schleiermacher um die Vorbereitung der entchristlichten Weltgemeinschaft für die christliche Gottesgemeinschaft große, ja unsterbliche Verdienste sich erworben, daß er auch der Kirche unmittelbar durch Erweckung des christologischen Geistes gedient hat und noch dient und also ein Vermittler heilender und rettender Kräfte für die Kirche geworden, daß er aber andererseits auch der Kirche Gefahr gebracht, da er zwischen Welt und Kirche ein Interimisticum gestiftet hat, eine Zwischenpartei, die den christlichen Glaubensinhalt schmälert und dem Weltgeiste eine ungebührliche Macht nicht über und außer der Kirche, sondern in der Kirche selbst einzuräumen trachtet. Das christlich-kirchliche Interesse bedarf daher gegen diese Union mit der Welt eines starken Gegengewichts, und dieses ist vorhanden in den strengen Confessionskirchen, die sich mit neuem Eifer erhoben haben.

Die Träger dieser erhaltenden (conservativen) Macht sind vorzüglich die Altlutheraner, deren göttliche Mission darin besteht, von dem christlichen Lehrgehalt des Luthertums nicht ein Jota fallen zu lassen und ihn in seiner alten, geschlichen Form der Symbole, die nach historischem Recht vollkommen zu Recht bestehen, so lange zu bewahren, bis die alte christliche Wahrheit in einer neuen, zeitgemäßen Gestalt, aber nicht ärmer, sondern reicher an Fülle des heiligen Geistes und des Erkenntnißgehalts, wiedergeboren wird. Außer dem historischen Rechte hat diese altlutherische Partei auch ein göttliches Recht, eben weil ihr die Bewahrung eines heiligen Gutes anvertraut ist. Die Altlutheraner bilden die Spitze einer zusammenhaltenden, symbolgetreuen Partei, die in den verschiedenen Deutschen Landeskirchen, in Baiern, Württemberg, Sachsen und Preußen, so wie in dem übrigen Norddeutschland zerstreut ist; sie haben diese Partei geweckt und belebt, und empfangen wiederum von ihr sittliche, wissenschaftliche und materielle Kräftigung und Unterstützung. Sie sind daher wirklich eine bedeutende kirchliche Macht, und zwar nicht eine abnehmende, sondern eine wachsende, eine erobernde Macht. Sie haben sich auch innerlich durch eine wirklich zusammenhaltende Kirchenverfassung gestärkt, die in ihrem Ober-Kirchen-Collegium in Breslau eine Centralgewalt besitz, aber durch Synoden auch in einer steten Lebensgemeinschaft mit allen Gliedern ihrer Kirche bleibt. Sie haben den großen Vorzug, daß sie früher durch die Staatsgewalt verfolgt und gedrückt wurden, jetzt wenigstens den Druck der Armuth tragen, und durch die Opfer, die sie bringen, theils gestärkt werden, theils die Achtung und Theilnahme vieler ernstern Christen außerhalb ihrer Gemeinschaft gewinnen, aus denen oft auch Proselyten werden. Alle evangelischen Christen, auch

die, welche Vieles an ihnen mißbilligen und durchaus verhindert sind, ihnen beizutreten, müssen doch ihnen Dank wissen für den Kampf, den sie als Corporation für die höchsten Güter der Evangelischen Kirche und für das Christenthum überhaupt gegen die Welt kämpfen. Sie bilden wirklich eine christliche Festung in Feindes Land, und so sind sie auch auf der Wittenberger Confferenz angesehen und mit Hochachtung behandelt worden. Ihr Separatismus, ihre Herbigkeit gegen alles Unionswesen ist größtentheils eine nothwendige Folge ihrer geschichtlichen Entstehung und ihrer gegenwärtigen Stellung; ich möchte sie deshalb nicht richten und glaube, daß man ihnen auch ein Übermaß verzeihen muß, da überall vollkommen richtiges Maß zu halten sehr schwer ist und wir selbst nur zu leicht im Übermaß der Weltförmigkeit und Weltgefälligkeit fehlen. Aber wahr ist es, daß sie durch ihre enge Form gehemmt werden, einen umfassenden Einfluß auf die gesammte Volkskirche auszuüben, und daß sie in dieser Beziehung der Bundesgenossen bedürfen, die ihnen auch nicht fehlen, wiewohl sie häufig von denselben angefochten werden und sich ihnen wiederum feindlich gegenüberstellen. Denn Zwietracht zwischen Brüdern gehört zu dem unvermeidlichen Charakter unserer Zeit.

Hier ist aber zunächst die Partei der Ev. K. Z. zu nennen, deren Auftreten seit dem 1. Juli 1827 Epoche macht. Denn sie hat zuerst den Muth gehabt, im Namen der Kirche den herrschenden Unglauben anzugreifen und alle Complimente wegen seiner vermeintlichen Wissenschaftlichkeit bei Seite zu setzen, um das Kind der Zeit bei dem rechten Namen zu nennen. Sie hat das Bewußtseyn der Evangelischen Kirche, als einer Glaubensmacht, erneuert und eine kirchliche Partei geschaffen; sie hat auch das Recht dieser Glaubensgemeinschaft auf den Schutz des Staates geltend gemacht und dem Staate seine Pflichten gegen die Kirche vorgehalten. Dies war allerdings der Sinn der öffentlichen Anklage gegen die Professoren Gesenius und Wegscheider, als Lehrer des Unglaubens, im Jahre 1830, und deshalb machte auch diese Anklage so großes Aufsehen. Die gerichtliche Klage beider Professoren gegen den Verfasser wurde vor dem Spruche des Gerichts zurückgenommen, da dieser nachwies, daß er nicht den Animus injuriandi gehabt, sondern sein Interesse nur der Schutz der Kirche vor Unglauben und Irrlehre gewesen. Von einem niederen Standpunkte aus kann man kurzschichtig behaupten, daß die Ev. K. Z. und ihre Partei mit aller ihrer aufopfernden Hingebung für einen edlen Zweck der Kirche mehr geschadet als genutzt habe, daß sie grade viel dazu beigetragen, daß der Unglaube sich mehr befestigt, sich erbittert und endlich zu gefährlichen Coalitionen entschlossen habe, die für Staat und Kirche die größten Gefahren herbeigeführt. Dies ist auch wirklich die Ansicht vieler wohlmeinenden, auch gläubigen Leute. Aber die antichristliche demokratisch-socialistisch-communistische Union, die in der rationalistischen Partei ihre Vorposten, ihre blinden und

unentschiedenen Anhänger findet, hat viel tiefere Wurzeln, die ursprünglich in der Schweiz und in Frankreich lagen, in den Ideen Rousseau's. Sollte die Ev. K. Z. dies furchtbare Bündniß veranlaßt haben? Wir können nur glauben, daß es dieser Sündfluth von zerstörenden Ideen noch leichter geworden seyn würde, in Deutschland Eingang zu finden und ohne Widerstand Alles die Waffen strecken zu sehen, wenn nicht der Wächterruf der Ev. K. Z. und ihrer Partei erschollen wäre. Diese Partei aber hat, während Andere schliefen, sich mitten in die abgefallene Kirche hineingestellt und in die Posaune gestoßen, obgleich ihre Warnung wenig Glauben fand; Hengstenberg wird als Wächter und Bekenner in der Kirche der Zukunft einen guten Namen haben für alle Schmach, die er jetzt trägt. Dabei wollen wir aber auch die Schwächen der Ev. K. Z. nicht verhehlen. Sie hat öfters zu heftige und falschgerichtete Angriffe gemacht und sich dadurch ohne Noth in Verruf gebracht; sie hat die Geringschätzung der kirchlichen Behörden durch ihren öffentlichen Tadel und ihren meißernden Ton mit verschuldet; sie hat ihre eigene Partei nicht recht abzugrenzen und zusammenzuhalten gewußt. Sie hat in Beziehung auf die Union geschwankt und eine unsichere, kaum haltbare Stellung zwischen der Union und den Altlutheranern eingenommen, was vielleicht darin seinen Grund hat, daß der Herausgeber selbst nicht geborener Lutheraner, sondern Lutherisch-gesinnter Reformirter ist. Dennoch ist die Ev. K. Z. und ihre Partei ein Salz der Kirche und wird es bleiben, bis ein noch besserer Centralpunkt gefunden wird; sie hat, obgleich selbst vielfach zersplittert, der allgemeinen Zersplitterung der Gläubigen in den Landeskirchen einen Damm entgegengesetzt.

Eine rettende Macht erkennen wir aber auch in der allmählichen Restauration der gläubigen Theologie, sowohl insofern sie gläubig, als insofern sie wissenschaftlich, d. h. nicht bloß formal systematisch, sondern nach realer und gründlicher Erkenntniß der Wahrheit forschend ist. Ein erster Anstoß dazu ist von dem jüngst (28. Januar 1849) verstorbenen Johann Friedrich v. Meyer ausgegangen, der durch seine Übersehung der heiligen Schrift und durch seine Blätter für höhere Wahrheit und andere zahlreiche Schriften in einer ungläubigen Zeit auf jüngere Theologen und auf gebildete Laien sehr anregend gewirkt hat. Er hat dem zugleich völlig bibelgläubigen, bibelfesten und bibelverständigen, gelehrten Schriftforscher unserer Zeit, Dr. Stier, den ersten Anstoß und die erste Nahrung gegeben. Überhaupt aber ist gläubiges und erleuchtetes Schriftverständnis unter den Theologen im Zunehmen und durch Männer wie Holuck, Neander, Hengstenberg auch auf den Universitäten wieder einheimisch geworden, wiewohl noch des Wachstums und der Reinigung sehr bedürftig. Das A. L., das fast ein verschlossenes Buch geworden war, seine Typik, seine Weissagung eröffnet sich wieder und das goldene Zeitalter der den Bibelfanon auflösenden Kritik ist trotz der Baur'schen Schule im Verschiden, seitdem man die Bibel wieder zu verstehen anfängt, indem man sich wieder zu ihrem Schüler macht und hören lernt, was der Meister sagt, statt ihm unterzuschreiben oder vorzuschreiben, was er sagen sollte. In der Kirchengeschichte ist mit Neander's Auftreten eine neue Zeit angebrochen, und ist nur zu wünschen,

daß sein fleißiges und umfassendes Quellenstudium viele selbstständige Nachahmer finde, da sonst durch die Einseitigkeit, die seiner Richtung anhängt, wir leicht wieder verarmen könnten. Die Glaubenslehre ist in den Forschungen über die Lehren der Christologie, der Kirche und der letzten Dinge zu sorgfältigen, neuen Untersuchungen fortgeschritten. Die praktische Theologie haben Schleiermacher, Marheineke und Nitzsch durch ihre einander folgenden Arbeiten erst neuerlich zu einer wahren und lebendigen Wissenschaft gemacht. Die gegenseitige Durchdringung von Humanismus und Christenthum unter der Herrschaft bibelgläubiger Theologie, so wie die Vereinigung von christlicher Wissenschaft und Lebenslehre zum Zwecke der Heiligung des Lebens ist die zeitgemäße Hauptaufgabe, die Nitzsch zu lösen sucht, und die ihm eine bedeutende Wirksamkeit eröffnet hat. Zu diesen reintheologischen Arbeiten kommt aber die Mitwirkung von gläubigen Männern auf anderen Gebieten der Wissenschaft, die in das kirchliche Leben eingreifen; ich nenne Leo als Geschichtsforscher, Schubert als Naturforscher (die Geschichte der Seele), und erinnere an die nicht geringe Anzahl von Juristen, die das Kirchenrecht in gelehrten Werken (wie Stahl), und das kirchliche Leben und theologische Wissenschaft überhaupt (wie Göschel) gefördert haben und fördern. Allerdings ist zwischen allen diesen wissenschaftlichen Männern des Glaubens mehr eine Übereinstimmung des allgemeinen Strebens, dem Glauben und der Kirche förderlich zu seyn, als Übereinstimmung in der Lehre im Einzelnen oder in der festen Richtung auf ein bestimmt erkanntes Ziel; sie haben kein gemeinschaftliches Programm, viel weniger ein gleiches Symbol: jeder hat an dem anderen viel auszusagen; aber Christum, den Glauben und die Kirche wollen sie doch alle. Ihre Schwäche ist nur ihre chaotische Gährung und Zersplitterung.

Dennoch ist das Wirken dieser gläubigen Theologie nicht fruchtlos gewesen und hat eine andere heilsame Macht hervorgerufen, nämlich eine nicht geringe Anzahl von gläubigen Predigern, die fast über alle Gebiete der Deutsch-Evangelischen Kirche, hier dichter, dort sparsamer, ausgesät sind. Nur erkennt man an diesen Predigern die Mängel ihrer Meister wieder, eine gewisse Zerfahrenheit der Theologie, die mit modernen Zeitideen, die ihr widersprechen, oft friedlich bei ihnen zusammen wohnt, Mangel an durchdringendem Schriftverständnis und darum auch an festem, erleuchtetem Bibelglauben, Mangel an einer bewußten Einheit des Strebens. Dazu kommt, daß Alles an den kirchlichen Zeitfragen, besonders an der Verfassungsfrage sich beteiligen möchte und daß man übermäßig viel vom Praktischen redet und dabei das gründliche Studium theologischer Kernwerke vernachlässigt, auch wohl der Bibel selbst. Das ist denn auch die Schattenseite der häufigen Prediger-Conferenzen, daß sie das Geschwätz vom Amte und von Zeitfragen sehr begünstigen und aus der bescheidenen Stille des unbemerkten Dienens und Lernens herausreißen, das Urtheilen über die geistlichen Vorgesetzten hervorrufen und so den Geist der Zucht und Ehrfurcht auflösen. Deshalb möchte man diese Conferenzen, deren belebende Anregung nicht geläugnet werden soll, nur zögernd als Mittel zur Hebung des geistlichen Standes nennen. Die freien Prediger-Conferenzen sind ein unvollkommenes und nicht gefahrloses Surrogat für geordnete Kreis-Synoden, zu deren geistlicher

und theologischer Leitung es an tüchtigen, frommen und geschickten Superintendenten gefehlt hat und noch immer sehr fehlt. Mangel an Ernst der Heiligung und Mangel an williger Unterwerfung unter die Zucht des göttlichen Wortes und unter die Zucht der von Gott geordneten Obrigkeit und des Gesetzes ist ein bedenkliches Übel auch bei gläubigen Predigern, das fürchten läßt, daß ihre Bekehrung und ihre Rechtfertigung durch den Glauben mehr im Kopfe sitzt als im Herzen. Dieser schlotternde Antinomismus muß abgethan werden, wenn die gläubigen Prediger wirklich eine rettende Macht gegen die Auflösung der Kirche werden sollen. Bis jetzt hat der Herr noch von Vielen zu klagen: „Sie sind Fleisch und wollen sich von meinem Geiste nicht strafen lassen.“

Der große Vorzug der Rheinischen und Westphälischen Kirche besteht nicht darin, daß sie eine Presbyterial- und Synodalverfassung hat, sondern darin, daß sie eine feste Verfassung besitzt, daß diese Verfassung von Alters her dort eingewurzelt ist, daß die Kirchengemeinden und Prediger sie lieben und sich ihrer Autorität willig unterwerfen. Dadurch ist die Rheinisch-Westphälische Kirche eine Macht, die der Zerstörung des kirchlichen Lebens widersteht. Aber in den östlichen Provinzen würde die Kirche nicht dadurch an Festigkeit gewinnen, daß sie diese Verfassung wurzellos herübernähme, wie ihr gerathen wird; sie würde dadurch ihre Auflösung durch weltliche Mächte nur beschleunigen. Unsere Nachahmung müßte darin bestehen, daß wir unsere Verfassung, die Consistorialverfassung, wieder schätzen und lieben lernen und sie nach den Winken, die Gott in der Gegenwart uns gibt, erneuern. Es ist wahrhaft eine Gnade Gottes, daß die Consistorien, deren Ansehen durch ihre Schuld auch bei den Gläubigen tief gesunken war, in neuester Zeit als bekennende Behörden vorangegangen sind und wieder mehr Zutrauen gewonnen haben. Wenn nun ein von der christlich-indifferenten Staatsgewalt unabhängiges, gläubiges und weises Ober-Consistorium an die Spitze tritt und nicht von Unten hinauf, sondern von Oben hinein zur Erzeugung kirchlicher, lebendiger Organismen bis in die Einzelgemeinden hinunter mit Vorsicht gewirkt wird, so kann auch unter uns den zerstörenden Mächten noch ein kräftiger Widerstand entgegengesetzt werden. Das Princip einer Vertretung der Laien ist den Consistorien selbst nicht fremd, ja es ist in ihnen selbst zuerst erschienen, da von jeher selbst die Präsidenten der Consistorien Laien waren; auch bei den bisherigen Kirchen-Inspektionen waren weltliche Conspektoren, nur nicht grade immer *Viri pii et docti*. Bis jetzt ist bei uns für die Wiedergeburt der Consistorialverfassung wenigstens noch nichts verdorben. Die Consistorien so wie die theologischen Fakultäten auf unseren Universitäten haben sich vielmehr gehoben und sind noch in der Besserung begriffen.

Eine lebende Macht in der Evangelischen Kirche haben bisher auch die frommen Associationen des sporadischen Pietismus ausgeübt, der sich früher an die Brüdergemeinde, seit der neuen Erweckung von 1813 auch und fast noch mehr an die Englischen Associationen ähnlicher Art angeschlossen hat. Dieser kirchliche Associationsgeist tritt jetzt in ein neues Stadium ein durch die Centralisation der inneren Mission, und es ist möglich, daß dadurch mehr als Ein Vorzug gewonnen wird, der seine Kraft zur Heilung des kirchlichen Lebens verstärkt: 1. daß die Thätigkeit der Associationen in sich selbst mehr Einheit und Schwungkraft erlangt; 2. daß das pietistische und humanistische Element sich in der inneren Mission wieder die Hand reichen; 3. daß die Associationen der Gläubigen nicht neben der *Ecclesia vocatorum* stehen bleiben, sondern ein lebendiges

Glied ihres Organismus werden. Die innere Mission kann zugleich den Candidaten, die zur Aufopferung für Christi Reich und zum Gehorsam gegen eine höhere Autorität willig sind, ein reiches Feld der Thätigkeit eröffnen und sie zu Helfern der Kirche machen in den Gebieten, wo die Zerstörung des kirchlichen Lebens am bedrohlichsten eingebrochen ist. Wenn die Candidaten nicht seufzend auf Anstellung warten, sondern wie junge Krieger Christi sich darbieten, in die Breishe zu treten, wo die Noth am größten ist, da werden sie nicht nur sich selbst in Gotteskraft heben, was viel besser ist als warten, bis man gehoben wird, sondern sie werden auch dem aufgelösten kirchlichen Leben viele frische, rettende Kräfte zuführen.

Die innere Mission ist bisher schon in der Evangelischen Kirche vorhanden gewesen und hat als eine erhaltende Macht für den evangelischen Glauben gewirkt, aber von einer ganz anderen Seite her und für einen anderen Zweck und auf andere Weise, als die neue Schöpfung, die jetzt unter diesem Namen entstanden ist. Die evangelische Brüdergemeinde unterhielt beständig eine innere Mission durch die besuchenden Brüder, die unter die Diaspora ihrer Freunde in den Evangelischen Kirchen ausgingen und diese Mission hat im Stillen viel gewirkt von Basel bis nach Lithauen und Kurland, Liefland und Esthland. Aber diese Thätigkeit war nicht auf das Proletariat der Evangelischen Volkskirche gerichtet, um dieses zu retten und durch das Evangelium wieder zu humanisiren, sondern auf die frommen Reste in der verweltlichten Kirche, um diese durch die Herzensgemeinschaft mit dem Centrum der Herzensfrömmigkeit, das die Brüdergemeinde bildet, zu stärken. Auch abgesehen von dieser Mission unter die Diaspora ist die Brüdergemeinde in unserer Zeit, wie bisher, als eine rettende Macht für die Evangelische Kirche zu preisen, mit der sie in dem Verhältniß einer frommen, erwachsenen Tochter zu ihrer weltlicher gearteten Mutter steht. Ihre Kolonien bilden überall mild leuchtende Punkte frommer Gemeinschaft, an die sich fromme Prediger und Laien der Evangelischen Volkskirche anschließen. Die Brüdergemeinde kann auf zweifache Weise noch eine große Wirkung zum Heile der Evangelischen Kirche ausüben. Erstlich kann sie, wenn sehr böse Zeiten kommen sollten, Zufluchtsörter für den auswärtig verfolgten Glauben darbieten, wo die kirchlichen Kräfte in der Stille sich bergen und stärken. Zweitens aber kann sie auch noch einmal und in erweitertem Maße der Ausgangspunkt einer großen Kirchenstiftung werden. Wie Zinzendorf durch Aufnahme der vertriebenen Mährischen Brüder ein Centrum für den Pietismus der Evangelischen Kirche zu schaffen erweckt wurde, so könnte ein zweiter, noch reicher begabter Zinzendorf von Gott erweckt werden, um von der Brüdergemeinde aus, und auf sie gestützt, die ganze Evangelische Kirche einer Wiedergeburt entgegenzuführen. Sey es nun, daß Gott dies beschlossen habe, oder nicht, gewiß ist es, daß die Brüdergemeinde ihre Mission zum Heile der Kirche noch nicht beendigt hat, wie sehr auch die strengen Lutheraner ihren Latitudinarismus in Beziehung auf die confessionelle Kirchenlehre ansiechten. Freilich, wie sie gegenwärtig ist, mit einer bloß ascetischen Theologie des Pietismus kann sie sich nur gegen die Welt verschließen und deren Mächte von sich abwehren, aber nicht überwinden.

Unter den frommen Associationen, die der Pietismus erzeugt hat, sind noch besonders die Vereine für die äußere Mission zu nennen, worin die Brüdergemeinde, als das Centrum der pietistischen Thätigkeit, rühmlich vorangegangen ist. Sie gehören hieher wegen ihrer Rückwirkung auf das Innere der Kirche, da sie unter allen ähnlichen Associationen unergleichlich am meisten zur Belebung des kirchlichen Geistes gewirkt haben, und zwar deswegen, weil sie wegen ihres christlich-cosmopolitischen Zweckes eine Seite hatten, von der sie den Humanismus berühren, der jetzt

das herrschende Element des Zeitgeistes ist und mit seiner Farbe Alles tingiren muß, was einen allgemeinen Anklang finden soll. Die Missionsfeste sind hie und da zu christlichen Volksfesten geworden, in denen der Humanismus unter der Herrschaft des christlichen Geistes sich auslebt, wie dies die Bestimmung der christlichen Volksfeste ist. Unsere Kirche ist so verarmt an christlichen Volksfesten, und diese sind für die kirchliche Pädagogik ein so nothwendiges Mittel, zugleich aber so schwer zu schaffen, daß wir den Missionsvereinen für diese Gabe sehr zu danken haben. Würden sie nur noch allgemeiner! Hierin hat die Römische Kirche einen großen Vorzug vor der Evangelischen, wie sie uns denn überhaupt an pädagogischen Mitteln und an pädagogischem Geschick für ihre kirchlichen Zwecke weit überlegen ist. Sie hat, was uns fehlt, Einheit der Autorität und Mannigfaltigkeit der Mittel. Sie hat einen Organismus für den Leib der Kirche, für die *Ecclesia vocatorum*; wir haben die reine Lehre und die Freiheit der Kinder Gottes für eine *Ecclesia regenitorum*, für den Geist der Kirche. Hätte die Römische Kirche die Evangelische nicht ausgestoßen, so würde es besser um beide stehen; wir wären noch Eine Kirche, wir in ihr und sie um uns; an der Trennung franken beide, aber sie ist geschehen und war nothwendig, nicht nur um der Sünde und des Verderbens der Römischen Kirche willen, wodurch die Reformation durch Gottes Wort verweigert wurde, sondern auch um die christliche Aufgabe des Deutschen Volkes und des Germanischen Stammes überhaupt zu vollbringen.

Diese Aufgabe ist eine völlige Neugeburt der Kirche, in die Jüdische, Hellenische, Römische und altgermanische Elemente eingegangen waren und durch Ueberlieferung fortgepflanzt worden sind, ohne durch den Geist des Evangeliums völlig gereinigt, umgebildet und zu einem harmonischen Ganzen, zu einem geistlichen Leibe Christi verklart zu seyn. Gott erwählte nun den Germanischen Stamm, den er mit Tief Sinn, Liebe und Selbstständigkeitsstreben reich begabt hat, und bestimmte ihn, aus dem Urquell des christlichen Lebens, aus dem Evangelium unmittelbar die Wahrheit des Heils rein zu schöpfen, und von diesem Lichtcentrum aus den ganzen überlieferten Kirchenorganismus zu zerlegen, die Elemente desselben aufzulösen und so weit der Verwesung zu übergeben, daß diese Elemente weich, fügsam und beweglich für den Neubau eines Auferstehungsleibes der Kirche würden. Die Zerfetzung ist dem Teufel und den antichristlichen Tendenzen zum größten Theil überlassen, doch so, daß wider ihren Willen auch die frommen Christen, die das Gute des alten Baues zum Heile der Seelen gern erhalten möchten, durch ihren Widerstreit gegen einander zur Zerstörung mitwirken müssen, über die sie seufzen. Dagegen muß der Satan, dem die Zerstörung Endzweck ist, wider seinen Willen bloß ein Aufräumen des Schuttes und ein Bereinigen des Bauplatzes für das neue Gebäude aus lebendigen Steinen werden. Ob aber das Deutsche Volk selbst in dem neuen Gottesstempel wohnen wird oder nicht, das hängt davon ab, ob das Volk als Ganzes sich noch zur rechten Zeit zu Christo mit ganzem Herzen bekehren wird.

Die Juden haben sich nicht bekehrt und sind nur wenige in der christlichen Kirche gerettet worden; die Hellenen haben sich nicht gründlich bekehrt und sind nach langer Krankheit endlich unter die Gewalt des Islams und der Dämanen gethan; die Römer haben sich nicht gründlich bekehrt und sind unter die Herrschaft Germanischer Stämme gerathen. Was werden wir Deutschen thun in dieser unserer Zeit?

Die Gläubigen unter uns müssen jetzt Alles thun, um treu erkunden zu werden in der Stunde der Versuchung. Sie müssen kämpfen gegen den antichristlichen Geist, aber alle rettenden, heilenden, erhaltenden Mächte anerkennen und sich bemühen, sie in

Liebe und Geduld zu gemeinschaftlichem Wirken zu vereinigen, ohne daß sie deshalb in eine trübe Vermischung zu gerathen brauchen. Auf das Trennen und Auflösen kirchlicher Ordnungen, die irgend noch zusammenhalten, dürfen auch diejenigen evangelischen Christen nicht antragen, die eine vollständigere Verwesung des ererbten Kirchenbestandes für unvermeidlich halten und die Hoffnung eines göttlichen Neubaus im Herzen tragen. Denn ist dem wirklich so, dann wird es Gott durch die Nothwendigkeit der Dinge selbst herbeiführen. Der Christ aber soll nie irgend ein Gefäß christlichen Glaubens und kirchlicher Ordnung zerbrechen, sondern nur das Alte durch den heiligen Geist beleben oder Neues aus göttlichem Verufe still aufbauen und das Zerstören der Zeit oder denen überlassen, die nichts Besseres thun können; ja er soll es auch diesen, so lange noch zu wehren ist, wehren. Denn auch unser Herr ist nicht gekommen, das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen, und er hat den Tempel noch gereinigt, nachdem er schon zur Mördergrube gemacht worden war und indem Er selbst die Weissagung auf der Zunge hatte, daß von diesem Gebäu nicht Ein Stein auf dem anderen bleiben würde. Auch Luther hat nur die Vertheidigung und Geltendmachung von Gottes ewigen Worte vor Augen gehabt und die Feinde des Evangeliums angegriffen; er hat aber erhalten und gerettet, was von alter Ordnung der Kirche nur ohne Schaden des Evangeliums zu erhalten und zu retten war. Also wer kirchliches Leben in der Kraft Christi schaffen und ordnen kann, der schaffe und ordne; wer nicht schaffen und ordnen kann, der pflege und erhalte wenigstens in Liebe und Geduld das Bestehende und suche die Gläubigen im friedlichen Zusammenwirken zu stärken.

Eine starke, erhaltende (conservative) Macht ist jedenfalls jetzt die Römische Kirche. Es wäre zu wünschen, daß wir auch mit ihr, im Kampf gegen die zerstörenden Mächte, Hand in Hand gehen könnten. Aber dies wird dadurch erschwert, daß die Römische Kirche auch uns, die Evangelischen, zu den zerstörenden Mächten zählt, und daß ihr Eifer gegen uns durch ihre Vorkämpfer, wie weiland Görres, Jarke und die historisch-politischen Blätter, immer neu aufgestachelt wird. In einer wichtigen Frage des kirchlichen Lebens geht grade jetzt die Römische Kirche mit ihren und unseren gemeinschaftlichen Gegnern gleichen Weg: dies ist die Frage über das Verhältniß von Kirche und Staat. Die Römische Kirche will die völlige Auflösung des Bandes zwischen Kirche und Staat, weil sie einen vom Staate unabhängigen Organismus bereits in ihrer Hierarchie hat und durch die Trennung nur an Unabhängigkeit gewinnt. Unsere Kirche kann zunächst durch die Trennung nur leiden, weil unsere Kirche innig mit dem Staate verwachsen ist und durch Zerreißung dieser Verbindung in den Zustand eines Leibes verlegt wird, den man verkrüppelt hat. Der Beistand, den wir von der Römischen Kirche genießen können, beschränkt sich dem gegenwärtigen Standpunkte gemäß nur darauf, daß sie die Grundwahrheiten, die sie mit uns gemein hat, um ihrer selbst willen für sich vertritt, dadurch aber mittelbar auch uns nützt, indem sie dem Feinde ihre starke corporative Macht entgegenstellt. Und in solcher Weise ist auch die Griechische Kirche trotz ihrer Starrheit und ihres Bilderdienstes unsere Verbündete, um so stärker, weil in ihr der christliche Glaube und die kirchliche Ordnung noch viel fester in den Herzen der Völker gewurzelt ist als bei der Römischen Kirche.

Aber wehe uns, wenn wir nur auf diese Stützen außer uns vertrauen könnten. Aber wir haben als erste und letzte Zuflucht Eine feste Burg. Das ist der Herr Zebaoth, und ist kein anderer Gott; das Feld muß Er behalten. Und die auf seinen Wegen gehen, deren Hoffnung wird nicht zu Schanden werden.

(Fortsetzung folgt später.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 30. Juni.

N^o 52.

Das drohende Schisma in der Lutherischen Kirche.

Es war ein überaus wichtiger Abschied am Scheidewege, als am 18. Mai 1843 die Landes-Synode zu Edinburg von den Nonintrusionisten unter Chalmers Anführung verlassen, und in Folge dieses entscheidenden Schrittes neben der Reformirten Landeskirche eine freie Schottische Kirche begründet wurde. So viel ist freilich unläugbar, daß der Austritt so vieler ernster Christen unter so großen Aufopferungen durch gerechte Beschwerden, durch ungerechte Behandlung veranlaßt worden war, wenn auch die Prätension des selbstständigen Patronatsrechts für jede Gemeinde in dem geforderten Maße und Umfange weder kirchenrechtlich begründet, noch kirchlich zweckmäßig erachtet werden könnte. Überdies schien sich die Secession auch insofern zu rechtfertigen, ja die Trennung der neuen Kirche von aller Verührung mit weltlichen Verhältnissen sich zu empfehlen, als es zu dem Charakter der Reformirten Kirche überhaupt gehört, die allzu intime Verbindung mit dem Staate möglichst abzulehnen. Jedenfalls konnte der Abfall von der Landeskirche noch nicht als Abfall von dem Principe und Charakter der Reformirten Kirche überhaupt angesehen werden. Dennoch sind die wichtigen Fragen offen geblieben, ob nicht das unveräußerliche Recht der bestehenden Kirche innerhalb ihres Gebietes zu behaupten und zu erkämpfen, ob nicht dem Weichen das Bleiben vorzuziehen gewesen sey, ob die Flucht in der Stunde der Gefahr mit der Treue und Pietät gegen das Vaterhaus vereinbar sey, ob überhaupt temporärer Druck zu freiwilligem Bruche berechtige. Jedenfalls fragt es sich noch jetzt, ob nicht die eigenmächtige Emancipation von dem ungerechten Joche auch unwillkürliche Losreißungen von rechtlichen Institutionen, von gesetzlichen Gränzen, von heilsamen Fesseln zur Folge gehabt habe, ob nicht der erste Bruch eine gefährliche Bresche geöffnet habe für nachfolgende Anomie und Antinomie.

So war es nicht minder eine kritische Epoche, als im November und December 1845 und im Januar 1846 die Waadtländische Staatskirche (église officielle) auf einmal von so vielen treuen Geistlichen verlassen, und eben dadurch nur noch mehr verwüstet wurde. Auch hier war das erste Unrecht von der Staatsregierung ausgegangen; die Kirche befand sich in dem Zustande der Verfolgung; auch das Volk übte in Masse Gewalt gegen sie. Insoweit war das Recht unfreitig auf Seiten der bedrängten Geistlichen, wenn gleich der Staatsrath öffentlich behaupten konnte, daß der Kirche keinerlei Veränderung an Lehre

und Bekenntniß, an Katechismus und Liturgie, oder sonst im Gottesdienste aufgedrungen worden sey, denn damit war eben nur der Buchstabe unverletzt geblieben. Zu weiterer Rechtfertigung der freiwilligen Demission kam auch in diesem Falle die allgemeine Antipathie der Reformirten Kirche gegen irgend welche Abhängigkeit von weltlicher Obrigkeit hinzu; insofern konnten daher die Waadtländischen Geistlichen wirklich die Landeskirche verlassen, ohne die Reformirte Kirche selbst in ihrem Grundcharakter zu verletzen. Aber freilich war diese der Reformirten Kirche eigenthümliche Antipathie gleichzeitig durch Alexander Vinet über ihr Maß erweitert worden; sie war — bis zum kirchlich-politischen Manichäismus gesteigert worden. So hat die Römische Kirche die absolute Trennung zwischen Staat und Kirche bezeichnet; und dahin muß es folgerichtig kommen, wenn einerseits die Kirche, wie Vinet will, vom Staate, andererseits der Staat, wie die innestehende Revolution will, von der Kirche sich förmlich lossagt, so daß zwei absolute Principien neben einander gegeben sind, ein christliches und ein unchristliches, die beide insofern unchristlich werden, als sie sich nur exklusive, nur abstoßend gegen einander verhalten. Ebendeshwegen mußte auch Angesichts der Waadtländischen Secession bei aller Theilnahme für die Separirten das gewichtige Bedenken entstehen, ob diese nicht innerhalb der Landeskirche ihres Amtes treulich hätten warten, die geforderte Abhäsion zu revolutionären Grundsätzen tapfer ablehnen, der Empörung jede Huldigung versagen, aber den Gehorsam gegen die Obrigkeit nach Röm. 13. predigen und leisten sollen, so lange sie nicht selbst durch Gewalt aus ihrer Stelle entfernt worden wären.

Je wichtiger diese Bedenken sind, um so mehr müssen die Verhandlungen der Kirchenversammlung in Lausanne vom 11. und 12. November 1845 sammt den nachfolgenden Erklärungen eben so wie die Diskussionen in den Synoden zu Edinburg von 1843 die volle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Jetzt stehen uns ohnehin auch in Deutschland ähnliche Ablösungen bevor; ja es ist schon seit geraumer Zeit selbst in der stabilen Lutherischen Kirche ein ähnliches Schisma ausgebrochen, dessen Ende noch nicht zu übersehen ist.

Zunächst können wir es nur als ein Zeichen neuen Lebens begrüßen, wenn wir jetzt die confessionellen Unterschiede der Evangelischen Kirchen wieder erwachen sehen, welche früher so scharf gespannt, so hoch gehalten, und später theils vergessen und versäumt, theils unterdrückt und verachtet worden waren. Jetzt zeigt es sich, daß diese charakteristischen Unterschiede keineswegs abgestorben gewesen sind, sondern nur geschlafen haben, denn sie

sind sichtlich wieder erwacht. Mit dem Unterschiede der Confessionen tritt nach der eignen Natur des Bekenntnisses, welches nicht bloß Lehre ist, auch der Unterschied des Kultus, die Sonderung der Kirchen heraus. Insofern steht aber keine Separation, keine Zerspaltung in Aussicht, sondern nur Restauration schwesterlich verbundener Kirchenabtheilungen, welche ihrer innersten Glaubensgemeinschaft nur um so mehr sich werden bewußt werden, je ehrlicher und aufrichtiger sie sich sondern, auf daß einer jeden diejenige eigenthümliche Gestalt wiedergegeben werde, welche Christus in ihr gewonnen hatte. Insofern würde gerade die distinktere Sonderung zur wahren Union führen, während ohne Distinktion keine Konjunktion, sondern eitel Confusion zu erwarten ist. Wie jede Schule verschiedene Klassen, jede Heerde verschiedene Haufen hat, jedes Meer die verschiedenen Wassergattungen sondert und ordnet, so müssen auch in der Evangelischen Kirche, wie in der christlichen überhaupt, verschiedene Abtheilungen anerkannt werden, die ihren besonderen Charakter haben, welcher sich im Bekenntniß, im Kultus, in der Verfassung ausprägt, — Abtheilungen, die sich um so weniger trennen und scheiden werden, je freier und offener sie sich unterscheiden dürfen. Mit diesen Unterschieden der Kirchenabtheilungen verhält es sich daher nicht anders, als im Kleinen mit den unterschiedenen Individualitäten in derselben Abtheilung. Wer darf die eigenthümlichen Gestalten verwechseln wollen? Unterschiedlos ist nur die Einigkeit: die Einheit schließt den Unterschied nicht aus, sondern ein.

Insofern ist also das gegenwärtige Bedürfniß der Auseinandersehung, da jeder Stamm Israels zu seinen Hütten sich sammelt, in guter Ordnung; es bekundet nur eine heilsame Reaktion gegen eine verfehlte Union zu Gunsten wahrer Union. Allein leider scheint die innestehende Auseinandersehung zwischen den schon bestehenden evangelischen Kirchenabtheilungen, der Lutherischen, reformirten und unirten, nur der Anfang zu weiterer Zerspaltung zu seyn. Namentlich scheint der Lutherischen Kirche, wie stabil sie sich auch bisher immer erwiesen habe, gegenwärtig ein Schisma bevorzustehen, eine dauernde Absonderung zwischen derjenigen Fraktion, welche sich innerhalb der Landeskirche behauptet und ihre Hütten nicht verläßt, und zwischen denjenigen Gliedern, welche das Band mit der Landeskirche theils schon gelöst haben, theils noch zu lösen im Begriffe stehen. Der Riß ist schon gesehen, aber er scheint immer weiter zu reißen. Wie sollte sich nicht auf diese innestehende Bewegung die christliche Aufmerksamkeit und Sorge richten? Unseres Erachtens kann der ferneren Zerspaltung, der täglich zunehmenden Scheidung aus der Landeskirche nicht anders, als durch ehrliche und aufrichtige Unterscheidung innerhalb der Landeskirche begegnet werden. Aber es kommt freilich nicht allein darauf an, daß, sondern auch wie wir in der Landeskirche der verfehlten Union entgegenreten; daß wir weder gegen die, welche sich von uns getrennt haben, noch gegen die, welche

noch innerhalb der Kirche unentschieden sind, etwas versehen oder versäumen.

Darum müssen wir uns zunächst den Gegensatz zwischen den entschiedenen Lutheranern innerhalb und außerhalb der Landeskirche noch einmal vorhalten, denn wir stehen jetzt wirklich an diesem Scheidewege. Mußte aber selbst in der Reformirten Kirche die Separation von der Landeskirche die ernstlichsten Bedenken hervorrufen, weil dadurch einerseits die verlassene Kirche ihrer besten Kräfte beraubt, andererseits der Staat nur noch schärfer und spröder gegen die Kirche gestellt wird, so kann der Austritt aus der Lutherischen Kirche nur um so bedenklicher seyn, als diese nach ihren eignen Principien mehr als andere Kirchen mit Staat und Obrigkeit in ein Verhältniß der Intimität verwachsen ist, welches sich nicht wie ein abgetragener Rock ablegen läßt, sondern zum Leibe selbst gehört. Es ist so lange vergessen worden, darum kann es nicht genug wiederholt werden, daß der Charakter der Lutherischen Kirche nicht allein in Lehre, Bekenntniß und Kultus, sondern auch in ihren von der Lehre unzertrennlichen Verfassungsprincipien kenntlich ausgeprägt ist. Ihre Verfassung hängt mit dem obrigkeitlichen Amte (status politicus) wie mit dem geistlichen Amte (status ecclesiasticus) principiell zusammen; sie kann nur mit der Voraussetzung dieser Stände, dem Hausstande, dem status domesticus, sein bescheiden Theil vertrauen. So hat auch die Lutherische Kirche, wie jede, nicht allein ein jus scriptum, sondern auch ein jus non scriptum. War nun auch diese ihre Eigenthümlichkeit in der Landeskirche unter dem Einflusse reformirter Unionsprincipien mehr als einmal gefährdet, so ist dadurch der Austritt nicht gerechtfertigt; ja durch diesen wird der Charakter der Lutherischen Kirche nur noch viel mehr gefährdet als zuvor. Wer flieht auch, wenn es gilt zu kämpfen und zu schützen? Je begründeter die Beschwerden der Lutheraner seyn mochten, um so weniger war die Flucht begründet; denn je heftiger die Anfechtungen werden, desto heiliger wird die Pflicht zu wachen und nicht zu weichen.

Darum gilt es fort und fort, Angesichts der nächsten Folgen der Lutherischen Separation davor ernstlich zu warnen, denn es ist schon deutlich genug zu erkennen, es hat auch nicht ausbleiben können, daß gerade durch die Separation, welche unter großen Aufopferungen die Kirche zu retten und rein zu erhalten bestimmt war, der Lutherische Grundtypus verloren gegangen ist. Die Separation ist unwillkürlich separatistisch, sektirerisch geworden. Mit der von der Lehre unzertrennlichen, in den Principien der Lehre wurzelnden Verfassung, wodurch zugleich das Laienpriesterthum schriftmäßig erklärt war, hat sich nur allzu schnell der eigentliche Charakter der Lutherischen Kirche radikal verändert, wenn auch kein Buchstabe der Lehre verrückt, kein Jota des Bekenntnisses verändert, keine liturgische Form verdrängt worden ist. Die Trennung der Kirche vom Staate ist an und für sich unlutherisch. Hier sey nur an Claus Harms Abschiedswort erinnert: „Eine vollführte Ablösung der Kirche

von Staat und Schule würde eine Auflösung für alle drei werden.“ So ist auch die Ablösung der Lehre von den Principien der Verfassung eine Auflösung. Die Kirche besteht überhaupt nicht allein in der Lehre, nicht allein im Bekenntniß und Kultus, sie hat vielmehr ihre eigenthümliche Gestalt vom Kopfe bis zum Fuße. Wenn zum Charakter der Lutherischen Kirche wesentlich die Exklusivität gehört, so hat sie eben nach dieser Eigenschaft ihre gesammte Gestalt, ihre ganze Persönlichkeit vor Verwischung und Vermischung zu bewahren; als exklusiv ist sie auch stabil und conservativ, und nur unter dieser Bedingung fortschreitend, weil sie auf ihren eigenen Füßen stehen muß, um sich sicher fortzubewegen. So kann sie sich auch nur unter dieser Bedingung mit anderen Ausdrücken des christlichen Glaubens in wahrer Union wissen, weil sie durch ihre Exklusivität ihre Selbstständigkeit wahrt. Und hierauf beruht wieder ihre Katholicität, ihr Zusammenhang mit der allgemeinen Kirche und mit ihrer historischen Continuität. Eben darum ist sie noch jüngst gegenüber der reformirten Union die Kirche der wahren Union zwischen allen Zweigen der Abendländischen Kirche genannt worden. Und es verdient wohl gründlich nachgelesen zu werden, wie sich hierüber aus einem der Parteinahme auch äußerlich entrückten Standpunkte auf Grund unbeirrter Anschauungen die neueste Kirchengeschichte ausgesprochen hat. — (Lehrbuch der Kirchengeschichte. Von J. S. Kurtz. Mitau 1849) §. 127., §. 131 und §. 169. — Es bedarf übrigens hier keiner weiteren Ausführung, wie alle diese Eigenthümlichkeiten nur in ihrem Verbande bestehen können, und durch die Lösung des Verbandes mit einem Charisma auch das andere gefährdet wird. So wird namentlich die gesunde Lutherische Exklusivität, von welcher alle wahre Union bedingt ist, durch die Separation zur abstoßenden Sprödigkeit gegen alle Union, wie sich auch an den einzelnen Subjekten die sektirerischen Ecken ausgleichen mögen. So ist nicht minder die Stabilität, von welcher aller Fortschritt bedingt ist, so ist die Conservativität, mit welcher die Katholicität verknüpft ist, durch den Abfall verletzt; darum sind die sogenannten Alt-Lutheraner recht eigentlich neue Lutheraner.

Aber wir hoffen noch immer von dem Geiste Gottes, der unter ihnen wirkt, Umkehr und Abwendung der äußersten Gefahr. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Separirten zuerst die Gefahr in der Landeskirche erkannt, auf die Schätze der Kirchenlehre aufmerksam gemacht und die Schlafenden geweckt haben. Um so mehr müssen nun auch diejenigen Lutherischen Kirchengenossen, welche sich innerhalb der Landeskirche behaupten, aber gegen die reformirte Union verwahren, den Separirten dienen mit der Gabe, die ihnen vertraut ist. Unter diese Lutheraner innerhalb der Landeskirche gehört auch der jüngst in Gnadau gestiftete Verein zur Restauration der Lutherischen Kirche in der Provinz Sachsen, zu welchem sich auch der Verfasser bekennt, und worüber in diesen Blättern (Nr. 39. 40.) bereits ausführlicher Bericht erstattet worden ist, auf den wir um des Zusam-

menhangs willen verweisen müssen. Aus eben diesem Kreise sind den separirten Brüdern hier nur noch Eins vorgehalten. Sie haben auf die Schätze der Lehre, des Bekenntnisses und des Kultus in der Lutherischen Kirche wieder aufmerksam gemacht und zur Wahrung derselben geweckt; sollen wir sie nicht auch auf die damit zusammenhängenden Charismen aufmerksam machen, die wir schon angedeutet haben? Sie haben nach Anleitung der Concordienformel X. auch die Abiaphora, die Mittel Dinge und unwesentlichen Ceremonien in der Stunde der Gefahr nicht aufgeben wollen, sie haben auch in solchen Mittel Dingen dem Gegner nicht weichen wollen; sollen wir ihnen nicht vorhalten, daß sie in viel wichtigeren und wesentlicheren Verhältnissen ihrer Kirche gewichen und gesunken sind?

Wenigstens dürfen die Lutheraner innerhalb der Landeskirche den Brüdern außerhalb derselben nicht verschweigen, was sie von einander trennt: ob etwa das Schisma zu beiderseitigem Nutzen noch zu heben sey. Andererseits müssen wir aber auch diejenigen Kirchengenossen, die uns innerhalb der Kirche mißtrauisch ansehen, auf dem Herzen tragen, um alle Mißverständnisse, alles Mißtrauen nach Kräften zu heben. In dieser Beziehung thut es Noth, daß wir uns zunächst selbst unter einander auf unsere eigenen Principien in ihrer Consequenz nochmals aufmerksam machen. Darum noch ein Wort der Mahnung zum Schlusse!

Wir müssen es noch einmal wiederholen, wir können es auch in Schottland und Waadland innerhalb der verlassenen Kirchen vor Augen sehen, wenn wir uns näher danach umsehen. Es ist nicht genug, daß wir in der Landeskirche bleiben; das Weitere ist, wie wir in ihr inklusiv und exklusiv uns verhalten. Zunächst wollen sich die Lutheraner innerhalb der Landeskirche zu ihren Hütten sammeln, sie wollen in dem, das ihnen vertraut ist, mit allen Genossen der Gemeinde treulich ausharren ohne zu weichen. Das ist ihre conservative Treue, ihre inklusive Haltung, womit sie der Zersplitterung zu begegnen suchen. Sie wollen aber auch ferner gegen alle der Lutherischen Kirche fremden Principien kämpfen, um der verkehrten Union, der falschen Mitte, dem jaste milieu zu begegnen. Das ist ihre exklusive Seite, womit sie sich wehren. Zu jener Seite, der inklusiven, gehört aber auch ferner dieses, daß sie mit der Kirche, mit der Kirchenverfassung im Lande auch die Kirchengenossen conserviren und nicht lassen; und dazu gehört wieder, daß sie in der Kirche, um der Zersplitterung zu wehren, allerlei Glieder tragen, schonen, pflegen, und die am wenigsten geförderten am meisten. Wenn sie selbst in der Kirche bleiben wollen, sollen sie nicht auch Anderen dazu förderlich seyn? Dazu gehört aber die Geduld, welche nicht zu viel auf einmal verlangt. Die andere Seite ist aber die exklusive, und dazu gehört freilich, daß wir um solcher Schonung willen der Wahrheit nichts vergeben. Je fester wir selbst in der Wahrheit stehen, exklusiv gegen jede Unwahrheit, desto schonender werden wir uns in der Liebe verhalten können gegen die Personen, welche irren. Die

exklusive Wahrheit, welche grab' aus geht und keinen Schritt weicht, und die inklusive Liebe, welche wartet und Geduld hat, widersprechen einander nicht, vielmehr gehören beide zusammen. Durch Beides werden wir, wenn wir nichts übereilen, am schnellsten wachsen und zunehmen. Eben diese Vorschrift ertheilt der Apostel den Ephesern (4, 15.) grade in Beziehung auf den kirchlichen Organismus zur Conservation aller Glieder am Leibe. Darum laßt uns auch eifern um die Wahrheit in Liebe, auf daß wir wachsen in allen Stücken an dem, der das Haupt ist, aus welchem, als von Oben, der ganze Leib zusammengefügt ist in allen seinen Gliedmaßen und unterschiedenen Abtheilungen.

C. F. G.....I.

Literarische Anzeige.

Die alte und die neue Lehre über Gesellschaft, Staat, Kirche, Schule, Ehe und Arbeit. Für Stadt und Land faßlich dargestellt von Fr. Matth. Perthes, Pastor in Moorbürg. Hamburg 1849. 8.

Wir haben uns in den letzten zwanzig Jahren eines faulen Friedens eine Doktrin über den Kopf wachsen lassen, die, aus freigeistlichen Richtungen alter und neuer Zeit, aus allerhand momentanen Verlegenheiten, so wie aus allerhand allgemeinen Sünden ihre Nahrung schöpfend, jetzt zu einer Macht geworden ist, die auch denen Schrecken gebiert, welche es für Hirngespinnst hielten, wenn Andere schon diese langen zwanzig Jahre hindurch vor der nun zu Tage getretenen Erscheinung warnten und auf sie als auf eine Nothwendigkeit hindeuteten, sobald man eben bei diesem indolenten Zuharren bleibe. Wie haben gewisse Leute über die Äußerung gelacht, die alte Französische Revolution sey noch nicht geschlossen, sondern mitten in ihrer Entwicklung abgebrochen, weil die Zeit auf des Herrn von Cloots Menschheits-Gottes-Lehre und auf Babeuf's Eigenthumstheorie noch nicht hinlänglich damals vorbereitet gewesen, um die Weiterentwicklung hindurchtragen zu können. Nun stehen wir doch eben vor der Erfüllung dieser Vorbehauptung und Rüge, und Consorten an Cloot's Stelle und Andere an Babeuf's Stelle sind eben dabei, den Faden wieder anzuknüpfen, wo er damals abriß. Noch aber will es den Leuten immer nicht recht einleuchten, daß das ein Religionskrieg ist, in dessen Beginne wir uns befinden, und daß die Differenz über die Begründung des Staates und des Eigenthums eingreift in alle sittlichen, ja in alle im engeren Sinne religiösen Lehrbegründungen. Da mag man unter diesen Umständen ja eine Schrift, wie die kleine oben bezeichnete des Herrn Pastor Perthes, mit herzlichem Willkommen aufnehmen, denn nicht nur daß sie schlicht und ein-

sach und doch eindringend, von Herz zu Herzen, aber auch von Verstand zu Verstand alle die Punkte behandelt und umspannt, an welche das dämonische Geschlecht, mit dem wir es in unserer Zeit zu thun haben, seine Verwirrung aller sittlichen Vorstellungen im Volke geschickt anstrickt — geht sie auch grade auf den Hauptpunkt los und zeigt, daß wir es eben wirklich mit einem Geisterkampfe, mit einem Religionskriege, und zwar der grauenvollsten Art zu thun haben, und daß, wer hier die Hände in den Schoß legt und nicht Zeugniß von sich gibt, sich selbst und Weib und Kind und Kindeskind und Alles, was ihm heilig und lieb ist, an den Altfeind verräth. Möge diese kleine, anspruchslose und doch so leistungsvolle Schrift recht verbreitet, namentlich unter Bürgers- und Bauersmann weit und breit und mit allen Mitteln verbreitet werden — sie enthält grade was Noth thut — und auch in der Form, die Noth thut.

H. Leo.

Literarische Anzeige.

Christliche Aufklärung über die wichtigsten politischen Irrthümer der Gegenwart und über das constitutionelle Königthum. Ein Gespräch von Dr. Fr. J. Günther. (Bei Bestellungen in Partien werden von jeder Buchhandlung besondere Vortheile gewährt.) Halberstadt, 1849. Verlag von Robert Franz. (39 S.) 8.

Obiges Büchlein, fast ein Flugblatt zu nennen, möchten wir angelegentlich zur Verbreitung empfehlen. Es dringt in faßlicher Sprache auf das, was Noth thut, umfaßt alle wesentlichen Streitpunkte der Zeit kurz — nicht in doktrinäer Darstellung, aber so, daß man eine durchgebildete Ansicht bei jeder Zeile als Grundlage fühlt und auf dieselbe hingeleitet wird, ohne darauf gestoßen zu werden. Es ist ein wahres Gespräch, nicht ein langweiliger, nur durch Entgegnungen gelegentlich unterbrochener Monolog, und es hat dies Gespräch auch die Wirkung eines guten Gespräches, die ja auch nicht darin besteht, daß man den Gegner am Arme mit fort und dahin reißt, wo er von selbst nicht hin will — sondern darin, daß dem Gegner die Schwächen seines Grundes, auf dem er steht, schlagend nahe gebracht und die Schleier weggehoben werden, die ihn hindern, in fruchtbarere Auen den Blick zu wenden. Mag er dann auf wackelndem Boden stehen bleiben und seine Augen an der Öde weiden, wenn's ihm so besser gefällt. Für ganz rohe Naturen ist allerdings die Darstellung nicht berechnet, aber wo nur ein christlicher und sittlicher Faden des Anknüpfens noch übrig ist, wird sie zu Nachdenken und Aufklärung vortrefflich wirken. Es gibt gewiß Tausende und aber Tausende, bei denen grade dies Gespräch ein erquickender Beguß des wachsenden Keimes ist.

H. Leo.

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Herausgegeben

von

C. W. Hengstenberg,

Dr. der Phil. u. d. Theol., der letzteren ord. Professor an der Universität zu Berlin.

Funfundvierzigster Band. Erstes Heft.

Juli 1849.

53-60

Berlin,

bei Ludwig Nehmigke.

Es ist der Zweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung in streng gehaltener Einheit die Evangelischen Wahrheiten, wie sie in der heiligen Schrift enthalten und aus ihr in die Bekenntnisschriften unserer Kirche abgeleitet sind, zu begründen und zu verteidigen, den Unterschied zwischen der Evangelischen Lehre und der entgegenstehenden in ein helles Licht zu setzen und durch Mittheilungen, theils über den Zustand der Christlichen Kirche aller Gegenden, theils über die Wirkungen des Evangelii unter den Heidenvölkern, eine lebendige Theilnahme an den kirchlichen Dingen zu erwecken und das Bewußtseyn der Einheit in der Evangelischen Kirche zu befördern.

Die Evangelische Kirchen-Zeitung soll keiner Parthei angehören; sie will der Evangelischen Kirche als solcher dienen. Denen, welche zu dem lebendigen und entschiedenen Glauben an die Wahrheit der Evangelischen Lehre gelangt sind, will sie Gelegenheit geben zur weiteren Ausbildung und Durchbildung; sie will warnen vor den mannigfachen Abirrungen, die sich zu allen Zeiten einer großen religiösen Bewegung auch unter denen eingefunden haben, die in der Hauptsache die göttliche Wahrheit ergriffen hatten. Sie wird sich bestreben, bei den Einzelnen das lebendige Bewußtseyn der Einheit, theils mit der Evangelischen, theils mit der gesammten Christlichen Kirche aller Jahrhunderte zu befördern und zu einer allgemeinen Verbindung aller wahren Glieder der Evangelischen Kirche beizutragen. Vorzugsweise aber möchte die Evangelische Kirchen-Zeitung die Bedürfnisse derer berücksichtigen, welche für Wahrheit empfänglich, nicht wissen, wo sie dieselbe suchen und wo sie sie finden sollen. Das religiöse Bedürfnis ist in der gegenwärtigen Zeit mächtig erwacht; stärker, wie vielleicht je, empfindet man die Nothwendigkeit des Glaubens an eine Offenbarung. Aber viele unter den redlich Suchenden bleiben in stetem Schwanken, weil sie stets befürchten ein Extrem mit dem andern zu vertauschen. Die Evangelische Kirchen-Zeitung wird sich bestreben ihnen die Vorurtheile zu benehmen, welche ihnen gegen die Wahrheiten beigebracht worden, die verwirrten Begriffe zu entwirren, das reine Evangelische Christenthum von seinen mannigfachen Abwegen abzuschneiden, ihre Aufmerksamkeit zu lenken auf die Zeichen der Zeit, und sie näher bekannt zu machen mit den denkwürdigen kirchlichen Ereignissen in den nächsten und fernsten Gegenden der Erde.

Diese Zwecke glaubt der Herausgeber am besten zu erreichen, wenn er den Inhalt der Evangelischen Kirchen-Zeitung in folgende drei Rubriken abtheilt.

I. Aufsätze. Diese zerfallen in vier Classen.

Erste Classe: besonders Aufsätze über wichtige biblische Abschnitte, Auslegung schwieriger Stellen und größerer Stücke, die vorzugsweise in der jetzigen Zeit Erwägung verdienen; Nachweisungen der Glaubenseinheit in den verschiedenen heiligen Schriften, mit Berücksichtigung der verschiedenen Form, in welcher die göttliche Wahrheit in ihnen sich ausdrückt, und Hinweisung auf die stufenweise Entwicklung der göttlichen Heilsanstalten.

Zweite Classe: hauptsächlich Darstellungen der Evangelischen Lehre, im Gegensatz gegen besonders verbreitete Irrthümer im Glauben und Leben unserer Zeit. Belehrungen über die wahre Natur der Christlichen Kirche und ihr Hervortreten in der Zeit u. s. w.

Dritte Classe: kirchenhistorische Mittheilungen von der ältesten Zeit an, insofern sie in direkter Beziehung auf unsere Zeit stehen; zuweilen auch größere Stücke aus seltenen, oder doch der Mehrzahl der Leser unzugänglichen Büchern. Die Mittheilungen der letzteren Art sollen nie bloß compilatorisch seyn, sondern alles soll lebendig eingeführt und durch sie zu der Zeit gesprochen werden.

Vierte Classe: praktisch theologische Aufsätze, Mittheilungen aus der speciellen Seelsorge und andere Amtserfahrungen, Abhandlungen und Vorschläge, den Cultus betreffend u. s. w.

II. Litterarische Anzeigen, nicht gelehrte Recensionen, sondern beurtheilende Anzeigen und Auszüge allgemeiner wichtiger Bücher, und zwar nicht bloß ganz neu erschienenener, sondern auch erneuernde Empfehlungen guter vergeßener Schriften; Warnungen vor schlechten gangbaren Büchern.

III. Nachrichten, Beiträge zur innern Geschichte der Christlichen Kirche, des Inlandes sowohl wie des Auslandes; kurze Biographien von Personen, die für größere oder kleinere Kreise wichtig wurden, geschichtliche Mittheilungen über Begebenheiten in der äußern Verfassung und über die Verhältnisse der verschiedenen Religionsparteien zu einander; Missionsnachrichten, nicht in der Absicht, die diesem Gegenstande besonders gewidmeten Zeitschriften zu ersetzen oder zu verdrängen, sondern theils allgemeine gedrängte Übersichten theils herausgehobene charakteristische und individuelle Züge, mit Vermeidung aller unnützen Wiederholungen und allgemeinen Redensarten, und was außerdem in irgend einer Beziehung für die Mitglieder der Evangelischen Kirche von Interesse und Wichtigkeit seyn kann. Der Stoff zu diesen Nachrichten wird theils durch eine bedeutende Anzahl von Correspondenten im In- und Auslande, theils durch die Benutzung der zweckdienlichen Zeitschriften, in Deutschland, Frankreich, England, Schottland und America geliefert werden.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende seyn muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Überzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verboten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das Entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Überzeugung verträglich ist mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweist, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. Hengstenberg.

Unterzeichneter, als Verleger der Evangelischen Kirchen-Zeitung, erlaubt sich, obiger Anzeige noch einige Bemerkungen nachzusetzen:

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen jede Woche vorläufig zwei Nummern, die auf Verlangen wöchentlich versandt werden; — jedoch findet auch die Versendung von ganzen, in saubern Umschlägen broschirten, Monatsheften statt.

Der Preis für den ersten halben Jahrgang ist 2 Rthlr. Preuß. Courant, und wird die Zahlung voraus geleistet. Bestellungen nehmen an: sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämtliche Preuß. Postämter, durch welche die Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung bezogen wird.

Litterarische und sonstige Mittheilungen, sobald sie per Post gehen, beliebe man an den Herrn Herausgeber hieselbst zu adressiren; — gehen sie aber durch den Buchhandel, was bei nicht sehr eiligen Sachen, oder sobald sie mehr als das gewöhnliche Briefporto betragen möchten, gewünscht wird, dann erbitte ich verglichen unter meiner Adresse durch Herrn Buchhändler J. G. Mittler in Leipzig, und zwar mit der Bemerkung: Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, zur Post.

Ludwig Vehmigke.

I n h a l t.

	Seite
N ^o 53. Zur inneren Mission	497
Sendschreiben an mehrere Geistliche in der Provinz von dem Pred. Dr. Henry über seine Theilnahme an der Leichenfeierlichkeit auf dem Friedrichshain am 22. März 1848	500
Nachrichten. Einladung	504
— 54. Sendschreiben an mehrere Geistliche in der Provinz von dem Pred. Dr. Henry über seine Theilnahme an der Leichenfeierlichkeit auf dem Friedrichshain am 22. März 1848 (Schluß)	505
Nachrichten. Bericht über die Missions- und Pastoral-Conferenz zu Berlin vom 5. bis 7. Juni 1849	508
— 55. Fragmente aus einem größeren, nicht zum Drucke bestimmten Ganzen (Fortsetzung)	513
Nachrichten. Bericht über die Missions- und Pastoral-Conferenz zu Berlin vom 5. bis 7. Juni 1849 (Fortsetzung)	517
— 56. Fragmente aus einem größeren, nicht zum Drucke bestimmten Ganzen (Fortsetzung)	521
Nachrichten. Bericht über die Missions- und Pastoral-Conferenz zu Berlin vom 5. bis 7. Juni 1849 (Fortsetzung)	526
— 57. Fragmente aus einem größeren, nicht zum Drucke bestimmten Ganzen (Fortsetzung)	29
Nachrichten. Bericht über die Missions- und Pastoral-Conferenz zu Berlin vom 5. bis 7. Juni 1849 (Fortsetzung)	534
— 58. Die Geistlichkeit als Inhaberin der Kirchengewalt	537
Nachrichten. Bericht über die Missions- und Pastoral-Conferenz zu Berlin vom 5. bis 7. Juni 1849 (Schluß)	540
— 59. Die Geistlichkeit als Inhaberin der Kirchengewalt (Schluß)	545
Nachrichten. Das christliche und kirchliche Leben im Fürstenthum Lippe (Zunfzehnter Bericht)	548
— — — — — Preisaufgabe	552
— 60. Das Consistorium in Magdeburg	553
„Ihr aber seyd der Leib Christi, und Glieder, ein Jeglicher nach seinem Theile“. (Ein Wort des Trostes für die Lutheraner in der Evangelischen Landeskirche Preußens)	554
Nachrichten. Königsberg	558
Beilage	561
Nachrichten. Ein Schreiben aus dem Großherzogthum Baden	561

Evangelische Kirchen = Zeitung.

H e r a u s g e g e b e n

von

C. W. Hengstenberg,

Dr. der Phil. u. d. Theol., d. letzteren ord. Professor an der Universität zu Berlin.

Funfundvierzigster Band.

J u l i b i s D e c e m b e r 1 8 4 9.

Berlin,

bei Ludwig Dehmigke.

សិល្បៈកម្ពុជា

សិល្បៈកម្ពុជា - ឆ្នាំទី ១

សិល្បៈកម្ពុជា - ឆ្នាំទី ១

សិល្បៈកម្ពុជា - ឆ្នាំទី ១

សិល្បៈកម្ពុជា - ឆ្នាំទី ១

សិល្បៈកម្ពុជា - ឆ្នាំទី ១

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 4. Juli.

N^o 53.

Zur inneren Mission.

Der Centrausschuß für die innere Mission der Deutschen Evangelischen Kirche hat einen Congreß für die innere Mission auf den 13., 14., 15. September d. J. nach Wittenberg ausgeschrieben, im Anschluß an die daselbst den 11. und 12. September stattfindende zweite Versammlung für Gründung eines Deutschen evangelischen Kirchenbundes, und ladet dazu nicht nur seine Agenten, sondern auch alle Freunde der inneren Mission ein.

Auch diese Zeilen wollen ein Ruf seyn an Alle, nicht nur Freunde, sondern auch an die Feinde dieses Gotteswerkes, daß sie kommen und sehen, was der Herr an jener Stätte kund thun wird. Wir meinen nicht die Feinde unter den Kindern dieser Welt, sondern unter den Kindern Gottes, denn merkwürdiger Weise hat die innere Mission auch unter diesen ihre Gegner. Einige ärgern sich wohl an dem Namen, und weisen auf den Geist hin, der seiner Zeit in den Gustav-Adolphsvereinen Propaganda machte; Andere sehen darin einen Angriff auf die geordnete Arbeit der Kirchen, ein willkürliches Sich-eindrängen in die Kirchenämter u. dgl. Viel größer freilich auch unter den Gläubigen ist die Zahl derer, welche von der inneren Mission kaum mehr als den Namen kennen. Ihnen aber wünschten wir, daß sie in die Gemeinschaft dieses Werkes, vorläufig nur durch die Theilnahme an dem Wittenberger Congreß, eintreten. Die Einen würden erkennen, daß hier nicht für den Geist dieser Welt Propaganda gemacht wird, die Anderen würden sich freuen über die entschiedene Bereitwilligkeit der inneren Mission, mit der sie nichts Anderes will, als der Kirche dienen, keineswegs aber über sie herrschen. Die Gleichgültigen aber würden einsehen, daß hier kein Zusehen und Zuwarten mehr gilt, sondern, wer noch Herz und Muth für's Reich Gottes hat, mitgehen und zugreifen muß. — Zu dieser Einsicht wird aber schon die Bekanntschaft mit Wichern's neuester Schrift helfen, welche dem Leser hiemit bestens empfohlen wird.

Ihr Titel lautet:

Die innere Mission der Deutschen Evangelischen Kirche. Eine Denkschrift an die Deutsche Nation, im Auftrage des Centrausschusses für die innere Mission verfaßt von J. S. Wichern. Hamburg. Agentur des Rauhen Hauses zu Horn. 1849. 272 S. 8.

Auf den reichen Inhalt dieser Denkschrift näher einzugehen, ihn zu entfalten und zu beurtheilen, soll hier nicht versucht werden. Nur so viel sey gesagt: Es ist das Zeugniß, welches ein junges, in großer Kraft hervorbrechendes Leben im Bewußtseyn seines göttlichen Ursprunges und in der Zuversicht einer großen Zukunft über sich selbst ablegt. Denn Wichern ist in der Deutschen

Evangelischen Kirche der Quellpunkt der inneren Mission. Das Rauhe Haus und die von dort ausgegangenen Missionswerke sind die Verkörperung der inneren Mission. Und wie auch neben ihm hier und dort Ähnliches ohne direkten Zusammenhang mit ihm geschehen ist, so gebührt Wichern ohne Frage das Zeugniß, daß es ihm gegeben ward, die innere Mission in ihrem organischen Zusammenhange mit der Kirche, in ihrer Nothwendigkeit und Bedeutsamkeit für die Evangelische Kirche vor Allen zu erkennen. Die innere Mission ist seine Lebensaufgabe. Er ist ihr Prophet in unseren Tagen. Und Alles, was er selbst auf diesem Gebiete bisher gethan, erfahren und gedacht hat, Alles, was sein Seheverblick von diesem Werke in der Zukunft schaut, hat er in vorgenannter Denkschrift niedergelegt. Wer auf die vollständigste Weise wissen will, was innere Mission sey, was sie will, was sie schon gewirkt hat, was sie noch für die Zukunft wirken könne, der findet hier vollständigste Antwort. Vor Allen möchten wir die Diener der Kirche auffordern, sich mit dem Inhalte der Schrift bekannt zu machen. Denn wenn auch keinen anderen, so werden sie unzweifelhaft den Segen davon haben, daß sie ergriffen werden von den neuen Aufgaben, welche die Kirche unserer Tage und besonders das Amt des Wortes zu lösen hat. — Die Schrift zerfällt in drei Hauptabschnitte. Der erste Abschnitt behandelt allgemeine Fragen über die Anfänge der inneren Mission, ihre Stellung zur Familie, zum Staate, zur Kirche. In letzterer Hinsicht wird es besonders betont, daß die innere Mission recht eigentlich eine kirchliche Thätigkeit seyn will, gefordert durch das massenhafte Verderben in Familie und Staat, dem der seitherige Organismus der kirchlichen Ämter nicht mehr gewachsen ist, gefordert durch das allgemeine Priestertum aller Christen, gefordert durch die Pflicht, die kirchenamtliche Thätigkeit durch Zuführung neuer Kräfte zu verstärken so lange, bis jene wieder mächtig genug ist, den Mächten der Hölle zu trogen. Der Abschnitt schließt mit einer kurzen Geschichte der inneren Mission. — Der zweite Abschnitt enthält die Statistik der inneren Mission. Er ist jedenfalls der reichste und bedeutendste des Buches, führt die Leser in alle Gebiete des politischen, kirchlichen und gesellschaftlichen Lebens, zeigt die Nothstände der Christenheit, wie ein erfahrener Arzt in der Klinik seine Schüler an die Betten eines Hospitals führt, und lehrt die Hülsen und Heilmittel, in denen allen aber immer auf das eine Specificum wider alle Schäden, auf die Hülfe aus Gott in Christo gewiesen wird. Wir werden zuerst auf das staatliche Gebiet geführt, in die Sphäre der Revolution, in die Gefängnisse; sodann auf das unmittelbar kirchliche Gebiet. Hier begegnen uns die Schilderungen verwahrloster Gemeinden in grellen Farben, und was dagegen zu thun durch Bibelgesellschaften, durch

Hausgottesdienste, Bibelfunden, Büchervereine. Es werden die Traktatgesellschaften, fremde und einheimische beschrieben, es werden besprochen die Zeitschriften, die Colportagen, die Straßenprediger, die Pastoral-Hülfsgesellschaften, die Stadt-Missionen, Kinderpflege — und geschlossen mit Vorschlägen zur Heranbildung tüchtiger Missionskräfte. Darauf folgt ein Capitel, das uns auf das allgemein sittliche Gebiet führt und die Enthaltenssache, die Magdalenenliste gegen Prostitution, und die Lese- sucht behandelt. Das vierte Capitel ist von dem allgemeinsten Interesse. Es umfaßt das sociale Gebiet und bespricht diejenigen Fragen, von denen unsere Zeit am meisten bewegt wird. Was hier über das Proletariat, über Besitz und Eigenthum, über Communismus, über Handwerker, Fabrikarbeiter, Tagelöhner u. s. w. gesagt wird, gewährt den schmerzlichsten Einblick in die verwerflichsten Schäden der Christenheit. Die helfenden Mittel dagegen sind: Kinderpflege in Sonntagschulen, Kindergottesdienste, Rettungsanstalten, Armenpflege, Krankenpflege, Familienpflege, Association der Armen, Jünglingsvereine, Sparlaben, Baugesellschaften, Kolonisation, Auswanderung. Die Mittheilungen über das Wesen und die Geschichte dieser Missionsmittel erfolgen nicht in trockener Aufzählung, sondern in lebendiger, anregender Weise. — Der Schluß dieses Abschnittes beschäftigt sich mit den Missionsarbeiten von Deutschen außerhalb Deutschlands, in Frankreich, der Schweiz, England &c. Hier finden wir die schon in anderen Schriften Wichern's vorkommenden Schilderungen von der entsetzlichen Verfunkenheit der Deutschen im Auslande, besonders in der Schweiz und Frankreich. Dort sind die Vulkane, von wo die Lavaströme der Revolution sich über Deutschland ergossen haben. Der Damm gegen ihre ferneren Verwüstungen wird durch keine Staatsverfassung, durch keine politische Kammer geschützt. Hier hilft nur der eine Helfer, welcher in die Welt gekommen ist, die Sünder gerecht und selig zu machen, — Jesus Christus. Ihm will die innere Mission Bahn brechen. — Endlich werden in der Kürze auch die Deutschen Auswanderer in überseeische Länder besprochen, und was die Liebe Christi für die Auswanderer bis zu ihrer Einschiffung, und für die Ausgewanderten in deren neuem Vaterlande gethan hat und noch thun muß. — Die Organisation der inneren Mission bildet den dritten Hauptabschnitt des Buches. Je weniger bis jetzt in dieser Hinsicht geschehen, desto mehr bewegt sich Wichern hier auf dem Gebiete der Zukunft. Darum werden Manche über dies und jenes mit ihm streiten. Aber wir empfehlen diesen Abschnitt insbesondere denen, welche sich für das Verhältniß der Kirche zur inneren Mission interessieren. Ausgehend von dem klaren Bewußtseyn des allgemeinen Priesterthums ordnet Wichern doch alle Missionsthätigkeiten unter den Organismus der Kirche. Er findet es zwar unthunlich, die Pfarrämter zu nothwendigen Ausgangspunkten der Mission zu machen, vindicirt vielmehr der freien Gesellschaftsthätigkeit ihr volles Recht, aber nicht ohne das kirchliche Amt, sondern in freier Einigung mit demselben. Auf dieser Grundlage will er die innere Mission zur Sache der Kirchengemeinden gemacht wissen, und fordert die Bildung von Gemeinde-, Parochial-, Kreis-, Provinzial- und landeskirchlichen Vereinen,

und darüber stehend allgemeine kirchliche Vereine, jenseits aller Kirchenämter. Wie sich die einzelnen Missionsthätigkeiten in diesen Organismus einfügen, muß in der Denkschrift selbst nachgelesen werden. Die Zukunft der Kirche ist dunkel, jezt dunkler als je. Ob eine derartige Organisation sich wird herstellen lassen, weiß nur der Herr allein. Jedenfalls ist es gut, daß ein solcher Schattenriß uns vorgehalten wird. Aber wir wollen nicht alles Gewicht darauf legen. Es liegt eine Gefahr daneben, die, daß man das Kommen des Reiches Gottes in äußerlichen Geberden sucht. Aber Eins wollen wir in diesem Theil der Denkschrift auch nicht verkennen — die gläubige, hoffnungsreiche Liebe, welche den äußeren Bauriß doch nur darum entwirft, weil sie den Herrn sucht und sieht darinnen, wie er da sich eine Stätte bereitet hat, um die verfallenen Mauern seines Zions wieder aufzurichten. Möge der Geist dieser Liebe von dem theuren Verfasser auf alle Leser übergehen, möge er bleiben in dem Centralessen, dessen Entstehung und Zweck am Ende des Buches erzählt wird, möge er kräftig seyn auf dem bevorstehenden Congresse zu Wittenberg, zu welchem die Denkschrift das Einladungsprogramm seyn will.

Sendschreiben an mehrere Geistliche in der Provinz von dem Pred. Dr. Henry über seine Theilnahme an der Leichenfeierlichkeit auf dem Friedrichshain, am 22. März 1848.

Wir leben in einer Zeit der Sichtung, wo der Herr die Seinen erkennt. Christus will, daß wir eins seyen, die wir seinen Namen bekennen. Diese brüderliche Eintracht thut uns in der jetzigen Zerrissenheit mehr als je noth. Darum, liebe Brüder! liegt es mir schwer auf dem Herzen, daß Mehrere unter Euch mit einer gewissen Verstimmung auf Berlin blicken. Bei der diesjährigen Pastoral-Conferenz in Berlin war die Frequenz geringer als früher und es wurde eine Mißstimmung bemerkbar, ja selbst der Vorwurf von einem sehr geehrten Geistlichen aus der Provinz, ein Vorwurf, den wir von einigen verehrten Männern von Berlin ebenfalls gehört haben, laut ausgesprochen, daß:

„die Geistlichkeit von Berlin der revolutionären Partei gehuldigt habe, indem sie am 22. März v. J. in corpore der Beerdigung der im Kampfe Gebliebenen beigewohnt habe, sie müsse ihr sündhaftes Unrecht eingestehen, ehe eine vollständige Versöhnung mit den anderen Geistlichen stattfinden könne.“

Eine Verständigung scheint um so nothwendiger, als mehrere Prediger uns in der Ev. K. Z. dringend aufgefordert haben, sie über unser Verhalten zu beruhigen, und wir diese Bitte von christlichen Brüdern unter allen Umständen, wir mögen uns nun schuldig oder unschuldig fühlen, zu erfüllen haben. Ja, es ist einleuchtend, daß es schon jezt den Schein hat, als ob die Berliner Geistlichkeit eine Schuld fühle, und es nicht wage, sie zu bekennen; dies würde für alle Zeiten ein nicht zu tilgender Schandfleck für uns bleiben, und die Geschichte dieser Zeit uns durch ihr strenges Urtheil mit Recht brandmarken, wenn wir be-

harrlich schwiegen. Ich fühle mich daher in meinem Gewissen gedrungen, liebe Brüder! mich offen gegen Euch auszusprechen, als Einer, der (am 22. März) sich an dem Zuge nach dem Friedrichshain, im treuen Bewußtseyn, recht zu handeln, mit theilhaftig hat. Andere mögen es besser und eindringlicher nach mir thun, ich will beginnen, zumal da jener Geistliche, Prediger Balzer, der den herben Vorwurf gegen uns aussprach, es mir ernstlich zur Pflicht gemacht hat. Ich will, daß diese meine Worte als ein Dokument und Zeugniß für die Wahrheit der kommenden Zeit gelten, und spreche hier feierlichst die Überzeugung aus, daß die Geschichte dieser traurigen Zeit Viele in unserer Vaterlande mit Recht anklagen wird, nicht aber die Geistlichen in Berlin.

Zuvörderst gebe ich aber gern den Brüdern und auswärtigen Freunden zu, daß der Schein gegen uns spricht und mithin das herbe Urtheil gegen uns eine Entschuldigung bei uns findet, doch kann ich die Bemerkung nicht unterlassen, daß, ehe sie es fällten, sie das Sachverhältniß näher erforschen mußten, als es sich bei dem ersten Anschein darbot, und gewiß sie würden die harte Beschuldigung gemildert haben. Ihr sagt freilich, theure Brüder! „Warum habt ihr euch nicht gerechtfertigt?“ Ich antworte: Weil wir uns nicht schuldig fühlen, ja vielmehr das unzweideutige Zeugniß unseres Gewissens für uns haben, daß wir unsere Pflicht mit Hingebung erfüllt; und wer dies Zeugniß hat, fühlt ein gewisses Widerstreben, Apologien aufzusehen, zumal da oft in der Entschuldigung eine halbe Anklage zu liegen scheint (wie sie zu sagen pflegen: *qui s'excuse, s'accuse*). Ich habe selbst zuerst Mühe gehabt, den Vorwurf zu verstehen und mich in Euren Gedanken zurecht zu finden, denn wir haben wahrlich oft Gelegenheit gehabt, uns vor Gott zu prüfen, und es würde uns um so weniger schwer werden, hier einen Fehler einzugesetzen, da wir in so außerordentlich aufgeregten Momenten leicht bei Euch Entschuldigung finden würden; aber ich muß hier wiederholen, was ich von anderen Brüdern gehört habe, daß wenn diese Zeit noch einmal unter den gegebenen Umständen durchlebt werden müßte, wir nicht würden anders handeln können und also vor der richtenden Zukunft nichts zurückzunehmen haben. Freilich hätten wir aus Rücksicht für Euch früher laut sprechen können, jedoch ist eine Begebenheit wie diese erst nach einiger Zeit zur Beurtheilung reif, oder „historisch,“ wie man zu sagen pflegt, wenn die Aufregung auf allen Seiten gänzlich vorüber ist und die Begebenheiten in einer gewissen Entfernung liegen, so daß meine jetzige Erklärung Einigen noch als zu zeitig erscheinen wird. Da nun aber ein so schweres Urtheil einmal gegen uns ausgesprochen worden, nöthigt mich die Liebe zu den Brüdern, die ich hochachte, von denen verkannt zu seyn, uns gewiß Alle tief schmerzt, ihnen die Gründe darzulegen, welche uns geleitet haben. Ich thue dies von meinem persönlichen Standpunkt aus, da ich hier ohne Auftrag diese Sache führe und sie so darstelle, wie sie mir damals erschien. Daher verzeihet, wenn ich in's Einzelne eingehe.

In der Nacht der traurigen Begebenheit, welche, wie Jeder es fühlte, das Vaterland und die Kirche in ein neues Stadium

ihrer Lebens hinüberführte und uns Alle mit Schauer und Behemuth erfüllte (wenn auch Viele im Glauben wußten, daß ein großer Gedanke der Vorsehung in der Geschichte Preußens liege und wir uns an Joseph's Worte halten konnten: „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen u. s. f.“), und am Tage darauf waren Gräuel der Verwüstung geschehen: Nordbrennereien, wahnsinnige Leichenprocessionen mit frommen Gesängen; alle Leidenschaften erregt, das Militär entfernt, ohne daß man wußte, wie und warum? keine Polizei, keine neue Ordnung, die Bürgerwehr im ersten tumultuarischen Entstehen; Unsicherheit und Verwuth auf allen Seiten. Die Todten lagen da in großer Anzahl, theilweise in den Kirchen, und mußten bestattet werden. Es hatte ein Jeder das Gefühl, es müsse nothwendig etwas zur Beruhigung der Gemüther geschehen, um neue Ausbrüche der Wuth zu verhindern. Aber woher sollte uns Frieden werden? Am Montag Abend, als ich durch die erregten Volksmassen auf dem Schloßplatz ging, redete mich ein wohlmeinender, intelligenter Patriot, der nach dem Schlosse eilte, an. Kurz besprachen wir die betrübende Angelegenheit. Er auch war der Ansicht, daß es Pflicht der Geistlichen sey, etwas zur Beruhigung der Stadt zu thun, und da Todte von allen Gemeinden dabei wären, sich bei dieser Sache zu theilnehmen. Mir schien es, als ob die Besseren nie gut daran thäten, ja als ob ein Fluch darin liege, wenn sie sich in Revolutionszeiten zurückziehen und verbergen. Am andern Morgen sprach ich mit den ersten Geistlichen der Stadt. Ein Comité hatte sich für die Angelegenheit der Beerdigung gebildet, der große Gedanke war ausgesprochen worden: Es solle ein Friedensfest gefeiert werden, die Leichen von beiden Seiten (pflichttreue Krieger, im Aufruhr Getödtete, viele Verunglückte, auch Frauen und Kinder) in dasselbe Grab gesenkt und alle Leidenschaften, alle Rache und gegenseitige Wuth mit hinein. Dieser Friedensgedanke beruhigte die Aufgeregten und war der erste Lichtstrahl in dieser finsternen, verheerenden Zeit. Die Anzahl der Todten wußte man noch nicht genau, wer die Geliebten waren, viel weniger. Erst nach Monaten hat man durch das Sammeln und Zusammenstellen aller Thatfachen eine klare Ansicht über diese Katastrophe gewinnen können. Die Geistlichkeit der Stadt wurde jetzt durch ihre Vorgesetzten zu der Leichenfeierlichkeit, die als eine öffentliche Angelegenheit des Staates betrachtet wurde, eingeladen. Dies muß ich zuerst hervorheben, — denn nicht die Geistlichen allein in ihrer amtlichen Stellung, die ganze Universität, den Rektor an der Spitze, die Akademie der Wissenschaften, der Künste, der Magistrat, alle Behörden waren beordert; Alles, was in Berlin eine Bedeutung hat, schloß sich dem Zuge an. Wenn ein Vorwurf laut werden soll, so trifft er sie Alle. Aber nein — es war eine Idee mit der Feierlichkeit verbunden, welche die Berücksichtigung Aller verdiente. Die Zeitungen kündigten das Friedensfest an, an allen Ecken waren Plakate, welche zum Frieden einluden. Es wurde dieser eine Gedanke in den Reden, die auf der Treppe des Doms der neuen Kirche mitten unter den Särgen von dem katholischen Geistlichen, dem Ober-Rabbiner und dem Pred. Sydow gehalten wurden, in bestimmten Worten entwickelt. Diese Reden, auch noch in

der Gestalt, wie sie im Druck erschienen sind; enthalten alle die Voraussetzung, daß die Leichen von beiden Seiten bestattet würden, und beweisen, daß die fungirenden Geistlichen auch in dieser Meinung standen.

Dies ist ein anderes Hauptmoment, welches ich bitte festzuhalten, denn ich bin fast der Überzeugung, daß ohne den Friedensgedanken sich nicht vier Geistliche dem Zuge angeschlossen hätten; ja man hätte es ihnen und den Behörden auch nicht einmal zugemuthet. Durch diesen Gedanken geweckt, war ganz Berlin auf den Beinen, an den Fenstern, denn Alle hatten das Bedürfnis von etwas Geordnetem nach der Auflösung. Der König, von dem Wunsche der Beruhigung durchdrungen, stand auf dem Balkon des Schlosses, wir grüßten im Vorübergehen mit innerem, tiefem Schmerze. Sein Erscheinen, welches die bittere Traurigkeit aussprach, daß dieser unglückselige Kampf in Berlin möglich gewesen war, wurde ihm durch unser Mitgefühl erleichtert. Wir müssen uns, da ihr es wollt, in diese arge, aufregende Zeit noch einmal versenken, um ein klares Urtheil über die Zustände zu gewinnen, und ich habe das Gefühl, daß Ihr, theure Brüder! auch mit dabei gewesen wäret, denn wir erfüllten eine notwendige und sehr schwere Pflicht, und Ihr hättet uns nicht allein das Kreuz dieser Zeit tragen lassen.

Doch, was war geschehen? Hier ein neuer Blick in jene finstere Zeit. Als wir im Zuge waren — Einige haben es erst später erfahren, ich erst am anderen Tage mit Sicherheit — ging das dunkle Gerücht, daß hier eine Verrätherei obwaltete. In dem Comité waren am Tage vorher einige Widersacher der Ordnung und des Friedens bis zum Schluß geblieben, da Viele schon weggegangen, und erklärten: es gefiele ihrer Partei nicht, daß die Krieger mit den Anderen beerdigt würden. Eine Rede wurde darauf vorgelesen, welche später auf dem Friedrichshain zur Erregung des Volkes gegen Ordnung und Gesetz gehalten wurde,^{*)} und da jetzt Alles tumultuarisch durchgesetzt wurde, die Festordnung umgeworfen, dem Garnisonprediger ganz spät eröffnet, daß die Militärleichen an einem ganz anderen Tage beerdigt werden würden, die Särge wurden weggeholt unter dem Vorwande, daß man die furchtbare Erregung des Volkes zu fürchten habe. Die Zeit und auf welche Weise sie bestattet werden sollten, erfuhren Viele, die gern gefolgt wären, in der Verwirrung, nur von ungefähr, erst nachdem die Feier vorüber war.^{**)} Der Garnisonprediger selbst hatte sich in dieser unglückseligen Unsicherheit und

^{*)} Die zum Abgeben der Ehrensäulen aufgestellte Schlingengilde löste während dieser Rede fortwährend einzelne Schüsse und bewirkte dadurch, daß von dieser Rede nur Weniges verstanden werden konnte, offenbar in einem richtigen Gefühle.

^{**)} Doch geschah die Beerdigung auch feierlich und mit dem Gesange von geistlichen Liedern durch die Leidtragenden. Die Unbeholfenheit derer, welche dies Alles anders leiten konnten, ist durch ihre Unbekanntschaft mit den revolutionären Zuständen, die uns ganz neu sind, zu entschuldigen. Ein Circularschreiben an die Geistlichen hätte sie zum wenigsten von der Zeit der Beerdigung benachrichtigen müssen.

Zerrüttung des Festes dem Zuge angeschlossen. Eine Militärleiche war in der Kirche zurückgeblieben und wurde mitbeerdigt.

Am Nachmittage des 22. jedoch, wenn da die versammelte Geistlichkeit es auf sich genommen hätte, nachdem Einzelne gesprächsweise von dem Betrage hörten, sich aus dem Zuge zu entfernen aus peinlicher Furcht, man könne sie mißverstehen und ihren Schritt als eine Apotheose der Revolution betrachten, das hätte alle Klassen der Gesellschaft, von der ersten bis zur letzten empört, Erbitterung, Unordnung hervorgerufen, ihr das Vertrauen des Volkes entzogen in einem Augenblick, wo grade sie am wirksamsten seyn mußte. Ja, wer uns beschuldigt, müßte den König selbst anklagen, daß er der Revolution gehuldigt habe und seinen Schmerz so wie seine Absicht der Beruhigung verkennen. Litt er — so mußten wir mit ihm leiden, und schon die Rücksicht auf seine Person konnte ein starres Zurücktreten nicht entschuldigen, zumal da wir noch so viele andere Mittel in Händen hatten, um auf unzweideutige Weise unseren ächten Patriotismus, Abscheu vor dem Frevel, unsere Pflichttreue gegen Gott, König, Vaterland, Gesetz zu bethätigen.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Einladung. Der unterzeichnete Centralausschuß wird am 13., 14. ev. 15. September d. J. zu Wittenberg, im Anschluß an die daselbst den 11. u. 12. September stattfindende zweite Versammlung für Gründung eines Deutschen evangelischen Kirchenbundes, einen Congreß für die innere Mission der Deutschen Evangelischen Kirche

veranstalten und ladet hiemit seine Agenten, Deputirte der Vereine, die sich ihm angeschlossen, endlich alle Freunde der inneren Mission zu demselben ein.

Gegenstände der Verhandlung sind: I. In der allgemeinen Versammlung: 1. Rechenschaftsbericht des Centralausschusses über seine Thätigkeit. Ref. v. Mühlert. 2. Bericht über die Fortschritte der inneren Mission in Deutschland seit der ersten Wittenberger Versammlung. Ref. Wichern. 3. Besprechung der Fragen: a) Wie ist die innere Mission als Gemeindefache zu behandeln? b) Welches ist die Aufgabe der inneren Mission für die wandernde Bevölkerung? Ref. Wichern. II. In den Sektionen: 1. Rettungshäuser. 2. Fürsorge für Gefangene und entlassene Sträflinge. 3. Reisepredigt und Colportage. 4. Weibliche Armen- und Krankenpflege. 5. Theilnahme der Volksschullehrer an der inneren Mission. 6. Stadt-Mission. 7. Volkschriftenwesen. 8. Entsaltsamkeitsfachen. 9. Auswanderung.

Die Referenten dieser Special-Themata sollen nächstens bekannt gemacht werden und wird zugleich die Einladung ergehen, denselben Material mitzutheilen. Berlin, den 4. Juni 1849.

Dr. Abenbroth. v. Bethmann-Hollweg. Dr. Großmann. Dr. v. Mühlert. Graf v. Schlippenbach. Dr. Schmieder. Stahl. Stiehl. Wichern.

Theilnehmer, welche Wohnungen im Voraus besorgt wünschen, wollen sich möglichst bald an „das Comité für den Kirchentag in Wittenberg“ melden.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 7. Juli.

N^o 54.

Sendschreiben an mehrere Geistliche in der Provinz von dem Pred. Dr. Henry über seine Theilnahme an der Leichenfeierlichkeit auf dem Friedrichshain, am 22. März 1848.

(Schluß.)

Jener Gedanke, der unbewußt für Viele oder unausgesprochen in der Ceremonie lag: durch das Ernste und Großartige des Akts die wilde Leidenschaft wo möglich zu zähmen, hat auch seinen Zweck erreicht; nicht nur an jenem Tage, wo Hunderttausende auf den Beinen waren, ohne Polizei, Gensd'armie, und wo wir bei dem Weggehen meinten, daß möglicher Weise am Abend mehr Leichen auf den Straßen seyn könnten, als wir beerdigten, sondern längere Zeit nachher war eine gewisse Stille und Sitte bemerkbar, bis die Gegenpartei, welcher dies gänzlich mißfiel, die Leidenschaften wieder erregte. In der Entfernung ist es leicht, die Leidenden zu richten und ihnen zuzurufen, zumal wenn das Meer wieder ruhig geworden ist, wie sie hätten steuern sollen; in der Nähe gehört Geschick, Einsicht, Kenntniß der Menschen und Hochherzigkeit dazu, um mit nüchternem Sinn in dem Widerstreit der Pflichten das Rechte zu treffen.

Diese Einsicht hat die Geistlichkeit in ihrer großen Mehrheit hier in dieser Prüfungszeit durch schwere Pflichterfüllung bewährt, und es ist ihr das Vaterland Anerkennung, nicht Verachtung schuldig. Denn sie hat sich, nachdem die traurige Pflicht der Bestattung erfüllt war, gleich am Sonntage darauf mit Bestimmtheit gegen die Revolution ausgesprochen. Das werden die Gemeinden bezeugen, und mehrere unter den Geistlichen haben es mit einer Gewalt und Consequenz gethan, welche die Unabhängigkeit ihres Charakters in ein schönes Licht stellte und sie vielen Gefahren aussetzte, wenn die Angelegenheiten eine andere Wendung genommen hätten. *) Das Verlangen, daß diese Pro-

testation auf eine andere Weise als auf der Kanzel geschehen sollte, kann nur von solchen ausgehen, die keinen Begriff von den damaligen Zuständen haben. Das Herausfordern der Gefahr gehört keineswegs zu dem Berufe der Geistlichen, ist auch nicht von den kühnsten Predigern hier in Vorschlag gebracht worden. Dagegen ist mir kein Prediger bekannt, der sich auf der Kanzel für die Revolution ausgesprochen hätte. Die Geistlichkeit hat durch diese mannhafteste Predigt des Evangeliums auf die sittliche Haltung der Hauptstadt einen trefflichen Einfluß ausgeübt und steht, glaube ich, rein vor Gott in diesem Punkte da. Einzelne Ausnahmen von Feigheit sind vorgekommen, z. B. haben mehrere Geistliche das Gebet für den Prinzen von Preußen eine Zeitlang unterlassen, um, wie sie sagten, „nicht Öl in's Feuer zu gießen.“ Diese Pflichtvergeßlichkeit ist aber von Allen, die das Herz auf der rechten Stelle tragen, mit Entrüstung gerichtet worden und nachher auch unterblieben. Ja, was die gute Haltung der Geistlichen noch mehr in's Licht stellt, ist der Widerwille der Gegenpartei gegen dieselbe. Es wurde uns oft gesagt, daß die Demokraten nichts so sehr haßten, als die Offiziere und die Geistlichen, weil in der That von ihnen die sittliche Haltung des Gesetzes in ihren Kreisen ausging. Mehrere Geistliche haben Drohbriefe erhalten, in welchen ihnen das Schlimmste angekündigt wurde, falls sie ihre kühnen Worte nicht widerriefen, was sie natürlich nicht gethan. Aus meiner Erfahrung kann ich mittheilen, daß ich von redlichen Leuten aus dem Volke, welche mit denen lebten, die man gebrauchte, und es gut mit mir meinten, wiederholt beschworen wurde, Berlin zu verlassen, wenn auch nur für einige Zeit, weil gerade die Prediger am meisten bedroht wären. Ubrigens, liebe Brüder, find wir erst in dem ersten Stadium der Bewegung dieser Epoche; es wird diese Zeit noch oft unsere Geduld auf die Probe stellen. Als ich mit den Geistlichen nach dem Friedrichshain ging, sagte ich zu einem Bruder neben mir: Vielleicht werden wir über ein Jahr mit einander einen ganz anderen schwe-

das Urtheil sprechen, und wird ein Jeglicher empfinden, nachdem er gehandelt hat, es sey gut oder böse.“

*) S. die Predigt von Drth: Ein Friedenswort zur Buße, am Sonntage nach der Beerdigung gehalten, und wenige Tage darauf im Druck erschienen, wo es u. A. heißt S. 9.: „Der Christ läßt sich nicht zum Schweigen bringen, wenn man ihm sagt: sie haben für ihre Überzeugung gekämpft. Der Christ verlangt, daß jede Überzeugung der Menschen sich bewähre durch Gottes Wort. Der Christ kennt die Pflichten, welche Gottes Wort der Obrigkeit auferlegt. Er kennt auch die Pflicht der Unterthanen gegen die Obrigkeit, weiß, was geschrieben steht (Röm. 13.): So spricht der Herr: Jedermann sey unterthan der Obrigkeit u. s. w. Wer soll das Urtheil sprechen? Der Herr ist Richter und sonst Keiner. Er wird in den ferneren Geschieden unseres Volkes zu seiner Zeit seinen Richterpruch offenbaren, und in jenem großen Endgerichte wird er selbst

S. 13.: Ehret den König. Er ist der Gesalbte des Herrn, ein König von Gottes Gnaden, solch ein König, der sein Recht und sein Reich nicht von euch hat, sondern von dem Herrn, unserem Gott. Der Herr, unser Gott, hat ihm das Scepter gegeben in seine Hand, daß er über sein Volk herrsche in Gerechtigkeit, der Herr, nicht ihr, nicht sein Volk. Dies sage ich nicht bloß als ein Mann, der seinen König lieb hat und niemals aufhören wird, ihn zu lieben, dies sage ich als ein Diener meines Herrn Jesu Christi, als ein solcher, der wohl auch ein Recht hat, euch zu gebieten im Namen des Herrn, und wo ihr sein Wort verachtet, verachtet ihr nicht Menschen, sondern Gott. So aber gebietet unser Herr Jesus Christus durch seine Apostel: „Thut Ehre Jedermann — fürchtet Gott, ehret den König.“

ren Gang für das Zeugniß Christi gehen. Er antwortete mir: „Ja wohl, der Tiger hat nun einmal Blut gekostet.“ Die weiteren Ausbrüche der Wuth sind durch Gottes wunderbare Gnade bis jetzt gedämpft worden; es liegt aber am Tage, daß es nur eine Frist ist und daß die Sicherheit eine Albernheit wäre.

Ich wiederhole mithin zum Schluß die Überzeugung, daß ein herzloses, strenges Zurückziehen der Geißlichkeit von jener Feierlichkeit, in einem so unermeßlich schweren Augenblick, fast wie ein Frevel gegen die ganze Stadt, gegen den Staat und den König gewesen wäre. Wahrlich, es war nicht der Augenblick des Kleinlichen, casuistischen Streitens und Kitzelns, ob man uns auch nicht mißverstehen würde; sondern der Augenblick des tiefbewegten Gefühls, welches sich aus dem Todesstrudel herausringen wollte. Ob das Weggehen einiger oder das Zuhausebleiben, ohne sich offen auszusprechen, noch an die Spitze einer Gegenpartei zu stellen, die Anderen zu warnen, oder der Militärbeerdigung beizuwohnen, das Richtige gewesen in dieser schweren Pflichterfüllung, wo wir Alle dem Herrn das Kreuz nachtrugen, überlasse ich ihrem Gewissen. Warum habt ihr Ihn dort nicht bekannt? riefen uns die strengen Richter zu, welche fern blieben. Ich antwortete, daß wenn der Amtsbruder, welcher auf dem Friedrichshain in Funktion war und die unendlich schwierige Aufgabe hatte, dem Vaterlande, seinem Gewissen und der empörten Menge zu genügen, ohne sie zu reizen, die uns vorliegende Thatsache entwickelte: „daß dieser Tag der Anfang eines neuen Regierungssystems sey und diese als Opfer dieses Umschwungs gefallen seyen,“ nicht immer das rechte Wort gefunden, auch besser daran gethan, ein anderes Dertwort zu wählen, so will ich mir persönlich doch kein verdammandes Urtheil über ihn anmaßen und überlasse es denen, die weit sicherer stehen als ich, den ersten Stein gegen ihn zu werfen. Ich warte bis seine Ankläger hinweg sind und sage ihm im Vertrauen: „Sündige hinfort nicht mehr.“ Uns Alle aber verantwortlich dafür zu machen, wäre eigen, da wir die dort gehaltene Rede eben so wenig vorher gelesen, als die revolutionäre, die dort unter Jischen gesprochen wurde. Auch schien eine Schilderhebung gegen diesen Amtsbruder in einer Zeit der Bewegung, wo er viel zu leiden hatte, sehr unpassend. Es bleibt den Anderen unbenommen, es später zu thun.

Endlich will ich noch den Fall sehen, daß wir nicht durch den Gedanken des Friedensfestes getragen worden wären, sondern daß nur Töbte unserer Gemeinden beerdigt wurden, und frage: ob es nicht dennoch die Obliegenheit der einzelnen Prediger (freilich nicht in corpore) war, deren Gemeinden sie angehörten, sie zu begleiten, falls es verlangt wurde, da wir bei Beerdigungen nicht fragen können, ob der Gestorbene rechtschaffen oder schlecht sey (ob er z. B. ein Trinker gewesen)? Wir begleiten ihn unter der Bedingung, daß wir am Grabe schweigen oder uns gegen die Sünde aussprechen. Durch das Folgen erweisen wir aber keine Ehre, sondern wir erfüllen eine oft bittere Pflicht. Also haben wir hier auch den Gefallenen keine Ehre erzeigen wollen. Später ist der Fall vorgekommen, daß nach dem Kampfe auf dem Köpnicker Felde mehrere Verbödtete von einem hiesigen Prediger begleitet worden sind, der sich wahrlich nicht hätte weigern können, dies schwere Amt zu übernehmen.

Schließlich glaube ich behaupten zu können im Namen der Geißlichkeit Berlins, daß, wollte man uns hindern, das Evangelium rein und gewissenhaft durch Wort und That zu verkündigen, die meisten unter uns ihre Stellen, ihre Freiheit und ihr Leben eher zum Opfer bringen würden, als sich an der Wahrheit zu versündigen, und daß es nicht leere Worte sind, wenn wir oft in der schweren Zeit das Heldenlied Luther's wiederholt haben: „Nehmen sie uns den Leib — laß fahren dahin.“ Doch wenn wir nicht durchweg verwerflich sind vor Gott, ist's nicht unser Verdienst, denn „Mit unsrer Macht ist nichts gethan, wir sind gar bald verloren,“ und darum empfehlen wir uns, liebe Brüder! Eurer ernststen Fürbitte in dieser Zeit der Prüfung, die noch lange nicht zu Ende ist.

Ich fordere Euch daher auf, theure Brüder! unter Berücksichtigung der damaligen schweren und uns neuen Verhältnisse, diese Sache noch einmal Eurer Prüfung zu unterwerfen, indem wir gern eingestehen, daß der Schein gegen uns seyn mag und daß wir betrübt sind, einigen Brüdern einen Anstoß gänzlich gegen Willen und Wissen, der Euch so wie uns schwer auf dem Herzen liegt, gegeben zu haben. Indem ich auch noch jetzt das freudige Gefühl habe, daß unsere Betheiligung an dem Zuge eine Aufopferung für das Wohl der Stadt war, der wir uns nicht entziehen konnten, eine Last, die ihr mit uns getragen hättet, so ihr anwesend gewesen wäret, bin ich überzeugt, daß diese Worte dazu beitragen werden, die Mißstimmung zu entfernen und unsere brüderliche Eintracht zu fördern.

Laßt uns auf den Einen schauen, welcher die Lüge zu Schanden machen, der Wahrheit und dem Vaterlande, welches die evangelische Wahrheit will und beschützt, gewiß den Sieg geben wird. Laßt uns sprechen, wie einst der Reformator Calvin zu Sturm in Strassburg, indem er auf die Pflicht der brüderlichen Liebe hinblickte in bösen Zeiten ähnlich den unsrigen: *) „Ubrigens möge nun eine gänzliche Zerstörung uns drohen oder, was wir eher in der Erwartung ahnen können, mag es geschehen, daß der Herr die Erde umkehre und die Seinen, die nun unglücklich zerstreut umherirren, beschloßen habe in sein himmlisches Reich zu sammeln, laßt uns mit gutem Vertrauen unsere Freundschaft (brüderliche Eintracht und Liebe) festhalten, deren Band uns ewig heilig seyn muß.“

Nachrichten.

Bericht über die Missions- und Pastoral-Conferenz zu Berlin vom 5. bis 7. Juni 1849.

Das Missionsfest, welches jährlich in Berlin am Mittwoch nach Trinitatis gefeiert wird, hatte auch in diesem Jahre eine große Anzahl von Brüdern aus der Nähe und Ferne zusammengeführt. Es war ein friedliches, erquickendes, stärkendes Beisammenseyn. Der Herr hat Gnade gegeben, daß unsere Versammlungen uns nicht gedient haben zur Zer-

*) Calvinus Sturmio (Msc. 9.). Caeterum sive extrema dissipatio imminet, sive, quod magis ominari libet, Dominus terram miscendo in coeleste suum regnum eos qui nunc dispersi misere vagantur, colligere statuerit, bona fide amicitiam teneamus cujus sacrosanctum est vinculum.

streuung, sondern zur Sammlung. Gesammelt haben wir uns um unsere alleinigen Propheten, Hohenpriester und König, und er hat tiefer uns hineinblicken lassen in die Weisheit seiner Gerichte und der Wege, die er geht, um sein Reich auf Erden aufzurichten; er hat auf's Neue und kräftiger uns versichert von der Liebe Gottes, die in ihm erschienen ist, und von welcher weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges uns scheiden mag; er hat uns ausgerüstet und gekräftigt zum beharrlichen Kampf wider die Feinde, die zum Schemel seiner Füße gelegt werden sollen. Im Aufblicke zu Ihm, unserem Haupte, haben unsere Herzen sich enger verbunden, und als wir von einander schieden, da stand das bei einem Jeden unter uns fest: Wir sind eins unter einander und wir bleiben es, wir halten zusammen und stehen zu einander, treu dem Bekenntniß, treu der Kirche.

Am Dienstag den 5. Juni Nachmittag feierte die Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden wieder das im vorigen Jahre ausgesetzte Jahresfest in der Louisenstadtkirche. Past. Dr. Krummacher hielt die Festpredigt über Jes. 37, 21—28.; er wies nach, daß das Volk Israel seine geschichtliche Bestimmung noch heute habe, und zwar 1. als Zeugenvolk, indem es durch sich selbst zeugt für die Wahrheit seiner eigenen Geschichte und der heiligen Schrift; 2. als Bundesvolk, indem Gott es aus seinem Bunde noch nicht entlassen hat und die demselben gegebenen Verheißungen nicht aufgehoben sind; 3. als Missionsvolk nach seiner künftigen Bekehrung. — Wie in früheren Bezügen, so müssen wir auch jetzt wieder die Klage aussprechen, daß die Bestrebungen dieser Gesellschaft zu wenig Theilnahme unter den Christen finden. Um so begründeter aber erscheint uns diese Klage in der jetzigen Zeit, je mehr die Zeichen der Zeit uns hinweisen auf die letzten Dinge in der Entwicklung des Reiches Christi auf Erden. Die Welt ist vom Standpunkte des Unchristenthums hingangestiegen zum Antichristenthum, und die Zeit kann bald kommen, wo das Geheimniß der Bosheit in vollständigem Umfange sich offenbaren wird. Je mehr nun diejenigen unter den Juden, welche große irdische Reichthümer gesammelt haben, oder welche die von Namenchristen ausgegangene fleischliche und teuflische Weisheit sich angeeignet haben, in den Mittelpunkt der antichristlichen Bewegung treten, desto deutlicher sollte es uns werden, daß eine Zeit der Scheidung und der Entscheidung für das Volk Israel naht, und desto mehr sollten wir es uns angelegen seyn lassen, dem Herrn, der die Überbleibenden sammeln will, die Wege zu diesem Volke zu bereiten und auch den Armen unter den Juden das Evangelium zu predigen. Von der Umkehr Israels hängt die Vollendung unserer Kirche und der Eintritt der Heiden in dieselbe ab. Ist es recht, ist es weise, daß wir sinnen und sorgen für Neugestaltung der Kirche, daß wir innere und äußere Mission betreiben und dabei vergessen, das Heil den Juden zu bringen, von denen es gekommen ist und immer noch kommen soll? —

Am Dienstag Abend wurde im Betsaale des Missionshauses die Missions-Conferenz gehalten. Sie wurde eröffnet durch Gesang, durch ein vom Past. Harnisch gesprochenes Gebet und durch eine einleitende Ansprache des Präsidenten des Missions-Comités, Geh. Leg.-Rath v. Bülow, in welcher die Hoffnung ausgesprochen wurde, daß das Missionsfest dazu dienen werde, mit neuer Weisheit und neuer Kraft zu dem jetzt besonders schwierigen Werke uns auszurüsten. C.-R., Hofpred. Dr. v. Gerlach leitete die erste zur Besprechung vorliegende Frage: Welche Vortheile hat die äußere Mission von der Betreibung der inneren Mission zu erwarten? durch einen kurzen Vortrag ein. Ohne sich auf eine Untersuchung einzulassen, ob der Ausdruck: Innere Mission im Gegensatz zu einer äußeren passend sey, wies er zuerst nach, wie die Sache, welche jetzt mit dem Namen: Innere Mission bezeichnet wird, erst durch das Hervortreten der Heiden-Mission in's Le-

ben gerufen sey. Bei dem Eifer, mit welchem die als etwas Neues auftretende innere Mission erfaßt werde, und in der bedrängten Lage, in welcher die Heiden-Missionsgesellschaft sich gegenwärtig befinde, sey die Frage wohl zu rechtfertigen, ob nicht die innere Mission die Theilnahme an der äußeren verringern und die Hilfsmittel derselben schmälern werde? Indes sey dies doch nur dann zu befürchten, wenn die sogenannte innere Mission zu Abwegen sich verleiten lasse; eine richtige Betreibung und kräftige Belegung derselben werde schon deshalb der Heiden-Mission großen Segen bringen, weil eine engere Verbindung aller treuen Jünger des Herrn eine Frucht derselben seyn müsse. Überdies könnten alle einzelnen unter der inneren Mission begriffenen Thätigkeiten der Heiden-Mission unmittelbar in die Hände arbeiten, wenn die mit der ersteren beschäftigten Arbeiter nicht bloß die innere, sondern auch die äußere Mission in's Auge faßten. Conf.-Präs. Dr. Gschel stimmte dem bei, daß die sogenannte äußere Mission die Mutter der sogenannten inneren sey, und beide nicht als Zwillingeschwestern zu betrachten seyen. Erst müsse die äußere Mission sammeln und pflanzen, dann sey es an der inneren, zu begreifen. Das geistliche Amt, das da entstehe, wo die äußere Mission ihr Werk vollendet hat, sey die eigentliche innere Mission. In Zeiten des Rückschritts sey aber auch eine außerordentliche innere Mission am Orte. Die Vertheilung der Kräfte auf beide Missionen sey eine Verdoppelung, die nicht beraube, sondern bereichere. Wenn alle Dinge, sogar die vom Teufel sind, denen, die Gott lieben, zum Besten dienen müssen, wie sollte nicht vielmehr ein Gotteswerk dem anderen förderlich seyn? Nur freilich müsse die innere Mission den großen Mittelpunkt, den sie mit der äußeren gemeinsam hat, die Predigt von Christo, nicht aus dem Auge verlieren, nie die Nebensachen, die Handlangerdienste zur Hauptsache machen und dahin sehen, daß ihr Werk nicht ausarte in ein Werk der bloßen Philanthropie. Welläufig wurde von dem Redner die Frage, ob die unter der inneren Mission verstandenen Thätigkeiten Mission zu nennen seyen, bejaht; diese Thätigkeiten beruheten auf einer Sendung, nicht auf subjektivem Belieben, ihr Ziel seyen fremde Gebiete, und schon seit zwei Jahrhunderten habe die Römisch-Katholische Kirche das Werk und den Namen der sacerdotales missionarii. Wenn übrigens oft schon das Bedenken geäußert sey, der Name Mission könne der Sache schaden, indem er an die Heiden-Mission erinnere, die vielen Leuten nicht angenehm sey, so sey dies vielmehr ein Grund, den Namen zu halten. Past. Kaiser aus Demnitz bemerkt, daß wer Liebe habe für die innere Mission, auch die äußere mit Liebe umfassen werde, und daß die Gemeinschaften, welche im Verfolge der inneren Mission sich bildeten, dazu dienen werden, vieler Herzen auch für die Heiden-Mission zu gewinnen. Superint. Büchel: Die rechte Liebe zu den Heiden könne nicht seyn ohne Liebe zu den toten Christen in unserer Umgebung. Wenn beide Werke in der rechten Buße und in dem rechten Glauben getrieben würden, so sey ein Wortweid zwischen beiden undenkbar. Das gottlose Leben der Christen habe der Mission unter den Heiden viel geschadet; eine Erneuerung der Christenheit könne also dieser Mission nur Vortheil bringen. Die Sorge um die Geldmittel habe etwas Widerwärtiges; wo die rechte Treue sey, da lasse der Herr es an nichts fehlen. Past. Dr. Krummacher: Die innere Mission sey eine Erweiterung der Thätigkeit des Seelsorgeramtes, welches mit helfenden Gliedern sich umgebe. In den Versammlungen, Kindergottesdiensten u., welche die innere Mission in's Leben rufe, wies der sie leitende Pastor, Diacon oder Candidat am meisten durch Erzählung von Thatsachen aus dem Gebiete der äußeren Mission, und so liege der Vortheil, den diese aus der Betreibung der inneren Mission ziehe, auf der Hand. Von mehreren Seiten her wurde dann noch wiederholentlich der Gedanke ausgeführt, daß an die Bestrebungen für die Verbreitung des Christenthums unter den Heiden natürlich und nothwendig auch die Sorge für die eige-

nen Hausgenossen sich reihe, daß wiederum aber die nähere Erforschung des Verderbens in unserer Nähe Vielen Auge und Herz eröffnen werde für die Versunkenheit der Heiden, von welcher Manche noch keine rechte Vorstellung sich hätten machen können, und daß, wenn auch für den Augenblick der Heiden-Mission durch das Werk der inneren Mission viele Kräfte entzogen würden, diese jener doch zuletzt Segen bringen werde. Auch wurde die Lage vernommen, daß mehrere Vereine, die seit vielen Jahren, noch ehe der Name der inneren Mission aufgekomen, in dem mit diesem Namen bezeichneten Werke thätig gewesen, namentlich der Männer-Krankenverein in Berlin, jetzt bedeutend im Rückgange seyen, und daß Manche den Grund hievon in dem Aufkommen der sogenannten inneren Mission erblickten. Zuletzt bemerkte Präsident Göke, er habe vergebens gehofft, die Verhandlung werde Aufklärungen bringen über das thatsächliche Verhältniß der inneren zur äußeren Mission in der Gegenwart. Eine Beeinträchtigung beider Thätigkeiten durch einander sey ein schlechtes Zeugniß für beide. Gleichwohl sey die Gefahr vorhanden. Die innere Mission werde mit einer gewissen menschlichen Begeistertung ergriffen und es würden Kräfte hineingezogen, die nicht im Glauben an den Herrn stehen. Die Mahnung sey daher wohl an der Zeit, daß auch bei der inneren Mission ein treues Bekenntniß zum Herrn unerläßliche Bedingung sey, wenn man nicht auf Abwege geraten wolle, auf denen bittere Erfahrungen unausbleiblich seyen. C.-R. v. Gerlach schloß die Verhandlung, indem auch er bemerkte, daß es wünschenswerth gewesen sey, Mittheilungen darüber zu vernehmen, ob der Aufschwung der inneren Mission der Heiden-Mission Vortheil gebracht habe, oder ob das Gegentheil erfolgt sey. Daß es keine Noth habe mit dem Bestehen der Heiden-Mission, auch wenn sie eine Zeitlang leiden müsse, darum handle es sich hier nicht; vielmehr komme es darauf an, wenn Gefahr vorhanden sey, daß die Heiden-Mission durch die erwachte Theilnahme an der inneren Mission Nachtheil erfahren werde, diese Gefahr zu erkennen, um sie zu vermeiden. — Als hierauf Past. Harnisch noch fragte, ob denn schon Erfahrungen davon vorlägen, daß die äußere Mission durch die innere gelitten, wurde dies von mehreren Seiten bejaht. — Dies wäre nun allerdings die Achse gewesen, um welche die Verhandlungen von vorn herein sich hätten bewegen sollen. Denn daß die Thätigkeiten, welche unter dem Namen der inneren Mission begriffen werden, heilsam und nothwendig sind, daß innere und äußere Mission, richtig betrieben, einander in die Hände arbeiten, daß zuletzt und am Ende die innere Mission doch der äußeren Vortheil bringen müsse, das sind theoretische Sätze, die außer allem Streit liegen. Besser aber wäre es, wenn man mit diesem: zuletzt und am Ende sich nicht zu trösten brauchte; besser wäre es, wenn von vorn herein die innere Mission der äußeren zum Segen gereichte; und darum wäre es wichtig gewesen, mit klarem Blick hineinzuschauen in die Gegenwart und in die Wirklichkeit, und in's Auge zu fassen, nicht was einmal geschehen könne und werde, sondern was eben vor unseren Augen geschieht; es wäre wichtig gewesen, durch Thatfachen und Erfahrungen den behaupteten nachtheiligen Einfluß der inneren Mission auf die äußere zu begründen und in's Licht zu stellen, und dann zu untersuchen, inwieweit diese Sachlage durch unrichtige Auffassung und Leitung der inneren Mission herbeigeführt und inwieweit sie durch die Art, wie die Heiden-Mission in der letzten Zeit betrieben worden, mitverschuldet sey. Eine solche Untersuchung wäre für alle redlichen Arbeiter auf dem Felde der äußeren und inneren Mission, für Alle, die nicht schon als fertige Christen sich anse-

hen und nicht dafür halten, daß Alles, was sie thun, wohlgethan sey, ein kräftiger Antrieb zur Buße gewesen; wir würden Alle uns gedrungen gefühlt haben zu beten: Gib in unser Herz und Sinnen Weisheit, Rath, Verstand und Zucht, und aus der Verhandlung über diesen Gegenstand würde ein unmittelbarer Nutzen für unsere Verhältnisse sich entwickelt haben.

Past. Runke leitete den zweiten zur Besprechung bestimmten Gegenstand ein: Über den Einfluß der gegenwärtigen Zeitumstände auf die Missionsache. Er führte aus, wie durch das Zusammenwirken verschiedener Ursachen die Missionsache in dem letzten Jahre sehr gelitten habe. Das Interesse für das Reich Gottes sey verschlungen durch das politische Treiben, man sehe weniger Männer in den Missionsstunden. Die Zeitbestrebungen selbst seyen antichristlich; die Handwerker u. würden durch Verfälschung gradezu zu Feinden des Reiches Gottes gemacht. Durch die Hemmungen im Verkehr seyen vielen treuen Missionsfreunden die Mittel zur Reisever kürzt. Viele auch verwendeten alle ihre Kräfte und Mittel jetzt auf die innere Mission. Endlich auch hätten die unter uns entstandenen Sekten viele eifrige Beförderer der Mission von uns abgewandt. Andererseits seyen in Folge der Zeitereignisse manche von der Römisch-Katholischen Kirche ausgehenden Bedrückungen in der Heidenwelt, z. B. auf Zabiti und den Sandwichtinseln, beseitigt worden. Past. Kaiser bemerkt, daß auf dem Lande jene angegebenen Hemmungen der Missionsache nicht vorhanden seyen, daß dort die Missionsache nicht vorwärts gehe, weil die Leute nichts von derselben wüßten, daß es Noth thue, Missionsstunden einzurichten, Missionsfeste zu feiern u. c. Erinnert wurde noch einerseits, daß manche Begünstigungen aufgehört hätten; so sey der jährliche Zuschuß von 500 Thlr. aus der Consistorialkasse entzogen worden; andererseits, daß auch manche Schranken gefallen seyen: so habe z. B. im Dessauischen das erste Missionsfest gefeiert werden können. Past. Balzer endlich konnte nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, daß seit März des vorigen Jahres eine Mißstimmung besthe zwischen den Provinzen und der Hauptstadt, welche lähmend auf die Missionsthätigkeit gewirkt habe. Man habe in den Provinzen mit Schmerz gesehen, wie die Geistlichkeit Berlins mit wenigen Ausnahmen an dem Leichenzuge sich theilte, durch welchen die Barrikadenmänner des 18. März verherrlicht worden seyen. Immer, aber vergebens habe man auf ein späteres Bekenntniß der Schuld, auf ein Zeugniß der Reue gehofft; es sey dringend zu wünschen, daß dieser Flecken endlich ausgeräumt werde. Von mehreren Anwesenden, solchen, die an dem Zuge sich theilte, und solchen, die nicht daran Theil genommen, wurde herbegehoben, was zur Entschuldigung jener Theilnahme sich sagen läßt; worauf Präf. v. Gerlach bemerkte, daß es sich darum eigentlich nicht handle; die Hauptbeschwerde sey jetzt die, daß den Aufforderungen zu einer Rundgebung bisher ein besperrliches Stillschweigen entgegengesetzt worden sey. Past. Kirsch äußerte, daß die Furcht, durch ein öffentliches Bekenntniß die Spaltung unter der Berliner Geistlichkeit zu vergrößern, Viele von einem solchen Bekenntniß zurückgehalten habe. Man einigte sich in dem Wunsche, daß in den nächsten Tagen eine geeignete Weise gesucht werden möge, diese Sache zum Abschluß zu bringen. Wir werden am Schlusse unseres Berichtes darauf zurückkommen. Die Missions-Conferenz wurde mit Gesang und durch ein Gebet des C.-R. v. Gerlach geschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 11. Juli.

N^o 55.

Fragmente aus einem größeren, nicht zum Drucke bestimmten Ganzen.

(Fortsetzung.)

Betrachtung der Römischen Kirche seit der Reformation in Beziehung auf die Erhaltung und Zerstörung des kirchlichen Lebens.

Nach einigen Seitenblicken auf die Römische Kirche, welche die Geschichte des evangelischen kirchlichen Lebens herbeiführte, könnte es scheinen, als habe jene sehr viel vor der unsrigen voraus. Und jedenfalls ist die Einheit der Autorität und die Mannigfaltigkeit der pädagogischen Mittel an sich selbst ein Vorzug, den man auch sehr zu benutzen und geltend zu machen gesucht hat. Die päpstliche Autorität wurde durch das Tridentinische Concil befestigt, und die Emancipationsgelüste, die seit dem Costnitzer Concil erwacht waren, auf lange Zeit unterdrückt. Bei der wachsenden Gewalt der Fürsten, besonders seit dem Ende des dreißigjährigen Krieges, sah der Römische Klerus in allen Ländern ein, daß der Papst zu einem Mißbrauch seiner Gewalt über ihn kaum die Macht habe, daß er aber der Schutz seiner Rechte und Freiheiten gegen die Fürsten und Völker sey. Daher von seiner Seite mit verhältnismäßig wenig Ausnahmen die Autorität des Papstes gern erhalten wurde.

Die pädagogischen Mittel zur Erziehung und Leitung des Volkes, welche die Kirche früher erzeugt hatte, starben freilich zum Theil ab; aber die Fundamente blieben doch, die Messe, die sieben Sacramente und die Ehrenbeichte. Neue kirchliche Erziehungsmittel konnten allerdings durch Synodalbeschlüsse nicht erzeugt werden; diese können nur durch die Belebung des heiligen Geistes oder wenigstens irgend eines Enthusiasmus entstehen. Aber dieser Enthusiasmus blieb nicht außen: er wurde durch die Verluste selbst erweckt, die der Romanismus erfahren hatte. Schon das Zeitalter der Reformation sah in der Römischen Kirche eine Erweckung, aus welcher neue Orden mit durchaus praktischen Tendenzen hervorgingen. Unter Leitung des Bischofs von Chiati (Theate) in Unteritalien, der später als Paul IV. (1555—1559) den päpstlichen Stuhl einnahm, entstand durch Römische Prälaten der Orden der Theatiner (seit 1524), einer Pflanzschule für den höheren Klerus; die Ordensmitglieder widmeten sich als Clerici regulares der Predigt, der inneren Mission und der Krankenpflege. Philippo Neri, ein Florentiner, geb. 1515, stiftete in Rom seit 1548 die Väter des Oratoriums bei der Kirche S. Andrea della Valle, Kleriker, deren Streben war, Gott (und die Kirche) zu verherrlichen, dem Nächsten zu dienen, sich selbst zu beidem zu bereiten und zu

diesem Zwecke in der Selbstverläugnung zu üben. Schon etwas früher hatte Angela von Brescia (1537) den weiblichen Orden der heiligen Ursula, der Ursulinerinnen, zur Erziehung der weiblichen Jugend gestiftet († 1540). Der fromme Musiker Palestrina wußte den Geist der Anbetung in Tönen so wundervoll auszudrücken, daß der Papst Marcellus (1555) dadurch bewogen wurde, das schon beschlossene Verbot des figurirten Kirchengesanges zurückzuhalten. Ein Portugiese, Johann di Dio († 1550), war Stifter eines Ordens geworden, der sich ausschließlich Werken der Barmherzigkeit, insbesondere der Krankenpflege und der Stiftung von Krankenhäusern opferte und schnell in Portugal, Spanien, Frankreich, Italien und Deutschland sich ausbreitete. Aber mächtiger als diese alle wirkte mit einem unbegrenzten Enthusiasmus, der ein seltenes organisiren des Talent weckte, der Spanische Ritter aus der Provinz Guipuscoa, Ignatius von Loyola, verwundet bei der Belagerung von Pampelona 1521, seitdem phantastischer Mystiker im Sinne der alten Anachoreten und vieler Heiligen, deren Geschichte er gelesen. Er stiftete zuerst 1534 zu Montmartre in Spanien eine Ordensverbrüderung, deren einziger Endzweck war, die Einheit der Autorität und die Macht der Römischen Kirche unter den schwierigen Verhältnissen der neueren Zeit aufrecht zu erhalten und, wo sie gebrochen war, wieder herzustellen, alle anderen kirchlichen, christlichen und allgemein menschlichen Zwecke in Beziehung auf diesen Endzweck zu setzen, und für dessen Dienst zu bearbeiten und zu fördern, mithin das Römisch-kirchliche Leben in seinem ganzen Umfange zu wecken, zu stärken und zu leiten. Im Jahre 1537 gingen die Ordensbrüder, noch wenige an Zahl, nach Venedig und von da nach Rom, wo sie als Societas Jesu im Jahre 1540 die Bestätigung des Papstes Paul III. erhielten. Nie ist es einer Vereinigung von Menschen in gleichem Maße gelungen, die vollkommene Hingebung jedes Einzelnen an Einen gemeinsamen Zweck so vollständig zu erreichen, die größte Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit der Thätigkeit mit vollkommener Unterordnung unter Eine Hauptleitung so zu verbinden und unter allen Wechselln der Zeiten und Schicksale diese Einheit unverrückt zu bewahren. Nirgends auch findet man glühenden Enthusiasmus und kluge Berechnung auf gleiche Weise in einander geschlungen. Nirgends hat sich die Pädagogik für Einen Zweck so des ganzen Menschen und aller Klassen von Menschen zu bemächtigen geruht. Die Seele des Jesuitismus ist Pietismus, Kirchengemeinschaftstrieb, aber Römischer Pietismus, der sich von dem evangelischen wesentlich unterscheidet, ja ihm schroff entgegengesetzt ist. Der evangelische Pietismus ist nur Mittel für den Zweck der Einzelnen, ihre Frömmigkeit und die

christliche Frömmigkeit überhaupt zu erhalten und zu nähren; er fühlt sich in unbehaglichem Widerspruch gegen den verweltlichten Geist, der in dem evangelischen Kirchenregiment, in der evangelischen Theologie und Wissenschaft überhaupt und in der großen Masse der Bevölkerung vorherrscht; er bildet eine Partei der Opposition, und nicht Eine Partei, sondern verschiedene Parteien, die sich selbst gegenseitig befehdn und deren keine der anderen völlig traut; darum bildet er viele Ecclesiolas und Associationen, welche die Auflösung der kirchlichen Einheit beurkunden und vermehren. Der Pietismus der Jesuiten setzt sich dagegen die Erhaltung der Einheit der Römischen Kirchengemeinschaft selbst zum Zweck und thut Alles nur für diesen Einen Zweck; er sucht jeden einzelnen Menschen, jede Corporation, jede Regierung, überhaupt jede Macht für diesen Einen Zweck zu gewinnen oder zu gebrauchen, und, wenn dieses nicht gelingt, wenigstens unschädlich zu machen. Dieser Eine Zweck ist die Triebkraft aller seiner Thätigkeit, seiner Politik, seiner Wissenschaft und seiner Erziehung. Von allen anderen Trieben sucht er seinen Jüdling frei zu machen; darauf sind die *Exercitia spiritualia Sancti Patris Ignatii Loyolae* gerichtet, *per quae homo dirigitur, ut vincere se ipsum possit, et vitae suae rationem, determinatione a noxiis affectibus libera, instituere.*“ Aber diese Freiheit von allen anderen Trieben und Mächten soll nur dem freiwilligen Entschlusse dienen, ganz allein für die Einheit und Macht der Römischen Kirchengemeinschaft alle Kräfte des Willens und des Geistes aufzuopfern und anzuspannen. Auch die schwer zu beherrschenden Triebe der individuellen Gottes- und Weltgemeinschaft (Mythicismus und Humanismus) werden von der jesuitischen Pädagogik so bearbeitet und gelenkt, daß sie schlechterdings nur diesem Einen Zwecke sich unterordnen, daß sie gar keine andere Befriedigung mehr kennen oder mögen als diejenige, welche der jesuitische Pietismus ihnen darbietet. Es ist erstaunenswerth, wie sie Gewissen und Verstand, Phantasie und Gefühl unter ihre Leitung zu nehmen gewußt haben, wie sie Könige und Staatsmänner gleich dem Volke aus allen Ständen nach ihren Zwecken zu leiten versahen und welcher Aufopferungen Viele unter ihnen fähig sind.

Aber ihre Stärke ist auch ihre Schwäche, ja ihre Schuld. Die Überschätzung und Überspannung Eines Principis, als wenn es das Einzige wäre, hat größtentheils die Feindschaft verschuldet, welche in der Römischen Kirche selbst gegen das kirchliche Princip erwachsen ist und theilweise zu völliger Auflösung des kirchlichen Lebens mitten in ihrem Schoße geführt hat. — Alle Associationen in der Kirche, wie sie auch heißen mögen, sollen nur das Kirchenregiment von irgend einer Seite unterstützen; aber die Gesellschaft Jesu hat den besonderen, ausschließlichen Beruf des Kirchenregiments, die Einheit der Kirchengemeinschaft zu erhalten, zu ihrer Aufgabe gemacht und tritt mithin ihrem Princip nach als ein zweites Kirchenregiment, als ein Papstthum im Papstthume auf, was dadurch nicht aufgehoben wird, daß unbedingt Gehorsam gegen den Papst eine Hauptforderung der Ordensregel ist: denn es gibt auch einen indirekten Zwang, und dieser ist der gefährlichste. Daher Furcht und Argwohn gegen die Je-

suiten von Seiten mehrerer Päpste; dadurch wurde auch im päpstlichen Interesse die Auflösung des Ordens (21. Juli 1773. *Dominus ac Redemptor noster*) motivirt, wenn sie auch vorzüglich den Bourbonischen Höfen zu Gefallen geschah; Clemens XIV. wußte aber zugleich, daß er mit der Aufhebungsbulle sein Todesurtheil unterzeichnete († 22. September 1774). Ferner trat der Jesuitismus als allumfassendes Princip des Römischen Pietismus allen anderen Ordensgesellschaften in den Weg, suchte dieselben, besonders die mächtigsten unter ihnen, die Dominikaner, zu unterdrücken, und erregte dadurch ein so ärgerliches Gezänk, daß beide Orden das Gespött der Welt wurden. Dreißig Jahre früher, als in Deutschland die pietistischen Streitigkeiten ausbrachen, gab in Paris Blaise Pascal (seit 1656) die *Lettres provinciales* heraus, welche durch die Aufdeckung einer noch weit schlimmeren Blöße den Orden dem Hohne der ganzen feinen Gesellschaft preisgaben. Denn alles Übrige ist nur für Kleinigkeit zu achten gegen die unchristlichen Concessionen, welche die Jesuiten in ihrer Lehre und Praxis dem dogmatischen und ethischen Naturalismus machten, indem zu ihrer Schande ein Wort Pauli für sie parodirt werden muß: „Sie sind Allen Alles, was man wollte, geworden, auf daß sie Alle — zum Dienste ihrer Mittelzwecke und ihres Endzwecks — gewöhnen. Ihre übermäßige Pädagogik, ihr Eifer, alle Menschen zu gewinnen und zu beherrschen, machte sie zu Semipelagianern in der Lehre von der Gnade, und zu Latitudinariern in der christlichen Moral. Dadurch empörten sie den reinchristlichen Mythicismus, den Sinn für ächte Gottesgemeinschaft gegen sich und fanden einen mächtigen Gegner in dem Jansenismus, der von 1640—1710, volle siebenzig Jahre dauerte und bedeutende Folgen zur Zerstörung der päpstlichen Autorität zurückließ: denn es entspannen sich bald die ärgerlichsten Streitigkeiten über die Infallibilität des Papstes, die das Ansehen des Einheitpunktes der Römischen Kirche tief erschütterten. Die Jansenisten bildeten von nun an freilich nicht mehr eine angesehene kirchliche Gemeinschaft, wohl aber eine starke Oppositionspartei in der Französischen Kirche. Eben so wenig als der Mythicismus ließ sich der Humanismus in seinen drei Hauptformen, als Staatsregierung, Wissenschaft und Gesellschaft die enge Zucht der Jesuiten gefallen. Die Politik der Kabinette, die Literatur der Philosophen und der Sarkasmus des Wizes in der großen Welt griff das Papstthum, die Jesuiten und mit beiden das mit ihnen verwachsene Römisch-kirchliche Leben, aber auch das in diesen unlauteren Gefäßen doch noch enthaltene christliche Leben, das Christenthum selbst an. Das mysteriöse Wort *Voltaire's*: *Ecrasez l'Infame!* scheint ohne Unterscheidung auf alle diese dem Wesen nach sehr verschiedenen Mächte zu zielen. Das Papstthum und der Jesuitismus haben es verschuldet, daß Christenthum und Kirche unter dem Namen des Ultramontanismus und Jesuitismus mit angegriffen und verschrien werden konnten.

Die Grundsünde des päpstlichen Jesuitismus ist nicht bloß eine Sünde gegen die Menschen, sondern die Sünde gegen Gott selbst, als das ewige Leben und die ewige Liebe und Weisheit, die in freier Gnade über die Menschen waltet und als die höchste Macht die Geister und Herzen der Menschen lenkt wie die

Wasserbäche. *) Darum verläugnet er die Wahrheit der Dinge und setzt an ihre Stelle die gemachte Wahrheit seines Systems und drängt diese mit erkünstelter Probabilität den Menschen auf. Darum bricht er die von Gott geschaffene Originalität und Genialität und bildet nur die Talente aus, um sie nach seinen Plänen zu gebrauchen. Darum übt er eine geistige und moralische Cassation an den Völkermassen, die seiner Pädagogik sich unterwerfen. Darum sucht er jede nach göttlichem Recht bestehende Autorität neben sich zu schwächen und zu vernichten, und es ist nicht zufällig, daß ein Jesuit, Johannes Mariana, in seinem Werke *De Rege et Regis institutione* lib. III. ad Philippum III. Hispaniae Regem schon Grundzüge geltend macht, die die königliche Gewalt nur eben auf einen Contrat social gründen (vgl. Schröckh's K. Gesch. seit der Reform. Bd. 3. S. 609.) und ihr das Fundament des göttlichen Rechts nehmen. Die Herrschsucht, in welche der Jesuitismus ausgeartet war, deren Grundlage aber in seinem Principe enthalten ist, setzt den Orden, so viel möglich, an Gottes Stelle und macht seine Oberen, wie Hase sich ausdrückt, zu einer „Vorsehung“ neben der göttlichen Vorsehung. Dies konnte aber nur durch viel List und Ränke und durch ein schmähtliches Spionierungs- und Belauerungssystem gelingen, dessen Schleichwege die Entrüstung des natürlichen Rechtsgefühls, des allgemeinen Humanismus erregten. Diese Entrüstung hat viel mehr als alle Mängel der Evangelischen Kirche zur Auflösung des kirchlichen Lebens geführt, weil sie, tief eingegraben in das Herz der Völker, ein Gift des Mißtrauens gegen alle kirchlichen Autoritäten ausgegossen hat. Dies geschah besonders in Frankreich, wo erst der Calvinismus, dann der Janсениsmus, endlich die antikirchliche Philosophie das Vertrauen zu der Römisch-kirchlichen Hierarchie unterwühlen halfen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Bericht über die Missions- und Pastoral-Conferenz zu Berlin vom 5. bis 7. Juni 1849.

(Fortsetzung.)

In der Pastoral-Conferenz am Mittwoch Vormittag führte der im vorigen Jahre dazu erwählte Geh. Rath Prof. Dr. Stahl den Vorsitz. Die Versammlung ward nach einem gemeinsamen Gesange durch ein Gebet und eine Ansprache des Past. Souchon eröffnet. Ich vermag Alles durch den, der mich mächtig macht, Christum, — diese Worte des Apostels Paulus lagen der Ansprache zum Grunde, welche kurz folgende Gedanken entwickelte. — Das Gefühl unserer Schwäche, das Bedürfnis der Stärkung führt uns zusammen. Wir haben bisher wenig ausgerichtet gegenüber den falschen Heilanden, die im Übermaß, in der Vollendung der Sünde die Erlösung von den bitteren Früchten der Sünde

*) Wenn der Nationalismus eine theoretische Selbstvergötterung der natürlichen Vernunft des Einzelnen ist, deren Kritik Alles, auch das Wort Gottes, unterworfen wird, so ist der Jesuitismus die praktische Selbstvergötterung einer kirchlichen Macht, die jede andere Macht, auch die Macht Gottes, als des Schöpfers der Geister, ihrer Pädagogik, ihrem System zu unterwerfen trachtet.

verheißt; gegenüber den falschen Propheten, die offen oder versteckt die Vergötterung der Menschheit, die Anbetung des Menschengesistes prebigen. Und noch hat uns seine denn menschliche Versuchung betreten; der Herr hat die Blicke der Widersacher noch zum größten Theil abgelenkt von der Kirche, weil wir noch nicht im Stande gewesen wären, Widerstand zu thun und Alles wohl anzurichten. Aber die Zeiten erfüllen sich; wir werden das Wasser nicht immer so bequem durchwateten können wie bisher; die Wellen werden über das Haupt uns gehen, und es ist Zeit, daß wir stark werden. — Was nun haben wir zusammen zu thun, damit wir stark werden? Das bloße Zusammenkommen thut es nicht. Hundert Schwache werden dadurch, daß sie sich vereinigen, nicht ohne Weiteres stark; im Gegentheil, die Bangigkeit des Einen erhöht die Angst des Anderen. Laßt uns denn hintreten zu der Quelle, aus welcher frisches Leben uns zufließt. Christus macht uns mächtig, indem er uns gerecht macht durch sein Blut, indem er uns frei macht durch seinen Geist, indem er uns herrlich macht durch seine Erscheinung. Ihn, der bereits mit seinem Friedensgrüße in unsere Mitte getreten ist, wollen wir begrüßen als den liebsten Gast, ihn umfassen als den Einen, in welchem wir Gerechtigkeit und Stärke haben, und in diesem Glauben an ihn gegenseitig uns befestigen, indem wir ihn bekennen mit freudigem Aufstun des Mundes, indem wir rühmen, was er an und durch uns gethan hat, indem wir uns unter einander strafen und ermahnen, so lange es heute heißt. — Dann wird die alte Klage verflummen: Es kommt nichts heraus bei unseren Conferenzen. Es wird etwas herauskommen, wenn Christus in uns hineinkommt. Wir werden heimkehren mit großer Freude, indem wir wissen, daß wir durch ihn Alles vermögen; und das Wissen wird zur That werden. Ungethan mit dem Harnisch Gottes werden wir an dem bösen Tage Widerstand thun; wir werden die Geister unterscheiden und uns nicht verführen lassen in den Irthum; wir werden nicht in Hochmuth uns erheben und den Mangel mit Gleichmuth ertragen. Ja, nicht bloß ertragen werden wir Alles, wir werden auch Alles ausgerichten, was uns befohlen ist; wir werden ausdauern im Kampfe, und Gott wird zum Lohne unseres Vertrauens, das wir nicht weggeworfen haben, den Sieg uns geben durch unseren Herrn Jesum Christum. —

Der hierauf folgende inhaltreiche Vortrag des Ober-Consistorialraths Prof. Dr. Tweslen, in welchem als das Hauptmittel zur Verhütung der confessionellen Zersplitterung der einzelnen Gemeinden grade die Förderung des confessionellen Bewußtseyns und Verständnisses in den Gemeinden hingestellt und dabei besonders hervorgehoben wurde, daß unsere Bekenntnisschriften, weit entfernt von todtm, bornirtem Formelmessen, recht eigentlich den wahren Herzensbedürfnissen entsprechen, wird in diesen Blättern noch besonders im Auszuge mitgeteilt werden.

Zur gemeinsamen Besprechung für diesen Tag war im Programm die Lehre von der persönlichen Präexistenz Christi aufgestellt worden. Beim Beginn der Konferenz war von einigen Mitgliedern der Antrag gestellt worden, daß nicht über diesen Gegenstand, sondern über den vorhin erwähnten Vortrag eine Discussion eröffnet werden möchte. Nachdem jedoch der Vorsitzende den Gesichtspunkt hervorgehoben hatte, von welchem das Comité ausgegangen war, indem es jene Frage zur Besprechung stellte, entschied die Mehrheit sich dafür, daß es bei der Anordnung des Programms verbleiben möge. — Gewiß, da jetzt der Kirche noch einige Ruhe zur Sammlung ihrer Kräfte vergönnt ist, so ist es ersprißlich und dringlich, auf die dogmatischen Principien zurückzugehen, die auf die äußere Gestaltung und Stellung der Kirche von dem entscheidendsten Einflusse sind. Die Zeit der Einigung muß auch eine Zeit der Scheidung seyn; es kann nicht von oben und von unten zugleich gebaut werden. Das Letztere, das Bauen von unten auf, ist das noth-

wendige Ergebnis der neueren, sogenannten wissenschaftlichen Theologie, welche nur scheinbar das Schriftprincip festhält, in der That aber erst nach der eigenen Idee bestimmt, was in der heiligen Schrift Gottes Wort ist und was nicht. Wo die Gottheit Jesu Christi weggeschafft wird — und diese Lehre steht und fällt mit der in der Schrift unabweislich begründeten persönlichen Präexistenz Christi — da vergöttert der Mensch sich selbst und unternimmt es, mitten im Sumpfe der Sünde und aus der verderbten Masse der Menschheit heraus den vermeintlichen Tempel des Heils zu bauen. Fest, klar und bestimmt müssen wir, soll die Kirche unter den Stürmen der Zeit sich verjüngen, den realen Inhalt der heiligen Schrift hinnehmen wie er ist, und darauf uns gründen. Der Aberglaube materialisirt, der Unglaube spiritualisirt die göttliche Wahrheit, und diese Spiritualisirung ist der Grundschaden der jetzigen Zeit, der Vorläufer des Antichristentums. Socialismus und Communismus, dieses Grab aller menschlichen Persönlichkeit und mithin aller Freiheit — denn nur eine Person kann frei seyn, nur eine Person verdient frei zu seyn — Socialismus und Communismus, in ihren abstrakten Ideen das schnurgrade Gegenteil des Christenthums, in welchem Alles concreter ist — diese neuen Weltbeglückungssysteme sind die wüste Insel, zu welcher die Strömung der neueren Wissenschaft, mithin auch der neueren wissenschaftlichen Theologie mit ihrer Verflüchtigung aller in der heiligen Schrift gelehrtten göttlichen Persönlichkeiten, der ewigen Persönlichkeit des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes das Zeitalter hingeführt hat. Möge, wer nach dem Heile fragt, dieser Strömung widerstehen; möge, wer die Consequenzen nicht will, das Princip aufgeben. —

Past. Dr. Krummacker leitete die Besprechung durch einen Vortrag ein, dessen Grundzüge folgende waren. Die persönliche Präexistenz Christi ist ein Glaubensartikel, von welchem das ganze Christenthum, sofern es nicht Lehre und Gesetz, sondern Thatfache der Erlösung ist, als von seinem wesentlichsten Grundpfeiler getragen wird. Wir verstehen unter dieser Präexistenz nicht das Vordaseyn der Christusidee im Bewußtseyn und Rathschlusse Gottes; nicht das Daseyn des Christusideals vor dessen Fleischwerdung in den Weissagungen der Propheten und in der Erwartung der Gläubigen; auch nicht ein Vordaseyn Christi als einer vorübergehenden Potenz und Möglichkeit der menschlichen Natur, so daß in Jesu von Nazareth ein dieser Natur immanentes Göttliche zur erschöpfenden Entfaltung gekommen wäre und Jesus als die höchste Blüthe der menschlichen Natur anzusehen wäre. Wir behaupten vielmehr: der durch Wirkung des heiligen Geistes in der Jungfrau mit der menschlichen Natur sich vereinigte, derselbe war vor seiner Menschwerdung, ja vor aller Schöpfung als selbstbewußtes Subjekt schon da. Dem Arianismus, Socinianismus und jedem dem letzteren verwandten rationalen Idealismus in der Christologie stellen wir entgegen den Realismus der kirchlichen Anschauung, als einzig berechtigt, weil tief in der Schrift begründet. Um dies zu beweisen, wurden die Hauptstellen der heiligen Schrift, welche dafür zeugen, der Reihe nach durchgegangen, und zwar 1. diejenigen Stellen des A. und N. Testaments, welche die Präexistenz Christi zu ihrer nothwendigen Voraussetzung haben, indem sie Christo göttliche Prädikate zuschreiben und seine Wesenseinheit mit Gott aussagen, wobei ausdrücklich auf viele Stellen des A. T. kein Gewicht gelegt wurde, in welchen nicht eine ursprüngliche wesenhafte, sondern nur eine durch den heiligen Geist in seiner geschichtlichen Erschei-

nung vermittelte Einheit mit Gott dem Messias beigelegt wird, wie wenn er Immanuel, Gottheld genannt, wenn göttliche Wundermacht und Herrschaft ihm zugeschrieben wird; und 2. diejenigen Stellen hauptsächlich des N. T., welche die Präexistenz des Sohnes, als des Ebenbildes Gottes, in welchem Gott sich in Erkenntniß und Liebe gegenständlich geworden ist und von welchem er sich als von seinem anderen Ich unterscheidet, ausdrücklich und lehrweise bezeugen. —

Zu einer Verhandlung über die auf solche Weise aus der Schrift nachgewiesene Lehre fand die Versammlung nach diesem Vortrage sich nicht veranlaßt; Einige meinten, es heiße das Heilige in den Staub ziehen, wenn über die angeführten Bibelstellen noch disputirt werden sollte. Past. Balzer bemerkte nebenbei, daß die Herrnhutische Weise, zu Jesus als Gott zu beten, biblisch gerechtfertigt sey. Nur Past. Drth versuchte, eine Besprechung anzubahnen, indem er die Frage aufwarf, ob die Lehre von der persönlichen Präexistenz Christi als nothwendig zur Seligkeit zu erachten sey; er unterschied zwischen Präexistenz und persönlicher Präexistenz, und obgleich er anerkannte, daß die Stellen Joh. Cap. 1 und 17. und Col. 1. wohl für die letztere sprächen, so hielt er doch dafür, daß diese Lehre so viel Feinheiten in sich fasse, daß es unmöglich sey, sie als nothwendig zur Seligkeit aufzustellen; es genüge, daran festzuhalten, daß Christus wahrhaftiger Gott sey, vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren. Past. Krummacker entgegnete darauf, es sey eine falsche Selbstbeschränkung, wenn wir weniger haben wollten, als Gott in seinem Worte uns gegeben habe. Past. Harnisch suchte noch von einer anderen Seite her eine Besprechung in Gang zu bringen, indem er die Frage aufstellte, wie die Kinder in diese Lehre hineinzuführen seyen; er habe die Erfahrung gemacht, daß durch eine einseitige Hervorhebung dieser Lehre die Geburt Jesu Christi den Kindern fern gerückt werde und sie geneigt würden, diese Geburt nur als eine Art Verwandlung zu betrachten. Und allerdings wäre es, eben wenn man in der Sache sich einig fand, von Gewicht gewesen, die rechte Darstellung dieser Lehre in ihrem Zusammenhange mit den übrigen Lehren des Christenthums, besonders mit der Lehre vom Menschensohne, zum Gegenstande der Untersuchung zu machen; indeß der nun folgende Erguß eines Redners, dessen Absicht dem Ref. unverständlich geblieben ist, lenkte von dieser Bahn wieder ab. Der Vorkündende bemerkte zum Schluß, daß nach biblischem Sprachgebrauch es keine andere als eine persönliche Existenz gebe, daß eine bloße Kraft, sofern sie nicht an einem Subjekte sey, nicht existire; daß Christus nicht der rechte Mittler seyn könne zwischen Gott und den Menschen, wenn er nicht Beides sey: Gott und Mensch, und daß er das Erstere nicht wahrhaft sey, wenn man ihn als eine bloße Kraft in Gott betrachte, die erst später persönlich hervortrat; daß mithin die Lehre von Christi persönlicher Präexistenz für die Seligkeit des Menschen nicht gleichgültig sey, und daß es endlich auch darum nöthig sey, diese Lehre hervorzuheben, weil durch dieselbe alle dem christlichen Glauben entgegenstehenden Zerthümer, wie daß in Christo die Menschheit zur höchsten Blüthe sich entfaltet habe, oder daß nur das Göttliche und Menschliche in Ihm eins geworden sey, abgeschnitten würden. Durch ein Gebet des Past. Krummacker und durch Gesang ward hierauf die Versammlung geschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 14. Juli.

N^o 56.

Fragmente aus einem größeren, nicht zum Drucke bestimmten Ganzen.

(Fortsetzung.)

Indessen wirkten auch grade in Frankreich erhaltende Mächte für die Römische Kirche, die von den Jesuiten fern blieben und seit Anfang des siebzehnten Jahrhunderts eine Kette von trefflichen Männern, von gesegneten Vereinen und Anstalten bildeten. Peter von Berulle, der Stifter der Bäter des Oratoriums, eröffnet den Reigen (1611); die Congregation des heiligen Maurus folgte bald nach (1618), um gelehrte und fromme Kleriker zu bilden und zu nähren. In derselben Zeit lebte als Bischof der Calvinisch gewordenen Diöces Genf in Annecy der milde Franz von Sales († 1622), der viele Calvinisten zur Römischen Kirche zurückführte und durch eine schöne Mischung von Eifer und Sanftmuth überall auf seinen Wegen bis Paris den Geist inniger Frömmigkeit weckte. Aber Niemand reicht, was Demuth, organisirenden Geist und ausgebreitete Wirksamkeit betrifft, an den Gascogner Vincenz von Paula (geb. 24. April 1576, † 27. September 1660), *) der eine ganze Reihe von frommen Stiftungen gründete (seit 1624), unter denen die Priester der Mission (in der Priorei St. Lazare) und die barmherzigen Schwestern (Filles de la Charité, Soeurs grises) die vorzüglichsten sind. Er hat den Segen des Evangeliums in die Hütten der Armen, der Landleute und in die Paläste der vornehmen Pariser Welt getragen, für die Christensklaven in Algier, für verführte Mädchen, wie für die Erziehung und Hebung des Priesterstandes gesorgt. Eine große Zahl ausgezeichnete Priester und frommer Laien ist aus seiner Schule hervorgegangen und bis in's achtzehnte Jahrhundert hinein war Frankreich sehr fruchtbar an frommen Männern und Anstalten, die das kirchliche Leben erhielten. Der Kürze wegen verweise ich auf das Werk von Dr. Räß und Dr. Weiß „Religiös-kirchliches Leben in Frankreich während des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Frankfurt a. M. 1828. 2 Bde.“ Auch die Folge vorzüglicher Prediger von Flechier bis Massillon ist hier nicht zu vergessen. Dennoch konnte die Römische Kirche Frankreichs der völligen Auflösung nicht entgehen, die auf beispiellose Weise sie in der Revolution traf bis zur gesetzlichen Aufhebung des Christenthums, die sich bis zur Abschaffung des Sonntags und der christlichen Wochen- und Jahresrechnung erstreckte.

Suchen wir nun außer den uns bekannten Ursachen der

Auflösung, die in der Römischen Kirche gewirkt haben und nach der Restauration von 1815 noch fortwirken, ein zerstörendes Element, das einer so großen conservativen Macht als eigentlicher Hauptfeind entgentreten konnte, so finden wir es in der öffentlichen Meinung, die sich nach und nach aus dem Zusammenfluß vieler Privaturtheile und aus der antikirchlichen Literatur gebildet hat. Doch möchte man erwarten, daß solche Erschütterungen, wie sie die Römische Kirche trotz ihrer starken gesellschaftlichen Organisation erfahren hat, noch einen anderen Hebel voraussetzen, der die Kräfte des Widerstandes gesammelt und im Stillen gekräftigt hat. Und einen solchen Hebel finden wir in einer entgegengesetzten, ebenfalls gesellschaftlichen Organisation, in der Organisation der geheimen Gesellschaften. Sie sind es vorzüglich, die das kirchliche Leben der Römischen Kirche unterminirt und nach und nach die öffentliche Meinung gewonnen, ja gemacht haben.

Die Mutter und das Vorbild dieser geheimen Gesellschaften ist die Freimaurergilde, deren erster Ursprung uns bis in die vorchristliche Römerzeit zurückweist und ein merkwürdiges Beispiel gewährt, wie an einen ursprünglich sehr einfachen Organismus, der weder politische noch kirchliche Bedeutung hatte, an einen alten Namen und an eine fortlaufende Kette von Überlieferungen die wechselnden Interessen der Zeiten sich anknüpfen und endlich auf der alten Wurzel die heterogensten Früchte erwachsen können. *)

Die Mythologie der Freimaurer beruft sich auf einen geschichtlichen Zusammenhang mit Pythagoras und dem Bunde der Pythagoräer, auf Überlieferungen vom weisen Bauherrn, dem König Salomo, und von den Nasträern, auf Johannes den Täufer und auf die Vereine der Essäer und Therapeuten. Aber die geschichtlich älteste Grundlage des Ordens ist in den altrömischen Zünften, Sodalitiis oder Collegiis, und zwar wirklich in der Zunft der Maurer oder Bauleute zu finden, die ihre besonderen Privilegien, auch gesellschaftliche und religiöse Formen besaßen, theilweise auch besondere Orte der Zusammenkunft und des Zusammenwohnens (loci, Loges) hatten. In der Römischen Provinz Britannien fand das Christenthum in solchen Bauzünften vorzüglich Eingang und Schutz. Als aber bei den Angelsachsen die Römische Form der christlichen Kirche eingeführt worden war (um 600), spalteten sich die Bauvereine: einige blieben fest bei der albritischen Überlieferung und begründeten so eine Opposition gegen die herrschende kirchliche Macht. Die bedeutendste und entschiedenste Bewahrerin der albritischen Kirchensitte war vom siebenten Jahrhundert an die Loge zu York (Eboracum).

*) Abelsky, Paris 1669. Collet, Nancy 1748. Fr. Leopold, Graf zu Stolberg, Leben des h. Vincenz von Paula. Neue Aufl. Wien 1819. Meine Charakteristik. Ev. R. Z. 1832. Nr. 77 — 79.

*) Niedner, Geschichte der christlichen Kirche. Leipzig 1846. S. 775 — 777.

Das älteste der drei anerkannten Grundgesetze der Maurerei ist die Yorker Verfassungsurkunde vom Jahre 926, deren Zweck ist, den Frieden der Zunftgenossen unter sich und nach Außen durch Ausschließung kirchlicher und politischer Streitigkeiten zu sichern und sich auf den Privatvzweck der Zunft, auf gegenseitige Unterstützung und Besserung im Leben und im Gewerbe zu beschränken. Dies ist der erste bemerkbare Keim des religiösen Indifferentismus, der aber hier nur als unschuldiges Princip der Duldung zur Erhaltung des Friedens der Zunft erscheint und keineswegs den Grundsatz der Gleichgültigkeit der positiven Religionslehren zur Voraussetzung hat.

Vielmehr folgten im früheren Mittelalter die Bauhütten der Maurer, wie alle Zünfte, dem kirchlichen Zuge der Zeit, gaben sich Formen und Regeln, die den klösterlichen nachgebildet waren, und standen in vielfältigem Verkehr mit Bischöfen und Äbten als Bauherren, besonders aber mit den Benediktinern, unter denen selbst tüchtige Baumeister und Bauverständige waren. In dieser Zeit erhielten die Baugewerke auch den Namen Massonarii (Engl. Massons oder Masons), von dem Germanischen Wort Maß gebildet, als Männer des Maßes und des Messens. Es war nichts, was sie von anderen Zünften unterschieden hätte, daß sie eine eigenthümliche geheime Symbolik und eine allegorische Deutung ihrer Symbole und Handwerksgeräthe hatten, als Winkelmaß und Zirkel, Bleiwage und Hammer. Auch die Erkennungszeichen, die Gebräuche bei der Aufnahme und bei ihren Versammlungen waren nicht mehr und nicht weniger Geheimnisse als bei anderen Gilden des Mittelalters. Aber in dem Geschäfte der Baugewerke selbst lag der Grund einer größeren und univ ersellern Bedeutung, die sie gewannen: alle Handwerke und Künfte hingen ja mit dem Bauwesen zusammen; der Aufschwung der Baukunst, in welcher die Kraft und Einsicht des Mittelalters sich vereinigte, um das Herrlichste zu schaffen, führte eine höhere Bildung, eine Erhebung des Geistes herbei; die Wanderungen der Gesellen durch alle Gebiete der Römischen Kirche weckten einen freieren, univ ersellen Sinn, und das lange Zusammenleben in pilgernden Bauhütten, in einer Genossenschaft, die unter der übrigen Bevölkerung fremd war, führte ein innigeres Zusammenschließen und im Zusammenschluß ein freudiges Bewußtsein von Macht und Stärke herbei. Päpstliche Privilegien, die diesen Zünften gegeben wurden, steigerten dieses Selbstgefühl, und die Privilegirten nannten sich Fry-Masons, Freimaurer. An allen kirchlichen und städtischen Bewegungen, die das elfte und zwölfte Jahrhundert und noch mehr die Folgezeit aufregten, nahmen die Zunftmänner Theil, welche die Kirchen und Rathhäuser bauten und dabei nicht unterlassen konnten, auch über das nachzudenken und zu urtheilen, was in den Kirchen und Rathhäusern getrieben wurde. Und wie die Minnesänger sich der allgemeinen sittlichen Entwicklung (des Humanismus), also des univ ersellen Geistes und der Freiheit annahmen gegen die mißbräuchliche beklemmende Gewalt der Kleriker, so thaten es auch die Bauhütten, nur in erweitertem Umfange. Denn die Minnesänger vertraten fast nur die höheren Stände der Ritter, des Adels und der Fürsten, denen sie selbst

und ihre Gönner angehörten; die Bauhütten vertraten aber den Geist der städtischen Bevölkerung und des Bürgerstandes, und gingen so mit dem Meistergesang, dessen herrlichster Repräsentant Hans Sachs geworden, Hand in Hand. Sie deuteten je mehr und mehr ihre Symbole im allgemein menschlichen Sinne aus auf den geistigen Bau der Weisheit, Gerechtigkeit und Bruderliebe und auf die Erbauung des Gemeinwohls, welches löbliche Streben ihnen auch die Gunst der Fürsten zuwandte und manche bürgerliche Vorrechte und „Freiheiten,“ d. h. Förderungsmittel ihrer Selbstständigkeit erwarb. Der König von England Heinrich VI. ließ ihre Statuten und ihr Gemeinschaftsleben untersuchen und gewährte ihnen dann mehrere Begünstigungen. Bei dieser Gelegenheit entstand um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ihre zweite Haupturkunde, „der Freimaurer-Verhör,“ worin bereits der umfassendere Zweck der Freimaurerei ausgesprochen ist, als einer Vereinigung, die auch das Gemeinwohl durch Förderung allgemeiner Menschenbildung heben will.

Seit der Reformation begann die Baukunst und mit ihr die Zunft der Baugewerke zu sinken und verschmolz je mehr und mehr auf dem Europäischen Festland mit den anderen städtischen Zünften. Nur in Britannien bewahrte das Zunftwesen und besonders der Freimaurerverein eine höhere politische Bedeutung, und zwar dadurch, daß dieser Verein, wie andere Zünfte, dort die mittelalterliche Sitte beibehielt, hochgestellte Männer von wissenschaftlicher, kirchlicher und politischer Bedeutung in die Zunft einzuschreiben oder sich ihrem Schutze, ihrem Patronat zu unterwerfen. Diese Männer interessirten sich besonders für die Richtung der Vereine auf allgemeine Zwecke und benutzten sie in den staatlichen und kirchlichen Bewegungen, um durch sie ihre Parteibestrebungen zu verstärken. So bildeten sich neben den Zunftgenossen der wirklich bauenden Maurer nach und nach abgesonderte Vereine, die nicht aus eigentlich bauenden, sondern bloß aus „angenommenen“ Maurern bestanden, die aber die Symbole und Vereinszeichen der wirklichen Maurerzunft beibehielten. Dies war der Übergang, wodurch sich die Freimaurerei der neuen Zeit von dem alten Gewerkeverein völlig zu lösen begann und eine selbstständige Existenz begründete. Sie theilte sich aber bald nach dem verschiedenen Verhältnisse zur christlichen Kirche, in welchem ihre Mitglieder standen, in verschiedene Zweige. Eine Römisch-kirchliche Partei stützte sich vorzüglich auf Irland und trat auch mit den Jesuiten in Verbindung; eine streng confessionelle evangelische Partei fand ihren Stützpunkt in Schottland; eine dritte confessionell- und auch überhaupt christlich-indifferente Partei besetzte sich in England. Nach der großen Staatsumwälzung, die in Britannien im Jahre 1688 mit der Gründung der Dynastie Wilhelm's von Oranien begann, flüchteten sich Viele, die mit der staatlichen und kirchlichen Verfassung unzufrieden waren, in die Freimaurerlogen, unterwarfen sich äußerlich der neuen Ordnung als einer solchen, die für die gegenwärtige Stufe der Volksbildung nothwendig sey, verfolgten aber nun in ihrem Bunde die Ideale von allgemeiner Menschenbildung, von Humanismus, deren Keime schon in den alten Zunftordnungen lagen. Dieses Streben fiel in dieselbe Zeit, in welcher die

Englischen Deisten die Grundlagen aller geoffenbarten Religion angreifen und die Grundsätze einer abstrakten, unbestimmten Religiosität verbreiteten, welche bloß auf der ethischen Natur des Menschen beruhen sollten. Die Englische Freimaurerei wurde so eine geheime Gesellschaft für abstrakte kosmopolitische Humanität. Es bildete sich darin eine zwar möglichst milde, aber sehr entschiedene Opposition gegen das Bestehende in Kirche, Staat und Wissenschaft, die in den wirklichen Mängeln des Bestehenden eine reiche Nahrung fand und dem Stolz derjenigen schmeichelte, die sich als verborgene Bildner und Erzieher des Menschengeschlechts, als Weltverbesserer, als geheime Organe der Vorsehung ansehen durften. Der Römisch-kirchlichen Vorsehung und Pädagogik der Jesuiten stellt sich die Englisch-humanistische Vorsehung und Pädagogik der Freimaurer gegenüber, der nur jene Einheit der Autorität fehlte, welche die Jesuiten und das von ihnen gestützte Papstthum so mächtig machte. Auch diese suchte die Englische Freimaurerei zu begründen, und im Jahre 1717 constituirte sich in London die Großloge der „neu-Englischen Maurerei,“ deren Constitution im Jahre 1723 als „neu-Englisches Constitutionsbuch“ zuerst gedruckt wurde. Sie legte die Yorker Verfassungsurkunde von 926 und das Freimaurer-Verhör vom funfzehnten Jahrhundert nebst der sehr alten „Lehrlings-Lektion,“ welche größtentheils rituelle Bestimmungen enthielt, zum Grunde, bildete aber Alles nach dem erweiterten allgemeinen Zweck der Gegenwart um. Die Entwicklung der humanen Bildung sollte allseitig so gefördert werden, daß alle Schranken nach und nach fallen könnten, die den Menschen vom Menschen trennen, daß alle positive Religion indifferent oder überflüssig würde und allgemeine Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit eintrete, und das Alles ohne Revolution, bloß durch die Liebe. Dieses System der Weltverbesserung klingt wunderschön, vergift aber das Gesetz des Schöpfers und die Sünde des Menschen: es vergift, daß Gott alles Leben, alle Liebe auf concretes Daseyn, auf Individualität, mithin auf Ungleichheit gegründet hat, daß eben auf ihr alle Originalität, alle Genialität, alle Friihe und Freude beruht; vergift auch, daß die Sünde der Menschen die Systeme, in denen Freiheit und Gleichheit oberster Grundsatz ist, in der Ausführung eben so verdirbt und mißbraucht, wie die Systeme, die auf die Ungleichheit der Menschen, auf Monarchie und Aristokratie gebaut sind; vergift, daß die Maurerei in sich selbst eine Hierarchie bildet, in welcher mündige Menschen wieder als Unmündige behandelt und zu Lehrlingen solcher gemacht werden, deren Lehre und Absichten ihnen ein Geheimniß sind; vergift endlich, daß die Bruderliebe der Freimaurer wenigstens eben so ungleich und parteiisch ist wie die kirchliche, da der Bruder Maurer doch ganz anders begünstigt wird als der, welcher nur Bruder Mensch und etwa auch als Bruder Mensch, als Christ, Gegner der Maurerei ist. Indessen kommen die Mängel der Maurerei, die in ihren Principien liegen, noch nicht an den Tag, so lange sie sich im Kleinen wirksam zu seyn beschränkt; ja, da vertritt sie zum Theil die Eine Seite des Christenthums selbst, das ja wirklich das irgend mögliche Maß von Freiheit, Gleich-

heit und Brüderlichkeit will, nur unbeschadet der göttlich geordneten Unterschiede.

(Schluß folgt.)

N a c h r i c h t e n .

Bericht über die Missions- und Pastoral-Conferenz zu Berlin vom 5. bis 7. Juni 1849.

(Fortsetzung.)

Die Nachmittag in der Parochialkirche gehaltene Jahresfeier der Gesellschaft zur Beförderung evangelischer Missionen unter den Heiden fand nicht so viel Theilnahme als in früheren Jahren. Past. Schmidt zu Eisleben bei Seehausen hielt über Offenb. 3, 14—22. eine eindringliche Busspredigt, die aber gewiß in der versammelten Missionsgemeinde ungleich nachhaltigere Wirkungen herbeigebraucht haben würde, wenn sie in näherer Beziehung zur Missionsache selbst sich gehalten hätte. Nach einem kurzen Bericht ordnete Inspektor Pred. Blech den Missionar Zunkel ab, der zum Schluß Worte des Abschieds sprach. Der Herr wolle ihn, der bereits nach Südafrika abgegangen ist, geleiten auf allen seinen Wegen.

Die Pastoral-Conferenz ward am Donnerstag Vormittag wieder eröffnet durch ein Gebet des Past. Souhon. Lic. und Pastor an der Charité Steinmeier hielt einen in genauer Beziehung zu den Zeitverhältnissen stehenden, aus der Tiefe des göttlichen Wortes geschöpften geistlichen Vortrag über Ev. Marc. 13, 14—17. Er wies zuerst nach, wie die in diesen Worten enthaltenen Rathschläge Christi an seine Jünger nicht auf die Zerstörung Jerusalems allein zu beziehen seyen; in den letzten Reden des Herrn gebe nicht Eins auf die Zerstörung Jerusalems und das Andere auf das Weltende; der Herr verkündige die Zukunft in Gleichnißworten, und wie die Verfluchung des Feigenbaums sich verhalte zur Zerstörung Jerusalems, so diese letztere zur Endkatastrophe. Man dürfe also nicht, wie die bisherige Auslegung, stehen bleiben bei dem nächsten historischen Sinne, sondern müsse eingehen auf die prophetisch-parabolische Redeweise des Herrn. Wenn nun Christus für die Zeit, wo der Gräuel der Verwüstung stehe, da er nicht soll, d. h. im Hause Gottes, den Rath, die Erlaubniß gibt, zu fliehen auf die Berge, und alle Thätigkeit, die das Fliehen hindert, daran zu geben — ein Rath, der zum Gebote wird, da es Sünde ist, eine göttliche Erlaubniß, wie z. B. in Betreff der Ruhe am Sabbath, nicht zu benutzen —, so fragt es sich, ob und inwiefern diese Rathschläge für unsere Zeit Geltung haben. Der Gräuel der Verwüstung setzt voraus eine gegen das Göttliche gerichtete Thätigkeit, und bezeichnet einen Zustand, in welchem die Zerreißung des nach göttlicher Ordnung Zusammengehörigen und die Zusammenfügung des nicht Zusammengehörigen eingetreten ist. Unsere Zeit ist in bestimmter, schneller Annäherung daran begriffen; eine negative Thätigkeit wird mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit gehandhabt in der Wissenschaft und zeigt sich im kirchlichen und christlichen Leben; getrennt wird, und zwar mit Bewußtseyn, was zusammengehört: Glauben und Leben, christliches, menschliches und bürgerliches Leben, die Kirche von der Schule, von der Familie, vom Staat; ja man sieht in diesen Trennungen eine Quelle des Segens; verbunden endlich wird, was nicht zusammengehört, indem Augen und Pflichten, die nur Werth haben, wenn sie aus dem heiligen Geiste entspringen, verpflanzt werden auf einen Boden, wo sie eine Fäule sind, indem Toleranz, Mäßigung, Liebe, Humanität geübt werden in einem Sinne, in welchem sie vor Gott nichts sind, und auf einen Boden, wohin sie nicht gehören. Da indeß eben die Verhältnisse, welche der Herr bei seinen

Rathschlägen voraussetzt, noch nicht in vollstem Maße eingetreten sind, so können diese Rathschläge für unsere Zeit nicht in unbedingter Allgemeinheit genommen werden; sie bedürfen einer Modifikation, und das um so mehr, da auch die Personen, welche sie angehen, jetzt nicht genau eben so beschaffen sind wie die Jünger, zu welchen Christus zunächst sprach. Diese waren an dem Gräuel der Verwüstung nicht theilgehabt, sie hatten nichts dazu gethan, sie hatten nichts unterlassen an Rath, Lehre u., um ihn zu hindern. Das können wir von uns nicht sagen; nicht nur die Kirche überhaupt, sondern auch jeder Einzelne hat seinen Antheil an der hereinbrechenden Verwüstung. Die Sektirer, die sich für berechtigt halten, die in Rede stehenden Rathschläge des Herrn unbedingt auszuführen und zu fliehen im buchstäblichen Sinne, irren eben in dieser zwiefachen Hinsicht; sie sehen den Gräuel der Verwüstung schon vollendet an heiliger Stätte und betrachten die Kirche als ein Aas, schon im Selbstauflösungsprozeß begriffen; und sie erkennen nicht, in welchem innigen Zusammenhange ihre eigenen Sünden stehen mit dem gegenwärtigen traurigen Zustande der Dinge. — Die für unsere Verhältnisse und Personen nöthige Modifikation jener Rathschläge besteht nun darin, daß wir von der Flucht sowohl als von der Unthätigkeit das geringere Maß nehmen, nämlich einerseits die Zurückgezogenheit, andererseits die Zurückhaltung. Es sey Pflicht, bemerkte der Redner, dies auszusprechen gegenüber der herrschenden Ansicht, die dahin gehe: die Wahrheit müsse den Menschen mit einer gewissen Gewaltthatigkeit jetzt nahe gebracht werden, und die müßten recht hervortreten, die das Salz und Licht der Welt seyn wollten. — Zur näheren Entwicklung seines Satzes bemerkte der Redner etwa Folgendes: Wie die Flucht zum Zweck hat die Rettung der eigenen Person, so hat die Zurückgezogenheit, die Einskehr in sich selbst zum Zweck die Sicherung des persönlichen Heils. In der Reaktion gegen den Pietismus ist die Sorge für das persönliche Heil zurückgetreten; nach dem Umfange, den ein Geistlicher seiner Thätigkeit gab, wurde seine Christlichkeit gemessen; wo er nicht an Vereinen zu allerhand Zwecken sich theilgehabt, da suchte man die Aehseln; und weil man zu viel nach außen zu thun hatte, so ward die Frage, ob man selbst auch auf dem rechten Wege sey und wie es im eigenen Herzen stehe, bei Seite gelassen. Aus dieser christlichen Vielgeschäftigkeit müssen wir zurückkehren in die Stille, um das Kapital zu vermehren, das Zinsen tragen soll; die Pflege des inneren Lebens, das innere Thun der Wahrheit ist das rechte Mittel, womit jetzt geholfen werden kann. Der Berg, auf den wir flüchten sollen, ist nicht die Arche der Irvingianer, nicht alttestamentliche Sprache und Ritus, sondern die Stätte der Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit, des Alleinseyns mit Gott, der Versenkung in sein Wort. Die drei Stellen, in welchen der Herr von den Kleibern redet: Luc. 12, 35., Luc. 22, 35 — 36. und hier Marc. 13, 16. weisen hin auf die Sicherung des persönlichen Heils in Zeiten der Entscheidung; die erste Stelle stellt sie als etwas Hinderndes dar, die zweite als entbehrlich, die dritte als nichtig. Die Kleider bezeichnen den Schmuck, der auf das Auge Anderer berechnet ist; und da ist der Leib mehr als die Kleidung. Nicht Kleider machen Leute; die Evangelische Kirche hat nicht sich oder ihre Glieder geschmückt; sie hat den Kleiderschmuck in guten Werken der Einzelnen verworfen; es kam ihr nur an auf Rettung der Seelen; das ist der Zweck der Predigt, und alle Ordnungen und Sitten der Kirche sollen nur dazu behülflich seyn. Mögen jetzt auch andere Lehren mit größerer Kraft verfochten werden müssen, nie darf doch die Evangelische Kirche ihres Ursprungs vergessen, nie die

Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben an Christum, den alleinigen Quell zu immer neuer Lebenskraft, bei Seite setzen. So nun auf die Berge gehen mit Zurücklassung der Kleider, d. h. des Schmuckes in der vielverzweigten, nach außen hin gerichteten Thätigkeit, das ist jetzt noth. Wie wollen wir die vielfach sich regenden Bedürfnisse derer besriedigen, die in der Zerstreuung sind? Was hilft es, ihnen entgegenzutreten mit der Autorität des Glaubens? Was hilft es, ihnen zu sagen: Thut Buße, glaubet? Es gilt, sie zur Buße und zum Glauben zu führen. Was hilft es, nach den Bekenntnißschriften zu predigen? Es gilt, die Lehre zu predigen, nicht wie wir sie empfangen, sondern wie wir sie erfahren und in uns verarbeitet haben. Was hilft es, daß Anstalten getroffen werden, damit Alle vom Evangelio hören können? Es gilt, daß das Rechte ihnen gegeben werde; es gilt, das Kapital des Evangeliums flüssig zu machen, damit es den Armen gegeben werden könne. Um erst selbst reich zu werden, müssen wir uns zurückziehen in's göttliche Wort, in die Wissenschaft, und zu eigener Übung und Erfahrung; und wenn es oft ausgesprochen ist, daß unserer Kirche ein klösterliches Institut Noth thue, so zeugt dies davon, daß das Gefühl von der Nothwendigkeit solcher Zurückgezogenheit vorhanden ist. — Wie die Flucht nicht aus Feigheit, und die Zurückgezogenheit nicht aus Gleichgültigkeit, so soll auch die Unthätigkeit nicht aus Trägheit und die modificirte Unthätigkeit, d. h. die Zurückhaltung nicht aus Nachgiebigkeit gegen ein temperamentsmäßig schüchternes Gemüth hervorgehen. Unter der Zurückhaltung ist nicht zu verstehen ein Nachlassen der Thätigkeit, weder so, daß wir Einige schon aufgeben müßten, noch so, daß wir in der Ausübung unserer Pflichten lässig seyn dürften. Die Schwangeren, von denen Christus redet, bezeichnen das entstehende Leben, und die Säuglinge das schwache Leben; und der Sinn ist dieser: Wir sollen nicht eher uns vermaßen, über die bestimmten Pflichten des Amtes hinauszugehen, als bis wir in unserem inneren Leben und die Kirche überhaupt wieder die gehörige Fülle und Kraft besitzen; wir sollen, ehe wir daran gehen, den Thurm zu bauen, uns zuvor hinsehen und überschlagen die Kosten, ob wir es haben hinauszuführen, auf daß nicht nachher Spott uns treffe. Es muß um jeden Preis jetzt etwas geschehen; wir müssen gleich praktisch anfangen, ohne lange zu überlegen; wir müssen mit dem Unvollkommenen, Äußerlichen anfangen, das Andere wird sich schon finden: solche Äußerungen hört man jetzt vielfach; es liegt ein ehrenwerther Sinn ihnen zum Grunde, aber doch drohen davon Gefahren. So drängt man jetzt die Evangelische Kirche, sich eine Verfassung zu geben, und fragt nicht danach, ob sie dazu die Kraft habe; man verfällt hiebei in denselben Irrthum, wie die Irvingianer, indem man der Kirche nicht Zeit lassen will, ein größeres Maß von Kraft zu gewinnen. So hat man jetzt die Idee der inneren Mission erfaßt; wir begrüßen sie mit Freuden, aber große Gefahr droht ihr selbst und durch sie der Kirche, wenn sie in's Äußerliche sich verliert, und beim Äußerlichen beginnend auch beim Äußerlichen stehen bleibt. Zu Petrus, dem Gläubigen, sprach der Herr: Wenn du dermaleinst dich bekehrst, so stärke deine Brüder; das wollen auch wir uns gesagt seyn lassen. Habe Acht auf dich selbst und auf die Lehre, beharre in diesen Stücken; denn wo du solches thust, wirst du dich selbst selig machen und die dich hören. Gehen wir hinein in unser Herz, sammeln wir Al auf unsere Lampen, damit der Herr uns brauchen könne für seinen Dienst; dann wird die Zeit kommen, wo der Herr uns rufen wird, nach außen zu wirken.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 18. Juli.

N^o 57.

Fragmente aus einem größeren, nicht zum Drucke bestimmten Ganzen.

(Schluß.)

Die Londoner Großloge drang mit ihrer neuen Constitution nicht durch, und nur eine Minderzahl der auswärtigen Logen nahm ihr System an. Der Trieb der individuellen Gottesgemeinschaft und der individuellen Kirchengemeinschaft behauptete neben der allgemeinen Weltgemeinschaft auch sein Recht. Die individuelle Gottesgemeinschaft hatte als theosophische Mystik sich längst in der Freimaurerei eingebürgert durch alte Verbindung mit dem Orden der Tempelritter, deren theosophische Ueberlieferungen in die Bauhütten des Mittelalters übergegangen waren. Die individuelle Kirchengemeinschaft forderte, wenn auch die besonderen Unterschiede der Confession übersehen wurden, wenigstens die allgemeinen Fundamente der Christlichkeit. Die Gesinnung, die dadurch entstanden, suchte man mit der allgemeinen humanistischen Tendenz der Freimaurerei zu versöhnen, indem man diesen individuellen Tendenzen einen besonderen Spielraum in eigens für sie gegründeten Graden oder Bildungsstufen eröffnete; so entstand „der Tempelherrengrad“ oder das Tempelsystem von der strikten Observanz, der Zummelplatz von allerlei mythischen, mystischen und theosophischen Ueberlieferungen, und „der Schottische Grad“, von der Schottischen Musterloge ausgegangen, der in Schottland, in den nordischen Reichen, in Deutschland besonders in den vier Hauptlogen Köln, Straßburg, Zürich und Wien, auch in Frankreich und Italien vorherrschte. Diese Zugeständnisse aber, die man einem gewissen Particularismus machte, dienten nur dazu, die Hindernisse zu beseitigen, die derselbe der Haupttendenz des Ordens, die von der Englischen Großloge ausgesprochen war, hätte entgegenstellen können, und die Freimaurerei bildete je mehr und mehr eine weit verzweigte Vereinigung für politischen Liberalismus und religiösen Indifferentismus mit dem bewußten oder unbewußten Zuge zu einer allgemeinen socialen Reform. In Deutschland, wo seit 1737 die Freimaurerei Aufnahme fand, herrschen die Grundsätze der Englischen Constitution vom Jahre 1717 vor. Neuere Umformungen in einzelnen Graden haben den Grundcharakter nicht verändert. Ubrigens ist es wohl zu glauben, daß die Freimaurerei als Corporation, den alten Grundsätzen getreu, sich der unmittelbaren Betheiligung an Revolutionen enthalten hat. Aber das kirchliche Leben hat sie durch ihr Netz von Logen, welches sie fast über das ganze westliche Europa ausgebreitet und bis in die kleineren Städte ausgedehnt hat, untergraben, und ihre Macht als Gesellschaft, ihr Einfluß auf die öffentliche Meinung war stark genug, um trotz Papstthum und Jesuitismus auch dem Leben der Römischen Kirche verderblich zu werden.

Um so verderblicher, da sie anderen geheimen Gesellschaften ein Beispiel und ein Vorbild der inneren Organisation gab. Hier ist zuerst der Orden der Illuminaten zu nennen, den im Jahre 1776 der Professor des kanonischen Rechts zu Ingolstadt, Adam Weishaupt, stiftete und überaus künstlich in neun Graden nach Formen, die theils von dem eben aufgehobenen Jesuitenorden, theils von den Freimaurern entlehnt, theils auch neu erfunden waren, ausbildete. Die Theilnehmer, ihre Wohnsitze und Provinzen wurden unter falschen Namen verborgen; man gehorchte geheimen Oberen; die Tendenz war Zerstörung der Römischen Kirche und des Christenthums überhaupt, aber mit großer Vorsicht, die in den niederen Graden beobachtet wurde. Durch Freiherr v. Knigge, der seit 1780 dieser Verbindung beitrug, wurde sie in die Gemeinschaft der Freimaurer selbst eingeführt und ein neuer Grad in den Freimaurerlogen dafür gestiftet; nur die Entdeckung des Geheimnisses an die Baiersche Regierung verhinderte eine größere Ausdehnung. Von 1784 bis 1786 wurden die Illuminaten streng verfolgt, ihre Originalschriften erschienen im Druck (1787), und der Stifter Weishaupt fand eine Zuflucht in Gotha (1786—1830 †).

Aber schon früher hatte der Pantheismus sich die Form einer geheimen Gesellschaft gegeben, die als Bewahrerin der Ueberlieferung einer Urreligion ohne eigentliche göttliche Offenbarung, einer Weltgeistreligion, sich geltend zu machen suchte. Die Idee dazu hatte schon Joh. Toland angeregt in derselben Zeit, wo in London die Großloge ihr Constitutionsbuch gründete; nur ist es schwer zu entscheiden, ob es bei ihm mehr Ernst oder mehr Verflüchtigung der Englisch-bischöflichen Liturgie war. Chilo*) führt den Titel des sehr seltenen Buches von Toland: Pantheisticon etc. Cosmopolis (London) 1720 vollständig an, und theilt eine Stelle von S. 54. mit, wo in der Form von Responsorien des Commonprayerbooks die Worte vorkommen: In mundo omnia sunt unum, unumque est omne in omnibus. Quod omne in omnibus Deus est, aeternus ac immensus, neque genitus neque interiturus. In eo vivimus, movemur et existimus. Ab eo natum est unumquidque, in eumque revoluturum: omnium ipse principium et finis. Dieselben Principien liegen aber einer geheimen Gesellschaft zum Grunde,**) die nachweisbar bereits von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an bestanden und sich für „Ritter des Tempelordens“, Templiers, ausgaben, mit der Behauptung, daß nach der Einrichtung des Großmeisters Jakob de Molay ihm ein Nachfolger, Johannes Marcus Larmenius, erwählt worden und seitdem die Reihe der Großmeister nicht unterbrochen worden sey.

*) Cod. Apocr. N. T. Lipsiae 1832. p. 859.

**) Niedner, Lehrbuch der Kirchengesch. S. 833—834.

Ihr Ritualbuch, das zugleich ihre Lehre enthält, heißt Leviticon und ist zu Paris 1831 gedruckt worden, nach der Juli-Revolution, wo man hoffte, daß alle religiösen Kulte gleiche Freiheit erhalten würden. Dieses Leviticon enthält — nach GREGOIRE *histoire des sectes* tom. II. p. 408. (Thilo Cod. Apocr. N. T. p. 843.) folgende Grundlehren: Gott ist das All; Alles, was ist, ist ein Theil Gottes, aber ist nicht Gott; unveränderlich in seinem Wesen, ist Gott veränderlich in seinen Theilen, welche, nachdem sie unter den Gesetzen gewisser mehr oder weniger complicirter Verknüpfungen bestanden haben, unter den Gesetzen neuer Verknüpfungen wieder aufleben. — Gott ist im höchsten Maße vernünftig (intelligent); jeder Theil, der ihm angehört, ist mit einem Antheil an seiner Vernünftigkeit begabt, nach dem Maße seiner Bestimmung, woraus folgt, daß es eine unendliche Abstufung von Vernunftwesen gibt, die aus der Unendlichkeit der Zusammensetzungen hervorgeht, deren Vereinigung das Weltganze bildet. Dieses Ganze ist das große All oder Gott ic.

Ihre Mythologie über die Überlieferung der Urreligion geht auf die Ägypter zurück, von denen sie Moses empfangen; Christus habe sie hergestellt; aber seine Lehre sey nur von Johannes rein überliefert worden theils in seinem Evangelium, das sie nach ihrem System verändert und interpolirt haben, theils mündlich mittelst einer Reihe von Patriarchen, deren letzter, Theocletus, im Jahre 1118 die weitere Überlieferung dem ersten Großmeister der Tempelherrn überlassen. So sey die christliche Urkirche erhalten und bis auf sie fortgepflanzt worden. Diese nun nicht mehr geheime Gesellschaft ist zunächst wohl weniger schädlich für die Kirche gewesen, theils weil sie keine große Ausbreitung gefunden zu haben scheint, theils aber und vorzüglich, weil sie sich keine praktischen Zwecke setzte, die auf Reformirung der gesellschaftlichen Zustände ausgegangen wären.

Mit der Juli-Revolution 1830 trat aber auf einmal das alte pantheistische System, wunderbarlich mit religiösem Pomp, der überallher entlehnt war, überkleidet, als Weltreligion hervor, lächerlich durch seine bizarre Gestalt und seine großen Ansprüche, aber mächtig durch die socialistischen Ideen, die es in sich trug und die tief in die Gemüther einschlugen. Es ist der St. Simonismus, den wir vor uns haben. Der Graf Henri Claude v. St. Simon hatte die ganze Revolutionszeit in Frankreich durchlebt, den Theo-Philanthropismus gesehen, selbst ein thatenreiches Leben geführt, alle Erscheinungen der Politik und Religion beobachtet, alle Stände, hohe und niedere, durchforscht, durch glückliche industrielle Speculationen ein großes Vermögen erworben und zuletzt Alles wieder zugeseht, so daß er sich öfters zum Mittagstisch ein Paar Sous von Freunden erbetteln mußte. So war er 1825 gestorben in Folge eines am 19. Mai versuchten Selbstmords. An die Spitze der Partei traten Claude Rodrigues, der ihn hatte sterben sehen, Bozard und Enfantin. Letzterer verräth das Geheimniß des Pantheismus in einem Quasi-Hymnus: *) *Dieu est tout ce qui est; tout est en lui, tout est par lui: — nul de nous est hors de lui, mais aucun de nous n'est lui: — chacun de nous vit*

de sa vie, et tous nous communions en lui: — *car il est tout ce qui est.* In diesem Sinne spricht er auch: „Wir, eure Väter, und ihr, unsere Kinder, durch unsere heilige Gemeinschaft bilden wir mit einander den Keim der Menschenfamilie. Uns hat Gott die Sendung gegeben, im Voranschreiten die ganze Welt zu dieser Gemeinschaft zu bekehren. Er befehlt uns nicht mehr Völker auszurotten, uns selbst zu opfern: denn er ist Alles, was ist. Ferne von uns die barbarische (Communion) Gemeinschaft des Schwertes und die mystische Gemeinschaft des Kreuzes! das Blutgesetz ist ausgelöscht, die Tage der Opfer sind geendigt; sie hat geschlagen die Stunde zur Gemeinschaft der Liebe.“ Die Rehabilitation des Fleisches, die Emancipation des Weibes, die Aufhebung des Erbrechts und die Gütergemeinschaft wurde proklamirt; Jeder sollte nach dem Werthe, den seine Arbeit für die Gemeinschaft hätte, abgeschätzt werden und danach 1200 oder 2000, oder, wie viel oder wie wenig seine Arbeit verdiene, erhalten. Diese Grundsätze erregten die öffentliche Stimme gegen sich; im Januar 1832 wurde in Paris ihr Salon geschlossen, im August wurden sie verurtheilt: ihre Überreste begaben sich nach Ägypten oder zerplitterten sich. Aber sie hatten auch viele Wahrheiten über die tiefen Wunden der socialen Zustände in Umlauf gesetzt, sie hatten im Tone begeisterter Liebe von Erhebung der arbeitenden Klassen gesprochen und viele aufmerksame Ohren gefunden. Sie hatten eine Menge Schriften, die in diesem Sinne sprachen, in Umlauf gesetzt und eine der gelesensten Zeitschriften in Frankreich, der *Globe*, hatte sich zu ihrem Organ gemacht. Sie hatten die Industrie zum Kultus erhoben und das Geheimniß unserer Zeit, die Vergötterung der materiellen Interessen, förmlich ausgesprochen. In einem Lande, wo die Römische Kirche und das Christenthum so wenig feste Wurzeln mehr hatte, wie in Frankreich, mußten sie die Auflösung des kirchlichen Lebens um so mehr fördern, und wenn man über das eitle Gepränge ihres leeren Kultus spottete, so fiel ein Theil dieses Spottes auch auf den Kultus der Römischen Kirche zurück.

Schon Baboeuf hatte während der ersten Französischen Revolution den Communismus verkündigt (*Le tribun du peuple*. Paris 1795) und die Revolution hatte ihn als die Zerstörung des Staates verdammt. Jetzt kam seine Zeit, wo man versuchen wollte, ihn zum Princip eines neuen Weltstaats, einer neuen Weltordnung zu machen. Man fühlte alle gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse so faul, man verzweifelte so sehr an aller Besserung durch Kirche und Staat, daß man nicht vor dem Gedanken zurückbebt, Alles zu unterst und oberst zu kehren. Die Restauration der Bourbons, so wie die Restauration der Kirche unter ihrem und der Jesuiten Regimente hatte in den großen Massen aller Stände, die ohnedies glaubenslos und aller Pietät entkleidet waren, nur Haß und Erbitterung erregt. Die materiellen Interessen beherrschten in Ermangelung höherer Interessen die Gemüther und man verlangte vom Staate, was er nie leisten kann, die Befriedigung aller Bedürfnisse der niederen Klassen und die Abschaffung der Armuth. Der freiwillige Communismus der Liebe, den das Evangelium empfiehlt, sollte ersetzt werden durch einen Communismus der Interessen und des Terro-

*) Matter in Studien und Kritiken. 1832. S. 1. S. 85.

rismus, durch einen Industriestaat der Handwerker. Man forderte eine völlige Freiheit der einzelnen Subjekte, um sich nach ihren Interessen zusammenzuscharen und zu organisiren; dann, meinte man, würde Alles, Staat, Religion, Sittlichkeit, Bruderverliebe sich finden. Man kannte die Sünde, die Gottlosigkeit und Gottverlassenheit nicht, die in dem eigenen Herzen der Unzufriedenen wohnte. Es war eine enthusiastische Liebe für die niedrigsten Stände des Volks, die eble Gemüther zu diesem Auserksten trieb; aber in dieser Liebe verbarg sich der Haß gegen Alles, was bisher hoch gestanden, gegen alle bestehende Autorität, gegen alles bestehende Recht und gegen die göttliche Sanktion, die die menschlichen Ordnungen durch das Christenthum empfangen haben. Ein Romandichter, wie Eugen Sue, malt mit den glänzendsten Farben das sittliche Elend von Paris und stattet die Armen, die Verbrecher, die entehrten Mädchen mit den rührendsten Zügen von Edelmuth aus, während er die Salons der Großen verabscheuungswürdig macht. Eine Romandichterin, unter erborgtem männlichen Namen, schildert den glühenden Bildungstrieb des unterdrückten Arbeiters in den schönsten Reden, die sie ihm in gebildeter Sprache in den Mund legt. Der ernste Priester Lamennais, früher ein Eiferer für die Ehre der Römischen Kirche und Befehrer von Protestanten, wird durch seinen Enthusiasmus fortgerissen zur entschiedenen Lossagung von seiner Kirche, bis er zuletzt beim vollkommenen Communismus anlangt, den Proudhon und Cabet predigen. Andere organisiren unterdessen geheime Gesellschaften, die den Handwerker über seine vermeintlichen Interessen aufklären, zum Pantheisten und zum brauchbaren Werkzeug des Umsturzes aller gesellschaftlichen Ordnung machen und zur gelegenen Stunde gebrauchen sollen. Man begnügt sich nicht mit Frankreich: die Propaganda wird über die Schweiz, Deutschland, Italien ausgebreitet; Polen und Galizien werden von ihr erreicht. Von 1830 bis 1848 schreitet diese Unterwerfung der christlichen Fundamente mit Riesenschritten fort und die Römische Kirche steht inmitten dieser Auflösung, unfähig ihr zu steuern. Sie kann sich kaum der Vorposten des Feindes, der elenden Französisch-Katholischen Kirche eines Abbé Chatel und des Deutsch-Katholicismus eines Ronge erwehren.

So ist die Auflösung des kirchlichen Lebens auch über die Römische Kirche gekommen und der Papst hat aus Rom fliehen müssen, um in einer Festung Neapels Schutz zu suchen. Dennoch würde man irren, wenn man nach diesen Niederlagen und Verwüstungen die Kirche Christi für ganz enträthet halten wollte. Die Evangelische Kirche ist es nicht, die Römische auch nicht: es ist ein Gericht zur Züchtigung und Reinigung über beide ergangen; aber die Kirche Christi wird wie ein Phönix aus ihrer Asche erkehen, wenn die Völker so tief nach Unten werden gesunken seyn, daß sie die Hände wieder nach Oben ausstrecken, von wo allein Hilfe in der hoffnungslosen Noth kommen kann. Aber die Kirche muß dazu auch in ein neues Stadium der Entwicklung eintreten, um mit neuen Lebensströmen aus dem Geiste des Wortes die Völker zu erfrischen.

Bg.

Dr. Schr.

Nachrichten.

Bericht über die Missions- und Pastoral-Conferenz zu Berlin vom 5. bis 7. Juni 1849.

(Fortsetzung.)

Zur Besprechung lag die Frage vor: Was muß zunächst geschehen, um die Organisation der Kirchengemeinden in Aussicht auf die bevorstehende selbstständige Verfassung der Kirche zu bewerkstelligen? C.-R. Dr. v. Gerlach, der die Besprechung einleitete, wies hin auf die Bestrebungen der jetzigen Zeit, der Evangelischen Kirche durch eine neue Verfassung eine festere Gestalt zu geben, was von Vielen als eine Ergänzung der Reformation angesehen werde. Allerdings sey nach Lutherischen Grundsätzen die Verfassungsfrage Nebensache; auf's Wort und Sakrament komme in der Lutherischen Kirche Alles an; alle übrigen Ordnungen und Einrichtungen dienen nur zur Feststellung und zum Schutz der Predigt und des Sakraments. Er wies ferner nach, wie das, was den Meisten jetzt unter dem Namen der Presbyterialverfassung vorschwebt und in der Reformirten Kirche unter uns sich findet, durchaus nicht als in der apostolischen Zeit begründet angesehen werden könne; die apostolische Kirche kannte keine Laien-Presbyter; die Presbyter oder Bischöfe waren die Pastoren der Gemeinde; noch viel weniger kannte die apostolische Kirche nur auf Zeit gewählte Presbyter. Ja, die Presbyterialverfassung, die man jetzt begehrt, entspricht nicht einmal den Grundansichten der Reformirten Kirche, wie sie in Calvin hervortreten. Die Presbyterialverfassung der Reformirten Kirche steht in engster Verbindung mit der von dieser Kirche als wesentlich nothwendig anerkannten Zucht in den Gemeinden; dieser Zucht wegen wurden Älteste eingesetzt; jetzt denke man aber bei der Presbyterialverfassung gar nicht an Kirchenzucht; die Presbyter sollen jetzt nicht eigentlich Beamte der Kirche seyn, sondern Repräsentanten der Gemeinde den Beamten der Kirche, d. h. den Geistlichen gegenüber, um Übergriffe der Hierarchie zu verhüten; die Presbyter sollen die Stelle der Stadtverordneten gegenüber dem Magistrat, oder der Volksvertreter gegenüber der Regierung einnehmen, und ganz und gar widersprechend dabei sey es, daß diese Gemeindevertreter doch mit den Geistlichen ein Collegium bilden sollen. Der Zug nach dieser Verfassung sey indeß so groß, daß die Wahrheit sich kaum geltend machen werde; damit aber das, was der Kirche zu Theil werden solle, auf die unschädlichste Weise in's Leben treten könne, möge man an das noch in der Kirche Bestehende sich anschließen, mit dem bestimmten Bewußtseyn freilich, daß es so nicht bleiben könne, und so eine allmähliche Überleitung in neue Zustände bewirken. Zunächst komme es hiebei darauf an, die vor fünf Jahren angeordneten Kreis-Synoden zu regelmäßigen Versammlungen zu erheben, Laien zu denselben hinzuzuziehen, nämlich die jetzt vorhandenen Kirchenvorstände, und die auf solche Art gebildeten Versammlungen mit den bestehenden Behörden, den Consistorien, in Beziehung zu setzen. So werde man in der jetzigen stürmischen Zeit immer noch eine Wohnung und nicht mit einem Male den freien Himmel über sich haben. Den Einwand, daß die jetzigen Kirchenvorstände zu dem angegebenen Zwecke nicht taugen, könne er nicht gelten lassen; neu von der Gemeinde gewählte Vertreter würden nicht besser seyn, denn die Leitung der Kirchenangelegenheiten sey Allen gleich sehr fremd. — Prof. Piper führte hierauf aus, daß es allerdings rathsam sey, an vorhandene Ordnungen anzuknüpfen, daß man aber jetzt mit dieser Überleitung in neue Verhältnisse nicht mehr warten dürfe; nothwendig sey es, die Gemeinden darauf hinzuweisen, sich in kirchlichem Sinne zu organisiren; bei solcher Gemeindeorganisation solle man nicht die apostolische Zeit copiren, sondern sie organisch auf uns übertragen, und dabei als leitende Grundsätze festhal-

ten zuerst, daß der ganzen Gemeinde eine Thätigkeit zukomme, und sodann, daß die verschiedenen Gaben in der Gemeinde zum Dienst verwandt werden müssen. — Herr v. Bethmann-Hollweg verteidigte die Rheinische Presbyterialverfassung gegen den Vorwurf, daß die Presbyterien in ihrem Sinne nur eine Vertretung der Gemeinde gegenüber den Pastoren seyen; die nur auf Zeit stattfindende Wahl der Presbyter bedinge nicht nothwendig einen solchen repräsentativen Charakter; zwar könne die Verfassungsurkunde zu diesem Mißverstände verleiten, indeß bilde, wenn man die Sache im Leben anschauet, das Presbyterium mit dem Prediger in der That einen Vorstand der Kirche zur Verwaltung und Leitung der Gemeindeangelegenheiten. Die damit verbundene weitere Repräsentation sey nur ein Nothbehelf, indem man über gewisse Punkte die Stimme der Gemeinde hören wolle und es doch nicht immer thunlich sey, die ganze Gemeinde zu versammeln. In einzelnen Fällen freilich siehe das Presbyterium den Geistlichen gegenüber, so wenn dasselbe nach der vom Pfarrer gehaltenen Prüfung der Confirmanden sich darüber auspricht, ob die Kinder zur Confirmation reif seyen; so wenn dem Presbyterium aufgegeben ist, auf den Wandel der Geistlichen zu achten; doch sey dies nur eine brüderliche Zucht. Er habe den Segen der collegialischen Bearbeitung der Gemeindeangelegenheiten selbst erfahren, seyen auch die Verhandlungen in den Presbyterien nicht immer erquicklich, so liege doch etwas Wohlthuendes in dem Bewußtseyn, daß man der Kirche diene, und seiner Überzeugung nach müßten die Pfarrer selbst, getrieben von dem Bedürfnis, mit Gleichgesinnten sich zu besprechen und ihre eigene Verantwortung zu theilen, nach einer solchen Einrichtung sich sehnen. Laienhülfe thut der Kirche noth, doch sey die Thätigkeit der Laien jetzt eine ganz willkürliche, ohne Amt, ohne Recht und daher ohne Pflicht, und darum oft ganz subjektiv. Die Gehülfen müßten nicht als bloß vom Pastor abhängige Organe gerufen werden; es dürfe freilich nicht bloß von Rechten, aber auch nicht bloß von Pflichten die Rede seyn; durch das Vertrauen, was in den ihnen erteilten Rechten liegt, müßten sie gestärkt werden. Wenn eine solche gliedliche Gemeinschaft und Theilnehmung der Arbeit eingerichtet werde, so werde sich in den östlichen Provinzen etwas gestalten, was die westlichen Provinzen in ihrer Verfassung bereits besitzen. — Gen.-Superint. Müller, indem er dem Grundsatz der Anknüpfung an das Bestehende beistimmt, erinnert daran, daß man eine auch noch bestehende Sache, nämlich das Verhältnis, in welchem die Evangelische Kirche unseres Landes bis jetzt zum Könige gestanden hat, nicht vergessen möge. Er rede hier nicht als Kirchenrechtseundiger, sondern als General-Superintendent, dessen Beruf es sey, in die Gemeinden hineinzugehen und in den Herzen derselben zu lesen, und da müsse er es als eine bestimmte Thatsache aussprechen, daß man in den Gemeinden das religiöse Leben und das Bestehen der Kirche sich nicht anders als in Verbindung denke mit dem Namen und Amte des Königs. Er wolle nicht bestritten, was Stahl im vorigen Jahre geäußert, daß an eine Fortdauer dieses Verhältnisses des Königs zur Kirche seit der geschehenen Umwälzung nicht mehr zu denken sey, er wolle nur bitten, das thatsächliche Vorliegende zu berücksichtigen. Die Losreißung des Staats von der Kirche werde auf die Religiosität und Sittlichkeit des Volkes den einschneidendsten Einfluß üben; es liege nicht in unserer Gewalt, diese Losreißung zu verhüten, aber wenn es möglich wäre, wenigstens ein Band zwischen der Kirche und dem Staate festzuhalten, nämlich die Stellung des Königs in der Kirche als praecipuum membrum ecclesiae, so wolle er Alle, denen ein Einfluß in dieser Beziehung zusteht, bitten, um des Volkes, um des Seelenheils des

Volkes willen dahin zu wirken, daß dieses Band nicht zerrissen werde. Zwar habe unser König sich dahin ausgesprochen, er sehne sich danach, die Zügel des Kirchenregiments in die Hände der Kirche zurückgeben zu können; dieses Wort sey aus demselben treuen, liebevollen Herzen hervorgegangen, als früher die Annahme des Kirchenregiments Seitens unserer Fürsten. Aber bis auf diese Stunde habe der König das Regiment noch nicht zurückgegeben, und wenn wir Alle fühlten, daß es wünschenswert sey, es geschehe nicht, so sey es von Gewicht, dies auch auszusprechen. Wie Leib und Seele, Äußeres und Inneres eng verknüpft seyen, so sey das kirchliche Leben im Volke eng verkettet mit dem Gedanken, daß der König es sey, der dasselbe schütze und träge; und wenn das weggenommen werde, so wisse er nicht, wie es ersetzt werden solle. — Präf. v. Gerlach spricht gegen die Anschauungsweise, welche der Umwälzung des 18. März einen großen Einfluß auf die Kirche zuschreiben will, er wolle ihr diese Ehre nicht erweisen; die Gefahren, welche der Kirche drohen, seyen schon von älterem Datum. Man solle die Kirche durch innere Kräftigung ihrer Glieder geschickt machen, diese Gefahren zu überstehen, aber sich hüten, eine neue Epoche für die Kirche von der Revolution an zu datiren, am allerwenigsten, wie der ehemalige Minister Schwerin verlangen, die Kirche solle dieselben Wege gehen als der Staat. Nicht Alles das sey als geltendes Recht zu behandeln, was die Revolution an's Licht gebracht; auch im Staate sey die Revolution nur ein Versuch gewesen. Wir dürfen nichts von dem, was die Kirche hat, aufgeben, nicht zum Rückzug blasen, sondern zum Angriff, nicht der Revolution Zugeständnisse machen. Die Consistorien und das Patronat seyen bestehende Verhältnisse in der Kirche, und selbst wenn sie verderblich seyen, so müßten sie dem revolutionären Zeitgeiste gegenüber verteidigt werden. Dasselbe gelte von dem Verhältnisse des Königs zur Kirche. Man rede von Theilnehmung der Laien an den Angelegenheiten der Kirche; nun wohl, der König sey auch ein Laie; eben indem die Reformation den Fürsten das Regiment der Kirche zulegte, brachte sie den Grundsatz des allgemeinen Priestertums zur Anwendung. Zudem sey dies eine Sache der Pietät; wie viel verdanke nicht die Evangelische Kirche in Deutschland der christlichen Obrigkeit! Die Stellung des Königs in der Kirche sey mehr unter dem Gesichtspunkte der Pflicht und des Dienstes, als des Rechts aufzufassen. Auf die individuellen Ansichten und Ausprüche des jetzt regierenden Königs komme es an; die Personen wechseln, die Institutionen bleiben; der König habe nicht das Recht, die Kirche loszulassen, und wenn solche persönliche Ansichten dem Heile der Kirche zuwider seyen, so müßte dies auch offen ausgesprochen werden. Wer da will, daß die Kirche sich aus sich selbst entwickle, der kann doch nur wollen, daß sie sich entwickle aus dem, was Gesundes in ihr besteht, und dazu gehört eben auch das obrigkeitliche Kirchenregiment. Die Mächte, welche die Kirche bedrohen, liegen nicht in der Obrigkeit, sondern in der Volkszahl, und der Wunsch, das obrigkeitliche Regiment in der Kirche beizubehalten, hänge mit dem Wunsche nach Freiheit der Kirche zusammen; denn nicht von Seiten der Obrigkeit sey diese Freiheit gefährdet, man wolle vielmehr die Obrigkeit aus der Kirche hinwegräumen, um eine Herrschaft des Fleisches an die Stelle zu setzen. Die Presbyterialverfassung sey nicht zu verwerfen, aber die erste Bedingung der Theilnehmung der Gemeinden an der Verwaltung der Kirche bestehe darin, daß die Gemeinden eine Zucht an sich üben; eine demokratische Verfassung ohne Zucht sey dem Wesen der Kirche ganz und gar zuwider. —

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 21. Juli.

N^o 58.

Die Geistlichkeit als Inhaberin der Kirchengewalt.

Auf der zu Jesberg in Churheffen abgehaltenen und von fast neunzig evangelischen Geistlichen und auch zahlreichen Nicht-geistlichen dieses Landes besuchten Conferenz ist die kirchliche Tagesfrage auf eine ganz eigenthümliche Weise besprochen und ein bisher noch nicht gehörter, höchst wichtiger Beschluß gefaßt worden: das in Folge der neuesten staatlichen Veränderungen von dem Landesherrn niederzulegende Kirchenregiment soll von diesem zunächst an die ersten Vertreter der evangelischen Geistlichkeit, die Superintendenten und Inspektoren der verschiedenen Diöcesen zurückgegeben, und den letzteren dabei zur Pflicht gemacht werden, daß sie in ihrer Gesamtheit die Gesamt-Interessen der Landeskirche zu vertreten, und die definitive Anordnung des Kirchenregiments mit einer von ihnen zusammenzubrufenden Landes-Synode zu berathen und festzustellen haben. Hören wir zuerst die Gründe für diesen Beschluß.

1. Vor Allem wird geltend gemacht, daß die Evangelische Kirche grundsätzlich den Bischöfen und Pfarrherren, außer der eigentlichen Schlüsselgewalt, auch die Befugniß eingeräumt habe, die nöthigen Ordnungen in der Kirche zu machen, und dabei auf Artikel 28. der Augsburgischen Confession (Deutscher Version) und den entsprechenden Artikel der Apologie verwiesen.

2. Damit im Zusammenhang wird behauptet, daß die Deutschen Reformatoren nur aus zufälliger Veranlassung den evangelischen Landesfürsten die vornehmliche Sorge für die Ordnung in der Kirche anvertraut hätten.

3. Aber, wird bemerkt, immer war der dadurch herbeigeführte Zustand der Kirche, wie die Erfahrung bis in die neueste Zeit bewiesen hat, mit mannigfachen Gefahren verbunden, indem entweder Knechtung oder Verweltlichung der Kirche gar sehr zu beforgen stand.

4. Seit längerer Zeit ist nun aber ein noch gefährlicherer Zustand eingetreten: der kirchlich-evangelische Geist, der früher Fürst und Volk, weltliche und geistliche Behörden durchdrang und sie mit dem Bestreben beseelte, das gesammte Volksleben den Lehren und Vorschriften des Evangeliums gemäß zu regeln, ist gewichen. Der Kirche liegt jetzt der schwere Kampf mit dem wieder herrschend gewordenen Unglauben und der Verweltlichung ihrer Glieder ob. Da bedarf sie wieder des unbedingten Vertrauens zu ihrem unsichtbaren Oberhaupt und zu der vollen Macht des ihr von ihm verliehenen geistlichen Amtes. Und so ist denn auch schon seit längerer Zeit das Bedürfniß nach Er-

neuerung des alten geistlichen Bischofsamtes in der Evangelischen Kirche rege geworden.

5. Diesem Bischofsamt aber wird auch, wenn die Liebe zu dem Herrn in den Mitgliedern der Kirche wieder lebendig werden wird, die gebührende Achtung und Folgsamkeit zu Theil werden, und das Wort des Herrn wieder Glauben finden: „Wer euch höret, der höret mich.“

6. Endlich aber wird die Auskunft, den Landesfürsten wenigstens zum Träger der Kirchengewalt ohne selbstständige Amts-befugniß zu machen, noch besonders mit der Bemerkung verworfen, daß alsdann der Landesfürst nur ein Schatten seyn würde, mit dem der Kirche in unserer gefahrvollen und kampfreichen Zeit um so weniger in Wahrheit gedient wäre, als in Folge einer derartigen Einrichtung ein Ober-Kirchen-Collegium als eine neue Auflage des veralteten Consistorialsystems fast unvermeidlich wäre und die Kirche wiederum um den Segen thatkräftiger Persönlichkeiten, an welche sich die Kräfte der Kirche naturgemäß anlehnten, gebracht werden würde. *)

Betrachten wir nun diese Gründe einzeln ihrem Gehalte und alle ihrem Zusammenhang nach.

1. Daß die Augsburgische Confession mit der alten Kirche geistliches und weltliches Regiment (*potestas ecclesiastica et civilis*) wohl unterscheidet, und das erste als Sache der Bischöfe betrachtet, ist aus dem betreffenden Artikel bekannt. Auch führt sie als die Antwort der Schrift beistimmend an, daß es den Bischöfen oder Pfarrern erlaubt sey, Ordnungen aufzurichten, „damit es ordentlich in der Kirche zugehe,“ und heißt die Kirchen diese Ordnungen beobachten, um der Liebe und des Friedens willen — — — und sofern, daß Einer den Anderen nicht ärgere, damit in den Kirchen keine Unordnung oder wüßtes Wesen sey.“ Aber wohl zu beachten ist hiebei, auf welche Veranlassung hin und unter welcher Voraussetzung diese Bemerkungen in dem betreffenden Artikel gemacht werden. Es handelt sich in demselben wesentlich von der ungebührlichen Vermischung der *potestas ecclesiastica* und der *potestas gladii*, und insbesondere von der Aufrichtung unevangelischer Satzungen und der dadurch bewirkten Beschwerung der Gewissen, welche sich die damaligen Römischen Bischöfe zu Schulden kommen ließen. Dem gegenüber wird die Kirchengewalt dieser Bischöfe auf ihr rechtes evangelisches Maß zurückgeführt und der einzig wahre Endzweck der von ihnen zu treffenden Anordnungen bezeichnet.

*) Wir haben dies Alles meist wörtlich mitgetheilt aus dem gedruckten Memorandum der Jesberger Conferenz. Kassel, 1849.

Dieser Endzweck ist die Ordnung, welche in der Kirche seyn muß, und um dieser Ordnung willen ist es den Bischöfen oder Pfarrherren erlaubt (*licet*), die nöthigen Verfügungen zu treffen. Von einer direkten, grundsatzmäßigen und lehten Entscheidung über den eigentlichen Sitz der Kirchengewalt ist also hier die Rede nicht. Die Reformation fand die Bischöfe in der Ausübung einer sehr ausgedehnten Gewalt, aber ausgedehnt über die geziemende Gränze, und will daher zunächst nichts Anderes, als diese Gewalt in die rechten, evangelischen Schranken zurückweisen. Die Bischöfe dürfen das thun, und müssen Anderes lassen. Über die principielle Nothwendigkeit aber, daß jene Macht, nämlich in der Kirche die Ordnung zu handhaben, grade in den Händen der Bischöfe und keines Anderen ruhe, sagt die Augsburgische Confession nichts aus; vielmehr erhellt aus anderen Umständen, daß die Reformatoren keineswegs von einer solchen principiellen Nothwendigkeit überzeugt waren.

2. Denn geben wir auch einmal zu, daß es wirklich so ganz zufällig gewesen, daß der wichtigste Theil der kirchlichen Jurisdiction in der Evangelischen Kirche in die Hände der Landesherren übergegangen ist; so drängt sich die Frage auf: durften denn die Reformatoren, wenn sie nach der Schrift überzeugt waren, daß die kirchliche Gewalt nothwendig geistlichen Bischöfen gebühre, durften sie, ohne Verletzung der Kirche und ihres Gewissens einwilligen oder gar direkt veranlassen, daß jene Gewalt dennoch an die weltlichen Landesherren überging? Oder hätten sie wirklich hierin sich einer sträflichen Nachgiebigkeit und gewissenlosen Verschleuderung an der Kirche schuldig gemacht? Nein, so schlimm mögen wir schon von vorn herein von Männern nicht denken, die in christlichen und kirchlichen Dingen so großer Erleuchtung genossen und Gewissens halber ihrerseits zu so großen Opfern bereit waren. Sie müssen nicht bloß durch die Umstände, also zufällig, zu jener kirchlichen Stellung der evangelischen Landesfürsten hin gedrängt worden seyn, sondern müssen auch Gründe in der Natur der Sache selbst gesehen haben, welche ein solches Verhältniß mehr als entschuldigeten. Und dies Letztere ist's, was die Churheffen, wie uns dünkt, hauptsächlich übersehen haben.

Die Kirche Christi ist das Reich Gottes auf dieser Erde noch nicht, das Reich Gottes ist auch heute noch erst nahe herbeigekommen. Diese Kirche erzieht nur zum Reiche Gottes. Weder ihre Organe und Glieder sind so vollendet und mit dem Wesen des Reiches Gottes angethan, noch diese Welt so überwunden und der kirchlichen Macht unterworfen, daß die Existenz der Kirche rein auf ihrem eigenen Wesen beruhen könnte; sondern seit der Kirche Pfingst- und Blutzugszeit vorüber ist, in der von innen die Macht des Glaubens eben so stark war, als von außen die Macht der Welt, und seit auch die von außen nach innen verpflanzte Macht der Welt der Kirche nicht mehr, wie früher, zu Wunsch und Willen ist, sondern sich allenthalben auf ihre eigenen Füße gestellt und ihr Gebiet dem kirchlichen Machtbefehl entzogen hat: seitdem bedarf namentlich die Kirche, welche die beiden Gebiete wieder grundsatzmäßig auseinander

hält, und dennoch fern von dem Wahne geistlicher Vollendung und weltlicher Machtvollkommenheit ist, zu ihrem gesicherten und gleichmäßigen äußeren Bestand in der Welt des Schutzes nicht bloß, sondern auch des Ansehens und der Beihülfe der weltlichen Obrigkeit und der ihr von Gott verliehenen Macht. Und dieses Bedürfniß zu befriedigen verbietet ihr so wenig ihr Gewissen, daß sie sich sogar in einem bestimmten Recht dabei weiß, vorausgesetzt nämlich, daß die Obrigkeit eine christliche ist. Christo ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Ihm dürfen daher nicht bloß, ihm müssen dienstbar seyn alle Geister und Institutionen unter denen, welche nach seinem Namen sich nennen. Nur daß es ein wirklicher Dienst und dieser Dienst der rechte sey. Wenn sich die weltliche Obrigkeit zum Herrn der Kirche und ihres Glaubens und Bekenntnisses machte, und wenn sie die innere Entwicklung und freie Bewegung der Kirche unterdrückte, oder gar, statt der wahren eine falsche Lehre beförderte und ausbreitete: dann war dies zwar eine Folge ihrer Stellung, aber eine mißbräuchliche und darum die Stellung selbst noch nicht schlechthin verurtheilende und nothwendig aufhebende. Gleiches kann der Kirche unter jedem Regimente widerfahren, auch unter dem ihr eigens angehörigen geistlichen ihrer berufenen Diener und Vorsteher, wie dies das Beispiel der Römischen Kirche zur Genüge gezeigt hat. Die Garantie ist hier nicht größer, als dort; und wenn die Churheffen sagen, daß die Bischöfe und Pfarrer von Christo zu Hirten seiner Heerde bestellt, diese kraft göttlichen Auftrags weiden sollen und über die Art und Weise, wie sie solches thun und ihr Amt ausrichten, dem Erzhirten hoch verantwortlich seyen: so gilt das Gleiche verhältnißmäßig von jeder officiellen Stellung in und zu der Kirche; schließt aber dennoch weder hier noch dort gefährlichen Mißbrauch aus. Wäre also hienach die innere Berechtigung des Landesherrn zu seiner Stellung in der Evangelischen Kirche klar, so ist die relative Nothwendigkeit derselben zur Zeit der Reformation Sache des historischen Nachweises, auf den wir hier verzichten, da es sich nur vielmehr um das Bedürfniß der Gegenwart handelt. Und dies haben, wie uns scheint, die Churheffen gleichfalls verkannt.

3. Dann zwar stellen auch wir keineswegs in Abrede, daß die landesherrliche Suprematie in der Kirche über dieselbe mancherlei Gefahren gebracht und schlimme Zustände mitverschuldet hat: aber wir können deshalb doch nur schließen, daß diesen Gefahren durch entsprechende Anordnungen müsse vorgebeugt, oder daß die landesherrliche Stellung in der Kirche jetzt ganz und gar eine andere werden müsse.

(Schluß folgt.)

N a c h r i c h t e n .

Bericht über die Missions- und Pastoral-Conferenz zu Berlin vom 5. bis 7. Juni 1849.

(Schluß.)

Geh. Rath Stahl wies noch einmal auf die Verschiedenheit der apostolischen und der reformirten Kirchenverfassung hin; die Presbyter

In der apostolischen Zeit haben Alle die Sacramente verwaltet, selbst wenn sie nicht gelehrt; sie waren auf Lebensdauer eingesetzt und sie wurden Alle auf Kosten der Kirche erhalten. Wenn man nun auch, auf genaue Nachahmung der apostolischen Zeit verzichtend, nur darauf aussehe, etwas dem Geiste der apostolischen Kirche Entsprechendes herzustellen, so sey es doch ganz eben diesem Geiste zuwider, kirchliche Rechte an solche zu übertragen, die keine andere Vermuthung der Christlichkeit für sich haben, als daß sie getauft worden seyen. Freilich sey es ein inneres Bedürfniß, daß die Gemeinden an den Angelegenheiten der Kirche theilhaftig würden; aber Theilhaftigkeit und Berechtigung sey zu unterscheiden; nur so weit Jemand Verrichtungen habe in der Gemeinde, z. B. bei Krankenpflege, nur so weit sey er berechtigt; wenn aber alle zusammen als Collegium über Alles, auch über die Lehre entscheiden und zur General-Synode wählen wollten, so seyen das Rechte, die nicht mit ihren Pflichten zusammenhängen. Man dürfe, indem man jenes innere Bedürfniß zu befriedigen suche, doch nicht unheilvolle Concessionen machen und nicht dem das Wort reden, was an sich nicht wahr ist. Zu jenem inneren Bedürfniß geselle sich ein äußeres; es fehle an einem berechtigten Subjekt in der Kirche, um dem Übergewicht des Staats und der in antichristlichem Sinne gegen die Kirche andrängenden großen Masse zu widerstehen, und es sey Zeit, ein solches Organ in's Leben zu rufen. Bei dem, was jetzt geschehen müsse, gelte es demzufolge, einerseits die Massen von den Wahlen abzuhalten, andererseits aber auch dahin zu sehen, daß die Repräsentation der Kirche, welche sich bildet, wirklich als solche anerkannt werde vom Staate und von der öffentlichen Meinung; daher seyen die Wahlen der Gemeinden schon jetzt nicht auszuschließen und die bestehenden Kirchenvorstände nicht ohne Weiteres anzunehmen, denn der Einwand, diese Vorstände stellten nicht die Gemeinde dar und seyen nicht befugt, die inneren Angelegenheiten der Kirche zu besorgen, sey nicht zu widerlegen. So viel als möglich sey an das Bestehende anzuknüpfen, und zu diesem Bestehenden rechne er zuerst eben diesen tiefen Grund, der in den Gemeinden gelegt sey; sodann die Consistorien, die ihres Rechts nicht beraubt werden können, und drittens die landesherrliche Kirchengewalt. Zwar habe er im vorigen Jahre ausgesprochen, daß die bisherige Stellung des Königs zur Kirche mit der beabsichtigten Verfassung des Staats nicht vereinbar sey; er wolle dies dahin erklären, daß er sich die Beibehaltung dieser Stellung bei einer constitutionellen Staatsverfassung wohl denken könne, aber nicht bei dem, was man im vorigen Jahre parlamentarische Regierung nannte; wenn ein König so dasthe, daß er ein Ministerium Schwerin oder Rodbertus haben müsse, so könne die Kirche von ihm keine Förderung und keinen Schutz erwarten; die Kirche könne es für Unrecht erklären, wenn die Gewalt im Staate nicht an der rechten Stelle sey, aber von ihr hänge es nicht ab, diese Gewalt an die rechte Stelle hinzulegen: darum könne der Grundsatz der landesherrlichen Gewalt in der Kirche nicht unbebingt und abstrakt gelten. Wenn die vorjährigen Zustände fortgedauert hätten, so wäre es unmöglich gewesen, den König als Oberhaupt in der Kirche anzuerkennen. Aber auch damals habe er schon hinzugefügt, daß doch nur der König, als bisheriger Inhaber des Kirchenregiments, berechtigt sey, die Kirche in eine neue Verfassung überzuleiten. Unerläßlich sey es ferner, kirchliche Qualitäten bei den Presbytern zu fordern; will man sie als Schutz gegen die Feinde gebrauchen, so dürfen sie nicht selber Feinde seyn; durch rücksichtslose Einsetzung von Presbyterien würde man eben das Übel herbeiführen, dem man für die Zukunft vorbeugen will. Schließlich machte der Redner noch darauf aufmerksam, ob es nicht möglich sey, die Regung für die innere Mission in Verbindung zu bringen mit der angestrebten Gemeindeverfassung. Einerseits sey für die innere

Mission die Gefahr vorhanden, daß sie sich der Kirche entfremde, indem sie ihren Mittelpunkt in Associationen, statt im Kirchenorganismus suche. Andererseits sey in den Gemeinden keine rechte Grundlage gegeben, um eine Vertretung der Kirche herbeizuführen. Da erscheine es denn wohl angemessen, aus denen, die sich an der inneren Mission theilhaftig, diejenigen zu nehmen, welche die Kirche zu verwalten hätten. Die Presbyterien würden dann mehr aus Diakonen als aus Ältesten bestehen; aber das sey kein Schade, denn Älteste im apostolischen Sinne gebe es keine als die Pastoren. Die Presbyterialverfassung Calvin's sey auf die Idee der Reinheit der Kirche, der Heiligkeit des Altars gegründet; um das Abendmahl heilig zu halten und die Gemeinde der Heiligen zu wahren, seyen die Presbyter von Calvin angestellt worden. Das werde jetzt nicht gefordert; abgesehen von der herrschenden Abneigung gegen Kirchenzucht werde die Lutherische Kirche diesen Gedanken sich nie aneignen. Es sey daher jetzt wohl das Rathsamste, an die in der Gemeinde sich regende Liebesthätigkeit sich anzuschließen; die große Masse derer, die kein Interesse für die Kirche haben, würde dadurch von selber von der Verwaltung der Kirche ausgeschlossen. — Paft. Balzer mahnte noch davon ab, die Consistorialverfassung schnell zu verwerfen; nicht in den Consistorien seyen die Feinde der Kirche; statt diese Festung mit Sturm zu nehmen oder auszuheuern, solle man sie vielmehr stärken, um sie noch benutzen zu können gegen die Feinde. Es komme überhaupt darauf an, die Kirche nicht von unten zu bauen; von oben sey sie gekommen in Christo, dem Missionar vom Himmel. Selbst in dem bestehenden Amte der Kirchenväter liege ein Segen, und es komme nur darauf an, dieses Amt zu verstärken, und zwar nicht durch Fleisch, sondern durch Geist. — Präf. v. Gerlach erinnerte daran, daß, wie es die Gnadauer Konferenz beantragt, schon eine von den Rammern unabhängige Kirchenbehörde eingesetzt sey. — Paft. Dr. Krummacher sprach für sofortige Gründung von Presbyterien, die nur durch Festsetzung von Qualitäten gegen zerstörende Elemente zu sichern seyen; es sey höchste Zeit, daß uns der Jammer der Kirche in den östlichen Provinzen zu Herzen gehe; es gebe keine Gemeinden, kein kirchliches Gemeinbewußtseyn, und zwar nicht bloß in Berlin, sondern auch in den Land-Synoden; die Consistorien hätten die Schäden der Kirche nicht zu heilen vermocht; man finde eine große Zahl unfähiger und unwürdiger Prediger, welche unter einer Presbyterialverfassung schon längst ausgestoßen worden wären; vakante Stellen blieben Jahre lang unbesetzt; auch habe die Consistorialverfassung dem Sektenswesen nicht steuern können; die Lichtfreunde zc. trieben eben in den östlichen Provinzen ihr Wesen, während am Rhein die Kirche diese Bestrebungen gleich im Keime zertreten habe. Es sey das dringendste Bedürfniß, die Gemeinden zur Verwaltung ihrer Angelegenheiten zuzulassen; dadurch werde ein Gemeingeist herborgerufen, und die Erfahrung in den westlichen Provinzen habe gelehrt, daß Personen, welchen die Kirche wenig am Herzen gelegen, sobald sie zu Presbytern gewählt worden seyen, völlig umgewandelt sich gezeigt und für die Kirche und die Lehre derselben als eine res domestica gestritten hätten. — Gen.-Superint. Möller bemerkte, daß der von Stahl ausgesprochene Gedanke, daß die Bestrebungen für die innere Mission die Wahl von Gemeindevorstehern vermitteln könnten auch in dem Magdeburger Consistorium von einem Mitgliede desselben in einem Gutachten über die Gemeindeorganisation ausgeführt worden sey; er freue sich über dieses Zusammentreffen; das Nächste, was zu thun sey, erscheine ihm hienach, der inneren Mission ein Feld zu bereiten und dadurch Botanten für die künftigen Kirchenwahlen zu erziehen. — Paft. Drth: Er habe in der Verfassungsfrage noch nicht etwas gefunden, von dem er sagen könne: darin liegt das Heil, so muß es seyn.

Eins nur sey sicher: die Kirche könne nicht bestehen ohne das geistliche Amt. Es müsse eine Stelle seyn, von welcher die Sendung und Beaufsichtigung der Geistlichen ausgehe; diese Stelle habe bisher der Staat eingenommen, und die großen Übelstände, die damit verbunden seyn sollten, habe er nicht empfunden; er sey in seinem geistlichen Thun noch niemals gehindert worden. Die erste Bedingung hiezu aber sey, daß der Staat ein christlicher sey; das Oberhaupt eines religionslosen Staates könne nicht das Kirchenregiment führen; sobald der Staat nicht christlich sey, so werde die Kirche verfolgt; denn das Evangelium müsse entweder herrschen oder verfolgt werden, ein Drittes gibt es nicht, nur das Evangelium Uhlrich's gehe mitten durch. Nun habe dem Buchstaben nach freilich unser Staat aufgehört ein christlicher zu seyn, allein es sey noch nicht Alles wahr, was in der Verfassung geschrieben steht. Darum könne er nicht einsehen, warum es vor der Hand nicht noch so klar sein könne, wie es bisher gewesen. Der Geistliche möge eifrig fortwirken, und unbenommen sey es ihm dabei, Laien heranzuziehen zu Sachen, die er nicht betreiben könne. Unsere Kirche ist noch verfaßt; sie hat ein unverlierbares Element: das geistliche Amt, wie es in den Gemeinden besteht, und dann, wie es zusammengefaßt ist in der Gemeinschaft der Synodalen. Zu wünschen sey nur, daß wir nicht mehr gleichgültig und geschieden neben einander hergehen, daß wir selbst uns erst recht verfaßten im Glauben an Jesum Christum, daß wir in diesem Glauben einig würden und in der Liebe Einer den Anderen trügen und auf solche Art in unseren Synoden erst den Gemeinden einen Auszug der Kirche darbieten. Wir Alle sollten bitten, daß der Herr uns mehr Geist geben möchte, als wir bisher bewiesen, und daß die Theilnahme, in der wir vor der Welt dastehen, aufhören möchte. Bleibt es so in und unter den Geistlichen, wie es bisher gewesen, so hilft eine neue Verfassung nichts, und wenn sie vom Himmel verschrieben würde. — Präst. v. Gerlach berichtigt den vorigen Redner dahin, daß nicht der Staat es sey, der die Kirche regiert habe, sondern die Obrigkeit, die selbst ein Glied der Kirche sey; denn die Kirche kann und darf ihr Regiment nicht außer sich haben. Past. Drth erklärte sich damit einverstanden. — Geh. Rath Stahl verteidigte die Consistorialverfassung noch gegen den ihr von Krummacher gemachten Vorwurf, daß der Unglaube unter ihr aufgekeimt sey, während die Presbyterialverfassung denselben niedergehalten habe. Dem Unglauben sey nur zu wehren durch die Predigt des göttlichen Wortes; es lassen sich überhaupt keine bestimmte Ursachen angeben, warum hier grade Leben sey und dort nicht; der Wind weht wo er will. Ein Grund des Emporkommens des Unglaubens sey vielmehr in den auf den Universitäten verbreiteten Lehren zu suchen; in den westlichen Provinzen seyen solche gottlose Lehren nicht vorgetragen worden. In Baiern sey der Unglaube niedergehalten worden trotz der Consistorialverfassung; in Genf und Lausanne stehe es viel schlimmer als bei uns, trotz der Presbyterialverfassung. Die westlichen Provinzen möchten bedenken, ob die Segnungen, die sie der Presbyterialverfassung nachrühmen, dieser allein, oder nicht vielmehr insofern sie unter dem Schirm des landesherrlichen Kirchenregiments gestanden habe, zuzuschreiben seyen. — Past. Kaiser aus Demnig beklagt, daß keine Synoden als amtliche Verbindungen bestehen; ob die Behörden nicht anzugehen seyen, daß das erst eingerichtet werde; die Prediger auf dem Lande stünden vereinzelt da, fast als Missionare, und genießen nicht den

Segen der kirchlichen Gemeinschaft. — Schließlich hob Past. Harnisch hervor, daß aus den vorhandenen Zuständen der Consistorien nicht auf die Institution selbst geschlossen werden könne; man möge den Gegensatz zwischen Consistorial- und Presbyterialverfassung nicht so scharf hinstellen; von Seiten derer, die für die Consistorialverfassung sprechen, werde ja zugestanden, daß etwas der Presbyterialverfassung Ähnliches, das Diaconat zc. eingerichtet werden müsse. Denn allerdings wir brauchen Organe zur Thätigkeit; wir sind Kopf und Herz, aber wir haben keine Arme und Beine. Die alten Kirchenvorstände seyen ganz unbrauchbar, und eine neue Einrichtung in den Gemeinden sey unerläßlich; es sey wichtig, das Gute aus den westlichen Provinzen anzunehmen, ohne das, was wir Gutes haben, wegzuworfen. —

So hatte sich denn als Gewinn der Besprechung die allgemeine Anerkennung des Grundfahes herausgestellt, daß, um eine neue notwendig gewordene Einrichtung der Kirche auf heilsame Art herbeizuführen, an das in der Kirche Bestehende angeknüpft werden müsse. Bei solcher bestimmten und bewußten Ausschließung alles revolutionären Verfahrens sind die einzelnen Modalitäten der Ausführung jenes Grundfahes von weniger Belang, sobald nur bei dieser Ausführung und bei der gegenseitigen Annäherung und Verschmelzung der Consistorial- und Presbyterialverfassung auch oder vielmehr vor Allem das Eine festgehalten wird, was in der Kirche besteht und bestehen wird, auch wenn wir es verwerfen, nämlich das unumschränkte Königthum Christi. Eben wie das revolutionäre Verfahren, so gilt es auch, das demokratische Princip entschieden von der Gestaltung der Kirche auszuschließen, und Alles abzuwehren, was darauf hinzielt, Christum vom Throne zu stoßen, und das Wort und die Sakramente zu beeinträchtigen, durch welche er seine Gewalt ausübt. Nur die Kirche, in welcher Christus herrscht, nicht eine Kirche, in welcher das Volk herrscht, hat die Verheißung, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollen.

Das bestehende Comité der Pastoral-Conferenz wurde für das folgende Jahr ohne neue Wahl beibehalten, und die Conferenz mit Gesang und durch ein Gebet des Superint. Büchel geschlossen.

Nach dem gemeinschaftlichen Mittagsmahle, an welchem jedoch die Meisten durch ihre Abreise Theil zu nehmen verhindert waren, wurde noch eine von dem Präst. v. Gerlach vorgelegte Adresse an Sr. Majestät den König, worin derselbe gebeten wird, vom Regimente der Kirche sich nicht zurückziehen, von den noch anwesenden etwa vierzig Mitgliedern unterzeichnet. Hierauf fand noch eine besondere Besprechung derjenigen Berliner Geistlichen, welche an dem Leichenzuge der Barrikadenmänner im vorigen Jahre sich theilhaftig hatten, mit den auswärtigen Geistlichen statt, welche an dieser Theilnahme Anstoß genommen hatten, und es wurde ausgesprochen, daß die Letzteren durch die von den Ersteren gegebenen Erklärungen sich zufrieden gestellt fühlten. Somit kann der Hauptzweck, zu welchem die ganze Sache wieder angeregt worden war, nämlich die Theilhaftigen zu veranlassen, diesen Gegenstand noch einmal vor Gott zu erwägen, und dann sich gegen die Brüder darüber zu äußern, als erreicht betrachtet werden.

Der Herr wolle Gnade geben, daß wir fest seyen und unbeweglich und immer zunehmen in dem Werke des Herrn, insofern wir wissen, daß unsere Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn. —

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 25. Juli.

N^o 59.

Die Geistlichkeit als Inhaberin der Kirchengewalt.

(Schluß.)

4. Daß aber dem kirchlichen Bedürfniß der Gegenwart allein durch Rückgabe der Kirchengewalt an die Geistlichkeit gedient sey, läugnen wir entschieden. Allerdings hat die Kirche in diesem Augenblick einen schweren Kampf wider die mächtigsten Feinde inner- und außerhalb ihres Kreises zu bestehen, und es ist hohe Zeit, Bahnen aufzusuchen, auf denen ihre eignen Kräfte frei entbunden, der lebendige Zusammenhang mit ihrem himmlischen Haupte nicht gehemmt, und der Geist nicht gedämpft, sondern nachhaltig an ihre Papiere gefesselt werde. Aber wie dies am wirksamsten geschehe, das eben ist die zu lösende Aufgabe. Und in dieser Beziehung weisen die Churheffen auf eine Instanz hin, die allerdings das Zeugniß der Geschichte für sich hat. Hervorragende Persönlichkeiten sind es zu den verschiedensten Zeiten gewesen, deren der Herr sich zur Förderung seines Reiches auf Erden und der kirchlichen Zustände als vorzüglicher Werkzeuge bedient hat; und mit eben so viel Wahrheit darf man auch in den ersten Zeiten der Kirche viele Bischöfe als die lebendigen Säulen bezeichnen, welche die Kirche getragen und ihren Bestand in Lehre, Verfassung und Zucht aufs Wirksamste gefördert und fortentwickelt haben. Und auch die übrige Geschichte bietet für die außerordentliche Wirksamkeit solcher Persönlichkeiten die mannigfachsten und entschiedensten Belege. Aber bei dem Allen ist nur Eins wohl zu bemerken. Solche Persönlichkeiten erweckt sich der Herr, wann und wie er sie braucht, und verschafft ihnen alsdann auch Gelegenheit, auf den rechten Platz ihrer Wirksamkeit von selbst hinzutreten. Dennoch aber, so wahr dies ist und so wenig es von Jemand möchte geläugnet werden, ja eben darum könnte gefordert werden, daß auch ordentlicher Weise für Orte gesorgt werde, an denen schon sogleich die sich finden, welche der Herr sich zu besonderen Nützzeugen ausersehen hat; und auch wir sind hiemit einverstanden, nur mit dem beschränkenden Wunsche, daß man auf diese Institution, auf frei hingestellte Amtspersönlichkeiten, nicht verfassungsmäßig das ganze Gewicht allein lege. Wir kennen einen Mittelweg, und indem wir für ihn uns entscheiden, müssen wir zu seiner Rechtfertigung und Begründung eine andere Bemerkung vorausschicken.

5. Zu diesem Mittelweg sehen wir uns um so mehr hingedrängt, je weniger auch die Churheffen selbst eine Garantie dafür zu nennen wissen, daß die Bischöfe einzeln und in ihrer Gesamtheit die nöthige Autorität genießen werden. Sie sagen, wenn die Liebe zu dem Herrn in den Mitgliedern der Kirche

wieder lebendig werden wird, und setzen damit eine Bedingung, die nicht in unserer Hand steht, mit deren Provocirung wir aber den Herrn um so mehr versuchen, je weniger wir gewisse Gründe gerade für diese kirchliche Einrichtung haben. Aber noch ein Anderes scheinen sie gar nicht beachtet zu haben.

Die Lage unserer Kirche, ihre Parteien, ihre Zerrissenheit in Lehre und Leben ihrer Mitglieder ist Niemand ein Geheimniß. Nirgends aber kann behauptet werden, daß der kirchliche Glaube der eigentlich herrschende sey, vielmehr droht allenthalben Unglaube und Irrlehre in vielen Gemeinden einen noch festeren Sitz aufzuschlagen, als sie bisher schon gehabt haben. Und die Pfarrer und ihre Vorgesetzten sind selbst vieler, vielleicht an den meisten Orten damit behaftet. Wie nun, wenn die erwählten Bischöfe einer Landeskirche überwiegend den unkirchlichen Ansichten huldigten und nun ihre Untergebenen in hanc malam partem zu reformiren beflissen wären? Wer sollte die letzteren davor schützen? Und kennt man nicht die Hierarchie und ihre dunkelhaften Verirrungen und ihre drückende Herrschaft auch in der Protestantischen Kirche? Oder will man, daß sich alsdann die Rechtgläubigen dem Gehorsam der Bischöfe entziehen? Nun, dann wird man auch um so mehr zu dem entgegengesetzten Fall, der noch weniger ausbleiben wird, auffordern, daß sich die Rechtgläubigen den Anordnungen und Lehrvorschriften der rechtgläubigen Bischöfe entziehen, und was hieraus weiter folgen muß, liegt nahe.

6. Einen mittelpunktlichen Zusammenhalt, wie er unserer Evangelischen Kirche in dieser Zeit der Gefahr Noth thut und wie sie ihn sich zu geben auch ein Recht hat, finden wir daher allein in derjenigen von den Churheffen zurückgewiesenen oberhoheitlichen Stellung des Landesfürsten, in der er zwar der letzte und höchste Träger der Kirchengewalt, aber in der wirklichen Ausübung derselben gebunden ist an die Vorschläge der eigenthümlich kirchlichen Organe, welche die Kirche nach dem Befehl ihres Herrn und unter Leitung des heiligen Geistes selbst aus sich erzeugt hat. Denn die Kirche hat wesentlich eine zwiefache Seite ihres Bestandes: eine innere und ewige, nach der sie auch die Pforten der Hölle nicht überwältigen mögen und nach der sie an sich selbst immer da ist, wenn ihr Wesen auch nur in einem Einzigen noch wirklich lebendig wäre, und da ist auch unter Druck und Verfolgung, unter Kreuz und Leiden, durch Blut und Wunden; und eine äußere, weltliche, deren sie sich erfreut, wenn sie die Welt durch die Intensität ihres Wesens und die Macht der Wahrheit überwunden, sich in derselben zur Anerkennung gebracht hat, und deren sie sich zwar nicht zum Nachtheil ihres inneren Wesens überheben darf, die sie aber auch

eben so wenig muthwillig vernichten, die sie vielmehr gewissenhaft so lange festhalten soll, bis der Herr selbst auf unverkennbare Weise derselben ein Ende macht. Und diese letztere Seite hängt jetzt, nachdem der Staat sich für religionslos erklärt hat, außer an dem mehr als zweideutigen Schutze des letzteren, nur noch an der Person des der Kirche selbst angehörigen Landesfürsten, so lange dieser die Anhänglichkeit an die letztere selbst noch nicht aufgegeben hat. Und diesen Zusammenhang und dieses Besitzthum haben auch wir zu bewahren. Ob der Herr noch wirklich für uns einen Segen darin birgt, ob „der Kirche in unserer gefahrvollen und kampfreichen Zeit in Wahrheit damit gedient ist,“ das im Voraus zu bestimmen, liegt nicht in unserer Macht. Daß aber der Kirche damit nicht geschadet wird, daß sie dabei namentlich nicht „um den Segen thatkräftiger Persönlichkeiten“ kommt, wenn der Herr ihr dieselben schenken will, wäre leicht zu erweisen und wird außerdem laut genug durch das Zeugniß der Geschichte bestätigt. Einen rechten Grund gegen diese Weise der kirchlichen Neuverfassung, wie sie namentlich auch in Württemberg vorgeschlagen ist, haben die Churchessen also nicht, und darum wäre es, da sie so höchst Wichtiges begonnen und darüber Bestehendes und Naheliegendes verworfen haben, um so mehr zu wünschen gewesen, daß sie sich des biblischen und evangelischen Grundes bei ihrem Verfahren mehr versichert, daß sie sich den Blick dabei offener erhalten hätten, als sie dies wirklich gethan.

Was der Herr mit seiner Kirche in den nächsten Zeiten vorhat, ist unseren Augen verborgen. Noch aber hat unsere Evangelische Kirche, so groß auch die Gefahr des Gegentheils ist, in dem bestehenden Zusammenhang der Dinge einigen Grund und Boden unter den Füßen, noch ist der Fall nicht vollkommen eingetreten, daß sie ihrer wohlervordenen eigenthümlichen Berechtigung und Anerkennung in der staatlichen Ordnung ganz und gar beraubt wäre und auch kein Mächtiger mehr in der Welt eine Verpflichtung anerkennete zu ihrem Schutz und der Gewährleistung ihrer Anordnungen, wenn wir auch vielleicht nahe genug daran sind. Und erst wenn dieser Fall, vor dem uns Gott bewahren wolle, wirklich einträte, erst dann fände sich die Kirche in der Lage, in der sie sich in der Zeit ihres Entstehens und ersten Bestehens befunden hat, daß sie nämlich, rein auf sich selbst gestellt, keine andere als ihre innere Macht hat, und dann ist es natürlich gar keine Frage mehr, in wessen Hände ihre gesammte Leitung von selbst zurückgeht. Denn erst in solcher Lage ist ihre innere Macht zugleich ihre äußere, und erst dann werden die Diener am Wort meist auch die seyn, welche die nöthigen Anordnungen treffen, und je nachdem ihnen auch die Gabe der Leitung (*κυβερνησις*) verliehen ist, auch in größeren oder kleineren Kreisen kirchenregimentlich an die Spitze treten. Nur für diesen Fall allein ist es dann auch die Analogie der Schrift und ihre hierauf bezüglichen Aussprüche, die uns Maß und Richtschnur zu geben haben, während deren ununterschiedene Anwendung in ganz verschiedener Lage der Kirche so wenig begründet, als der Kirche heilsam wäre, und eine sträfliche Unachtsam-

keit auf das einschlösse, was ohne unser Zuthun durch Gott mit uns geworden ist. Nun aber ist unsere Lage noch einigermaßen eine andere, noch hängt die Kirche in gelassenen Rechten und anerkannten Verpflichtungen mit der weltlichen Ordnung der Dinge, noch ist sie nicht völlig aus dieser Welt in die Einsamkeit der Wüste hinausgestoßen: hüten wir uns, daß wir nicht voreilig einen solchen Zustand herausfordern, daß wir die Kirche nicht zur Auswanderung zwingen, bevor ihr Gott die Führer gegeben hat, deren sie auf dem dann von ihr zu betretenden, rauhen Wege bedarf. Die Verantwortung wäre eine große, weltgeschichtliche, und bedürfte zu ihrer Sühne mehr als des vermeintlich dafür erkannten göttlichen Triebes.

Nachrichten.

Das Christliche und kirchliche Leben im Fürstenthum Lippe.

Fünfzehnter Bericht.

„Ach, bleib mit deinem Worte bei uns, Erlöser werth!“ Das war unser Gebet, als der Herr seinen treuen Knecht, unseren geliebten Pastor Clemen zu Lemgo am 19. December 1847 heimholte und nun in der schönen Marienkirche dort die Predigt von der Buße und der Vergebung der Sünden verstummte und der Gräuel der Verwüstung auf den Altar gesetzt wurde. Und der getreue Herr ist bei uns geblieben mit seiner Gnade; durch alle Finsternisse und Schrecken des Jornjahres 1848 haben uns die Lichtblicke seines Angesichts geleuchtet und wir haben die Tritte des treuen Hirten gehört, mit denen er erbarmend vor uns übergang. O mein Herr und mein Gott! meine Seele lobe dich, und was in mir ist deinen heiligen Namen; ich bin nicht werth aller Barmherzigkeit, die du an mir und meinem Hause gethan hast!

Wir schlossen unseren letzten Bericht (s. Eb. R. Z. 1848 Nr. 97.) mit der Eingabe an Fürstl. Regierung, worin die gegen den Candidat R. Kulemann, den drei theologische Fakultätsgutachten, von Bonn, Berlin und Erlangen als unwürdig zum evangelisch-lutherischen Predigtamt erklären, protestirenden Mitglieder der Mariengemeinde zu Lemgo ihren Entschluß aussprechen, im Verein mit den Christen benachbarter Gemeinden, die schon lange unter ähnlichen Nothständen seufzen, eine besondere kirchliche Gemeinde unter einem eigenen Prediger zu bilden, und die Regierung bitten, ihnen den Mitgebrauch ihrer Kirche zu vermitteln. Diese Eingabe wurde von der Regierung dem Magistrat zu Lemgo mit der Aufgabe, die Erklärung des Kulemann darüber zu erforschen, zum gutachtlichen Bericht mitgetheilt. Die Erklärung des letzteren war, wie zu erwarten, voll hochtrabender Redensarten, unwürdiger Persönlichkeiten und verneinend. Der Magistrat berichtete unterm 24. November v. J. an die Regierung zurück: ihm scheine der Bildung einer neuen Gemeinde unter den vorliegenden Verhältnissen kein rechtliches Hinderniß entgegen zu stehen; die Entscheidung über den Mitgebrauch der Kirche überlasse er der Regierung. Diese resolvirte hierauf unterm 5. December: „Die Regierung erklärt sich mit der im Berichte des Magistrats ausgesprochenen Ansicht einverstanden. Sollte sich in der Gemeinde St. Marien daselbst eine besondere kirchliche Genossenschaft bilden, so wird derselben bei der Wahl eines eigenen Predigers, für dessen Unterhalt sie jedoch zu sorgen hat, kein Hinderniß in den Weg gelegt werden. Was jedoch den Mitgebrauch der Kirche betrifft, so kann die

Regierung darüber nicht verfügen und muß daher dieser Punkt ausgeſetzt bleiben, bis die Ausführung jenes Planes näher vorbereitet ſeyn wird.“

Indeß hatten auch Mitglieder der reformirten Gemeinde zu St. Joh. hann in und vor Lemgo, deren viele ſchon im Jahre 1842 gegen den ihnen vom Conſiſtorium geſetzten „ſtreitsüchtigen, rationaliſtiſchen“ Prediger Volkſhausen als einen Mann proteſtirt hatten, „der es nicht verſtehe, feſt auf dem evangeliſchen Grunde ſtehend die Herzen und Sinne in Gottes Wort gefangen zu nehmen und in Liebe und Geduld die Gemeinde zu vereinigen,“ die aber kielang noch in dem äußerlichen Gemeindeverbande mit ihm geblieben waren, da ſie bei dem Paſtor Clemen zu St. Marien durch das Wort vom Kreuze und die Predigt von der Buße und der Rechtfertigung des Menſchen allein durch den Glauben ihre religiöſe Befriedigung fanden, unterm 18. November v. J. eine Eingabe an die Regierung ſandte, worin es heißt: „Die unterzeichneten Mitglieder der Gemeinde St. Johann, welche ſeiner Zeit gehörigen Orts Proteſt gegen den Paſtor Volkſhausen eingelegt und ſelbigen auch nie als ihren Prediger und Seelſorger anerkannt haben, ſind jetzt entſchloſſen, von dem Rechte freier Gemeinde-Bildung und Verwaltung Gebrauch zu machen, welches von hoher Reichsverſammlung zu Frankfurt als ein Grundrecht des Deutſchen Volkes feſtgeſtellt iſt. Sie werden ſich ihren eigenen Prediger wählen und mit demſelben eine beſondere Gemeinde bilden, ſo daß ſie namentlich alles und jedes Parochialverhältniß zu dem Paſtor Volkſhausen für aufgehoben und jegliche Verpflichtung zu Zahlungen an ihn als erloſchen anſehen. An Hochfürſtl. Regierung richten nun die Unterzeichneten die unterthänigſte Bitte: den Mitgebrauch der Kirche zu St. Johann in Lemgo Hochgeneigtheit ihnen verſtatten oder auf die geeignete Weiſe verſchaffen zu wollen.“ Sie erhielten unterm 27. December v. J. folgende Antwort: „Dem Meier Hermann u. C. wird auf die Vorſtellung vom 18. v. M., Trennung der Gemeinde zu St. Johann in Lemgo betreffend, vorläufig eröffnet, daß über den Gegenſtand mit Fürſtl. Conſiſtorium verhandelt werde, welchemnächſt Reſolution erfolgen ſoll.“ Auf weitere Bitte um Beſchleunigung der erbetenen Verfügun wegen Mitgebrauchs der Johanniſtkirche, um welche Verfügun allein die Regierung angegangen war, ertheilte dieſelbe unterm 30. Januar d. J. folgende Reſolution: „Dem Schluſſaße des §. 17. der Deutſchen Grundrechte zuſolge, wonach ſich nämlich neue Religionsgeſellſchaften bilden dürfen, wird es freilich in der Folge (?) dem Colon Meier Hermann und den übrigen Unterzeichnern der Vorſtellung vom 9. December v. J. nicht verweigert werden können, aus der Kirchengemeinde, wozu ſie bisher gehörten, auszuſcheiden und eine kirchliche Geſellſchaft für ſich zu bilden. Die näheren Beſtimmungen darüber, wie eine ſolche Trennung, namentlich auch in Bezug auf das Vermögen und Einkommen der Kirchen und Pfarren geſchehen kann, bleiben aber der jetzt bevorſtehenden neuen Organifation der kirchlichen Verhältniſſe vorbehalten, bis wohin an dem jetzigen Zuſtande Nichts geändert werden kann.“ Man ſieht hier wieder die Regierung (die Leſer werden ſich der eigenthümlichen Anſichten des Reſerenten, Geh. Reg.-Raths Piderit, aus unſeren früheren Berichten erinnern) auf ihrem alten Standpunkte, das chriſtliche Leben im Volke, was man mit dem Namen Pietismus abfertigt, kalt und vornehm ignorirend, wie ſie denn auch hier das eigentliche Geſuch, den „Mitgebrauch der Johanniſtkirche“ — das natürlich nur bis zu deſinitiver geſetzlicher Beſtimmung über das kirchliche Vermögen und Einkommen geſtellt iſt — mit Stillſchweigen umgeht und von Dingen ſpricht, um die nicht gefragt iſt. Denn daß den Gemeindegliedern von St. Johann erſt „in der Folge“ freizehen ſoll, eine eigene Gemeinde unter einem beſonderen Prediger zu bilden, während den Gliedern der Mariengemeinde von derſel-

ben Regierung ſchon jetzt „kein Hinderniß dabei in den Weg gelegt werden wird,“ ſcheint doch nur wieder auf einer eigenthümlichen Anſicht des Herrn Ref. Piderit zu beruhen, und das „Nichts“ in dem vieldeutigen Ausdruck: „bis wohin an dem jetzigen Zuſtande Nichts geändert werden kann“ dürfte ſich bei genauerer Erwägung zu einem nicht unbedeutenden „Etwas“ ſteigern.

Nun: „Die Gottesgnad“ alleine ſteht feſt und bleibt in Ewigkeit bei ſeiner lieben Gemeinde, die ſiets in ſeiner Furcht bereit.“

Um die Conſtituirung der Gemeinde vornehmen zu können, bedurfte es vor Allem der Entwerfung einer Kirchenordnung, wenigſtens in den Grundzügen, und der Gewinnung eines geeigneten Predigers, ſo wie eines Lokals, worin bis zur Entſcheidung über den Mitgebrauch der beſtrefſenden Kirchen, eventuell ſie zur Errichtung eines eigenen Gotteshauses, der öffentliche Gottesdienſt gehalten werden könnte. Auch hier war des Herrn Gnadenhand ſichtbar. Mit Hülfe theurer evangeliſcher Brüder, die der neuen Schöpfung ihre liebevolle Pflege widmeten, gelang es, eine Kirchenordnung, namentlich in den Hauptpunkten über Lehre und Bekenntniß, über Mitgliedschaft und Regiment der Gemeinde, über das Presbyterium (Seelſorge, Armen- und Schulſorge), über Kirchenzucht und Gemeindegemeinde ſeſtzuſtellen. Und obgleich auf eine Eingabe an die Regierung vom 5. Februar d. J., worin um die Überlaſſung eines großen Saales, der zu einem ehemaligen Kloſter gehörte, für ihren ſonntäglichen Gottesdienſt noch keine Antwort erfolgt war, ſo conſtituirte ſich doch die Gemeinde am 9. März in des Herrn Namen und nahm darüber folgendes Dokument auf:

Nachdem die unterzeichneten Mitglieder der Gemeinde zu St. Marien in Lemgo ſeiner Zeit gegen den Candidaten R. Kulemann auf Grund der von ihm gehaltenen Wahlpredigt öffentlich und feierlich proteſtirt haben, derſelbe auch von drei evangeliſch-theologiſchen Fakultäten, zu Bonn, Berlin und Erlangen, nach Maßgabe eben dieſer Wahlpredigt als nicht auf dem Grunde der Lehre und des Bekenntniſſes der Evangeliſch-Lutheriſchen, ſa der chriſtlichen Kirche überhaupt ſtehend erklärt iſt:

nachdem genannter Candidat aber dennoch von einem Wahl-Collegium und nach einem Wahlmodus, gegen deſſen Competenz und Angemeſenheit zwei Dritttheile der Gemeindeglieder Einſpruch erhoben, zum Prediger der Mariengemeinde erwählt worden, ohne daß ſelbſt die von uns nachgewieſenen Ordnungs- und Geſetzwidrigkeiten bei der Wahl berücksichtigt und zur Unterſuchung gezogen wären:

nachdem ſodann auch bei Sr. Durchlaucht dem Fürſten und hoher Landesregierung alle unſere klaren, geſetzlichen Gründe und inſtändigen Bitten, einem ſo entſchieden unfähigen und kanoniſch-unwürdigen Menſchen als der Candidat Kulemann, die landesherrliche Feſtſetzung nicht zu ertheilen, vergeblich geblieben ſind — wofür Hochdieſelben, wie wir ſeiner Zeit freimüthig ſie erinnert, dereinſt eine ſchwere Verantwortung vor dem ewigen Richter haben werden —:

nachdem endlich auch der Lebenswandel und das ganze Treiben des R. Kulemann in ſeinem Pfarramte bis auf dieſen Tag denſelben handgreiflich nicht nur als einen völlig unſittlichen, ſondern auch als einen entſchieden demokratiſchen und communiſtiſchen Menſchen befundet, der mehr in derartigen Volksverſammlungen und in Schenken als im Hauſe des Herrn einheimiſch iſt:

ſo haben ſich zunächſt die unterzeichneten Mitglieder der Mariengemeinde im Namen des Herrn zur Wahrung ihres allertheiligſten evangeliſch-chriſtlichen Glaubens für ſich und ihre Kinder entſchloſſen, mit beſagtem Kulemann, den ſie von Anfang an als ihren rechtmäßigen Prediger und Seelſorger nicht anerkannt haben, alle und

jede kirchliche Gemeinschaft aufzuheben und unter dem heutigen Datum zu einer besondern Gemeinde unter einem eigenen Prediger zusammenzutreten. Sie thun dies hienit unter Anrufung Gottes, des getreuen Heilands, daß er dieses ihr Werk, in Gnaden schützen und zu seiner Ehre gedeihen lassen möge.

Zugleich wahren sie sich hiedurch nochmals feierlich alle ihre Rechte und Ansprüche an das kirchliche und Pfarrvermögen ihrer bisherigen Gemeinde St. Marien zu Lemgo.

(Folgen die Unterschriften.)

Vorstehender Erklärung: zu einer besonderen Gemeinde unter einem eigenen Prediger zusammenzutreten, schließen sich mit demselben Vorbehalt aller ihrer Rechte und Ansprüche an ihr bisheriges kirchliches und Pfarvermögen die unterzeichneten Mitglieder der Gemeinde St. Johann in und vor Lemgo an. Sie beziehen sich zur Begründung dieses Schrittes auf eine von mehreren unter ihnen bereits im Jahre 1842 b. Fürstl. Consistorium gegen den ihnen gesetzten Prediger Volkhausen eingelegte Protestation (abgedruckt in Nr. 82. der E. R. Z. von 1842), worin sie die Predigt von der Buße und der Rechtfertigung des Menschen durch den Glauben allein aus Gnaden und des Leidens und Sterbens Jesu Christi willen als die Erquickung ihrer Seelen bezeichnen und den Wunsch aussprechen, sich um das Wort vom Kreuze, auf dem Grunde, gelegt durch die Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, mit allen Brüdern in der Gemeinde durch einen Prediger vereinigt zu sehen, der es verstehe, fest auf dem evangelischen Grunde stehend, die Herzen und Sinne in Gottes Wort gefangen zu nehmen und in Liebe und Geduld die Gemeinde zu vereinigen, als welchen sie aber den ihnen vom Consistorium gesetzten Pastor Volkhausen schon damals und auch bis auf den heutigen Tag noch nicht anzuerkennen vermögen. Was diese protestirenden Gemeindeglieder schon zu jener Zeit dem Consistorium offen und freiwillig bezeugt haben, „daß durch die von ihm getroffene Wahl der Niß in der Gemeinde immer größer und vielleicht unheilbar werden würde,“ ist jetzt im vollsten Maße zu einer auch vom Consistorium nicht mehr zu verkennenen Wahrheit geworden und die von ihnen damals abgegebene Erklärung, „daß sie sich durch die vom Consistorium beliebte Anordnung nicht nur für ihre eigenen Personen von ihrer Kirche, die sie von Herzen lieb haben, für verwiesen ansehen müßten, sondern auch ihre Kinder zur Unterweisung im Christenthum und zur Confirmation anderwohin zu schicken gezwungen seyn würden,“ enthält vollkommen den Grund und die Berechtigung zu dem Schritte, den sie hiemit um Glaubens und Gewissens willen zu thun sich veranlaßt sehen.

(Folgen die Unterschriften.)

Der Lehr- und Bekenntnißgrund der neuen Gemeinde, in der sich Lutherische und reformirte Christen einträchtig unter dem Panier des Kreuzes Christi sammeln, ist „das Wort Gottes in heiliger Schrift Alten und Neuen Testaments, wie dasselbe von der Evangelischen Kirche in der Augsburgerischen Confession verstanden und bekannt wird.“ Die näheren Bestimmungen über Katechismus, Agende, Gesangbuch u. dgl. bleiben vorbehalten, bis die Gemeinde ihr geistliches Haupt durch die Einführung ihres Predigers erhalten haben wird. Zu diesem ist erwählt

und berufen der von Allen herzlich ersehnte und schon seit Jahr und Tag zuverlässig als Mittelpunkt und geistlicher Führer der Gemeinde betrachtete Pastor Steffann zu Unter-Barwen, der mit seltener Liebe und Aufopferung seine dortige gesicherte Stellung und Wirksamkeit aufzugeben und unserer an ihn gelangten Botation zu folgen bereit ist, um das gesunkene Panier des Herrn in Kraft des heiligen Geistes wieder unter uns aufzuwerfen, um welches sich hier sicherlich ein großes Volk Gottes scharen wird.

Preisangabe.

In der Überzeugung, daß die Begriffe und Ansichten, die durch die politische und sociale Umwälzung in unserem Vaterlande geweckt und in Umlauf gesetzt worden, am wirksamsten durch Verbreitung guter Vollschriften im weitesten Sinne des Wortes bekämpft und berichtigt werden, und daß wir an solchen noch keinen Überfluß besitzen, glaubt der unterzeichnete Centralausschuß seiner Aufgabe zu entsprechen, indem er zur Abfassung einer solchen Schrift durch Aufstellung eines Preises auffordert. Er bestimmt den Gegenstand nicht näher, sondern wünscht nur eine Schrift, die vom evangelisch-christlichen Standpunkte, mit Vermeidung politischer Parteilichkeit, die socialen Zeitfragen beleuchtet, um dem Geiste sittlicher Vermorentheit zu begegnen, welcher in Hinsicht auf die Grundlagen des gesellschaftlichen Lebens in der Tagespresse der herrschende ist. Auch die Form schreibt er nicht vor. Der Individualität des Autors bleibt es überlassen, ob er die volksthümlichere Form der Erzählung oder die der reflektirenden Abhandlung oder sonst eine andere vorzieht; doch wünscht der Centralausschuß, daß die sogenannten gebildeten Stände vorzugsweise in's Auge gefaßt würden, weil es grade an solchen Schriften fehlt, die den höheren Klassen die Augen öffnen über die sittlichen Nothstände der Zeit. Der Umfang der Schrift darf acht gewöhnliche Druckbogen nicht übersteigen. Der Preis beträgt dreissig Friedrichs' oder das Aequivalent fünfzehn. Die Bewerbungsschriften sind frantirt einzusenden: „An den Centralausschuß für die innere Mission der Deutschen Evangelischen Kirche zu Berlin“ bis zum 10. November d. J. (Geburtstag Luther's). Der Name des Verfassers ist verzeigelt beizufügen und mit demselben Wahlspruch wie die Schrift zu bezeichnen. Die beiden Manuscripte, welche den Preis und das Aequivalent erhalten, werden Eigenthum des Centralausschusses.

Zu Preisrichtern sind aufgefordert:

Besser, Buchhändler in Hamburg,

E. Fink, Pastor in der Heilanstalt zu Mienau bei Achern im
Großherzogthum Baden,

Grav Krassow zu Diemitz bei Stralsund.

Ph. Nathusius, Gutsbesitzer zu Alt-Saldensleben.

v. Raumer, Prof. in Erlangen,

Treviranus, Pastor prim. zu St. Martini in Bremen.

Berlin, am 5. Juni 1849.

Der Centralausschuß für die innere Mission der Deutschen
Evangelischen Kirche.

v. Bethmann = Hollweg.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 28. Juli.

N^o 60.

Das Consistorium in Magdeburg.

Es ist ein schreiender, ein doppelter Widerspruch, an welchem gegenwärtig die Kirchenverwaltung in der Provinz Sachsen leidet. Während die evangelische Kirchenverwaltung für das gesammte Land in der obersten Instanz von dem verantwortlichen Staatsministerium getrennt und unabhängig erklärt worden ist, während die Verfassungsurkunde vom 5. December 1848 §. 12. ausdrücklich jeder Kirche, jeder Religionsgesellschaft die selbstständige Verwaltung gewährleistet, ist in unserer großen Provinz die evangelische Consistorialverwaltung enger als je mit den eisernen Armen des Staates umschlungen, des selbstständigen Präsidiums beraubt und — unter das administrative Ober-Präsidium gestellt worden. Und dieser Zustand dauert bereits Jahr und Tag; es ist kaum glaublich, aber es ist so. Dieses Unwesen verflößt eben so sehr gegen die genuine evangelische Consistorialverfassung, deren Restauration durch die noch gültige Verordnung vom 27. Juni 1845 angebahnt worden war, als gegen die Zusagen und Bestimmungen der neuen Gesetze; es überliefert die arme Kirche dem gegen die Religion gleichgültig gewordenen, ja von ihr abgelösten Staate zu einer so unumschränkten Disposition, wie sich die Kirche nie von dem früheren christlichen Staate hat gefallen lassen. Wer trägt nun die Schuld dieses so schreienden und dennoch so lange fortdauernden Mißstandes? Dürfen wir der Regierung die Schuld beimessen? — Wir würden ungerecht und leichtsinnig verfahren, wenn wir nach dem ersten Scheine, nach der Oberfläche urtheilen wollten. Die Regierung hat auf einmal nicht Alles vermocht. Das Consistorial-Präsidium war in den stürmischen Märztagen vakant geworden, worüber wir auch nicht richten wollen; es galt damals, wo der Boden gewaltsam erschüttert, Alles bestrahlt und verzaubert, die Luft verpestet war, — der aufgeregten Masse Gegenstände des Mißverständnisses und Ärgernisses zu augenblicklicher Beruhigung aus dem Gesichtskreise zu entrücken, um Zeit zur Besinnung zu gewähren; der Stadt Magdeburg sollten überdies in den Tagen der höchsten Aufregung gefährliche Unruhen und Excesse erspart werden; aber wie dem auch sey, jedenfalls war für die oberste Regierungsinstanz, nach einmal bewilligter Verabschiedung des bisherigen Präsidiums, die Vakanz auf einige Zeit unvermeidlich. So geschah auch die spätere Übertragung der obersten Kirchenleitung an die oberste Polizeibehörde der Provinz, an das Ober-Präsidium, unter unruhigen Zeitverhältnissen, in Tagen, die alles Recht, alle Ordnung, auch die Krone gefährdeten; ja, man dachte sich wohl auch damals das Provisorium nur kurz, weil es zu ruhigem Nachdenken an Zeit und Sammlung fehlte. Später konnte aber die Regierung unter so vielen Sorgen und Beschäftigungen das einmal eingeleitete Provisorium um so eher fort dauern lassen,

als über die unglückliche Combination, über die leoninische Societät zwischen dem modernen Staate und der alten Kirche, keine oder doch nur sehr vereinzelte Klagen und Petitionen eingingen, leise Stimmen, die im lauten Lärme des Tages überhört wurden.

Aber eben darum fällt auch die Schuld des beklagenswerthen Uebelstandes keiner Seite so sehr zur Last, als der gefährdeten Kirche selbst, und in dieser besonders der Geistlichkeit. — Daß die un- und abkirchliche Partei mit der Kirchenleitung Seitens einer der Kirche selbst entfremdeten, oberen Polizeibehörde zufrieden war und ist, kann freilich nicht befremden. Aber daß die treuen Glieder der Kirche, Geistliche und Laien, sich nicht regen, das ist nicht in der Ordnung. Sie seufzen eben nur im Stillen, statt daß sie gegen die lauschschreiende Mißhandlung der Kirche in aller Ehrerbietung, aber laut und vernehmlich Einspruch thun und um Wiederherstellung des Consistorial-Präsidiums bitten sollten; die Klagen der Einzelnen bleiben isolirt, statt daß sie sich durch Gemeinschaft stärken und bewähren sollten. Viele mögen vielleicht an dem gewünschten Erfolge zweifeln oder gar verzweifeln. Aber der Erfolg ruht in höherer Hand; uns ziemt es, zu thun, was uns befohlen ist. Selbst die Ehrerbietung gegen die Staatsregierung verpflichtet, zu solchen der Kirche und dem Staate gleich verderblichen Schäden nicht zu schweigen. Es bleibt überdies wahr, daß ein gutes Wort auch eine gute Statt zu finden pflegt. Noch gewisser ist es, daß ein offenes Bekenntniß niemals ohne allen Erfolg bleiben kann. —

Jetzt wird vielleicht auch die Correspondenz über das Consistorium „Rhöne-Bonin“ im Volksblatte für Stadt und Land Nr. 49. eine Weckstimme seyn für die treuen Geistlichen und Kirchenglieder in der großen Provinz. Noch steht buchstäblich das Bekenntniß! Die Union selbst hat es nicht alterirt, wenn auch gefährdet. Darum würde auch unter der bestehenden Verfassung eine gerechte Wahrung und Aufrechthaltung der unterschiedenen Bekenntnisse nicht fehlen, wenn nur kirchlichen Männern die Leitung der Kirche wieder überlassen würde, wogegen ein Consistorium „Rhöne-Bonin,“ stände auch das Bekenntniß gesetzlich noch fester, durch seine bekenntnißlose Majorität destruktiv wirken muß, — **wenn die lebende Kirche sich nicht rührt noch regt.** Rührt und regt sich's nur erst wieder in der Kirche, so wird auch das gute Lutherische Bekenntniß wieder wach und fröhlich werden.

„Ihr aber seyd der Leib Christi, und Glieder, ein Jeglicher nach seinem Theile.“

(Ein Wort des Trostes für die Lutheraner in der Evangelischen Landeskirche Preußens.)

Der evangelisch-lutherische Kirchenverein, welcher in Gnadau am 17. April d. J. zu bekenntnißtreuer Ausdauer in der Lan-

deskirche sich verbunden und bereits am 19. April d. J. gegen jede der Confession nachtheilige Union protestirt hat, erfährt, ehe er sich noch näher zu erkennen gegeben hat, von mehr als einer Seite harte Angriffe, welche auf leidigen Mißverständnissen zu beruhen scheinen. Die Angriffe kommen sowohl von Seiten der separirten Lutheraner, als auch von solchen, welche in der Union ihre Stätte finden. Auf einige Mißverständnisse solcher Art bezieht sich die nachstehende kurze Erörterung, welche zugleich die allgemeine Bestimmung hat, den lebendigen Begriff der Kirche Christi, namentlich den organischen Zusammenhang zwischen dem Haupte und dem Leibe und den Gliedern wieder in Erinnerung zu bringen. Die Glieder sind eben Beides: einzeln Glieder, und zusammen der Leib selbst am Haupte.

Die Erlösung durch das Blut Jesu Christi ist ein für allemal geschehen, das Werk der Genugthuung ist objektiv vollbracht; aber dem einzelnen Gliede an dem Leibe, da Christus das Haupt ist, kommt diese allgemeine Erlösung erst zu Gute, wenn es sie ergreift und annimmt. Wir sind zwar allzumal erlöst durch das hohepriesterliche Opfer Jesu Christi, womit er für uns genug gethan hat; aber gerechtfertigt werden wir erst durch den Glauben an die vollbrachte Erlösung, nämlich durch die Annahme und Aneignung derselben, welche Erfahrung wirkt, Erkenntniß begründet und wirkliche Überzeugung zur Folge hat, in einem Gliede wie in dem anderen. So wird der Glaube zum Bekenntniß, und das Bekenntniß zum Bande der gesammten Gemeinde; denn es ist auch nicht genug, daß der Einzelne vereinzelt glaubt, sondern der Glaube wird erst stark durch die Gemeinschaft der Miterlösten, Miterben, Mitgenossen, als die miteingeleibet sind. Eph. 3, 6.

Wie nun das objektive Werk der Erlösung überhaupt erst durch den Glauben den Gliedern zum Heile, durch das gemeinsame Bekenntniß dem Leibe zum dauernden Segen wird, so empfangen wir auch im Abendmahle nur dann den vollen Segen von der vollen Gegenwart Christi, wenn wir in Einsalt nach dem Worte der Schrift daran glauben und nicht zweifeln, nicht zertrennen noch künsteln, wenn wir uns an das lautere, feste Wort der Schrift halten, das nicht wanket, — ohne unseren Zweifeln nachzugeben. Christus ist zwar im wirklichen Sakramente des Abendmahls immer auch leiblich gegenwärtig, auch für die ungläubigen Empfänger des Brotes und des Weines; aber der volle Segen ist von dem vollen Glauben an die volle Gegenwart Christi bedingt; nicht als wäre das Maß des Segens dem Maße des Glaubens nur gleich, aber es läuft doch das Maß des Segens um so voller über, je voller der Glaube ist, unverkümmert und unzertrennt, wie er ist in guter Zuversicht zu der Zusicherung des Evangeliums. Und wie dieses Verhältniß zwischen dem Glauben und dem Segen davon an der heilsbegierigen Seele, an dem einzelnen Gliede des Leibes sich bewährt, so befestigt es sich auch an dem ganzen Leibe, als an der Gemeinde, welcher ebenfalls Ein Herz und Eine Seele, eine wahrhaftige Einheit und Persönlichkeit zukommt. Diese Persönlichkeit erweist sich an dem Bekenntnisse, welches als der gemeinsame Glaube alle Glieder zu Einem Leibe einigt und durchdringt, um

jedes Glied nach dem Maße seiner Empfänglichkeit zu nähren und zu stärken, zu gründen und zu kräftigen und vorzubereiten. Darum je voller das Bekenntniß der Gemeinde, desto voller der Segen für das einzelne Glied, welches zugreift. Wir verkennen darum nicht den besonderen Segen jedes treuen Haushalts mit einem kleinen Pfunde; nur daß sich darauf nicht das Haus zurückziehe, dem ein großes Pfund anvertraut, ein volles Bekenntniß gegeben ist nach dem festen Worte der Schrift. Und ist nun in einem solchen Hause Gottes auch das Bekenntniß zum Sakramente ein einfältiges und kräftiges Ja zu der vollen Gegenwart des Herrn in seinem Abendmahle, ohne einigen Abzug, ohne einige Schmälerung, so wird auch der Segen des einzelnen Gliedes desto voller seyn, ohne Abzug, ohne Schmälerung, — voller, als wenn das allgemeine Bekenntniß im Hause Ja und Nein zugleich zuläßt, sey es auch in der guten Absicht, um desto mehr Glieder an Einem Tische zu sammeln.

Eben diese Wahrheit von dem lebendigen Verhältnisse aller einzelnen Glieder zum Leibe und zum Haupte folgt unmittelbar aus dem biblischen Begriffe der Kirche (1 Cor. 12, 4—31., Eph. 4, 3—16.) als des Leibes, der von seinem Haupte all sein Leben und Gedeihen empfängt und einem jeglichen Gliede am Leibe mittheilt, als vom Haupt. Danach weiß sich jedes Glied nicht allein in einem unmittelbaren Verhältnisse zum Haupte, sondern auch in einem unmittelbaren durch sein Verhältniß zum Leibe. Auf eben dieser Wahrheit beruht auch der Unterschied der Kirchenabtheilungen; zu ihr bekennt sich namentlich die Lutherische Kirche. Darum erfordert sie eben nach Art. 7. der Augsburger Confession zum Begriffe der wahren Kirche nicht allein eine Versammlung der Gläubigen, sondern auch in derselben die reine Predigt des Evangeliums und die treue Verwaltung der Sakramente nach dem Evangelium. Beides, Predigt und Sakrament, wird eben deswegen durch das Bekenntniß der Kirche gewahrt, welches die Gläubigen zur Gemeinde sammelt und vor Zerstreuung bewahrt, welches selbst eine fortgehende Predigt ist und zugleich die Erregung zu den Sakramenten enthält. Allerdings sind also die biblischen Einsetzungsworte an sich zum Sakramente des Abendmahls vollständig ausreichend, so sie nur nicht etwa gebraucht, oder vielmehr gemißbraucht werden, um das volle Bekenntniß des zehnten Artikels der Augustana als die Erklärung der Einsetzungsworte zurückzustellen. In diesem letzteren Falle würde aber der Segen für den einzelnen Empfänger, je schwächer er an sich ist, je mehr er der Kraft von der Gemeinschaft bedarf, zugleich mit dem Bekenntnisse verkümmert werden. Eben darum thut das volle Bekenntniß Noth, damit jedem Gliede das Seine werde. In unseren Zeiten thut es aber besonders Noth, an den Segen der Gemeinschaft, an die Bedeutung der Kirche zu erinnern, weil der einzelne Christ wohl noch gar das Haupt zu ehren meint, wenn er nicht nach dem Leibe dieses Hauptes fragt. So meinen sie ja auch die heilige Schrift zu ehren, wenn sie sie von ihrem Boden trennen, nämlich von der Kirche. — Aber wir müssen bei unserer nächsten Aufgabe bleiben. —

Es steht auch geschrieben: So ein Glied am Leibe leidet, so leiden alle Glieder mit, wie sollte nicht also jedes einzelne

Glied leiden, wenn dem ganzen Leibe eine Anfechtung zustoßt. Darum leiden wir auch, wenn unsere Kirche irgendwie von Innen oder von Außen in ihrem guten Bekenntnisse gefährdet wird, aber der Segen wird darum doch dem gläubigen Gliede nicht verkümmert werden, wenn die Gemeinde, wie die zu Ephesus, zwar angefochten wird, aber der Leuchter noch nicht gar hinweggestoßen ist von seiner Stätte. Der Leuchter ist das gute Bekenntniß nach der Schrift, ohne dazu, ohne davon zu thun. Darum bleibt es dabei, wie der achte Artikel der Augustana klärlich lehrt, daß die Sakramente kräftig bleiben, ob auch falsche Christen in der Gemeinde, und selbst die Priester nicht fromm sind, durch welche sie gereicht werden, so nur, wie der siebente Artikel vorbedingt, die Kirche noch an dem Bekenntniß festhält, als an der schriftmäßigen Predigt und Sakramentspendung. — Und dieses ist, Gott sey es gedankt, wiewohl unter mancher Anfechtung, in der Evangelischen Landeskirche Preußens zur Zeit noch der Fall; der Leuchter ist nicht hinweggestoßen, sondern wie viele Kanzeln auch durch unreine Predigt entweiht werden, wie viele Altäre durch Veränderung des Kultus den vollen Glauben an das Sakrament zu verkümmern geeignet sind, so steht doch das Bekenntniß selbst noch unverfehrt, als das Lebensblut, das durch alle Adern des Leibes strömt. Darum ist es noch nicht aus mit der Lutherischen Kirche in der Landeskirche, so wir nur treulich ausharren und jeglicher Anfechtung Widerstand leisten.

Wenn hiernach B. Str. in der Ev. K. Z. (Nr. 5. 6. 7. 17.) den vollen Segen des heiligen Abendmahls nicht allein von dem vollen Glauben des einzelnen Gliedes, sondern auch von dem vollen Bekenntnisse der Kirche, mit der das Glied verwachsen ist, bedingt, so wird er im Principe selbst gegen den Widerspruch des P. Wehrhan (Ev. K. Z. Nr. 49.) Recht behalten; wie sollte auch nicht der ganze Leib dem einzelnen Gliede zum Segen seyn, da selbst das Glied dem Leibe dient? Dagegen ist nicht zu läugnen, daß B. Str. allerdings in der Anwendung auf die Evangelische Landeskirche Preußens im Irrthume sich befindet, denn die Lutherische Kirche ist wirklich noch in unserer Evangelischen Landeskirche vorhanden, wenn auch die Separirten ihrerseits nach dem Verluste der ersten Schlacht alle Festungen aufgegeben haben. Unser gutes Recht gründet sich auch nicht erst auf den Königlichen Erlaß vom 24. Februar 1834, sondern vielmehr auf längst verbrieften Besitzstand, welcher nur durch den bezogenen Erlaß noch einmal anerkannt, und durch kein neues Symbol verdrängt worden ist.

Damit beantworten wir beiläufig auch die Frage, die jüngst durch das Volksblatt für Stadt und Land (Nr. 47.) aus dem Stifte zum heiligen Grabe an die Gnadauer Brüder ergangen ist, welche sich für die Restauration der Lutherischen Kirche innerhalb der Landeskirche verbunden und durch die Ev. K. Z. (Nr. 39. 40.) ihre Stellung zur Landeskirche öffentlich kundgegeben, auch davon dem Landesherren so wie den Kirchenbehörden Meldung gethan haben. Der Gnadauer Kirchenverein ist auch in sehr guter Hoffnung und Zuversicht nicht allein zu seiner Sache, sondern auch zu der rückkehrenden Gerechtigkeit im Lande und in der Landeskirche. Wird doch jetzt selbst im Königreiche

Polen, zu einem guten Vorzeichen, die Lutherische Kirche, welche nach so vielen vergeblichen Unionsversuchen von Sendomir, von Thorn u. s. w. endlich doch durch Russische Übermacht mit der Reformirten Kirche vermischet worden war, wieder in ihrer Integrität restaurirt, wie so eben die Ev. K. Z. (Nr. 49.) berichtet; wie viel mehr darf in Preußen die Lutherische Kirche gründlicher und gerechter Auseinandersetzung entgegensehen! Darum wissen wir auch unser kirchliches und unser vaterländisches Interesse, die Treue zur Kirche und zum Staate, im vollsten Einklange. Gott erhalte uns ein gutes Gewissen zu unserer Kirche und zu unserm Vaterlande!
K. F. G....I.

Nachrichten.

Königsberg. Für alle diejenigen, welche die Kirche und das Glaubens- und Liebesleben in der Kirche recht von Herzen lieb haben, gibt es jährlich bei uns in der Mitte des Juni eine überaus reiche und erquickende Zeit: das sind die Tage, in welchen mehrere der kirchlichen Vereine in naher Aufeinanderfolge ihre Jahresfeste feiern. Das Zusammenseyn der auswärtigen Brüder wird dann zum Schlusse noch benutzt, eine Pastoral-Conferenz mit einander zu halten. Auch dieses Jahr waren jene Tage wieder überaus schön und segensreich. Diesmal führte der Enthaltfamkeitsverein den Reigen. Die kleine Tragheimische Kirche war reichlich gefüllt und von der Abendsonne beleuchtet. Ein Sängerkhor aus christlich gesinnten Handwerkern führte die Festgesänge auf, und die von Natur rohen Stimmen zeugten von der vielen Liebe, mit der man gearbeitet hatte, dieses Fest, wie schon sonst die Monatsversammlungen, mit wohlthönenden Gesängen zu schmücken. Der Jahresbericht legte das Zeugniß davon ab, auf wie festem Grunde der Verein stehe: die stürmischen Zeiten waren fast spurlos an dem Häuflein von 1500 Mitgliedern vorübergegangen; in doppelt so viel Exemplaren ging sein Centralblatt in die Provinz aus, und seine Flugblätter werden in vielen tausend Exemplaren in alle Welt verbreitet. Hinweisungen auf das, was noch hinzuzufügen Noth thut, und Ermahnungen zu neuem Aufraffen aller Kräfte in dem heiligen Kampfe füllten nebst dem Dank gegen den Herrn das Fest wie die davon getrennte Generalversammlung des Vereins. Es folgte mit seiner Generalversammlung der kirchliche Verein der Gustav=Adolphstiftung. Es wurde beschlossen, den vorjährigen Beschluß, nämlich zwei Dritttheil der Jahreseinnahmen, bis auf die eventuelle Regulirung des Verhältnisses mit dem Leipziger Centralvorstande, zu affirmiren, aufzuheben und dem Vorstande provisorisch und in dringlichen Fällen freie Verfügung über die eingegangenen Beiträge zuzugestehen. Die Generalversammlung zu Breslau zu beschicken, könnte man natürlich nicht gewillt seyn, so lange die Anerkennung von dortaus vorenthalten bliebe; doch will man durch einen bescreubeten Abgeordneten eine Denkschrift übergeben lassen, um die dortige Versammlung zur Beschlußnahme über ihr Verhältniß zum kirchlichen Vereine zu bestimmen. Die kirchliche Jahresfeier war bereits früher gehalten und aus der damaligen Rechnungsabgabe ersehen, daß der Verein sich in seinem materiellen Bestande gleich geblieben war. Wenn nun auch der Besuch der Generalversammlung nicht eben so groß war, als man wünschen mochte, so haben wir ja doch, die wir von Gewissens wegen aus dem großen Verein ausschieden, die Verheißungen der kleinen Herde. Aber was wollen jene sagen, die um der äußeren Mittel willen mit vielen der Ungläubigen an einem Joche ziehen? Die Freude an der Opposition, die mit der Gustav=Adolphsache gegen die Kirchlichen gemacht wurde, ist vorüber und siehe da! die Theilnehmer versiegen wie die Spreu vor dem Winde! Als der hiesige Hauptverein die Deputirten zur Provinzialhaupt-

versammlung wählte, erschienen zwölf; und erst als später sechs Freige-meinder hinzutraten, wurden Dr. Rupp und Pr. Loop dazu gewählt. In jener Versammlung selbst erschienen acht Deputirte, in der kirchlichen Versammlung etwa dreißig, und in der öffentlichen Hauptversammlung kaum zwanzig Menschen. Die Einnahme hatte seit vorigem Jahre um fast 400 Thlr. abgenommen. Alle Deputirte nach Berlin, event. Breslau geht Hr. Voigt. Unter diesen Umständen kann die Nichtanerkennung des „kirchlichen Vereins“ diesem weiter kein großer Verlust seyn. Zu jenen beiden Vereinen auf dem Gebiete der inneren Mission kam nun noch der evangelische Missionsverein mit seiner siebenundzwanzigsten Jahresfeier. Durch Gebet, durch das Wort des Glaubens zur Hoffnung und ihrer Erfüllung in dem Jahresberichte über das Missionswerk: das war der Inhalt der schönen Stunde in der großen, gefüllten Schloßkirche am 13. Juni.

Endlich die Pastoral-Conferenz am 14. Seitdem der „evangelische Verein“ gegründet, der auch im Laufe des Sommers noch seine Generalversammlung halten wird, hat sich die Pastoral-Conferenz nicht mehr mit Petition und Beschlüssen über kirchliche Tagesfragen zu beschäftigen, sondern sie ist ihrem ursprünglichen Zweck, nämlich der anregenden Erörterung solcher Fragen zurückgegeben, die unmittelbar das pastorale Leben betreffen. Wie derartige standen denn auch diesmal auf der Tagesordnung. Der Beisatz der Brüdergemeinde war uns wieder freundlichst eingeräumt, etwa dreißig Geistliche, darunter zehn vom Lande und einige Candidaten waren zugegen. Gegen halb neun Uhr ward die Versammlung mit Gesang, Gebet und Ansprache des Vorsitzenden, Pf. Dr. Weiß, eröffnet und dauerte mit kurzer Unterbrechung bis halb vier Uhr. Die ersten beiden Propositionen gingen ganz auf das eigentlich pastorale Leben ein. „Was haben die Bewegungen der Gegenwart für den evangelischen Geistlichen einerseits Gefährbringendes, andererseits Förderndes?“ Superint. Wald beantwortete zunächst die Frage in einem längeren Vortrage, indem er das pastorale Leben in seine verschiedensten Momente zergliederte und bei allen hauptsächlich die spezifischen Gefahren unserer Zeit nachwies. Die Tiefe der Erfahrung, die in seinen bewegten Worten lag, und die biblische Salbung seiner Rede machten einen mächtigen Eindruck. Die daran geknüpfte Verhandlung hatte nicht viel mehr zu thun als einzelne besonders wichtige Punkte, so die Gefahren der Zeit für den Gebetseifer, den trübenden Einfluß politischer Wirren auf die Pflege der Gemeinschaft und die specielle Seelsorge u. dgl. specieller auszuführen. Besonders wurde auch das Fördernde, was für alle jene Punkte auch wieder unsere Zeit bringe, und was der Vortragende nur angedeutet hatte, näher ausgeführt, wobei besonders E.-M. Dr. Lehnerdt Blicke in das Wesen unserer Zeit that. Charakteristisch war für den confessionsellen Standpunkt der Versammlung, daß, als Superint. Wald in Bezug auf das Bekenntniß besonders die Gefahr eines separatistischen Orthodorieismus hervorhob, von den verschiedensten Seiten darauf gedrungen ward, ihr die Gefahr des Latitudinarismus an die Seite zu stellen als eben so drohend und eben so gefährlich. Lehnerdt wies nach, wie unsere Zeit grade die Aufgabe stelle, zwischen beiden Abwegen den richtigen Weg zu erwählen, und wie diese klare Aufstellung der Aufgabe schon ein Segen sey.

Über die zweite Frage: „Was thut in unserer Zeit vor Allem Noth, predigend zu bekennen?“ sprach Dr. Lehnerdt. Nach einer überaus reichen Einleitung, die auf die lebendigste Weise jene Frage analytisch zergliederte und mit in den Strom seines frischen, sprudelnden Gedankenflusses fortieß, stellte er als Antwort einige Thesen auf, die in ihrer schönen präcisen Fassung so unübertrefflich sind, daß ich sie Ihnen hersegen muß. — Es thut, sprach er, in unserer Zeit vor Allem Noth, predigend zu bekennen:

1. daß der, von dem jetzt die Welt sagt: „Wir wollen nicht, daß er

- über uns herrsche!“ es ist, den ihr hören sollt und der also vor Allem als König in seinem königlichen Amt bezeugt seyn will;
2. daß die tiefsten Tiefen des Verderbens sich aufgeschlossen haben, indem das unselige Beginnen hervorgebrochen ist und immer mehr hervorbricht, Christus, den König der Welt, zu entthronen;
3. daß ihm, damit er wieder zur Herrschaft komme, oder doch die Welt inne werde, daß er allein der Herr sey, der Thron wieder aufgerichtet werden muß in jedem Herzen: Predigt von der Buße mit specieller Beziehung auf die großen Zeitünden;
4. daß und wie alle, welche von dieser Predigt getroffen werden, Glieder sind an dem jetzt so kranken Leibe des Herrn und daß sie also mit ihm, durch ihn, in ihm zu leiden und zu kämpfen haben: die große Passion dieser Zeit, das Gericht am Hause Gottes;
5. und endlich die gewisse Hoffnung des Heils. Der Herr ist nahe! darum machet, aber fürchtet euch nicht. Schlaf und Furcht sind Vorboten des Todes, Wachsamkeit und Furchtlosigkeit Vorboten der Rettung und des Lebens. Alles muß zusammenstehen zum Gebet; ein großer Sturmhauf des Glaubens muß gemacht werden! Die Rechte des Herrn ist erhöht, die Rechte des Herrn behält den Sieg!

Die einzelnen Thesen waren mit kurzen, aporisthischen Erläuterungen begleitet. Das Feuer des Redners hatte Alle mitgerissen, und als er geendet, drängte sich Alles heran, dem theuren, verehrten Manne die Hand zu reichen. Man wollte den frischen, lebendigen Eindruck des Ganzen nicht durch eine zersetzende Debatte stören, so sehr der Redner sie wünschte, und schloß den ersten Theil der Versammlung. — Der zweite Theil derselben war mehr praktischen Fragen gewidmet. Es handelte sich um die Nothwendigkeit der Diaconie, die allgemein anerkannt wurde, und um die Mittel, sie anzubahnen. Der Vorsitzende hatte Thesen darüber proponirt. Eine interessante Debatte verbreitete sich über das Verhältniß der kirchlichen und der Communalarmenpflege. Die Mittheilungen, welche über Anfänge der Diaconie in Landgemeinden gemacht wurden, hatten etwas sehr Anregendes. Freilich wurden auch die großen Schwierigkeiten dieser Bestrebungen hervorgehoben, doch blieb im Ganzen wohl Niemand, der nicht eine neue Aufforderung zu diesem hochwichtigen Werke empfangen hätte. Der letzte Punkt der Tagesordnung betraf einen von Pf. Dr. Weiss empfohlenen Plan, alle evangelisch-kirchlichen Vereine unter eine Central-Direktion zu stellen, um die Mittel der einen unter dringlichen Umständen auch für andere verwenden zu können. Die Nothwendigkeit individueller Zwecke für die Lebendigkeit des Vereinslebens, so wie die Rücksicht auf die specielle Absicht der Geber in den einzelnen Vereinen zeigte bald die Unausführbarkeit dieses Planes, dem nur für kleinere Ortschaften eine beziehungsweise Zweckmäßigkeit zugestanden ward. Zum Vorsitzenden für das nächste Jahr ward Pf. Dr. Weiß wieder gewählt. Die Zuspriest des Wittenberger Centralauschusses ward verlesen und der Vorsitzende beauftragt, die anderweitig von uns gefaßten Beschlüsse, welche auf die von jenem proponirten Thesen Bezug hätten, demselben anzuzeigen. Gebet und Gesang schloß die schönen Stunden.

Nehmen Sie zu diesen besonderen Festlichkeiten noch den Umgang mit theuren Brüdern vom Lande, so haben Sie ein vollständiges Bild jener reichen Junitage. In diesen Privatgesprächen ward denn auch noch so manche der kirchlichen Tagesfragen vielfach besprochen. Es wurde von den verschiedensten Seiten der dringendste Wunsch ausgesprochen, daß das Ministerium mit der Organisation der Presbyterien rasch vorgehen möchte. Wenn auch Andere als Consequenz des lutherischen Systems überhaupt die Presbyterien nicht für wünschenswert hielten, oder ihre Einführung bei dem durchwählten Zustande vieler Gemeinden für höchst bedenklich erklärten, so war man doch darin einig, daß eine sofortige Organisation noch am ehesten die kirchlichen Elemente hineinbringen könne.

Weilage.

Nur mit Rücksicht auf unsere frühere Petition ward eine nochmalige Rundgebung unterlassen.

Die Petition vom 25. April gegen die Religionslosigkeit des Staates findet ungemeinen Anklang in allen Gegenden der Provinz, und wird wohl mit einer recht nachdrücklichen Bevormundung den Kammern überreicht werden können. Zu den früher von mir erwähnten Anstalten für innere Mission in der Provinz erfahren wir nun noch von zwei Rettungsanstalten für verwahrloste Kinder zu Tilsit und in Juliusfelde (bei Insterburg), von einer ähnlichen Anstalt im Kirchspiel Ottenhagen, von einer Kleinkinderbewahranstalt und einem Rettungsverein für Obervaten und Verwahrloste in Insterburg; auch einen Enthaltungsvereinsverein in Tilsit und einen gegen Bethelei der Erwachsenen eben daselbst müssen wir hinzurechnen. Es ist wohl zu erwarten, daß die Mittheilungen über alle diese Vereine, welche das kirchliche Organ unserer Provinz bringt, zur Nachahmung aufmuntern werden. — Die Schwierigkeiten, welche dem Consistorio bei Erziehung königlicher Stellen in den Weg treten, werden immer häufiger und immer größer. Wo das Consistorium, nachdem alle Stadien des Geschäftsganges durchgemessen sind, den definitiven Entschluß des Ministeriums ausführen will, wird ihm, wie in Neukirch, selbst von der kleinsten Minorität ein pöbelhafter Widerstand entgegengeleitet, der sich nicht scheut, anstatt der Bajonette, mit denen eine frühere Zeit die Kirchthüren besetzte, im Namen der Freiheit dieselbe mit Knütteln zu belagern, um die Introduction zu verhindern. Drohungen mit Abfall zur freien Gemeinde sind gewöhnlich gleich die ersten Waffen, die man gegen die rechtmäßige kirchliche Behörde erhebt. Das Consistorium, an seinen bestimmten Grundsätzen bei der Stellenbesetzung festhaltend, die allein es vor dem Vorwurf der Willkür und Bevorzugung retten können, sieht sich denn natürlich oft sogar genöthigt, dem Verlangen der Gemeinde nach bestimmten kirchlich gesinnten Predigern entgegenzutreten, wenn dieselben z. B. ihrer Jugend wegen hinter ältere und verdienendere Männer zurücktreten müssen. Die Nothwendigkeit hiervon wollen oder können nicht freilich Viele durchaus nicht begreifen, und dies erzeugt selbst unter den entschieden kirchlich Gesinnten bei Geistlichen und Laien oft eine traurige Mißstimmung gegen eine Behörde, an der mit aller Kraft festzubalten die dringendste Pflicht für Jeden ist, welcher eine ordnungsmäßige Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse wünscht.

Ein Schreiben aus dem Großherzogthum Baden.

Geliebter Bruder!

Deine theilnehmenden Zeilen haben mir wohlgethan in dieser Zeit, da so mancher Dulder unter uns klagen muß: „Meine Lieben und Nächsten stehen gegen mich und schauen meine Plage, und meine Nächsten treten ferne.“ Was Du mir schreibst von dem Mitleiden der dortigen Freunde und Brüder, deren ich noch keinen persönlich kenne, rührt und erquickt mich, und das Bewußtsein unserer Gemeinschaft erleichtert mir Deinen Wünsche zu willfahren, das Schwere, was wir erfahren haben, im Erzählen zu erneuern.

Ich kann jedoch nicht umbin, auf das Jahr 1848 zurückzugehen, um das Verständnis unserer neuesten Badischen Geschichte zu vermitteln.

Du Erinnerst Dich, wie schon Hecker im April 1848 die Republik

durch Empörung bei uns durchzusetzen versucht hat. Sein Unternehmen, damals von der überwiegenden Mehrzahl des besonnenen Mittelstandes entschieden gemißbilligt, fand wenig Anklang und scheiterte an der Tapferkeit der über den Mord des Generals v. Gager empörten Badischen und Hessischen Reichstruppen so schnell, daß Hecker in einem bekannten Volkelliede dem öffentlichen Hohne preisgegeben wurde:

„Seht! da steht der große Hecker
Eine Feder auf dem Hut,
Seht! da steht der Volkserwecker
Lechzend nach Tyrannenblut —“

Bald aber nach Unterdrückung seines Aufstandes wurde Hecker durch die unermüdeten Bemühungen seiner Sinnegegnossen als der wahre „Volksefreund“ mit solchem Erfolge angepriesen, daß das von Hecker in Rheinfelden herausgegebene Blatt „der Volksefreund“ begierig, besonders von den unteren Volksklassen, gelesen, daß gegen die Großherzogliche Regierung, Verachtung des Frankfurter Parlaments, Verlangen nach Republik, von der man sich als sicher ökonomische Besserstellung versprach, mehr und mehr verbreitet wurde. Das „Heckerlied“ wurde allenthalben gesungen nach der bereits volkstümlichen Melodie des: „Schleswig-Holstein“ — Hecker wurde bald zum Symbol des Volksglückes; von ihm hoffte der Proletarier Wohlstand, der Schuldner Zahlungsfreiheit, der Landmann Aufhebung aller Grundlasten etc. Man sah sein Bild an den Straßenecken und in den Wohnungen. Man bedauerte, daß das Badische Heer gegen ihn gekämpft, daß das Volk sich nicht gleich in Masse für ihn erhoben habe. Tausende arbeitshungriger Handwerker wanderten zu dem „Einsiedler von Muttentz.“ Als der Gefeirte auf seiner Reise nach Amerika einige Tage in Straßburg verweilte, hatte er keine Ruhe vor Besuchern, namentlich auch vom weiblichen Geschlechte, die ihm die Hand küßten und sich glücklich schätzten, ihn gesehen und gesprochen zu haben. Es wurde Götzendienst mit Hecker getrieben, welcher damals der beliebteste Mann Deutschlands war, da jeder Unglückselige seine Auswüchse und Wünsche an ihn knüpfte. Wenige Wochen nach seiner Auswanderung suchte Struve, aus dessen Feder und Presse die „Forderungen des Volks“ hervorgegangen waren, welche, obschon dem größten Theile des Volkes fremd, ja theilweise, wie die Volkswirtschaft, zuwider, im März 1848 die Runde in Deutschland machten und zu „Errungenschaften“ wurden, in Hecker's Bahn und Volksgang einzutreten, indem er durch einen Einfall in das Badische Oberland den Frankfurter Septemberaufstand unterstützte. Er verhiess „Freiheit, Bildung, Wohlstand für Alle,“ und suchte seine Volkseglückung durch Schaa ren von Anarchisten zu gründen, die längst mit Mord und Gift und sogar mit Martern in ihren öffentlichen Blättern und in zahllosen Flug-schriften gedroht hatten, um den Widerstand der feigen, besitzenden Volksklasse einzuschüchtern. Er zwang die junge Mannschaft unter Androhung des Erschießens zum Kriegsdienst, mißhandelte die Geistlichen, welche in seine Hände fielen, rühmte vor dem versammelten Volke, daß es von nun an keine Arme mehr geben werde, erpreßte große Summen von Vermöglichen und verlegte sich eifrig auf die Ausleerung öffentlicher Kassen. Einzelne, wie Blankenhorn von Mühlheim, mußten ihm 1000 Fl. zahlen, um vom Kriegsdienste befreit zu werden. Das kurze Regiment des Struve nahm durch das Gefecht bei Staufen ein Ende. Struve selbst wurde nebst seiner wütherrischen eiteln Frau von einigen

Bürgern, die über sein Treiben empört waren, verhaftet und den Militärbehörden ausgeliefert. Man erwartete allgemein seine standrechtliche Hinrichtung, da bereits mehrere Monate vorher die Regierung durch die Landstände ausdrücklich zur Verkündung und Anwendung des Standrechts sich hatte ermächtigen lassen, der Gefangene aber schon nach dem gemeinen Strafrechte den Tod als Hochverräter und Räuber verdient hatte. Die Regierung Beck-Dusch indessen nahm den Verbrecher gegen die seine sofortige Bestrafung fordernde öffentliche Stimme in Schutz; sie setzte ihn sechs Monate lang in's Gefängniß, um ihn vor ein erst noch einzuführendes Geschworenengericht zu stellen und so, wie sie meinte, der Gefahr der Unpopularität auszuweichen, indem sie bei der Oeffenkundigkeit von Struve's Verbrechen erwartete, daß derselbe jedenfalls von den Geschwornen werde verurtheilt werden. Allein was die Regierung nicht gewagt, mochte die Geschwornenschaft noch weniger wagen, als welche ja eben von der Voraussetzung ausging, daß sie berufen sey, politische Verbrecher, d. h. Volksfreunde gegen die gerichtlichen Verfolgungen der Regierung in Schutz zu nehmen. Die Wählblätter hatten, wie voraussetzen war, während der sechs Monate kein Mittel unverkündet gelassen, um die öffentliche Meinung für die Angeklagten zu gewinnen. Der Erfolg konnte nicht ausbleiben. Der revolutionären Partei zu Liebe, die durch die Schwäche des Ministeriums zusehends erstarkte in dem Maße, als die Freunde der gesetzlichen Ordnung entmuthigt wurden, hatte man ja das Gericht ein halbes Jahr verschoben. Die Meinung, Verbrechen um politischer Zwecke willen verübt, seyen nicht strafbar; nicht die bestehenden Strafgesetze, sondern das öffentliche Wohl, d. i. die beabsichtigte Republik, könnten hier entscheiden; Struve und Anhang seyen lediglich die Werkzeuge des souveränen Volkswillens gewesen u. s. w. kam immer mehr in Aufnahme. So konnte es denn keineswegs sehr auffallen, als die Geschwornen, denen ja die Eiddrücklichkeit der Anführer nicht als Verbrechen, sondern als eine freiheitliche Bewegung erscheinen mußte, auf die Fragen: „ob Struve einen bewaffneten Einfall gemacht habe, um die bestehende Staatsordnung umzustürzen; ob in Folge dessen Soldaten und Bürger umgekommen, öffentliche Gelder geraubt, Leute zum Kriegsdienste gezwungen worden — landkundige, hundertfach bezeugte und erwiesene Thatsachen — mit Nein! antworteten, auf einige unerheblichere Fragen aber mit einem durch den Zusatz „ohne Vorbedacht, mit mildernden Umständen“ geläuteten „Ja“ erwiderten, so daß Struve nur zu fünf Jahre Gefängniß mit Noth verurtheilt werden konnte, der That nach aber als Sieger aus den Verhandlungen hervorging. Der Ausgang des Processes Struve entmuthigte den Staatsgerichtshof so, daß er auf die Anklage gegen Fickler selbst verzichtete. Letzterer wurde unter rauschendem Beifall des meist aus Demokraten und Proletariern bestehenden Auditoriums freigesprochen und im Jubel nach dem Balkon eines Gasthofes begleitet, von wo er sogleich eine zu „frischer That“ anspornende Rede hielt.

Hiermit war die Niederlage des Ministeriums entschieden. Kein Wunder, wenn der Advocat Brentano nun immer offener und kühner darauf ausging, die Kammer, die in die von ihm und seinesgleichen angestrebte Umänderung der Verfassung, d. i. Einführung der Republik, nicht willigte, durch Sturmpetitionen aufzulösen. Als dies nicht gelang, weil die Petitionen für Beibehaltung der Kammer, daher auch der bestehenden Verfassung, den gegentheiligen Petitionen das Gleichgewicht hielten; als ferner auch der Versuch, die Kammer im Februar 1849 mit Gewalt durch dazu besonders bestellte Motten zu sprengen, an der festen Haltung der zum Schutze des Sitzungslokales herbeigerufenen

Karlsruher Bürgerwehr gescheitert war; als endlich auch der auf Brentano's Portritt erfolgte Austritt mehrerer Abgeordneten, um die Kammer durch Minderzahl beschlußunfähig zu machen, nicht zum Ziele führte; als ebensowenig die Artikel der Abendzeitung, daß die bestehende Verfassung jetzt nach Erscheinung der „deutschen Grundrechte“ nichts mehr gelte, mit dem beabsichtigten Umsturz durchzubringen vermochten, da sahen die Aufwiegler ein, daß sie andere Wege einschlagen müßten. Gebahnt waren diese Wege bereits durch die von Brentano und Genossen wie ein Netz über das Land verbreiteten demokratischen Vereine. In dem öffentlichen Aufrufe, wodurch Brentano zur Theilnahme an seinem Vereine einlud, ist gradezu ausgesprochen, daß man sich zusammenzuscharen und organisiren müsse, um den im Jahre 1848 aus Ungeheuerlichkeit verkehrten Zweck nun unfehlbar durch allgemeines Zusammenwirken aller Volksvereine bei erster Gelegenheit zu erreichen.

Hiermit war der bevorstehende Umsturz offen angekündigt; die Volksvereine bildeten sich um so schneller in Städten und Dörfern, je unthätiger die Regierung ihren Bewegungen zusah. Es wurden eigens zu dem Zwecke Volksversammlungen, und zwar jedesmal an Sonntagen, veranstaltet, für die Revolution zu werben — die Volksvereine hatten ihre besoldeten Ausfendlinge und Sprecher, welche bereit waren, jeden Wirthstisch zur revolutionären Rednerbühne zu machen. Mündlich und flugschriftlich wurde dem „Volke“ die goldene Zeit verheißen, wenn es sich den Republikanern anschließe. Dabei verfehlte man nie, die „Pfaffen“ als Feinde der Freiheit, als Fürstenthums- und Werkzeuge der Verblöddung gehässig zu machen. — Nicht im Geringsten bei ihrem Treiben gehindert, nahmen die Umsturzleute endlich keinen Anstand, eine Generalversammlung aller Volksvereine auf den 13. Mai 1849 nach Offenburg, dem Mittelpunkt des Landes, auszuschreiben, von welcher man, nach den erwähnten Vorgängen, wozu sich wenige Tage vor dem 13. Mai auch mehrere grelle Subordinationswidrigkeiten von Seiten der Soldaten gestellt hatten, nichts Anderes, als die Proklamirung des Umsturzes erwarten konnte. So bekannt war das Vorhaben der Aufwiegler, daß man im Volke ohne Scheu sich davon unterhielt, am 13. Mai werde es losgehen und dann werde „Alles besser werden.“

Um den Erfolg des Aufstandes zu sichern, wurde seit längerer Zeit das Badische Heer bearbeitet. Man verleibete den Soldaten die Disziplin, welche man als mit der Freiheit unverträglich darstellte; die Soldaten ließen sich bald Disziplinarstrafen, die wegen Völlerei oder nächtlichen Ausbleibens, eigenmächtiger Beurlaubung u. verhängt wurden, nicht gefallen; die Aufwiegler versprachen ihnen eine Solbzulage von 4 Gr. täglich, stellten den Unteroffizieren Beförderung in Aussicht, schmeichelten der Heeres-Souveränität durch die den einzelnen Truppenkörpern eingeräumte Befugniß, ihre Führer selbst wählen zu dürfen, und ließen es an mannigfachen Bestechungen nicht fehlen. Besonders Struve's Weib soll in Rastatt sehr thätig gewesen seyn. Durch den von mehreren Städten des Landes für die von Preußen mit Recht verworfene Reichsverfassung offen ausgesprochenen Enthusiasmus kamen die Soldaten auf den Glauben, daß die Sache der Aufwiegler von der Mehrzahl der ordnungsliebenden Staatsbürger gebilligt werde. An eine Vertreibung des Großherzogs scheint anfänglich die Masse des Heeres wenigstens nicht gedacht zu haben. Es war ihnen und ist noch jetzt Vielen nicht klar, daß der Großherzog, wäre er nach dem Gelingen des Aufsturzes geblieben, seiner Handlungen nicht mehr Herr geblieben seyn würde.

Von den großen Erpressungen an Geld und Menschen, von den Verraubungen der Staatskassen, der Zeughäuser u. s. w. hast Du ohne

Zweifel in den Zeitungen Manches gelesen; Dein Oheim F. versichert mich, daß allein in den ersten drei Wochen der Verlust der Badischen Finanzen an 10 Millionen Gulden betragen habe; jetzt soll der Schaden an Staats- und Privateigenthum, unterdrücktem Verdienst u. dergleichen bereits 60 Millionen erreichen. Ich will jedoch diesen Punkt hier nur berühren und Dir nach Deinem Wunsche Einiges von den Schicksalen der bekennungsstreuen und pflichtfesten Geistlichen mittheilen, so weit ich davon bis jetzt Kunde erhalten habe. An dem Verfahren der Aufreißer gegen das Evangelium und seine Diener läßt sich zugleich am besten der tiefste Grund des verabscheuenswürdigen Unternehmens erkennen.

Während die lichtfreundliche Geistlichkeit, aus deren Mitte sich ja die protestantischen Pfarrer Zehlbach, Gerwig, Schlatter, Zimmermann, und die Katholiken Damm und Ganter unter den thätigsten Mit Helfern des Aufstandes befanden und als Mitglieder der revolutionären Volksvertretung wirkten, von dem Umfusse nichts zu besorgen hatten, vielmehr eine glänzende Rolle auf dem politischen Schauplatze zu spielen suchten, sahen sich die gläubigen und der Großherzoglichen Regierung um Gottes und des Gewissens willen treuen Geistlichen bald angefeindet, verfolgt, mißhandelt, der Freiheit beraubt, mit gewaltsamen Tode bedroht. Man hatte es uns Seitens der Aufreißer nicht vergessen, daß wir in unsern Predigten stets die Freiheit, mit der Christus uns befreit, von der Freiheit der Gottlosen scharf unterschieden; man konnte es nicht leiden, daß die Beihilfe am Aufstand als mit dem Christenthum unvereinbar dargestellt wurde; besonders erbittert zeigten sich die Demokraten, namentlich auch Pfarrer Zehlbach, daß in einer von 35 Geistlichen und später von mehreren hundert Laien eingereichten Vorstellung der Großherzog dringend angegangen wurde, das Prädicat „von Gottes Gnaden“ sich nicht nehmen zu lassen.

Von den Rationalisten, welche Gott nicht geben, was Gottes ist, indem sie dem Volke den Glauben an die unbedingte Göttlichkeit des Wortes Gottes heiliger Schrift nahmen, wurde auch dem Kaiser und Großherzog nicht gegeben, was des Kaisers ist. Der Abfall von Gottes Gebot mußte den Abfall von der Obrigkeit nach sich ziehen. Wer Gott zum Lügner macht, indem er nicht glaubt dem Zeugniß, das Gott gezeugt hat von seinem Sohn, der kann nur ein falscher Prophet und Lügenredner seyn. Aus der Lügenausaat der abtrünnigen glaubensfeindlichen Kirchen- und Schullehrer ist eine reichliche Lügnerernte im Volke aufgegangen. Wo der Glaube einmal verloren gegangen ist, da werden bald auch die Sitten verdorben — das sittliche Gefühl wird so stumpf, das Gewissen so geschwächt, daß für die Begriffe von Heilig und Unheilig, Fromm und Gottlos die Geister unzugänglich werden, daß dem Volke jeder sittliche Halt, jeder Rechtsboden unter den Füßen weicht, daß es überhaupt keine Wahrheit, kein Recht, sondern nur Ansichten und Richtungen gibt. Wie sollte man solchen Leuten noch von Sünde und Befehrung reden dürfen? Wie wäre es zu verwundern, wenn sie lehren: Alles, was du erreichen kannst, das ist recht? Das Stehlen, Umbringen u. s. w. ist nicht an und für sich unsittlich, es kann durch Übereinkunft der öffentlichen Meinung sittlich werden und unter Umständen löblich seyn. „Hilf dir selbst, so wird Gott dir helfen.“ — Sie sind, gleich den unverständigen Galatern, „bezaubert, daß sie der Wahrheit nicht gehorchen; daß sie dem Sohne Gottes nicht glauben, weil er die Wahrheit spricht (Joh. 8, 45.). Sie lieben die Finsterniß mehr als das Licht, weil ihre Werke böse sind, und sie hassen das Licht und die, welche zeugen vom Lichte, weil sie Arges thun und ihre Werke durch das Licht gestraft werden.“ Siehe da, warum die gläubigen Geistlichen

auch hier wieder, wie jederzeit, von den Kindern der Bosheit verfolgt worden sind.

Pfarrer Eichhorn von Nußloch wurde eines Abends von einem Trupp Heidelberger bewaffneter Turner in einem Wagen, als er gerade von einem mit seinen unmündigen Kindern gemachten Erholungsgange zurückkehrte, abgeholt und gefangen nach Heidelberg auf das Mannheimer Thor gesetzt, wo gewöhnlich Räuber und Mörder in Verwahr gehalten werden. Auf die Frage Eichhorn's: wer sie sende und was man ihm zur Last lege — erwiderte der Anführer der Häscher, es geschehe dies auf Befehl des Civil-Commissärs Maier (eines Chirurgen, der seither besonders bei den Duellen der Studenten zugegen zu seyn pflegte, um die Verwundeten zu verbinden, jetzt aber von der Aufrührergewalt gleich Andern zum unumschränkten Pascha über den Amtsbezirk Heidelberg erhoben war) und man lege Eichhorn zur Last, daß er gegen die „provisorische Regierung“ in seiner Gemeinde aufgereizt, die junge Mannschaft vom Zuzug zum Volksheere abgemahnt und fortwährend des Großherzogs im öffentlichen Kirchengebete gedacht habe. Als Eichhorn nicht sogleich folgte, drohte ihn der Wandenführer sofort niederzuschießen, setzte aber bald begütigend hinzu: „Folgen Sie uns nur unbesorgt — Sie sollen heute Abend noch verhört und ohne Aufschub wieder ihrer Familie zurückgegeben werden.“ Allein weder am ersten Tage, noch während einer fast dreiwöchentlichen Gefangenschaft wurde er auch nur vernommen, ungeachtet er selbst, seine bestürzte Gattin und mehrere Freunde den Maier auf das Dringendste an seine Pflicht erinnerten. Einem Gemeindegliede, welches den Pfarrer Eichhorn besuchen wollte, sagte Maier, er rathе ihm, sich von diesem Manne zurückzuziehen, der in einer gefährlichen Haut stecke. Da Eichhorn gelegentlich der Äußerung eines Volksmannes zu widersprechen wagte, als ob die Hessen zu den ausländischen Badenern übergehen würden, wurde er mit Erbitterung „Reaktionär“ geheißen, und wäre, als man ihn endlich in einem Wagen nach seinem Gefängnisse brachte, beinahe von seinen Wächtern dem Pöbel preisgegeben worden, der Miene machte, den Gefangenen zu mißhandeln. Als seine Frau ihn in seinem Gefängnisse besuchte, blieb beständig ein Aufpaffer anwesend; — einen Brief, den Eichhorn an Pfarrer Krumboltz geschrieben hatte, um diesen abzumahnen, daß er die ihm von Maier angebotene Pfarrstelle Eichhorn's nicht annehmen möchte, nahm man gewaltsam weg und händigte ihn dem Maier ein, der den Brief erst dann auf die Post zu geben gestattete, als er selbst hineingeschrieben hatte, Krumboltz solle sich an Eichhorn's Warnung nicht kehren.

Zwei Tage später wurde auch der auf den Antrag einiger demokratischer Gemeindeglieder seines Amtes ensetzte Dekan Eberlin von Wiesloch auf der Straße in Heidelberg ergriffen und zu Eichhorn in das Gefängniß gebracht, schon 2 Stunden später jedoch in ein abgesondertes Gemach, das so eben erst einem Mörder zum Aufenthalt gebiet hatte, eingeschlossen. Auf der harten Pritsche konnte der überdies von Ungeziefer Gequälte nicht schlafen. Beide Gefangene konnten einander täglich in einem Mittelzimmer sprechen, wenn ihre Gemächer gereinigt wurden. Als die neun im Gefechte bei Seppenheim gefallenen Heidelberger Wehrleute beerdigt wurden, drohte man von dem vorübergehenden Leichenzuge aus gegen die im Thurm Gefangenen hinauf, sie zu erschießen und die erlittene Niederlage an ihnen zu rächen. Als der Einzug der von allen Christen nicht nur, sondern von allen Freunden gesellter Ordnung sehnlichst erwarteten Preußen nahe war, erfuhren die Gefangenen, daß ihr Leben durch den über das Mißlingen des Aufstandes wüthenden Pöbel ernstlich bedroht sey. Dekan Eberlin schrieb daher an

den Generalauditeur Torrent und bat, ihn zu entlassen, indem er sein Ehrenwort gab, daß er sich nicht aus Heißenberg entfernen wolle.

Auf dieses hin wurde Eberlin, nachdem er noch in dem neuen Strafgefängnisse eine Nacht über Todesgefahr ausgestanden hatte, da der in Eberlin's Zelle ohne Vorwissen seines Herrn gefommene große Fanghund des Gefangenwärters ihn bei der geringsten Bewegung zu zerreißen drohte, endlich freigelassen. Auch Eichhorn wurde von dem Auditeur entlassen mit dem Bedeuten, sich aller Amtshandlungen in seiner Gemeinde zu enthalten. Als demungeachtet Eichhorn bald darauf wieder in seinem Amte thätig war, erschienen Nachts 11 Uhr plötzlich Reiter vor seinem Hause, die ihm im Namen des Civil-Commissärs jede amtliche Thätigkeit bei den schwersten Strafen verboten. Pfarrer Dr. Le Beau in Reimen konnte seiner am 6. Juni beabsichtigten Verhaftung nur durch schnelle Flucht, die er in Begleitung seiner beiden Knaben zu Fuß, wie er ging und stand, in glühender Hitze und auf beschwerlichen Umwegen bewerkstelligte, entgehen. Le Beau war nämlich, längst entschlossen, der provisorischen Regierung den Eid des Gehorsams nicht zu leisten, auf der ihm angedrohten Eidestagsfahrt nicht erschienen und deshalb durch einen Nachspruch des Civil-Commissärs seines Amtes entsetzt worden, „indem man, wie es in dem betreffenden Dekrete heißt, sein Ausbleiben als Widerseßlichkeit auslegte.“ Der Civil-Commissär ließ sodann die Pfarreien Reimen und Nusloch durch „Bürger Ernst,“ den Vikar des Pfarrers Zittel, von Heißenberg aus nothdürftig versehen, und bot dem Pfarrer Krumbholz von Mühlhausen nun auch die Pfarrei Reimen, wie einige Tage zuvor die von Nusloch an. Wie leicht es die Nachhaber in Karlsruhe mit den kirchlichen Dingen nahmen, zeigt unter Andern eine von dem sogenannten Kriegsminister Maltershofer unterzeichnete Ausfertigung, worin einem Soldaten die Erlaubniß, sich zu verheirathen, erteilt war mit dem Besatze: „ohne Proklamation. Der Bräutigam muthete wirklich dem Pfarrer Le Beau zu, ihn ohne weiteres zu trauen; Pfarrer Le Beau aber erklärte, daß der „Kriegsminister“ keine Macht habe, die bestehenden kirchlichen Gesetze aufzuheben, und bestand darauf, daß die Brautleute von dem Großherzoglichen Oberamte die ordnungsmäßige Heirathserlaubnis auswirken, auch sich gesetzlich proklamiren lassen müßten, worin sich dieselben auch fügten. — Als die sogenannte Deutsch-Polnische Legion auf ihrem Rückzuge vor dem Peucker'schen Korps nach Diebelsheim kam, suchte man den dortigen Pfarrer Schwarz, dessen Gemeinde sich zu dem Kriegezuge nicht versehen wollte; Bürger von Bretten hatten aufgefordert, Schwarz niederzuschießen; er wurde indeß gewarnt und rettete sich noch über die nahe Württembergische Grenze. Pfarrer Henßler mußte über die Mauer seines Gartens entfliehen, da Willrich ihm den Strang angedroht hatte; auf seiner Rückreise hatte Henßler auch in der von ihm der Evangelischen Kirche früher gewonnenen Gemeinde Mühlhausen Todesgefahr zu bestehen. Pfarrer Karl von Mählberg mußte nach Basel flüchten; Peter, Klein, Kaiser, Hornuth waren ebenfalls gefangen und verdannten nur dem Einzuge der tapferen Preußen ihre Befreiung. Grausam ging man mit Pfarrer Ludwig von Rötteln (bei Basel) um. Dieser wurde von einem Po-

lacken-Oberst an einen Wagen gebunden und mußte mit großer Gefahr zwischen dem Vorder- und Hinterrade des rasch dahin eilenden Fuhrwerks herlaufen, verhöhnt von den darin sitzenden Freischärlern. — Der katholische Pfarrer Sprenger von Diebelsheim wurde in Folge seiner Verletzungen gekieskrank. Auch Stefan Frommel von Pforzheim mußte, wegen Verweigerung des Eides abgesetzt, sich durch die Flucht nach Stuttgart retten.

So viel mir bekannt geworden, hat man nur Eberlin, Frommel, Le Beau abgesetzt, obschon z. B. die sämmtlichen Geistlichen der Bezirke Mühlheim und Pforzheim den Eid weigerten. Man fürchtete wohl die allgemeine Verwirrung, wenn so viele Gemeinden hirtelos geworden wären. Was die rationalistischen Pfarrer betrifft, so haben sich dieselben ohne Anstand zum Schwören verstanden gleich so manchen Beamten und sonstigen Staatsdienern, die es in ihrer Unbequemung an „die Zeit“ bis zum gänzligen Vergessen der einst dem Großherzog geschworenen Treue gebracht haben. Auch von den Geistlichen, welche sich zwar gläubig nennen, aber dem kirchlichen Bekenntnisse widerstreben, haben mehrere den Aufstehern geschworen. Es steht nun zu erwarten, ob das Edikt des Großherzogs, welches neulich im Regierungsblatte erschienen ist, und in welchem die eidbrüchigen Diener als Dienstentlassene bezeichnet werden, gehandhabt, ob überhaupt jede Theilnahme am Aufstand, der unser schönes Land auf Jahrzehnte niederdrücken wird, strenge bestraft wird. Nur unerbittliche Strenge kann den verderbten Häusern, dem jedes sittliche Gefühl abhanden gekommen ist, zu dem Bewußtseyn bringen, daß Empörung, Plünderung, Bürgerkrieg Verbrechen seyen. Die Staats- und Kirchenämter dürfen nicht in den Händen zweideutiger oder gar empörungsgünstiger Leute bleiben. Schon klagt die Zeitung wieder, daß in der Pfalz die gefangenen Freischäären ohne Untersuchung freigelassen, daß die Aufstehlehren nach wie vor ungehindert verbreitet, daß die Schuldigen von den Folgen des Aufstandes weniger als die Unschuldigen getroffen werden, daß man schon tausendmal gefragt habe, ob es denn nichts zu sagen habe, daß das Land sechs Wochen lang in die Gräuel der Anarchie gestürzt war? ob das Leben der im blutigen Kampfe Geschlachteten nichts sey? „Die Unsturz männer freuen sich bereits des Augenblicks, der ihnen immer näher zu rücken scheint, da sie wieder ungehindert schalten und walten können.“ Dieses kann leider auch in Beziehung auf Baden nur bestätigt werden. Wir haben hier in einem Jahre drei Empörungen erlebt, und gewiß! wenn nicht unmachtliche standrechtliche Bestrafung eintritt, wenn nicht die entflohenen Gewaltthäter und alle Theilnehmer am Aufstand ernsthaft büßen müssen, wenn nicht das Land Baden alle militärische Selbstständigkeit verliert und gänzlich der Preussischen Kriegsoberleitung untergeben wird, wenn die Städte nicht mit starken nichtbaptischen Besatzungen belegt bleiben, so haben wir in Kurzem die vierte Auflage des Aufstandes zu erwarten, welche alle Früheren an Gräuel und Schrecken überbieten und sämmtliche Treugesinnige in blutigem Tode hinraffen würde. Gott bewahre uns davor in Gnaden.

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Herausgegeben

von

C. W. Hengstenberg,

Dr. der Phil. u. d. Theol., der letzteren ord. Professor an der Universität zu Berlin.

Funfundvierzigster Band. Zweites Heft.

August 1849.

61-69

Berlin,

bei Ludwig Dehmigke.

Es ist der Zweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung in Arena gehaltener Einheit die Evangelischen Wahrheiten, wie sie in der heiligen Schrift enthalten und aus ihr in die Bekenntnisschriften unserer Kirche abgeleitet sind, zu begründen und zu verteidigen, den Unterschied zwischen der Evangelischen Lehre und der entgegenstehenden in ein helles Licht zu setzen und durch Mittheilungen, theils über den Zustand der Christlichen Kirche aller Gegenden, theils über die Wirkungen des Evangelii unter den Heidenvölkern, eine lebendige Theilnahme an den kirchlichen Dingen zu erwecken und das Bewußtseyn der Einheit in der Evangelischen Kirche zu befördern.

Die Evangelische Kirchen-Zeitung soll keiner Parthei angehören; sie will der Evangelischen Kirche als solcher dienen. Denen, welche zu dem lebendigen und entschiedenen Glauben an die Wahrheit der Evangelischen Lehre gelangt sind, will sie Gelegenheit geben zur weiteren Ausbildung und Durchbildung; sie will warnen vor den mannigfachen Abirrungen, die sich zu allen Zeiten einer großen religiösen Bewegung auch unter denen eingefunden haben, die in der Hauptsache die göttliche Wahrheit ergriffen hatten. Sie wird sich bestreben, bei den Einzelnen das lebendige Bewußtseyn der Einheit, theils mit der Evangelischen, theils mit der gesammten Christlichen Kirche aller Jahrhunderte zu befördern und zu einer allgemeinen Verbindung aller wahren Glieder der Evangelischen Kirche beizutragen. Vorzugsweise aber möchte die Evangelische Kirchen-Zeitung die Bedürfnisse derer berücksichtigen, welche für Wahrheit empfänglich, nicht wissen, wo sie dieselbe suchen und wo sie sie finden sollen. Das religiöse Bedürfnis ist in der gegenwärtigen Zeit mächtig erwacht; stärker, wie vielleicht je, empfindet man die Nothwendigkeit des Glaubens an eine Offenbarung. Aber viele unter den redlich Suchenden bleiben in stetem Schwanken, weil sie stets befürchten ein Extrem mit dem andern zu vertauschen. Die Evangelische Kirchen-Zeitung wird sich bestreben ihnen die Vorurtheile zu benehmen, welche ihnen gegen die Wahrheiten beigebracht worden, die verwirrten Begriffe zu entwirren, das reine Evangelische Christenthum von seinen mannigfachen Abwegen abzuheben, ihre Aufmerksamkeit zu lenken auf die Zeichen der Zeit, und sie näher bekannt zu machen mit den denkwürdigen kirchlichen Ereignissen in den nächsten und fernsten Gegenden der Erde.

Diese Zwecke glaubt der Herausgeber am besten zu erreichen, wenn er den Inhalt der Evangelischen Kirchen-Zeitung in folgende drei Abtheilungen abtheilt.

I. Aufsätze. Diese zerfallen in vier Classen.

Erste Classe: besonders Aufsätze über wichtige biblische Abschnitte, Auslegung schwieriger Stellen und größerer Stücke, die vorzugsweise in der jetzigen Zeit Erwägung verdienen; Nachweisungen der Glaubenseinheit in den verschiedenen heiligen Schriften, mit Berücksichtigung der verschiedenen Form, in welcher die göttliche Wahrheit in ihnen sich ausspricht, und Hinweisung auf die stufenweise Entwicklung der göttlichen Heilanstalten.

Zweite Classe: hauptsächlich Darstellungen der Evangelischen Lehre, im Gegensatz gegen besonders verbreitete Irrthümer im Glauben und Leben unserer Zeit. Belehrungen über die wahre Natur der Christlichen Kirche und ihr Hervortreten in der Zeit u. s. w.

Dritte Classe: kirchenhistorische Mittheilungen von der ältesten Zeit an, insofern sie in direkter Beziehung auf unsere Zeit stehen; zuweilen auch größere Stücke aus seltenen, oder doch der Mehrzahl der Leser unzugänglichen Büchern. Die Mittheilungen der letzteren Art sollen nie bloß compilatorisch seyn, sondern alles soll lebendig eingeführt und durch sie zu der Zeit gesprochen werden.

Vierte Classe: praktisch theologische Aufsätze, Mittheilungen aus der speciellen Seelsorge und andere Amtserfahrungen, Abhandlungen und Vorschläge, den Cultus betreffend u. s. w.

II. Litterarische Anzeigen, nicht gelehrte Recensionen, sondern beurtheilende Anzeigen und Auszüge allgemein wichtiger Bücher, und zwar nicht bloß ganz neu erschienenen, sondern auch erneuernde Empfehlungen guter vergeßener Schriften; Warnungen vor schlechten gangbaren Büchern.

III. Nachrichten, Beiträge zur innern Geschichte der Christlichen Kirche, des Inlandes sowohl wie des Auslandes; kurze Biographien von Personen, die für größere oder kleinere Kreise wichtig wurden, geschichtliche Mittheilungen über Begebenheiten in der äußern Verfassung und über die Verhältnisse der verschiedenen Religionspartheien zu einander; Missionsnachrichten, nicht in der Absicht, die diesem Gegenstande besonders gewidmeten Zeitschriften zu ersetzen oder zu verdrängen, sondern theils allgemeine gedrängte Übersichten theils herausgehobene charakteristische und individuelle Züge, mit Vermeidung aller unnützen Wiederholungen und allgemeinen Redensarten, und was außerdem in irgend einer Beziehung für die Mitglieder der Evangelischen Kirche von Interesse und Wichtigkeit seyn kann. Der Stoff zu diesen Nachrichten wird theils durch eine bedeutende Anzahl von Correspondenten im In- und Auslande, theils durch die Benützung der zweckdienlichen Zeitschriften, in Deutschland, Frankreich, England, Schottland und Amerika geliefert werden.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende seyn muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Überzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verboten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das Entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Überzeugung verträglich ist mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweist, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. Sengstenberg.

Unterzeichneter, als Verleger der Evangelischen Kirchen-Zeitung, erlaubt sich, obiger Anzeige noch einige Bemerkungen nachzusetzen:

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen jede Woche vorläufig zwei Nummern, die auf Verlangen wöchentlich versandt werden; — jedoch findet auch die Versendung von ganzen, in saubern Umschlägen beschuhten, Monatsheften statt.

Der Preis für den ersten halben Jahrgang ist 2 Rthlr. Preuß. Courant, und wird die Zahlung vorausgeleistet. Bestellungen nehmen an: sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämtliche Preuß. Postämter, durch welche die Kirchen-Zeitung ohne Preisermäßigung bezogen wird.

Litterarische und sonstige Mittheilungen, sobald sie per Post gehen, beliebe man an den Herrn Herausgeber hieselbst zu adressiren; — gehen sie aber durch den Buchhandel, was bei nicht sehr eiligen Sachen, oder sobald sie mehr als das gewöhnliche Briefporto betragen möchten, gewünscht wird, dann erbitte ich dergleichen unter meiner Adresse durch Herrn Buchhändler J. G. Mittler in Leipzig, und zwar mit der Bemerkung: Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, zur Post.

Ludwig Dehmiß.

I n h a l t.

	Seite
N ^o 61. Zur Lutherischen Lehre vom Abendmahl	569
Nachrichten. Sendschreiben des General-Superintendenten Dr. Sartorius an die evangelische Geistlichkeit der Provinz Preußen	575
— 62. Noch einmal der christliche Staat (Fünfter und letzter Artikel)	577
Die Katholische Kirche. Eine Zeitbetrachtung (Vierter Artikel)	582
— 63. Noch einmal der christliche Staat (Schluß)	585
Ueber Bibelfunden. Ansichten und Erfahrungen	589
Nachrichten. Pommern	592
— 64. Ueber Bibelfunden. Ansichten und Erfahrungen (Fortsetzung)	593
Nachrichten. Kanton Waadt	599
— 65. Die Leichenbestattung der Märtyrden	601
Ueber Bibelfunden. Ansichten und Erfahrungen (Schluß)	604
Nachrichten. Anhalt-Deßau; Erklärung	607
— — Leipzig	608
— 66. Zeitbetrachtungen. Die Revolution der Schule	609
Nachrichten. Kirchliche Nachrichten aus der Pfalz	612
— 67. Antwort an den Prediger Herrn Dr. Henry in Berlin auf sein Sendschreiben über seine Theil- nahme an der Leichenfeierlichkeit auf dem Friedrichshain am 22. März 1848 (in Nr. 53 d. Bl.)	617
Nachrichten. Kirchliche Nachrichten aus der Pfalz (Schluß)	620
— — Zu dem Berichte über die Berliner Pastoral-Conferenz	621
— 68. Die Katholische Kirche. Eine Zeitbetrachtung (Fünfter Artikel)	625
Nachrichten. Zu dem Berichte über die Berliner Pastoral-Conferenz (Schluß)	629
— 69. Der evangelische Kirchenbund	633
Die Katholische Kirche. Eine Zeitbetrachtung (Fünfter Artikel; Schluß)	639

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 1. August.

N^o 61.

Zur Lutherischen Lehre vom Abendmahl.

In einem Aufsatze, der sich in den Nummern 5 bis 7. der *Ev. R. Z.* von d. J. findet, ist von den Ungewisheiten und Zweifeln die Rede, in die der Lutherische Christ rücksichtlich des Abendmahls innerhalb einer Kirche gerathen könne, welche die Lutherische und die reformirte Lehre in sich vereinigen will, ohne zuvor deren Widersprüche beseitigt zu haben. Es ist dort behauptet, daß der objektive Inhalt des Altarsakraments zugleich abhängig sey von dem öffentlichen Glauben der Kirche, wie ihn deren Bekenntniß ausspricht. Diese und einige damit zusammenhängende Äußerungen haben in Nr. 49. d. Bl. unter der Überschrift: „Nöthige Bemerkungen gegen Herrn B. St.“ einen Angriff von Seiten des Herrn Past. Wehrhan in Heinersdorf erfahren, bei dem wohl weder Verfasser, noch Herausgeber, noch Leser erwartet haben, daß er unerwidert bleiben werde. Die Sache selbst ist für Lehre und Anwendung wichtig genug, um eine weitere Erörterung der bestrittenen Ansichten wünschen zu lassen. — Die „Nöthigen Bemerkungen“ behaupten:

1. Es sey niemals Lehre der Lutherischen Kirche gewesen, daß das Vorhandenseyn des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl vom Glauben bedingt werde, weder von dem des Einzelnen, noch von dem der Gesamtheit oder Kirche; die Lutherische Kirche habe diese Meinung vielmehr stets entschieden von sich gewiesen und werde es auch ferner thun. — Daß der Glaube des Einzelnen, der das Sakrament verwaltet oder empfängt, den objektiven Inhalt desselben nicht ändern könne, ist in dem angegriffenen Aufsatze so stark betont, daß es hier nicht wiederholt zu werden braucht. Ein Anderes ist es mit dem Glauben der Kirche, wie ihn deren Bekenntniß und öffentliche Lehre (*publica doctrina*) enthält, und es fragt sich dabei, ob die Lutherische Kirche je behauptet habe, daß auch dieselbige Kirche in ihrem Abendmahl Leib und Blut des Herrn empfangen, welche läugnet, daß dies möglich und der Wille des Herrn sey; und welche folglich für sich und die Ihrigen den Geist und Sinn der Einsetzungsworte in dieser Beziehung zerstört. Dies hat die Lutherische Kirche nie behauptet, konnte es auch nie behaupten. Wohl aber hat sie sich für das Gegentheil ausgesprochen, indem die Concordienformel (II. 7. 32.) sich aus Luther's großem Bekenntnisse vom Abendmahl ausdrücklich folgenden Artikel aneignet: „Eben so rede ich auch und bekenne das Sakrament des Altars, daß daselbst wahrhaftig der Leib und Blut im Brot und Wein werde mündlich gegessen und getrunken, obgleich die Priester, so es reichen, oder die, so es empfangen, nicht glauben oder sonst mißbrauchten. Denn es stehet nicht auf Menschen Glauben oder Unglauben, sondern auf Gottes Wort und Ordnung:

es wäre denn, daß sie zuvor Gottes Wort und Ordnung ändern und anders deuten, wie die jehigen Sakramentsfeinde thun; welche freilich eitel Brot und Wein haben; denn sie haben auch die Wort und eingesezte Ordnung Gottes nicht, sondern dieselbigen nach ihrem eigenen Dünkel verfehret und verändert.“ — Daß aber Luther unter dieser Verfehrung und Veränderung von Gottes Wort und Ordnung nicht etwa bloß eine Änderung der Konsekrationsformel, sondern vielmehr deren schriftwidrige Ausdeutung und Auffassung verstanden, zeigt sein Schreiben an die zu Frankfurt am Main, wo er sagt: „Ettliche Andere, nun sie gesehen, daß — nicht mehr lauten will ihr voriges Geschrei von eitel Brot und Wein im Sakrament, wischen sie das Maul und drehen die Wort' anders, behalten aber gleichwohl die vorige Meinung im Sinn und Brauch. Sagen mit dem Munde, es sey Christus Leib und Blut wahrhaftig gegenwärtig im Sakrament. Wenn nun solchs der einfältige Mann höret, so denkt er, sie lehren gleich wie wir, und gehen darauf hin zum Sakrament, und empfangen doch eitel Brot und Wein; denn ihre Lehrer geben auch nichts mehr, und meinen auch nichts mehr.“ — Ein Anderes hat hierüber die Lutherische Kirche nie gelehrt, und wir werden hernach sehen, daß sie sich auch hiebei allein auf Gottes Wort stützt. —

2. Es wird ferner behauptet, die Lutherische Kirche habe nie gelehrt, daß der Geistliche, indem er das Sakrament reiche, der Kirche Werk thue; er thue vielmehr des Herrn Werk; habe die Kirche einem Geistlichen ein Amt übertragen, so sey es eben das, daß er des Herrn Werk thue, d. h. des Herrn Wort und Sakrament handle, und kein anderes. — Dagegen ist zu sagen, daß die Lutherische Kirche einen solchen Gegensatz gar nicht kennt, sondern weiß, daß eben des Herrn Werk das Werk der Kirche sey und seyn solle. Die Kirche soll keine anderen Werke treiben, als die Werke des Herrn, thut's auch beim Abendmahl nicht, wenn sie's recht begehrt. Sofern sie aber dabei thut und bewirkt, was ihr der Herr befohlen, da er spricht: Solches thut; so ist es auch ihr Werk. Nicht als ob die göttliche Kraft und Wirkung des Sakraments herkomme von diesem Thun der Kirche; sie kommen vom Herrn; aber der Herr selbst hat sie an dies Thun und Werk der Kirche, nämlich an die rechte Verwaltung des Sakraments geknüpft. Er hätte sie ja auch wohl ohne das geben können, hat's aber nicht gewollt, sondern seiner Kirche solch Werk befohlen, auf daß er dadurch sein Werk thue. Indem nun aber die Kirche einem Geistlichen das Amt überträgt, so überträgt sie ihm darin auch insonderheit das Amt, solch Werk der Kirche zu verwalten, davon Christus befohlen: Solches thut. Und wenn er als Diener der Kirche solches ausgerichtet, so kann man gar wohl sagen, daß er damit nicht sein,

sondern der Kirche Werk thue, wiewohl er allerdings zugleich und eben damit auch des Herrn Werk thut. —

Die Schrift sagt: „Der gesegnete Kelch, welchen wir segnen, ist der nicht die Gemeinschaft des Blutes Christi?“ Wollte sie uns nicht anzeigen, daß das Segnen und Danken der Kirche, in demselben Sinn, als worin der Herr segnet, den Kelch des Segens zur Gemeinschaft des Blutes Christi mache, so brauchte sie ihn nur den Kelch des Segens zu nennen; nun aber stehen die Worte da: „welchen wir segnen,“ und zeigen an, daß auch wir, das ist die Kirche, zu dem Segen des Herrn in seinem Sinne unser Ja und Amen sprechen sollen, wenn wir die Gemeinschaft seines Blutes haben wollen. Oder warum sonst dieser Zusatz mit solcher Wendung, wenn nicht von einer Thätigkeit des Subjekts der Gemeinde die Rede seyn sollte? Sollte dies unser Segnen die Consekration bezeichnen, so stände es müßig da; denn der Kelch kann nicht eher ein Kelch des Segens heißen, als bis er bereits konsekriert ist; vorher ist er nur ein Becher Weins. Nun aber spricht der Apostel von dem schon konsekrierten Kelche, welchen wir segnen; kann daher nichts Anderes meinen, als daß die Kirche mit ihrem Segnen in das Segnen des Herrn einstimme und dasselbe in dem Sinne anerkenne, worin es der Herr anerkannt wissen will laut seines Wortes.*) Oder sollen wir gegen die Schrift sagen, daß auch der gesegnete Kelch, welchen wir nicht segnen, die Gemeinschaft des Blutes Christi sey? Müßten wir nicht vielmehr schließen, daß der gesegnete Kelch, welchen wir nicht segnen, auch nicht die Gemeinschaft des Blutes Christi sey? —

Weiter. Das Wort des Herrn sind nicht gewisse Sylben und Schalle in der Luft, sondern der damit verbundene Geist und Sinn; wie der Herr selbst spricht: „Die Worte, die ich rede, die sind Geist und sind Leben.“ So, wenn der Herr sagt: „Das ist mein Leib, das ist mein Blut,“ so ist das eben der Geist, das Leben und der Sinn dieser Worte, daß er damit wirklich schaffe, daß sein wahrhaftiger Leib und Blut im Sakrament vorhanden sey. Nimmt man aber zuvor diesen Sinn und Geist aus den Worten heraus und legt mit allgemeinem Übereinkommen einen anderen menschlichen Geist und Sinn hinein, so sind es auch nicht mehr des Herrn Worte, obwohl der Schall und Klang noch derselbe ist. Ist man in einer Kirche übereingekommen, d. h. ist es Glauben und öffentliche Lehre der Kirche, daß die Worte: „Das ist mein Leib,“ nichts Anderes sagen sollen, als: „Das bedeutet meinen Leib,“ so sagen sie in solcher Kirche auch nichts Anderes, und sind nicht mehr des Herrn Worte, wiewohl sie noch eben so lauten; und es ist grade dasselbe, als würde statt ihrer auch gesprochen: „Das bedeutet meinen Leib.“ Das heißt Geist und Leben aus den Worten

des Herrn herausnehmen, und sie recht innerlich verkehren und verändern und Menschenworte daraus machen. Damit nimmt eine solche Kirche auch den Segen hinweg, womit sie segnen soll; denn sie sagt nicht Ja und Amen zu des Herrn Worten. —

Eben nun weiß nicht auf den Glauben des Einzelnen beim Sakrament ankommt, weder des Ministranten noch des Empfängers, also auch nicht auf den Sinn und Geist, den sie mit den Wortlauten verbinden, muß uns die Kirche in ihrer öffentlichen Lehre und Bekenntnissen sagen, was jene Wortlaute beim Sakrament sagen sollen, ob ihr Geist und Inhalt, der ihren Buchstaben erst zum Worte macht, so gemeint seyn solle, daß es (im Lutherischen Sinne) wirklich noch die Worte des Herrn sind, oder so, daß sie etwas Anderes anzeigen; also nicht mehr Worte des Herrn, sondern Menschenwort sind. Doppelt nöthig aber ist dies in einer Kirche, in welcher die Lutherische und die Reformirte Kirche, die grade hierin ihren Unterschied offen und klar ausgesprochen haben, zusammengeschmolzen seyn sollen. Denn woher soll der Geistliche, der in einer ungläubigen Gemeinde das Abendmahl reicht, oder der Kommunikant, der es von einem ungläubigen Kirchendiener empfängt, sonst wissen, ob bei den Sakramentsworten auch das Ja und Amen der Kirche sey, ob sie einfältig des Herrn Worte seyen, oder durch menschliche Änderung und Verkehrung ihres Sinnes und Inhalts Menschenworte geworden seyen? — Die „Nöthigen Bemerkungen“ sagen zwar:

3. „Sie wissen es aus des Herrn Munde, der zu ihnen spricht: „Das ist mein Leib u. s. w.“ — Aber das ist ja eben erst die Frage, ob sie hier diese Worte des Herrn hören, oder nur noch deren Klang und Schall mit einem Sinn, welcher der Meinung des Herrn entgegengesetzt ist. Mit diesem Sinne spricht's der Herr nicht, ist's nicht mehr sein Wort. Allerdings gilt's auch von den wahren Worten des Abendmahls: „Wenn dies die Kirche tausendmal sagte und nicht zu allererst der Herr, so wäre noch gar nicht gewiß, ob es sich also verhalte.“ Denn der Herr und sein Wort ist hier das Wirkende, nicht der Glaube der Kirche, und auf jenes, nicht auf diesen haben wir uns zu verlassen. Nicht aber kann behauptet werden: „Der Herr sagt es, die Kirche glaube es oder nicht.“ Denn wo die Kirche, wie gezeigt worden, nicht dem Worte des Herrn einfältig glaubt, sondern dessen Sinn und Geist herausnimmt und verkehrt, da sagt's eben der Herr nicht mehr. Denn in solchem Sinn und Meinung hat er's nie gesagt, wird er's auch nie sagen.

4. Daß nun da, wo wirklich des Herrn Worte beim Abendmahl sind, diese auch bewirken, und der Herr seiner Verheißung gemäß durch sie bewirkt, daß sein Leib und Blut wahrhaftig gegeben und genommen werden, ist unbezweifelt wohlgegründete Lehre unserer Kirche, die auch der angegriffene Aufsatz nirgend verläugnet.

5. Es wird ferner behauptet, in demselben finde sich die Annahme: „es bleibe bei den Abendmahlsworten Christi immer noch gerechter Grund zum Zweifel, und man könne beim Vertrauen auf sie immer doch bloß vermehren, daß es so sey, wie sie sagen.“ Dies ist eine ganz irrige Unterstellung. Von einem Zweifel an dem Worte unseres Herrn ist nirgends die Rede.

*) Mit den folgenden Worten verhält sich's anders; denn hier steht nicht τὸν ἄρτον τῆς κλάσεως ὃν κλῶμεν, sondern bloß τὸν ἄρτον; auch ist nicht jenes dabei zu ergänzen, vielmehr das vorübergehende: τὸν ἄρτον (τῆς εὐλογίας) ὃν (εὐλογοῦμεν καὶ) κλῶμεν. Daß das Subjekt des Verbums aber nicht etwa nur die Ministranten des Sakraments seyen, sondern οἱ πολλοὶ, οἱ πάντες, zeigt der folgende Vers.

Vielmehr handelt sich's ledig darum, ob — nach dem Obigen — des Herrn Wort dasey, oder nur Menschenwort, denn daran hängt's, ob wir Leib und Blut im Sakrament empfangen. Und sind wir nicht gewiß, daß wirklich des Herrn Wort dabei sey, so können wir auch nicht gewiß seyn, daß sein Leib und Blut da sey. Denn nochmals: Hat eine Kirche vor Gott und Menschen bekannt, daß sie die Worte: „Das ist mein Leib,“ in keinem anderen Sinn und Geist verstehe, verstehen könne und verstanden wissen wolle, als wenn man spräche: „das bedeutet meinen Leib,“ so sagen in ihr jene Worte auch nichts Anderes; sind aber eben deshalb nicht mehr des Herrn Worte, sondern nur noch die Buchstaben mit einem anderen, als des Herrn Geists und Leben, nämlich mit menschlichen, und daher jetzt Menschenworte; denn mit solchem Sinn und Inhalt kann der Herr sie nicht mehr als seine Worte anerkennen. Wo nun solch Menschenwort und nicht des Herrn Wort beim Sakrament gebraucht wird, da ist's freilich bei Menschen unmöglich, des Herrn Leib und Blut zu reichen, obwohl wir zugeben müssen, es sey möglich bei Gott, sie dem gläubigen Kommunikanten demungeachtet aus besonderer Gnade zu gewähren. Weil uns aber nur offenbart worden ist, daß des Herrn Wort solches wirkt, und es zu dem Verborgenen (hannistaroth 5 Mos. 29, 28.) des Herrn gehört, ob er es auch einmal wirken werde, wo sein Wort zu Menschenwort verkehrt ist; darum würde es verweisen seyn, in solchem Falle, wo man nicht weiß, wessen Wort beim Sakrament ist, sich mit den Worten Marias zu beruhigen, daß, was bei Menschen nicht möglich sey, doch möglich sey bei Gott; und nicht vielmehr da das Sakrament zu suchen, wo man gewiß weiß, daß des Herrn Wort dabei seyn solle und sey. Nicht was Gott uns verborgen, sondern was er uns offenbart hat, nämlich sein festes und gewisses Wort, ist der feste und gewisse Boden des Lutherthums. —

Es darf dem Urtheil des Lesers überlassen bleiben, ob die getadelten Äußerungen hienach dem Worte Gottes die Ehre geben, ob sie mit den Lutherischen Symbolen stimmen, oder nicht. Ungern sehe ich mich genöthigt, hier einige Worte über die persönlichen Angriffe, ja Verdächtigungen einzuschalten, welche die „Nöthigen Bemerkungen“ durchziehen. Oder wären es keine persönlichen Angriffe, wenn es dort heißt: „Gibt es nun außer den Worten des Herrn einen gewissen Grund nicht, und steht Herr B. St. nicht auf diesem Grunde: c. — Ihm gleichen sie (die Worte des Herrn) dem Sande, auf den man unrecht thäte, zu bauen. Herr B. St. bedarf noch erst für den Sand der Worte Christi einer weiteren Grundlage: des Worts und der Autorität der Kirche. Sie ist (ihm) der Gott, der das Wort wahr macht, nicht Christus.“ — Wäre es keine Verdächtigung, wenn da gesagt wird: „Oder hat Herr B. St. unter dem Namen der Lutherischen eine andere Kirche im Sinne, bei der die gesunde Lehre und der Glaube an das Wort des Herrn nicht die Hauptsache sind?“ — Soll ich mich gegen dergleichen nun vertheidigen? — Wie aber eine solche Art zu streiten sowohl der Sache, um die sich's handelt, als dieser Zeitschrift unwürdig ist, so dürfte doch auch der hochfahrende, schulmei-

sternde Ton des ganzen Angriffs weder berechtigt noch schicklich erscheinen. —

Die „Nöthigen Bemerkungen“ sagen schließlich: „Wie ist Herr B. St. als Lutheraner zu solchen Ansichten gekommen? Es scheint, durch ein nicht wohl überlegtes Philosophem, das er mit den Worten anführt: „Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes.“ Das ist ein Irthum, wie man sich aus den oben gegebenen Begründungen und Nachweisungen überzeugen wird. Was übrigens den angeführten tiefsinnigen Ausspruch Detinger's anlangt, so erinnere man sich, daß es eben der Weg Gottes zu den Menschen war, daß das Wort Fleisch ward, und daß es eben Ziel und Ausgang dieses Weges ist, daß Gott in Christo und durch ihn sich Allen einverleibe und Allen endlich Ein Leib, Ein lebendiger Organismus seyen in der Einheit des Schöpfers und seines Geschöpfes. Den Anfang dieser Herrlichkeit trägt auch die Kirche des Herrn auf Erden in ihrer Knechtsgehalt in sich. Und was sie davon in sich trägt, das soll sie auch um der Wahrheit willen an sich darstellen; denn das ist eben die Unwahrheit, wenn etwas Anderes in der Erscheinung als im Wesen ist. Oder soll es nicht auch zur Erscheinung und zur äußeren Darstellung und Wahrheit werden, daß der ganze Leib Christi zusammengeliedert und zusammengefügt sey durch jegliches Band der Handreichung? (Eph. 4.) — „Herr B. St. hätte aus unseren Symbolen lernen sollen, daß diejenige Leiblichkeit, welche man sichtbare Kirche nennt, nur auf der lauterer Predigt und sakramentlichen Handlung des Evangeliums beruhe. Andere Bedingungen darf man als wesentlich nicht sehen.“ Bekanntlich unterscheiden unsere Symbole die sichtbare und unsichtbare Kirche noch gar nicht in der Weise wie die späteren Dogmatiker. Immerhin aber rechnen sie „den Haufen, der sich zur Predigt und Sakrament hält,“ zu einer ganz nothwendigen Bedingung der Kirche. Sodann ist auch nicht allein davon die Rede, worauf die Leiblichkeit der Kirche beruhe, sondern was sie sey und wie sie sich darstelle. Zugegeben indeß, daß sie auf der evangelischen Predigt und rechtem Sakrament beruhe, so ist es ja eben um deswillen nöthig, daß sie sich als eine äußerliche Gesamtheit um ihr Bekenntniß zusammenschließe und alles fremde Bekenntniß von sich ausschließe, damit wir Gottes Wort und Sakrament rein h'halten bis an unser End. Darum sagen unsere Symbole auch: *Oportet in ecclesia extare doctrinam, ex qua concipiant pii certam spem salutis.* — „Thut es Herr B. St. dennoch, gibt er uns die Kirche mit ihrem Wort, statt des Herrn mit dem feignigen, entscheidet z. B. die Kirche, ob des Herrn Leib und Blut im Abendmahl vorhanden sey, und nicht des Herrn Wort und Einsetzung allein, so legt er uns damit ein anderes Kind in die Krippe statt des Christuskindes, so verübt er eine Usurpation an Christi Stuhle, ähnlich der der Römischen Kirche.“ — Da gezeigt worden ist, daß die angegriffenen Behauptungen ganz die unserer Symbole sind, so würde diese derselbe Vorwurf treffen. Aber es werden hier auch wieder Dinge zu Gegenständen gemacht, die es in der Art gar nicht sind. Wenn die rechte Kirche diejenige ist, welche des Herrn Wort rein hat und

lehrt, wie wir's von der unsrigen behaupten, ist dann ihr Wort ein anderes als des Herrn Wort? Oder gilt etwa nicht mehr des Herrn Wort: „Wer euch höret, der höret mich?“ Ist der lebendige, persönliche Christus nicht mehr in und mit seiner Kirche? Oder kommt sein Wort und Sakrament anders zu uns als durch die Kirche? Wenn eine Sonderkirche ausspricht: „Wir glauben, lehren und bekennen, daß im heiligen Abendmahl der Leib und Blut Christi wahrhaftig und wesentlich gegenwärtig sey, mit Brod und Wein wahrhaftig ausgetheilet und empfangen werde“ — entscheidet sie dann nicht über das „Ob“ — und thut sie damit etwas Anderes, als daß sie eben des Herrn Wort und Einsetzung allein entscheiden läßt? —

Doch auf das Weitere einzugehen, würde die Sache nicht weiter fördern, auf die es hier allein ankommt. Möge der Herr aus seinem allein wahren Wort uns immer mehr erleuchten, seine Wege und seinen Willen zu verstehen und getreulich zu halten Alles, was er uns anbefohlen hat.

Bückeburg.

B. Strauß, Archivrath.

Nachrichten.

Königsberg. Sendschreiben des General-Superintendenten Dr. Sartorius an die evangelische Geistlichkeit der Provinz Preußen.

Verehrte und geliebte Amtsbrüder!

Der König hat zu seinem Volke ernste Worte der Liebe, des Vertrauens und der Mahnung gesprochen, die nicht verfehlen können, auf alle Gemüther, welche die alte Treue nicht verläugnet haben, einen tiefen Eindruck zu machen. Der tiefe Schmerz seiner Königlichen Seele über die Ausbrüche der Empörung, welche sowohl in anderen Deutschen Ländern als auch im eigenen Lande gegen die rechtmäßige Obrigkeit sich erhoben und göttlicher und menschlicher Ordnung den Krieg erklärt haben, spricht daraus um so erschütternder, je klarer zugleich sich hervorhebt, wie würdig und rechtsgemäß er den Anträgen einer Versammlung begegnet, welche ihm zu seiner Königskrone eine noch schwerere unter Bedingungen bieten wollte, die sie für ihn und dadurch auch für sein Volk zu einer Dornenkrone gemacht haben würden. Wenn wir dann weiter vernehmen, wie diese Versammlung fortgesetzte Versuche der Verständigung zurückgewiesen und zuletzt durch förmliche Anklage mit Preußen und seinem Könige gebrochen, und wie hinter ihren Beschlüssen Menschen des Schreckens stehen, welche die Einheit Deutschlands zum Vorwande nehmen, in Wahrheit aber den Kampf der Gottlosigkeit, des Eidbruchs und der Raubsucht gegen die Throne, und damit überhaupt gegen Recht und Sitte und Eigenthum entzünden, wie dies auch bereits offenkundige Thatfachen schreiend bestätigt haben, so wird jedes für Recht und Treue noch nicht erstorbene Herz sich davon ergriffen und zu Dank gegen Gott erweckt fühlen, daß er den König mit Macht gerüstet, solchem Trevel starken Widerstand zu thun und Preußen und Deutschland vor seinen alles zerrüttenden Folgen zu bewahren. Und wenn im Bewuß-

seyn des hohen von Gott ihm gewordenen Berufs, in so schwerer Zeit Deutschland mit Preußens Macht gegen innere und äußere Feinde zu sichern und Ordnung und Gesetz, wie im eigenen Lande, so in den übrigen Deutschen Ländern wieder herzustellen, der König sein Volk in die Waffen ruft, so kann es nicht anders seyn, als daß diesem Rufe Seitens Aller, die nicht Auswüchse, sondern lebendige Glieder dieses Volkes sind, ein freudiger Widerhall entspricht. Der König ist des Volkes Haupt und seine Stimme wird des Volkes Stimme eben dadurch, daß sie aus seinem Herzen in die Herzen des Volkes dringt, und harmonischen Anklang findet bei denen, die sie hören. Dazu förderlich, auch von der Kanzel, mitzuwirken, liegt allen Dienern des göttlichen Wortes ob, die dessen Geboten gemäß Gott fürchten, den König ehren und die Brüder lieben haben. Auch an sie ergeht der Ruf des Königs in die Waffen gegen die Feinde göttlicher und menschlicher Ordnung, und von uns Allen als Streitern Christi ist er willig aufzunehmen. Zwar sind, wie Paulus sagt (2 Cor. 4, 10.), die Waffen unserer Ritterschaft nicht fleischlich, nicht eisern, aber dennoch mächtig, zu zerschneiden die Lügengebe, womit jene Feinde das Volk umgarnen und zu verführen den selbstsüchtigen Hochmuth, welcher gegen Gottes Ordnung sich erhebt und auf Empörung oder Aufregung wider König und Obrigkeit sinnt. Derselbe Apostel schildert (Ephes. 6, 10—17.) die geistliche Waffenrüstung eines Dieners Christi, deren er zu kräftiger Ausrichtung seines Amtes bedarf, insbesondere aber zu dieser unserer Zeit, bedarf, wo es mehr denn je gilt, nicht jene Feinde das Volk allein zu kämpfen, sondern auch mit feindseligen Geistern, die, je mehr sie selbst in der Unordnung dieser Welt zu herrschen trachten, um so mehr die Herrschaften verachten, die Obrigkeiten lästern, den Namen Gottes entheiligen und seinem Reiche widerstreben. Das sind diejenigen, welche eben so des Gesetzes Ordnung wie die Freiheit des Evangeliums verfehren und durch bösen Rath und Willen zu hindern suchen, daß der Wille Gottes, wie droben, so auch hienieden im Staate und in den Gemeinden und in den Häusern geschehe. Ihnen gegenüber ist es Pflicht, unverzagt die Waffen des Geistes zu brauchen, um dadurch auch die irdische Wohlfahrt zu sichern, König und Vaterland zu verteidigen und, Jeder an seinem Theil zu schaffen, daß in unserem Lande wieder Ehre wohne und Güte und Treue einander begegnen und Gerechtigkeit und Friede sich küssen. Ps. 85. Zu solchem Kampfe mit den Waffen der Gerechtigkeit und des Geistes wider den Troß der Ungerechtigkeit und des Fleisches erfordert uns das Wort des Königs der Könige, und wer etwa darum zu leiden hat, dem spricht es ermunternd zu: Leide dich als ein guter Streiter Jesu Christi, und sey getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.

Lange noch werden nach den Friedensjahren, die wir durchlebt und nicht, wie wir sollten, zu unserem Heile genügt haben, die Kämpfe fortdauern, welche durch die Revolutionsstürme entbrannt sind, und immer neue Wabstüchten derselben werden sich uns eröffnen. Darum laßt uns laufen durch Geduld in den Kampf, der uns verordnet ist, und stets aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender unseres Glaubens, so werden wir auch von ihm, wenn wir recht und treu gekämpft haben, die unverwundliche Krone der Ehren empfangen.

Königsberg, den 5. Juni 1849.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 4. August.

N^o 62.

Noch einmal der christliche Staat.

Fünfter und letzter Artikel.

Motto: „Tamdiu enim potestas apud Vos erit, quamdiu recta ratio permanserit.“

Wir sind davon ausgegangen, daß der Staat ein sittliches Wesen, eine Persönlichkeit sey und zwar eine solche, welche an den Persönlichkeiten einzelner Menschen ihre wahre Erfüllung habe. Die inneren sittlichen Bewegungen dieser Persönlichkeiten sind zugleich das wahre Leben des Staates, und erst wo ein harmonischer Zusammenhang in diese inneren Bewegungen der Einzelnen kömmt, so daß sie sich in glieblicher Gemeinschaft nach einem Gesetze bewegen, fühlt sich jedes Glied wieder in dem Ganzen frei. Die Aufgabe jedes Staates ist also die innere Harmonie seiner Glieder zum Ausdruck und zur Anerkennung zu bringen — diese innere Harmonie ruht aber nur darauf, daß alle einzelnen Persönlichkeiten in ihrer Wahrheit und Wirklichkeit von einer und derselben Kraft durchdrungen und durchleuchtet sind, nämlich von Gott. Der Staat hat also zugleich die Aufgabe eine Zucht zu üben, welche diese Wahrheit und Wirklichkeit den einzelnen Persönlichkeiten erhält und schützt — ohne diese Zucht, ohne das Schwert, was der Obrigkeit von Gott gegen die Sünde in die Hand gegeben ist, fallen Alle — die Einzelnen nicht nur, sondern auch die Obrigkeiten und der Staat selbst — in den Abgrund des Verderbens. Je klarer die Persönlichkeit die Kraft, aus der allein sie ihr wahres Daseyn ableitet, in sich wirken läßt, je klarer auch der Staat als innige große Persönlichkeit dies faßt, daß er Wahrheit und Bestand nur in Gott habe, je ungezwungener freier klingt Alles in Harmonie zusammen. Das innerste Wachsen und Werden aller Staaten ist ein religiöses, und wie es eine wahre und eine falsche Religion gibt, so gibt es außer dem wahren auch ein falsches Wachsen und Werden im Staate, d. h. ein solches, welches zur Zerstörung seiner geistigen und sittlichen Grundlagen führt, während bei dem wahren die sittlichen Kräfte im Zunehmen sind nach innen und außen. Es gibt keinen Staat, der eine stete Gewähr seines Daseyns in sich hat, als den christlichen.

Die Persönlichkeit des Staates, dazu gingen wir dann über, hat aber nothwendig einen Punkt, wo sie als Persönlichkeit im eminenten Sinne zum Bewußtseyn kömmt, das ist der Punkt, wo das Centrum der Staatsgewalt ruht. Dieser Punkt natürlich vor allen muß eine solche Stellung und Haltung haben, daß er der Harmonie des Organismus nicht in den Weg tritt, er muß am klarsten und reinsten seiner Aufgabe nach von der sitt-

lichen Kraft durchleuchtet und durchtönt seyn, welche den ganzen Staat geschaffen hat und erhält — und dennoch ist der Träger dieses wichtigsten Punktes ein einzelner Mensch, oder es sind mehrere einzelne Menschen, also gebrechliche, auch sittlich gebrechliche, sündige Menschen — wo in aller Welt ist da eine Gewähr zu finden, daß die Gebrechlichkeit dieser menschlichen Träger und Repräsentanten der übermenschlichen Persönlichkeit des Staates diese letztere nicht in die Gebrechlichkeit und Disharmonie hereinreißen, von der sie selbst in ihrem Inneren ergriffen sind?

Zunächst will ich einer falschen Antwort auf unsere Frage gedenken. Diejenigen nämlich, welche sich überhaupt nicht dazu erheben oder dazu vertiefen können, den Staat als ein sittliches Wesen zu fassen, welche ihn betrachten lediglich als eine äußere menschliche Einrichtung durch die Reflexion für gewisse Zwecke, also auch nach dem Princip der Zweckmäßigkeit des Momentes und des einzelnen Lebensheiles geschaffen, meinen, man könne jener Schwierigkeit auch äußerlich vollkommen zweckmäßig genügen — sie sind zum Theil der Meinung: weil der Staat eines Centralpunktes seines Daseyns (welches Daseyn sie aber eben nicht als ein sittliches, gottdurchleuchtetes, persönliches fassen) — weil der Staat eines solchen Centralpunktes bedarf, und doch menschliche Persönlichkeiten gebrechliche Träger dieses Centrums sind, muß man es so einrichten, daß keine einzelne Persönlichkeit das Gefühl gewinnen kann, selbst diesen Mittelpunkt in sich zu haben, d. h. daß die höchste Behörde aus mehreren einzelnen und wechselnden einzelnen Menschen componirt sey, daß im Grunde der lebendig sittliche Theil des Centrallebens in Niemandem zum Bewußtseyn kommen kann — das wollen im Ganzen die s. g. Republikaner des letzten Jahrhunderts, die ja einen Staat aparter Art, einen Staat, der sich von den alten und älteren Republiken eben so wesentlich unterscheidet wie von den wahren Monarchien, und die mit ihren Vorstellungen so in weitem Umfange die Menschen verblendet haben, daß selbst Viele, die ein sicheres Gefühl des Chimärischen dieser Doktrin in sich tragen, meinen, das Chimärische liege nur in dem Verhältnisse zur Gegenwart, die noch nicht reif sey zur Republik dieser Art — während wir umgekehrt weit über tausend Jahre den Zustand der Unreife hinter uns haben, welcher allein solche republikanische Zustände möglich macht, da diese nur da, wie wir früher zeigten, eine Wahrheit haben, wo das Leben so arm, so entsehrlich arm an Motiven ist, daß die Einzelnen ziemlich alle in gleicher Weise mit Interessen und Interessenrichtungen ausgestattet sind, wie es etwa in einem Hirten- und Käsemacherstaate der Fall ist. Es ist grade, wie wenn der Löwe sich seiner reich, stark

und schön gegliederten Gliedmaßen schämte, und man ihn weinend und in Trauer fände, daß ihn die Natur nicht auf die viel einfachere Stufe des Regenwurmes gestellt habe. Vollkommen dieselbe Albernheit sprechen die aus, welche unsere Zustände für noch nicht reif zur Republik erklären. Man kann allerdings ein reiches, wohlgeordnetes Hauswesen durch Lüderlichkeit verwüsten und es wieder auf den Stand einer Tagelöhnerhaushaltung herabbringen; ein reicher Geist, der sich sittlich verwahrloßt, kann herunterkommen, so daß sein Träger am Ende auch wieder dumm, ja! stochdumm erscheint, und wenn man solches Zurückkommen, weil es später ist als der vorherige glückliche Bestand, ein Reifwerden nennen will, dann sind wir allerdings auf bestem Wege, in einiger Zeit auch wieder reif zu werden für die Republik, aber nur so, daß wir dann auch vollkommen reif werden zur schmächtigsten Unterdrückung durch irgend einen unserer Nachbarn, der das Glück gehabt hat, noch nicht ganz so reif geworden zu seyn, wie wir. Von zwei Betrunknen führt in der Regel der weniger Betrunkene den total Betrunknen nach Hause — auf solche Proportionen arbeiten wir mit diesem vornehmen Pöbelgeschrei nach republikanischer Reife sichtbarlich hin. Um nur ja nicht die Gebrechlichkeit eines Trägers der sittlichen Gewalt des Staates zu haben, heben solche superkluge Staatsquacksalber diese sittliche Gewalt lieber ganz auf und construiren ihren Staat nach der Mehrzahl der Atome. Andere durchschauen solchen Unsinn bis auf einen gewissen Grad; sehen ein, daß dadurch dem Staate sein wahres, lebendiges, schlagendes Herz geraubt wird, sie gestatten deshalb einen bleibenden Centralpunkt. Da aber auch sie den Staat wesentlich nur nach seinem äußeren Daseyn in's Auge fassen, nehmen sie diesem, bloß für mechanische Zwecke statuirten Centralpunkte alle freie sittliche Bewegung, Entschließung, Freiheit und übertragen die Funktionen, die solche Kräfte voraussetzen würden, ebenfalls mechanisch geordneten, nach der Mehrzahl der dazu berufenen Atome entscheidenden Behörden und Staats-Collegien. Das sind die Pseudo- oder Myster-Constitutionellen, in deren Ansicht allerdings einerseits noch eine entfernte Ahnung des wahren Wesens des Staates wirkt, aber in so verbläster, oberflächlicher, schattenhafter Weise, daß sie sich in der That von jenen Pseudo- oder Myster-Republikanern in nichts unterscheiden, als in dem Mangel an Consequenz — gewiß keine vortheilhafte Unterscheidung, denn wer eine falsche Ansicht ehrlich, consequent und unerschrocken bis zu ihrer Spitze verfolgt, steht immer ihrer Widerlegung, also der Wahrheit, um einen Schritt näher, als der, welcher sich, sey es aus schwächlicher Einsicht oder aus Feigheit, von Zwischenrückichten gefangen halten läßt, und weil er überhaupt das Object der Untersuchung nicht unerschrocken in's Auge faßt, auch nie zu dessen wahrer Natur hindurchbringt. Mit diesen beiden Ansichten können wir es hier nur insofern zu thun haben, als wir bemerken, daß beide die Frage, die wir oben stellten, in ihrer Wahrheit gar nicht fassen und verstehen. Eine Sache in der That entweder auch formell oder doch materiell ganz aufheben, das ist nicht: sie auf ihren wahren Gehalt be-

schränken; einen wahren sittlichen Einheitspunkt im Staate gar nicht statuiren, heißt nicht, ihn so ordnen, daß er dem ihm einwohnenden *τέλος* entsprechend wäre.

Uns wird sich vielmehr die Sache nun so stellen, daß wir den sittlichen Centralpunkt des Lebens im Staate fordern, fordern in aller Macht und Freiheit, welche nöthig ist dazu, daß er sein *τέλος* erfülle — und als die erste Schranke, als die mächtigste aber zugleich freieste, fordern wir die Kraft seines eigenen Wesens — das will sagen: die gesellschaftliche Natur, der Staat ist dem Menschen von Gott angeschaffen so gut wie jedem Einzelnen seine Nase; der Staat gehört durch göttliche Institution, durch die Schöpfung selbst zum Menschen; er ist nicht eine menschliche Erfindung, nicht eine Institution für einzelne menschliche Zwecke, sondern er ist ein Theil der göttlichen Ausstattung der menschlichen Natur — folglich ist dies auch der Fall mit seinen Grundbedingungen und namentlich mit der ersten Lebensbedingung, mit seiner centralen Gewalt. So wenig ein körperlicher Organismus des Menschen zu denken ist ohne ein schlagendes Herz, so wenig ein gesellschaftlicher Organismus des Menschen ohne jenes schlagende Herz des Staates, ohne einen wahren Träger der centralen Gewalt. Die heilige Schrift drückt das mit eben so einfachen als einleuchtenden Worten aus, indem sie sagt: Alle Obrigkeit ist von Gott. Aber wie das menschliche Herz im Körper Krankheiten unterworfen ist, so kann auch die Obrigkeit in falscher Weise geordnet werden; sie kann in solcher Weise geordnet werden, daß der gesellschaftliche Organismus daran zu Grunde geht, so gut wie der menschliche Körper an einem Herzpolyphen oder dergl. — darum, daß sie krank ist, hört sie aber, so wenig wie das kranke Herz, auf, von Gott zu seyn; — auch die schlechte Obrigkeit ist noch besser als gar keine, so wie ein krankes, von einem Herzpolyphen geplagtes, aber noch schlagendes Herz immer noch besser ist als ein todes, gar nicht mehr schlagendes. Uns liegt aber nicht bloß daran, ein Herz zu haben, wir wollen auch wo möglich ein gesundes; und so auch im Staate; wir wollen ein im gesunden Verhältnisse zum Organismus stehendes Centrum. Wie aber beim körperlichen Herzen dessen Krankhaftigkeit eine Folge seyn kann eines eigenen Fehlers desselben, oder aber eines Fehlers der umgebenden Organe, die es nicht mehr gehörig unterstützen — so ist es auch bei dem Herzen des Staates, bei dessen centraler Gewalt: ihre Krankhaftigkeit kann an ihrem eigenen Bau und an der Thätigkeit, die sie in Folge dieses Baues übt, liegen; sie kann aber auch an Hemmungen durch die umgebenden, eingreifenden Organe liegen. Da sagten wir nun oben: die erste Schranke, die mächtigste und freieste zugleich, müsse in dem eigenen Wesen der centralen Gewalt liegen, d. h. in dem Bewußtseyn, daß sie von Gott sey und Gott zur Rechenschaft verpflichtet. Die meisten Menschen in unserer Zeit meinen, das sey für eine menschliche Gewalt nur eine schwache Schranke — wodurch diese Menschen aber nur ihre eigene Gottverlassenheit bezeugen, denn in der That ist es die stärkste, mächtigste Schranke. Welche Aufse-

nung der Staatsgewalt man sich auch denken mag, überall bezieht sie sich zurück auf die sittliche Grundmacht des Lebens im Staate — wenn die Centralgewalt weitere Behörden ordnet oder bestätigt, wenn sie Handlungen für Verbrechen erklärt oder dafür erklärte bestraft, überall kann sie es nur kraft der ihr inwohnenden göttlichen Fakultät. Ist das Bewußtseyn davon in ihr lebendig, ist es im ganzen Staate lebendig, so wird sie wohl einzelner Fehlgriffe in einzelnen Maßregeln fähig, nie aber, so lange jenes der Fall ist, im Stande seyn, vom eigenen Princip abzufallen, und aus dem Festhalten an dieser ihrer Lebenswurzel, an ihrer innersten Lebensquelle hat sie eine tägliche neue Erfrischung, so gut wie der einzelne Mensch, der allerdings täglich mit seiner Gebrechlichkeit und Sündhaftigkeit zu kämpfen hat, täglich in diesem Kampfe kleine oder große Niederlagen erleidet, aber auch aus dem festen und klaren Verhältnisse zu seinem eigenen innersten Leben, zu dem Strahl, der ihn aus Gott durchdringt, täglich neue Kräfte schöpft zu immer neuem Aufnehmen des Kampfes und zu endlichem Siege; während eine Obrigkeit, die keine bewußte Beziehung mehr zu Gott hat, also auch ein Staat, der auf solche Obrigkeiten gegründet ist, sich selbst löst. Die Pflegerin und Erhalterin der Religion, die Kirche — sie erfrischt und stärkt täglich tausend und aber tausend Seelen durch Unterricht und Ermahnung zur Buße, durch die Wahrheit, deren Verwalterin sie ist. Dies ist und bleibt also die mächtigste, lebendigste, freieste Schranke der Staatsgewalt und zugleich ihr eigenes Wesen: daß sie wisse, daß sie von Gott, daß sie an Gottes Statt ist — und diese Schranke tritt ihr im eigenen Bewußtseyn, — falls sie es vermag, in dem lebendigen Bewußtseyn aller anderen organischen Glieder des Staates entgegen. Die Religion eines Staates ist seine eigentliche, sittliche Grundgewalt, und daß wir dahin gekommen sind in der herrschenden Überzeugung, zu meinen: die Religion habe mit dem Staate nichts zu thun, ist eben der schlagendste Beweis der völlig oberflächlichen, mechanischen, unwahren Ansicht vom Staate, in welcher man gleichwohl unternimmt, an ihm herumzuarbeiten. Es ist wie wenn ein Arzt einen Kranken vor sich hat, dessen Krankheit er in ihrer eigentlichen Bedeutung nicht erkennt, und den er nun nach einzelnen Symptomen behandelt — der Kranke hat Kopfschmerz; da meint er wird ein krankhafter Andrang des Blutes nach dem Kopfe stattfinden; er verordnet also ein Mittel dagegen, während das Kopfschmerz vielleicht nur ein wenn auch für's Erste stark hervortretender, doch ganz sekundärer Begleiter der Krankheit und das Mittel gegen das Kopfschmerz vielleicht gerade ein Förderungsmittel des eigentlich verderblichen Processes der Krankheit ist. Ein solches symptomatisches, rein auf zufälliges, äußeres Wahrnehmen basirtes Verfahren ist das derjenigen, welche den Staat glauben heilen zu können, während sie nur die äußere, sekundäre Erscheinung des Staates, nicht sein eigentlich tiefstes Leben kennen. Alles Geschwätz von diesem Standpunkte aus widerlegt gar nichts, weil es den wahren Grund gar nicht berührt. Die Religion eines Staates, welche vorhanden ist so

lange und so weit der Staat noch ein wirkliches Leben hat, selbst wenn er sie abläugnet, ist sein wahres Wesen und zugleich sein Korrektiv, seine Schranke — alles Andere ist Quacksalberei.

(Schluß folgt.)

Die Katholische Kirche. Eine Zeitbe- trachtung.

Vierter Artikel.

(Die Katholische Kirche und ihre Gefahr für die Evangelische.)

Daß unserer Kirche, ihrem Bestand und ihrer Wirksamkeit, von der Katholischen Kirche Gefahr droht, und daß diese Gefahr in diesem heillosen Sturm der Zeit und bei der veränderten Stellung des Staates eine besonders große werden kann: davon haben wir schon im vorigen Artikel vorübergehend gesprochen. Die Sache ist es aber werth, daß wir sie hier noch einmal besonders in's Auge fassen.

Die gegenwärtige Lage unserer Evangelischen Kirche ist eben so verworren und unsicher, als ihre letzte Vergangenheit traurig und glaubenslos war. Vom Staate kein Halt mehr; im Volk und durch seine Führer hie und da offener, an den meisten Orten noch drohender Kampf wider sie; innerhalb ihrer selbst dreifach getheilt und das Trennende zwischen diesen drei Confessionen wieder mehr als zuvor in den Vordergrund geschoben, ja von einer Fraktion geltend gemacht fast bis zur kirchlichen Verurtheilung der anderen; dazu der ungeheuerste und weit verbreitete Unglaube in ihrem Schoße und sie dadurch in jeder freien und eigensten Bewegung fast bis zur Unthätigkeit gelähmt; endlich auch noch hie und da, wie dergleichen in solchen Zeiten nie gefehlt haben, abenteuerliche Versuche zur Rettung aus der Noth und dadurch noch heillosere Verwirrung; und, um das Maß voll zu machen, diese Kirche dennoch genöthigt, sich eine andere Verfassung zu geben, und damit selbst Hand anzulegen, wie es den Anschein hat, entweder in einer großen durchgreifenden Glaubens- und Unglaubenscheidung in zwei Theile auseinanderzulegen, oder wenigstens eine Ordnung aufzurichten, die möglicherweise zu einem noch schlimmeren Zustande führen kann und jene Scheidung dann später nur noch unvermeidlicher macht. Und das sind noch nicht alle Fälle, an die man denken muß; Stimmen von Einsicht erinnern namentlich noch an die Gefahr, die von Seiten des nun glaubenslosen Staates drohen, von dem sie meinen, daß er die Kirche mit nichts ganz frei geben, sondern sie, eingedenk ihres Einflusses, zu seinen eigenen, selbststichtigen Zwecken mißbrauchen und also knechten werde. Genug und mehr als genug, um einzusehen, daß sich unsere Kirche in diesem Augenblick in Lage und Stellung befindet, in der sie Alles zu befürchten hat und von einem Gegner leicht ganz aus dem Felde geschlagen wird, der für diese Lage der Dinge mit günstigeren Mitteln ausgerüstet ist, als sie. Und daß dies die Katholische Kirche ist, kann sich unseren Blicken nicht verbergen.

Die verhältnißmäßig leichtere Stellung der Katholischen Kirche dem modernen Staate gegenüber haben wir früher schon berührt. Sie ist jedenfalls der Art, daß der Bestand dieser Kirche als Anstalt dadurch gesicherter ist, als der der Evangelischen; von diesem Bestand aber sprechen wir hier natürlich allein. Daß nun dadurch schon die Evangelische Kirche in ihrer Wirksamkeit beeinträchtigt wird, ist eben so klar, als es Unrecht wäre, wenn wir der Katholischen Kirche daraus einen Vorwurf machen wollten; ja, wir wollen uns nicht verhehlen, es könnten Umstände eintreten, unter denen wir uns freuen müßten, daß auf diese Weise in der Katholischen Kirche wenigstens noch ein einigermaßen festes Bollwerk für das Christenthum übrig wäre. Aber es kann auch anders kommen, und wir fürchten es. Wir besorgen zunächst, daß die Katholische Kirche ihre festere, bequemere und einflußreichere Stellung bei dem Staat dazu brauchen wird, die Evangelische, wo sie nur irgend kann, zurückzudrängen und wo möglich selbst wieder in die Lage einer *ecclesia pressa* zu bringen, wie sie das zu keiner Zeit veräumt hat. Ja, wir fürchten noch Schlimmeres, das Schlimmste. Es könnte wenigstens kommen; und davor zu warnen, und auf unserer Seite die nöthige Aufmerksamkeit rege zu machen, zu dem Behuf wollen wir hier näher darauf eingehen.

Wir haben hinter uns eine Periode großer religiöser Abspannung, und leben selbst noch mitten in dieser Abspannung, ja diese Abspannung hat sich als Unglaube eben erst recht ausgewirkt in Thaten, die das Jahr 1848 auch in dieser Beziehung zu einem denkwürdigen machen. Und grade darum erscheint nun auch ein Rückschlag nicht außer dem Wahrscheinlichen. Der Mensch hat nun einmal das religiöse Bedürfnis unaustilglic in sich, und kann, namentlich in seiner Gemeinschaft im Großen, auf die Dauer nicht existiren ohne die Befriedigung desselben. Auf jene Abspannung mag also jetzt leicht wieder Anspannung und größerer Drang des religiösen Bedürfnisses folgen. Da fällt aber leider dieser Drang in eine Zeit nicht bloß großer Zerrissenheit auf dem christlichen Lehrgebiet, sondern auch einer sehr feinen Versehung wirklich christlicher Erkenntniß mit Elementen eines bloß weltlichen Ursprungs, eine Vermischung, die an dem natürlichen Menschen ohnedies eine berechtete Fürsprecherin hat. Wie leicht ist es nun da, daß jener Drang auf Wege sich lenken läßt, welche, indem sie scheinbare Befriedigung gewähren, dennoch an dem wahren Christenthum auf eine noch schlimmere Weise vorbeiführen, als es selbst der offenste Unglaube thut. Und die Katholische Kirche, welcher wir in ihrer Praxis ohnedies ähnliche Wege schuldben, könnte leicht noch entschiedener in sie einklinken. An Geschmeidigkeit dazu fehlt es ihr nicht; das hat sie kaum erst in ihrem Papste und ihren Dienern in Frankreich bewiesen. Und die treibende Veranlassung dürfte gleichfalls sich finden.

Saben wir recht gesehen in die Tiefen der Zeit, so stehen

dem rechten christlichen Glauben in der nächsten Zukunft die schwersten Kämpfe bevor. Die unchristliche und antichristliche Strömung hat sich nicht bloß in der allergrößten Breite ergossen, sondern auch an dem nun religionslosen Staate ein Organ gewonnen, von dem man noch nicht wissen kann, in welcher Weise sie sich desselben bedienen wird. Solchen Kämpfen nun aus dem Wege zu gehen, ist die nächste Versuchung. An Transaktionen wird es also wohl keiner Seits fehlen. Am stärksten aber wird die Versuchung da seyn, wo bisher auch die Ansprüche am größten und der Besitz am reichlichsten war; und das ist in der Katholischen Kirche, welche sich ja immer noch nicht bloß für die alleinberechtigten, weil alleinseligmachenden hält, sondern auch mit weltlichem Besitze und weltlichem Glanze am meisten ausgerüstet ist. Der Fallstrick ist also gespannt. Ob sie sich darin fangen und fällen läßt, wird davon abhängen, nach welcher Seite ihre Sterne sich neigen. Wird sie das Licht des Evangeliums, den Ernst der Wahrheit, das Wort von dem Kreuz und der Selbstverläugnung höher achten und ihrem Herrn lieber in Knechtsgehalt und in das Martyrium nachfolgen wollen? oder wird sie auf sich selbst mehr halten, mehr das Ihre suchen und sorgen, daß sie nur in ihrem Ansehen, ihrem Einflusse, ihrem Besitzstand keinen Schaden erleide? Wird sie die Liebe Christi, die Kraft des Geistes zu jenem besitzen, oder wird sie der Irthum, die falsche Betonung ihrer als Kirche, die Eitelkeit und Selbstüberhebung fortreiben zu diesem? Wer will es wissen! Das aber sehen wir klar, daß die Gefahr, welche die Katholische Kirche schon immer gelaufen ist, ihr in diesen Zeitläufen in besonders hohem Maße droht, und daß, wenn sie ihr wirklich erlage, damit zugleich die Evangelische Kirche in eine Stellung gebracht würde, welche die peinlichste wäre.

Die Evangelische Kirche aber, wird sie die Aufgabe erfüllen? Wird sie mit apostolischer Zeugenkraft und Zeugenmuth, angethan mit dem Krebs des Glaubens und der Liebe, dem Helm des Heils und dem Schwert des Geistes, die Kreuz- und Bluttaufe bestehen, die von der gottlosen Weltmacht dem Christenthum aufs Neue angeboten wird? Bestehen in einer Lage, die um so gedrückter und schwieriger wäre, je mehr ihr jene Weltmacht in kirchlicher Verkleidung gegenüberstände? In der That, sie muß zittern, daß es so kommen kann, und bitten, daß es nicht so kommt. In jedem Fall aber darf sie nichts versäumen, um gerüstet zu seyn auch auf die schlimmste Aussicht. Darum soll sie vor Allem den rechten Hausfrieden herstellen, indem sie unverwandte nur auf das Eine, was Noth ist, sieht, und das daneben Liegende nicht höher anschlägt, als es jener Friede und die christliche Freiheit gestatten. Dann aber soll sie auch an Allem, was in der Katholischen Kirche Tüchtiges und Beherzigenswerthes sich findet, ein Beispiel sich nehmen und ihren Eifer entzünden. Daß es dessen aber Manches gibt, soll unser letzter Artikel zeigen.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 8. August.

N^o 63.

Noch einmal der christliche Staat.

(Schluß.)

Aber nächst dem liegt die Schranke darin, daß nicht bloß in dem Mittelpunkt des Staates dies religiöse Moment der Aufgabe desselben erkannt und festgehalten werde, sondern daß es auch in des Staates einzelnen organischen Gliedern lebendig sey; daß Jeder — in der Stellung zu seinem Vermögen, zu seiner Familie, zu seinem Stande, zum Staate selbst nicht ein zufälliges Verhältniß oder Besizthum, sondern ein heiliges, ihm von Gott anvertrautes Amt erblicke. Ist das der Fall, so wird selbst ein Schwachwerden, ein Schattenhaftwerden des Gottesbewußtseyns im Centrum nichts schaden, zu keiner dauern- den, folgenreichen Überschreitung führen können, denn der lebendige, innere, geistige Widerstand, der auf jedem Punkte entgegenzutreten müßte, ist dann so mächtig, daß das Centrum die Ohnmacht erkennen würde, in die es fiel, wenn es ganz vergäße, daß auch sein Verhältniß von Gott geordnet und an göttliche Ordnung gebunden ist. Man mag immerhin, so lang und breit die Geschichte ist, alle Zustände wahrhaft großes, sittliches Staatslebens betrachten, und immer wird man darauf stoßen, daß Regierung und Volk — oder besser gesagt: daß das Centrum, die Seele des gesellschaftlichen Organismus und die einzelnen Organe — in einem sittlichen Zuge zusammen handelten. Auf dieser gesunden, unbefinnlichen, fast ungefühlten Einheit des ganzen Lebens ruht die wahre Gesundheit des Staates, nicht auf dem Hader um ein Mehr oder Weniger an äußerlich festgestellten Berechtigungen.

Allein wir haben es nicht bloß mit solchem gesunden Daseyn, wir haben es auch mit — nach der einen oder anderen Seite — verdorbenen Verhältnissen der Gesellschaft zu thun. Ist dann das Verderben ein solches, welches Herz und Glieder schon erfaßt hat, so wird eben nur durch kritische Zustände, durch Leiden, Kämpfe und Krämpfe hindurch ein Ausgang zum Tode oder zu neuer Genesung möglich seyn. Hat die Krankheit aber in einem Theile ihren Sitz, dann wird eben die Reaktion der anderen gesunden Theile allein schon helfen können. Ein kranker Körper, der gar nicht mehr reagirt, ist dem Tode verfallen; mit einem solchen kann kein Arzt etwas anfangen. Die natürlich lebendigen Glieder des Staates, die seiner inneren Aufgabe nach verschiedenen Seiten hin entsprechenden Organe und Gefäße sind die Stände, Gemeinden, Familien, organischen Vermögensbestände; — ist nun bloß das Herz des Staates krank, sey es aus Schwäche, sey es aus Überfülle, so werden die Spigen

und Repräsentanten der Stände, so wird das Familienbewußtseyn, so werden die Interessen, die in den Nahrungsverhältnissen eines Volkes ihren Ursprung haben u. s. w. u. s. w. — diese werden die natürlichen Elemente der Reaktion zur Gesundheit seyn. Ist dagegen ein einzelnes Organ krank, so muß eben von der im Centrum erhaltenen gesunden Kraft die Lebensmächtigkeit ausgehen, die das Ganze wieder zur Gesundheit führt, denn Reaktion und Lebensmächtigkeit sind sich deckende Begriffe in der Politik. Diese einander haltenden, stützenden, heilenden Kräfte sind oft schon scheinbar auf den höchsten Grad geschwunden — der Staat liegt scheinbar als Leiche, als ein bloß mechanischer Körper da — plötzlich regt sich im letzten Gliede eine siegende, heilende Kraft, und Glied um Glied erhebt sich der Staat zu neuem Leben, zu neuer Gesundheit. Nach der Schlacht von Boila waren alle Heere Benedigs demoralisirt, auseinandergeworfen; der Senat, erschrocken, hatte den Kopf verloren; auch zur See war man, durch den schweren, vorhergehenden Türkenkrieg, erschöpft; die Franzosen, die Deutschen, der Papst, der König von Neapel, der König von Ungarn nahmen eine Stadt nach der anderen; die verlumpten Reste der elenden, geschlagenen Armee lagen führerlos, fast brot- und waffenlos bei Mestre; wo man vom Thurme von S. Marco hinsah, nach der Land- oder nach der Wasserseite, sah man feindliche Fahnen und Flaggen, und Rathlosigkeit schien in Venedig selbst ihren Sitz aufgeschlagen zu haben — da packte es einen armen Schuster in Treviso, daß so das Panier des Löwen des heiligen Marcus, unter dem Venedigs Staat so viele Siege zu Wasser und zu Lande erfochten hatte, auf diese Weise von fremden Kriegseuten, ja! von feigen, verrätherischen Schurken und Memmen des eigenen Landes mit Füßen getreten, im Rothe geschleift werden solle — und er warf seine Schusterahle bei Seite, sprang auf von seinem Schemel mit dem Entschlusse, nun sich lieber auch selbst todtzuschlagen zu lassen, als solche Schmach länger mit lebendigen Augen zu sehen — er stürzte mit einer Venetianischen Fahne in Treviso auf die Straße und schrie: Der heilige Marcus hoch! und der Ruf des armen Mannes, in dessen Brust sich noch Venetianische Ehre gerührt hatte, war wie das Krähen des Hahnes für St. Peter — er fand ein Echo in der Brust der Mitbürger; sie sammelten sich zu ihm und warfen die Deutsche Befagung aus der Stadt. Da erfaßte die Besseren unter den Nobili in Venedig eine Scham und sie wagten ein tolles Unternehmen, fuhren ein Paar Heuwagen in's Thor von Padua und zerbrachen den vordersten, so daß weder von innen noch von außen das Thor geschlossen werden konnte — nun drang das

in der Nähe des Thores versteckte bewaffnete Häufchen in's Thor schrie: S. Marco! und die Bürger von Padua, in ihrem Gewissen schon durch den Sieg des Schusters von Treviso geweckt, reagirten auf den Ruf, drangen bewaffnet aus den Häusern, halfen den Venetianern und warfen die Deutsche Besatzung auch aus Padua heraus — und so erfasste das erwachende, reagierende Lebensgefühl einen Theil des Venetianischen Staates nach dem anderen; in Kurzem konnte Venedig den Kampf mit allen seinen Feinden von neuem mächtig aufnehmen. Aber nicht bloß äußerlich sind Staaten schon so niedergeworfen gewesen und doch von neuem erstanden, sondern auch innerlich. In welchem Zustande war England unter Karl I.? — Allerdings hatte der König die Einsicht, daß er seine Gewalt von Gott habe; allein diese Einsicht war ein verdorrter Zweig, denn sie blieb eben bei diesem Satze todt liegen und trieb nicht die weiteren Zweige der Erkenntniß, daß eben deshalb, weil er seine Gewalt von Gott habe, er sie auch mit äußerster religiöser Gewissenhaftigkeit üben müsse. Er erlaubte sich vielmehr die gewissenloseste Handhabung der höchsten Gewalt, indem er alle Zweige der öffentlichen Thätigkeit, z. B. die Verwaltung Irlands, die Verwaltung einzelner Zweige der Administration Englands, die Kirchensachen u. s. w. einzelnen geschlossenen Kreisen, man kann sagen vornehmen Eliquen in Entreprise gab (ein System, was in Beziehung auf Irland bis auf einen gewissen Grad bis heute dauert), und zufrieden mit diesen seinen s. g. Behörden war, wenn sie nur der Krone leisteten, was diese äußerlich an Geldmitteln, Ehrenmitteln u. dgl. von ihnen zu fordern hatte. Wie sie übrigens die ihnen anvertraute Gewalt zur Bedrückung der ihnen anheimfallenden Seiten des öffentlichen Lebens mißbrauchten, war ihm gleichgültig — ja! in Beziehung auf Irland wußte er sogar darum, daß die Grundbesitzer Irlands gradezu in seinem Namen belogen und betrogen wurden, um sie zu Zahlungen zu bewegen, deren Objekt er und seine s. g. Beamten nie zu gewähren fest entschlossen waren, wie noch aus der über diese Dinge geführten Correspondenz hervorgeht. Dadurch und da, obgleich in England eine Art Reformation stattgefunden hatte, doch nie dem evangelischen Bedürfnis der Einzelnen hinlänglich Rechnung getragen, sondern die Kirchenverhältnisse durchgehends äußerlich gehandhabt worden waren, entstand eine entsetzliche Verwirrung in den einzelnen Köpfen, welche allmählig dazu fortschritten, die durch offenbare Ungerechtigkeit und gewissenlose Verwaltung herausgeforderte politische Reaktion mit der kirchlichen zu verbinden, und jener politischen Reaktion gegen das Regierungswesen dieselbe unbeschränkte Berechtigung zuzuschreiben, wie den Forderungen auf evangelische Gewissensfreiheit. Es ist bekannt, wie aus dieser Verwirrung der Köpfe und der Herzen eine Revolution folgte, in welcher einzelne Parteien auch nach der kirchlichen Seite ganz radikal auftraten; in welcher die Leidenschaften endlich sogar zum Verbrechen des Königsmordes forttrieben, und Cromwell nur mit Mühe der gänzlichen Auflösung durch militärische Kräfte steuerte. Da muß man in Cromwell's Reden

lesen, wie der arme Mann, obwohl ihm eine Armee zu Gebote stand, Gott und Menschen beschwor, ihn aus dieser Lage eines militärischen Gewalthabers zu retten; eine nach den alten Gesetzen des Königreichs beschränkte und doch der neuen Bewegung Rechnung tragende Gewalt so zu schaffen, daß er sie mit gutem Gewissen auch schwächeren Händen übergeben könne — es half Alles nichts! In dem Kampfe mit dem Geisterwirrwarr setzte Cromwell seine ganze Lebenskraft zu, aber ein klarer Strahl, ein Gedanke leuchtete doch aus seinen Reden wieder siegreich in immer weiteren Kreisen in die Köpfe hinein, und wurde am Ende, als der Tod auch seine sieghafte Hand gebrochen hatte und als vollends die letzte zusammenhaltende Kraft, die Einigkeit der Oberanführer der Armee sich löste, so mächtig, daß sie zu einer Umwendung führte, der Gedanke nämlich, daß England einen König haben müsse. Da kamen die Stuart's zurück — sie hatten aber die lebendigen, politischen Kämpfe nicht in England mitgemacht, hatten die darin entwickelte Gedankenfülle nicht in sich aufgenommen, und der in den Herzen der Engländer siegende Gedanke der Nothwendigkeit eines Königs machte ihnen Anfangs die Wege der Stuart's so leicht, daß sie auf ähnliche Bahnen, nur schüchterner, vorsichtiger einlenkten, als auf welchen früher Karl I. gewandelt war. Da wurde in dem neubeginnenden Geistesringen den Engländern klar, daß ihnen mit einem sittlich von seinem Volke isolirten Könige nichts geholfen sey — und als es zu einer neuen Krisis kam, stellten sie ihre Verhältnisse so fest, daß die sittliche Einheit des Königs und des Parlaments gefordert ward — aber dieser König war kein machtloser König, wie man in den geistlosen Nachahmungen der Englischen Verfassung durch die pseudoconstitutionelle Richtung sich die Sache denkt; und das Parlament war nicht ein mechanisch aus allem Volke ausgesondertes Wesen, sondern letzteres enthielt wirklich die Spitzen und Vertreter aller organischen Gliedmaßen des Staatskörpers und hatte also die Fähigkeit, in seiner Majorität den wahren Ausdruck des sittlichen Volksbewußtseyns darzustellen, dem sich der König, ohne deshalb um Macht und Ehre zu kommen, anschließen, ja! in gewissem Sinne unterordnen konnte, da dieses wahre sittliche Volksbewußtseyn zu führen und darzustellen das *τελος* seiner eigenen Stellung, seine eigene wahre Macht und Ehre war — und so ist nach entsetzlichen inneren Niederlagen und Erkrankungen von dem gesunden Rechtsfinne des Volkes, der sich in allen diesen Kämpfen und Krämpfen neu entwickelt hatte, und zwar von den untersten Schichten des Volkes sowohl als von den höheren entwickelt hatte, eine Grundlage in England gewonnen worden, auf der man wieder anderthalbhundert Jahre der Macht und der Ehre erleben konnte, nachdem man schon am Rande des Abgrundes gestanden hatte. Wenn jetzt aber auch Alles in England neuem Wanken entgegenarbeitet, ist es nicht ein äußeres Verhältniß, woran die Schuld liegt, sondern es ist das Verblaffen der politischen Grundanschauungen, grade das Verlassen von jenem wahren Rechtsboden, der sich wieder hergestellt hatte,

in weitem Umfange im Volke — das ist es, was England bedroht und neuen Krisen in nicht zu langer Zeit nothwendig entgegenführt.

Also wo jenes wahre, sittliche Leben des Staates noch irgend Gefäße findet zu circuliren, da wird auch in jeder Krankheit noch Reaktionsfähigkeit, d. h. Lebensmächtigkeit genug seyn, um einzelne Krisen und in ihnen neue Gesundheit heranzuführen — so lange aber die Krankheit selbst für Gesundheit gehalten wird, ist an Heilung nicht zu denken — und wer also meint, bloß mit irgendwelchen mechanischen, äußerlichen Mitteln eine übergreifende Staatsgewalt zu beschränken, der wird immer eine tiefere Krankheit hervortreiben — nämlich entweder die, daß sich die Staatsgewalt gegen die bloß äußerliche (also der Ehre des sittlichen Wesens des Staates und des Trägers der Staatsgewalt zu nahe tretende) Beschränkung auch durch äußerliche, nur feiner angelegte Mittel zu helfen sucht, wie wir diesen ganzen Unglücksprozeß an Louis Philipp's Regierung vor Augen haben; — oder aber sie wird nicht bloß beschränkt, sondern in ihrem innersten Leben gelähmt seyn, und dann der Staat zwar äußerlich noch einige Zeit scheinbar Bestand haben, aber innerlich verwesend und beim ersten Anstoß von außen machtlos in sich zusammenbrechen.

Kurz! das eigentliche Wesen und Leben des Staates ist ein sittliches und religiöses und alle Macht, auch die beschränkende im Staate, ist von Gott. Wo der Zug zu Gott schwach wird, wo die sittlichen Kräfte erlahmen, hilft kein äußerliches symptomatisches Behandeln und Quacksalbern gegen den Tod — wo diese Kräfte lebendig bleiben, kann man getrost den wildesten Strömungen entgegenschwimmen; es sind dann Entwicklungsfrankheiten, mit denen man es zu thun hat, nicht Zerstörungsfrankheiten. In der Macht des Geistes hat der Mensch ein Gegengewicht gegen alles Leid, gegen alles Unglück, gegen alle Verluste und Verwirrungen — in der Schwäche des Geistes lebt der Mensch dagegen von zufälligem Bettelbrot und wenn er auch eben Torte und Champagner zu sich nähme. Die Macht des Geistes aber ist eben der feste, klare Glaube an den innersten Grund der Persönlichkeit, an den dreieinigen Gott.

H. Leo.

Ueber Bibelfunden.

Ansichten und Erfahrungen.

Es ist in diesen Blättern meines Wissens dreimal ausführlicher von Bibelfunden die Rede gewesen. Im Jahrgange 1836 Nr. 83. wurde in dem Aufsatz: „Was geschieht in unseren Gemeinden für die Bibelerklärung? Was sollte geschehen?“ von einem Ungenannten der erste Impuls gegeben. Darauf antwortete in Nr. 102. Herr Dr. Kniewel mit einem Berichte: „Über die in Danzig seit dem Jahre 1833 eingerichtete prakti-

sche Bibelerklärung.“ Im Jahre 1848 sind die Bibelfunden in Nr. 103. unter Pastoralia mit besprochen worden. Ich nehme jetzt den Gegenstand auf ausdrückliche Aufforderung der Redaktion noch einmal auf, meiner Neigung nach will ich lieber Bibelfunden halten, als darüber schreiben. Aber der Herr Herausgeber schreibt mir, es werde von vielen Seiten geflagt, daß die Theilnahme daran, die Anfangs überall in so erfreulicher Weise sich zeigte, im Abnehmen begriffen sey, und die Schuld nicht bloß an den Hörern, sondern auch zum Theil an den Lehrern liege. Diese sollen denn auch vorzugsweise im Folgenden ihre Lektion bekommen. Bei uns in der Provinz Sachsen ist der Stand der Bibelfunden noch tiefer: hier ist nicht sowohl über den Verfall derselben, sondern darüber zu klagen, daß sie noch gar nicht aufgerichtet sind. Es gibt Städte mit sechs bis acht, Diöcesen mit zwanzig bis dreißig Geistlichen, wo noch nie Einer eine B. St. gehalten hat. Wir stehen also im Allgemeinen noch vor dem Ob. — „Bibelfunden? Wir haben ja die geordnete kirchliche Predigt.“ Ja. Die B. St. soll diese auch nicht beeinträchtigen, sondern ergänzen.

Das Erste, was wir von ihr sagen, ist: Sie sey keine Predigt. Aber unsere evangelische Predigt hat seit Jahrhunderten nach einer Ergänzung verlangt, auch die von Orthodoxie durch und durch gesättigte des siebzehnten Jahrhunderts. Spener führte die collegia pietatis, die colloquia biblica, die kirchlichen Katechismus-Examina ein; sie sollten den Inhalt der Predigt Kopf und Herzen näher bringen, Mißverständnisse wegräumen u. s. w. Erstere blieben etwas rein Persönliches, aber man kann auch bei den letzteren kaum von einer Einführung sprechen, sie haben in den Städten gar keinen Raum gewonnen, und auf dem Lande sind sie auch trotz aller Verfügungen und Excitationen der Consistorien kein Glied des kirchlichen Organismus geworden, sondern kommen nur sporadisch, oder nur mit Kindern, und mit Erwachsenen meist in ganz verkümmelter Gestalt vor.

Die Predigt ist Auslegung des göttlichen Wortes. Die neuere Predigt ist es mehr und mehr wieder geworden, wir haben mit dem Naturalismus und Rationalismus einen guten Theil Ballast von Abstraktheit, Sentimentalität und Rhetorik über Bord geworfen. Natürlich, eine Geistlichkeit, welche mit ihrem Bewußtseyn halb, dreiviertel oder noch mehr außerhalb der Schrift stand, konnte dieselbe in Predigten nur noch brockenweise gebrauchen, als geschichtlichen Beleg zu ihren „Vorträgen.“ Mit dem neu erwachten Glaubensleben hat auch das Predigtweisen in der Deutsch-Evangelischen Kirche einen bedeutenden Umschwung erfahren, die Predigt ist wieder Predigt, ein lebendiges Zeugniß aus dem göttlichen Worte geworden; sie wird aus diesem herausgearbeitet, dieses nicht in sie hineingeflickt. Das freie Wort des Predigers ist wieder ein Ausfluß aus dem gegebenen Schriftworte geworden, wie der Bach aus der Quelle kommt. Von der geht die Predigt aus, der Geist versenkt sich hinein in die Erklärung, und kommt dann

heraus und beleuchtet und durchzieht alle Gebiete des Lebens mit der eruirten, erkannten Wahrheit, zeigt den Herzen und Gewissen sie auf als etwas Bleibendes und Nöthiges, bietet sie in lebendigem Zeugnisse zur Annahme dar. Aber auch diese Predigt fordert noch ein Complement. Es muß bei der Auslegung in der Predigt Vieles bei Seite gelassen, es kann nicht jedem Gedanken, jedem Worte des Textes Rechnung getragen werden. Die Heilswahrheit wird oft von der Quelle weit weg in die vielen verschlungenen Wege des Glendes und der Sünde geleitet, darüber bleiben einzelne Partien des Textes unerörtert liegen. Da tritt nun die B. St. als eine Ergänzung ein. Sie ist auch Auslegung des göttlichen Wortes, hat, wie die Predigt, auch die beiden Momente der Erklärung und Anwendung, aber in anderem Verhältnisse und anderer Weise. Die Auslegung geht bei der Erklärung Vers für Vers, Satz für Satz, Wort für Wort, es wird, wie Dr. Luther sagt, an jedem Ästlein und Zweige angeknüpft, um zu wissen, was daran ist. Die Applikation ist auch da. Aber nur was sich unmittelbar ergibt wird gegeben. Man geht nicht so weit weg in die Welt, das Leben und seine vielgestaltigen Verhältnisse hinein, man kehrt schneller wieder zur Quelle zurück, um sie möglichst auszuschöpfen. Jedes Wörtlein kommt zu seinem Rechte. Es leuchtet ein, daß auch die biblische gläubige Predigt der B. St. bedarf, die unbiblische rationalistische bedarf derselben freilich noch viel mehr: allein der Rationalismus kann sich auf dieses Gebiet gar nicht wagen, und wird es auch nicht. Da geht es eben schlecht, sich um Wunder, Teufel, Gottheit Christi herumzudrücken und Seitenschwenkungen zu machen. Aber der größte Theil unserer Gemeindeglieder hat lange Jahre so über das Wort Gottes hin, oder gradezu ihm entgegen predigen hören, darum thut ihm diese Weiße doppelt Noth. Hat die B. St. für alle Zeit ihre Bedeutungen, so für die jetzige Zeit der Kirche eine ganz besondere. Das häusliche Bibellesen ist fast ganz abgekommen, es ist in dem allgemeinen Verfall der Frömmigkeit mit verfallen. Ich ging bei Einrichtung der B. St. davon aus, sie so zu halten wie etwa ein Hausvater im Kreise der Seinigen es machen sollte und könnte. Allein damit wurde es nichts. Unser Volk ist durch und durch von der Aufklärung angefressen, der Zweifel ist epidemisch geworden, und darum sind selbst kirchlich und wohlgesinnte Gemeindeglieder vom häuslichen Bibellesen abgekommen, weil sie überall auf Dinge stoßen, die allgemein angezweifelt sind, die sie für ihre Person nicht aufgeben möchten, die sie aber auch nicht festzuhalten wissen. Es hilft nichts, es schadet, sich unbefangen zu stellen, wir sind es einmal nicht mehr. Es muß bei vorkom-

mender Gelegenheit, und die wird oft seyn, Polemik und Apologetik eintreten, es müssen, wie Luther sagt, die Klöße aus dem Wege geräumt, es muß gezeigt werden, daß die Bibel sich nicht zu verstecken braucht vor der Weisheit der Zeit, daß sie die wahre Weisheit und Vernunft enthält. Da lernen sich die verzagten Getreuen aufrichten, man gibt ihnen Muth in's Herz und Waffen in die Hand gegen die kräftigen Irrthümer der Zeit. Bald nachher, als ich in der B. St. 2 Cor. am 3. ausgelegt, kommt eine Besucherin derselben mit einem Ungläubigen zusammen. Der führt in der gewöhnlichen mißbräuchlichen Weise Vers 6. an, da nimmt die Frau aber die in der B. St. gegebene rechte Auslegung und Bestreitung der falschen und schlägt den Feind so vollständig, daß er kein Wort mehr sagen kann. Dieselbe Frau, die von Kindesbeinen an gegen fünfzig Jahre den Sonntag geheiligt und den öffentlichen Gottesdienst regelmäßig besucht hat, hat mir erklärt, sie habe in einigen Jahren in den B. St. mehr an Erkenntniß und Verständniß gewonnen, als durch alle ihr Lebtag gehörten Predigten.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Pommern. Wenn es in dem, in Nr. 54—58. der Ev. R. Z. enthaltenen, Berichte über die diesjährige Missions- und Pastoral-Conferenz zu Berlin am Schlusse heißt:

„Hierauf fand noch eine besondere Besprechung derjenigen Berliner Geistlichen, welche an dem Leichenzuge der Barrikadenmänner im vorigen Jahre sich theilgenommen hatten, mit den auswärtigen Geistlichen statt, welche an dieser Theilnahme Anstoß genommen, und es wurde ausgesprochen, daß die Letzteren durch die von den Ersteren gegebenen Erklärungen sich zufrieden gestellt fühlten“ — so sieht sich der Unterzeichnete, welcher bei der erwähnten Besprechung zugegen war, gewissenshalber zu der Erklärung veranlaßt, daß jene Bemerkung wohl nur auf einem Mißverständnisse beruhen kann, da seines Wissens die dort behauptete Zufriedenstellung in keinerlei Weise erreicht worden ist. Zugleich kann derselbe, so schmerzlich es ihm auch ist, diese Angelegenheit nochmals berühren zu müssen, dennoch nicht unterlassen, hinsichtlich des in Nr. 53. dieser Zeitung mitgetheilten „Sendschreibens des Herrn Pred. Dr. Henry“, sich in tiefer Wehmuth dahin auszusprechen, daß auch die in dem gedachten Sendschreiben enthaltene Rechtfertigung der Theilnahme an jener Leichenbestattung ihn keineswegs zu einer Veränderung seiner schon früherhin darüber öffentlich ausgesprochenen Überzeugung hat bewegen können.

Wustrow, den 27. Juli 1849.

G. Knaf, Pastor.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 11. August.

N^o 64.

Ueber Bibelstunden.

Aufsichten und Erfahrungen.

(Fortsetzung.)

Bei der Beantwortung des Ob sind wir schon auf das Wie eingegangen; treten wir ihm aber noch etwas näher, wie wohl es schwer zu beschreiben ist. Es kommt zunächst auf eine genaue Erklärung des Einzelnen an, auf Wort- und Begriffserklärung, Auseinanderlegen der Sätze, Bestimmung des Verhältnisses der Sätze unter einander, was alles in der Predigt nicht so gegeben werden kann, wenn sie Predigt bleiben, wenn sie nicht in der Formlosigkeit untergehen soll. Wir wollen an Beispielen zu zeigen suchen, wie wir es meinen. Wir haben die in mancher Hinsicht trefflichen Werke von Besser und Williger. Es sagen Manche, die Bibelstunden halten, der Ton der Auslegung darin sey zu hoch, man müsse noch mehr herabsteigen. Ich stimme besonders in Bezug auf Williger bei. Aber man muß auch nicht vergessen, was Besser selbst in der Vorrede sagt: „Es ist gar etwas Anderes, die Schrift in der Gemeinde auslegen, und Schriftauslegung für die Gemeinde schreiben. Was einem der Herr in der Gemeinde, für sie und durch sie, schenkt — man hat es oft hernach am Schreibtische nicht mehr, und wieder machen läßt sich's nicht.“ Unter diesem wird gewiß auch ein weit noch größeres, liebevolles Herabsteigen zu den Schwachen und Einfältigen seyn. Man begegnet bei Besser in dem Texte, bei Williger unter dem Texte zu Zeiten einer Worterklärung. Wird diese nun während des Lesens des Textes eingeschoben, so verfliegt sie für die Reissen. Sie muß ein Stück der Auslegung seyn; die zu erklärenden Wörter müssen noch einmal gelesen und hervorgehoben werden. Oft nimmt das Werk von Williger den Charakter von Betrachtungen über die Bibel an, und läßt es an den nöthigen Wort-, Sach- und Sacherklärungen und Zerlegungen fehlen. Wir nehmen gleich den Anfang der Apostelgeschichte Cap. 1. V. 1—3. Alles, was Williger darüber sagt, ist dieses: „Die zweite Rede, welche der Evangelist an seinen lieben Theophilus (Evang. Luc. 1. V. 3.) thun will, knüpft er so eng an seine erste im Evangelium an, daß er die dort bereits erzählte Geschichte der Himmelfahrt Jesu hier noch einmal und zwar ausführlicher erzählt. Die Himmelfahrtsgeschichte wird also in der Schrift nicht so nebenher behandelt, wie dies so häufig nicht nur von den Ungläubigen, sondern auch den Halbgläubigen unserer Tage geschieht. Während diese jene Geschichte am liebsten zu einem Phantastengemälde, zu einer schönen Dichtung umstempeln möchten, so erscheint sie durch besondere Führung an der Spitze des Buches, welches lauter Thatfachen enthält, die man unmöglich als Dichtungen bezeichnen kann, ja,

an die sich die doch gewiß nicht erdichteten Thatfachen der Kirchengeschichte bis auf diesen Tag auf's Engste knüpfen. Es ist nicht genug, der heutigen Zeit einzuschärfen, daß wir nicht einen bloß geistigen Christus haben, welcher für uns Kinder von Fleisch und Blut kein Heiland seyn könnte, sondern daß er auch nach seiner Auferstehung und grade da erst recht sich seiner Leibesgestalt freuet, weil sie nun den Tod überwunden hat und das Werkzeug des Herrn Jesu zu einer rechten Vereinigung mit den Seinigen geworden ist. Der Heiland hat nach seiner Auferstehung sich nicht nur seinen Jüngern gezeigt, nicht nur mit ihnen gegessen und getrunken (Luc. 24, 39 ff.), nicht nur sie mit einem oder dem anderen Wörtlein gegrüßt, sondern er hat sich auch mit ihnen unterhalten vom Reiche Gottes und, wenn wir auch nicht annehmen dürfen, daß er die vierzig Tage ununterbrochen mit ihnen gewesen ist, so hat er doch gewiß über seine Reichs-sache ausführlicher nun mit ihnen reden können, als vor seinem Tode. Nun konnten sie, was er ihnen zu sagen hatte, tragen (Joh. 16, 12.), nun brauchte er nicht mehr durch Sprüchwort mit ihnen zu reden (Joh. 16, 29.), er hatte ihnen ja auch schon die Erstlinge seines Geistes bei den ersten Begrüßungen nach seiner Auferstehung ertheilt (Joh. 20, 22.). Seine jetzigen Reden mit ihnen, welche sie nun wenigstens anfangen zu verstehen, sollten ihnen die zukünftigen um so gewisser machen, da er nicht mehr sichtbar mit ihnen wandeln, sondern ohne das Mittel äußerlich verständlicher Rede unmittelbar durch seinen Geist mit ihnen reden und sie in die ganze Wahrheit einleiten wollte (Joh. 16, 13.).

Es kann Jemand diese Auslegung an sich verstanden haben, aber er ist doch nicht in den Text und seine Einzelheiten eingedrungen, es kann ihm noch Manches darin dunkel geblieben seyn; ich würde es in der B. St. etwa so auslegen.

Die erste Rede habe ich zwar gethan. — Erste Rede, erste Erzählung, erstes Buch, das Evangelium des Lucas; die Apostelgeschichte ist die zweite Rede. Zwar gethan, gemacht, verfasst. Auf ein „Zwar“ folgt sonst ein „Aber,“ das kommt jedoch hier nicht. Lucas hat den Satz: „Die zweite Rede thue ich aber jetzt“ — im Sinne gehabt und im Sinne behalten. Er hat ihn nicht ausgesprochen, weil die Erinnerung an sein Evangelium, an die erste Rede, ihn so mit Gedanken erfüllte, die sich hervordrängten, daß wirklich in unseren Versen kein Mägdchen bleibt, wo jene Worte mit dem Aber Raum hätten. Wir können uns also das Zwar ganz wegdenken. Lieber Theophile. Die A. G. ist ein Buch an einen einzelnen Mann gerichtet, wie manche Briefe Pauli, ein großer Brief an Theophilus. Theophilus, auf Deutsch Gottlieb, derselbe, dem auch das Evangelium des Lucas gewidmet ist. Er ist uns sonst gar nicht bekannt. Aus der Anrede Luc. B. 1—3.: guter, das

heißt edler, angesehener Theophilus, können wir nur so viel schließen, daß er von hohem Stande war. „Von alle dem — ward.“ Hier gibt Lucas kurz den Inhalt seines Evangelii an. Alle ist nicht so streng zu nehmen nach Joh. 20, 30. Thun und Lehren dagegen sagt eigentlich zu wenig. Der Evangelist gibt bloß zwei Hauptstücke an, er übergeht z. B. ganz die Geburt, die doch auch im Evangelio von ihm erzählt wird; das Leiden, das alle Evangelisten sehr ausführlich erzählen, kann man im Thun mit inbegriffen finden. Christus litt nicht, wie wir gewöhnlich, weil er mußte, wider seinen Willen, sondern weil er wollte, aus Gehorsam gegen seinen Vater. Sein Leiden war eine That und darin liegt seine verdienstliche und stellvertretende Kraft. Anfang — bis an den Tag u. f. w., bis an den Tag seiner Himmelfahrt. Er fing an, zu thun und zu lehren während seines Lebens auf Erden, sein Thun und Lehren ging fort durch die Apostel und in seiner Gemeinde bis auf den heutigen Tag. Er wurde aufgenommen in den Himmel, nachdem er u. f. w. Vor der Himmelfahrt that er noch Anderes. Er that den Aposteln Befehl (Luc. 24, 44 ff.), das Evangelium zu predigen. Sie waren nun nicht mehr Jünger, sie waren durch den heiligen Geist erwählt als Apostel, untrügliche Lehrer und Leiter der Gemeinde. Welchen er u. f. w. Das Alles geschah nach seinem Leiden und Sterben, wobei die Schaar der Zwölf auch gesichtet und geläutert ward, in den vierzig Tagen zwischen seiner Auferstehung und Himmelfahrt. Und zwar so: Er stellte sich ihnen lebendig dar durch mancherlei Erweisungen, mit vielen Beweisen und Kennzeichen, er erhob seine Auferstehung über allen Zweifel. Aber sein Umgang mit ihnen war ein anderer, als vor seinem Leiden und Sterben. Er ließ sich sehen unter ihnen, er kam und ging, er blieb nicht immer bei ihnen. Sein Umgang mußte ein anderer seyn der Beschaffenheit seines Leibes wegen, der in der Auferstehung den Anfang der Verklärung erfahren hatte, die in der Himmelfahrt vollendet wurde. Die Jünger mußten aber auch inne werden, daß nun ein ganz neues Verhältniß eintrete, daß ihre Gemeinschaft mit ihm nun eine unsichtbare durch den heiligen Geist werden solle. Und redete mit ihnen vom Reiche Gottes. Das war der Zweck seiner Offenbarung nach seiner Auferstehung, nun viel deutlicher als vorher davon zu reden. Es waren ja nun auch viele Vorurtheile den Jüngern geschwunden, sie hatten die Erstlinge des Geistes und damit den Apostelberuf erhalten. Die von Williger gegebenen Gedanken über die Himmelfahrt sollen nicht ausgeschlossen werden, es kam nur darauf an zu zeigen, wie die B. St. in das Einzelne eingehen soll, das ist ja grade ein Hauptzweck dabei. Man gehe nur nicht von vorn herein auf Erbauung im engeren Sinne, Askese und Salbung aus. Es thut zunächst bei der furchtbaren Verblendung und Unwissenheit die Erkenntniß noth.

Wir haben die Zeit einer heillosen Begriffsverwirrung, einer sentimental, verwaschenen, begriffslosen Predigtweise — ach! daß wir sagen könnten: gehabt. Es hat Mancher in dreißig Jahren beim fleißigsten Besuche des Gottesdienstes nicht Ein Mal gehört, was Gnade, Gerechtigkeit, Sohn Gottes, geistlich

arm u. f. w. heißt, da muß nun die B. St. eintreten und aufklären. Man begnüge sich aber nicht, bei 1 Cor. 1, 17. 18. zu sagen: Kreuz Christi ist so viel als Tod Christi. Wie geschieht das? Man verschmähe in dieser Beziehung nicht die Erläuterungen einer guten Concordanz. Es ist nöthige Weisheit für unsere Zeit. Ferner eile man nicht so sehr, eben weil man es mit Kindern am Verständniß zu thun hat. Man klopfe fleißig an jedem Zweiglein, man streiche es dem Volke recht aus, wie Luther anderwärts sagt, sehe das Verhältniß zum Vorhergegangenen und Nachfolgenden genau an, setze und wende die Worte hin und her, nehme es mit Conjunctionen und Präpositionen genau. Röm. 8, 31. setzt der Apostel den Fall: Ist Gott für uns. Wir wollen einmal den anderen setzen: Ist Gott wider uns u. f. w. 1 Cor. 1, 10. enthält die Ermahnung, wie sie da steht, vier Punkte: einerlei Rede führen und keine Spaltung unter einander seyn lassen, festhalten an einander in einem Sinne und einerlei Meinung. Die letzten Momente sind die ersten. Erst Ein Sinn; wo der ist, gibt's einerlei Meinung. Wo Sinn und Meinung Eins sind, kann auch erst die Rede einerlei seyn, und die Spaltungen sind weg. — Wer scheidet, der unterscheidet, und wer unterscheidet, der begreift. Ich sehe in meine Handbibel nach Exempeln, da fällt mir in die Augen Joh. 5, 8. Es steht von Jahren her von den B. St. so da: „Jesus spricht zu ihm: 1. stehe auf, 2. nimm dein Bette, 3. und gehe heim.“ Das ist weiter gar nichts, und doch sehr viel; man ließ über so ein Wort leicht hin, und findet eben weiter nichts darin. Durch dieses einfache Bezeichnen und Zerfällen in 3 entwickelt sich aber sein Inhalt, es tritt eine Steigerung hervor, es wird die Größe des Wunders recht offenbar. In diesem Zerlegen des Wortes kann man viel vom alten Christoph Stärke in der Synopsis lernen. Dasselbe thut man mit ganzen Abschnitten. Durch ihre Zerlegung und Fassung unter 1. 2. 3. u. f. w. stellt man grade den Zusammenhang recht her. — Luc. 13, 24—30. Da steht ad marginem von der B. St. her: 1. (Ermahnung) B. 24., 2. (Drohung) B. 25—28., 3. (Weissagung) B. 29. 30. So wird Alles in diesem Abschnitte zurückgeführt auf die Frage B. 23., und zwischen den vielen einzelnen Wort- und Sacherklärungen hindurch der Zusammenhang erhalten. Bei Ephes. 4, 22—30. finde ich folgende Rubricirung der zahlreichen Ermahnungen, und kann mir daraus heute, nach Jahren, zum Theil die B. St. herstellen: I. 1. B. 22., 2. B. 23., 3. B. 24. II. 1. B. 25., 2. B. 26. 27., 3. B. 28., 4. a. B. 29., b. B. 30., 5. a. B. 31., b. B. 32. Man erschrecke nicht davor, dieses Gerippe kommt so nicht in der B. St. zum Vorschein, es ist mit Fleisch und Blut umzogen, aber nöthig, damit dieses nicht in einen großen Brei zusammen gehe.

Wir haben aber gesagt: Die B. St. sey keine Predigt. Das heißt also zuerst: Sie muß mehr seyn als die Predigt, liebevoller, genauer auf das Einzelne ein- und Schritt vor Schritt, Vers vor Vers, Satz vor Satz, Wort vor Wort gehen. Dann heißt es zweitens: Sie muß weniger seyn als die Predigt, weniger Ausführung, weniger Anwendung und Paränese, weniger weit die Digressionen. Ich halte es für einen Fehlgriß,

wenn ein Amtsbruder über einen Vers beinahe eine Stunde in der B. St. gesprochen hat. Das heißt Predigen. Man fürchte deshalb nicht, trocken zu werden. Die B. St. muß noch in einer Beziehung mehr geben, und kann es, als die Predigt, es muß ein großes, reiches, concretes, historisches Material in sie hineingebracht werden. Bei 2 Cor. 6, 9.: „Als die Sterbenden und siehe wir leben“ wird erinnert, daß es Scriver's und Nienemann's Wahlspruch gewesen. Bei Matth. 11, 28. an Friedrich's des Weisen, Joh. 3, 16. und 8, 51. an Dr. Luther's, Joh. 11, 3. an Joh. Heermann's und Gellert's Sterbebette. Bei Matth. 7, 13. 14. an die Befehrung von Titus Klose, bei Matth. 16, 26. an die von John Williams. Bei Luc. 10, 20. daß Val. Herberger sich diese Worte zu seinem Leichentexte mit der Eintheilung bestellte: 1. der Schreiber, 2. die Tinte, 3. die Feder, 4. das Buch, 5. die Schrift. Bei Röm. 4, 5. daß es der Text von J. E. Kiesling's in Nürnberg Grabrede gewesen, den er sich selbst gewählt, und dasselbe Wort, das fast sechzig Jahre vorher in der Kinderlehre bei Rehberger die erste Veranlassung zu seiner Erweckung geworden war u. f. w. u. f. w. Bei Röm. 3, 24. kommt das Lied: „Es ist das Heil uns kommen her ic.“ bei Luc. 18, 13. „O König, dessen Majestät ic.“ bei Hebr. 10, 36. „Geduld ist euch vonnöthen ic.“ bei Röm. 8, 31—39. „Ist Gott für mich, so trete ic.“ bei Philipp. 1, 21. „Christus, der ist mein Leben ic.“ u. f. w. u. f. w. Sie werden dabei mit ausgelegt, wenn auch nur theilweise, und dienen wieder zur Auslegung des Textes. Bei 1 Joh. 4, 18. wird zur Erklärung Luther's Erklärung des ersten Gebotes, bei Hiob 10, 12. das „Und noch erhält“ des ersten Artikels zur Hülfe genommen. Bei 1 Petr. 1, 18. 19. nicht vergessen, daß es in die Lutherische Erklärung des zweiten Artikels eingeflochten ist, und bei Tit. 3, 5., Röm. 6, 3. 4. u. f. w., daß sie im vierten Hauptstück als Beweisstellen der vorgetragenen Lehre angezogen sind. Bei 1 Joh. 1, 2., Joh. 3, 16., Jes. 54, 10 u. f. w. daß es in der Liturgie Sprüche nach dem Sündenbekenntniß sind und warum? bei Gal. 6, 10. wird das auch Gläubigen oft Anstößige: „vorzüglich deinen Gläubigen“ in Kirchengebete gerechtfertigt. Und nicht zu vergessen die Parallestellen, Schrift mit Schrift zu erklären, wie man mit einem Lichte das andere anzündet und helle macht. Es ist also eigene Schuld, wenn jenes nothwendige Gerippe und Gerüste sichtbar wird, es ist Fleisch und Blut und Stoff genug vorhanden, sie zu überkleiden. Besser bittet in der Vorrede um Verzeihung in Bezug auf die eingewobenen Geschichten und die besonders aus Luther's und Anderer Schriften mitgetheilten Stellen; er habe sie hiemit öffentlich und Dank und Lob dazu. Es erschrickt aber vielleicht Mancher und denkt: wo soll dieses Material hergenommen, wie soll es gewonnen und behalten werden? Es sieht viel schwerer aus, als es ist. Freilich wird vorausgesetzt, daß Einer noch andere Commentare studirt habe und hat, als Künöl, Rosenmüller, oder auch Friszsche, und andere Predigten als von Röhr, Bretschneider, oder auch Reinhard. Das kann ja aber wohl jetzt mit Recht von einem evangelischen Geistlichen verlangt werden, daß er an Luther's, der Reform-

matoren und der theuren Lutherischen Väter Brust gelegen. Sind uns ja diese Schätze jetzt wieder fast alle geöffnet. Triffst nun die Reihenfolge in der B. St. eine Periscope, Evangelium oder Epistel, so sind einfach die betreffenden Postillen nachzusehen, und da wird sich fast immer etwas zur Mittheilung Geeignetes finden. Wir sollten auch bei unseren Predigten nicht so vornehm thun, als ob wir die Ersten wären, die den Text auszulegen, abzuräumen und den Schacht anzulegen hätten. Wir sollten bei der Meditation und in der Predigt selbst viel mehr rekurriren auf die großen schon ausgebeuteten Schätze, und mit ihnen uns und die Gemeinde bereichern. Statt dessen thun wir fast immer, als ob noch niemals über den Text gepredigt worden wäre, und sind darum oft so arm aus Trägheit und Bettelstolz. Gehen wir aber ein auf die Reihe von Zeugen darüber und Zeugnissen daraus, so treten wir mit der Gemeinde ein in eine große Gemeinschaft von Lehrern und Lernenden aller Zeiten der Kirche, an denen die eigenen Herzen entzündet und brennend gehalten werden, wie einzelne Kohlen an einem glühenden Haufen.

Ich komme in der B. St. zu Röm. am 16.; schon fürchte ich, sie wird etwas dürftig werden, da schlage ich zum Glück noch den alten Nieger nach, und der weist von den Grüßen des Apostels in den dritten Artikel, die Gemeinschaft der Heiligen, hinein. Nun bekommt das Ganze Fülle und Leben, es wird an den sechzehn Versen nach und nach eine Seite der Gemeinschaft der Heiligen nach der anderen, der Glaube, das Leben, die Liebe, die Arbeit, Freude und Leid, Kampf und Sieg entwickelt; und ein Zuhörer, der mir nachher gestand, er habe anfänglich dieselbe Furcht gehabt, wie ich selbst, bekennt mit Freuden, es sey ihm lange keine B. St. so gesegnet gewesen. Das hatte aber nächst dem Geber aller guten Gaben der alte Nieger mit seiner Bemerkung gethan.

Jene wörtlichen Anführungen von Stellen aus den Kirchenvätern, Luther, den Lutherischen Vätern eignen sich aber in der B. St. noch mehr, als in der Predigt. Man kann dabei zugleich, was in der Predigt gar nicht recht thunlich ist, sich bekannt machen mit unserer jetzt wieder neu gewordenen alten apostolischen Literatur, mit Thomas a Kempis Nachfolge Christi, Luther's Hauspostille, mit dem biblischen Spruch- und Schatzkästchen aus Dr. Luther's Schriften vom seligen Schienermeier in Stettin (neu aufgelegt Neutlingen 1835), J. Arndt's wahrem Christenthum, J. Müller's geistlichen Erquickstunden, desselben himmlischem Liebesfuß, Noos Hausbuch u. f. w., und den Vereinen und Anstalten, durch welche diese Schriften jetzt meist wieder zu haben sind.

Zur Unterstützung der eigenen Kenntniß ist bei den einzelnen Stellen einfach das Sach- und Spruchregister, das die meisten dieser Werke haben, das Spruchverzeichnis in Glaser's Erzählungen, Wölb ling's christlichen Geschichten nachzuschlagen, die bezüglichlichen Bibelanekdoten und Geschichten, und das Spruchverzeichnis zum Berliner Liebeschatz, um die einschlagenden Stellen aufzufinden.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Kanton Waadt.

Die Correspondenten der *Ev. R. Z.* aus dem Waadtlande haben, man muß es bekennen, seit vielen Jahren eine sehr unersreutliche Arbeit. Sie müssen es immer von neuem berichten, daß die Feindschaft gegen das Evangelium von Seite des Volkes und der Regierung fortbauert und eher im Steigen begriffen ist. Wie sagen die Feindschaft gegen das Evangelium, denn bei der Verfolgung gegen die Freie Kirche ist das Evangelium selbst im Spiel. Früher, als die Nationalkirche noch ungetheilt da stand, richtete sich der Sturm gegen die erweckten Christen, ihre Unternehmungen, Vereine und Versammlungen (*oratoires*), jetzt, da die meisten derselben sich an die Freie Kirche angeschlossen haben und sich überhaupt die religiöse Bewegung in derselben gleichsam verkörpert hat, wird diese Kirche besonders angefeindet. Volk und Regierung haben das dunkle Gefühl, daß die reine Bibellehre im Kanton Waadt nur noch an der Freien Kirche einen festen Halt- und Mittelpunkt hat. Diese Kirche ist es, welche ihren atheïstischen und socialistischen Gelüsten noch einen Damm entgegenstellt, während sie mit der geknechteten und entwürdigten Staatskirche bald fertig seyn würden.

Im März d. J. hat die periodische Erneuerung des Großen Rathes stattgefunden, das Ergebnis der Wahlen war aber eine Verstärkung des Radikalismus. Es kam also Niemandem unerwartet, daß diese Behörde am 7. Juni ein neues Verbot gegen die Versammlungen der Freien Kirche mit bedeutender Stimmenmehrheit annahm. Die Strafen sind wie früher. Diejenigen, welche für solche Versammlungen ihr Haus hergeben, müssen 50—100 Franken Buße bezahlen, dem Kanton fremde Zuhörer werden aus dem Lande vertrieben (wie es schon für Baiern und Engländer im vorigen Jahre geschehen ist, während man die abscheulichsten Demagogen, wie z. B. einen Heinzen, frei herumlaufen läßt!!); die Prediger werden auf ein Jahr in ihre Heimathsgemeinde verwiesen. Etwas Neues ist doch hinzugekommen, die Bestimmung nämlich, daß die Beamten, welche dem Gottesdienst der Freien Kirche beimohnen, ihre Stelle verlieren. So weit ist es in dem sich liberal nennenden Kanton Waadt gekommen! In der Diskussion wurden die längst bekannten Argumente vorgebracht, mit deren Wiederholung ich Ihre Leser nicht ermüden mag. Nur dies ist zu bemerken, daß die Gegner der Freien Kirche sich einigermaßen auf ein neues Terrain stellten. Sie wagten es nicht mehr, das Princip der Religionsfreiheit *in abstracto* anzugreifen, behaupteten aber, dieses Princip finde in dem gegenwärtigen Falle keine Anwendung, weil es sich ja nicht um kirchliche, sondern um politische Fragen handle, die Freie Kirche entspreche eigentlich keinem religiösem Bedürfnis, ihre Lehre sey ja mit der der Nationalkirche ganz identisch u. s. w. Den Lesern der Kirchenzeitung, welche sich seit einer Reihe von Jahren mit der religiösen Bewegung in der Waadt vertraut gemacht haben, braucht man nicht erst zu beweisen, wie ungegründet eine solche Behauptung sey. Was die Lehre betrifft, so hat die Freie Kirche in der That die Lehre der alten Nationalkirche, die in der helvetischen Confession enthaltene, beibehalten; hingegen die jetzige Nationalkirche hat dieselbe fahren lassen, sie hat gar kein bestimmtes Bekenntniß mehr, sie gründet sich eigentlich auf dem Princip der Bekenntnißlosigkeit, und bereits sind Rationalisten, Socinia-

ner und andere Irrlehrer in dieselbe eingedrungen. Die Redner nun, welche im Großen Rathe immer wieder die Behauptung vorbringen, die Freie Kirche sey eine politische Kirche, wissen sehr wohl selbst, daß dies eine reine Lüge ist — aber, mit der Lüge regiert ja der Radikalismus allenthalben, Lüge ist seine vornehmlichste Waffe. Ja, man hat sich nicht gescheut, in der Einleitung des neuen Verbots diese Lüge schwarz auf weiß drucken zu lassen. Sie lautet also: *Considérant que les réunions religieuses en dehors de l'Eglise Nationale ont en général un caractère politique, étranger au besoin religieux u. s. w. — ces réunions sont interdites dans tout le canton u. s. w.*

Ja wirklich, es erfordert ein nicht geringes Maß von Selbstüberwindung und Selbstverlängerung, um solche Schmähungen geduldig zu ertragen, es ist schmerzlich zu sehen, wie man das arme Volk verblendet und von dem einzigen Wege abwendet, auf welchem es Licht, Frieden und Heiligung finden könnte. Aber die Freie Kirche wird sich immer befehligen, im Geiste der Liebe und der Mäßigung, wie im Geiste der Kraft und des Glaubens auf der einmal betretenen Bahn fortzuwandeln. Die Synode hat einstimmig beschlossen, alle Gemeinden einzuladen, ihren Gottesdienst ja nicht einzustellen. Die Pflicht ist uns durch *Act. 5, 29., Dan. 6, 1—11.* ganz deutlich vorgezeichnet; darüber kann man keinen Augenblick in Zweifel seyn.

Bis jetzt hat es zwar den Anschein, als ob man das neue Verbot mit weniger Strenge handhaben wollte als die früheren. Es ist wohl möglich, daß ein gewisses Gefühl der schreienden Ungerechtigkeit und Unliberalität ihres Verfahrens unsere Magistrats von Zeit zu Zeit anwandelt, nur haben sie noch nicht genug Muth und Charakterfestigkeit, um ihre Maßregeln offen und vollständig zurückzunehmen. Immer hängt es von ihrer Laune ab, der Verfolgung wieder freien Lauf zu lassen. Noch muß ich Ihnen melden, daß die so schöne und würdige Eingabe der Berner Geistlichkeit an ihre Regierung (s. Decemberheft Nr. 102. 103.) von der letzteren abgewiesen worden ist. Die Radikalen in Bern achten es wohl nicht der Mühe werth, sich um der elenden Sache der Religionsfreiheit willen in die Angelegenheiten ihrer Waadtländischen Freunde einzumischen.

Noch vor einem Jahre hatten die Geistlichen der Nationalkirche auch im Waadtlande gegen die Verfolgung protestirt. Dem neuen Verbot gegenüber haben sie aber, so viel man weiß, geschwiegen. Auch die Besten unter ihnen haben sich nach und nach ein sehr bequemes System zur Beruhigung ihres kirchlichen Gewissens gemacht. Sie behaupten, daß wenn man sie nur nicht verhindert auf ihrer Kanzel, in ihrer Gemeinde das Evangelium zu verkünden, sie sich über das, was im Lande überhaupt geschehen mag, gar nicht zu kümmern brauchen, gar nicht, ob man ihnen Rationalisten oder Bauchdiener zu Mitarbeiter gibt, gar nicht, ob man die Anhänger der Freien Kirche verfolgt. Will man sie auf solche empörende Zeiterscheinungen aufmerksam machen, so erhält man meistens zur Antwort: „Dies geht mich nichts an!“ Nichts wird in unseren Tagen mehr vergessen, als das Princip der Solidarität in kirchlichen Dingen. Allein das eben erwähnte System führt geradezu zur Selbstauflösung der Kirche. Mit welchem Herzen kann man dabei noch sprechen: „Ich glaube eine heilige allgemeine christliche Kirche?“

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 15. August.

N^o 65.

Die Leichenbestattung der Märzhelden.

Herr Prediger Dr. Henry nennt es in seinem Sendschreiben über diesen Gegenstand einen großen Gedanken der am 21. März 1848 ausgesprochen worden: es solle ein Friedensfest gefeiert werden, die Leichen von beiden Seiten in dasselbe Grab gesenkt, und alle Leidenschaften, alle Rache und gegenseitige Wuth mit hinein. Dieser „Friedensgedanke“ sey „der erste Lichtstrahl“ gewesen in jener finsternen verheerenden Zeit.

Der Laie, der diese Zeilen schreibt, war am 21. und 22. März 1848 in Berlin, und ist bei der Besprechung über diese Leichenbestattung gegenwärtig gewesen, welche am 7. Juni d. J. unter einigen auswärtigen und einigen Berliner Geistlichen stattfand. Einer von diesen, der seine und seiner Amtsbrüder Theilnahme an der Feier entschuldigte, schilderte die freche Verherrlichung des Mordes, Aufruhrs und Hochverraths an den Gräbern der Märzhelden als so gräßlich daß das empörte Gefühl ihn in Versuchung geführt habe sich die Haare auszuraufen und seinen Salar zu zerreißen. Der Laie konnte dabei seinen stillen Wunsch, daß dies wirklich geschehen seyn möchte, nicht unterdrücken.

Herr Dr. Henry deutet an, eine „Verrätherei“ sey die Ursache gewesen daß durch „Umwerfung der Festerordnung“ das „Fest zerrüttet“, die Militärleichen an einem ganz anderen Tage beerdigt worden und so das Fest in eine einfache Verherrlichung der schwersten Verbrechen ausgeartet sey, gleichwohl aber sogar der Garnisonsprediger „in dieser unglückseligen Unsicherheit“ daran Theil genommen habe.

Der Laie kann das Bedauern, welches Herr Dr. Henry ausdrückt, nicht theilen. Er hält diesen argen Skandal, der seine Vaterstadt Berlin sinkend macht und noch auf Jahrhunderte hin sinkend machen wird, für nicht so arg und für nicht so skandalös als den ursprünglichen „großen Friedensgedanken“: eidestreue Soldaten, die in der Erfüllung der schwersten Pflicht ihren Tod gefunden, in dasselbe Grab zu senken mit hochverrätherischem Mordgesindel in der ausgesprochenen Absicht anzudeuten daß man keinen Unterschied mache zwischen dem Schwerte, welches die Obrigkeit von Gott hat, und der Kugel des Mörders, zwischen dem heiligen Born der Träger jenes Schwertes und der höll'-entbrannten Wuth des Aufruhrs. „Ach, daß du kalt oder warm wärest!“ — dieses Wort des Herrn gibt ihm das Recht sein bis in's Innerste verletztes Gefühl dahin auszusprechen daß die einfache, offenkundige und freche Verhöhnung menschlichen und göttlichen Rechts, welche jenen Tag, wie er wirklich verlaufen ist, bezeichnet, weniger Sünde und Gräuel in sich hat als der ursprünglich

beabsichtigte faule Friedensruf, wo kein Friede ist, besiegelt durch das Amtsansehn der versammelten Geistlichkeit von Berlin. Die „Verrätherei“, welche Herr Dr. Henry erwähnt, hat den „pflichtgetreuen Kriegern“, wie er sie nennt, ein „Räumlein bei frommer Christen Grab“ verschafft. Sie hat die Verbrechen jener scheußlichen Märznacht in ihrer ganzen Nacktheit an's Licht gestellt. Sie hat endlich dem Ehrenmanne geistlichen Standes, der am 5. Juni in dem Missionssaale in Berlin Gott die Ehre gab und bekannte, daß er gefehlt habe durch schweigende Theilnahme an der Leichenfeier, diesen köstlichen Weg der Buße erleichtert.

„Diesem Ach

zog der Moischuskust des wunden Herzens nach,“

und beschämte die welche, wie der Laie, an jenem Tage nicht in Versuchung gewesen und hinterher etwa das Gelüst gespürt hätten sich zu erheben über die welche der Versuchung unterlegen sind. Der faule Friede dagegen unter kirchlicher Firma würde Stadt, Land und Kirche weit ärger als das offenbare Verbrechen und seine Verherrlichung verpestet, das sittliche Gefühl auch in der Armee, die uns nachher gerettet hat, erdrückt und die Gewissen, vielleicht unheilbar, verwirrt haben.

Betrübt hat es den Laien daß Herr Dr. Henry in seinem Sendschreiben äußert: Wer die Berliner Geistlichen im Friedrichshain beschuldige, müsse auch den König anklagen. Zunächst hätte ihn wohl die Ehrfurcht vor der Majestät von dieser Äußerung zurückhalten sollen, vor der Majestät, die damals so schwer gekränkt und so tief erniedrigt wurde. Nicht auf den König von Preußen, sondern auf den König der Könige haben wir unseren Blick zu richten wenn es gilt in schwierigen Umständen seinen heiligen Namen durch die That zu bekennen, auf den König zu dem die Pharisäer mit Recht sagten: „Du fragst nach Niemand; denn du achtest nicht das Ansehn der Menschen.“ Könige anklagen ist weder des Laien noch der Geistlichen Sache von denen hier die Rede ist. Wohl aber ist es unsere Unterthanen- und Christenpflicht dem irdischen Könige in seinem schweren und versuchungsvollen Amte durch treues und rücksichtsloses Bekenntniß des himmlischen Königs so zu Hülfe zu kommen daß er sich auf uns stützen könne in der Stunde der Anfechtung.

Nach des Laien Überzeugung durften die Geistlichen von Berlin Theil nehmen an der Leichenfeier, aber nur um im Friedrichshain, nach jenes ihm theuren Mannes Ausdruck, die Haare sich auszuraufen und ihre Salare zu zerreißen. Wer dies nicht wollte oder konnte, mußte, nicht „herzlos“ sondern Leid tragend und betend, wegleiben. Und war ein solches Zeugniß nicht sofort an Ort und Stelle abzulegen, so mußte es schleu-

nicht nachgeholt werden. Dies wäre kein underufenes „Herausfordern der Gefahr“ sondern nur die Bewahrung eines guten Gewissens vor Gott gewesen. Keineswegs aber hatte die Geistlichkeit im Friedrichshain die Thatsache zu entwickeln daß dieser Tag der Anfang „eines neuen Regierungssystems sey und die Märtyrherden als Opfer dieses Umschwungs gefallen seyen.“ Die Thatsachen des Tages zu entwickeln ist Beruf der Zeitungen. Der Geistlichen Beruf ist die göttliche Wahrheit darauf anzuwenden, namentlich also die Sünde Sünde zu nennen und sie nicht unter Worten wie „Umschwung“ oder dergleichen zu verstecken. Am wenigsten aber hatte der Geistliche, welcher im Friedrichshain fungirte, „die Aufgabe dem Vaterlande, seinem Gewissen und der empörten Menge zu genügen ohne sie zu reizen,“ wie Herr Dr. Henry meint. Diese Aufgabe wäre nicht bloß „unendlich schwierig,“ wie er sagt, sondern unmöglich gewesen nach des Herrn Wort: „Ihr könnt nicht zweien Herren dienen,“ — am wenigsten zugleich Gott und einer fanatisirten aufrührerischen Menge. Wie würde des Stephanus Geschichte lauten wenn er diese Aufgabe sich gestellt hätte?

Vielleicht fühlt nicht jeder Geistliche so wie die Laien, und namentlich der Laie der dieses schreibt, das brennende Bedürfnis die Diener der Kirche, von deren Lippen so viele Worte fließen und fließen müssen, durch die That mit Einsetzung ihrer Person bekennen zu sehen. In den Herzen vieler ungläubigen — verhärtet ungläubigen — Menschen glimmt dieses Bedürfnis und würde vielleicht zur hellen Flamme der Liebe und des Glaubens aufschlagen zu ihrem und vieler Menschen Heil, wenn die Einheit von Wort und That einmal recht kräftig in ihr Gewissen hinein zündete.

Von „Richten und Verdammen“ ist in dieser Angelegenheit nicht die Rede. Der Laie hat nie etwas gehört was einem Verdammungsurtheil weniger ähnlich gesehen als die Fragen, Bedenken und Bitten welche an jenem Abende im Missionssaale aus dem beschwerten brüderlichen Gewissen der durch jene Vorgänge tief bekümmerten Geistlichen in demüthigst- und mildest-denkbare Form sich hervordrängten. Wo Fragen, Bedenken und Bitten dieser Art, von gläubigen Amtsbrüdern vor gläubige Amtsbrüder gebracht, als verdammdes Richten abgewehrt werden, da sollte von Kirchenzucht, von Kirchenverfassung, ja, von brüderlicher Gemeinschaft lieber nicht die Rede seyn.

Die Berliner Geistlichkeit war am 22. März 1848 in einer ihr neuen, schwierigen, an Versuchungen überreichen Lage. Es kam auf einen schnellen Entschluß an. Wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie! In einer solchen Lage war auch Petrus im Hofe des Hohenpriesters. Auch ihn verdammt die Schrift nicht. Aber er sagte auch nicht daß er „vor der richtenden Zukunft nichts zurückzunehmen“ habe. Der Herr sahe ihn an und er weinte bitterlich.

Ueber Bibelfunden.

Ansichten und Erfahrungen.

(Schluß.)

Zum Behalten aller dieser Einzelheiten suche und schaffe sich aber Jeder Hülfsen, in wie weit er sie nöthig hat. Schreiber dieses braucht sie auch; sie scheinen Manchen vielleicht nichtig, aber ihm sind sie wichtig, als: Fragezeichen, Ausrufungszeichen, Gedankenstriche, Verbindungsstriche, ein-, zwei-, dreimaliges Unterstreichen der Wörter und Sätze, Numeriren mit 1. 2. a. b. u. s. w.; Dr. L. (Luther), L. (Lied), P. G. (P. Gerhard), G. A. (Gustav Adolph) u. s. w., Alles neben, unter und in den Text hineingeschrieben. Beim Vortrage selbst entgeht ihm dann selten so eine Einzelheit, und wenn sie ihm entgeht, so ist sie ihm nicht entgangen, d. h. sie ist nicht angeeignet, sie ist vom Flusse der Rede nicht in sich aufgenommen, sondern bei Seite gespült worden.

Wir gehen nochmals auf das Warum zurück, um nochmals auf das Wie in anderer Beziehung zu kommen. Der Verf. in diesen Blättern Nr. 103. v. J. sagt: „Die Fische wollen (in der Predigt) nicht in's Netz gehen; am allerwenigsten grade die starken, denen die Menge der kleinen Fische nachzieht. Es muß also ein Mittel vor diesem geben, wodurch wir die Fische erst in's Netz locken; dieses vorgängige Mittel ist die Bibelfunde.“ Weiter unten spricht er sich wieder anders aus. Es handle sich bei der B. St. nur um die aufrichtigen Gemüther, die mit allem Ernst nach der Wahrheit suchen. Gegen das Ende hin verhehlt er nicht, Etlliche würden es damit ihren Spott haben. Die B. St. hat eine sichtende, schneidende Kraft, sie fordere ein persönliches Opfer, wie der zur Gewohnheit gewordene, öffentliche Gottesdienst nicht, es sey mit ihr des Herrn Schmach verknüpft. Es ist offenbar, daß Alles dieses nicht zu gleicher Zeit stattfinden kann, es ist bald so, bald so, aber in einzelnen Fällen entweder so, oder so. In kirchlichen Landgemeinden steht die B. St. ganz anders da als in unfirchlichen Stadtgemeinden. Hier muß man aber wieder unterscheiden, ob sie sich anschließt an einen vorhandenen Kern ernstlich Suchender, oder ob sie nicht solchen zu schaffen hat, oder ob sie auftritt als ein Zweig der inneren Mission, ob sie den Verarmten und Verkommenen gehalten wird, die der Kirche und ihren Heilsanstalten ganz entfremdet sind. Im letzteren Falle wird sie mit der allemöglichsten Einfachheit und Herablassung gehalten werden müssen, und an einem Orte mitten unter jener Bevölkerung selbst gelegen. Sonst kann man noch die Frage aufwerfen: Wo? Am besten sind die Wenigen daran, wie Volkening in Tollenbeck, der einen eigenen, geräumigen, heizbaren Saal für Bibel- und Missionsstunden, von ihm und der Gemeinde erbauet, in der Nähe der Kirche hat. Sonst sehe Jeder zu, wie es sich thun läßt. Jahrelang habe ich sie in einer Schulklasse gehalten, die nicht eben sauber und bequem dazu war; diese Umstände haben gewiß dem Besuche Eintrag gethan. Da jene Klasse einmal nicht zu haben war, gingen wir in die Kirche auf

den Altarplatz, und das gefiel allgemein so wohl, daß wir da auch den Winter geblieben sind.

Wählt man die Kirche, so muß sich jedenfalls die Versammlung auf einen bestimmten Raum darinnen concentriren. Wenn die Leute so wollten einzeln in der Kirche umherstehen, so müßte schon die Stimme sehr verstärkt werden, man siele leicht in den Predigten, und das Ganze verlöre seinen traulichen Charakter. In der B. St. sieht man wie ein Bruder unter Brüdern, nicht in der Amtskleidung. Indessen anders gestaltet es sich in dieser äußeren Beziehung, wenn sie etwa auf dem Lande Sonntags Nachmittags mit der gewöhnlichen Betstunde verbunden würde, um diese, die meist wenig besucht ist, zu heben. Bei der Zeit kommt Tag und Stunde in Frage. Der mehrerwähnte Referent in diesen Blättern führt zur Empfehlung mit an: „zuerst daß die B. St. innerhalb der Werkstage fällt, also den Menschen mitten in dem sünddurchflochtenen Arbeitslaufe ergreift.“ Ich bin ganz dafür, wenn die Leute sich ergreifen lassen und wenn der Pastor am Sonntage keine Zeit und Kraft mehr dazu erübrigen kann. Aber der Sonntag hat auch seine Vorzüge. Steht die B. St. geradezu in dem Dienste der inneren Mission, so muß sie möglichst am Sonntage gehalten werden, denn es kommt ja eben darauf an, einer Bevölkerung, die keinen Sonntag hat, einen zu schaffen, dieselbe in dem „sünddurchflochtenen“ Sonntage zu ergreifen. Aber jener Referent spricht weiter unten wieder selbst für den Sonntag, denn er sagt: „Nehmen wir hinzu, daß, wie es die häusliche Ordnung mit sich bringt, selten Mann und Frau zusammen zur Kirche gehen, oder die Stunde des Gottesdienstes eine ungeeignete ist, daß ferner, wo kleine Kinder im Hause sind, oder die Haushaltung eine ungewöhnliche Breite und Ausdehnung hat, der Hausmutter so wie den Dienstboten der Kirchenbesuch außerordentlich erschwert und beschränkt wird &c. — so springt die Nothwendigkeit der B. St. &c. — helle und klar in die Augen.“ Ich habe sie immer Sonntags Abends 5 Uhr, und da kommen eben immer Manche, die und weil sie nicht am Gottesdienste haben Theil nehmen können, und Viele haben es schon ausgesprochen, die B. St. sey ihnen auch darum so lieb, weil sie einen schönen Schluß des Sonntags mache. Die Beleuchtung der Kirche ist einfach und sehr wenig kostspielig, sie beschränkt sich auf den Platz, wo die Versammlung ist, und den Eingang, und wird überreichlich von den ausgestellten Becken gedeckt, so daß daraus auch noch etwas der Bibellasse zufällt.

Anfänglich hielt ich die B. St. ohne allen Gesang, ich habe ihn aber auf ausdrücklichen Wunsch mehrere Besucher jetzt eingeführt. Nach dem „Das walt Gott der Vater &c.“ oder einem apostolischen Wunsche wird ein oder werden mehrere Piederverse vorgelesen, dann nach Vorsprechen ein oder zwei davon gesungen. Hierauf folgt ein allgemeines Gebet um die Verleihung des heiligen Geistes, gewöhnlich das aus den Werderschen Bibeltzetteln: „Vor dem Lesen der heiligen Schrift.“ Dann wird von dem Verse an weiter gelesen, wo die vorige Stunde endete, drei, fünf, zehn und mehr Verse, je nachdem der Sinn einen Abschnitt bildet. Es folgt die Auslegung in der oben angegeb-

nen Weise. Dann wird weiter gelesen und erklärt, bis die Stunde schlägt. Ich halte mich möglichst genau an die Stunde, es ist mir vielfach von eifrigen Besuchern gesagt worden, daß wirklich eine Stunde genug ist, um nicht Eins mit dem Andern zu verlieren. Zum Beschluß wird wieder ein oder höchstens zwei Verse gesungen, frei und das Vater Unser, oder auch nur dieses gebetet, und der Segen gesprochen, aber in der Weise, wie ihn der Hausvater sprechen sollte bei der Hausandacht: „Der Herr segne uns &c.“

Nach dieser Weise ist der Vortrag ein rein afroamatischer. Andere verbinden damit eine Katechese. Wenn die Erklärung eines Abschnitts beendet ist, werfen sie Fragen auf und fordern die Anwesenden zur Antwort oder dazu auf, sich selbstständig zu äußern über Dunkelheiten, Bedenken und Zweifel. Ich selbst habe keine Erfahrung darüber, es kommt Alles auf den ganzen Geist und das ganze Verhältniß des Lehrers und der Hörer und dieser unter einander an, und kann gewiß von Segen seyn, aber auch nicht, ja es kann damit der vorher ausgestreute Same vertreten werden. Jedenfalls will diese Weise mit viel Weisheit angefangen und geübt seyn; ich habe wenig Lust, sie zu versuchen. Ein fleißiger Besucher meiner B. St., der später an den Rhein kam, war wenig davon erbaut; es war die Unterhaltung sehr oft unerquicklich geworden, und es machte sich nur zu oft Eitelkeit, Klugthun und Disputirsucht breit.

Man hat endlich gefragt, mit welchem Buche der heiligen Schrift die Erklärung angefangen werden müsse. Der mehrerwähnte Referent erklärt sich für die Evangelien, weil sie vor allen anderen Büchern der heiligen Schrift Christum am anschaulichsten, leichtesten und lieblichsten predigen. „In ihnen löst sich,“ sagt er, „da sie concrete Geschichte sind, bei einigermaßen lebendiger und eindringlicher Darstellung von selbst der Geist von dem Buchstaben los, und der innerste Kern des Heilandsherzens, vor welchem das Menschenherz, und des Menschenherzens, vor dem jenes offenbar wird, drängt sich mit hehrer Gewalt dem gottentfremdeten Gemüthe auf.“ Ich habe auch mit dem Evangelio Matthäi begonnen, aber ohne viel über Gründe reflektirt zu haben, sondern seiner örtlichen Stellung in Kanon wegen. Allein wenn es auf Abwägung des Für und Wider ankommt, ließe sich wohl Manches auch dafür sagen, mit einem leichteren Briefe, wie etwa dem an die Philipper, zu beginnen. Dieser Brief ist gegen die Evangelien wie Milch. Der Verfall des Glaubens ist allerdings davon ausgegangen, daß die Grundthatfachen des Heils in einer rein verständigen, rasonnirenden, naturalistischen Betrachtungsweise der Welt mit gefallen sind, und von da aus die Grundlehren des Heils. Diese stehen aber im Bewußtseyn der Schwachen und Angefochtenen und Suchenden noch fester. Geht man nun von Briefen und der Heilslehre darin aus und hat man diese erst wieder klar, lieb und fester gemacht, dann werden die großen Thaten des Heils nicht nur stehen gelassen, sondern begehrt und anerkannt. Ich denke dabei an meine eigene Führung und Zurückführung aus Aegypten. Allein „Weg hat er allerwegen.“ Wir wollen auf die gegebene Darlegung nicht so viel geben; den Fehlgriß wird doch Keiner thun, daß er seine

ersten B. St. über die Offenbarung St. Johannis hält. Ich gebe überhaupt alle hier ausgesprochenen Erfahrungen und Ansichten preis, denen nämlich, die nicht kritisch, naserümpfend, müßig bei Seite stehen, um nur zu bemerken: getroffen, oder fehlgeschossen! sondern denen, welche sich hineinbegeben in die Sache und B. St. halten. Machen sie es anders, besser, viel besser, so will ich mich mit ihnen freuen und von ihnen lernen, was ich kann.

Nachrichten.

Auhalt Dessau. Erklärung.

In Zeiten großer Aufregung und Umwälzung verwirren sich die Gemüther, und der Mensch verliert gar leicht die klare Erkenntniß dessen, was recht und was heilsam ist. Da ist es nöthig, daß diejenigen, welche durch ihre Stellung zu Führern des Volkes berufen sind, mit Ernst und Besonnenheit auf die Wege der Ordnung und des Friedens hinweisen. Sind nun Prediger und Volkslehrer zu geistlichen Führern berufen, so muß es doppelt betrüben, daß in unserer Zeit auch solche ihren Beruf und ihre Pflichten vergessen, sich dem Schwindel des Tages hingegen, den entstandenen Brand geschürt und die eingerissene Verwirrung vergrößert haben. Deshalb hält es die diesjährige Versammlung der Dessauischen Pastoralgesellschaft mit 49 gegen 7 Stimmen für ihre Pflicht, gegen solches Unwesen öffentlich Zeugniß abzulegen.

Nicht allein das ewige Seelenheil, sondern auch die zeitliche Wohlfahrt kann nur auf dem Grunde geheißen, welchen Gott in seinem untrüglichen Worte gelegt hat. Von Gottes Wort weichen, ist die Wurzel und Ursache alles Verderbens.

Gottes Wort spricht deutlich: Seyd unterthan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen — denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott. Demnach soll der Christ die Obrigkeit, als von Gott in Gnaden verordnet, um des Herrn und des Gewissens willen demüthig mit Gehorsam ehren, widersprechende Gelüste in sich und in Anderen bekämpfen und in stillen, ehrbarem Wandel ein gutes Bekenntniß seines Christenglaubens ablegen. Eben so soll andererseits die Obrigkeit, ihres hohen Berufes von Gott eingedenk, das Schwert nicht umsonst tragen, sondern Recht, Gesetz und Ordnung aufrecht erhalten, das aufrührerische Wesen dämpfen und im Namen Gottes zu seiner Ehre ihr hohes Amt würdig führen zur Rache über die Übeltäter und zu Lobe den Frommen.

Von dieser heilsamen Gottesordnung — das müssen wir zu tiefer Beschämung bekennen, — ist unser Volk und Vaterland in den letzten, bösen Zeiten abgewichen und hat die Wege Gottes verlassen. Man hat Verbesserungen gewünscht; aber man hat dabei jenen allein wahren Grund hintangesezt und Wege erwählt, welche nothwendig zum Verderben führen müssen. Man hat daran gearbeitet, den bescheidenen Gehorsam gegen Obrigkeit und Vorgesetzte zu untergraben und das Ansehen des Gesetzes zu schwächen; man hat heimlich und öffentlich die Auflehnung gegen die von Gott gegebene Obrigkeit als patriotisch, als löblich und verdienstlich angepriesen, hat Verachtung der Könige und Fürsten,

ritle Selbstüberhebung als rechte Freiheit gepriesen, hat den christlichen Gehorsam Knechtessinn gelehrt. Man hat, um sein Ziel zu erreichen, alle niederen Leidenschaften, Geiz, Neid, Eitelkeit und Hoffahrt aufgeregt, Lüge und Verläumdung nicht gescheut, mit feiger Zweigüngigkeit, mit Versprechungen und Vorpiegelungen getäuscht, auf jede Weise um die Gunst der Menge gebuhlt, Unzufriedenheit über Übelstände erweckt, deren Abhilfe zum Theil gar nicht in Menschenhände gelegt ist. Man hat in natürlichem Zusammenhange auch Gleichgültigkeit und Verachtung gegen das Christenthum, gegen Glauben und Treue vor Gott und Menschen als den großen Fortschritt des Menschengeschlechts verkündigt und Alle, welche solchem bösen Beginnen Widerstand leisteten, als Fürsteneinde und Volksfeinde, als Heuchler und Finsterlinge verschrien.

Wohin sind wir auf diesem Wege gekommen! Handel und Gewerbe flohen; das öffentliche Vertrauen, auf welchem ihr Gedeihen beruht, ist gesunken; und mit Schrecken erkennt das Deutsche Volk in den Gräueln des Bürgerkrieges den Abgrund, der vor unseren Füßen liegt. Die verblendeten Augen lernen wieder deutlicher sehen. Gott hat, indem er den bösen Zeitgeist gewähren ließ, uns deutlich gelehrt, daß dasjenige nichts taugt, was man ohne ihn und im Widerspruch gegen sein heiliges Wort unternimmt. Er gebe doch, da es noch Zeit ist, recht bald ein gründliches und allgemeines Umkehren zu seinem ewig gültigen Worte und dadurch auch Frieden und Segen in der Nähe und in der Ferne! Ihm, dem allein wahren Helfer, sey unser theures Vaterland in seinen allmächtigen Schutz befohlen!

Dessau, den 11. Juli 1849.

Die Pastoralgesellschaft.

Leipzig. Die Konferenz von Gliedern und Freunden der Evangelisch-Lutherischen Kirche soll in derselben Weise wie im vorigen Jahre heuer den 29. und 30. August hier in Leipzig stattfinden. Möchte innerhalb der Schranke der Bekenntnistreue, welche die Konferenz sich gezogen hat, die Theilnahme eine zahlreiche werden. Die schweren Verhängnisse der Zeit sollten ja die Herzen der Gleichgesinnten immer enger und näher zusammenführen. Und doch gehört auch dies zum Drucke und der Last der Gegenwart, daß die Sprachen sich verwirren und sonst Einmüthige versucht werden, sich wider einander zu kehren. Grade da aber dürfte unter Gottes Segen Besprechung und Verständigung zu rechter Zeit Vertrauen oder Abhilfe bringen. Die Fragen, welche uns beschäftigen müssen, dürften wohl hauptsächlich Fragen der Organisation der Kirche, ihr Verhältnis zum staatlichen Regiment, die Frage des Presbyteriats oder Diakonats u. dgl. seyn, was bereits den faktischen Zuständen oder lautgewordenen Urtheilen nach Gegenstand der Differenz unter Solchen geworden ist, die dem gleichen kirchlichen Bekenntniß zugethan sind. Das Programm über die Verhandlungsgegenstände soll nach Berathung mit den übrigen Ausschußgliedern der Konferenz noch vorher veröffentlicht und in Abzügen für die Konferenz bereit gehalten werden. Möchte der Herr der Kirche sich zu dem bekennen, was unter Gebet in seinem Namen versucht werden soll!

Dr. G. C. A. Harleß.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 18. August.

N^o 66.

Zeitbetrachtungen.

Die Revolution der Schule.

Was die Gegenwart der Zeit für menschlichen Blick besonders trübe erscheinen läßt, das ist, daß ihre Zukunft keine Hoffnung bietet; denn von dem in den Schulen der Gegenwart heranwachsenden Geschlechte ist nichts Besseres für die Zukunft zu erwarten, sondern Schlimmeres nur zu befürchten. Die Revolution der Schule ist die fortdauernde Schule der Revolution. Es gibt keine monarchischere, dem Wahne der Volkssouverainität entschieden widersprechende Institution als die der Schule, zu deren wesentlichem Begriff die Unterordnung der Schüler unter den vor ihnen schon dagewesenen Lehrer, und das Unterthanseyn der vielen Jünger unter dem einen Meister gehört. Und was eben vor allem Anderen die Jugend in der Schule lernen soll, das ist, sich unterordnen dem höheren Lichte, das ihr Dunkel erleuchten soll, und beugen die natürliche Selbst- und Herrschsucht unter die Macht des sittlichen Willens und göttlichen Gesetzes, wie solches ihr durch ihre Lehrer kund zu werden hat. Nur dann aber erfüllen diese ihren Beruf und vermögen einen heilsamen Einfluß auf die Jugend zu üben, wenn sie selbst aus höheren Quellen als ihren eigenen schöpfen und stets die Schulordnung als höherer Ordnung unterthan betrachten und selbst dieser treu sich und gehorsam erweisen. Nun aber ist in unseren Tagen grade in die Gebiete der Schulen, der hohen wie der niederen, wo eben die Unterordnung und Eingliederung in die göttliche und menschliche Ordnung am meisten gepflegt werden sollte, der Geist der Unordnung und Empörung am tiefsten eingedrungen. Es ist eine erschreckende Thatsache, daß die Revolution gegen Kirche und Staat, welche das christliche Europa bis in seine Grundfesten erschüttert hat, im Lehrerstande, von den Professoren bis zu den Elementarlehrern herab, die eifrigsten Beförderer gefunden; und nicht etwa einzelne Individuen nur waren es, die sich in dieser Hinsicht übel bemerkt gemacht haben, sondern in Vereinen und Versammlungen, selbst amtlichen Charakters, hat sich ein Geist der Empörung, der keine andere als selbstgesetzte Obrigkeit mehr dulden will, dem Staate Bedingungen vorschreibt und der Kirche alle Pflichten aufkündigt, als ein den Stand (mit Ausnahme einzelner Individuen) beherrschender und durchdringender kundgegeben. Dabei sind die ungemessensten, nicht sowohl auf Verbesserung der Schulen als der Lehrer gerichteten Prätentionen hervorgetreten, wie denn z. B. ein Gymnasiallehrer in Königsberg zu diesem

Zwecke gegen 40 Millionen Thaler in Anspruch genommen hat. Fast überall im Lehrerstande wird übereinstimmend mit der revolutionären Losfagung der bürgerlichen Gesellschaft von der Kirche auch die Losfagung der Schule von derselben unter der Firma der Emancipation als Lösung erhoben, und wie unwahr das Vorgeben, daß es damit bloß auf Enthebung von der Aufsicht der Geistlichen abgesehen, wie ernstlich man damit die Ablösung der Schule von jedem positiven Bekenntnisse des Christenthums meint, das beweist die unumwunden gestellte Anforderung, in den Schulen nicht mehr den Glauben der christlichen Kirche, sondern nur „allgemeine Religion“ zu lehren. Diese allgemeine Religion ist aber entweder nur, sofern sie wirklich noch einigen Anspruch auf Allgemeinheit behaupten will, der Monotheismus der Juden und Muhamedaner, oder sie ist nichts weniger als allgemein, sondern nur die individuelle Religionsmeinung, der private Rationalismus oder Naturalismus des Schulmeisters oder vielmehr Schülers; denn die Meisterschaft ist bekanntlich aus dem Lehrerstande längst gewichen. Da nun solche emancipirte Jünger keinen anderen Meister mehr anerkennen als den Geist der Zeit, d. h. der Welt, wie sie gegenwärtig ist, und von Religion und Kirche, Christenthum und Bibel immer eigenwilliger sich zu emancipiren strebt und gegen jede höhere Autorität sich auflehnt, so mag man daraus mit Schauder entnehmen, welch ein unchristliches, irreligiöses und darum auch unsittliches, gefeßtes und aufrührerisches Geschlecht unter dem corrumpirenden Einflusse solcher Lehrer aus unseren Schulen erwachsen wird. Möge auch Niemand wäghen, daß, was sie an geistlicher und sittlicher Bildung verlieren wird und schon verloren hat, sie etwa an weltlicher oder realistischer um so mehr gewinnen werde. Mitnichten; es ist vielmehr eine unausbleibliche Folge, daß wo erst das Feuer des heiligen Geistes verlöscht, mit zunehmender Verwilderung auch alles Licht des Geistes immer tiefer untergeht und die Obrigkeit der Finsterniß in immer mehr ihr teuflisches Reich ausbreitet. Was Niebuhr schon nach der Juli-Revolution prophezeigte, Rückfall in die Barbarei, den stellt die Scheußlichkeit der neuesten Revolution in viel nähere Aussicht, und nach ihrem Abfall von der christlichen Kirche, welche die Mutter der Europäischen Gesittung und Bildung ist, werden ihn unsere modernen Schulen keineswegs aufhalten. Wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden. Wie sich der Hochmuth und Troß der gegenwärtigen Lehrer wider ihre Obrigkeit erhoben, so erhebt sich der Troß und Hochmuth ihrer Schüler gegen sie; die Autorität der Lehrer in den Schulen sinkt um so mehr, je we-

niger sie selbst höhere Autoritäten achten; nie ist sie geringer gewesen als eben in der Zeit der Revolution, nie war der Schulbesuch, besonders in den Volksschulen, schlechter und der Unterricht daher unfruchtbarer als eben jetzt. Nicht nur bei den Kindern, sondern vielmehr noch bei ihren Eltern ist, besonders auf dem Lande, das Ansehen der Lehrer um so tiefer gesunken, je weiter sie von der Kirche sich abzuwenden trachten und je höher sie ihre Präntentionen erheben. Es ist wahr, was von gewissen Kreisen berichtet worden, daß, was die Lehrer an Achtung noch zu verlieren gehabt, sie durch ihre neuesten Anmaßungen, welche mit dem steigenden Verfall der Schule sich steigerten, verloren haben. Es ist nur zu klar geworden, wie ihnen (mit wenigen Ausnahmen) nicht sowohl die Schule selbst und noch weniger die arme Jugend des armen Volks, so dringend auch die neueste Zeit auf dessen Nothstände hinwies, als vielmehr nur ihr eigenes, persönliches Interesse am Herzen lag, wie sie überhaupt Niemand mehr als nur ihres Gleichen gehorchen, als Staatsdiener sowohl über Gemeinde als Commune sich erheben und dabei doch auch noch demokratische Rottenführer seyn und in Volksversammlungen Rollen spielen wollten. Zu solchen Lehrern die Kinder in die Schule zu schicken, haben natürlich die Eltern eben so wenig Lust, als die Kinder dahin zu gehen, und so ist es denn an mehreren Orten dahin gekommen, daß, wo hundert Kinder in der Schule seyn sollten, man kaum zehn bis zwanzig findet, daß eine Menge derselben fast ohne allen Unterricht sich umhertreibt, und ein großer Theil davon es gar nicht zur Leseschweize zur Schreibefertigkeit bringt, wie sich dies bei der Annahme zum Confirmandenunterricht nur zu bedauerlich herausstellt. Es ist thatsächlich, daß nie die Frequenz der Schulen geringer und ihr Verfall größer gewesen ist, als eben zu dieser unserer Zeit, in der die Lehrer mit den größten und düstersten Ansprüchen sich erheben. Wie der Hochmuth vor dem Falle kommt, so muß der Wiederaufrichtung von dem Falle nothwendig die Demuth und Bescheidenheit vorangehen. Es ist viel eitles Rühmen von dem Preussischen Schulwesen, eben so von dem Preussischen Richterstande gewesen. Erst wenn man zu der demüthigenden Einsicht wird gekommen seyn, daß es überaus kläglich damit steht, wird es besser damit werden, und wenn die Lehrer erst werden bescheidener geworden seyn, so werden sie auch wieder zu Achtung gelangen. Alle unsere hohen Schulen haben uns nicht vor dem politischen Unsinne des vorigen Jahres bewahrt, und wie viel auch für Hebung der Volksschulen seit dreißig Jahren geschehen, sie haben das Volk nicht gehoben, nicht veredelt, sondern eine verwilderte Generation, an der auch die Arbeit der Kirche größtentheils vergeblich gewesen, ist aus ihnen hervorge wachsen und hat in einer schmachvollen Revolution, bei der „die Buben auf der Gasse“ regierten, bewiesen, wofür Geistes Kind sie sey. Wollen wir wieder zu Ehren kommen, so müssen wir uns zuvor unserer Schande recht schämen lernen; wir können nicht heil werden von unserer Krankheit, wenn wir sie nicht

gründlich und schmerzlich erkennen. Ohne christliche Regeneration versinkt die Schule sammt dem Volke immer tiefer in die Strudel der Revolution. Aus deren Abgründen gibt es keinen anderen Weg zum Heil, als der durch die enge Pforte der Buße. Wer nicht Buße thun will, der wird büßen müssen. Bedenkt ihr Lehrer, was zu eurem und der Gemeinde Frieden dient; und ihr Volksfeinde, denen es nicht genügt, die Ehe des Staats und der Kirche zu scheiden, die ihr nun auch noch die Kinder von ihrer Mutter scheiden wollt, ihr werdet den Fluch der Zukunft zu tragen haben.

Nachrichten.

Kirchliche Nachrichten aus der Pfalz.

Der Eindruck, welchen die außerordentliche General-Synode des vorigen Jahres auf die gläubigen Christen in der Pfalz machte, konnte nur ein sehr betrübender und niederschlagender seyn. Kein einziges muth- und kraftvolles Zeugniß war für den Herrn und seine Kirche abgelegt worden, an dem man sich hätte erbauen und trotz der äußeren Niederlage erquickten können. Die wenigen gläubigen Kräfte der Synode hatten sich von den Reigen ihrer Gegner umgarnen lassen. Die Hauptsachen waren nicht in den öffentlichen Sitzungen, sondern in den geschlossenen Clubbs ausgemacht worden. Anfangs suchten die orthodoxen Mitglieder der Synode (um dieses als ein zum Verständniß unserer Verhältnisse wichtiges Moment noch meinem früheren Bericht hinzuzufügen) sich als eine Partei, wenngleich in der Minorität, selbstständig zu organisiren. Dieses Unternehmen scheiterte vorzüglich an der Eitelkeit der beiden Vermittelungsmänner, der Dekane Ney und Scholler, welche nicht glaubten, an ihren bereits gefaßten Vermittelungsvorschlägen etwas abändern zu dürfen. So geschah es, daß vor der Abstimmung über die Trennungsfrage die sichtsfeindliche Partei es wagte, die Orthodoxen zu einer gemeinschaftlichen Clubbsitzung einzuladen. Durch den nunmehr bereits verstorbenen Ober-Consistorialrath Gabler wußten jene schon von der unterdeß zur Beschwichigung der Stürmer vollzogenen Suspension des Dr. Rust. Die Dekane waren gegen das Ober-Consistorium aufgebracht, weil dasselbe sie insofern preisgegeben, als es die Wahl der Dekane durch die Geistlichen, wie es die Lichtfreunde verlangt, bewilligt hatte. Andere entschuldigten ihren Abfall von der Behörde und ihre Seccession in das Lager der Gegner mit der Suspension des Dr. Rust. Nur Pfr. Hollenstein von Winnweiler suchte noch für die Beibehaltung des Ober-Consistoriums zu sprechen. Doch er ist ein Badenser. Er stammt, obschon von ganzem Herzen der evangelisch-kirchlichen Vereinigung zugethan, aus der Lutherischen Kirche. Und der Versuch eines solchen, sich der Majorität der Pfälzer General-Synode zu widersetzen, galt in den Augen dieser Fortschrittsmänner als unzerlegliches Vergehen. Vorzüglich war es Pfr. Germann von Erpolzheim, jener hohle Pfaffenmacher, bei dem ungeistliches Wesen und untheologischer Sinn aus jeder Äußerung und jeder Geberde spricht, welcher die beleidigendsten und persönlichsten Vorwürfe erhob, und wir glauben es gern, daß es unter den obwaltenden Verhältnissen für den sonst treuen Zeugen der evangelischen Wahrheit äußerst schwierig war, Stand zu halten. Jedemfalls aber mußte diese innere Zerfahrenheit, welche sich auf dem Kampfsplatz der Orthodoxen offenbarte, auf diejenigen, welche ihre Hoff-

nung auf sie gesetzt hatten, höchst niederschlagend wirken. Durch das gesetliche Organ der General-Synode, die sich als oberste Gesetzgeberin und Richterin der Kirche beehrte und vom Def. Scholler als solche begrüßt wurde, haben die Lichtfreunde in Verbindung mit einigen unkirchlichen Advokaten und weltlichen Beamten einen Sieg erforscht, durch den sie ungehindert ihre Hände nach den Heiligthümern der Kirche ausstrecken, durch den sie das Bekenntniß der Väter, die Predigt des Evangeliums und jede Wirksamkeit zur christlichen Belebung des Volkes auf die nachdrücklichste Weise führen, wo nicht unterdrücken können. Eben so niederschlagend wirkte auch das Venehmen der Kirchen- und Staatsbehörde. Der Consistorialrath Boersch hatte in seiner Eröffnungspredigt über Marc. 4, 26—29. mit dem Thema: „Drei Worte von der Saat, von dem Wachsthum und der Ernte im Reiche Gottes“ in poetisch klingenden Worten sich so sehr im Allgemeinen herumgedreht, daß eine Beziehung zur Synode und den auf ihr zur Sprache kommenden hochwichtigen Gegenständen kaum zu bemerken war. Der Ober-Consistorialrath Gabler hatte ebenfalls den Standpunkt der breiten, unbestimmten Basis und der Concessionen eingenommen, und war, wie allgemein bekannt wurde, hauptsächlich der Veranlasser zur Suspension des Dr. Rüst, ohne welche, wie er gleich nach seiner Ankunft in Speier nach München berichtete, die Lostrennung nicht verhütet werden könnte. Die Staatsregierung hatte sich auf die schwachvollste Weise vor ihren gefährlichsten Feinden gebeugt und ihre treuesten Diener treulos im Stich gelassen. Sie wurde dafür belohnt mit einer Adresse an den König, wie eine protestantische General-Synode schwerlich jemals an ihre weltliche, einer anderen Confession angehörige Obrigkeit erlassen hat. Es heißt darin: „Die General-Synode, als Vertreterin der vereinigten Kirche der Pfalz, legt feierliche Verwahrung ein gegen alle vergangene wie etwa künftige Insinuationen, welche im Widerspruche stehen mit den in gegenwärtiger Adresse ausgesprochenen Grundsätzen und Wünschen.“ Von leitenden Grundsätzen ist indeß in der Adresse gar nicht die Rede, sondern nur von den Wünschen nach zahlreicherer Vertretung des weltlichen Standes in den Synoden, Demokratisirung der Presbyterien und Lostrennung der Protestantischen Kirche der Pfalz vom Ober-Consistorium, „deren Erfüllung sämmtliche (?) Protestanten der Pfalz mit Sehnsucht und fester Zuversicht entgegensehen.“ Dann folgen die Worte: „Sie weiß insbesondere mit tiefer Entrüstung die ihr bekannt gewordene Verächtlichmachung zurück, als hätten die Protestanten der Pfalz jemals eine vollständige Trennung vom Staate beabsichtigt.“ Von einer solchen Verächtlichmachung ist indeß weder auf den Synoden noch in den öffentlichen Blättern jemals etwas laut geworden. Im Gegentheil ist die protestantische Geistlichkeit der Pfalz durch den Staatsgehalt, den sie als Entschädigung für die eingezogenen Kirchengüter bezieht, zu sehr an den Staat gefesselt, um mit Eifer auf eine Lostrennung vom Staate hinarbeiten. Dann kommt aber der Glanzpunkt in den loyalen Phrasen dieser illegalen Herren: „Sie lebt vielmehr der freudigen Hoffnung, daß die vereinigte Protestantisch-Evangelische Kirche der Pfalz unter dem unmittelbaren, wohlwollenden Schutze Ew. Königl. Majestät fernerhin sich ungehindert fortentwickeln und um so kräftiger dem höchsten Ziele des Christenthums, der Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden, nachstreben wird.“ — Hat aber etwa das Ober-Consistorium dieses Ziel nicht verfolgt? oder hat es, indem es auf den vollen Gebrauch der von Gott verordneten Gnademittel beständig hinwies, die Erreichung desselben verhindert? Und soll die unmittelbare Obhut einer katholischen Staatsregierung, die nur durch einen Referenten im Ministerium attenuirte Notiz von den Vorgängen, Wünschen und Bedürfnissen in der

Protestantischen Kirche nehmen kann, mehr geeignet seyn, in ihr die Verwirklichung des Reiches Gottes herbeizuführen, als die an dem Glauben und Bekenntniß der Väter und dem unverkümmerten Worte Gottes festhaltende oberste Kirchenbehörde?

Die gedruckte Stimmung der gläubigen Geistlichen sprach sich in einer auch von Laien und mehreren Badiſchen Geistlichen besuchten, zu Speier gleich nach Beendigung der Synode gehaltenen Conferenz unverhohlen aus. Pfarrer Lippert in Speier, der bisher am meisten für die Sache des Glaubens in der Pfalz gethan und geduldet, und durch sein treues, muthiges Ausharren, das er besonders auch noch später unter den Schrecken der Revolution bewiesen, sich viele Verdienste um uns Alle, die wir dem Herrn und seinem Evangelium dienen, erworben hat, eröffnete jene Conferenz mit einem wohl von unerschütterlichem Vertrauen auf die Rechte des Herrn, aber auch von tiefer Betrübnis und schweren Besürchtungen zeugenden, tief ergreifenden Gebet. Es war darauf vielfach von einem anzubahmenden Austritt aus der vereinigten Kirche der Pfalz die Rede. Die Mehrzahl jedoch erklärte sich dagegen. Besonders wies ein lieber Freund aus Baden mit vielem Nachdruck nach im Hinblick auf das Beispiel des Waadtlandes, daß wir aushalten müßten, und sey es bis zum Scheiterhaufen. Man stand daher ab von diesen Gedanken und faßte noch auf der Conferenz den einmüthigen Beschluß, sich an der in Wittenberg mit Recht zu einer gemeinsamen Angelegenheit der Evangelischen Kirche erhobenen Sache der inneren Mission nach Kräften zu theilnehmen. Die Gründung eines evangelischen Vereins für die Pfalz zur Verbreitung erbaulicher und christlich belehrender Schriften war bereits im Werk und wurde mit Eifer betrieben. Über 500 Zfl. freie Beiträge waren bis Ende des Jahres schon zusammengekommen, ein Zeichen, daß der Glaube und die Liebe in der Pfalz doch noch nicht ganz erloschen sind. Als erste Jahresgabe wurde ein von Prof. Ebrard in Erlangen uns geschenktes treffliches, freilich nicht überall populär genug gehaltenes Schriftchen gedruckt mit dem Titel: „Bibel und Vernunft. Ein friedliches Wort zur Verständigung über den religiösen Parteikampf unserer Tage.“ Die Schrift, 91 Seiten stark und gegen Pfingsten ausgegeben, beginnt mit einer kurzen Charakteristik der streitenden Parteien, weist dann das Bedürfnis einer Erlösung für den Menschen aus seinem Verhältniß zum Sittengesetz nach, zeigt, daß die Erlösung in Christo vollbracht, und widerlegt mehrere der von der natürlichen Vernunft gegen das Erlösungswerk Christi erhobenen Einwürfe, als z. B. die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit sey undenkbar; wie man sich die zwei Naturen in Christo denken solle? der Dypertod Christi habe etwas Unstößiges; die Lehre von der Erbsünde sey eine unvernünftige. Als zweite Gabe ist eben im Drucke vollendet eine Geschichte der vereinigten Kirche der Pfalz von ihrem Entstehen 1818, bis zur letzten General-Synode 1848, welche den Zweck hat, dem evangelischen Volke der Pfalz in einfacher, tatsächlicher Weise die Lage seiner Kirche vor Augen zu stellen.

Auf einer Conferenz am dritten Stertage dieses Jahres war ernstlich davon die Rede, ein Rettungshaus für verwaiste Kinder in der Pfalz ins Leben zu rufen, da für dergleichen hier noch gar nichts geschehen und ein solches Werk der freien Wohlthätigkeit gewiß am geeignetsten wäre, den Mund der Unwissenden und Übelwollenden zu verstopfen und unter den evangelisch-gläubigen Christen der Pfalz selbst zu einer größeren Organisation und Centralisation wesentlich beizutragen. Auf dem am dritten Pfingstfeiertag zu haltenden Pfälzer Missionsfest sollte diese wichtige Angelegenheit weiter besprochen und wo möglich in thätigen Angriff genommen werden. Der Herr hat es jedoch zugelassen, daß der böse Geist dieser Welt indessen seine finsternen Mächte in einer Weise

entwickelte und organisirte, daß dieses Vorhaben bis jetzt aufgegeben werden mußte und seiner Verwirklichung vielleicht noch lange Zeit entgegensehen wird.

Seit dem Ende des vorigen Jahres wurde ein so dichtes Netz von demokratischen und Volksvereinen über die Pfalz gewoben, daß darunter die kirchlichen Bestrebungen jeglicher Richtung immer mehr in den Hintergrund traten. Die beiden lichtfreundlichen Blätter, die Monatschrift des Pf. Franz, die Morgenröthe, und die Pfälzer Kirchenzeitung des Pf. Hofer gingen mit dem Ende des Jahres 1848 ein, letztere, nachdem sie nur neun Monate lang existirt. Beide gaben in dem Grade größere Zeichen geistiger und materieller Armuth, als die Zwecke, für die sie gekämpft, eine augenblickliche Erfüllung erreichten, und schlossen endlich beide mit der Entschuldigung, daß sie ihre Waffen niederlegen könnten, da der Sieg, die Freiheit der Kirche, errungen sey. Thatsache aber ist, daß es beiden eben so sehr an Abnehmern als an Mitarbeitern gebricht, um länger bestehen zu können, während das ihnen entgegenstehende vom Pf. Lippert redigirte Blatt sich trotz aller Anstrengungen der siegreichen Feinde, es zu vernichten, eines ganz guten Fortgangs erfreute.

Die Thätigkeit der lichtfreundlichen Geistlichen richtete sich nunmehr fast ausschließlich auf die Politik, ein Feld, dem ihre Bestrebungen viel mehr angehören, als dem der Kirche. Viele von ihnen betheiligten sich an den Volksvereinen und haben darin nicht wenig zur Demokratisirung und Aufwiegelung des Volkes geleistet. Wo sie noch nicht bestanden, schufen sie in ihren Gemeinden Clubs und Lesevereine. Die meisten suchten Boden für ihre revolutionären Zwecke in ihren Gemeinden zu gewinnen, um also die Wahl für die Ständekammer zu erreichen. Getragen wurden sie von dem durch die ganze Pfalz herrschenden Geist. Die öffentliche Meinung ist hier schon seit langer Zeit zu Gunsten der Demokratie gestimmt. Die Französischen Gesetze und Einrichtungen haben in der Pfalz den Einzelnen in einer Weise von der Verbindung mit dem großen Ganzen in Staat und Kirche losgelöst, daß, da Jeder nur zunächst für sich zu sorgen bedacht ist, der Egoismus eigentlich als das allgemeine Lebensprincip herrscht. Unsere Geldmänner, die begreiflicher Weise bei dieser Zerfahrenheit des ganzen socialen Organismus wenigstens augenblicklich am meisten gewinnen, fördern dieselbe auf alle Weise. Die ärmeren Klassen sind in den Städten und auch in vielen Gegenden auf dem Lande durch jene, großentheils nur ihrem Mammon und ihrem Bauche dienenden, aller edleren Bildung im politischen und religiösen Gebiet entbehrenden Menschen bereits so demoralisirt, daß mit ihnen leicht Alles anzufangen ist. Der Mittelstand ist durch die schlechten Zeiten in der größten Bedrängniß, und in den Weingegenden, durch den Mangel alles Abfahrs, fast ganz ohne Geld. Schlechte Lokalblätter, die mit einer beispiellosen Frechheit alles Heilige verhöhnen, alle Fundamente des Volkslebens planmäßig untergraben, aller Schlechtigkeit das Wort reden, sobald sich derselben ein Anstrich der Freimüthigkeit geben läßt, und wo wäre das nicht möglich? lösen alle Bande der geselligen Ordnung. Durch sie konnten Männer, wie wir sie unter unseren lichtfreundlichen Wortführern finden, Männer ohne allen Geist und Witz, mit hohlem Kopf und ehrgeizigen

Herzen, durch nichts ausgezeichnet als durch ihre Frechheit, eine Rolle spielen. Zahlreiche Zahnenweißen, Robert-Blums-Feiern und andere politische und unpolitische Festlichkeiten gaben ihnen vielfach Gelegenheit, den ganzen Wust von demoralisirenden Ideen, der ihren Kopf erfüllte, an den Mann zu bringen, so daß die Worte des 73ten Psalmes reichliche Bestätigung fanden: „Was sie reden, das muß vom Himmel herab geredet seyn; was sie sagen, das muß gelten auf Erden. Darum fällt ihnen der Pöbel zu und laufen ihnen zu mit Häufen wie Wasser.“ Selbst Pfr. Hofer, ein Mann von maßlosem Ehrgeiz, der als Schwager des Exministers und des aus dem Consistorium in Speier in das Ministerium beförderten Ministerialrathes Feing, als eifriger Literat und besonders als Mann jener heillosen Vermittelung zwischen Christus und Belial, zwischen gesetzlicher Ordnung und Revolution, zwischen Frömmigkeit und Gottlosigkeit, als welcher er auch den nichtswürdigsten Bestrebungen den Schein des Rechtes vor dem leichtgläubigen Volke zu geben wußte, hatte damals, ungeachtet seiner verwandtschaftlichen Verbindungen und der ihm durch dieselben gebotenen Aussichten, die Dreistigkeit, in seiner Kirchenzeitung Geistliche und Gemeinden zur Feier Robert Blum's, „des Märtyrers für bürgerliche und religiöse Freiheit,“ aufzufordern und den Deutsch-Katholicismus zu empfehlen. An diese Geistlichen, unter denen das edle Kleeblatt, die drei Nachbarn in der Nähe Dürkheims, Hofer, Hermann, Eckhard sich seit dem vorigen Jahre den meisten Einfluß errangen, schlossen sich eine nicht geringe Anzahl unserer Volksschullehrer an, die in ihren Emancipationsgeleusen von jenen Geistlichen in der Hofer'schen Kirchenzeitung, auf den Synoden und zahlreichen Volksversammlungen eifrigst unterstützt, bald mit einer Frechheit gegen Staat, Kirche und Religion überhaupt hervortraten, welche auch eingeseifte Nationalisten zur Bestimmung bringen mußte. Nur Pfarrer Eckhard, der wüthendste und maßlooseste unter den Gegnern der bisherigen kirchlichen Ordnung, der unverföhnlichste Feind des positiven Kirchenglaubens und seiner Befenner, der auf öffentlichen Versammlungen öfters laut ausgerufen: „Nieder mit den Muckern!“ ging mit jenen revolutionären Volksführern bis auf's Äußerste. Die Lehrer selbst, wenn sie einigermaßen noch einer ruhigen Überlegung fähig gewesen wären, hätten sich dieses Beschützers erwehren müssen, denn Pfr. Eckhard ließ einen alten Lehrer in seinem Pfarrorte Goernheim, der in seine Wählerleien nicht mit einsäufte, wegen seiner geringen Leistungen absetzen, in Folge dessen sich die Frau desselben in's Wasser stürzte und ersäufte, und brachte einen jungen Taugenichts, mit Zurücksetzung von zwölf Würdigeren, die sich gemeldet (es war damals viel für solche despotische Volksführer möglich), an seine Stelle, der einige Monate darauf mit Zurücklassung einer ansehnlichen Schuldenmasse das Weite suchte. Doch wurde Pfr. Eckhard, besonders in Folge seines tollen Eifers für Communalschulen bei den Wahlversammlungen für die letzte Ständekammer dem in dieser Hinsicht ehrlicheren Pfr. Franz vorgezogen, und durfte nun noch zum Lohne für seine bisherige Thätigkeit eine ihm selbst das Verderben bringende parlamentarische Laufbahn durchmachen.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 22. August.

N^o 67.

Antwort an den Pred. Herrn Dr. Henry in Berlin auf sein Sendschreiben über seine Theilnahme an der Leichenfeierlichkeit auf dem Friedrichshain am 22. März 1848 (in Nr. 53. d. Bl.).

Lieber Herr Bruder!

Wir Unterzeichneten haben in Nr. 28. dieses Blattes vom vorigen Jahre die Berliner Geistlichkeit wegen ihrer Theilnahme an der Trauerfeierlichkeit des 22. März öffentlich angeklagt, sehen uns daher in Ihrem Sendschreiben ebenfalls angeredet, wenn auch nicht namentlich, und fühlen uns zu folgender Antwort gedrungen.

Zunächst danken wir Ihnen, daß Sie der Erste gewesen sind, der über diese unglückliche Theilnahme einiges Licht zu bringen und die längst schuldige Erklärung zu geben versucht hat. Namentlich ist uns die noch nirgends gehörte Nachricht von großem Interesse gewesen, daß die Geistlichkeit Berlins, wie alle christlich und darum auch königlich gesinnten Theilnehmer an der Procession, durch Beseitigung der ehrlichen Soldatenleichen betrogen worden sey. Auch das war uns neu, daß die ganze Leichenfeierlichkeit lediglich als ein Friedens- und Versöhnungsakt habe gelten sollen. Wir wollen diesen in dem historischen Theile Ihres Sendschreibens gegebenen Nachrichten vollen Glauben schenken, und wiederholen nochmals unseren Dank, weil wir nun Ihre Theilnahme eher erklärlich finden. Aber gerechtfertigt sind Sie dadurch noch nicht von unserer Anklage, durch Ihre amtliche Theilnahme an der Leichenprocession die offene Empörung sanktionirt zu haben. Wir geben ja vollständig zu, daß wir an Ihrer Stelle vielleicht auch nicht besser gehandelt hätten; aber das ändert doch am Rechte nichts, und nimmt auch uns nicht das Recht, Ihr Verhalten an dem göttlichen Worte zu prüfen. Aus dem Worte Gottes aber, glauben wir, können Sie sich nicht rechtfertigen, lieber Herr Bruder. Danach hätten Sie

1. sich bei dem projektirten Friedenswerke gar nicht betheiligen dürfen. Das war nur ein menschlicher, aber kein göttlicher Gedanke, mit der Revolution auf solchem Fuße Frieden schließen zu wollen, und den Beweis dafür hat bereits die Erfahrung geführt, indem sie ihn als einen unweisen vielfach gerichtet hat.
2. Hätten Sie noch auf dem Wege, sobald Sie von dem Betrüge eine zuverlässige Kunde erhielten, oder von dem Stande der Sache durch den Augenschein sich überzeugten, ohne Rücksicht auf die Folgen umkehren müssen, und zwar nicht bloß aus „peinlicher“ Furcht, man könne Sie mißverstehen und Ihren Schritt als eine Apotheose der Revolution be-

trachten (wir kennen das Volk überhaupt, und das Berliner Volk insbesondere hinreichend, um das Prädikat „peinlich“ wenig gerechtfertigt zu finden), sondern auch aus tiefer, gerechter Entrüstung darüber, wie man Sie und Ihr heiliges Amt mißbrauchen wollte, und aus heiligem Eifer thatsächlich gegen die Revolution zu zeugen. Denn, wie Sie selbst ganz richtig sagen, thun die Besseren nie gut daran, und es liegt ein Fluch darin, wenn sie sich in Revolutionszeiten zurückziehen und verbergen, und ein mündliches Zeugniß für die Wahrheit von der Kanzel, wie ehrenwerth es übrigens seyn mag, reicht für solche Zeiten nicht aus.

3. Erhielten Sie aber die Kunde von dem Ihnen gespielten Betrüge zu spät, oder hielten Sie es sonst für nicht möglich, zu thun, wie unter 2. gefordert ist, so war es unerläßlich, daß Sie und die sämmtlichen theilgenommenen Brüder gemeinschaftlich ihre Gemeinden auf dem Wege möglichster Öffentlichkeit über Ihre Theilnahme an der Leichenfeierlichkeit, namentlich über den Ihnen dabei gespielten Betrug, aufklärten und in runden und klaren Worten die Verwerfung der Revolution aussprachen. Das waren Sie Ihrem Amte, das waren Sie den gedörrten Seelen schuldig, und keine persönliche Gefahr durfte Sie davon abschrecken.

Der Einwand, daß Sie mit dergleichen damals den Absichten und Maßregeln der legitimen Obrigkeit selber entgegengetreten wären, kann nach den Aufklärungen, die Sie gegeben haben, für die Fälle unter 2. und 3. schon darum nicht gelten, weil Sie selber voraussetzen, man hätte Ihnen die Begleitung nicht zugemuthet, wenn man nicht von dem durch die gemeinschaftliche Bestattung der Leichen dargestellten Friedensgedanken ausgegangen wäre. Jener Einwand ist aber auch in dem Falle unter 1. und im Allgemeinen so ohne Weiteres nicht haltbar. Wir Streiter Christi im geistlichen Amte haben als solche nicht, wie unsere Brüder im Heere, dem Könige unbedingten Gehorsam geschworen, und dürfen ihm nicht gehorchen, wenn er uns durch seine Organe in unserem Amte als Geistlichen sollte befehlen oder verbieten wollen, was gegen unser Amtsgewissen ist, und wer weiß, ob nicht die Berliner Geistlichkeit durch einen sofortigen ehrfurchtsvollen und motivirten Protest gegen die Zumuthung der Theilnahme an dem Leichenbegängnisse unseren theuren König und Herrn zur erneuerten Überlegung veranlaßt, und damit ihm und dem Staate treuer gedient hätte, als indem sie durch ihre Theilnahme ihm eine Erleichterung zu gewähren glaubte.

Wenn Sie endlich die Theilnahme der einzelnen Prediger, und zwar, wie es den Anschein gewinnt, selbst unter der Voraussetzung ihrer Wissenschaft von dem gespielten Betrüge, damit rechtfertigen wollen, daß ja unter den Todten Gemeindeglieder

sich befunden hätten, bei deren Beerdigung der Geistliche nicht fragen könne, ob sie rechtschaffen oder schlecht gewesen seien, und deren Begleitung er, wenn sie verlangt werde, nicht verweigern dürfe, so trifft auch diese Rechtfertigung in dem vorliegenden Falle nicht zu. Denn erstlich berichten Sie anderweitig selbst, daß man damals noch ganz und gar nicht gewußt habe, wer die Gebliebenen gewesen seien; ferner lassen Sie es ganz unbestimmt, ob die Begleitung von den Angehörigen der Gefallenen wirklich gefordert worden sey, worauf doch viel ankommen würde, und endlich lag hier nicht der Fall einer gewöhnlichen Beerdigung vor, sondern es handelte sich, wie Sie vor der Feierlichkeit meinten, darum, die Unglückseligen, die bei dem Frevel offener Empörung ihre Seele ausgehaucht hatten, gemeinschaftlich mit den unschuldigen Getödteten und mit den Kriegern, welche treu ihrem dem Könige geschworenen Eide bei der Erfüllung ihrer schweren Dienstpflicht gefallen waren, ein gleich ehrenvolles Begräbniß, ein Begräbniß zu Theil werden zu lassen, das schon an sich und durch diese seine Zusammensetzung, wenn auch kein zweideutiges Wort dabei gesprochen worden wäre, für die Ersteren, die gefallenen Empörer, nicht ein schweigendes, sondern ein schreiendes, ein ihren schwarzen Frevel für weiß ausschreiendes werden mußte. Schon in diesem Falle galt es, um keinen Preis und aus keiner Rücksicht einzustimmen, sondern den die Begleitung etwa wünschenden Angehörigen zu sagen: „Wollt ihr eure Todten auf die gewöhnliche Weise allein beerdigen lassen — ja! wo nicht — nein! aus den und den Gründen.“ Dieser Fall hat nun aber nicht einmal vorgelegen, sondern in der Wirklichkeit und wie der Erfolg gelehrt hat, hat es sich darum gehandelt, dem schwarzen Frevel ausschließlich die Ehre zu geben, und die Revolution von Kirche und Staat in ihren Repräsentanten durch einen feierlichen Akt sanktioniren zu lassen. Wie Sie, Herr Amtsbruder, selbst in diesem Falle, den Sie freilich etwas sehr euphemistisch mit den Worten bezeichnen: „daß wir nicht von dem Gedanken des Friedensfestes getragen worden wären,“ die Theilnahme der einzelnen Prediger an der Leichenfeierlichkeit mit der Pflicht gegen ihre Gemeindeglieder und mit dem Wunsche der Angehörigen glauben rechtfertigen zu können, da hinein können wir uns wo möglich noch weniger finden, als Sie sich in unsere Anschauung von der Sache und unser Urtheil darüber haben finden können.

Summa: Möchten Sie Alles, was zur Milderung des Urtheils über das Verhalten der Berliner Geistlichkeit an jenem schmachvollen Tage dienen konnte, an- und ausgeführt haben; hätten Sie nur dabei im Allgemeinen bekannt, was wir Alle vor allen Dingen in herzlicher Buße laut bekennen müssen, daß wir durch unsere Untreue viel versäumt und verschuldet haben vor und in dieser Zeit der Scheidung und Entscheidung; hätten Sie dann insbesondere zugegeben: „wir haben, wie die große Mehrzahl damals, uns von dem Strome fortreißen lassen, haben es mit unserer Theilnahme an der Leichenfeierlichkeit des 22. März als einem Friedenswerke wohl gut gemeint, aber müssen es jetzt bereuen, Frieden zwischen Christus und Belial haben machen zu wollen; der uns gespielte Betrug ist unsere

gerechte Strafe, um so gerechter, je mehr es grade an uns Geistlichen der Hauptstadt war, uns nicht verlocken zu lassen von dem Zerlichte des Zeitgeistes“: so würde solch Bekenntniß uns Allen lieblich und fein geklungen und Ihnen Aller Herzen wieder gewonnen haben. Daran fehlt es aber Ihrem Gendtschreiben völlig, lieber Herr Bruder, und darum hat es seine Wirkung auf uns verfehlt, so dankbar wir Ihnen dafür auch sind. Wir hören nicht auf, für Sie zu beten, daß Gott Sie erleuchte und zur heilsamen Buße erwecke.

G. Nicolai, Pastor in Meinsdorf.

A. Schlaaff, desgl. in Stolzenhain.

Nachrichten.

Kirchliche Nachrichten aus der Pfalz.

(Schluß.)

Kurz bevor er nach München abzog, schrieb eben jener durch ihn nach Gönheim beförderte junge Lehrer im Pfälzer Schulblatt: „Herr Pfr. Eckhard hat sich bereit erklärt, die Sache des Lehrerstandes zu der seinigen zu machen. Er will unsere gerechten Forderungen und Wünsche, trotz allen Feiergehrschreis der Ultramontanen, standhaft verfechten und besonders für die Trennung der Schule von der Kirche in die Schranken treten. Wir müssen Herrn Eckhard kräftig in die Hände arbeiten. Es ist ganz besonders wichtig, Beispiele anführen zu können — exempla docent —, wie manche Geistliche oder besser Pfaffen, ihre Gewalt mißbrauchen, um die Lehrer zu knechten, und wie sie ihre schändlichen Pläne, das Volk in Unwissenheit zu erhalten, um es desto leichter nach ihrer Art ausbeuten zu können, nur durch die Unmündigkeit, in der sie die Schule und ihre Lehrer zu halten suchen, zu erreichen hoffen.“ Denn, meint jener freche Geist, das neue Lebensprincip, welches besonders durch Dr. Diesterweg unter die Lehrer gebracht worden, werde sich durch keine pfäffische oder fürstliche Gewalt mehr dämpfen lassen. Wir können Herrn Diesterweg zu solcher geistigen Nachkommenschaft gratuliren. An der Frucht erkennt man den Baum. Indes verhinderte das Schicksal der letzten Kammer Herrn Eckhard, seine Skandalosa, die er sich über seine Collegen gesammelt, öffentlich vorzubringen. Er ließ sich in die Wühlereien der äußersten Linken ein, und verfüllte die wenigen Reste geistlichen Anstriches, die er noch an sich trug, durch einen großen Bart, den er sich als ächter Demokrat, so weit er wachsen wollte, stehen ließ. Sein Colleague und Gesinnungsgenosse, Hfr. Werkmann von Einseltshum bei Kirchheimbolanden, ein wahres Ungestüm in seiner ganzen Erscheinung und Hauptredner in den Arbeitervereinen in München, hat an der kirchlichen Agitation in der Pfalz sich weniger betheilig und ist gewiß schon dadurch hinreichend charakterisirt, daß er wegen eines offenen Ehrenwortbruchs selbst von den Demokraten der Pfalz, denen er doch sehr bedeutende Dienste geleistet, desabowirt wurde. Welche Richtung unter solchen Patronen die Bestrebungen der Volksschullehrer in Gemeinschaft mit den demokratischen Vereinen, durch welche sie ihre Emancipation zu erreichen hofften, nahmen, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung.

Hiezu kam aber endlich seit dem vorigen Jahre das Auftreten der f. g. Deutsch-Katholiken, welche die freundlichen Einladungen unserer Lichtfreunde und Demokraten, und ihren Sieg auf der General-Synode nicht unbeachtet ließen, und bald sich nicht mehr als Gäste, sondern als die Herren in unserer Kirche geberdeten. Wehe den Geistlichen oder den

Gemeinden, welche ihnen nicht bereitwillig die Kirche öffneten und alle Forderungen gewährten. Die rohesten Verunglimpfungen in unseren öffentlichen Blättern, vorzüglich der von dem Märzbürgermeister Kolb in Speier herausgegebenen Speierer Zeitung, blieben ihnen nicht aus. Unter vielen Beispielen will ich nur eins erwähnen, welches die maßlose Annahme dieser Leute hinreichend charakterisirt. In Dggersheim, wo unter dem Ministerium Abel ein Minoritenkloster gegründet worden ist zum Ärger der ganzen liberalen Pfalz, glaubte man ganz besondere Veranlassung zu haben, eine Deutsch-katholische Gemeinde zu gründen. Pred. Schröter aus Worms war gleich bereit, einen seiner oft benutzten Vorträge abermals zum Besten zu geben. Da das katholische Gotteshaus nicht passend zu dieser Versammlung schien, wurde das protestantische Presbyterium bearbeitet und durch dasselbe der gewissenhafte und würdige Geistliche, den das Consistorium, bei dem er Rath gesucht, ganz rathlos gelassen, auf eine so rohe Weise gezwungen, die Kirche preiszugeben, daß ein Mitglied desselben ihn sogar ein räubiges Schaf nannte, und er dann auf alle Weise ultramontaner Sympathien beschuldigt wurde. Der Inhalt dieser Predigten war außer den frechsten Anforderungen zur Revolution gewöhnlich der vollste Atheismus, der unter einigen Phrasen von Liebe und Duldung verhüllt wurde. In Neustadt, Dürkheim, Kaiserslautern, Frankenthal und einigen kleineren Orten hatte man ernstlichere Anstalten zur Gründung solcher Gemeinden getroffen, die, wenn auch noch so gering an Zahl, doch viel Lärm von sich zu machen wußten. Der Sturm der Revolution hat sie ohne Ausnahme wie Spreu verweht, und ihr Gedächtniß wird bald verschwunden seyn.

Der nächste Bericht, welcher die eigentliche Revolutionszeit darstellen soll, wird bald folgen.

Zu dem Berichte über die Berliner Pastoral-Conferenz.

Zur Ergänzung unseres Berichtes lassen wir hier noch den Grundriß des Vortrages des Herrn D.-C.-R. Prof. Dr. Twisten folgen.

Der Prof. Twisten hatte die Beantwortung der Frage übernommen: wie die confessionelle Zersplitterung der einzelnen Gemeinden zu verhüten sey; nicht mit dem Anspruche, sie zu erschöpfen, sondern denjenigen, welchen vermöge ihrer amtlichen Stellung ein reicheres Maß unmittelbarer Erfahrung zu Gebote stände, Anlaß zu geben, die mitgetheilten Ansichten zu ergänzen und zu berichtigen. Er ging dabei von einer Erörterung der Beschaffenheit und der Veranlassung der zu besprechenden Erscheinung aus, weil überhaupt eine, nicht bloß symptomatische, sondern gründliche Heilung eines Gebrechens die Erkenntniß der Natur und der Ursachen desselben voraussetze, für die geistliche Heilkunde aber, die auf ein Universalmittel für alle Krankheiten des christlichen Lebens angewiesen sey, nämlich auf das nur nach der Beschaffenheit des Übels verschieden anzuwendende Wort Gottes, in der richtigen Erkenntniß der Abweichung von dem normalen Zustande und ihres Ursprunges auch schon die Grundsätze ihrer Behandlung liegen müßten. Wenn nun von einer confessionellen Zersplitterung die Rede sey, welcher vorgebeugt werden solle, so sey damit nicht bloß gemeint, daß in unseren Gemeinden nicht Alle, wie der Apostel fordere (1 Cor. 1, 10.), einerlei Rede führen; es handle sich von Confessionen, d. h. Bekenntnissen, die eine kirchliche Bedeutung haben, die sich auf kirchliche Gegensätze beziehen. Die Meinung sey aber auch nicht, daß es überhaupt in der Kirche verschiedene Confessionen oder Parteien nicht geben solle; vielmehr unterscheide sich die protestantische Auffassung der Einheit der Kirche darin von der römisch-katholischen, daß letztere in der Kirche nur äußerliche Scheidungen nach Zeit und Raum zulasse, während wir glauben, daß damit sehr

wohl auch eigenthümliche Unterschiede in der Art und Weise der Aneignung und Darstellung des Christenthums verbunden seyn können. Nur sollen die Gemeinden dadurch nicht gespalten und zersplittert werden, wie uns davon die apostolische Geschichte ein Beispiel in der Corinthischen Gemeinde darbietet (1 Cor. 1, 10.). Denn der Apostel beklagt sich nicht über die viel tausend Juden, die in Jerusalem gläubig geworden und alle Eiferer über dem Geseze waren (Apostelgesch. 21, 20.), wohl aber darüber, wenn die Jüdische Partei in Corinth Spaltungen hervorrief, welche die gemeinsame Feier des Abendmahls hinderten (1 Cor. 11, 10.). Christen Eines Ortes, Einer Gemeinde sollten durch das Bewußtseyn des Einen Herrn, des Einen Geistes, die über Allen und in Allen walten: durch das gemeinsame Streben nach demselben Ziele christlicher Vollkommenheit: durch die gleiche Liebe, womit sich Alle als Brüder, als Glieder Eines Leibes umfassen, getrieben werden, sich über solche Verschiedenheiten hinwegzusetzen. Allerdings wird diese Forderung durch die Pflicht beschränkt, der Evangelischen Wahrheit nichts zu vergeben, namentlich gegen solche Irrthümer oder Mißbräuche auf der Hut zu seyn, welche das Heil der Seele gefährden. Es wird selbst eingeräumt werden müssen, daß es Unterschiede gibt, die, ohne den Vorwurf seelenverderblicher Irrthümer zu begründen, doch eine gemeinsame Erbauung hindern, und daß in manchen Fällen eine friedliche Sonderung einer erzwungenen Verbindung vorzuziehen ist, die immer neuen Anlaß zu Zank und Hader gibt. Eben darin aber, daß man zu leicht geneigt ist, einen solchen Fall anzunehmen und um deswillen die Gemeinschaft aufzugeben, in dem Mißverhältnisse der etwanigen Motive der Absonderung zu den Gründen, die uns bestimmen sollten, an der Einheit festzuhalten und die Unterschiede in Liebe zu tragen, eben hierin zeigt sich die Tendenz zur confessionellen Zersplitterung, vor der wir zu warnen und der wir vorzubeugen haben.

Der Erscheinung nach hiemit verwandt, doch seiner Quelle nach verschieden sey der Separatismus. Diesem liege theils das Bedürfniß einer engeren Verbindung zum Grunde, als in der Gemeinschaft des öffentlichen Gottesdienstes Befriedigung finde; ein Bedürfniß, welchem die Römische Kirche in ihren Orden, Bruderschaften u. s. w. freieren Spielraum zu lassen scheine als die Evangelische bei der herkömmlichen Ansehung von Conventikeln, ascetischen Gesellschaften u. dgl.; theils die Anforderung an die Kirche oder Gemeinde, sich von aller Ansteckung der Welt frei und rein zu erhalten, und deshalb die Elemente auszuschließen, die mit der Idee einer Gemeinschaft der Heiligen in Widerspruch zu stehen scheinen, wenigstens eine strenge Zucht gegen dieselben zu üben; eine Forderung, die von einer Sekte leicht, sehr schwer von einer Kirche zu erfüllen ist, die alle Glieder der Gesellschaft umfaßt. Die Verbindung mit dieser separatistischen Richtung sey es oft, welche der confessionellen Zersplitterung grade bei erweckten Christen Eingang verschaffe, obwohl in vielen Fällen jene Verbindung mehr eine äußere und zufällige, als eine innere und wesentliche sey.

Man könne nun aber fragen: ob diese Tendenz zu besonderen Vereinigungen auf dem Grunde confessioneller Differenzen und separatistischer Neigungen wirklich so nachtheilig sey, daß wir darauf sinnen müßten, ihr vorzubeugen? Denn in der That hätten wir mehr von Vorbeugung als von Abwehr oder Beseitigung zu reden, da jene Erscheinung, wie sie unter uns vorkommt, in Vergleich mit dem Sectenwesen in den Nordamerikanischen Freistaaten doch nur ein Anfang sey, dem in der Zeit selbst gar Manches das Gegengewicht halte. Die Verwerflichkeit sey aber nicht so ohne Weiteres vorauszusetzen, da es auch eine ganz andere Ansicht von dieser Erscheinung gebe. Selbst ein bekannter katholischer Schriftsteller habe gemeint, wie es die eigenthümliche Richtung und Aufgabe der Römischen Kirche sey, vor Allem die Idee der kirchlichen Einheit und

Gleichheit geltend zu machen, so komme es dem Protestantismus zu, der Eigenthümlichkeit und Mannigfaltigkeit ihr Recht widerfahren zu lassen. Die Sonderung in eine Mannigfaltigkeit christlicher Glaubens- und Lebensformen dürfe daher für die Evangelische Kirche kein Gegenstand der Befehdung seyn, vielmehr werde sie dieselbe als etwas in der Natur, wie des Lebens überhaupt, so besonders des religiösen und christlichen Lebens tief Begründetes anzusehen haben. Auch sey dies keineswegs von so schädlicher Wirkung, als man voraussetzen pflege; es hänge damit eine größere Intensität des religiösen Interesse, des Glaubens und der Liebe zusammen, und diese sey geeignet, einen heilsamen Wettkampf zu veranlassen, indem jede Gemeinschaft die übrigen an Reinheit, Eifer und guten Werken zu übertreffen bemüht sey. Wenn daher auch einzelne Religionsgesellschaften, besonders aber die für selbige thätigen Geistlichen beschlagen möchten, daß für sie oft grade solche Glieder verloren gingen, die sie als höher Geförderte werth hielten: so seyen diese doch, aus einem allgemeineren Gesichtspunkte betrachtet, für das Reich Gottes nicht verloren; vielmehr würden auf diese Weise Manches gewonnen, die auf andere Weise schwerlich angeregt seyn würden.

So viel Schein dies aber auch haben möge, und obwohl wir werden gestehen müssen, daß dergleichen Scheidungen nicht grade der Übel größtes sind: ein Übel seyen sie doch, und müßten wir vor Allem an der apostolischen Lehre halten, daß sie nicht stattfinden sollen, daß wenigstens die einzelne Gemeinde das Bild der Einen Herde unter dem Einen Hirten in sich darstellen solle. Auch werde, wo jene Tendenz überhand nehme, immer etwas Verfehrtes zum Grunde liegen, z. B. der Mangel an richtiger Schätzung des Einen Grundes im Verhältniß zu dem, was darauf gebaut seyn mag; an freier Empfänglichkeit für die mannigfaltige Weise, wie sich der Reichthum göttlicher Gnade in den Gemüthern offenbart; an derjenigen Liebe, die nicht das Ihre sucht, sondern sich freut, wenn auf irgend eine Weise Christus verherrlicht und eine Seele ihm gewonnen wird, u. s. w. Der Hauptschade liege aber eben in der Zersplitterung. Der gemeinsame Kampf, den wir gegen Welt und Sünde zu bestehen haben, sey so schwer und ernstlich, die gemeinsamen Zwecke, die wir zu verfolgen haben, so mannigfaltig und umfassend, daß wir alle Ursache haben, unsere Kräfte zusammenzuhalten. Jene Zersplitterung mache die Erreichung von Zwecken, die nur durch vereinte Anstrengung erreicht werden können, gradezu unmöglich; vermindere aber überall den Erfolg, da so viele Kräfte durch die Sonderinteressen der einzelnen Parteien und Richtungen absorbiert, oder im Streite wider einander paralysirt würden, nicht zu gedenken der menschlichen Trübsümer, Thorheiten und Sünden, die dabei zum Vorschein kommen. Auch sey nichts ungerechter, als die Klagen hierüber nur der Eigenucht der einzelnen Parteien oder ihrer Vertreter zuzuschreiben. Paulus nennt es einen göttlichen Eifer, womit er den Spaltungen in Corinth entgegentrat (2 Cor. 11, 2.), und wenn man einer Kirche auch zumuthen könnte, von ihrem Verufe, ihrer Erkenntniß, ihrem Bestreben im Verhältniß zu anderen geringer zu denken, so ist doch natürlich, daß sie kein dafür thätiges oder brauchbares Werkzeug verlieren will, ohne wenigstens die Überzeugung gewonnen zu haben, daß es an einem anderen Orte mehr für das Reich Gottes werde wirken können.

Frage man nun nach den Ursachen und Veranlassungen solcher Spaltungen und Zersplitterungen, so dürfte die erste und hauptsächlichste in dem grade Entgegengesetzten liegen, dem gegenwärtig in unserer Kirche nur zu viel verbreiteten Mangel an confessionellem Bewußtseyn. Dieser

sey zum Theil noch die Folge der rationalistischen Richtung, welche am Ende des vorigen und im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts nicht bloß die Theologie, sondern auch die Literatur und das ganze Zeitbewußtseyn genommen hatte, und die sich in der Abneigung gegen das Positive im Christenthum überhaupt, natürlich also auch in der evangelischen Lehre zeigte, in der Tendenz, das ganze Christenthum auf Moral und den ihr zur Stütze dienenden Glauben an Gott und Unsterblichkeit zurückzuführen. Zwar habe man eine Zeit lang gemeint, diese Richtung als eine schon gänzlich überwundene betrachten zu können. Bekannte Vorgänge haben das Gegentheil gezeigt. Man könne sogar sagen, daß sie in gewissen Kreisen der Gesellschaft die vorherrschende Denkart bilde, wo nicht die Religion überhaupt der Skepsis anheimgefallen oder Anschauungsweise an die Stelle getreten seyen, welche dem Christenthum noch ferner liegen. Aber auch wo dies sich anders verhalte, — wie denn im Allgemeinen gar Viele weit evangelischer gesinnt seyen, als sie selber wüßten und glaubten, wie erhele, wenn man den Kirchenbesuch vergleiche, wo, bei übrigens gleicher Begabung, evangelisch gläubige oder rationalistisch denkende Prediger die Kanzel einnehmen, — auch da zeige sich doch, wenn man einigermaßen auf den Grund gehe, nur zu oft eine unglaublich geringe Kenntniß der Hauptlehren des Christenthums und der Evangelischen Kirche. Zur confessionellen Zersplitterung führe nun das Eine wie das Andere bisweilen durch die Opposition, welche evangelische Prediger finden, indem sie von solchen, die von den Principien der Reformation und der durch sie begründeten Kirchengemeinschaft keine Kenntniß oder keine Empfänglichkeit für dieselben haben, als Pietisten und Dunkelmänner betrachtet und verrufen würden. Daher der Anhang, den hie und da in den Gemeinden die sogenannten Lichtfreunde und Deutsch-Katholiken gefunden hätten; obwohl sich im Allgemeinen gezeigt habe, daß diese Opposition von keiner sonderlichen Kraft und Nachhaltigkeit sey, und deshalb mehr Verwirrung, als eigentliche Zersplitterung herbeiführe. Häufiger aber möchte es sich ereignen, daß Individuen, die durch besondere Führung von der Macht der evangelischen Idee lebhafter ergriffen, denen das Auge für die Wahrnehmung ihres Sündeneulens und des tiefen Abgrunds, an welchem sie bisher in blinder Sicherheit hingewandelt, aufgethan worden ist, die den Frieden und die Freudigkeit des rechtfertigenden Glaubens an den Verfühner und Heiland gekostet haben, nun Mißtrauen fassen gegen eine Kirche, in der ihnen, wie sie meinen, so große Güter vorenthalten werden, und daß sie in demselben Maße geneigt werden, sich denjenigen hinzugeben, bei welchen sie mehr Befriedigung für ihr geistiges Bedürfniß finden. Es ist nur zu natürlich, daß Jemand, der seine individuelle Unbekanntschaft mit den Wahrheiten des evangelischen Christenthums auf Rechnung der Kirche schiebt, Überzeugungen und Erfahrungen, die zum Gemeingute erweckter Christen gehören, als ausschließliches Eigenthum derjenigen ansieht, die ihn für gewisse Parteien oder Sekten zu gewinnen trachten. Dazu kommt dann, und zwar wieder in dem Maße leichter, als es an lebendiger, wohl begründeter Kenntniß fehlt, ein Fehlgreifen in Betreff dessen, was als Bestandtheil eines Glaubens und einer Gemeinschaft, worin man seiner Seligkeit gewiß seyn könne, betrachtet wird; seyen es gewisse Lehren, ja Formeln und Ausdrücke, oder Einrichtungen, Gebräuche, Grundsätze der Verfassung oder Verwaltung, oder Ansprüche und Anforderungen; je beschränkter das Urtheil, um so fester wird das Gemüth von den Schlingen des Separatismus umfickt.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 25. August.

N^o 68.

Die Katholische Kirche. Eine Zeitbe- trachtung.

Fünfter Artikel.

(Die Katholische Kirche als Vorbild und im Bunde mit der
Evangelischen.)

Woran es unserer Evangelischen Kirche im Vergleich mit der Katholischen besonders gebricht, das ist schon längst erkannt und auch oft genug gesagt worden, um es hier nicht noch einmal wiederholen zu müssen. Unsere Mängel hängen mit dem eigenthümlichen Vorzug unserer Kirche, mit der confessionell von ihr vertretenen Wahrheit zusammen als die schlimme Rehrseite derselben. Wir sind vor lauter Innerlichkeit bis jetzt noch nicht zu der rechten Äußerlichkeit, aus dem Gebiet der subjektiven Freiheit des lebendigen Christenmenschen noch nicht in die Sphäre der rechten objektiven kirchlichen Gebundenheit, vom christlichen Glauben noch nicht recht zum kirchlichen Handeln gekommen. Und dennoch könnten wir, ohne uns zu vergebem, in dieser Beziehung etwas mehr thun, ja wir sollten mehr thun, und dürfen uns hierin Vorbild und Antrieb seyn lassen, was erst in der neuesten Zeit wieder in der jenseitigen Kirche hieher Gehöriges geschehen ist.

Vor Allem denken wir hier an ein Ereigniß aus der Katholischen Kirche in Deutschland. Die Bischöfe dieser Kirche haben im Herbst des vorigen Jahres in Würzburg getagt, und haben eine „Denkschrift“ und „Hirtenworte“ ausgehen lassen, in denen sie den Zeitereignissen gegenüber eine sehr bestimmte Stellung einnehmen und eine feste Sprache reden. Die Katholische Kirche tritt hier auf in ihrer ganzen Würde, im entschiedensten Bewußtseyn ihrer hohen Mission, und, obgleich nicht im mindesten im Zweifel über den ihr selbst drohenden Charakter der Zeit, dennoch ohne irgend eine falsche Nachgiebigkeit, vielmehr das ganze Gewicht ihrer Ansprüche und ihrer Wirksamkeit eben so hervorstehend, als den Ernst des Evangeliums wider das gottlose Wesen in den letzten Ereignissen den Gläubigen vor Augen stellend. „Weil,“ sagen die Hirtenworte, „der Geist der Andacht und des Gebets aus so vielen Herzen und Häusern und Gemeinden verschwunden ist, darum ist so viel Täuschung und so wenig Wahrheit, so viel Verlassenheit und so wenig Kraft, so viel Herzeleid und so wenig Trost unter Euch. Denn das sollt Ihr wissen und erkennen: Ihr werdet Euch nicht helfen aus Euch selber; nicht Menschenwitz und Menschenweisheit, nicht neue Gesetze und neue Verfassungen werden das Heil bringen, es

kommt allein von dem Herrn — — —. Darum — — höret unsere Bitten und Mahnungen, denn es ist Gott selber, der durch uns zu Euch spricht, und nicht nur durch uns, ernster und erschütternder noch durch die Ereignisse und Zeichen dieser Zeit. Lange hat er zu den Völkern geredet und sie haben ihn nicht gehört. Hat durch Segnungen ohne Zahl ihre Herzen erobern wollen, und sie haben es nicht erkannt. Hat durch ernste Prüfungen, durch Krieg und Kriegesgeschrei, durch Krankheit und Hunger die vereitelten Gemüther zu sich erheben wollen, und sie haben es nicht geachtet. Da hat er die Stürme des Aufrehrs freigelassen und der Empörung, und sie sind über die Fürsten dahin gefahren und über die Völker — — —, und — es ist ein wahres und wahrhaftiges Wort — der Herr unser Gott wird seine strafende Hand nicht zurückziehen von diesem Geschlecht, bis daß es ihn von Neuem erkennt, in Demuth um das verachtete Kreuz sich sammelt, und (hier wird die christliche Rede katholisch) in der Kirche, die sich Christus mit seinem heiligen Blute erkaufte, die Mutter wieder ehrt, welche allein die Menschen den Weg des Heils führt.“ Aber betrachten wir dieses Ereigniß noch näher mit dem Blicke auf uns.

Die katholischen Bischöfe und in ihnen die gesammte Katholische Kirche Deutschlands hat sich versammelt und hat gesprochen. Werden, können das auch die protestantischen Superintendenzen? Und wenn sie's könnten, würde auch eben so wiederklängen in der gesammten Kirche, in der ganzen Christenheit, was sie sprächen? Und merken wir die Wirkung, den Segen genug, der uns damit entgeht? Und sollten wir uns das gar keinen Sporn seyn lassen, auch nach wahrhaft katholischer Einheit zu streben, nach einer einheitlichen, fest geordneten Kirche, deren Stimme Ehrfurcht einflößt? Wird aber neben und in unseren confessionellen Sonderbestrebungen das rechte Gewicht hierauf gelegt? Oder zeigen sich nicht vielmehr schon wieder Spuren einer Engherzigkeit und Ausschließlichkeit, die nur noch weiter hinein in die Gemeinden fortgesetzt werden dürfen, um den ganzen confessionellen Hader unter uns wieder aufs Neue rege zu machen? Und wird die angebahnte Conföderation dagegen zu wirken stark genug seyn? Oder wird sie nicht, wenn das so fortgeht, wenn namentlich die streng-lutherische Fraktion in ihrem falschen Eifer so fortfährt, schon in ihren Anfängen wieder gesprengt werden? Nein, lieben Brüder! nicht also! Ein Blick nach Würzburg und die Erwägung des außerordentlichen Eindruckes, den die dortige Versammlung hat machen müssen, sollte uns eines Besseren belehren, sollte uns sagen, daß auf ein-

heitlichem Handeln ein Segen ruht, der es werth ist, daß wir uns in unseren confessionellen Abweichungen in Glauben und Liebe tragen und trotz derselben die brüderlichen Hände in einander schlagen. Ihr Lutherischen Brüder, die Ihr voran seyd in Glauben und Bekenntniß, gewinnt am meisten dabei, Ihr gewinnt die gesammte Protestantische Kirche, wenn Ihr nur den Muth habt, der Verheißung, die Euer Bekenntniß vor dem reformirten hat, auf die rechte Weise zu vertrauen.

Die katholischen Bischöfe haben aber auch sehr entschiedene Forderungen gestellt gegenüber dem neuen Staat, und wir zweifeln kaum, daß der Staat darauf hören wird. Denn glauben wir auch nicht, was neulich ein begeisterter Correspondent der Augsb. Allgem. bei Gelegenheit des Würzburger Hirchentags sagte, daß die Sympathien für die Katholische Kirche so sehr zugenommen haben, stimmen wir vielmehr dem bei, was der nüchterne J. B. Hirscher in einer Brochüre bekennt, „daß sich zur Stunde der Einfluß der Kirche auf Volk und Zeit schwach erwiesen,“ so ist doch auch der neue Staat noch nicht in sich stark genug und sein Princip noch nicht so festgewurzelt, um der Kirche so schnell und so auf einmal zu trogen, und wird, wenigstens der Katholischen und ihrem Einfluß und ihrer Stimme, so ungern er es auch thue, vor der Hand noch einige Rechnung tragen. Aber wird er auch eben so geneigt und vorsichtig die Evangelischen gegenüber seyn? Ihr gegenüber, die so zerrissen, so uneinig, in ihrem Regiment so vielförmig, nur vertreten wird durch den subjektiven Glauben und die Gelehrsamkeit ihrer Professoren, Pfarrer und einiger Laien sammt etlichen Superintendenten und Consistorialräthen? O, wir fürchten, wir fürchten das Gegentheil, wenn wir uns nicht bald aufraffen, und wenigstens — so der Herr Gnade gibt — durch mächtige Glaubensthaten das Schwache an uns stärken, das Hinfallende aufrichten, das Zerstreute sammeln, und somit uns bereit machen, wenn es seyn muß, durch Schmach und Schande hindurch, in Trübsal, Nothen und Ängsten muthiges Zeugniß zu geben und einen Rest wenigstens zu bewahren derer, die dem Evangelium unseres Herrn Jesu Christi in Einsalt gehorsam sind.

Aber — und wir haben alle Ursache auch hierauf zu merken — ein ähnliches Zeugniß haben die katholischen Bischöfe in der alten Mainstadt, wie sie selbst sagen, jetzt schon gegeben. Denn haben sie gehuldigt dem, „was die Zeit ihre Erhebung und ihren Fortschritt nennt“? Ja, sind sie etwa nur mit zaghaftem, politischem Schweigen daran vorbeigegangen? Nein, sie haben dawider gezeugt. Sie haben gesagt: „Jeder Fortschritt muß ein gesetzlicher seyn, sonst wird er zum Rückschritt, zu einem Rückschritt, der, wie manche Zeichen der Zeit darauf hinweisen, mit dem furchtbaren Abgrunde der Anarchie droht.“ Sie haben also in maßvollen Worten, ohne zu erbittern, aber doch deutlich genug, über die Revolution des Jahres 1848 ein ernstes Urtheil gesprochen und sich vielmehr zu dem Gegentheil bekannt. Denn, fahren sie fort: „darum haben Eure versammelten Bischöfe sich insbesondere verbunden, mit dem Ansehen der Religion das An-

sehen der von Gott gesetzten Gewalten zu stützen. Darum haben sie sich von Neuem gelobt, treu zu halten an ihren rechtmäßigen Fürsten und Obrigkeiten — — —; darum haben sie das Mahnwort des Apostels zu ihrem dritten Lösungswort erhoben (1 Petr. 2, 13 ff.) u. s. w.“ Haben wir aber etwas Ähnliches gesagt und gethan? Sind wir nicht vielmehr in Wittenberg daran vorbeigegangen? Wir wollen schweigen hievon; aber darauf aufmerksam wollen wir machen, daß, während jene, die katholischen Kirchenfürsten, durch Wort und That es haben zu merken gegeben, daß sie einer Kirche angehören, die sich ihrer Macht, ihres Ansehens und ihres Rechtes bewußt ist, man in Wittenberg an dergleichen kaum erinnert worden ist; daß wir aber um unserer selbst und um des Evangeliums willen guten Grund hätten, auch öffentlich davon zu zeugen, daß, wie uns Christus und sein Wort hoch und theuer ist, so auch unsere auf diesem Grund erbaute Gemeinschaft, die Evangelische Kirche, als „Pfeiler und Grundfeste der Wahrheit“ von uns geachtet und geltend gemacht wird.

Was in Würzburg geschehen und geredet worden, steht indeß nicht vereinzelt da. Namentlich haben wir hier noch zu erinnern an die Erlasse des Fürstbischofs von Breslau vom 28. März, vom 18. November 1848 und vom Januar 1849. In dem ersteren wird gegen diejenigen mit göttlichem Eifer geeifert, welche „auf gewalthätige Weise Eingriffe in fremdes Eigenthum machen, sich neue Rechte und Befreiung von lästigen Verpflichtungen und Leistungen auf eigene Faust ertrotzen oder wohl gar durch Beschädigung und Vergewaltigung erzwingen.“ In dem anderen wird in Betreff des bekannten Ereignisses in Preußen erklärt, „daß die Pflicht der Steuerzahlung ohne sündhaften Ungehorsam gegen die Aussprüche Christi, unseres göttlichen Gesetzgebers, und seines Apostels, nicht außer Acht gelassen werden könne;“ und in dem dritten wird aufs Ernsteste den katholischen Christen eingeschärft, bei der bevorstehenden Wahl zum Landtag das Wohl des Vaterlandes im Auge zu haben, an dem „der Aufruhr, der Kampf, die Empörung seit neun Monaten gerüttelt hätten.“ Alle bezeugen mithin, daß der Bischof, seiner Stellung und seines Berufes wohl eingedenk, dem, was in dem Vaterland Wichtiges oder Schlimmes vorgeht, nicht gleichgültig zusieht, sondern das Wort der Wahrheit und das Ansehen der Kirche für das Gute und wider das Böse geltend zu machen für seine Pflicht hält. Ob das auch unsererseits so geschehen ist, wie es hätte geschehen sollen und können? diese Frage muß, so weit des Referenten Kenntniß wenigstens reicht, der freilich in verhältnißmäßig besonders traurigen Umgebungen lebt, leider mit Nein beantwortet werden. Ist auch von einer großen Anzahl treuer Prediger Einzelnes geschehen, so dürfen wir doch nicht läugnen, daß unter uns im Ganzen viel mehr „blinde Wächter und stumme Hunde“ gewesen sind, als es sich für die ziemte, welche sich vorzugsweise rühmen, Bekenner des lauterer Evangeliums zu seyn, und die damit die besonders treue Nachfolge des Kreuzes

Christi übernommen haben. Gebe Gott, daß uns das Beispiel der Katholischen Kirche und die ungeheure Noth dieser gottlosen Zeit gründlich die Augen öffne und uns in rechter kirchlicher Einheit zusammenführe zu muthigem Zeugniß, zum Heil unserer Seele und zum Segen der Welt und unseres Vaterlandes.

Und diese Einheit und dieses christlich-muthige Handeln in Einheit wäre zugleich ein mächtiger Segen in weiterer Beziehung. Es sind in der neuesten Zeit wieder von beiden Seiten her mancherlei Stimmen laut geworden, welche auf die kirchliche Einheit der gesammten Christenheit, wenigstens der beiden abendländischen Fraktionen derselben, oder auch nur der Christenheit Deutscher Zunge, mit ernstlichen und begeisterten Worten hinweisen, und wer wollte solchem frommen Wunsche nicht mit ganzem Herzen zufallen! Aber vergessen darf man nicht, daß sich in diesen Dingen am wenigsten etwas machen läßt. Vergleichen thut Gott allein, der es auch anbahnt, indem er beiderseits die entsprechende Lage zu gegenseitiger Annäherung herbeiführt. Und eine solche Lage scheint allerdings in diesem Augenblick mehr als je vorhanden zu seyn. Die gesammte Christenheit fast des ganzen Abendlandes, und vielleicht am meisten die Deutsche, spaltet sich in zwei Heerlager, die sich in ganz anderer Weise gegenübersehen als Katholicismus und Protestantismus. Es handelt sich in diesem Augenblick in furchtbarer offener und ernster Weise um Christenthum und Antichristenthum; und der Kampf zwischen beiden wird durchgekämpft auf mancherlei Punkten. Hier nun ist es, wo gläubige Protestanten und Katholiken, von gleichem Interesse bewegt, sich zunächst die Hand werden zu reichen haben, und dies ist zugleich die einzig wirkliche Anbahnung einer im Übrigen in Gottes Hand stehenden, vereinsigten völligen Einheit beider, wenn sie überhaupt einmal wirklich wird. Unter solchen Punkten nun, in denen die Evangelische Kirche wünschen muß, in Bund und Einverständnis mit der Katholischen zu handeln, wollen wir hier nur einen etwas näher betrachten.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Zu dem Berichte über die Berliner Pastoral-Conferenz.

(Schluß.)

Ist die Veranlassung der confessionellen Zersplitterung erkannt, so ergibt sich, was zur Vorbeugung oder Abwehr wird geschehen müssen. Das Erste und Wichtigste kann nichts Anderes seyn, als die Anregung und Entwicklung des dem evangelischen Bekenntniß entsprechenden Bewußtseyns, Glaubens, Verständnisses.

Dies wird freilich von drei Seiten her Widerspruch erfahren; theils von Seiten derjenigen, die in der Ansicht von dem Wesen, sey es des Christenthums, oder der Religion überhaupt, oder den letzten Gründen des menschlichen Erkennens und Handelns auf einem ganz anderen

Standpunkte stehen; theils von Seiten derer, die allerdings auch in der heiligen Schrift Urkunden göttlicher Offenbarung, in Christo den Heiland, den Grund unserer Gerechtigkeit und Seligkeit sehen, aber Allem, was Dogma heißt, abgeneigt sind, indem sie den Hauptmachdruck darauf legen, daß das Christenthum Leben, Gefühl, Gesinnung sey; theils endlich von Seiten derjenigen, die zwar auch eine wissenschaftliche Begründung und begriffliche Entwicklung des christlichen Bewußtseyns, die neben der *πίστις* auch eine *γνώσις* fordern, aber den confessionellen Ausdruck der christlichen Überzeugung für ungenügend und veraltet, und eine zeitgemäße Umgestaltung des Dogmas für notwendig halten.

Sich in einen Principienstreit mit den Ersten einzulassen, konnte der dem Vortrage zugemessenen Zeit nicht angemessen erscheinen; es wurde nur erinnert, daß selbst ein entschiedener Rationalist, wenn er sich zur Aufgabe setze, ein evangelisches Gemeindeglied und Gemeindegewußtseyn zu erhalten und zu kräftigen, Bedacht werde nehmen müssen, auch die demselben eigenthümliche Vorstellungs- und Ausdrucksweise, wenn auch nur als Hülle, Behikel und Symbol der von ihm anerkannten Wahrheiten gelten zu lassen und anzuwenden, wie ja selbst von Kant in seiner Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft, von de Wette in seinen die systematische Theologie betreffenden Schriften geschehen sey.

Mit der Ansicht, daß das Christenthum wesentlich Leben, Gesinnung sey, konnte der Vortragende sich einverstanden erklären. Er erinnerte aber, daß, wenn man wirklich die christliche Gesinnung, nicht bloß eine christlich lautende Formel im Auge habe, dieselbe eine dogmatische Überzeugung voraussetze; daß, wenn Jemand von Christi Person und Wort eine ganz andere Vorstellung habe als die Reformatoren, er unmöglich auch in demselben Sinne und mit derselben Ehrfurcht in ihm seinen Herrn und Heiland, mit derselben Zuversicht den alleinigen Grund seiner Rechtfertigung finden könne; daß ferner das christliche Bewußtseyn etwas Reicheres und Lebendigeres sey, als daß es durch die bloße Wiederholung von Formeln, die vielleicht die allgemeine Beziehung desselben richtig, aber, weil abstrakt, nur dürftig ausdrücken, erschöpft werden könne, daß es sich in einer Fülle von Momenten auseinander zu legen, die Gesamtheit unserer Anschauungen und Begriffe zu durchdringen, sich selbst als ein Ganzes von Überzeugungen darzustellen die Bestimmung habe. Nehme man nur den Schatz der in unseren Gesangbüchern enthaltenen christlichen Lieder zum Maßstab, die eine evangelische Gemeinde doch mit dem Bewußtseyn der Einstimmung und mit Verständniß ihres Sinnes und Grundes müsse mitsingen können, so sey darin ein weit reicherer dogmatischer Stoff enthalten, als in den meisten Bekenntnisschriften.

Daß endlich diese sich auch in andere Begriffe und Begriffsbestimmungen werde fassen, in anderen Terminus werde ausdrücken lassen, als in denen der im Laufe der Jahrhunderte gebildeten, in unseren Bekenntnisschriften im Ganzen beibehaltenen Kirchensprache, soll nicht in Abrede gestellt werden. Aber je mehr man erkenne, daß es sich hiebei zum Theil mehr um die Bezeichnung als um die Sache handle, um so zweifelhafter müsse es erscheinen, ob mit einer solchen Veränderung viel gewonnen werde. Fülle es doch selbst dem Mathematiker nicht ein, statt des defakadischen Zahlensystems das dodekadeische einzuführen, wenn er letzteres auch für bequemer halte! für den Zweck aber, worauf es uns ankomme, würden solche Versuche sicher keinen Gewinn bringen; sie könnten die Uneinigkeit, die Mißverständnisse nur vermehren, und der Zersplitterung nur in die Hände arbeiten.

Man gehe aber häufig von der Voraussetzung aus (denn Voraussetzung sey es gewöhnlich mehr, als Ergebnis einer eingehenden, Alles

wohl erwägenden Beschäftigung mit den Urkunden), als wäre der Charakter unserer Bekenntnisschriften ein überwiegend theologischer, mit dogmatischen Subtilitäten überladener, während doch in den eigentlichen Grundbekenntnissen, namentlich der Augsburgerischen Confession, eben nur die Cardinalpunkte des evangelischen Glaubens, diese aber in so einfachen, klaren, durchgreifenden Sätzen ausgesprochen wären, daß der Versuch einer Aenderung sich meistens als Verschlechterung zeigen werde. Die mehr theologischen Schriften aber, wie die Apologie und die Concordienformel, wären von Anfang an nur als Erläuterung jenes Grundbekenntnisses betrachtet, und gegenwärtig würden auch die eifrigsten Freunde, die sie gefunden hätten und in vieler Beziehung verdienten, sie nicht als die Grundfeste der evangelischen Glaubensgemeinschaft betrachten wollen.

Dies Alles jedoch zugestanden, schien sich von einer anderen Seite her, der Seite der Erfahrung, ein Einwurf zu erheben, der den Erfolg des zur Vorbeugung confessioneller Zersplitterung vorgeschlagenen Hauptmittels in Zweifel zu stellen geeignet war; die Erfahrung nämlich, daß sich für den Einfluß der Separatisten und Sektirer Niemand empfänglicher zu zeigen pflege, als eben die Gemeinden und Personen, die auf das Bekenntniß, oder auf das eigenthümlich Evangelische in der Heilsordnung, im Glauben und Kultus einen besonderen Nachdruck zu legen angefangen hätten.

Dies konnte allerdings insofern nicht befremden, als diejenigen, die sich gegen den Unterschied des Christlichen und Unchristlichen, des Evangelischen und Unevangelischen noch indifferent verhalten, von allen den Fragen, Zweifeln und Interessen nicht berührt werden, welche denen entgegenstehen, die mit Sorge und Eifer nach dem Wege forschen, wie sie ihres Heiles in Christo gewiß und sicher werden mögen. Eine andere Frage aber ist, ob die Lebendigkeit und Klarheit des confessionellen Bewußtseyns der Grund jener Erscheinung, oder ob sie, in rechter Weise gefördert, nicht eben am meisten geeignet ist, solchen Gefahren zu begegnen?

In den richtig verstandenen evangelischen Bekenntnissen liegt nichts, was den Separatismus oder die confessionelle Zersplitterung begünstige. Es gehört zu ihrem unterscheidenden Charakter, — wie er in allen Artikeln der Augsburgerischen Confession, in den Schmalkaldischen Artikeln selbst in ihrer Anlage und Ordnung heraustritt, — Alles auf das Eine Centrum, Christus und den Glauben an Christus, zurückzuführen, alles übrige nur danach zu schätzen, ob und wie es mit jenem Centrum zusammenhängt. Die Kirche ist ihnen wesentlich das Institut der Verkündigung des Wortes Gottes nach der Schrift, der Verwaltung der Sacramente nach ihrer Einsetzung; alles übrige rechnen sie nicht zur notwendigen Einheit der Kirche. Der Grundirrtum alles Separatismus, die Forderung einer nur aus wahrhaft Wiebergeborenen bestehenden, sich von aller Verührung mit der Welt getrennt haltenden Gemeinschaft, wird ausdrücklich von ihnen verworfen; sie sehen in der Kirche zwar wesentlich eine Gemeinde der Heiligen und Gläubigen, erkennen aber ausdrücklich an, daß in der streitenden Kirche in diesem Le-

ben immer auch falsche Christen und Heuchler seyn, auch öffentliche Sünder unter den Frommen nicht fehlen werden. Wo dies wohl begriffen und festgehalten wird, woher sollte da eine Tendenz zum Separatismus oder zur Zersplitterung kommen und Kraft gewinnen?

Freilich aber komme es auf das rechte Begreifen und Festhalten an, und dieses zu vermitteln sey die Hauptaufgabe aller derer, welche der confessionellen Zersplitterung entgegenwirken wollten. Dies beruhe aber vor Allem auf der rechten Vertiefung in den inneren Grund des evangelischen Glaubens und Lebens, die nur auf dem Wege der christlichen Erfahrung möglich sey. Wer, wie Luther, den inneren Kampf mit den Anfechtungen des Bösen, mit den Ängsten des erschreckten Gewissens bestanden und den Frieden gefosset habe, der nur durch die unbeschränkte Zuversicht allein zur Gnade Gottes in Christo gewonnen werden kann, der werde auch, wie Luther, nicht nur den Werth und die Bedeutung des rechtfertigenden Glaubens zu empfinden, er werde auch zu erkennen wissen, worauf es dabei ankomme, was eigentlich ihm geholfen, woran sich die Freudeigkeit der gewonnenen Kindschaft Gottes geknüpft habe, wodurch ihm Kräfte des neuen Lebens geworden sind. Nur wer an dem Schätze der evangelischen Lehre, den er endlich gefunden, eine bloß allgemeine, noch unbestimmte Vorstellung habe, halte ängstlich auch an den anklebenden Äußerlichkeiten fest, weil er, seiner Unsicherheit, das Wesentliche vom Zufälligen zu unterscheiden, sich bewußt, irgend etwas davon zu verlieren, oder unter dem Vorwande, als handle es sich nur um die Schale, um die Perle selbst betrogen zu werden fürchte. Wo aber der Geist ist, — jener Geist nämlich, der nicht in den Systemen menschlicher Weisheit, sondern durch Gottes Gnade in den geängsteten und zerschlagenen Herzen wohnt, — da ist auch die geistige Freiheit.

Wo nun aber dieser Grund des evangelischen Verständnisses gelegt sey, da dürfe auch die Belehrung nicht ausbleiben. Hier sey nun Manchen vielleicht etwas mehr Muth zu wünschen; der Muth nämlich, das, was Jemand selbst als etwas Auserwiesentliches, nicht schlechthin Wahres und Nichtiges erkenne, worin er mehr oder weniger die Macht des Vorurtheils, einer beschränkten Auffassung wahrnehmen müsse, auch als solches zu bezeichnen, verstehe sich mit der Vorsicht und Schonung, die dem schwachen Glauben gebührt. Es wolle dem Vortragenden scheinen, als wenn die zu große Nachgiebigkeit, wodurch Einige die zur separatistischen Absonderung Hinneigenden zurückhalten zu müssen glaubten, nicht zum Ziele führen könne, und daß der Geistliche doch am Ende in die Lage des Arztes kommen werde, dem, nachdem er lange auf die Stimmungen, Neigungen und Abneigungen des Kranken eingegangen, zuletzt doch nichts übrig bleibe, als mit Entschiedenheit sein Urtheil geltend zu machen, selbst auf die Gefahr hin, für den Augenblick die Krankheit zu verschlimmern. Hier stand der Vortrag aber an dem Punkte, wo es der Theorie gebührt, der erfahrenen, prüfenden, überlegenden Praxis den Platz zu räumen, um so mehr, da es nicht in der Absicht lag, auf die speciellen und concreten Fragen einzugehen, die nur neue Zweifel und Meinungsverschiedenheiten im Gefolge haben würden.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 29. August.

N^o 69.

Der evangelische Kirchenbund.

Die Wittenberger Versammlung zur Gründung eines Deutschen evangelischen Kirchenbundes wird am 11. und 12. September zum zweiten Male zusammentreten, und im Anschluß an diese Versammlung wird am 13., 14. und 15. September ein Congreß für die innere Mission der Deutschen Evangelischen Kirche stattfinden. Mit Recht sind die Augen aller evangelischen Kirchenfreunde auf diesen Wittenberger Kirchentag gerichtet, dessen diesmalige Verhandlungen fruchtbarer und in das Leben eingreifender zu werden versprochen als die vorjährigen. Es sind zwar viele Stimmen laut geworden, welche in den vorjährigen Beschlüssen nur eine Danaidenarbeit erkennen wollen, ein fruchtloses Abarbeiten in einem unmöglichen Unternehmen; Andere fürchten trotz der wiederholten Versicherung, daß der Bund nicht Union, sondern Conföderation seyn wolle, doch wiederum eine Glaubensmengerei und eine höchst gefährliche Abschwächung des confessionellen Bewußtseyns, wie solches leider in der Preussischen Union offen zu Tage liegt. Und in der That kann jene Anklage und diese Befürchtung noch nicht als ganz unbegründet zurückgewiesen werden. Weil aber die dem evang. Kirchenbund zu Grunde liegende Idee nicht bloß eine vollkommen berechtigte ist, sondern auch ihre Verwirklichung, ja schon das Streben danach, einen nicht zu berechnenden Segen über die Deutsche Evangelische Kirche bringen wird, so erscheint es als eine heilige Pflicht, schon im Voraus durch öffentliche Besprechung dieser Angelegenheit zu richtiger Würdigung derselben beizutragen. Zwei Hauptpunkte sollen im Folgenden zur Sprache gebracht werden.

Nach der ergangenen Einladung soll in der nächsten Versammlung zuerst ein Bericht über das gegeben werden, was zur Verwirklichung des Kirchenbundes geschehen ist. Jedenfalls kann dieser Bericht nur von scheinbar ganz vergeblichen Versuchen erzählen, den evang. Kirchenbund in der im vorigen Jahre beschlossenen Weise „auf amtlichem Wege“ in's Leben treten zu lassen, und es wäre zu wünschen, daß man sich bereits von der Unmöglichkeit des Unternehmens überzeugt haben möchte, denn dann würden diese scheinbar vergeblichen Versuche eben nicht mehr vergeblich seyn. Es ist wohl gut, wenn die Idee des evang. Kirchenbundes in ihrer ganzen Fülle, als ein Bund nicht bloß einzelner Glieder der evangelischen Kirchengemeinschaften, sondern als ein Bund dieser Gemeinschaften selbst als solcher, aufgefaßt und als das zu erstrebende Ziel im Auge behalten wird; aber wir dürfen uns dadurch in keiner Weise über die gegenwärtigen Verhältnisse täuschen lassen, und ehe wir an die Verwirklichung des zur Zeit noch Unmöglichen denken, müssen wir erst das Erreichbare haben, was jetzt schon erreichbar ist und was in seiner gesunden Entwicklung die Bürgschaft für eine immer größere Vollendung darbietet. Das Grundgesetz alles geistigen und geistlichen Lebens

ist die organische Entwicklung; das Gleichniß vom Senfkorn ist nicht bloß ein Bild des Reiches Gottes im Großen und Ganzen, sondern zugleich auch die Regel und das Gesetz für alle selbstbewußte Thätigkeit in demselben. Wir sollen nirgends und niemals gleich einen Baum mit vielen und starken Ästen und Zweigen pflanzen und erwarten, daß er nun alsbald kräftige Blätter, Blüthen und Früchte treiben werde, obgleich seine Wurzeln noch nicht tief und weit greifen konnten; sondern wir sollen ein Senfkorn legen, und wenn es, auf unser Gebet von dem heiligen Geiste befruchtet, keimt und sproßt, und zuerst nur ein zartes Pflänzlein wird, so sollen wir dieses sorgsam pflegen und warten, bis daß es nach und nach zu einem großen Baume erwachse. Und obwohl der liebe Gott dieses „nach und nach“ in einen ganz kurzen Zeitraum zusammendrängen kann, daß wir sagen müssen: das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unseren Augen, so dürfen wir doch nicht von vorn herein auf dieses Wunder Gottes rechnen, sondern müssen darauf gefaßt seyn, daß das Wachsthum des Senfkorns vielleicht auf lange Zeit vor unseren Augen verborgen bleibt. Wir wollten im vorigen Jahre gleich einen großen Baum pflanzen, indem wir gleich die evangelischen Kirchengemeinschaften als solche zu einem Kirchenbunde vereinigen wollten, und — es ist nichts daraus geworden; aber der himmlische Gärtner hat uns statt des Baumes ein Senfkorn in die Hand gegeben und in's Herz gelegt, und hat es bereits in unserem Herzen befruchtet, daß wir mit gläubiger Zuversicht sehen, wie viele große und starke fruchtbringende Äste und Zweige es treiben kann. So wollen wir denn in stiller Demuth mit sorgsamer Hand pflegen, was der Herr uns gegeben hat.

Halten wir daran fest, daß die organische Entwicklung das Grundgesetz alles geistigen und geistlichen Lebens ist, so brauchen wir nicht noch länger zu fragen, was zur Verwirklichung des evangelischen Kirchenbundes geschehen soll, sondern der evangelische Kirchenbund tritt sofort in's Leben und konstituiert sich auf dem Grunde der vorjährigen Beschlüsse, die eine wesentliche Abänderung vor der Hand nicht bedürfen. Zwar sind es noch nicht die evangelischen Kirchengemeinschaften als solche, welche den Bund schließen, aber es sind lebendige Glieder dieser Kirchengemeinschaften, und aus diesem Anfange kann alles das werden, was die vorjährige Versammlung als Ziel vor Augen hatte, und noch weit mehr. Sollte dagegen, was Gott verhüten möge, der evangelische Kirchenbund in der auf der ersten Versammlung beschlossenen Weise schon jetzt auf officiell und amtlichem Wege zu Stande gebracht werden, so wäre das nur der Sarg, in welchem die fruchtbare Idee eines evangelischen Kirchenbundes zu Grabe getragen würde. Es ist von der größten Wichtigkeit, daß wir von einem auf officiell und amtlichem Wege zu Stande zu bringenden Kirchenbunde vorläufig ganz absehen und uns zunächst

in freier Weise vereinigen und als eine Bundesgemeinschaft constituiren. Dann sind wir etwas und wollen nicht erst etwas werden. Der Kirchenbund ist dann schon wirklich da und kann als solcher handeln, und jedes Zeugniß, das von ihm ausgeht, ist die That einer Gemeinschaft, nicht bloß einzelner Individuen. Der Kirchenbund ist dann freilich noch nicht, was er werden will, er ist noch kein Baum, in dessen Zweigen die Vögel des Himmels wohnen, aber er ist doch ein aufgewachsenes Genforn, eine gesunde Pflanze, die unter dem Thau und Regen des Himmels zu einem großen Baume aufwachsen wird; er ist eine wirkliche, ausgesprochene Vereinigung, und wo auch nur eine kleine Zahl sich vereinigt, so wirken diese Wenigen in ihrer Vereinigung doch mehr und wiegen schwerer auf der Wage des öffentlichen Urtheils, als wenn ihrer eine doppelt so große Anzahl noch vereinzelt dastehen und erst noch nach einer Vereinigung streben. Darum noch einmal sey es ausgesprochen: der evangelische Kirchenbund trete am 11. September wirklich in's Leben und constituire sich auf dem Grunde der vorjährigen Beschlüsse, wenn auch vorerst nur als ein Bund einzelner Individuen, und so gehe er im Namen des Herrn getrost an seine Aufgabe.

Die Preussischen Kirchenzustände sind der zweite Hauptpunkt, auf welchen sich die Augen der Wittenberger Versammlung hinrichten müssen, und die ergangene Einladung spricht es schon aus, daß gerade der faulste Fleck unserer Evangelischen Landeskirche zur Sprache kommen wird, nämlich „**die Bekenntnislosigkeit, welche die Union zum Vorwande nimmt**,“ und wegen die Versammlung nach II. 5. der Einladung ein Zeugniß ablegen soll. Gott gebe, daß dieses Zeugniß in acht evangelischer Wahrheit und Aufrichtigkeit abgelegt werde, wenn es auch nur in tiefster Beschämung und mit zerfnirsctem Herzen vor dem Herrn geschehen kann. Sonst steht unser Urtheil geschrieben Ps. 32, 3. 4.: „Da ich es wollte verschweigen, verschmachteten meine Gebeine durch mein täglich Heulen, denn deine Hand war Tag und Nacht schwer auf mir, daß mein Gaß vertrocknete, wie es im Sommer dürr wird.“ — Dieses Zeugniß gegen die Bekenntnislosigkeit, welche die Union zum Vorwande nimmt, sollte allen anderen Besprechungen vorangehen, indem die aufgestellten Fragen über Organisation der Gemeinden, Erhaltung der christlichen Schulen u. s. w. nur dann in Einigkeit des Glaubens behandelt werden können, wenn zuvor über die Bekenntnißfrage ein einmüthiges Zeugniß abgelegt worden ist. Dieses Zeugniß gehört zu den unabweislichen und unerläßlichen Aufgaben des Kirchenbundes, wenn derselbe seinen vorjährigen Beschlüssen gemäß handeln will. Er will nicht Union, sondern Conföderation seyn, da er aber die Union ausdrücklich in den Kreis seiner Wirksamkeit aufgenommen hat, so muß er sich auch über den Rechtsbestand der Preussischen Unionsverhältnisse ganz bestimmt und entschieden aussprechen. Man könnte fast sagen, daß jeder einzelne Punkt in §. 5. der vorjährigen Beschlüsse, in welchem Paragraph die Aufgabe des Kirchenbundes bezeichnet ist, zu einem gründlichen Eingehen auf die Preussischen Kirchenzustände hindrängt. Seine Aufgabe soll seyn: „a) Darstellung der wesentlichen Einheit der Evangelischen Kirche, Pflege

der Gemeinschaft und des brüderlichen Sinnes“ — das ist nicht möglich bei einer Bekenntnislosigkeit, wie sie in der Evangelischen Kirche Preußens sich vielfach kundgibt; — „b) gemeinsames Zeugniß gegen das Unevangelische,“ — was aber ist „unevangelischer“ als eine Beseitigung der „reformatorischen Bekenntnisse,“ auf welchen alle zum Kirchenbunde gehörenden Gemeinschaften stehen sollen? — „c) gegenseitiger Rath und Beistand,“ — den bedürfen wir mehr als irgend eine andere Kirchengemeinschaft, — „d) Vermittelungsamt bei Streitigkeiten zwischen Kirchengemeinschaften, die zum Bunde gehören — und sind denn nicht in der Evangelischen Kirche Preußens, und insbesondere auch unter den Gliedern derselben, die ihren Beitritt zu dem Kirchenbunde bereits erklärt haben, die vielleicht gar zu dem gewählten Ausschusse gehören, die allerbedenklichsten Streitigkeiten hinsichtlich der Rechtsbeständigkeit des Lutherischen Bekenntnisses ausgebrochen? — Endlich noch Eins. Der Kirchenbund rechnet zu seiner Aufgabe: „Die Wahrung und Vertheidigung der Rechte und Freiheiten, welche den evangelischen Kirchengemeinschaften nach göttlichem und menschlichem Rechte zustehen.“ Diese Rechte und Freiheiten sind namentlich in Preußen durch eine bekennungslose Masse unter der gemißbrauchten Firma der Union auf's Allergefährlichste bedroht. Will also der Kirchenbund seiner Aufgabe genügen, so darf er die Preussischen Kirchenzustände durchaus nicht aus den Augen lassen. Er muß ein kräftiges und entschiedenes Zeugniß ablegen gegen die Bekenntnislosigkeit, welche die Union zum Vorwande nimmt, und muß darum auch über den Rechtsbestand der Preussischen Unionsverhältnisse sich erklären; das sollte die erste gemeinsame That desselben seyn, die um so tiefer eingreifend seyn würde, weil es eine Nathanspredigt für Viele ist, die mit einem fremden Weibe Huhlerei treiben. Jedenfalls hat auch schon der engere Ausschuß der Wittenberger Versammlung selbst, in seiner Einladung unter II. 5., vorzugsweise an Preussische Zustände gedacht, denn gerade in Preußen wird die Union zum Deckmantel der Bekenntnislosigkeit gemißbraucht, und zwar selbst von Kirchenbehörden, die den amtlichen Beruf haben, das Bekenntniß zu wahren und zu schützen. Es ist das ein trauriges Erbtheil aus früherer Zeit, von welchem auch solche Männer sich noch nicht losgesagt haben, die für ihre Person ganz entschieden zum Bekenntniß der Kirche halten. Wir wollen hier nur kurz den rechtlichen und geseglichen Standpunkt hervorheben, wollen nur das menschliche Recht in's Auge fassen, welches die Kirchenbehörden auch dann nicht verkürzen und beeinträchtigen dürfen, wenn es mit ihrer subjektiven Ansicht im Widerspruch steht. Die Kirchenbehörde hat den Beruf, die Rechte der Gemeinden wahrzunehmen und zu beschützen, nicht bloß dann, wenn die Gemeinden solchen Schutz ausdrücklich verlangen, sondern auch dann, wenn sie in gutem Glauben an die Gerechtigkeit ihrer Behörden das amtliche Verfahren derselben keiner besorglichen Kritik unterwerfen, ja dann gerade sollte es den Kirchenbehörden die heiligste Gewissenssache seyn, auch das geringste Recht der Gemeinden nicht zu verkümmern und zu verkürzen. Und was ist dagegen geschehen und geschieht noch fort und fort? Das heiligste Recht der Gemeinden, bei dem Bekenntniß ihrer Väter zu bleiben,

sich selbst und ihre Kinder auf diesem Bekenntniß der Väter zu erbauen zu einer rechten Gemeinde Jesu Christi, dieses heiligste Recht, was ihnen wiederholt zugesichert und verbürgt worden ist, wird ihnen ganz unbemerkt genommen oder wenigstens auf höchst bedenkliche Weise verkümmert. Die Thatfache liegt offen da vor Aller Augen und wird doch nur von Wenigen recht beachtet! —

Ich gehöre der Provinz Sachsen an. Die einzelnen Gemeinden dieser Provinz sind bis auf sehr wenige Ausnahmen evangelische Gemeinden Lutherischen Bekenntnisses. Das ist freilich nicht so gemeint, als hätten sie alle und auch alle einzelnen Glieder derselben ein bestimmtes Bewußtseyn von ihrem Lutherischen Charakter; aber was noch von christlichem Leben und christlicher Sitte in ihnen ist, das hat mehr oder weniger ein entschieden Lutherisches Gepräge, jedenfalls ist ihnen der reformirte Charakter fremd und wird ihnen schwerlich angebildet werden können. Als sie veranlaßt wurden, der Union beizutreten, ist ihnen ausdrücklich erklärt worden, daß dieser Beitritt in keiner Weise einen Confessionswechsel in sich schließe; die bekannte Kabinetts-Ordre von 1834 bestätigt es, daß die Union kein Aufgeben des bisherigen Glaubensbekenntnisses bedeute; eine andre Kabinetts-Ordre vom 22. August 1847 wiederholt es, daß es „eine völlig unbegründete Besorgniß“ sey, „als könne in der Evangelischen Kirche des Landes dem Lutherischen Bekenntnisse der Schutz und die Anerkennung versagt werden, welche ihm als einem zu Recht bestehenden Bekenntnisse gebühren!“ So ist den evangelischen Gemeinden Lutherischen Bekenntnisses auf eine so bestimmte und entschiedene Weise, wie es unter den obwaltenden Verhältnissen nur möglich war, das Recht ihres Lutherischen Bekenntnisses und der ihm gebührende Schutz zugesagt und versichert worden. Und — dennoch werden ihre Lehrer und Prediger nicht mehr verpflichtet und berufen, an dem Lutherischen Bekenntniß festzuhalten, sondern unter dem Vorwande der Union werden sie nur auf das Übereinstimmende in den beiderseitigen Bekenntnisschriften verpflichtet. Kann man sagen, daß das Lutherische Bekenntniß geschützt werde, wenn es in das Belieben des Predigers gestellt ist, ob er die Lutherische Lehre verkündigen will oder nicht, ja wenn sogar reformirte Geistliche bei Lutherischen Gemeinden angestellt werden, sobald die Gemeinde nicht ausdrücklich dagegen protestirt? und wie kann sie dagegen protestiren, da sie bei der Präsentation gar nicht erfährt, ob der berufene Pfarrer dem Lutherischen oder dem reformirten Bekenntniß oder keinem von beiden zugehan sey? Es wird freilich gar viel von unserer Bekenntnisfreiheit geredet und gerühmt, aber diese Bekenntnisfreiheit, welche wir jetzt haben, ist wesentlich nur noch eine Glaubensfreiheit der Einzelnen, nicht eine Bekenntnisfreiheit der Gemeinden. Die Bekenntnisfreiheit der einzelnen Gemeinden in rechtlicher Bedeutung schließt vor allen Dingen auch das in sich, daß die Gemeinden erwarten dürfen, die kirchliche Behörde werde ihnen **von Amts wegen** nur Lehrer und Geistliche ihres Bekenntnisses geben. Was aber das zu Recht bestehende Bekenntniß einer Gemeinde sey, kann nirgends zweifelhaft erscheinen, da wir überall rechtsgültige Urkunden und geschichtliche Nachrichten darüber haben. Und dieses zu Recht

bestehende Gemeindebekenntniß kann durch Majoritätsbeschlüsse niemals aufgehoben werden, sonst dürften wir wohl nicht selten die wunderliche Erscheinung haben, daß das Gemeindebekenntniß durch eine wechselnde Majorität in jedem Jahrzehend einmal gewechselt würde. Der wahrhaft Gläubigen, die von ihrem Glauben auch Grund und Rechenschaft geben können, sind in jeder Gemeinde nur wenige; die Mehrzahl läßt sich leiten und führen, und ist in der Regel weder kalt noch warm. Wehe uns, wenn die Majoritäten auch über den Glauben der Kirche entscheiden sollten! Und wenn daher der Beitritt zur Union auch wirklich ein Aufgeben des bisherigen Bekenntnisses hätte seyn sollen, und wenn derselbe auch wirklich überall durch einen Majoritätsbeschuß der Gemeinde erfolgt wäre, so hätte dieser vorgebliche Confessionswechsel doch keine rechtliche Geltung für die Gemeinde.*) — Dazu kommt noch dies, daß die Preussische Union zwar hier und da auch als eine Union in der Lehre und im Bekenntniß angesehen worden ist, aber bis zur General-Synode von 1846 ist auch nicht einmal ein Versuch gemacht worden, sie wirklich zu einer Lehr- und Bekenntnisunion zu gestalten, wenn man nicht etwa die Union der Ungläubigen in der Verneinung aller positiven christlichen Grundwahrheiten als eine solche Bekenntnisunion ansehen will. Auf dem von der General-Synode betretenen Wege wird aber ebenfalls in alle Ewigkeit keine wahrhafte Union in Lehre und Bekenntniß zu Stande kommen. Die Männer des Leipziger Gesprächs von 1641 wußten besser, was dazu gehört. Ehe wir aber diesen Weg einschlagen, müssen wir uns erst in unsere kirchlichen Bekenntnisse vertiefen und hineinleben, und wenn die evangelischen Gemeinden reformirten Bekenntnisses die Wahrheit der in Preußen zu Recht bestehenden Bekenntnisschriften der Reformirten Kirche, zu welchen auch das Leipziger Gespräch und die Thorner Deklaration gehören, und die evangelischen Gemeinden Lutherischen Bekenntnisses die Wahrheit ihrer Lutherischen Symbole recht erkannt haben, dann werden wir mit Gottes Gnade wohl auch ein rechtes Unionsbekenntniß finden. So lange das aber noch nicht vorhanden ist, darf uns der Vorwand der Union nimmermehr zur Entschuldigung der Bekenntnislosigkeit dienen.

Gott gebe, daß der evangelische Kirchenbund ein recht einmüthiges Zeugniß in dieser heiligen Sache ablege, und daß innerhalb der Evangelischen Kirche des Preussischen Landes das Lutherische und das reformirte Bekenntniß beiderseits wieder den rechten Schutz und die rechte Anerkennung finden, so werden wir uns trotz der noch nicht ausgeglichenen Differenzen in der Lehre und

*) Majoritätsbeschlüsse haben in Glaubenssachen niemals rechtlich bindende Kraft, und insbesondere würde ein Confessionswechsel einer Gemeinde nur in vollkommener Einstimmigkeit auf rechtsgültige Weise geschehen können. Will eine auch noch so große Majorität nicht mehr bei dem bisherigen Gemeindebekenntniß bleiben, so hat sie doch kein anderes Recht als was auch jede Minorität und jeder Einzelne hat, nämlich auszuscheiden. Die dabei entstehende Frage wegen des Kirchenvermögens aber ist entweder durch einen Billigkeitsvergleich oder in letzter Instanz durch die Landesgesetze über Corporationen und Corporationsvermögen in Verbindung mit dem Gesetz über Erlöschung von Pfarochien vom Jahre 1833 zu entscheiden.

trotz der nicht zu verwechslenden Charaktersverschiedenheit doch in Wahrheit als **eine** Evangelische Kirche erkennen und anerkennen und in einer gesegneten Union bleiben. Möge nur nicht wiederum das alte Pflaster des unausgesprochenen Consensus auf die offene Wunde unserer Evangelischen Landeskirche gelegt werden! Und sollte unsere Preussische Union nach ihrem Rechtsbestande nur als eine Conföderation erkannt werden, so würde sich die Wittenberger Versammlung ein großes Verdienst erwerben, das offen auszusprechen. Der evangelische Kirchenbund fände seinerseits in dieser Conföderation bereits eine rechtsbeständige Verwirklichung seiner Idee, während die Evangelische Landeskirche in Preußen ihrerseits durch die Auffindung des richtigen Namens für ihre Verhältnisse in den Stand gesetzt würde, auf ordnungsmäßigem Wege alle Ungerechtigkeiten wieder auszugleichen, welche unter der gemißbrauchten Firma der Union verübt worden sind.

Stöckert, evang. Pfarrer Lutherischen Bekenntnisses
in Jessen bei Wittenberg.

Die Katholische Kirche. Eine Zeitbe- trachtung.

Fünfter Artikel.

(Die Katholische Kirche als Vorbild und im Bunde mit der
Evangelischen.)

(Schluß.)

Ein mächtiger Vorschub, der dem andringenden und immer mehr sich ausbreitenden Antichristenthum unserer Tage geleistet worden ist, ist an sehr vielen Orten von der Schule ausgegangen, seitdem nämlich dieselbe sich von der Grundlage losgemacht hat, auf der sie in allen ihren Zweigen ursprünglich gegründet war. Nun ist man im Begriff, diesem Schulunwesen die Krone aufzusetzen, und, wie dies überhaupt das Charakteristische dieses neuesten Anlaufes ist, das in ein System zu bringen, was bisher vereinzelt und in der Praxis und darum weniger verderblich schon da war, so soll auch die Volksschule principiell auf irreligiösen Grund gesetzt werden. Wie ungeheuer verderblich das wirken muß, läßt sich an dem ermessen, was wir bisher hie und da in minderem Grade schon vor Augen gehabt haben. Das leider bereits allzugleichgültige Christenthum soll nun ausdrücklich und von Jugend auf, also auf dem allerempfindlichsten Boden, unserem Volke gar zu nichts heruntergedrückt, und statt dessen vielleicht in der Schule die natürliche Religion oder das moderne Heidenthum gelehrt werden. Das ist ein Entsetzen erregendes Attentat, gegen das Alles, was Christum und die Christenheit noch lieb hat, mit vereinten Kräften aufs Äußerste kämpfen muß. Und irren wir nicht, so werden sich beide Kirchen im Allgemeinen und in manchen einzelnen Fällen zu diesem Kampfe brüderlich die Hand reichen können. Hoffentlich aber wird keine von beiden die dargebotene zurückweisen, sondern in diesen Tagen gemeinsamer Noth um so williger eingedenk des gemeinsamen Ursprungs und der gemeinsamen Hoffnung auch gemeinsam wider den Feind stehen, welcher der Christenheit an's Herz will und an ihrer Zerrissenheit leider ohnedies schon des Anhalts zu viel hat.

Und hiezu haben wir noch in einer anderen Beziehung aufzufordern, wenn auch nicht die Kirchen als solche, doch die hier und dort den Kirchen Angehörigen, denen die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden am Herzen liegt. Ein schlimmer Feind des christlichen Glaubens ist bisher die herrschende Philosophie gewesen in ihrem durch und durch weltföhligen Bewußtseyn und mit ihrer mehr oder weniger vollendeten Läugnung der christlichen Offenbarung, ja des persönlichen Gottes überhaupt. Aus diesem Wesen nun scheint die Philosophie nicht gründlich herauszukommen, wenn sie nicht ihre Grundvoraussetzung ändert. Diese aber hat sie namentlich an dem Gedanken des Monismus, oder der Meinung, daß die sehende Welt dem Denken sich in so durchaus einheitlicher und sich logisch abspinnender Weise darbiete, daß es nur des systematischen Gedankenfortschritts bedürfe, um von Einem bestimmten Anfangspunkte aus den gesammten Inhalt der Welt in einem Kreis von Begriffen vollständig entsprechend zu entdecken und darzustellen. Wohin die monistischen Denker damit gerathen, zeigt sich meist am deutlichsten an der Auffassung und Beschreibung der Sünde. Der in jener Voraussetzung liegende Irrthum wäre also nachzuweisen, und darin haben grade katholische Denker, wie vornehmlich Günther, schon einen bemerkenswerthen Anfang gemacht. Aber auch hier muß die Arbeit, soll sie gelingen, eine gemeinsame seyn. Und da dieser Punkt von so sehr großer Bedeutung ist, so wäre sehr zu wünschen, daß auch protestantische Philosophen, in denen der christliche Glaube ein lebendiger ist, sich angelegentlicher als es bisher geschehen ist, darauf einließen, das dem Monismus entgegengesetzte System zu prüfen und neu zu begründen, eine Arbeit, welche die darauf verwendete Mühe reichlich lohnen würde.

Und mit diesen Wünschen schließen wir unsere Betrachtung, indem wir hier am Ende nur noch einmal auf den Anfang zurücksehen. Die Zeit ist schwer und ernst. Das Christenthum ist durch die neuesten Vorgänge, in Verbindung mit dem ganzen Geist der Zeit, in Frage gestellt, und damit unsere Existenz selbst in der Schwebel. Muth und Vertrauen verlieren wir darum nicht; aber für heilsam halten wir es, daß man für den Stand der Dinge ein offenes und klar sehendes Auge gewinne. Die Kraft des Christenthums liegt in der Predigt des Evangeliums, durch die es die Welt schon einmal bezwungen hat und durch die es auch jetzt wieder die ihm abfällige in seinen Schoß zurückführen muß. Daß ihm das in gleicher Weise gelinge, wie das erstemal, wie zur Zeit seines ersten Eintritts in die Welt, glauben wir nicht. Die damals noch nicht gehorsame Welt ist jetzt eine ungehorsame. Der Ungehorsam aber wird sich, wie jede habituelt gewordene Sünde, in einem Theil seiner Genossen zur Vollendung fortschreitend, sein eigenes Lager aufwerfen. Da thut es denn Noth, daß die Gehorsamen sich um so mehr in Einigkeit zusammenfinden. Am leichtesten wird das denen werden, die am treuesten an dem Kerne, an dem Evangelium, halten. Am meisten in Gefahr sind die, welche um irgend einer Meinung, Neigung oder Überzeugung willen das Evangelium durch Außersichsein sich verdunkeln lassen. Ob die Katholische Kirche, bei der dies grundsatzmäßig der Fall ist, noch weiter ausbiete und verhältnismäßig zu den Gegnern sich schlage: kann gefürchtet werden. Eine Warnung unsererseits, eine Annäherung ihrerseits ist also in diesem Augenblick sehr an ihrem Orte. Indem wir diese Warnung versucht haben so, daß wir auch unsere Anerkennung nicht verlag, sondern sie und da mit gleichem Gewicht zu messen gestrebt haben, hoffen wir um so mehr auf ein geneigtes Gehör. Fänden wir's, dann sind wir sicher, daß wir wenigstens einen Hebel mehr haben, um dem drohenden Verderben heilsame Schranken zu setzen.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Herausgegeben

von

C. W. Hengstenberg,

Dr. der Phil. u. d. Theol., der letzteren ord. Professor an der Universität zu Berlin.

Funfundvierzigster Band. Drittes Heft.

September 1849.

Berlin,
bei Ludwig Schmieke.

Es ist der Zweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung in strenge gehaltener Einheit die Evangelischen Wahrheiten, wie sie in der heiligen Schrift enthalten und aus ihr in die Bekenntnisschriften unserer Kirche abgeleitet sind, zu begründen und zu verteidigen, den Unterschied zwischen der Evangelischen Lehre und der entgegenstehenden in ein helles Licht zu setzen und durch Mittheilungen, theils über den Zustand der Christlichen Kirche aller Gegenden, theils über die Wirkungen des Evangelii unter den Heidenvölkern, eine lebendige Theilnahme an den kirchlichen Dingen zu erwecken und das Bewußtseyn der Einheit in der Evangelischen Kirche zu befördern.

Die Evangelische Kirchen-Zeitung soll keiner Parthei angehören; sie will der Evangelischen Kirche als solcher dienen. Denen, welche zu dem lebendigen und entschiedenen Glauben an die Wahrheit der Evangelischen Lehre gelangt sind, will sie Gelegenheit geben zur weiteren Ausbildung und Durchbildung; sie will warnen vor den mannigfachen Abirrungen, die sich zu allen Zeiten einer großen religiösen Bewegung auch unter denen eingefunden haben, die in der Hauptsache die göttliche Wahrheit ergriffen hatten. Sie wird sich bestreben, bei den Einzelnen das lebendige Bewußtseyn der Einheit, theils mit der Evangelischen, theils mit der gesammten Christlichen Kirche aller Jahrhunderte zu befördern und zu einer allgemeinen Verbindung aller wahren Glieder der Evangelischen Kirche beizutragen. Vorzugsweise aber möchte die Evangelische Kirchen-Zeitung die Bedürfnisse derer berücksichtigen, welche für Wahrheit empfänglich, nicht wissen, wo sie dieselbe suchen und wo sie sie finden sollen. Das religiöse Bedürfnis ist in der gegenwärtigen Zeit mächtig erwacht; stärker, wie vielleicht je, empfindet man die Nothwendigkeit des Glaubens an eine Offenbarung. Aber viele unter den redlich Suchenden bleiben in stetem Schwanken, weil sie stets befürchten ein Extrem mit dem andern zu vertauschen. Die Evangelische Kirchen-Zeitung wird sich bestreben ihnen die Vorurtheile zu benehmen, welche ihnen gegen die Wahrheiten beigebracht worden, die verwirrten Begriffe zu entwirren, das reine Evangelische Christenthum von seinen mannigfachen Abwegen abzuscheiden, ihre Aufmerksamkeit zu lenken auf die Zeichen der Zeit, und sie näher bekannt zu machen mit den denkwürdigen kirchlichen Ereignissen in den nächsten und fernsten Gegenden der Erde.

Diese Zwecke glaubt der Herausgeber am besten zu erreichen, wenn er den Inhalt der Evangelischen Kirchen-Zeitung in folgende drei Rubriken abtheilt.

I. Aufsätze. Diese zerfallen in vier Classen.

Erste Classe: besonders Aufsätze über wichtige biblische Abschnitte, Auslegung schwieriger Stellen und größerer Stücke, die vorzugsweise in der jetzigen Zeit Erwägung verdienen; Nachweisungen der Glaubenseinheit in den verschiedenen heiligen Schriften, mit Berücksichtigung der verschiedenen Form, in welcher die göttliche Wahrheit in ihnen sich ausdrückt, und Hinweisung auf die stufenweise Entwicklung der göttlichen Heilsanstalten.

Zweite Classe: hauptsächlich Darstellungen der Evangelischen Lehre, im Gegensatz gegen besonders verbreitete Irrthümer im Glauben und Leben unserer Zeit. Belehrungen über die wahre Natur der Christlichen Kirche und ihr Hervortreten in der Zeit u. s. w.

Dritte Classe: kirchenhistorische Mittheilungen von der ältesten Zeit an, insofern sie in direkter Beziehung auf unsere Zeit stehen; zuweilen auch größere Stücke aus seltenen, oder doch der Mehrzahl der Leser unzugänglichen Büchern. Die Mittheilungen der letzteren Art sollen nie bloß compilatorisch seyn, sondern alles soll lebendig eingeführt und durch sie zu der Zeit gesprochen werden.

Vierte Classe: praktisch theologische Aufsätze, Mittheilungen aus der speciellen Seelsorge und andere Amtserfahrungen, Abhandlungen und Vorschläge, den Cultus betreffend u. s. w.

II. Litterarische Anzeigen, nicht gelehrte Recensionen, sondern beurtheilende Anzeigen und Auszüge allgemein wichtiger Bücher, und zwar nicht bloß ganz neu erschienenen, sondern auch erneuernde Empfehlungen guter vergeßener Schriften; Warnungen vor schlechten gangbaren Büchern.

III. Nachrichten, Beiträge zur innern Geschichte der Christlichen Kirche, des Inlandes sowohl wie des Auslandes; kurze Biographien von Personen, die für größere oder kleinere Kreise wichtig wurden, geschichtliche Mittheilungen über Begebenheiten in der äußern Verfassung und über die Verhältnisse der verschiedenen Religionsparteien zu einander; Missionsnachrichten, nicht in der Absicht, die diesem Gegenstande besonders gewidmeten Zeitschriften zu ersetzen oder zu verdrängen, sondern theils allgemeine gedrängte Übersichten theils herausgehobene charakteristische und individuelle Züge, mit Vermeldung aller unnützen Wiederholungen und allgemeinen Redensarten, und was außerdem in irgend einer Beziehung für die Mitglieder der Evangelischen Kirche von Interesse und Wichtigkeit seyn kann. Der Stoff zu diesen Nachrichten wird theils durch eine bedeutende Anzahl von Correspondenten im In- und Auslande, theils durch die Benutzung der zwecklichen Zeitschriften, in Deutschland, Frankreich, England, Schottland und Amerika geliefert werden.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende seyn muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Überzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verboten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das Entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Überzeugung verträglich ist mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweist, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. Sengstenberg.

Unterzeichneter, als Verleger der Evangelischen Kirchen-Zeitung, erlaubt sich, obiger Anzeige noch einige Bemerkungen nachzusetzen:

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen jede Woche vorläufig zwei Nummern, die auf Verlangen wöchentlich versandt werden; — jedoch findet auch die Versendung von ganzen, in saubern Umschlägen broschirten, Monatsheften statt.

Der Preis für den ersten halben Jahrgang ist 2 Rthlr. Preuß Courant, und wird die Zahlung voraus geleistet. Bestellungen nehmen an: sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämtliche Preuß. Postämter, durch welche die Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung bezogen wird.

Litterarische und sonstige Mittheilungen, sobald sie per Post gehen, beliebe man an den Herrn Herausgeber hieselbst zu adressiren; — gehen sie aber durch den Buchhandel, was bei nicht sehr eiligen Sachen, oder sobald sie mehr als das gewöhnliche Briefporto betragen möchten, gewünscht wird, dann erbitte ich dergleichen unter meiner Adresse durch Herrn Buchhändler J. G. Mittler in Leipzig, und zwar mit der Bemerkung: Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, zur Post.

Ludwig Schmigke.

I n h a l t.

	Seite
N ^o 70. Vortrag auf der Pastoral-Conferenz zu Berlin den 7. Juni 1849, gehalten vom Prediger Stein- meyer	641
Das Martyrium der Kirche	646
— 71. Vortrag auf der Pastoral-Conferenz zu Berlin den 7. Juni 1849, gehalten vom Prediger Stein- meyer (Schluß)	649
— 72. Das Recht und die Pflicht des landesherrlichen Kirchenregiments in Bezug auf Artikel 12 der Preuß. Verfassungsurkunde vom 5. December 1848. Denkschrift des provisorischen Central- Comité's der Unionsvereine. Potsdam 1849. 4. S. 16	657
Beilage	665
Nachrichten. Aus der Uckermark	668
— — Innere Mission	670
— — Erklärung	671
— — Provinz Sachsen	671
— — Das Consistorium der Provinz Sachsen	671
— 73. Zur Lehre von der Auferstehung des Fleisches; von E. Temler	673
Nachrichten. Das Consistorium der Provinz Sachsen (Schluß)	677
— 74. Zur Lehre von der Auferstehung des Fleisches; von E. Temler (Fortsetzung)	681
Beilage	689
Nachrichten. Provinz Sachsen. Offenes Schreiben an alle Freunde der inneren Mission	692
— 75. Zur Lehre von der Auferstehung des Fleisches; von E. Temler (Schluß)	697
Nachrichten. Die Pastoral-Conferenz in Hannover am 6. und 7. Juni	703
— 76. Erfahrungen in Bezug auf den rhythmischen Choralgesang	705
Nachrichten. Die Irvingianer oder „Wir sind nicht Protestanten“ (Abdruck aus dem Baseler Tagblatt Nr. 204)	708
— — Die Pastoral-Conferenz in Hannover am 6. und 7. Juni (Fortsetzung)	711
— 77. Erfahrungen in Bezug auf den rhythmischen Choralgesang (Schluß)	713
Nachrichten. Die Pastoral-Conferenz in Hannover am 6. und 7. Juni (Fortsetzung)	715
— 78. Bibelstunden und innere Mission	721
Nachrichten. Die Pastoral-Conferenz in Hannover am 6. und 7. Juni (Schluß)	724

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 1. September.

N^o 70.

Vortrag auf der Pastoral-Conferenz zu Berlin den 7. Juni 1849 gehalten vom Prediger Steinmeyer.

Wenn unter anderen Umständen eine Verlegenheit oder doch eine Ungewissheit kaum vermeidlich seyn würde, welch' einen Gegenstand oder welch' ein Schriftwort derjenige auswählen solle, welcher berufen ist, eine brüderliche Besprechung in diesem Kreise einzuleiten, so überhebt ihn die gegenwärtige Lage der kirchlichen Angelegenheiten jedes längeren Schwankens. Es würde heißen, unseren Gefühlen Gewalt anthun und einer äußeren wie inneren Nothigung widerstreben, wenn wir absehen wollten von den Gefahren, die jetzt der Evangelischen Kirche überhaupt und dem Heile ihrer einzelnen Glieder insbesondere drohen. Es ist uns ein natürliches und unabweisliches Bedürfnis geworden, jedes Schriftwort darauf anzusehen, welchen Rath und Trost, welche Lehre es uns für unsere böse Zeit ertheile; und können wir es schon in unseren Vorträgen an die Gemeinden nicht lassen, diese Seite desselben vorzüglich hervorzukehren, um wie viel weniger darf es uns verdacht werden, wenn wir uns hier, wo wir zusammengekommen sind, uns unter einander zu stärken und zu trösten durch den Glauben, den wir mit einander theilen, auf ein Schriftwort erbauen, das mit seinen Unterweisungen und Rathschlägen die Lagen und Gefahren der Gegenwart zur Voraussetzung hat. Der sehr erklärliche Umstand, daß jetzt das Studium der Apokalypse eine große Zahl unserer Amtsbrüder beschäftigt, würde es vielleicht rechtfertigen, so Jemand die Frucht zur Prüfung vorlegte, welche grade ihm die Beschäftigung mit diesem biblischen Buche eingetragen hat. Indes es findet sich ihm gegenüber bis auf diese Stunde noch eine viel zu geringe Übereinstimmung über die richtigen Auslegungsgrundsätze, als daß es eine sonderliche Selbstverläugnung kostete, derartige Mittheilungen zu unterdrücken; auf keinen Fall würden wir uns hier für die rein praktischen Zwecke, die wir im Auge haben, auf einem durchaus sicheren und zuverlässigen Boden bewegen. Ist es aber nicht der Heiland selbst, welcher in festen prophetischen Worten, auf die wir wohlthun zu bauen, die Zeiten gewissagt hat, zu denen die unfrige in dem Verhältnisse einer annähernden Ähnlichkeit steht, und welcher mit den Enthüllungen, die er gegeben, zugleich die Rathschläge und Warnungen verbunden hat, auf die es gegenwärtig jedem Christen, insonderheit jedem Diener der Kirche so dringend ankommt? Freilich eine mehr oder weniger individuelle Färbung wird die Auslegung auch dieses Schriftstückes immer an sich tragen: man wird es ihr abfühlen, ob die gegenwärtige Gestaltung der Sachen mit einem trüberen oder hoffnungsvolleren Auge angeschaut wird. Indes sind die

Worte des Herrn doch auch wiederum so bestimmt, daß sie bis auf einen gewissen Punkt hin aller Willkür wehren. Wir haben die Rede im Sinne, zu welcher die Äußerung der Jünger, „Meister, siehe, welche Steine und welch' ein Bau ist das,“ Veranlassung gegeben, und von derselben vornehmlich die Worte, die uns der Evangelist Marcus E. 13. V. 14—17. aufbewahrt hat. „Wenn ihr aber sehen werdet den Gräuel der Verwüstung, von dem der Prophet Daniel gesagt hat, daß er siehet, da er nicht soll (wer es liest, der vernehme es), alsdann wer in Judäa ist, der fliehe auf die Berge. Und wer auf dem Dache ist, der steige nicht hernieder in das Haus, etwas zu holen aus seinem Hause. Und wer auf dem Felde ist, der wende sich nicht um, seine Kleider zu holen. Wehe aber den Schwangeren und Säugern zu der Zeit.“

Die Voraussetzung, von welcher wir, gegenüber dem ganzen Abschnitte, welchem diese Worte angehören, ausgehen, daß nämlich der Herr zunächst freilich von der Zerstörung Jerusalems rede und seinen Jüngern die Weisung ertheile, welches Verfahren sie beim Eintritte dieses Gottesgerichts einzuschlagen hätten, daß er aber zugleich eine andere Zukunft als die Zeit im Auge habe, wo seine Forderungen erst im wahren Verstande erfüllt und seine Rathschläge im buchstäblichsten Sinne befolgt werden könnten: — diese Voraussetzung würde im Allgemeinen noch keinen Widerstreit gegen die gewöhnliche Auffassung bedingen. Aber die Frage nach dem Verhältnisse, in welchem jenes Zwische zu einander stehe, berührt nun den Punkt, von dem aus sich unsere Wege scheiden dürften. Wir können die Worte des Herrn nicht einfach für prophetische erachten, welche einerseits eine nähere, anderentheils eine entlegene Zukunft enthüllten, so daß abschnittsweise zuerst von dem Falle der heiligen Stadt, sodann aber von einer späteren und weitergreifenden Manifestation göttlichen Zorns die Rede wäre; — solch' eine Betrachtungsweise würde den Zusammenhang zerreißen und von dem Ganzen ein schiefes Bild gewähren: vielmehr erscheint uns die Darstellung als eine prophetisch-parabolische. Der Herr redet im Tone des Gleichnisses. Jerusalems Zerstörung bietet ihm die Elemente dar, die er zum Zwecke eines Bildes von den letzten Dingen zusammenfügt, ganz eben so wie in anderen Parabeln irgend welche Erscheinungen und Ordnungen des irdisch menschlichen Lebens als Unterlage zur Deutung der Reichsverhältnisse dienen. Während aber in diesen letzteren ein durch die Erfahrung der Vergangenheit als möglich bewährter Fall das äußerliche Substrat bildet, tritt hier an dessen Stelle eine sonderliche und zwar erst in der nächsten Zukunft zu erwartende That Gottes, die eben um deswillen ihre Bedeutung nicht sowohl in sich selbst hat, auch nicht (wenigstens auf keinen Fall

in dem Zusammenhange dieser Rede Christi) um ihrer selbst willen erzählt wird, sondern um das zu enthüllen, wofür sie allein ein anschauliches und angemessenes Bild gewährte. Umsonst würden die Jünger Zeugen gewesen seyn von der Verfluchung des Feigenbaums durch Jesum, wenn sie darin nichts weiter gesehen hätten als ein Zeugniß von seiner Herrschaft über die Natur, wenn sie dieselbe nicht als eine Gleichnißthat, die Israels Fall und Zerstörung vorbildete, erkannten: so würde auch die Weissagung des Herrn von Jerusalems Falle an allen den Hörern die beabsichtigte Frucht nicht tragen, die ihren parabolischen Charakter verkennen. Es leuchtet ein, welch' einen Einfluß diese Anschauungsweise auch auf die Auffassung der Rathschläge ausüben müsse, die der Herr in seine Enthüllungen verflochten hat; und eben dies ist der Punkt, wo ihr praktischer Werth für die gegenwärtigen Bedürfnisse uns entgegentritt. Eine Auslegung der vorliegenden Worte von diesem Gesichtspunkte aus, — eine Auslegung, nicht bloß eine Anwendung, — ist freilich in der bedenklichen Lage, sich nicht an die Ergebnisse der bisherigen Erklärungen anschließen zu können. Indes legt der neueste Ausleger der Reden Jesu ein Geständniß ab, welches zu dem nachfolgenden bescheidenen Versuche als Aufmunterung dienen konnte. Auch er bleibt freilich im Allgemeinen bei der gewöhnlichen Erklärung stehen, aber er drückt zugleich seine Überzeugung aus, daß hinter diesem nächsten historischen Sinne noch ein tieferer verborgen liege; doch habe er seine Vermuthungen darüber verschwiegen, um keinen Anstoß zu erregen. Wenn vor fünf Jahren, wo diese Äußerung gethan worden ist, eine derartige Rücksicht noch an ihrer Stelle seyn mochte, so hat heute ein Jeder nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, seine ganze Meinung zu sagen, selbst auf die Gefahr hin, damit nirgends Anklang zu finden.

Der Herr schildert die Zeit, in welcher er seine Weisungen befolgt wissen will, mit den Worten: Wenn ihr sehen werdet den Gräuel der Verwüstung. Der Ausdruck ist überaus durchsichtig. Über den allgemeinen Inhalt desselben kann kein Streit seyn. Dreierlei ist darin verfaßt. Er entwirft uns zuerst ein Bild von der Beschaffenheit der Thätigkeit, die alsdann an der Tagesordnung seyn würde und deutet sie als eine rein negative, die mit eben so viel Energie als Lust auf das Niederreißen und Zerstören ausgehe, ein Vandalismus gegen alles Wahre, Gute und Lebenskräftige. Er weist weiter auf die Zerreißen des Zusammengehörigen, welche bezweckt und vollzogen werde, und zwar dessen, was nicht etwa durch bloß menschliche Ordnungen, durch Sitte und Gewohnheit, durch irgend welche natürliche Medien, sondern durch Gottes selbsteigene Hand und ausdrücklich ausgesprochenen Willen verbunden sey. Er befaßt endlich die Zusammenwerfung dessen, was nicht zusammengehöre, keine innere Verwandtschaft habe, das chaotische Untereinander der verschiedensten, einander von Natur abstoßenden Elemente. Nach allen diesen Beziehungen hin paßt der Begriff allerdings auf das Schicksal der Stadt, welche nicht bedacht hatte, was zu ihrem Frieden dient, die Zeit ihrer Heimsuchung verkennend, in vollster Eigentlichkeit. Dies ist es, was der Herr

ihre schon vorher verkündigt hatte: es wird die Zeit über dich kommen, daß deine Feinde werden um dich und deine Kinder mit dir eine Wagenburg schlagen, dich belagern und an allen Orten ängstigen, und werden dich schleifen und keinen Stein auf dem anderen lassen. Und doch werden wir schon hier gedrängt, über den rein geschichtlichen Sinn hinauszugehen. Der erläuternde Zusatz, für welchen die Aufmerksamkeit der Hörer vornehmlich in Anspruch genommen wird — wer es liest, der vernehme es —, daß nämlich dieser Gräuel an einem Orte stehe, „da er nicht soll,“ empfängt durch die ohnehin willkürliche Auskunft der Ausleger bei weitem nicht sein gebührendes Recht, daß er auf irgend einen das fromme Gefühl in eigenthümlich hohem Grade verletzenden Vorfall bei der Zerstörung der heiligen Stadt hinweise, den uns freilich die Geschichte nicht aufbewahrt habe und über welchen deshalb keine Vermuthung erlaubt sey. Dagegen tritt er in sein rechtes Licht, sobald wir der von allen Aposteln ertheilten Offenbarung gedenken, daß in der letzten Zeit auch über das Haus Gottes Verwüstungen hereinbrechen würden, die nur in der Welt, nimmermehr aber hier erträglich sind. An der Stätte, wo der Herr wohnt, unter dem Volke, da Er wandelt, sollte grade dann die Blüthe der Ordnung und des Friedens seyn, wenn in der Welt der Verwüster umhergeht, auf daß die Menschen aus der Welt zu dieser Behausung Gottes im Geiste, erbauet auf den köstlichen Eckstein, ihre Zuflucht nehmen möchten. Dieser Tempel des Herrn, worin nach apostolischer Predigt der Widerwärtige seine Wohnung aufschlagen wird (2 Thess. 2, 4.), ist in einem ungleich höheren Maßstabe und in einem viel buchstäblicheren Sinne die Stätte, welcher der Gräuel der Verwüstung fern bleiben sollte, das *ὄρον οὐ δεῖ*, als Israels irdisches Heiligthum. Und deshalb hat denn auch erst dann, wenn das Auge solches geschehen sieht, die Stunde geschlagen, wo es gilt, der Weisung des Herrn Folge zu leisten. Wie lautet dieselbige? „Alsdann wer in Judäa ist, der fliehe auf die Berge.“ Alle die Bedenken, welche sich der leisesten Absicht, hieraus eine Regel für unser Verhalten zu gewinnen, sofort entgegenstellen, — sie mögen wenigstens so lange noch auf sich beruhen, bis wir die ganze Schärfe der Weisung des Herrn ermessen haben. Von der einen Seite: Christus begehrt in der That mit unzweideutigen und ausdrücklichen Worten die Flucht. Und solch ein Ernst ist es ihm mit dieser Forderung, daß er außer und neben derselben nicht nur keine andere stellt, als begriffe das Fliehen Alles, worauf wir alsdann Bedacht zu nehmen hätten, sondern jedes andere Geschäft sogar verbietet und uns gradezu zur Unthätigkeit nach allen den Seiten hin verpflichtet, die nicht zur Beförderung der eiligen Flucht dienlich sind. Und von der anderen Seite: der Herr spricht solches als wirkliche Forderungen aus, zu deren Erfüllung er uns anhält. Zwar der Inhalt derselben scheint seiner Natur nach bloß auf den Begriff einer nachsichtigen Erlaubniß, keineswegs eines eigentlichen Gebots zu führen. Das Fliehen und Feiern scheint nur gestattet, nicht befohlen werden zu können. Aber vergessen wir es nicht, daß jede göttliche Erlaubniß, eben vermöge des Mundes, der sie ertheilt,

sich sofort in eine verpflichtende Forderung verwandelt. Es hat sich damit, wie mit dem dritten Gebote des Dekalogs. Das ist in der That nicht der nächste Eindruck, den wir von demselben empfangen, daß auch in ihm der strenge gebietende, ernstlich drohende Gott, der die Übertreter heimsuche in seinem Zorne, offenbar werde, vielmehr tritt uns darin unmittelbar ein Zeugniß der göttlichen Philanthropie entgegen, welche den Fluch steter Arbeit im Schweiße des Angesichts zu mildern beflissen ist. Einen Tag wenigstens sollte der Mensch von diesem Fluche in Gnaden entbunden seyn. Aber eben weil von Gott selbst die Befreiung ausgesprochen wird, so ist die Nichtbenutzung der Erlaubniß ein Verachten der Gnade, sie wird zum Ungehorsam; was gestattet war, wird zugleich zu einem Gebotenen, und daher die eigenthümliche, der Lage der Sachen zart und eng sich anschmiegende Form: gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest. Und so wandelt sich auch hier die Erlaubniß zur Flucht und Unthätigkeit unvermerkt in eine Forderung, deren Übertretung sich selber straft. In der Nacht, da Niemand wirken kann, da Sonne und Mond ihren Schein verlieren und auch das Sternenlicht erbleicht, wer da der Finsterniß nicht entflieht, den wird sie ergreifen und verderben. Es würde eine leichte Aufgabe seyn, den Nachweis zu führen, daß unter den vom Herrn geschilderten Voraussetzungen kein heilsamerer Rath erdacht werden könne, als den er hier ertheilt. Aber sobald wir uns dazu anschicken, ihn auch für unsere Zeit und unsere Lage als gültig und maßgebend zu betrachten und zu gebrauchen, so stellt sich die Frage, was jezt die Kirche und jeder einzelne Diener derselben zu thun habe, doch zu bestimmt in ihrer ganzen, entscheidenden Wichtigkeit und Verantwortlichkeit vor das Auge, als daß man nicht klare und unverfängliche Worte als des Fußes Leuchte und als Licht auf seinem Wege solchen vorzöge, deren Auslegung immer streitig seyn dürfte. Und doch, warum das Bekenntniß zurückhalten, daß derartige Schriftworte nicht zu finden sind? Wären sie vorhanden, so würde die Erscheinung gradezu unbegreiflich seyn, daß Männer, welche sonst auf demselben Glaubensgrunde stehen und deren Herz mit gleicher Wärme für die Kirche schlägt, sich über die Mittel und Wege nicht einigen können, wie doch zu helfen sey, und daß den Einen als fruchtbar und segensreich erscheint, was die Anderen vergeblich, wenn nicht verderblich nennen. Liegt es doch wirklich in der Natur der Sache, daß für so verwirrte und verwickelte Zustände, wie wir uns darin befinden, unbedingt deutliche Anweisungen, die allem Zwiespalt ohne Weiteres ein Ende machten, Seitens des göttlichen Wortes gar nicht erwartet werden können. Wir werden immer nur auf dem Wege der Abstraktion zu einer Antwort auf jene Frage gelangen können, und eben das ist unsere bescheidene Überzeugung, daß die vorliegenden Worte des Herrn mindestens in einem gleichen, wenn nicht in einem höheren Grade als andere ähnliche hiezu in den Stand setzen. Aber jeder Versuch, sie also zu benutzen, wird mit der Aufstellung der Gesichtspunkte beginnen müssen, von denen aus Maß und Umfang ihres praktischen Werthes für die Gegenwart die richtige Begränzung empfangen. Es ist ein Zwiefaches, was wir zu diesem Zwecke

betont wünschen. Zuerst nämlich sind die Anweisungen des Herrn auf eine Zeit berechnet, wo der Gräuel der Verwüstung vor Aller Augen vollständig werde zur Erscheinung gekommen seyn. Nicht leicht wird sich Jemand die Thatsache verhehlen können, daß wir, dafern Alles seinen bisherigen Gang ungehindert fortnimmt, in einer sicheren, ja rapiden Annäherung dazu begriffen sind. Die Thätigkeit, welche jezt mit dem höchsten Aufwande von Kraft und Geschick getrieben wird, es sey in der Wissenschaft oder im Leben, ist ohne Frage die negative. Wann hätte sich je die Kritik in der theologischen Literatur einer solchen Blüthe zu erfreuen gehabt als in der leider noch in die Gegenwart herüberragenden jüngsten Vergangenheit! Wer erschrickt nicht vor den Resultaten der Baur'schen Untersuchungen, wer entsezt sich nicht vor einem Kanon, wie er sich danach gestalten würde und doch, wer mag der gediegenen Gelehrsamkeit, dem wissenschaftlichen Ernste, womit sie geführt sind, seine Anerkennung versagen. Und dagegen mit welcher Verachtung werden noch immer die wenig zahlreichen Vertreter des konservativen Elements beurtheilt mit welchem Haße verfolgt; und was muß sich Alles die Anwendung des Grundsatzes gefallen lassen: *consuetudo sine veritate est vetustas erroris!* Die Früchte sind nicht ausgeblieben. Wo das Zusammengehörige zerrissen ward, da sahen wir bereits Gräuel der Verwüstung; aber eben dies ist ja ein Hauptgegenstand unserer Klage, daß man jezt Glauben und Leben christliches und bürgerliches Leben, Kirche und Schule, Kirche und Familie, Kirche und Staat in einem Grade von einander trennt als hätten sie mit einander gar nichts gemein. Und diese Trennung wird bewußt voll gewollt, unerbittlich durchgeführt, als be rechtigt und sittlich notwendig, als ein Segen, als ein Fortschritt zum Besseren beurtheilt! Wie sie aber trennen, was Gott verbunden, so wollen sie andererseits zusammenfügen, was er durch eine unübersteigliche Kluft gesondert hat. Tugenden und Pflichten, die es eben nur sind, sofern sie aus dem heiligen Geiste hervorgehen und in der Gemeinde der Heiligen offenbar werden, — auf Gebiete sehen wir sie verpflanzt, auf Verhältnisse bezogen, wo sie nicht stehen dürfen noch können; Humanität, Toleranz, Liebe werden gefordert und gepriesen auf einem Boden, wo sie eine wahre Ironie sind. Aber je bereitwilliger wir diese Verhältnisse machen, desto bestimmter müssen wir nun die Anerkennung versagen, als entspreche die gegenwärtige Lage der Kirche schon allgemein und vollständig den Voraussetzungen, welche Christus ausgesprochen. Gott Lob! es ist der negativen Thätigkeit noch ein reiches Arbeitsfeld übrig geblieben, — der noch nicht erkaltende, eher wachsende Eifer der Feinde Gottes ist der sicherste Beweis dafür. Eben deshalb aber werden wir die Forderung des Heilandes, sofern wir sie als an uns gerichtet betrachten wollen, in einem nach Maßgabe der faktisch vorliegenden Zustände modificirten Sinne fassen müssen.

(Schluß folgt.)

Das Martyrium der Kirche.

Während die Revolutionen, welche im siebzehnten Jahrhundert England durchwühlten, von mächtigen religiösen Motiven

geistig bewegt waren, ist dagegen die Signatur der Französischen Revolution und der neuen after-Französischen in Deutschland die Geiſt- und Gottlosigkeit, der fleischliche Abfall vom Christenthum, und damit auch die Verfolgung oder Beraubung der christlichen Kirche. Die heilige, allgemeine christliche Kirche steckt sich nicht nach den Gränzen der besonderen Bekenntnisse ab, welche im sechzehnten Jahrhundert in den verschiedenen Provinzen der Christenheit entstanden und diese in mehreren Punkten mit einander entzweit haben; sie dehnt sich aber eben so wenig bekenntnißlos und unbestimmt über alle Parteien und Sekten aus, die irgendwie noch den Namen Christi nennen; sie umfaßt vielmehr in kennbarer Bestimmtheit alle diejenigen Christen, welche, ohnerachtet aller anderweitigen Entzweigungen, einmüthig mit einander beharrt sind in dem alten, wahrhaft allgemeinen Glauben der ungetheilten, ökumenisch-katholischen Christenheit, wie sie während der sechs ersten Jahrhunderte die Gemeinschaft ihres Glaubens bezeugt hat in jenen allgemeinen Bekenntnissen, wozu das Morgen- wie das Abendland, Römische wie Griechische Katholiken, Lutherische wie reformirte Protestanten übereinstimmend sich bekennen. Was in diesen gemeinsamen Stamm des vielverzweigten Baumes der allgemeinen christlichen Kirche eingewachsen, das gehört zu ihr; was aber davon abgeschnitten oder abgeschieden, das ist Sekte oder Häresie oder Privatchristenthum. Alle Kirchengemeinschaften, die jenen gemeinsamen Grund festgehalten, sind in den Europäischen Staaten nicht nur zu öffentlicher Anerkennung gelangt, sondern auch mit ihrer Lebens-, Leidens- und Siegesgeschichte in alle Lebensverhältnisse derselben so innig und heilig verflochten, daß eine Lösung dieses Bandes alsbald auch eine weitere Auflösung dieser Verhältnisse zur Folge hat. Gleichmäßig erheben sich daher auch die Stürme der Alles auflösenden Revolution, wie in katholischen, so in protestantischen Ländern, gegen die Kirche. Es macht in dieser Beziehung keinen Unterschied, ob die Kirche mehr ein Augsburgisches oder ein Tridentinisches Gepräge an sich trage, weshalb auch jenen Stürmen gegenüber beiderlei Bekenner keinen Unterschied unter sich machen, sondern mit vereinten christlichen Kräften dem gemeinsamen Feinde Widerstand thun sollten. Die Kirche ist der Hauptmartyrer, welcher, während Alles freigelassen wird und aufsteht, Freiheiten, Rechte und neue Besitzthümer zu erobern, an den Pfahl gebunden, ihrer Gewande beraubt und, wie jener Heilige, den Pfeilen preisgegeben wird, welche von allen Seiten her die Revolution auf sie richtet. Allen Menschen, allen Zeiten hat die Kirche die ewigen Gebote Gottes zu predigen und darf und muß darum fordern, daß diese auch gegen sie selbst nicht frevelhaft gebrochen werden. Kirchenraub galt daher auch allen früheren Jahrhunderten als ein großes Verbrechen. Das neunzehnte Jahrhundert hat es sich jedoch ohne Scheu und Scham erlaubt, das Gebot: Du sollst nicht stehlen, gegen die Kirche außer Geltung zu setzen. Ein gewaltiger Raub an Kirchengütern und Kirchenrechten, katholischen sowohl als protestantischen, ist schon während der beiden ersten aufgeklärten Decennien von den weltlichen Gewalten an derselben begangen worden. Weil aber unrecht Gut nicht

gedeiht, so ist daraus für die Staaten nichts weniger als ein Segen oder auch nur erheblicher Vortheil hervorgegangen. Doch wollte man deshalb in Deutschland noch nicht mit dem alten Christenthum brechen, und das Band, welches tausend Jahre hindurch die Deutschen Stämme mit der christlichen Kirche wie mit einer Mutter verknüpft, nicht undankbar zerreißen. Indes war, zumal während des letzten Decenniums, die Unchristlichkeit und Gewissenlosigkeit so hoch gestiegen und Deutschland dadurch so tief entartet, daß im vergangenen Jahre der ungeheure Frevel hat geschehen können, die Deutsche Nation in allen ihren Staaten des Charakters der Christlichkeit zu berauben und einen allgemeinen Abfall derselben von der christlichen Kirche zu proklamiren, die fortan mit der Synagoge auf gleicher Linie stehen und nur noch die Bedeutung einer privaten Religionsgesellschaft haben soll; und da fortan die Zugehörigkeit zu einer solchen von keinem Individuum mehr gefordert wird, so ist sie der Willkühr der Individuen preisgegeben. Wohl hat man ihr formell ihr gegenwärtiges Besitzthum wie ein Privateigenthum noch garantirt, aber alle ihre durch die heiligsten Verträge und feierlichsten Verheißungen verbürgten öffentlichen Rechte ihr genommen, das staatliche Leben ihrer Weihen entkleidet, die Sittlichkeit des Volkes ihrer Sanktionen beraubt und damit alle socialen Verhältnisse entheiligt und entstellt. Und dies Alles ist geschehen nach al' der Fülle von Wohlthaten, welche die Kirche den Staaten gespendet, ohne daß sie irgend eine Schuld gegen sie begangen, ohne daß sie eine Einwilligung dazu gegeben, ja ohne daß sie nur deshalb irgend befragt worden wäre. Fürwahr ein Aufbruch von Kindern gegen ihre Mutter, der ohne Beispiel ist! Es ist auch eine Lüge, daß das Deutsche Volk solches Sakrilegium, solchen Verrath der Kirche gewünscht hätte. Niemand hat ihn gewünscht als revolutionäre Juden und freigeisterrische Judengenossen, und es mag wohl der dunkelste Flecken der Deutschen Geschichte seyn, daß Deutsche Fürsten, daß selbst der katholische Kaiser von Oesterreich und der evangelische König von Preußen den Feinden Christi gewichen, und statt, wie ihre heilige Pflicht erforderte, die Würde und Rechte der Kirche und ihrer christlichen Unterthanen mannhaft zu schirmen und zu vertheidigen, sie preisgegeben und damit die Treue gegen den Herrn, von dem sie ihre Kronen zu Lehen tragen, verläugnet haben. Freilich ist es auch einem hohen Apostel begegnet, daß er in schwacher Stunde seinen Herrn verläugnet hat; aber er ging auch, als ihn der Blick desselben traf, hinaus und weinte bitterlich. Nur Thränen der Buße können die dunklen Flecken der großen Schuld abwaschen, welche im verfloffenen Jahre Deutschlands Fürsten und Völker vor Gott gehäuft haben. Möge in keiner anderen Weise die trübe Ahnung „thränenreicher Wege“ sich erfüllen, welche einem theuren königlichen Haupte bei seiner Hulbigung vorschwebte! Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten. Auch die Kirche, wenn sie durch's Thränenthal der Buße gegangen, wird wieder erhöht werden aus ihrer Erniedrigung; denn immer wieder siegen muß das Kreuz.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 5. September.

N^o 71.

Vortrag auf der Pastoral-Conferenz zu Berlin den 7. Juni 1849 gehalten vom Prediger Steinmeyer.

(Schluß.)

Noch wichtiger ist ein Zweites. Der Herr spricht zu solchen, welche an dem bevorstehenden Gräuel der Verwüstung persönlich ganz unbetheiligt waren. Weder positiv haben sie dazu mitgewirkt, ihn bewußtvoll herbeiführend, noch auch negativ durch ein Verhalten der nöthigen Lehre, Warnung, Ermahnung irgend einen Beitrag dazu geliefert. Sie waren die Männer, die den Staub auf die ungläubigen Städte abschlagen und sich der Verheißung getrübt konnten: „Euer Friede wird sich wieder zu euch wenden;“ keine Unruhe des Herzens hatten sie zu beforgen, weil sie selbst nichts versehen noch verschuldet hatten. Ihnen Allen stand es wohl an, in dem Tone Pauli zu reden: Ich zeuge euch an diesem heutigen Tage, daß ich rein bin von Aller Blut, denn ich habe euch nichts verhalten, daß ich nicht verkündigt hätte den ganzen Rath Gottes. Aber wer unter uns möchte sich vermaßen, diese Sprache zu führen! Wälzen wir den bedeutenderen Theil des Fluches auch auf fremde Gewissen, — irgend eine, wär's auch nur eine negative Mitschuld, werden wir doch Alle auf uns nehmen müssen; und wären wir uns nichts bewußt, darinnen sind wir noch nicht gerechtfertigt. Und so wird also auch diese verschiedene Stellung zu dem Jammer der Zeit, welche wir im Vergleiche mit denjenigen einnehmen, an die des Herrn Wort unmittelbar erging, eine wesentliche Beschränkung der Forderung bedingen, die wir aus seinem Munde empfangen. Daß dieser zweifache Umstand übersehen wird, scheint die wahre und eigentliche Wurzel der jetzt überhand nehmenden sektirerischen Verirrungen zu seyn. Woher anders die Art der Flucht, welche Irvingianer und Altlutheraner ergreifen, als weil sie einerseits unsere Kirche bereits dem Asse vergleichbar achten, um welches sich die Adler sammeln, wie wenn sie alle Lebenskräfte und Lebenskeime schon eingebüßt, in der Verwesung und Selbstauflösung begriffen wäre; und weil sie andererseits sich selbst von jedem Antheil an diesen Zuständen freisprechen, als dürften sie ihre Hände in Unschuld waschen! Aber wenn nun wir, die bezeichnete doppelte Rücksicht nehmend, die Aufforderung des Herrn zur Flucht und zur Unthätigkeit nach Maßgabe der wirklich vorliegenden Zustände so wie unserer Stellung zu ihnen limitiren, in welche Begriffe mögen wir das zusammenfassen, was sich daraus für uns als der heilsame Rath ergeben würde? Es ist in der That keine bloß logische Abschwächung der Intensität dessen, was der Heiland den Jüngern gebietet, sondern das Ergebniß einer sorgfamen Abwägung aller der Beziehungen, auf die es dabei ankommt, wenn wir für unser Bedürfniß daraus die Ermahnung theils zu der Zurückgezogenheit, theils zu der Zurückhaltung ableiten. Die Worte

scheinen in einen schneidenden Contrast mit den Empfindungen und Bestrebungen zu treten, die eben jetzt, so weit es christlich erwärmte Herzen gibt, die allgemeinen sind. Jetzt bedürfe es einer verdoppelten Rührigkeit und Thätigkeit, jetzt gelte es, auch den Widerstrebenden — selbst mit einer gewissen Gewaltthätigkeit — die göttliche Wahrheit nahe zu bringen, gleichwie man einem kranken Kinde wider seinen Willen die heilsame Arznei einflößt. Jetzt des Bedenken, es sey gegen das Wesen oder gegen die Form dieser Grundsätze, setzt sich einem schweren und in der That sehr erklärlichen Verdachte aus. Nicht allein die Flucht und die Unthätigkeit haben einen üblen Klang, selbst die milderer Begriffe der Zurückgezogenheit und Zurückhaltung finden kaum irgendwo Gnade. Leitet man die Flucht aus der Feigheit ab, so die Zurückgezogenheit mindestens aus einer Gleichgültigkeit, wenn nicht aus noch schlimmeren Motiven; erklärt man die Unthätigkeit aus dem Sange zur Trägheit, so die Zurückhaltung wenigstens — und das sind noch die billigeren Beurtheiler — aus einer schlaffen Nachgiebigkeit gegen das temperamentsmäßig schüchterne Gemüth. Gegen derartige Verdächtigungen und Mißverständnisse bedarf es der Rechtfertigung, nicht in unserem Interesse, sondern in dem der Sache, um welche es uns so dringend zu thun ist.

Die Flucht erstreckt die Rettung, die Vergung der eigenen Person; Gefahren sollen durch sie vermieden werden, welche zu überwinden man sich nicht getraut; — so ist die Zurückgezogenheit eine Einkehr in das stille Heiligthum des Herzens zum Zwecke der Pflege des inneren Lebens und der Sicherung des persönlichen Heils. Wenn draußen die Pfeile des Tages fliegen und die Pestilenz im Finstern schleicht und die Seuche im Mittag verderbet, da eilt man unter des Hauses schirmendes Dach, zu welchem keine Plage sich nahen soll und dessen Hut den Engeln Gottes befohlen ist. Die innige Verbindung aber zwischen diesem Rathe und der gleichzeitig empfohlenen Zurückhaltung ertheilt vor Allem die Warnung, sich nicht zu verlieren in eine vielverzweigte Thätigkeit nach Außen, wie sie dem Einen, was Noth ist, entfremden und die Sorge für Erhöhung der Lebenskraft, für Vermehrung des geistlichen Vermögens erkälten kann. Man hat dem Pietismus den Vorwurf gemacht, daß er die Leute bloß gelehrt, auf die eigene Seligkeit bedacht zu seyn, und daß er kein rechtes Herz für die Noth der Kirche gehabt habe: aber daß nur die Reaktion gegen denselben nicht vielfach in den entgegengegesetzten Fehler verfallen wäre! Man erschrak über den Verfall der Kirche, man erkannte die Nothwendigkeit, Zions wüste Stege zu bessern; und indem man sich in größeren und kleineren Kreisen vereinigte, um helfend und heilend einzugreifen, machten es die Einzelnen sich zur Pflicht, alle ihre Kraft auf die Wirksamkeit nach Außen zu verwenden. Mit freigebiger Hand wurde das Öl gespendet, und danach fragten sie nicht, ob es auch ihnen selbst nicht gebrechen werde; immer weiter dehnten sie die Fläche aus, über die das

Wasser sich verbreiten sollte, und erwogen die Gefahr nicht, daß dadurch seiner Tiefe Abbruch geschehen dürfte. Immer nur Jinsen wollte man gewinnen, und sorgte nicht, daß der Fonds erhalten und vermehrt würde, aus dem sie flüssig werden. Der Werth der Heerden und der Hirten wurde nach dem Umfang abgewogen, bis zu welchem ihre Thätigkeit sich erstreckte. Wo keine Missionsstunde gehalten und keine Enthaltensvereine gestiftet wurden, wo keine Spargesellschaften zusammentraten, da wurde das geistliche Leben der Gemeinde in Frage gestellt; und wo sich der Geistliche nicht zum Pächter aller möglichen guten Werke hergab, da erschien der Zweifel in seine christliche Gesinnung gerechtfertigt. Die raslose und scheinbar selbstverläugnende Thätigkeit, der man ganz und gar sich hingab, die Selbstgefälligkeit, mit welcher man sich in derselben spiegelte, ließ weder Zeit noch Kraft, weder Neigung noch Drang zu Fragen und Zweifeln übrig, ob man selbst bei Gott in Gnaden, ob man wirklich auf dem rechten Wege sey; das innere Auge verlor die Schärfe, dies vielfach hohle Wesen zu durchschauen, das Herz trieb nicht, in das Licht vor dessen Angesicht zu treten, der gesprochen: Du sagst, ich bin reich und habe gar satt, und weißest nicht, daß du bist elend und jämmerlich, arm, blind und bloß; salbe deine Augen, daß du sehend werdest. Aus dieser Zerstreuung gilt es, sich zur Einsalt zu sammeln; ja es gilt die Zurückgezogenheit der Buße aus dem äußerlich christlichen Handthieren in die Stille des mit Christo in Gott verborgenen Lebens, zum inneren Thun der Wahrheit. Auf die Berge weist uns der Rath des Herrn; die Berge, — worauf deuten sie? Ja wem es nur daran liegt, seine Person dem Jammer der Zeit, ihrer Noth und Gefahr entrückt zu sehen, wer in sich selbst und dem eigenen Leben nichts findet, dem er vor allen Dingen entfliehen möchte: der mag in der Arche der Irvingianer den Berg entdeckt zu haben meinen, den man eiligst erreichen müsse; den mag eine Gemeinschaft locken, wo die Strenge des Ritus, der Formen und der Sprechweise die Illusion gewährt, als wären damit auch die Zeiten und Zustände der jungen Lutherischen Kirche in der ganzen Pracht ihrer Blüthe herbeigebauert; aber wer jenen Simeonsfrieden begehrt, der, getröstet über das Gegenwärtige, beruhigt auf das Zukünftige schaut, dem wird kein Hier oder Dort, in der Wüste oder in der Kammer als der Berg erscheinen, wohin er auf Flügeln der Morgenröthe eilen möchte. Der Berg bezeichnet in der biblischen Sprechweise die Stätte göttlicher Anbetung. „Und es begab sich, daß Jesus stieg auf einen Berg allein, daß er betete, und er blieb über Nacht in dem Gebete zu Gott.“ Aber „nicht auf diesem noch auf jenem Berge werdet ihr den Vater anbeten, sondern die wahrhaftigen Anbeter werden ihn anbeten im Geist und in der Wahrheit.“ Zu solcher Sammlung vor dem Herrn, zu solcher Einsamkeit mit ihm sich zu entschließen, und diese Versenkung in Gott, diese Vertiefung in die Wahrheit, die Christus ist, dies Leben im Geiste, gegen die vielgeschäftige Wirksamkeit nach Außen zu vertauschen, — dahin verstehen wir den Rath, aus der Verwüstung zu den Bergen zu eilen. Es wird als Wagniß erscheinen, wenn wir diese schon an sich dem Widerspruche ausgesetzte Deutung mit einer anscheinend noch viel strengeren Auffassung der weiteren Unterweisung Christi zu rechtfertigen suchen. Der Herr ertheilt die

räthselhafte Warnung: wer auf dem Felde ist, der wende sich nicht um, seine Kleider zu holen. Wir haben kein Interesse, den Vorwurf der Willkür von Seiten derer zu vermeiden, welche sich bei der rein äußerlichen Auffassung der Worte beruhigen. Aber denen gegenüber, welche den parabolisch-prophetischen Charakter der Stelle im Allgemeinen anerkennen, freuen wir uns, auf den Umstand hinweisen zu können, daß der Heiland sich zu wiederholten Malen dieses Bildes in einem Sinne und Zusammenhange bedient hat, welcher unserem Versuche zur Stütze dienen kann. Jenes Gleichniß, welches die Herrlichkeit und Seligkeit des treuen Knechtes zu zeichnen bestimmt ist, wird mit der Ermahnung eingeleitet: Lasset eure Lenden umgürtet seyn und eure Richter brennen, und sehd gleich den Menschen, die auf ihren Herrn warten, auf daß, wenn er kommt und anklopft, sie ihm bald aufthun. Wiederum in der Nacht, da er verrathen ward, ertheilt der Heiland seinen Jüngern das Gebot: Setzt, wer einen Beutel hat, der nehme ihn, desseligen gleichen auch die Tasche; wer aber nicht hat, verkaufe sein Kleid und kaufe ein Schwert. Und in unserer Stelle endlich ergeht die Weisung: Niemand wende sich um, seine Kleider zu holen. Es sey zunächst bemerkt, daß in diesen Fällen allen Zeiten vorausgesetzt werden, die theils überhaupt als entscheidende, theils als solche insonderheit erscheinen, wo die Finsterniß Gewalt empfangen hat. Bei nächtlicher Weile, da man des Herrn Ankunft zu gewärtigen hat, sollen die Lenden umgürtet gehalten werden; Angesichts einer Zeit, von der es heißt, „dies ist eure Stunde und die Nacht der Finsterniß,“ ist der Eintausch des Schwertes für das verkaufte Kleid empfohlen; und sobald der Gräuel der Verwüstung begonnen hat, wird jede Sorge um die Kleidung verwiesen. Sodann aber werde erwogen, daß die dreifache Ermahnung auf gleiche Weise dem Zwecke der Rettung dienen soll, wenn gleich eine jede wiederum in genauester Angemessenheit zu dem Maße der Gefahr steht, das jedesmal vorhanden ist, — je nachdem die Kleider hinderlich oder entbehrlich oder völlig gleichgültig erscheinen. Wer bloß zur Umgürtung der Lenden verpflichtet wird, der verbleibt noch im Besitze der Kleider; aber er soll sorgen, daß sie ihn nicht hemmen in dem verordneten Laufe, er soll sich zusammennehmen, er darf sich nicht gehen lassen, als wäre Friede, als hätte es keine Gefahr. Wo es aber einen ernstlichen und bedenklichen Kampf gilt, bei dem es wahrlich nicht auf die Kleidung ankommt, zu welchem es dagegen dringend des Schwertes bedarf, da soll das Entbehrliche daran gegeben werden, um für seinen Erlös das Unentbehrliche zu erwerben. Und wo es sich endlich um die ganze Existenz handelt, wo nichts Geringeres als das Leben auf dem Spiele steht, welche Thorheit wäre es alsdann, noch an die Kleider zu denken, oder sich gar mit dem Versuche ihrer Vergung aufzuhalten. Und so hören wir in dem Allen Anwendungen des Grundsatzes, den der Herr in der Bergpredigt ausgesprochen: Ist nicht der Leib mehr als die Kleidung? Das Kleid bezeichnet den Schmuck. Es mögen Zeiten kommen, wo man auf ihn ohne Nachtheil Bedacht nehmen kann; aber daß es nur nicht geschehe inmitten der drohendsten Gefahren! Unsere Evangelische Kirche hat nie das Princip gehabt und befolgt: Kleider machen Leute; sondern die Seelen zu retten, die Übertreter Gottes Wege zu lehren, damit sich die

Sünder zu ihm bekehrten, das war der einige Zweck ihrer Predigt, und darauf allein waren alle die Ordnungen und Anstalten, die sie getroffen hat, berechnet. Den Schmuck, die Pracht Salsomo's, die Schätze Aegypti hat sie der Katholischen Kirche gern überlassen und sich freudig an der heimlichen Schönheit der Elie auf dem Felde genügen lassen. Ja das, was ihr damals den Spott der Widersacher eintrug und was gegenwärtig vielen ihrer eigenen Glieder bedenklich zu werden anfängt, daß sie nämlich auch dem Schmucke des Individuums mit guten Werken wehrt und die Rechtfertigung allein in dem Glauben suchen lehrt, das wird immer der Quell bleiben, woraus und worin sie sich erfrischt und versüngt, weil es eben ihrem innersten Wesen entfloßen ist und den Mittelpunkt bildet, von dem Alles ausgeht, zu dem Alles zurückkehrt. Wir wissen es, daß es allerdings jetzt ganz andere Glaubenssätze sind, die mit höchster Energie aufrecht erhalten und mit allem Fleiße in ihrer ewigen Wahrheit erwiesen werden müssen. Aber sollte unsere Kirche im Lehren und Thun, in Erscheinung und Erweisung jemals jenen Kern, aus dem sie selbst emporgewachsen ist, verläugnen, — sie würde den Nerv ihrer Kraft zerschneiden und ihr eigenes Fleisch hassend erfunden werden. Und nun die Frage: was könnte diesem ihren Principe entschiedener widerstreben, als wenn unter Umständen, wo es vor Allem der inneren Kräftigung bedarf, wo die Zurückgezogenheit auf die Berge im höchsten Grade Noth thut, alle Zeit und Mühe in den Dienst äußerer Geschäftigkeit gestellt wird, welche die Schadden verdeckt, ohne sie zu heilen, sich abarbeitet, ohne wirklich etwas zu leisten? Heißt das nicht für die Kleider sorgen in dem von dem Herrn gerügten Sinne? Gott hat den Geber lieb, aber daß wir nur vor allen Dingen selbst besitzen, was wir geben sollen und zu geben meinen; er will, daß sein Wort reichlich unter uns wohne, aber daß wir nur befähigt seyen, diesen Schatz wirklich flüssig zu machen für die Bedürftigen! Ein Bedürfnis vornehmlich thut sich gegenwärtig in der Christenheit kund, welches in früheren Zeiten immer nur sehr vereinzelt hervorgetreten ist. Man begehrt eine Verständigung über die evangelische Wahrheit; und wahrlich nicht in Augenlust und fleischlicher Wißbegierde, sondern zum Zwecke des Friedens; nicht bloß im Kreise der Gebildeteren, sondern in allen Schichten der Gesellschaft. Solchen Suchenden und Fragenden mit der Autorität des Glaubens entgegenzutreten, es ihnen selbst zu überlassen, daß sie sich darunter beugen so gut sie können, sie bloß auf das Gebet zu verweisen, wodurch sie sich die Herzensfestigkeit erringen müßten, — wahrlich, damit ist die Aufgabe des evangelischen Predigtamtes nicht erschöpfend gelöst. Hätten wir dann schon das sittliche Recht, zu der Gemeinde zu sprechen: Wir haben euch die Wahrheit verkündigt, gebraucht sie zum Heile eurer Seelen, wir waschen unsere Hände in Unschuld, wenn ihr verloren gehet? O daß nur solche Kernkraft nicht verfallte unter das Gericht des Wortes: wehe euch, die ihr schwere und unerträgliche Bürden bindet und legt sie den Menschen auf den Hals, aber ihr wollt dieselben nicht mit einem Finger regen! Ja, daß nur dann nicht in einem viel ernstern Sinne das Wort auf uns seine Anwendung finde, das der Apostel auf einem niederen Gebiete warnend ausspricht: So ein Bruder oder Schwester bloß wäre und Mangel hätte der täglichen Nahrung, und

Jemand unter euch spräche zu ihnen: Gott berathe euch, wärmet euch und sättiget euch, gäbet ihnen aber nicht die Nothdurft, was hülfte ihnen das? Nein, dadurch stehen diejenigen noch nicht außerhalb der Verantwortlichkeit, welche zu Gehülfen fremder Freude berufen sind. O über die hochmüthige Selbstgefälligkeit, welche in höchster Beruhigung über die eigene Thätigkeit spricht: Ich predige ihnen Gottes Wort, predige ihnen Buße und Glauben, was soll man mehr thun? Ja freilich, Buße und Glaube wird gepredigt, wenn man das predigen nennen will, daß in jedem Vortrage bis zum Überdruß geboten wird: ihr müßt Buße thun und glauben, mit denselben Worten und Bildern, bis zur tödtlichen Langeweile. Allerdings kann und soll man mehr thun, man soll den Armen zur Buße und zum Glauben verhelfen, und verhelfen durch die gesunde Lehre, welche der Apostel in den Pastoralbriefen nicht müde wird uns zur Pflicht zu machen, — die gesunde Lehre, d. h. die wir in dem eigenen Lebensprozeß verarbeitet, in ihrer Heilskraft erfahren haben, und nun mit sorgfältiger Hand je nach dem vorhandenen Bedürfnis in dem rechten Maße, in der rechten Mischung zuwiegen. Was soll es am Ende helfen, daß in möglichst weiten Kreisen der Klang des Evangeliums laut werde, daß recht viele Anstalten entstehen, die seine Verbreitung befördern? Auf den Erwerb eines Fonds, einer größeren inneren Lebenskraft, eines reicheren Schatzes kommt es an, auf daß die Ströme des lebendigen Wassers von Christus durch uns ausfließen und das Wort wieder Wahrheit gewinne: den Armen wird das Evangelium gepredigt! Gesehen wir doch einander unsere Armuth ein, schmähen wir doch nicht bloß über die Unempfindlichkeit der Hörer, machen wir doch nicht immer aufs Neue den undankbaren Versuch, unsere Blöße vor dem eigenen Auge zu verhüllen, durch die Kleider zu verdecken! Eilen wir auf die Berge, um im Schweisse unseres Angesichts die Arbeit zu treiben, die viel selbstverläugnungsvoller als die Sorge um den Kleiderschmuck, aber auch viel gesegneter und in unserer Zeit nun einmal unumgänglich nothwendig ist. Und wie soll das geschehen? Da sehe Jeder seinen Beruf an, oder wie Paulus sagt: Laß nicht außer Acht die Gabe, die du empfangen hast. Es gibt eine Vertiefung in die Schrift, eine Versenkung in die Wissenschaft und in die Erfahrungen der persönlichen Gemeinschaft mit dem Herrn. Selig, bei welchem dies Dreifache sich beisammen findet; aber Jeder nach seiner Gabe; nur daß Jeder etwas thue, um so zu erstarken an dem inwendigen Menschen, daß er nun auch stärken könne das Andere, das sterben will. Es ist dies indeß nicht bloß die Aufgabe der Einzelnen, sondern die Kirche selbst soll sich zurückziehen zum Zwecke ihrer innerlichen Kräftigung; und wenn ein hochgeachteter Theologe es neuerlich ausgesprochen hat, daß ihr eine Art klösterlichen Instituts Noth thue, so mag man an der praktischen Durchführung dieses Rathes seine Zweifel haben, auch wohl sonst manche Bedenken dagegen hegen, aber es gilt uns als Zeugnis von einem klaren Blicke in die gegenwärtige Noth und Bedürftigkeit der Kirche.

Von dem Verbachte, als verständen wir unter der Zurückhaltung, die wir als den zweiten Rath des Herrn bezeichnet haben, irgend welches Nachlassen in der Thätigkeit überhaupt, werden wir uns nach der bisherigen Erörterung wohl nicht wei-

ter reinigen dürfen; wohl aber vielleicht von dem Vorwurf, als wünschten wir alle Kraft auf die innere Arbeit beschränkt und gönnten der Wirksamkeit nach Außen überhaupt gar keinen Spielraum. Wie könnte das unsere Meinung seyn! Weil die Nacht noch nicht hereingebrochen ist, da Niemand wirken kann, eben deshalb soll gewirkt werden, so lange es Tag ist. Und wenn der Herr mitleidig spricht: Wehe aber den Schwangeren und Säugenden zu der Zeit, — wehe dem entstehenden, wehe dem noch schwachen Leben —, wen sollte das nicht gebieterisch herausfordern, zu stärken, wo Stärkung möglich ist. Weder extensiv noch intensiv begehren wir eine derartige Beschränkung; ja selbst wenn die von Tage zu Tage ihrer Erfüllung sichtlich entgegenelnde Weissagung des Herrn (B. 12.): „Es wird aber ein Bruder den anderen überantworten zum Tode, und der Vater den Sohn, und die Kinder sich empören wider die Eltern und werden sie helfen tödten,“ schon für die Gegenwart ein Gebiet zu bezeichnen scheint, welches der liebliche Fuß des Friedensboten vermeiden möge, weil die allgemein menschliche Basis fehle, auf der eine christliche Einwirkung sich allein bethätigen könne: so wollen wir nicht einmal in diesem Sinne die für die letzte Zeit gebotene Unthätigkeit anticipiren. Sondern wie die Zurückhaltung nicht selbstständig neben der Zurückgezogenheit als ein hinzukommendes Zweite besteht, vielmehr ihren Zwecken nur dienen soll: so verfaßt sie lediglich die Warnung, eine weitergreifende Thätigkeit nach Außen eher zu unternehmen, als bis die dazu erforderliche Lebenskraft wirklich vorhanden sey. Wie manches innig für den Herrn erwärmte Gemüth läßt sich jetzt in der Sprache vernehmen, daß sofort, ohne allen Aufschub irgend etwas geschehen müsse; man möge doch nur anfangen; wenn der Anfang auch ein unvollkommener sey, wenn auch zunächst mit dem Auserlichen begonnen werde, das Höhere werde sich später schon daraus entwickeln, — nur kein Zeitverlust weiter! Aber wie ehrenwerth die Gesinnung auch seyn möge, aus welcher dieser Eifer hervorgeht, — wir dürfen die Bedenken nicht verachten, denen solch' ein Herniedersteigen in das Haus, etwas daraus zu holen, unterliegt. Also nur anfangen, wenn auch mit dem Vergeblichen? Will man sich denn muthwillig dem Spotte aussetzen? Man sagt wohl, auf den Spott der Welt müsse der Christ allerwege gefaßt seyn. Aber soll er auch des Spottes nicht achten, davor der Herr selbst gewarnt hat: wer einen Thurm bauen wolle, solle zuvor sitzen und die Kosten überschlagen, ob er es habe hinauszuführen, auf daß nicht Alle, die es sehen, anfangen seiner zu spotten, darum daß er große Pläne hatte und kann sie nicht verwirklichen? Mit dem Kleinen und Unscheinbaren mag man immerhin anfangen, und war's so unscheinbar wie ein Sennforn, — daß nur aber dies Kleine einen kräftigen Keim berge, der der Entfaltung fähig ist! Wie drängt man jetzt die Kirche, daß sie sich sofort eine neue Verfassung gebe und die alten Formen ihrer Gestaltung um jeden Preis abthue! Man fragt nicht danach, ob sie dazu bereits die gehörige Lebenskraft besitze; man näht die Schläuche und denkt, der Wein dazu werde sich schon finden; man sorgt vor Allem für die Kleider; ob der Leib leidlich genesen sey, das wird nicht in

Betracht gezogen. Die Verfassung, meint man, wird segensreich zurückwirken auf die Kräftigung der Kirche; — als ob ein neues, schönes Kleid den siechen Leib erstarke lasse, als ob dadurch nicht vielmehr sein Siechthum recht hervorgehoben würde, als ob er unter der zwängenden Kleidung nicht noch mehr verkümmerte! Nicht leicht hat eine Idee in so weiten Kreisen, und in ihnen einen so entschiedenen Beifall gefunden, als die vor einigen Jahren angeregte Idee der inneren Mission. So betrübend es ist, daß im neunzehnten Jahrhunderte der Kirche von einer solchen geredet werden kann, so wird Niemand so verblendet seyn, sie nicht als nothwendig und zeitgemäß, und Niemand so engherzig, nicht die Aufrichtigkeit der Selbstverläugnung anzuerkennen, zu welcher die Liebe Christi die Vertreter derselben gebrängt hat. Aber ist es gerathen, sich deshalb über die Gefahren zu täuschen, die theils ihr selbst, theils von ihr aus der Kirche drohen, dafern sie in das Auserliche sich verliert oder darin sich verlieren lehrt? Soll das Verfahren des Herrn, „der sich ja doch auch erbarmend der äußeren Noth der Menschen angenommen habe,“ die Gegner jener Praxis eines Besseren belehren, — warum macht man denn von der bedeutsamen Erzählung keine Anwendung, daß der Heiland, als er von allen Seiten um Heilung angegangen wurde, seinen Jüngern befahl, daß sie ihm ein Schifflein bereit hielten um des Volks willen, welches ihn drängte; daß er unter ähnlichen Umständen sprach: Lasset uns in die nächsten Städte gehen, daß ich daselbst predige, denn dazu bin ich gekommen; daß er rügend zu den leiblich Erquickten sagte: Ihr suchet mich, weil ihr von dem Brote gegessen habt und seyd satt geworden, — wirtet Speise, die nicht vergänglich ist, sondern die da bleibet in das ewige Leben!? Nie wird es ein anderes Mittel geben, wodurch das Christenthum wieder Macht und Anziehungskraft auch für die Welt gewinnen kann, als die Erstarkeung des inneren Lebens. Zu dem längst gläubigen Jünger sagt der Heiland: Wenn du demaleinst dich bekehrst, so stärke deine Brüder; nicht seinem Glauben überhaupt, sondern der im Glauben neu geschöpften Kraft aus der bußfertig wieder aufgesuchten Quelle des Lebens mißt er die Fähigkeit bei, der brüderlichen Schwachheit aufzuhelfen. Und wenn der Zusammenhang der Worte Pauli in der zweiten Epistel an den Timotheus, mit welchen er diesen entmuthigten Jünger aufrichtet, gegenwärtig ist, der wird sich erinnern, daß es genau dieselben Voraussetzungen sind, unter welchen er ihm die schöne Aussicht eröffnet: so wirst du dich selbst selig machen und Alle, die dich hören. — Wir hoffen eine Zeit, wo wir Alle noch eine frischere und fröhlichere Thätigkeit, als die gedrückte gegenwärtige ist, werden ausüben können, denn die Gnade des Herrn ist groß. Aber seine Gerichte sind auch sehr schrecklich, und vielleicht, daß er seinen ganzen Zorn gegen uns läßt. Nun denn, — eben diese Möglichkeit, wozu könnte auch sie uns mächtiger drängen, als zu jener Zurückgezogenheit auf die Berge, zu schaffen unser Heil mit Furcht und Zittern, das Öl in die Lampe zu schaffen, auf daß, wenn um Mitternacht das Geschrei ertönt, der Bräutigam kommt, wir würdig seyen, zu entfliehen dem Allen, was geschehen soll, und zu stehen vor des Menschen Sohn. Und so steht es uns nach allen Seiten hin wohl an, zu sprechen: Ich hebe meine Augen zu den Bergen, von dannen mir Hülfe kommt; und zu beten: Sende, o Herr, dein Licht und deine Wahrheit, daß sie mich leiten und bringen zu deinem heiligen Berge und zu deiner Wohnung, daß ich hineingehe zu dem Altare Gottes, zu dem Gott, der meine Freude und Wonne ist, und dir, Gott, auf der Harfe danke, mein Gott! —

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 8. September.

N^o 72.

Das Recht und die Pflicht des landesherrlichen Kirchenregiments in Bezug auf Artikel 12. der Preuss. Verfassungsurkunde vom 5. December 1848. Denkschrift des provisorischen Central-Comités der Unionsvereine. Potsdam, 1849. 4. S. 16.

Die Herren Eltester, Jonas, Krause, Pischon, Schweder und Sydow haben als „provisorisches Central-Comité der Unionsvereine“ unterm 11. Juni d. J. eine Denkschrift ausgehen lassen, welche Recht und Pflicht des landesherrlichen Kirchenregiments zur Berufung einer constituirenden Synode darzuthun und diese Berufung selbst zu fördern bestimmt ist. Diese Denkschrift enthält eine so merkwürdige, durch die eigenthümlichen, dem Meister abgelernten, Griechischen Schönheiten des Styls verklärte Exposition der betreffenden Rechtsverhältnisse, daß wir uns leider genöthigt sehen, zur Bekämpfung dieser bereits mehrfach widerlegten Irrthümer noch einmal in die Schranken zu treten.

Wir folgen hiebei der Ordnung der Denkschrift, welche zuerst summarisch erzählt, was seit dem März v. J. Seitens des landesherrlichen Kirchenregiments geschehen sey, um der Evangelischen Kirche die Organisation zu erringen, welche unerlässlich sey, wenn sie nach Art. 12. der Verfassung selbstständig ihre Angelegenheiten ordnen und verwalten solle. Dann werden die Ansichten derer, die eine Überstürzung, so wie derer vorgetragen, die eine schwere Versäumnis in dem bisherigen Verfahren des Kirchenregiments erblicken, wobei nicht undeutlich durchscheint, daß die letztere Ansicht die eigene der provisorischen Sechsmänner ist, wiewohl sie behaupten, auf eine Kritik nicht eingehen, sondern nur frei und offen ihre Überzeugung aussprechen zu wollen von dem, was nun nicht länger verkannt und nicht länger unterlassen werden darf, wenn nicht die Kirche gänzlich soll zu Grunde gerichtet werden!

Die Deduktion beginnt mit der Behauptung, daß die Kirche, die in Art. 12. als „die Evangelische“ bezeichnet wird, „offenbar“ dieselbe sey, die seit geraumer Zeit officiell immer als „Evangelische Landeskirche“ bezeichnet worden. Zur Evangelischen Landeskirche gehörten aber alle die und nur die, welche dem landesherrlichen Kirchenregiment untergeben seyen. Sodann soll ferner feststehen, „daß alle diejenigen und nur diejenigen evangelischen Christen zu ihr gehören, die, obwohl Lutherisch, doch den Reformirten, oder obwohl reformirt, doch den Lutherischen die Abendmahlsgemeinschaft nicht versagen, die also, sey es durch eine förmliche Erklärung, sey es stillschweigend, der Union beigetreten sind.“ Also: „Die in Art. 12. der Verfassungsur-

kunde vom 5. December 1848 bezeichnete Evangelische Kirche ist die Unirte, bisher sogenannte „Landeskirche,“ d. h. die Gesamtheit aller unter dem staatlichen Kirchenregiment und in anerkannter Kirchengemeinschaft bisher thatsächlich vereinigten (unirten) evangelischen Gemeinden in Preußen.“

In diesen Behauptungen — denn eine Beweisführung liegt eigentlich gar nicht vor — ist nur Eines richtig, nämlich daß zur Evangelischen Landeskirche alle dem landesherrlichen Kirchenregiment unterworfenen evangelische Gemeinden gehören; alles Andere ist grundfalsch. Denn erstens ist es keineswegs gewiß, daß der Art. 12. nur von der sogenannten Landeskirche, der dem landesherrlichen Kirchenregiment unterworfenen Gemeinschaft redet. Der Ausdruck „Evangelische Kirche“ findet sich bereits in dem Patent vom 30. März 1847, und bezeichnet dort eine geschichtlich und nach Staatsverträgen in Preußen bevorrechtete Kirche. Die Frage, wer an diesen Rechten Antheil hat, ob nur die Unirten, ob auch die Nicht-Unirten, ob namentlich auch die separirten Lutheraner, diese Frage ist hier eben so wenig wie in Art. 12. der Verfassung entschieden. Die weitere Erörterung dieser Frage ist indessen jetzt für uns nicht von Interesse; dagegen ist zweitens die falsche Behauptung, als gehörten nur die Unirten zur Landeskirche, ausführlicher zu besprechen. Diese Behauptung ist faktisch unrichtig, denn es gehören noch heutiges Tages unbestritten zur Landeskirche viele Gemeinden (in der Provinz Sachsen allein etwa zweihundert, dergleichen in Schlesien, Pommern, Preußen, am Rhein), welche weder ausdrücklich, noch stillschweigend der Union beigetreten sind, vielmehr diesen Beitritt ausdrücklich verweigert haben und noch verweigern. Und dies sind nicht bloß Lutheraner, sondern auch Reformirte, die es beiderseits für zulässig erachten, unter dem landesherrlichen Kirchenregiment — wenn auch nur in Hoffnung und mit Seufzen — zu verbleiben. Wie kommen die Sechsmänner dazu, diese zahlreichen Gemeinden plötzlich aus der Landeskirche verstoßen und ihnen den Schutz des Art. 12., namentlich die Garantie ihres irdischen Besitzes rauben zu wollen? *) Rechtlich ist ihr Anspruch auf alle Rechte der Landeskirche unzweifelhaft.

*) Oder wollen sie dies etwa nicht, da sie behaupten, dergleichen Gemeinden verwürfen nur die dogmatische, nicht die Union als „organisirte Kirchengemeinschaft zwischen den Lutherischen und den Reformirten?“ Wie? besteht nach Eltester, Jonas u. s. w. die Union in Preußen nur in dem gemeinsamen Kirchenregiment, da jene Gemeinden nur dieses — nicht verwerfen, die Union selbst aber ausdrücklich ablehnen? Welche Confusion! Wäre es so, wahrlich, jene Herren würden dies nicht für Union halten.

In ihnen hat sich nicht das Mindeste geändert. Die Union, die eine Sache des freien Entschlusses seyn soll, ist von ihnen abgelehnt, und der Landesherr hat nie und nirgend einen Akt vollzogen, durch welchen sie deshalb aufgehört hätten, Glieder der Landeskirche zu seyn, Theile der „geschichtlich und durch Staatsverträge in Preußen bevorrechteten“ Kirchen. Wollen die provisorischen Sechsmänner diesen Akt vollziehen? — Aber daraus folgt vielleicht, was sie behaupten, daß Reformirte und Lutheraner sich gegenseitig das Abendmahl in der Landeskirche nicht zu versagen haben? Auch dies kann nicht zugegeben werden. Denn wenn auch §. 39. Th. II. Tit. 11. des Allg. Landrechts bestimmt: „Protestantische Kirchengesellschaften des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses sollen ihren Mitgliedern wechselseitig die Theilnahme auch an ihren eigenthümlichen Religionshandlungen nicht versagen, wenn dieselben keine Kirchenanstalt ihrer eigenen Religionspartei, deren sie sich bedienen können, in der Nähe haben,“ — so ist hiemit weder gesagt, daß Alle, die sich hienach achten, zur Landeskirche gehören (die Brüdergemeinde z. B. gehört nicht dazu, obwohl sie zu den Augsburgischen Confessionsverwandten gehört und Reformirte wie Lutheraner zum Abendmahl verstatet), noch daß die, welche auf Grund ihrer nach §. 66. I. c. als erste Rechtsquelle gültigen Kirchenordnungen den §. 39., der überdies nur von einem Nothfall spricht, verwerfen, deshalb aufhören, Glieder der Landeskirche zu seyn; und am allerwenigsten endlich, daß Geistliche und Gemeinden, welche den Gliedern der Schwesterkirchen den Abendmahlsgegnuß gestatten, deshalb zur „Unirten“ Kirche gehören. Es wird kaum eine Gemeinde, kaum ein Geistlicher unter den oben erwähnten, die Union noch heut verwerfenden seyn, der nicht bereitwillig nach jenem Grundsatz, wenigstens in den allermeisten Fällen, handeln wird. Der §. 39. kann also diesen Sinn nicht haben, selbst abgesehen davon, daß das Landrecht von der jetzigen Union noch nichts wissen konnte. Eine andere gesetzliche Erklärung über diesen Punkt gibt es aber nicht. Man sieht, die Identificirung der im Art. 12. der Verfassung erwähnten Evangelischen Kirche mit der „Unirten,“ welche die provisorischen Sechsmänner so gern dekretilen möchten (zu welchem Zweck, werden wir gleich sehen), beruht auf reiner (hierarchischer?) Willkühr!

Der zweite Satz, den die Denkschrift aufstellt, lautet: „Die in Art. 12. der Verfassungsurkunde vom 5. December 1848 bezeichnete „Evangelische Kirche,“ die Unirte bisher sogenannte „Landeskirche“ in Preußen, bildet in ihrem ganzen Umfange ein einiges Rechtssubjekt und ist als Ganzes und in allen ihren Theilen rechtmäßige Besitzerin der gesammten von ihrem bisherigen Kirchenregimente verwalteten Kirchengüter und Einkünfte.“ Dieser Satz wird begründet durch eine allgemeine Darlegung des Principes der Reformation der Römischen Kirche gegenüber, und des Principes der Union der von ihrem eigenen Princip ab- und in's Römische zurückgefallenen Reformation gegenüber. Die evangelische Wahrheit, daß nicht die Kirche, sondern die Gnade in Christo selig macht, daß die Kirche, immer der Reinigung fähig und bedürftig, allein durch

das Wort und den heiligen Geist regiert wird, daß Christus verschiedene Gestalt in den vielen Gliedern gewinnen kann und daß die Gränze der Kirchengemeinschaft keine andere seyn darf, als der Glaube an Christum, diese evangelische Wahrheit will die Union, und sie hat es in Preußen erreicht, nicht, daß die Lutherische Kirche zur Reformirten übergegangen sey oder umgekehrt, nicht, daß beide sich über Lehre, Kultus, Sitte oder Verfassung geeinigt haben, nicht, daß eine dritte Kirche der Lutherischen und Reformirten sich gegenübergestellt habe, sondern „daß beide sich als Eins anerkannt haben im evangelischen Princip; daß beide sich darin einig wissen, was auf diesem Princip stehe, das dürfe sich überhaupt nicht gegenseitig ausschließen, sondern müsse sich organisch verbinden, und sie an ihrem Theile dürften das Eine um so weniger und müßten das Andere um so mehr, als was streitig unter ihnen sey, das Wesen des evangelischen Christenthums nicht gefährde und überhaupt gar nicht in Betracht komme gegen die Differenzen, die jede von beiden in sich selbst auszugleichen und bis zur Ausgleichung zu tragen sich verpflichtet wisse.“ So soll denn aus zweien Eine Kirchengemeinschaft geworden seyn unter Einem Kirchenregiment zur gemeinsamen Erhaltung der evangelischen Einheit und Freiheit. „Beide Theile haben sich nicht conföderirt, sie haben sich gegenseitig aufgenommen, durchdrungen und erweitert zur Evangelischen Landeskirche,“ so daß jedes Glied des einen oder anderen Theils nicht erst durch seine Verbindung mit diesem, sondern unmittelbar sein Verhältniß hat zu dem Ganzen.“ Und hinsichts des Vermögens sind „dieselben Besitzer, die früher eine gesondert Lutherische und eine gesondert Reformirte Kirche waren, eine zu einem vollen Gemeinwesen verbundene Kirche geworden, und die früher gesondert Lutherische und gesondert reformirte Gemeinden waren, sind zu unirte-lutherischen und unirte-reformirten Gemeinden geworden.“ Nicht eine Eigenthumsübertragung, sondern eine Vereinigung des Eigenthums hat stattgefunden. — Diese ganze Ausführung beruht auf den Wünschen der Herren Elster u. s. w., aber nicht auf Wahrheit. Die Unirte Kirche ist keineswegs das alleinige im Art. 12. der Verfassung erwähnte Rechtssubjekt, welchem die hier ausgesprochene Garantie des Vermögensbesitzes allein zu Gute käme. Die Unirte Kirche ist als Rechtssubjekt vielmehr nur ein Theil der hier bezeichneten Evangelischen Kirche, ja nur ein Theil der „Evangelischen Landeskirche.“ Denn wenn es wahr ist, daß ein großer Theil Lutherischer und reformirter Gemeinden die Union abgewiesen und dennoch nie aufgehört hat, ein vollberechtigtes Glied der Landeskirche zu seyn; wenn es wahr ist, daß ein noch viel größerer Theil der Lutherischen und reformirten Gemeinden zwar in gründlicher Confusion über Erkenntniß und Kirchenwesen durch die unverantwortliche, unehrliche und versteckte Behandlung der Unions- und Agendensache sich befindet, aber keineswegs in rechtsgültig vollzogener Ummwandlung die gesondert-confessionelle Stellung aufgegeben und, man weiß nicht ob schlafend oder träumend, das erweiterte Gewand der Unirten Landeskirche übergezogen hat; wenn es wahr ist, daß der Beitritt zur Union, wenn nicht ausdrücklich und urkundlich der Lutherischen (oder Reformirten) Kirche Lebewohl

gesagt worden — was nur in sehr seltenen Fällen geschehen ist — keineswegs das bewirkt, daß Lutheraner und Reformirte „kirchlich ununterschieden neben einander, als Glieder derselben Lokalgemeinde, im Kirchenregiment“ u. s. w. sind, sondern nur, unter ausdrücklicher Conservation des Bekenntnisses und der auf dasselbe gegründeten Rechts- und politischen Verhältnisse, das, daß Lutherische Gemeinden den Reformirten (und umgekehrt) die „äußere“ Kirchengemeinschaft „nicht versagen,“ so daß die Gemeinden geblieben sind, was sie waren, sowohl für sich wie als Glieder der Kirche, und nur das Verhalten gegen Glieder der anderen Confession, nicht aber die Confusion beider Confessionen, nicht die Umgestaltung aller Verhältnisse in Gemäßheit dieser Confusion, beschlossen haben; wenn dies Alles wahr ist (und daß es wahr ist, können die Gegner aus dem ihnen so verhassten, weil die bestehenden confessionellen und Rechtsverhältnisse verbürgenden Königl. Erlaß vom 28. Februar 1834 lernen!), so kann davon, daß die Unirte Kirche, in welcher ununterschieden Lutheraner und Reformirte (und wenn wir ehrlich seyn wollen auch hauptsächlich solche, welche weder das Eine noch das Andere sind, sondern die, wie es S. 8. der Denkschrift heißt, es vorziehen, Christum, unbekümmert um Lutherische oder Calvinische Dogmatik, einfach nach der Schrift zu predigen!), neben einander wohnen, die allein nach Art. 12. der Verfassung anerkannte und geschützte seyn soll, gar nicht die Rede seyn. Eine Unirte Kirche in diesem Sinne ist in der That nur in einem sehr geringen Umfange vorhanden, und nur durch Mißbrauch und Fälschung der bestehenden Rechtsverhältnisse kann man mit der Denkschrift dahin gelangen, sie als die alleinige „Evangelische Kirche“ zu betrachten, der das gesammte Vermögen der Lutherischen und Reformirten Kirche von Rechtswegen gehöre. Das gemeinsame Kirchenregiment des Königs haben Lutheraner und Reformirte lange vor der Union von 1817 anerkannt, aber die Aufhebung der kirchlichen Behörden im Jahre 1818 hat eben so wenig wie die jetzige Praxis in Besetzung der Consistorien Recht und Pflicht ändern können, auch im Kirchenregiment das Suum cuique nicht zu überhöhen, am wenigsten kann aus dem Mißbrauch, aus der Mißachtung der zu Recht bestehenden confessionellen und kirchlichen Verhältnisse ein neues Recht gefolgert werden. Das gemeinsame Kirchenregiment lassen sich auch Lutheraner und Reformirte gefallen, die diese Union entschieden verwerfen. Die Denkschrift behandelt sie ihres Protestes ungeachtet als unirte, confiscirt ihr Vermögen zum Besten der Unirten Kirche, und indem sie dies S. 3. dadurch rechtfertigt, daß die Union nicht dogmatisch, sondern als Kirchenorganismus zu fassen sey, erklärt sie die in diesem Neg. Gefangenen S. 5 und 6. als Glieder der erweiterten Kirche, in welcher Lutheraner und Reformirte ununterschieden bei einander wohnen sowohl als „Hörer“ wie als „Lehrer.“ O über die blinde und Gerechtigkeit nicht achtende Liebe zur falschen Union! — Wir müssen also im direkten Gegensatz zur Denkschrift behaupten, daß Art. 12. der Verfassung **wenigstens** allen unter dem landesherrlichen Kirchenregiment stehenden Kirchenabtheilungen, der Lutherischen, Refor-

mirten und Unirten Kirche, den Besitz und Genuß ihres Vermögens, der vom Staat gewährten Unterstützung („Fonds“) garantirt und in den Rechtsverhältnissen dieser Kirchenabtheilungen selbst nicht das Mindeste geändert hat.

Die Denkschrift geht weiter und folgert nun aus den Prämissen, daß das landesherrliche Kirchenregiment die Verwaltung nicht aus der Hand geben darf, bevor nicht die Kirche zur selbstständigen Wahrnehmung ihrer selbst organisiert sey, daß es aber keine anderen Befugnisse mehr habe, als die, die Verwaltung fortzuführen, und auch das nur zur Erreichung und Sicherstellung jenes Zieles; dagegen habe es nicht die Befugniß zu gesetzgebender Thätigkeit oder zu Verwaltungsmaßregeln, die die künftige Gesetzgebung binden könnten, da der Staat sich ja dann die Kirche erst nach Belieben zurecht machen könne, während Art. 12. der jetzt bestehenden die Selbstständigkeit garantirt. Namentlich dürfe also der Staat nichts ändern an der gegebenen Stellung der Kirche zur Union, vielmehr habe er die unerlässliche Pflicht, jeder Verletzung dieser Stellung auf das Entschiedenste entgegenzutreten. Hierbei wird auf die rabies theologorum hingewiesen, die stark daran zu glauben scheine, daß die Unirte Kirche sich auflösen müsse und werde, und die nicht übel Lust habe, noch schnell einen chemischen Prozeß herbeizuwaiten, der die Eine Unirte Kirche (!) in ein Aggregat von confessionellen Rechtssubjekten verwandele. Es wird ferner hingewiesen auf einen Erlaß des Pommerschen Consistoriums, welches seinen Synoden die Frage vorlege:

„Erscheint es als angemessen, vor Ergreifung jeder anderen Maßregel aus Grund der confessionellen Unterschiede eine Trennung eintreten zu lassen, und etwa eine Lutherische, Reformirte und Unirte Kirche als abgesonderte Lebenssphären hinzustellen, oder ist es im Interesse der Evangelischen Kirche entsprechender, daß die unter Einem Kirchenregimente bisher vereinigte Evangelische Kirche bei Übertragung dieses Regiments dasselbe in ihrer Gesamtheit überkomme und somit der status quo bis dahin aufrecht erhalten werde?“ —

Die bloße Aufstellung dieser Frage sey ein gänzliches Verkennen der kirchenregimentlichen Befugnisse. Diese gingen nur dahin, dem Ganzen der Evangelischen Kirche Organe zur Selbstverfassung zu verschaffen, nicht aber dieses Ganze in Atome aufzulösen und in Stücke zu zerbröckeln. Wer nicht in der Kirche bleiben und wirken mag, bis sie sich selbst über ihre Stellung zur Union bestimmter definiert und geordnet haben wird, der mag ausscheiden: so solle das Kirchenregiment zu jener Agitation sprechen. — In der That, ein köstliches Quid pro quo! Erst wird eine den Rechtsverhältnissen völlig widersprechende Ansicht von der Sachlage aufgestellt, und sodann sollen die, welche die wahre Sachlage hervorheben, durch den weltlichen Arm gehindert werden, ihrer Auffassung Geltung zu verschaffen! Das Kirchenregiment „des Staats,“ welches in keiner Weise mehr legislativ und präjudiciell verfahren soll, soll in der wichtigsten Frage ohne Weiteres sich den Herren Eltester u. s. w. in die Arme werfen und den Gegnern derselben die Thüre weisen.

Und so reden dieselben Herren, welche nie laut genug hervorheben konnten, daß der Staat in kirchlichen Dingen nichts zu sagen habe! Diese Virtuosität, die Dinge erst auf den Kopf zu stellen und dann die auf der einen Seite perhorrescirte Gewalt des Staats (die „rohe“ Gewalt) unversehens auf der anderen Seite festzuhalten, um ja mit ihrer Hülfe den Regel auf der Spitze stehend zu erhalten, diese Virtuosität ist — nicht beneidenswerth. Wahrlich, wir haben vor diesen Kämpfern Achtung gehabt, so lange sie redlich kämpften, aber diesen Kampf führen sie — schlecht. Selbst die Lieblosigkeit, mit der sie von dem Austritt aus der Kirche aus diesem Grunde reden, sucht ihres Gleichen und ist ein neuer Beitrag zu der nun schon alten Erfahrung, daß die Unionisten die exklusivsten Leute von der Welt und im blinden Unionseifer sofort bereit sind, denen, bei und mit denen sie wohnen, den Stuhl vor die Thür zu setzen, sobald sie diese Union nicht für das einzig berechnete Erbkind der Lutherischen und Reformirten Kirche in Preußen erkennen können. Eine sehr wahre, sehr weite, sehr verheißungsvolle Union — die Union dieser Unionisten! — Wir haben einfach zu erwidern: erstens, daß der Staat nicht das Kirchenregiment führt, sondern der König; zweitens, daß der Staat über den Schutz und die Unterstützung, die er einer Kirche gewährt, verfügen kann, nicht aber über ihr Regiment, daß es ihm daher auch gar nicht zusteht, das Kirchenregiment des Königs aufzuheben, daß es vielmehr hiezu erst eines Akts der Kirche bedarf; drittens, daß zur Zeit das Kirchenregiment in seinen Rechten und Pflichten nur nach der bestehenden, unverändert bestehenden Verfassung beurtheilt werden kann, daß es daher nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht hat, gesetzgebend und verwaltend überall zu handeln, wo es das Bedürfnis der Kirche erfordert, daß es aber keineswegs berechnigt ist, die Kirche als ein Blatt weiß Papier zu behandeln, auf welches erst eine neue Verfassung zu schreiben sey, daß es keineswegs berechnigt ist, zu diesem Ende Schritte zu thun, welche die Fundamente des Kirchenrechts, ja des Christenthums selbst zu erschüttern und zu untergraben geeignet sind. Das Kirchenregiment hat namentlich die „unerlässliche Pflicht“ in allen Stücken, in denen es selbst gesündigt hat, lieber heut als morgen Buße zu thun und es besser zu machen. Hieher gehört vor Allem die Behandlung der Union. Wir meinen nicht, daß es denen, die im Sinne der Herren Eltester u. s. w. unirt seyn wollen, dies irgend wie erschweren solle. Mit nichts! Aber es soll die heillose Verwirrung in dieser Sache schleunigst heben, Niemandem Unrecht thun, der Lutherisch oder reformirt bleiben will, und offen und ehrlich die Rechte dieser Kirchenabtheilungen anerkennen und schützen, schützen denen gegenüber, welche mit maßloser Despotie alles Recht, allen Besitz, alle Freiheiten der Landeskirche als einer nur Unirten für sich selbst in Anspruch nehmen. Diese Pflicht hatte das Kirchenregiment im Jahre 1817, diese hat es heut und wird es haben, so lange es existirt. Es gilt hier ein Unrecht gut zu machen, und das darf man niemals anderen Händen überlassen, so lange man selbst helfen kann. Und mit welchem Recht kann behauptet werden, daß „der Staat“ hiedurch die Kirche, die selbstständig seyn solle, wie sie jetzt ist, zu einer anderen machen würde. Vielmehr würde durch eine Aufhellung dieses Dunkels nur das wirklich geltende Recht, und zwar durch die berechtigten Kirchenorgane, an den Tag kommen. Ein Privilegium für dieses Dunkel, für Unordnung und Unrecht, wie die Denkschrift solches aus den Paragraphen der Staatsverfassung, also hier wirklich aus den Händen des Staats, empfangen zu haben behauptet, müßten wir schon um deswillen ablehnen, weil der Staat gar nicht berechnigt ist, über diese Dinge zu entscheiden, weil dies nur den kirchlichen Organen zusteht, und weil diese zur Zeit noch Recht und Pflicht haben, nicht das Unrecht, sondern das Recht festzustellen und zu schützen. Wer Lust hat nach fremdem Gut, nach dem Recht und Besitz seiner Brüder, nun der sey nicht hinausgewiesen aus der Kirche, aber hingewiesen auf die Gränze seines Rechts und seines Besitzes und auf — Gottes Gebot!

Die Denkschrift stellt den bestimmten Anspruch auf, daß das Kirchenregiment dafür zu sorgen habe, daß der Evangelischen Kirche als Einigem Rechtssubjekt ihr Vermögenszustand unverletzt erhalten werde, bis sie in die selbstständige Verwaltung eintreten kann. Sie werde dann selbst zu bestimmen haben über den Vermögensantheil, der den etwa confessionell sich Sondernnden zuzutheilen sey. Bis dahin müsse das bisherige Gesetz gelten, das ja den Altlutheranern jedes Unrecht am Vermögen der Kirche versagt habe. Hiernach soll also das gesammte Vermögen auch aller der Gemeinden, die, obwohl unter dem Kirchenregiment des Königs stehend, der Union nie beigetreten sind, der Unirten Kirche gehören, weil — — ja weil die Herren Verfasser der Denkschrift es so zu Ehren der Union wollen!! In der That, ein starkes Rechtsgefühl beseelt diese Herren, und wir bedauern nur, daß das den Altlutheranern Widerfahrne so wenig geeignet ist, ihre Ansprüche zu stützen. Bekannt ist, daß die Altlutheraner nirgends in ganzen Gemeinden sich dem landesherrlichen Kirchenregiment entzogen haben, daß daher nur Separationen einzelner Gemeindeglieder stattgefunden haben und daß es daher — vorausgesetzt, daß ihnen auch hierin kein Unrecht geschehen — mit unserem Fall, in dem niemals unirt gewesene Gemeinden ihren alten Besitz behalten oder an die Unirte Kirche, mit welcher sie nur das Kirchenregiment gemein haben, verlieren sollen, eine ganz andere Bewandniß hat. Nach dem bestehenden Recht gehört unzweifelhaft dieser Besitz den betreffenden Gemeinden und der Kirche, welcher sie von je her bis heute angehört haben. Aber auch auf den Besitz der Gemeinden, welche der Union beigetreten sind, jedoch ohne die Confession zu ändern, kann die Unirte Kirche keinen Anspruch machen. Die Gemeinden sind geblieben, was sie waren, Lutherisch oder reformirt, und was ihnen gehört, gehört nach wie vor der Lutherischen oder Reformirten, nicht der Unirten Kirche, welche vielmehr nur da einen gültigen Anspruch auf das Kirchenvermögen erheben kann, wo die Union unter ausdrücklicher Beseitigung der alten Confession vollzogen ist, oder wo neue

Gemeinden auf dieser Basis gegründet sind. Überall sonst hat die Lutherische und die Reformirte Kirche rechtsgültiger Weise von ihrem Besitz noch nichts eingebüßt.

Die Denkschrift geht nun zu ihrer eigentlichen Aufgabe, zur Beantwortung der Frage über, wie die Auseinandersehung zwischen der Unirten Kirche und dem Staate zu bewirken sey. Lege der Staat das Kirchenregiment einfach nieder, so verfalle die Kirche in Anarchie, also in die völlige Unselbstständigkeit, während sie doch selbstständig werden solle. Nähme das jetzige Kirchenregiment die Auseinandersehung auf sich, so sey das nur eine Auseinandersehung des Staats mit sich selbst und ein Akt der Gewalt, während die Kirche eben keine Gewalt mehr vom Staate erleiden solle. Aber auch die Kirche könne die Auseinandersehung nicht vollziehen, da sie erst selbstständig seyn müsse, um selbstständig handeln zu können. Hier gebe es nur Eine Möglichkeit der Rettung, „nämlich durch eine transitorische Maßregel, durch Bildung einer provisorischen Vertretung des Gemeindefensens einzig und allein zu dem Zwecke, die definitive Organisation zu vermitteln.“ Wahelich, es fehlt hier nur noch eine provisorische Regierung der Kirche, worauf „das provisorische Central-Comité der Unionsvereine“ nach allen revolutionären Analogien ein unbestreitbares Anrecht haben dürfte! Doch die Denkschrift will, daß das bestehende Kirchenregiment diese transitorische Maßregel treffe, obwohl nach der obigen Deduktion der Staat sich hienach mit sich selbst auseinanderlegt und die Kirche in völlige Unselbstständigkeit versenkt. Das Wörtlein „transitorisch“ hat die magische Kraft, hierüber hinwegzuhelfen. Schade nur, daß diese transitorische Maßregel nicht spurlos vorüberziehen, sondern die alleinige Wurzel der künftigen Kirche seyn soll. Doch gegen dieses Bedenken macht man die Augen zu und bedenkt lieber, daß Mephisto schon längst sehr weislich durch den Mund des Dichters gesprochen hat:

Denn eben wo Gedanken fehlen,

Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.

Aber auch das bestehende Kirchenregiment soll dieses Transitorium nicht revolutionär, sondern nach dem bestehenden Recht einleiten. In diesem Sinne habe es auch bereits auf die Berufung einer „konstituierenden Landes-Synode“ hingewirkt. Freilich seyen Viele, welche sich durchaus dagegen erklären, zumal in dieser Zeit. Einige seyen hiebei der Ansicht, daß der König nicht als solcher, aber als oberster Bischof das Kirchenregiment fortführen solle. Hiegegen erinnert die Denkschrift, 1. daß kein Einzelter das Regiment haben soll in der Kirche des Herrn, 2. daß die Verfassung des Staats dies nicht gestatte, 3. daß es nicht vollziehbar sey ohne selbstständigen Consens der Kirche, ohne Synodalbeschluß, also ohne das, was man vermeiden wolle. Schon in früheren Aufsätzen ist, dem Prof. Richter gegenüber, auf alles dies geantwortet worden. Wir wollen nur wiederholen zu 1., daß die Consistorialverfassung nicht betrachtet werden darf als die Alleinherrschaft eines Einzelnen über

die Kirche, sondern daß sie die Kirche organisiert hat im Anschluß an die göttlichen Institutionen des Predigtamts einerseits, und der christlichen, von Gott geordneten Obrigkeit andererseits, daß beide Elemente in ihr sich durchdringen, und daß die Berufung der Consistorien als kirchlicher Organe nicht der Willkühr des Landesherrn anheimgegeben, sondern an Bekenntniß und kirchliche Qualifikation gebunden, und von der Kirche nicht nur stillschweigend anerkannt, sondern ausdrücklich von ihr durch den Mund der Reformatoren erbeten, ja dringend gefordert worden ist. Was hienach davon zu halten ist, wenn die Denkschrift sagt: „kirchliche Organe wird er (der König) nur haben, wenn die Kirche sie ihm wird ernannt oder ihn wird als ihren Repräsentanten zur Ernennung kirchlicher Organe ermächtigt haben,“ wenn sie wieder und immer wieder die bestehenden kirchlichen Organe für staatliche erklärt — das muß Jeder sehen, der noch ein offenes Auge für die Geschichte unserer Kirchenverfassung hat. Die Consistorien sind wesentlich nicht bloß, wie die Denkschrift behauptet, Vertreter des Fürsten bei der Kirche, sondern eben so sehr Vertreter der Kirche bei dem Fürsten, welche berufen und verpflichtet sind, Rein zu sagen zu unkirchlichen Verordnungen; ja sie sind in Gemeinschaft mit dem (zwar geheimen aber doch wirklichen) Ober-Consistorium jetzt in Preußen mehr wie je berufen, diese Seite ihres Berufes vor Allem hervorzukehren und auf das Gewissenhafteste zu üben. — Hiezu ist denn auch bereits auf das Bedenken zu 3. geantwortet. Denn die Kirche würde sich nur aufs Neue auszusprechen haben, wenn in der kirchlichen, nicht aber wenn in der staatlichen Stellung des Königs sich etwas ändern soll. Die kirchliche Stellung soll aber eben nach unserer Ansicht die alte bleiben, und es soll nur ein Damm gezogen werden gegen die religionslose Volksvertretung und die ihr verantwortlichen Staatsbehörden, so daß der König die Organe der Staats- und Kirchenverwaltung nicht mehr vermischt. Nicht als „Privatmann,“ wie die Denkschrift meint, sondern als König, als das praecipuum membrum ecclesiae, das mit seiner Gabe der Kirche dienen soll wie jedes andere Glied, soll der Landesherr fortfahren die Kirche durch kirchliche Organe — und dies ist nicht eine neue, sondern die alte Grundbedingung seines Kirchenregiments — zu leiten. — Was aber zu 2. erinnert worden, ist ganz und gar unhaltbar. Richter, zum Theil auch Stahl, haben dasselbe behauptet im vorigen Jahre und wir darauf geantwortet. Stahl hat jetzt erklärt (s. S. 54. dieser Blätter), „daß er sich die Beibehaltung der bisherigen Stellung des Königs zur Kirche bei einer constitutionellen Staatsverfassung wohl denken könne, aber nicht bei dem, was man im vorigen Jahre parlamentarische Regierung genannt habe,“ — „der Grundsatz der landesherrlichen Gewalt in der Kirche könne nicht unbedingt und abstrakt gelten.“ Wir fügen nur hinzu, daß dieser Grundsatz nie unbedingt und abstrakt in der Kirche gelten konnte, sondern stets durch das kirchliche Verhalten des Landesherrn, durch die Bestellung kirchlich-qualificirter Organe bedingt war. Was

auf derselben Berliner Pastoral-Conferenz General-Superint. Möller und Präsident v. Gerlach hierüber geäußert haben (S. 535. 536.), wir unterschreiben es freudig und bitten alle unsicheren und schwankenden Herzen, sich wiederholt hieran zu stärken und ihr Thun und Lassen danach zu regeln.

Die Denkschrift will freilich die Kirche lieber zerfallen, als auf diesem Wege „der List oder Gewalt“ erhalten sehen „durch eine unsittliche That!“ Wir wissen es schon von früher her, wie gern eine gewisse Schule — im falschen Wahn, dem Meister dadurch ähnlich zu seyn — mit dem Vorwurf der Unsittlichkeit um sich wirft, und wie sie, wenn sonstige Gründe fehlen, die Forderung der Sittlichkeit einer Sache anzuhängen pflegt, die sie vertheidigt. So ist denn die Berufung der constituirenden Synode auch hier die einzig sittliche Führung, die das Kirchenregiment üben kann, und von sittlich-kirchlichen Gefahren darf bei dieser sittlichen That nicht die Rede seyn. „Ihr weißt, die General-Synode werde eine Verfassung gründen, welche das Regiment der unorganisirten Masse übergibt und durch sie solchen, in welchen weder das Princip der Kirche, noch ein Bewußtseyn ihrer geschichtlichen Entwicklung lebendig ist. Wir halten das für unmöglich, und auch ihr glaubt wohl nicht sehr fest daran. Was ihr aber sehr ernsthaft fürchtet, ist eben das, was wir von ganzer Seele hoffen, nämlich daß die General-Synode eine Verfassung begründen werde, bei welcher der organisch sich bildende und ausprechende Gemeindeville die Beamten setzt und als seine Organe, nicht die Beamten sich selbst setzen und ergänzen und zur Kirche stehen wie der Vater zu den Kindern, oder wie der Lehrer zu den an ihn gewiesenen Schülern. Auch darauf wendet ihr euer Schlagwort an, die Kirche Christi müsse regiert seyn von oben, nicht von unten. Ja freilich von oben, aber von Christo, und der kann sehr wohl, ja er kann erst dann, wie er will, das Regiment in ihr haben, wenn sie unabhängiger gemacht wird von euch und ihr abhängiger gemacht werdet von ihr.“ Dies die freundliche Sprache, die wir unter Anderem am 15. August 1845 vernahmen, die Sprache der Partei, die mit Hülfe des März 1848 wirklich das Kirchenregiment zeitweise in die Hand bekam und dennoch die verhassten Gegner noch nicht „abhängiger“ machen konnte von der Kirche, d. h. von ihr selbst. Es ist uns sehr wehe zu Muth bei diesem Blick in brüderliche Kreise. Sie können von der Feindschaft nicht lassen, weil sie vom Irrthum nicht lassen. Sie sehen inmitten der Gräuel, die die Kirche verwüsten, nur den eigenen Wahn, und hoffen von einer Vertretung Aller, „die einen Anspruch auf Vertretung machen können,“ die Darstellung der wahren Herrschaft Christi über die Kirche. Statt die göttlichen Ämter hineinzubilden in die Gemeinde und so sie immer mehr, je nach dem Grade ihrer Erbauung, theilhaftig zu machen an der Ausbreitung dieser Ämter bis hinein in jedes Haus, wollen sie die Gemeinde, wie sie ist, mit der gesetzgebenden Macht, der kirchlichen Souverainetät bekleiden, meinend, daß so Christus herrschen werde von oben. Das aber ist nichts Anderes als **„Christum versuchen.“** „Laßt uns aber auch Christum nicht versuchen,“ sagt der Apostel, „wie Etlche von

jenen ihn versuchten und wurden von den Schlangen umgebracht.“

Wir scheiden hiemit von der Denkschrift, trauernd, daß wir noch immer dieser Partei gerüstet gegenüber stehen müssen, und nicht mit ihr in's Feld ziehen können gegen die offenen Feinde der Kirche Christi. Will sie ja doch dergleichen Leute um ihrer äußeren, nur kraft der Zuchtlosigkeit, nicht kraft der Zucht des heiligen Geistes bestehenden Zugehörigkeit zur Kirche willen als berechnigte, stimmfähige Urwähler, Wahlmänner und Abgeordnete zur constituirenden Synode anerkennen; wie kann sie mit uns gegen sie den Krieg des Herrn führen? Will sie ja doch die Kirche als ein erst zu constituirendes, nach Kopfszahl und Majoritätsbeschlüssen zu regelndes Gemeinwesen behandeln; wie kann sie mit uns für die Rechte und Freiheiten der vom Herrn constituirten Kirche streiten? Dieser Partei, hartnäckig im Irrthum, lieblos im Kampf, unfähig wo sie herrscht, ist nur zu helfen durch gründliche Buße, und dazu wollen wir sie abermals ernstlich um ihrer selbst willen ermahnt haben.

Das Kirchenregiment des Königs aber wollen wir bitten, auf dergleichen Stimmen nicht zu hören, sondern vor Allem der Pflicht eingedenk zu seyn, der Rechenschaft, die es dem Herrn der Kirche schuldet. Hat es übel gethan seit Jahresfrist und länger, so liegt die rechte Ehre nicht im Fortfahren, sondern im Umkehren. Dazu gehört Muth, christlicher Muth, und der Herr möge unseren König täglich neu damit rüsten. Gerechtigkeit aber dürfen wir fordern bei Allem, was auch geschehen möge, Gerechtigkeit gegen die verschiedenen Abtheilungen der Landeskirche und deshalb eine schlechthinige Abweisung der exklusiven Ansprüche, welche eine bekannte Partei in dieser Denkschrift, wir glauben nicht zu ihrem Ruhm, erhoben hat.

Nachrichten.

Aus der Ufermark.

Die Angelegenheit der innerhalb der Landeskirche stehenden Lutheraner geht ihren stillen, aber sicheren Gang. Nachdem in den Provinzen Pommern, Schleßen, Posen sich evangelisch-lutherische Vereine gebildet, ist kürzlich in der Ufermark ein ähnlicher Verein vorbereitet, der sich unter Gottes Beistand zum Mittelpunkt für die ihrem Lutherischen Bekenntniß treu bleibenden Gemeinden und Geistlichen der Provinz Brandenburg zu machen gedenkt. Bevor er in die Öffentlichkeit tritt, will er durch einen erwählten Ausschuß auf dem Kirchentage zu Wittenberg mit den drei genannten Provinzialvereinen sich zu gemeinsamen Handeln verbinden und dann seine Thätigkeit in der hiesigen Provinz beginnen. Vorläufig ist die nächste Konferenz nach Angermünde auf den 2. October im Hause des Herrn Cunig angelegt, wozu die Lutherisch gesinnten Christen unserer Provinz hiemit geladen sind.

Es circuliren in der Lutherischen Angelegenheit hier zwei Schriften, welche einer weiteren Verbreitung werth sind. Die erste ist ein Vortrag, welchen der Herr Präsident Dr. Goeke aus Berlin auf der vorjährigen Pastoral-Conferenz in Gnadau gehalten hat. Der Kern desselben ist der kirchenrechtliche Nachweis, daß die ursprünglich Lutherischen Gemeinden von ihrem Lutherischen Bekenntniß nicht entbunden seyen,

daß nirgends ein Akt vorgekommen, wo eine Gemeinde als solche sich von ihrem Bekenntniß losgesagt habe, daß die Union das Lutherische Bekenntniß frei gelassen und selbst kein neues Bekenntniß gegeben u. s. w.

Die zweite Schrift ist populärer Art. Ihr Titel lautet: Ein Wort der Belehrung für Alle, die gern ein festes Herz hätten, von M. Goerke, evangelisch-lutherischem Pastor in Jarben. Treptow a. d. Rega bei Pockramm. Ein kräftiges Zeugniß gegen den Separatismus, größtentheils aus Worten Luther's bestehend, welche der Mann Gottes gegen die Schwarzwesiger seiner Zeit geredet hat, und die auf die Lutherischen Separatisten unserer Zeit auch passen. Der Artikel von der Kirche ist für's Volk darin trefflich abgehandelt. — Die Schrift wird da, wo Neigung zum Separatismus ist, treffliche Dienste thun bei allen redlichen Herzen. Die harten Herzen sind nirgends und niemals zu belehren. Man lasse sie, die Kirche verliert an ihnen nichts. —

Ein bedeutungsvolles und erfreuliches Wort enthält ein Circularschreiben des Lutherischen Provinzialvereins in Schleßen an die Lutherischen Brüder in der Landeskirche. Es lautet in der Hauptsache also:

Ihre Brüder in dem Herrn! Die evangelisch-lutherischen Vereine in Pommern, Posen und Schleßen haben schon lange das lebhafteste Bedürfnis gefühlt, zu vereinigt Wirken für die gemeinsamen Zwecke sich enger als es bisher auf dem Wege wechselseitigen brieflichen Verkehrs geschehen konnte, unter einander und mit ihren Glaubensbrüdern der übrigen östlichen Provinzen zusammenzuschließen. Dieses Bedürfnis stellt sich noch dringender heraus, seitdem die uns gegenüberstehenden Unionsvereine, welche auf Beseitigung der kirchlichen Bekenntnisschriften hinarbeiten, ihre Thätigkeit centralisirt haben und das Kirchenregiment zu Schritten, die ihren Absichten entsprechen, zu drängen sich anzuheben lassen. Da die Zeit der Entscheidung über die Neugestaltung der Kirche nicht mehr fern seyn kann, sind, um über gleichförmiges und möglichst gemeinsames Handeln sich zu verständigen, die drei Vereine dahin übereingekommen, in Wittenberg unmittelbar vor dem diesjährigen Kirchentage, Montag den 10. September von Vormittags 9 Uhr an eine Conferenz sämtlicher Lutherischen Vereine der östlichen Provinzen zu veranstalten. Zu dieser Conferenz laden wir Sie, theure Brüder, im Namen und Auftrage der genannten Vereine unter zuversichtlicher Voraussetzung Ihrer Bestimmung ein und bitten Sie herzlich, die Versammlung aus Ihrer Mitte zahlreich besichtigen zu wollen.

Die Conferenz-Vorlagen, deren Ausarbeitung wir nach dem Wunsche der Brüder in Pommern und Posen übernommen haben, sollen sich auf folgende Punkte erstrecken:

1. Lehrbasis. 2. Stellung zu den sogenannten Lutheranern. 3. Stellung zu der Union. 4. Verhalten während des jetzigen kirchlichen Interimist. 5. Ziel unserer Bestrebungen hinsichtlich der zukünftigen Gestaltung der Kirche. 6. Die zur Erreichung desselben zunächst zu ergreifenden Maßregeln. 7. Organisation des Verbandes der Vereine. —

Indem wir uns hinsichtlich dieser Punkte Ihre Vorschläge baldigst erbitten, erlauben wir uns unsere Ansichten kurz anzudeuten.

Zu 1. scheint es uns nothwendig, auf das ungewissehafte Herkommen, wie es für die Lutherische Kirche jeder Provinz feststeht, zurückzugeben. Wo die Concordienformel nicht in kirchlicher Geltung gewesen ist, möge ihre Anerkennung nicht zur Bedingung gemacht werden.

Zu 2. Strenges Festhalten am 7ten und 28ten Artikel der Augsb. Confession und darum entschiedene Abweisung der hiewit streitenden Grundsätze der separirten Kirchen, so wie der Forderung, aus der Landeskirche zu treten, so lange in dieser die bekennnistreue Predigt des Evangeliums und die Lutherische Sakramentsverwaltung rechtlich verbürgt ist.

Zu 3. Ablehnung der dogmatischen und der liturgischen Union, aber Anerkennung der Evangelicität der Reformirten Kirche und derjeni-

gen unirten Fraktion, welche den Consensus der reformatorischen Bekenntnisse festhält.

Zu 4. Unterordnung unter das derzeit bestehende Kirchenregiment mit sorgfältiger Wahrung unserer confessionellen Rechte, Stärkung und Sammlung der Lutherischen Elemente der Landeskirche.

Zu 5. Wille Verwirklichung des Rechtes des Lutherischen Bekenntnisses im Kultus und Verfassung, aber wo möglich, wenn es ohne Gefährdung des Bekenntnisses geschehen kann, Erhaltung des äußeren Verbandes der Preussischen Evangelischen Landeskirche und Verhütung Nord-Amerikanischer Zustände, daher Bereitwilligkeit zur Conföderation nach den Grundsätzen der Wittenberger Conferenz.

Zu 6. a) Entwerfung einer Denkschrift für das Kirchenregiment zur Darlegung der Rechte des Lutherischen Bekenntnisses und der sich daraus ergebenden Forderungen.

b) Erlass eines Sendschreibens an die Lutherischen Gemeinden der Landeskirche.

c) Vorbereitung einer das Bekenntniß sichernden Gemeindeorganisation.

Zu 7. Einer der Vereine wird zum Vorort erwählt; der Vorstand desselben übernimmt die Vermittelung und Vollziehung der einheitlichen Maßnahmen.

Eine der Vereinskrisen dient hinfür als Central-Organ.

u. s. w. u. s. w.

Breslau, den 25. Juli 1849.

Im Namen des geschäftsführenden Ausschusses des evangelisch-lutherischen Provinzialvereins.

(Folgen die Unterschriften.)

Der Herr wolle seinen Segen zu dem Vorhaben geben, das durch dies Schreiben angedeutet wird. Gelingt es, die trübe Stellung des Lutherischen Bekenntnisses in der Landeskirche hiedurch mehr in's Klare zu stellen, und ihm unverkürzte Selbstständigkeit zu verschaffen, dann müssen die Lutherischen Separatisten zurückkehren, oder sie sind nicht Lutheraner — sondern Donatisten.

Innere Mission.

Mit Bezug auf unsere Bekanntmachung vom 4. Juni bringen wir hiedurch allen Freunden in Erinnerung, daß am 13., 14. ev. 15. September d. J. zu Wittenberg, im Anschluß an die daselbst am 11. und 12. September stattfindende zweite Versammlung für Gründung eines Deutschen evangelischen Kirchenbundes

ein Congreß für die innere Mission der Deutschen Evangelischen Kirche gehalten werden wird.

Außer den beiden Hauptgegenständen: Wie ist die innere Mission als Gemeindefache zu behandeln? und: Welches ist die Aufgabe der inneren Mission für die wandernde Bevölkerung? für welche Wätern das Referat übernommen hat, haben wir für folgende Specialgegenstände zu Referenten aufgeföhrt:

1. Rettungshäuser: Inspektor Böcker in Lichtenstern in Württemberg. Inspektor Engelbert in Duisburg.

2. Fürsorge für Gefangene und entlassene Sträflinge: Pastor prim. Treviranus in Bremen. Pfarrer Lohr zu Cassel.

3. Reisepredigt und Colportage: Pst. Brennecke in Kröschern, Kreis Wolmirstedt. Pst. Straube in Werder bei Jüterbog.

4. Freiwillige Armen- und Krankenpflege: Pst. Wiesmann in Coesfeld. Stadtvikar Schunk in Erlangen.

5. Theilnahme der Volksschullehrer an der inneren Mission: Pst. Dr. Harnisch in Elbey bei Magdeburg. Lehrer Rötter in Ruhrt.

6. Stadtmission: Pfst. Krummacher in Berlin. Pfst. Mönckeberg in Hamburg.

7. Volkschriftenwesen: Graf Krassow in Diemitz bei Stralsund. Gutbesitzer Ph. Mathusius in Althaldensleben. Pastor Petersen in Buttstedt bei Weimar.

8. Sonntagsheiligung: Pfst. Walther in Wolmirstedt. Pfarrer Mann in Wöfzingen bei Durlach in Baden.

9) Auswanderung: Hofprediger Bender in Darmstadt.

Das Referat über die Enthaltenssache hat ausfallen müssen. Wir bitten, den genannten Referenten das ihnen zuge dachte Material freundlichst zugehen zu lassen. Wohnungsbestellungen in Wittenberg bitten wir an das dortige Comité für den Kirchentag in Wittenberg zu richten.

Berlin und Hamburg, den 16. August 1849.

Der Central-Ausschuß für die innere Mission der Deutschen Evangelischen Kirche.

(v. Bethmann-Hollweg.)

Erklärung.

In dem Bericht über die Berliner Pastoral-Conferenz (Nr. 53—58) wird bemerkt, daß die Provinzial-Geistlichen durch die Erklärung der Berliner über ihre Theilnahme an der Leichenfeier der Barrikadenhelden zufrieden gestellt seien. — Letzunterzeichnete, die jener Konferenz beizugehörten, müssen dies entschieden ablehnen und bekennen, daß dies Nichtbekennen des Gesehlthabens (ausgenommen des theuren Br. Schulz) sie tief geschmerzt hat, und wenn der Amtsbr. Henry (Nr. 53) diese Theilnahme noch auf eigenthümliche Weise, z. B. als an der Feier eines Versöhnungsfestes rechtfertigt, so erklären wir, daß dadurch unsere Ansicht nicht im Mindesten modificirt ist, im Gegentheil diese Theilnahme uns immer noch als eine Schmach erscheint, die der Evangelischen Kirche von ihren Dienern in der Hauptstadt des Landes zugefügt ist.

Den 8. August 1849.

D. Zittbogen, Pastor in Neu-Mecklenburg. Langbein, Pastor in Plönzig. Heyßing, Pastor in Marwig. J. Licht, Pastor in Bühlendorf. Sauerberg, Pastor in Weiersdorf bei Landsberg a. d. W.

Provinz Sachsen.

Die Herbstversammlung des Pastoralvereins in Gnadau ist auf den 2. und 3. October verlegt.

Das Consistorium der Provinz Sachsen.

In einer Zeit, wie die jetzige, ist es die Pflicht eines jeden Patrioten, und noch mehr eines jeden Christen, das Ansehen der Obrigkeit zu stärken. Wir überlassen den Demokraten die unberufene Opposition. Es kann aber die Treue die Opposition fordern. Wenn man deutlich sieht, daß die Obrigkeit Fehlgriffe macht, welche ihr eigenes Ansehen untergraben und zum Verderben des Ganzen führen, so wird es Pflicht für jeden treuen Unterthan, freimüthig und offen die Gefahr zu zeigen. Und diese Pflicht wird um so dringender, wenn es die höchsten und theuersten Güter gilt, wenn kirchliche Autoritäten, die zur Pflege der himmlischen

Gaben berufen sind, eine falsche Bahn einschlagen. Dieser Pflicht ist eingedenk gewesen der Verfasser des Aufsatzes in Nr. 49 des Volksblattes für Stadt und Land, indem er seine Stimme gegen das Consistorium zu Magdeburg erhob. Diesem Aufruf ist gefolgt das mahnende Wort in diesen Blättern, und, angeregt durch dasselbe, muß auch Schreiber dieses sagen, was ihm gegen die genannte kirchliche Behörde auf dem Herzen liegt.

Eine bekannte Thatsache ist es, daß bei einem sehr großen Theile der Geistlichkeit der Provinz Sachsen, und zwar gerade demjenigen, der in den Tagen der Gefahr sich bewährt hat und fort und fort fest steht bei dem Könige und seiner Regierung, seit Kurzem eine große Mißstimmung gegen das Consistorium zum Ausbruch gekommen ist, welche sich auch schon Luft gemacht in Adressen an den König. Der offensible Beschwergrund ist derselbe, welchen der oben erwähnte Aufsatz in diesen Blättern mehr auseinander gesetzt hat. Es ist vor dem Jahre 1848 schon als ein arger Übelstand anerkannt worden, daß die Verwaltung kirchlicher Angelegenheiten größtentheils in der Hand nicht weltlicher Personen, sondern weltlicher Behörden lag, indem man ja deutlich sah, wie jede freiere Regung des kirchlichen Geistes und Lebens durch den bürokratischen Mechanismus, der einmal ihnen einwohnte, rein erdrückt wurde. Der Einfluß der Regierungen auf die kirchlichen Angelegenheiten wurde daher beschränkt, und die Consistorien zu selbstständigen kirchlichen Behörden mit einem eigenen Präsidenten und einem größeren Geschäftskreise erhoben. Überall hat sich diese Einrichtung bewährt, und nicht zu sagen ist, wie viel schöne Früchte für das kirchliche Leben sie besonders da gebracht hat, wo an die Spitze der Consistorien wahrhaft geistlich und kirchlich gesinnte Präsidenten traten! Der März 1848 forderte noch mehr; gänzliche Trennung von Kirche und Staat gehörte zu seinen vornehmsten Postulaten. Es wird damit so schnell wohl nicht gehen; aber die Verfassung vom 5. December verbürgt feierlich diese Forderung. Mag nun daraus werden, was da will, als ein Unrecht, als ein recht arger, schlimmer Rückschritt erscheint es jedenfalls, wenn man jetzt noch auf einen vor 1848 schon längst abgethanen, weit als verberblich erkannten Standpunkt wieder zurückkommt. Dieß ist aber dadurch geschehen, daß man, wie es in längst verschollenen Zeiten war, das Consistorial-Präsidium wieder mit dem Oberpräsidium in der Provinz Sachsen vereinigt hat. Wenn die oben genannten Adressen die abermalige Trennung beider als ein Recht fordern, und um so mehr fordern, da die übrigen Provinzen eigene Consistorial-Präsidenten besitzen, so wird unsere erleuchtete Regierung, welche den besonnenen Fortschritt doch allen Ernstes will und dem einmal gegebenen Worte zu stehen entschlossen ist, dies unzweifelhafte Recht auch anerkennen und baldigst Remedur treffen.

Die Regierung möchte nun aber erwidern: die Vereinigung des Consistorial-Präsidiums mit dem Oberpräsidium in der Provinz Sachsen ist ja nur zufällig, ist nur ein provisorischer Zustand, der aufgehoben wird, sobald die kirchlichen Verhältnisse geordnet sind. Hierauf ist zu antworten: erstlich: bei der gegenwärtigen Lage der Dinge wird man schwerlich sobald an die Umgestaltung der Kirche kommen, es ist dieß auch nicht einmal zu wünschen aus vielen Gründen; zweitens ließe man sich den Nothstand wohl gefallen, wenn keine andere Ausbülfe wäre, und die Kirche keinen bedeutenden Schaden dadurch litte.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 12. September.

N^o 73.

Zur Lehre von der Auferstehung des Fleisches.

Dem Verf. der Aphorismen: „Zur Eschatologie“ in diesen Blättern müssen wir es sehr Dank wissen, daß er dies in der That seit lange, wohl vorzüglich seiner Schwierigkeiten wegen so vernachlässigte Gebiet, das aber an Fundgruben biblischer wie psychologischer und allgemeinwissenschaftlicher Wahrheitschätze so reich und praktischer Anwendung auf das Leben und Hoffen der Christen so überaus fähig ist, wieder betreten und Hauptpunkte daraus aufs Neue zur Sprache gebracht hat. Wohl thut es Noth, daß in unserer Zeit das Ende aller Dinge, und dabei um so mehr die Unendlichkeit desjenigen Lebens, das aus Gott ist, bedacht werde; wohl fehlt es jetzt an Aufforderungen und Aufmunterungen nicht, das Vergängliche, das sich nicht halten läßt, daran zu geben, und alles Augenmerk darauf zu richten, was, einer höheren und gottgeheiligten Natur nach, die Unvergänglichkeit schon auf Erden in sich birgt und noch weit über die Erde hinaus sich zu bewahren vermag. Um so weniger darf dann auch der in unserer Zeit ernster und unabweislicher gewordene wissenschaftliche Erkenntnistrieb von der tieferen und gründlicheren Erforschung solcher Gegenstände fern bleiben wollen.

Die Noth dieser bedrängten und trostlosen Zeit, wo unsere Blicke, durch das Diesseits unbefriedigt, sich nach dem Jenseits richten, ist es jetzt selber, welche zu der Frage drängt: Was haben die menschlichen Wissenschaften für die Erreichung ihres wahren Höhepunktes — für das Wissen vom Geiste, der der Ewigkeit angehört, insgesamt bisher erarbeitet und errungen? und wie verhalten sich ihre niederen, relativ bisher erreichten Zielpunkte zu diesem Höhepunkt? Es könnte leicht seyn, daß die Pneumatologie unserer Zeit bereits so weit fortgeschritten wäre, auf diese Frage eine Antwort geben zu können, welche den Physiologen wie den Psychologen, jeden auf seinem Gebiete, viel mehr als je früher zu befriedigen im Stande wäre. Und nähere Hinweisungen auf eine solche Antwort zu geben — die das Interesse manches befähigteren Lesers für den Gegenstand gewinnen mögen! — ist der Zweck dieser Zeilen.

Daß unser Geist ^{*}dieses ^{*}Leibliche wieder anziehen werde, ja daß überhaupt der Geist ein Leibliches als ein bestimmtes Dieses „anziehe,“ — das würde nicht möglich seyn, wenn nicht irgend eine Beziehung innerlicher Identität, bei allem Unterschied zwischen beiden, stattfände; es würde, auch nach dem Tode, bei der Auferstehung selbst, gar keine Glaublichkeit haben, wenn eben dieses Leibliche dem Geiste nicht als sein Eigenthum angehörte, wenn es ihm nicht bereits vor dem Tode angehört hätte. Wie könnte es dem Geiste gelingen, sich nach einer

Zwischenzeit der Trennung in dieselbe körperliche Gestalt wieder zu verleblichen, wenn er nicht, seiner eigenen Natur nach, also durch nichts von Außen her, eine Anwartschaft auf — und eine Macht über diese Leiblichkeit besäße? In der Beantwortung dieser Frage liegt eine der tiefgreifendsten und schwierigsten Aufgaben für den Denker, für den christlichen insbesondere. Hier nämlich ist das Wesen und die ursprüngliche Natur des Geistes zuvörderst in's Auge zu fassen. Damit wird aber ein gefährdender Boden betreten, nämlich der einer aus der Begriffseinheit des Geistes hervorgehenden Verwandtschaft und Gemeinsamkeit des göttlichen Geistes mit dem menschlichen, wobei der unendlich große Unterschied zwischen beiden scheint verschwinden — wenigstens leicht eine viel geringere Beachtung erfahren zu können, als er erfordert. Dann auch tritt eine neue Schwierigkeit sogleich damit ein, daß, was der „Geist“ sey, sich nicht so antecipando hinstellen, durch keine abstrakte Definition erschöpfend ausdrücken läßt, sondern erst in des Geistes eigener That sich entsprechend darstellt; denn des Geistes Natur, wie wir sie aus dem menschlichen Geiste erkennen, ist eben die, daß er nicht so bloß „ist,“ was er ist, sondern daß er sich durchsetzt und durchführt an demjenigen, was er nicht ist. Der Geist, ob er gleich das Lebendige ist, „lebt“ doch nicht so schlechthin, sondern nur dergestalt, daß er sein Leben darthut an demjenigen, was die Stellung zu ihm einnimmt, als sey es ein ihm Unüberwindliches, seinem Leben durchaus nur hindernd und hemmend Entgegenstehendes. Das wahre geistige Leben ist daher nie ohne Widerspruch und Kampf; nirgend Ruhe des Stille- und Unbewegteyns. Friede und Ruhe für den Geist entspringen ihm nur aus dem immer erneuerten Bewußtseyn seines Sieges im Kampf. Der höchste Geist, Gott als Geist, in seinem Reichthum an himmlischem Frieden und in seiner unwandelbaren Herrlichkeit, der „Vater des Lichts, bei welchem ist keine Veränderung, noch Wechsel des Lichts und der Finsterniß,“ ist im geistigen Besitze seiner Eigenschaften, zwar nicht als vom Gegenstände abhängig, *) doch, da er die Geister mit Freiheit

*) Es tritt hier sogleich der Fall ein, einen wesentlichen Unterschied des Göttlichen vom Menschlichen hervorzuheben. — Freilich kann dasjenige, was einmal die Natur und das Wesen des Geistes ausmachen soll, mit dem göttlichen Geiste als Geiste nicht in Widerspruch stehen, sondern muß in demselben vielmehr seine höchste Bewährung haben. Dem göttlichen Geiste kann nicht zufällig oder aus irgend einer Willkür eben dasselbe eigen seyn, was dem Geiste überhaupt, sondern mit Nothwendigkeit. Diese Nothwendigkeit ist aber nur für den Menschen eine zwingende Gewalt; sie hat im Göttlichen einen tieferen Grund, und in diesem ihrem eigenen, wahren Grunde ist sie ein Freies: ihr als einer zwingenden Gewalt liegt in ihrer wahren und letzten Tiefe ein

geschaffen, und durch die Sünde, als deren freie That das Böse in die Welt gekommen ist, das überall in Gegensatz zum Göttlichen tritt, eben so sehr als Überwinder dieses Gegensatzes, als triumphirender Sieger über die Mächte der Finsterniß, als der Befreier und Erlöser niederer Geister aus der Gewalt und Knechtschaft eines ihm feindlichen Reiches zu denken; und selbst die welt schöpferische Macht des göttlichen Geistes ist dies als die unendliche Überwindung des gestalten- und regungslosen Nichts, des starresten Gegensatzes gegen das göttliche Leben. Die Harmonie des göttlichen Daseyns, soll sie, dem vorhandenen Bösen gegenüber, geistig gefaßt werden, ist die durch alle Aonen hindurch sich immer wieder erneuernde und beständige Gewißheit des Sieges über alles Ungöttliche und Gottfeindliche; eine unendliche Reihe von Bewältigungen einer unendlichen Mannigfaltigkeit von Störungen und Gegensätzen; über das unüberwindliche Böse — der nur um so unvergleichlichere Triumph des Guten und Heiligen!

Hieran aber, statt uns durch manche entgegengetrete Schwierigkeit schrecken zu lassen, knüpfen wir vielmehr getrost weiter an. Vor aller Vermengung des Göttlichen mit dem Menschlichen werden wir uns sorgfältig hüten; das Allgemeine aber, was wir als Wesensbestimmung des Geistes gefaßt haben, soll uns zur Grundlage dienen, auf welche wir die Ausführung unserer Betrachtung stützen. — Wir lassen es gelten, daß in dem

lebendiges Princip, und damit ein Persönliches, zum Grunde. — Die Nothwendigkeit eines Allgemeingültigen, oder die Wesentlichkeit eines Begriffs, wird also dadurch nicht geschwächt, daß Gott, wenn wir ihn nach solchem Begriff fassen, von der Abhängigkeit von jener — erimirt wird. Wenn Gott von irgend etwas abhängig wäre, so beherrschte er nicht Alles. Und wovon könnte er abhängig seyn? Kein Allgemeingültiges, kein oberstes Gesetz ist als solches schon eine lebendige Macht, sondern vielmehr auf ein Segendes als Alleroberstes noch weiter zu beziehen. In diesem Sinne ist Gott (wenn wir sagen: er sey „Geist“) nicht nur geistiges Wesen, sondern er ist auch der Grund des geistigen Wesens; eben so, wenn wir sagen: er sey die Wahrheit, ist er nicht nur die Wahrheit, sondern er ist auch der lebendige Quell der Wahrheit, — und es gibt (für den Menschen sowohl als für irgend sonst ein erkennendes Wesen) nichts apriorisch Gewisses, dessen wahres und letztes Prius nicht die lebendige Persönlichkeit eines freiwillenden Gottes wäre. Darum ist auch, was wahrhaft wahr, von allem Wahren das Wahrste ist, nicht ein Satz oder Gedanke, sondern ein in allen seinen Beziehungen Wirkames, wirksam Durchdringendes und sieghaft Lebendiges, von welchem das ewig Zweckvolle, Heilige und Gute nicht getrennt zu denken ist. So ist es z. B. eine Wahrheit, daß es ein Böses gibt; die nächst höhere Wahrheit die, daß das Böse als solches verdammt ist; die allerhöchste diejenige, welche selbst solche Verdamniss in lebendiger Weise ausspricht und vollzieht, nämlich der das Böse verdammend, heilige Gott. Eben so ist eine Wahrheit die, daß der Geist sich am Gegensatz durchführt; die nächst höhere die, daß der Gegensatz als solcher die gereinigte Verurtheilung durch den wahren Geist bereits in sich trägt; die allerhöchste der seinen Gegensatz mit absoluter Machtvollkommenheit bezwingende und verurtheilende höchste Geist selbst, der freie und selige Gott.

für ihn existirenden und durch ihn zu überwindenden Gegensatz die Bestimmung und Aufgabe jedes lebendigen Geistes liege, und orientiren uns zunächst von hier aus darüber, was nicht nur die unter uns gangbare Vorstellungsweise, sondern auch das ausdrückliche Schriftwort mit dem Leben des Geistes in Verbindung bringt.

Es ist nämlich eben nur der für den Geist auf dem Gebiete des Erdenlebens in concreter, sinnlich wahrnehmbarer Weise existirende Gegensatz, den die Sprache der heiligen Schrift wie die des Volkes mit dem Namen des „Fleisches“ bezeichnet; und hier erkennen wir, daß unterschieden wird: inwiefern derselbe Gegensatz dem geschaffenen Geiste (welcher anfänglich das Ebenbild Gottes in und an sich trug) aus der Harmonie des **göttlichen Daseyns als ein bereits überwundener** mitgegeben ist, — und inwiefern dieser Gegensatz, als ein noch mit freier Gewalt wirksamer, die anerschaffene Harmonie des geistigen Daseyns mit Störungen und mit Vernichtung bedroht, und so in sinnlich wahrnehmbarer Weise das Böse darstellt. In erster Beziehung wird er „Leib“ genannt, in der letzteren *κατὰ σάρκα*: „Fleisch“, in diesem engeren Sinne nämlich als die Wohnstätte und erregende Ursache der Sünde. Die heilige Schrift unterscheidet es so in den meisten Fällen; — und wo sie dies nicht thut, erkennt man doch einen solchen Unterschied als hinter den identischen Ausdrücken vorhanden. — Freilich ist auch der Leib „Fleisch“ (nach der vorher angegebenen allgemeinen Bedeutung), und so hat selbst Christus der Herr seinen Wandel im „Fleische“ gehabt (Hebr. 5, 7., Joh. 1, 14., 1 Tim. 3, 16.); ja, wegen des natürlichen Gegensatzes zum ewigen Geiste, welchen Gegensatz das Fleisch im Allgemeinen einnimmt und in den mannigfaltigsten Beziehungen kenntlich macht, wird der Ausdruck „Fleisch“ zur Bezeichnung alles Vergänglichen gebraucht (1 Mos. 7, 21., Ps. 78, 39., Jes. 40, 6.); — aber dasjenige Fleisch, das „wider den Geist gelüftet“ (Gal. 5, 17.), auf welches „gesäet, das Verderben geerntet wird“ (ib. 6, 8.), ist nicht Leib. Unter „Leib“ haben wir immer nur das mit dem Geiste in von Gott herstammender Harmonie verbundene Fleisch zu verstehen; begreiflich ist also der Leib, über welchen das Fleisch eine (getrennte) Gewalt übt, schon ein Leib des „Todes“, wie ihn der Apostel auch wirklich nennt (Röm. 7, 24.); darum hat auch überhaupt das menschliche leibliche Leben — durch die Sünde, welche aus dem Fleische wirkt — den Tod zum „Solde“ (Röm. 6, 23.). Ein lebendiger Leib der Menschen des jetzigen Geschlechts ist eigentlich immer ein durch Gottes Gnade noch erhaltenes — Wundergeschenk; denn je mächtiger die Sünde in einem Leibe, desto mehr hat sich die vollkommene Existenz desselben als lebendigen Leibes zur Unmöglichkeit gemacht; was existirt, als wär' es der rechte Leib, — ist nur ein von seinem eigenen eben sowohl als vom göttlichen Geiste getrennter, d. h. „fleischlicher“ Leib, der die Sünde als die Ursache seiner Vernichtung in sich trägt. Der lebendige Mensch nach dem Sündenfalle, und mit ihm die ganze an seinem Falle Antheil nehmende, lebendige Natur, ist eben darum dem gewissen Tode verfallen, — welcher Tod, nach

dem länger oder kürzer gefristeten Genuß einer göttlichen Gnadengabe (des Lebens), am Lebendigen eben nur die Consequenz der Selbstverurtheilung dieses Lebens, wiewfern es nämlich den Schein des Fortbestehens aus **natürlichem** Grunde hatte, vollzieht. Die Gerechtigkeit Gottes ist es, welche diese Consequenz fordert. *)

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Das Consistorium der Provinz Sachsen.

(Schluß.)

Was die Aushilfe betrifft, so werden ja wohl noch Männer da sein, welche tüchtige Consistorial-Präsidenten werden könnten; wir wollten gleich mehr als Einen nennen. Wollte der Staat aber bei der jetzigen Finanznoth das Gehalt für einen solchen sparen, so ist ja der Herr General-Superintendent Möller da, dem schon einmal das Präsidium übertragen war, und zwar zu vieler Freude; wenn es ihm darum wieder genommen ist, daß er seinen anderweitigen Geschäften desto besser obliegen könnte, so hat der Herr Ober-Präsident noch mehr zu thun und viel Heterogeneres. Es könnte dem Herrn General-Superintendenten ja jede mögliche Erleichterung verschafft werden; und ich bin gewiß, daß der bessere Theil der Provinz um so mehr dieser Wahl seinen ganzen Beifall schenken würde, als der Herr General-Superintendent durch sein festes, consequentes, und doch so mildes und versöhnendes Benehmen täglich allgemeinere Anerkennung findet.

Nur ungern geben wir daran, nachzuweisen, wie bei dem gegenwärtigen Provisorium die Kirche den empfindlichsten Schaden leidet. Wir müssen das Gebiet der Persönlichkeiten betreten, was nie angenehm ist und der Reinheit der Sache leicht Eintrag thun kann. Aber wir müssen reden, um ganz offen zu sein. Wenn man gegenwärtig um die Trennung des Consistorial-Präsidiums vom Ober-Präsidium petitionirt, so hat das allerdings einen guten Grund darin, daß man das folgenreiche Princip wahren will; indeß ließe man sich das Provisorium doch wohl gefallen, wenn die Persönlichkeit und die Verwaltung des Herrn Ober-Präsidenten v. Bonin den Kirchlichgesinnten mehr Vertrauen einzupflanzen im Stande wäre. Wir wollen dem Herrn Ober-Präsidenten alle mögliche Hochachtung, wir verkennen nicht seine Verdienste um die Provinz, wir haben uns seiner wachsenden Festigkeit in der politischen Stellung gefreut. Wir glauben auch, daß Herr v. Bonin den ernstlichen Willen hat, seine Stelle als Consistorial-Präsident würdig auszufüllen und strenge Gerechtigkeit zu üben. Dennoch aber erheben sich gegen seine Wirksamkeit sehr gewichtige Bedenken, welche öffentlich auszusprechen wir uns verpflichtet fühlen. Das Hauptübel scheint uns in der neutralen Stellung zu liegen, welche der Herr Ober-Präsident v. Bonin bei seiner kirchlichen Verwaltung zu behaupten bemüht ist. Auch in politischer Hinsicht hat er diese eine Zeit lang eingenommen; er war Mitglied des Ministeriums Pfuel, es ist noch in Jedes Gedächtniß jener öffentliche Aufruf, in dem er über den Parteien zu stehen vorgab.

Spätere Erlasse führen eine andere Sprache, denn es kommt immer allgemeiner zur Anerkennung, daß es auf dem politischen Gebiete unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine neutrale Stellung nicht gibt. In kirchlicher Beziehung meint Herr v. Bonin aber die Neutralität noch halten zu müssen. Wir leben der Überzeugung, daß in Zeiten großer Erregtheit jede Neutralität auf einer Täuschung beruht. Der Herr sagt: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich; wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut.“ Der Herr fordert das ganze Herz, und wer das halbe ihm nur bringen will, steht wider ihn und seine Freunde. Wir wollen nicht richten, jeder Knecht steht und fällt seinem Herrn. Aber Thatsachen können wir nicht verschweigen. Als der Pöbelschrum vom März die Entfernung des Consistorial-Präsidenten Göschel in Magdeburg forderte, schrieb der Herr Ober-Präsident v. Bonin an diesen, er möge dem allgemeinen Verlangen nachgeben, und er müsse ihn für die Folgen seines längeren Verbleibens verantwortlich machen. Seltsame Zumuthung! Auf die Weise könnten die Preussischen Soldaten in Baden, die auf ihrem Posten geblieben sind und ihre Schuldigkeit gethan haben, auch verantwortlich gemacht werden für das dort vergossene Blut. Die Wahrheit ist, daß der Herr Ober-Präsident den hart bedrängten Präsidenten Göschel mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln schützen mußte gegen die aufrührerische Menge. Warum that er es nicht? Bewahrte er hier seine Neutralität? — Als später Herr v. Bonin zum Consistorial-Präsidenten ernannt war, so wurde sogleich Herr Regierungsrath Schöbe aus dem Collegium entfernt, der Mann, der am entschiedensten die kirchliche Richtung vertreten hatte. Bald darauf machte Herr v. Bonin seinen Hauslehrer und Hausfreund, den Herrn Prediger Rhone zum Hilfsarbeiter bei dem Consistorio. Es ist in der N. Preussischen Zeitung angefragt worden, was das eigentlich für ein Amt sey. Dieser Mann war ursprünglich dem Herrn General-Superintendenten zur Aushilfe im Predigen und anderen amtlichen Geschäften beigegeben, und wird dafür vom Staate besoldet. Herr Gen.-Superint. Möller hat ihn nur für sich predigen lassen. Er ist als ein Mann von schwankender Gesinnung bekannt, und hat noch nirgends öffentliche Proben besonderer Tüchtigkeit gegeben. Seine Anstellung beim Consistorio wird nicht als ein Zeichen der Unparteilichkeit des Herrn Ober-Präsidenten betrachtet; und da verlautet, daß er nun auch Sitz und Stimme in dem Collegio hat, ist das Mißtrauen und die Verstimmung so hoch gestiegen, daß man schon von einem Consistorio „Rhone-Bonin“ gesprochen hat.

Eine neutrale Stellung gibt es nicht. Will man sie beibehalten, so muß man die wahre Gesinnung seines Herzens verbergen, und es geht daraus ein mattes, rein formelles Wirken hervor — die Bureaukratie. Es sind noch entschieden kirchliche Männer im Consistorio zu Magdeburg, ihr Einfluß kann nicht ganz gebrochen werden und was zu ihrem Ressort gehört, trägt noch den Stempel des Lebens. Viele Superintendents rühmen dankbar die wahrhaft geistliche Theilnahme, welche ihren Berichten über Kirchenvisitationen geschenkt wird. Im Ganzen aber hört man die allgemeine Klage unter den kirchlichgesinnten Geistlichen und Laien der Provinz, daß das Consistorium Bonin bößlich auf den alten Standpunkt der polizeilichen Administration der Kirche zurückgefallen sey, wo jede Stellbesetzung ein Rechenexempel war und Formen Alles galt. Die Zeit bot Veranlassung genug dar, einmal ein ernstes Wort zu reden, einmal kräftig durchzugreifen. Man klagt, daß man auch noch nicht ein Zeichen der Lebenskraft von dem Consistorium Bonin gesehen hat. Die kirchlichgesinnten Mitglieder des Consistoriums sollen schon öfter Anträge auf solche Lebensäußerungen gemacht haben, aber sie haben nichts vermocht gegen die neutrale Majorität. Wie ganz anders war das in dem Consistorium

*) Der scheinbare Widerspruch, in welchen hier, wie öfters, die Gnade Gottes mit der Gerechtigkeit tritt, geht in dem unendlichen und wahrhaft lebendigen Wechsel unter, in welchem sich beide gegenseitig ergänzen. Die Einheit hier ist die Liebe (des guten) Gottes, eine Einheit, welche, ihrem Begriffe nach, den Unterschied in sich schließt.

Göschel! Es war ein Consistorium der Gesinnung, und darum auch der Thatkraft. Es hatte den Begriff der Kirche erfasst, es hatte die Aufgabe einer Kirchenbehörde erkannt. Es hatte ein wachsam Auge auf die inneren kirchlichen Zustände, es erschaute die wahren Bedürfnisse der Kirche, pflegte mit Liebe und Hingebung die vorhandenen Reime des höheren Lebens und trat mit Ernst und Entschiedenheit allen die Kirche zerstörenden Elementen entgegen, und sein Lohn war auch: ein schönes Ausblühen und eine Erstarkung des kirchlichen Bewusstseins, woran wir jetzt noch zehren. Wie ganz anders stehen auch in diesem Augenblick noch andere Consistorien da, z. B. das der Provinz Schlesien. Man lese nur die kleine beachtungswerthe Schrift: „Unreles in einer freien Zeit von Fr. Greittner, Breslau, bei Gosephorsky, 1849.“ Wie ernst faßt dieses Consistorium die kirchlichen Bedürfnisse der Zeit auf! Es will, daß der confessionelle Standpunkt der Gemeinden bei Neuwahlen genau ermittelt und daß auf Begehren in den Vokationen besondere darauf bezügliche Bemerkungen gemacht werden. Es trägt Sorge, daß in seiner Mitte alle Confessionen durch besondere Mitglieder eine Vertretung finden, zu denen die Confessionsverwandten Vertrauen haben können; es setzt sich in lebendige Verbindung mit den freien kirchlichen Vereinen und wünscht, daß diese sich gegen dasselbe über die Bedürfnisse der Kirche aussprechen; es findet auch ein ernstes Wort gegen die ihm untergeordneten Geistlichen, welche an dem unheilvollen Beschlusse der Steuerverweigerung Theil genommen haben und sonst der Aufreizung gegen die von Gott verordnete Obrigkeit schuldig wurden, und leitet Untersuchungen gegen diese ein.

Werden wir aufgefordert, einzelne Thatfachen anzuführen, welche den Beweis denn liefern, daß das Consistorium Bonin auf den alten, bürokratischen Standpunkt zurückgefallen ist, auch daran fehlt es nicht. Die schwerste Anklage in dieser Beziehung ergibt sich freilich aus dem, was das Consistorium unterlassen hat. Es hat nichts von dem gethan, was wir als schöne Lebensäußerung so eben an dem Consistorium zu Breslau gerühmt haben. So weit uns bekannt ist, nimmt es keine Notiz von den confessionellen Bewegungen, die auch in unserer Provinz stattfinden, und wird dadurch bewirkt, daß sie ihm über den Kopf zusammenschlagen. Es kümmert sich eben so wenig um die freien kirchlichen Vereine, in denen die Lebensmacht der Kirche ruht, und würdigt die Eingaben derselben keiner Antwort. Vor längerer Zeit wandte sich der Pastoralverein in Gnadau in einem eigenen ehrsüchtigen Schreiben an das Consistorium, worin er eine ernste Vorstellung gegen die Besetzung Uhlich's in der auf ihn gefallenen Wahl an St. Katharinen machte. Er hat nicht ein Wort der Erwiderung empfangen, obgleich das Kirchenregiment sich freuen sollte, wenn es durch seine Geistlichen in gerechten, aber schwierigen Maßnahmen gestärkt wird. Wie traurig steht überhaupt diese ganze Angelegenheit! Das Consistorium Göschel hat den Muth, Uhlich, wie er noch der Abgott des Volks ist, wie noch gar nicht so gewichtige Anklagen gegen ihn vorlagen, abzusprechen. Uhlich ist unterdessen tief in der Achtung des Volks gesunken, er ist ein Steuerverweigerer geworden, er sammelt öffentlich Beirträge für die Badischen Rebellen, die erklärten Feinde des Königs, des Volks, des Gesetzes, der Ordnung, der Gesittung; und doch zögert das Consistorium Bonin, ihn zurückzuweisen vom geistlichen Amte in der Evangelischen Kirche! Führt es auch so weit sein neutraler Standpunkt? Ihn, den Demokratenführer, den Steuerverweigerer, den Freund und Bundesgenossen der Rebellen verschont es, aber eine arme Landges-

meinde, welche lebentlich um einen Prediger bittet, der in Noth und Tod bei ihr gestanden, der sie getröstet mit dem Evangelium, auf den sie ihr ganzes Vertrauen gesetzt, weil sie erfahren, daß er der Mann ist, den Gott ihr zugesandt und der mit seinem Beistande sie und ihre Kinder auf den Weg des Lebens führen kann, — diese hört es nicht, obgleich sie immer wieder und wieder bittet, keine Wege scheut, die größten Opfer bringt, und ungeachtet aller Zurückweisungen doch standhaft bleibt — und warum? Weil sie das Unglück hat, daß ihre Pfarrstelle zu gut ist für einen jungen Mann. Schreiber dieses bittet um Verzeihung, wenn er zu warm geworden seyn sollte, aber das Herz blutet ihm, wenn er an diese Folgen der Bureaukratie denkt, welche das Haupt der um des Herrn willen ihm theuern Behörde am schwersten treffen werden, und die er gern von ihm abwenden möchte. Er wünscht nicht mißverstanden zu werden. Er ist nicht der Meinung, daß die kirchliche Behörde jedem unordentlichen Gelüste der aufgeregten Gemeinden nach Pfarrern ihrer Wahl Statt geben solle; er ist ganz einverstanden damit, daß nach alter, hergebrachter Ordnung die älteren Pfarrer vorzugsweise berücksichtigt werden; er billigt ganz die Vorkehrungen, welche das Consistorium durch das Rescript vom 19. Juli d. J. trifft gegen die Unordnungen, die in dieser Beziehung einzureißen drohen und die Kirche verwirren. Aber eben so sehr muß er es geltend machen, daß geistliche Sachen müssen geistlich gerichtet seyn, und daß das Heil der Seelen höher steht als das Geld. Hat bei offen daliegenden Thatfachen vom Gegentheil die Behörde dennoch Verdacht, daß in einer Gemeinde Umtriebe stattfinden und daß die Motive nicht lauter sind, warum verfügen Mitglieder der Behörde sich nicht in dieselbe, um selbst zu hören und zu sehen? Das Volk ist es werth, daß man sich darum mühet, besonders solch eine hilflose Landgemeinde, welche die Wege nicht weiß, ihr Recht ordentlich geltend zu machen, und wenn es ihr nicht wird, wenn sie nun von tiefem Mißtrauen gegen die Behörden erfüllt ist, verführt wird, eine Gewalt zu gebrauchen, die das Verderben über sie bringt.

Das angeführte Rescript sucht die von dem Herrn Minister ergangenen Verfügungen, daß die aus kirchlichem Interesse entsprungene Wünsche der Gemeinden bei Besetzung der Pfarrstellen berücksichtigt werden sollen, so zu deuten, daß sie eigentlich vernichtet werden. Es soll alles gesetzlichen Grundes entbehren, wenn „die Gemeinden auf Wiederbesetzung der Pfarrstellen mit überwiegender Nachdruck einwirken wollen.“ Sollen die Wünsche der Gemeinden ihre Berücksichtigung finden, so ist denselben gesetzlich eine Einwirkung gestattet; ob überwiegend, wir wollen nicht darum streiten. Viel besser wäre es, die kirchlichen Behörden sagten ganz offen, die Erfahrung hat gezeigt, daß mit der ministeriellen Erklärung abscheulicher Mißbrauch getrieben ist, es soll bis zur Neugestaltung der Kirche noch beim Alten bleiben. Dann wüßte Jeder, woran er wäre, und der Vorwurf, daß eine gestattete Freiheit wieder verkürzt worden wäre, würde viel leichter zu tragen seyn als das Mißtrauen, welches sich gegen die Behörde immer von neuem erzeugen wird, wenn sie die Wünsche der Gemeinden nicht hört und hören kann. Es hat seit dem März schon Manches zurückgenommen werden müssen und wird noch Mehreres folgen; warum scheut man sich hier vor der offenen Rücknahme? Das Mißtrauen ist der tiefste Schaden unserer Zeit; er kann nur geheilt werden durch Offenheit, Wahrheit, hingebende und aufopfernde Liebe, die graden Gegensätze der — Bureaukratie.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 15. September.

N^o 74.

Zur Lehre von der Auferstehung des Fleisches.

(Fortsetzung.)

In vollster Übereinstimmung hiemit zeigt sich, daß, je moralisch unverdorbenen ein Geschlecht der Menschen, desto lebenskräftiger dasselbe, — je moralisch entarteter und von Gott abgefallener, desto mehr mit Mängeln und Krankheitsanlagen (dem Keim des Todes) es behaftet ist. — Auf daß sich aber bewähre, daß, wenn die Sünde mächtig ist, die Gnade doch noch viel mächtiger sey (Röm. 5, 20.), so hat sich auch die erlösende und errettende göttliche Gnade die Vollziehung ihrer Consequenz vorbehalten; und das ist eben die Wiederauferweckung der Leiber aus ihren Gräbern zu einem neuen und höheren Leben in Gott.

Mit Freuden bemerken wir, daß der Verf. der obenbezeichneten Aphorismen von der Idee einer solchen eschatologischen Theodicee sehr lebendig durchdrungen ist. Wir hätten nur manchmal einen etwas klareren Ausdruck für so wichtige Gedanken gewünscht. Namentlich erfährt man durchaus nicht, was er sich unter „Seele“ im Unterschiede vom Geiste und vom Leibe denkt. Daß er die Seele dem Geiste als dessen „intimstes Organ“ und als „eine leibbildende Lebensmacht“ vindicirt, kann uns noch keineswegs genügen. Am lebendigen menschlichen Organismus sind bekanntlich sämtliche Organe leiblich. Wenn nun die Seele nichts Anderes und nichts Bestimmteres wäre als ein dem Geiste bloß Näheres und Verwandteres wie der Leib, und ein im Unterschiede von diesem nur Innerlicheres, so wäre damit für das Verständniß dessen, was die Seele eigentlich selbst ist, noch wenig geholfen. Daß weder die Rangabstufung der drei hintereinander: Geist, Seele und Leib, — noch die dualistische Gegen- oder Nebeneinanderstellung der beiden letzteren (wobei der erste ungefähr als Synonymon der Seele mitzugehen pflegt, vor der denkenden Vernunft haltbar seyn, hat sich längst erwiesen. Entgegen der dualistischen Theorie von Seele und Leib steht schon ganz einfach die tägliche Erfahrung, daß jedes der Beiden dem anderen seine Affektionen sympathetisch mittheilt, während vor der dualistischen Theorie doch nur ein beständiger Antagonismus beider gerechtfertigt wäre. Eine Stufenfolge aber der drei: Geist, Seele und Leib, läßt den Leib nur als niedersten Geist, den Geist als obersten Leib erscheinen, und verwirrt nun gar erst das ganze Verhältniß, so daß für die Seele als Mittelstufe nichts Anderes übrig bleibt, als halb Leib halb Geist zu seyn; ein solches Zwittergewächs hat dann allemal entweder im rohesten Materialismus oder im schwindelndsten Spiritualismus seine armselige Heimath. Was ist denn also die Seele, da sie dem Leibe so

nah, und doch nicht wirklicher Leib, — da sie so geistiger Natur, und doch nicht der Geist selbst ist? Wie weit haben die neueren Forschungen auf psychologischem Gebiet diese Frage einer einfachen — mit den Thatfachen der Erfahrung und mit den Zeugnissen der heiligen Schrift zwangloser als früher übereinstimmenden — Beantwortung näher geführt? Es wird sich zeigen, daß, wenn die Wissenschaft hier wirklich etwas genützt hat, ihre Arbeit auch dazu hat beitragen müssen, daß bei Darstellung und Vertheidigung der kirchlichen Lehre von der Auferstehung des Fleisches, der Seele eine viel richtigere, ihrer wahren Natur entsprechendere Stelle wird angewiesen, und daß auch wiederum eben der genannten Lehre dadurch nicht unbedeutender Zuwachs an Eingänglichkeit und Verständlichkeit bei allen Freunden des göttlichen Wortes wird verschafft werden können.

Wenn man das, was die im Gebiete rein geistiger Forschungen sich bewegende Wissenschaft in neuester Zeit für das höchste Wissen (nämlich für das Wissen von Gott, nach Anleitung seines heiligen Wortes, und von demjenigen, was dem Menschen für das Heil seiner Seele das Unentbehrlichste und wesentlich Förderndste ist) Erschaffliches geleistet hat, im Ganzen auch noch gering anzuschlagen geneigt wäre; wenn man auch all' die unsäglichen Verirrungen, in welche die wissenschaftlichen Forscher auf diesem Wege grade in den letzterlebten Decennien gerathen sind, aufs Bereitwilligste zugeben, ja die seit wenigen Jahren über die reinsten und edelsten Studien bereits fast überall ausgebrochene Pest des Unglaubens und der Lästung aufs Tiefste zu beklagen und zu verabscheuen sich gedrungen fühlte — wie man es denn muß! —: doch kann für die pneumato- und psychologische Erkenntniß der wichtige Fortschritt, grade in den Bestrebungen der letzten Jahre am sichtbarsten hervortretend, nicht geläugnet werden, daß die Lehre von der **Persönlichkeit** des Geistes vor allen anderen sich den Vorrang errungen, und für sämtliche sonst gangbare geistige Ideen und Aufgaben den Haupt- und Kernpunkt zu bilden angefangen hat. Mit der Ausbildung dieser Lehre ist auch für die richtigere Erkenntniß und Auffassung dessen, was das eigentliche Wesen der Seele ausmacht, viel gewonnen. Nichts kann mehr vor einem Dualismus des Leiblichen und Geistigen bewahren als die Erkenntniß, daß der persönliche Geist der wahre ist. Denn das persönliche Leben des Geistes ist die Entfaltung und freie Gestaltung, die der Geist, zufolge der ihm eigenen (nämlich dem göttlichen Geiste absolut eigenen, und dem menschlichen Geiste von Gott bei der Erschaffung mitgetheilten) Macht, erzeugt und hervorruft, und zwar durch die gesamte Außerlichkeit als seinen Gegensatz und als seine Mittelsphäre hindurch — sich bereitet, so daß alle Thätigkeit des Geistes wesentlich darin besteht,

die für ihn vorhandene Äußerlichkeit in das Gebiet seiner Äußerungen hineinzuziehen oder vielmehr umzuwandeln. Auch der böse Geist thut dies (und nur in diesem Sinne gilt es, daß der Teufel „sucht, welchen er verschlinge,“ 1 Petr. 5, 8.). Die für unseren geschaffenen Geist vorhandene Äußerlichkeit, inwiefern sie uns entgegenstehendes Hinderniß und Mittelsphäre zugleich ist, nennen wir im Allgemeinen „Materie;“ inwiefern aber die Äußerlichkeit selbst als Allgemeinheit einen Umkreis für unsere individuelle Betrachtung bildet, ist sie diejenige Totalität, welche wir „Außenwelt“ nennen; — als solche befaßt sie nun auch andere, unter ähnlichen Bedingungen existirende, geschaffene Geister, deren individuelle Äußerungen von den unsrigen immer getrennt bleiben, indem sie in die Materie fallen. Gott aber, der absolute und vollkommene Geist, ist durch keine Äußerlichkeit von irgend einem geschaffenen Wesen getrennt, weil seine Äußerlichkeit ein schon uranfänglich Überwundenes, mit seiner Äußerung Identisches war und ewig ist, während bei endlichen Geistern eine dahin zielende Umwandlung nur erst das Resultat eines fortlaufenden, von innewohnendem Triebe geleiteten Thuns ist. Bei Gott ist die geistige Thätigkeit eine so vollendete und unerschöpfliche, daß ihre Momente mit denen seines göttlichen Seyns in ewiger Einheit sind; er thut und will nur das, was er ist; die Liebe, die Barmherzigkeit, das Wahre, das Heilige ist — wo es nur ist — überall das von ihm Hervorgerufene, weil es seine eigene Natur ist, so zu seyn; eben deshalb nennen wir auch sein Hervorrufen kein Produciren, sondern Schaffen, — wie ja von einem Künstler, wenn er „schafft,“ vorausgesetzt wird, daß er sich, sein ganzes und innerstes, vom Ideal erfülltes Wesen im Kunstwerke reproducire; nur daß freilich der irdische Künstler sich für sein Kunstwerk — von Innen das Ideal, von Außen das Material muß geben lassen, ehe er an's Schaffen gehen kann. Die Äußerlichkeit ist eben für den Geist des irdischen Menschen ein noch von ihm getrenntes Seyn. Jedes geistige Thun hat aber den unabweislichen Trieb, Seyendes hervorzurufen, — daher mehr oder weniger auch die Lust an der Arbeit, vorgefundenes (und irgendwie hinderndes) Seyn **umzuwandeln**.

Aber auch das Vorgefundene, Hindernde kann selbstständiges Leben haben und widersprechen; ja es kann relativ größere Macht haben, als der Thätigkeitsdrang, der einem Geiste inwohnt; es kann sich sogar dieses Thätigkeitsdranges mit umwandelnder Kraft bemächtigen, es kann selber von einem geistigen Wesen dirigirt seyn, und Geist mit Geist in Kampf bringen. So verhält es sich mit der Macht, welche die Materie als „das Fleisch“ auf unseren Geist übt. Die Persisch-gnostische Lehre von der mit dem Bösen identischen Materie hat hier eine wohlberechtigte Stelle; denn das Fleisch ist in jener Bezeichnung nichts als die vom Bösen insigirte und durchdrungene Materie in ihrer Beziehung und verderblichen Wirksamkeit auf den zum Thun und Wollen des Guten geschaffenen Menscheng Geist. Hingegen so lange und so weit die Materie mit unserm Geiste dergestalt harmonisch verbunden bleibt, wie sie aus

Gottes Hand hervorging, gehört sie in den Kreis unserer Leiblichkeit, der nur enger gezogen unseren (eigentlich so genannten) „Leib“ bildet.

Daher die Vertraulichkeit und der nahe verwandtschaftliche Zug sämmtlicher Naturwesen zum Menschen noch jetzt überall, wo dessen Verhalten sich dem ursprünglichen des ersten geschaffenen Menschenpaares im Garten Eden nähert, — z. B. in der Kindheit (und zwar des einzelnen Menschen wie ganzer Völker). Die ganze Umgebung des Menschen gehörte da in sichtbarer Weise zu seiner Leiblichkeit. — Auch ist so der Leib selbst, im engeren Sinne, nichts als die umgebende Natur des von Gott geschaffenen Menscheng Geistes, nur in ihrer nächsten Repräsentation; so daß der Geist hieran die ganze verwandte Schöpfung in ihrer unmittelbaren Gegenwart mit sich herumträgt, — im großen Ganzen einen Mikrokosmos, der ihm überallhin folgt, und der von ihm auf analoge Weise durchdrungen zu werden bestimmt ist, wie Gott die ganze Natur und Welt durchdringt. Wir bemerken hier — und legen Gewicht darauf —, daß dies der physiologische Sinn ist, in welchem die Ebenbildlichkeit Gottes am leiblichen Menschen gefaßt werden muß, und daß ein solcher unzweifelhaft den Schriftworten zu Grunde liegt, welche unseren Leib einen „Tempel Gottes“ nennen. Auch der Leib als Leib soll Gott heiligen durch die willige Aufnahme einer höheren Thätigkeit, eines höheren Einflusses und bewegenden Principes, das nicht nur von — sondern auch aus Gott, Odem von seinem Odem ist. Diese willige Aufnahme ist die wahre Normalität physiologischer Funktionen, sie ist Bedingung der Gesundheit und Wohlfahrt des Leibes, so lange und wie weit der Geist Gotte gehorcht! Der Geist des Menschen ist (möchten wir's nur immer recht ernstlich mit diesem Gedanken nehmen!) der Bildner des Leibes, und eben zwar nicht der ursprüngliche, aber der durch Gottes Schöpferkraft und Gebot, und nach dessen vorgehaltenem Muster befähigte und beauftragte, nachfolgende Bildner, Erhalter und Belebter seines Leibes.

Und erst hiemit ist der Übergang zur Lehre von der Seele zu machen. Ohne das ursprüngliche Verhältniß des Geistes zur Materie, und zu seiner Materie, dem Leibe, kann das Wesen der Seele nicht begriffen werden. Auch die Seele ist nämlich Geist, und zwar kein anderer als derselbe Geist, den wir der Materie gegenüber betrachteten; nur in seiner, die nächste Repräsentation der materiellen Welt und Natur (den „Leib“) durchdringenden, nach Gottes Schöpferwillen belebenden, erhaltenden und weiterbildenden Eigenschaft, so daß er sich im Leiblichen darstellt, — aber als Seele auch nur im Leiblichen! Die Seele ist der Geist in seinem Außersich; und zwar eben hier der Geist mit der wunderbaren Macht begabt, sich darin zu erhalten, aber auch mit der schönen Mission, darin zu wirken. Es ist der Geist in seiner Gewalt über die Natur, concentrirt bis zu derjenigen Existenz, die wir die „individuelle“ nennen; darin aber doch auch in einer Umgränzung und Umhüllung, die ihrer ewigen Natur und ihrem göttlichen Ursprunge immer ein Anderes bleibt, — ein gottent-

sprossenes Wesen, das, je mehr es zu sich erwacht, desto mehr sich heimwärts sehnt, auf Erden gleichsam nicht zu Hause ist, und das, bei allem Genuße seiner Selbstständigkeit, doch immer in einer gewissen Verfassung existiert. Daher der weiche, wehmüthige Sinn, in welchem der Ausdruck „Seele“ meist selbst da gebraucht wird, wo von ihrer Freude die Rede ist; — und daher der Mythos des (an Ahnungen der Wahrheit so reichen) Orients von der durch verschiedene Körper hindurch „wandernden“ Seele. Es hat daher auch seine Richtigkeit, daß die Seele „weder Leib noch Geist“ ist, wenn man nämlich unter letzterem den reinen Geist versteht; ja es hat sogar seine vorläufige Richtigkeit, wenn, wie die Materialisten sagen, die Seele „nirgend zu finden“ ist, sondern „überall nur der Leib und seine Theile.“ Denn für die sinnliche Wahrnehmung ist allerdings nichts weiter da als das Körperliche. Es ist hier aber der Geist in die körperliche Gestaltung und Bewegung ergossen, und ohne den Geist gäbe es nirgend einen lebendigen Körper, nirgend einen Leib. Der Leib ist ja freilich in der materiellen Welt der einzige Ausdruck der Seele (oder vielmehr des Geistes als „Seele“), aber eben darum ist der Leib auch nur ein Ausdruck, und kein Selbst; — um so größer ist der Unverstand, dem Leibe alleinige Selbstständigkeit zuzuschreiben! An jedem der allgeringsten Theile des Leibes und seiner Bewegungen prägt sich nur der lebendige Geist aus, der darin verborgen ist; und der Geist als Seele ist wiederum nur thätig, wie weit er leibbildend und sich leiblich bewegend ist. Hieraus wird auch erklärlich, wie, selbst in der biblischen Sprache, die Ausdrücke „Geist“ und „Seele“ so oft verwechselt werden können. Der Geist ist nämlich überall da Seele, wo er in leiblichem Daseyn und in Abhängigkeit von leiblichen Zuständen empfindet, begehrt, sich ängstet und müht, sich sehnt und freut. Lebenshoffnung und Todesfurcht afficiren nothwendig die Seele, da der Tod nichts ist, als die Aufhebung des zwischen Geist und Materie bestehenden, harmonischen, von Gott gegebenen Verbandes, in welchem der Geist eben als Seele wirksam ist.

Wo bleibt also nun die Seele nach dem Tode? Die Antwort ergibt sich sehr einfach aus dem Vorhergehenden. Ohne den Leib hat der Geist aufgehört, Seele als Seele zu seyn; aber den Geist als Geist trifft der Tod nicht. Die Macht, den Geist mit der Körperlichkeit (Materie) zum Leben zu verbinden, ist nur bei Gott. („Der Geist Gottes hat mich gemacht, und der Odem des Allmächtigen hat mir das Leben gegeben.“ Hiob 33, 4.) Gott allein ist der Schöpfer und Gott allein auch der Wiederwecker des Lebens. Also muß auch die Seele auf einen neuen Ruf des Herrn harren, daß sie ihren Leib wiedergewinne. Eine eigene „leibbildende Lebensmacht“ kann sie nicht behalten; wohl aber behält der Geist das Selbstbewußtseyn und die Erinnerung seines früheren Lebens; und dies geistige Selbstbewußtseyn, wenn es ein gereinigtes, vom Begehren nach Vergänglichem befreites, zu Gott zurückgekehrtes ist, erhält ihn in derjenigen Verbindung mit Gott, welcher zufolge ihm Gott, mit schöpferisch erweckender Kraft,

seinen Leib wiedergibt. 1 Cor. 15, 38. „Gott aber gibt ihm einen Leib, wie er will, und einem Jeglichen von den Samen seinen eigenen Leib.“ In diesem Sinne schreibt auch der Apostel Paulus den Römern (E. 8, 11.): „So nun der Geist des, der Jesum von den Todten auferweckt hat, in euch wohnt, so wird auch derselbige — eure sterblichen Leiber lebendig machen um deswillen, daß sein Geist in euch wohnt.“

Die Pneumatologie, welche das Leben und die Entwicklung des Geistes nach seinem ganzen Umfange und Verlaufe darstellt, hat als besondere Wissenschaft zu zeigen, wie der Geist — durch das Stadium der seelischen Individualität hindurch — höher aufsteigt zur Persönlichkeit, für welche er bestimmt ist; und zwar aufsteigt nicht etwa in dem Sinne, daß er dadurch seine Individualität (d. h. das Leben der Seele in diesem einzelnen Menschen nach seiner natürlichen Bestimmtheit, unterschieden von Anderen) verlöre, sondern in dem Sinne, daß die Individualität sich zur Persönlichkeit erhebt, erweitert und vervollkommenet (d. h. daß sie, von der seelischen Einzelbestimmtheit in natürlicher Weise immerhin abhängig, dennoch von ihr als einer Schranke unberührt bleibt, vielmehr, nach der Weise des Geistes, mit dem Einzelnen in Allem seyn kann; daß sie sich in Allem wiederzufinden, zur Gestaltung von Allem mitzuwirken, von Allem die Rückwirkung aufs Einzelne wiederzuempfangen, und so in einer höheren, über Zeit- und Räumliches hinaus freisenden, geistigen Circulation sich zu bewegen vermag). Die Persönlichkeit, wie sie gegen die Individualität (letztere ist ja auch den Thieren eigen) schon eine höhere Stufe ist, so ist sie auch noch in sich selbst ein beständiges Fortschreiten von Stufe zu Stufe, — und sie von dieser Seite zu betrachten, ist uns, im Interesse der Eschatologie, jetzt von besonderer Wichtigkeit.

„Der Geist ist's, der da zeugt, daß Geist Wahrheit ist“ (1 Joh. 5, 6.), und zwar „des Menschen Geist muß davon, und er muß wieder zur Erden werden“ (Ps. 146, 4.), aber „der Staub muß wieder zu der Erden kommen, wie er gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat!“ (Pred. Sal. 12, 7.). „Wisset ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seyd, und der Geist Gottes in euch wohnt?“ 1 Cor. 3, 16. Die heilige Schrift ist voll von Zeugnissen über die hohe Bedeutung des Geistes im Menschen, der von Gott ist; und eben in der **persönlichen** Entfaltung des Geistes wird uns diese Bedeutung recht erkennbar. Trotz aller Befleckung und Verderbniß seines gottentstammten geistigen Wesens, in welche derselbe durch die Sünde gerathen, trotz der Fluchwürdigkeit seines immerdar mehr oder weniger bösen Willens, wenn ihn nicht die erlösende und wiedergebärende Gnade seines Gottes erfüllt und treibt, — ist er doch noch Geist, der die Spuren seiner himmlischen Herkunft und seiner ewigen Bestimmung unverkennbar an sich trägt. Eine solche deutliche Spur, oder vielmehr ein ganzer Complex, ein ideelles Universum solcher Spuren ist die Entwicklungsfähigkeit des menschlichen Geistes; eine Unendlichkeit des Vielfachen — aus dem Geringsten und Unscheinbarsten, aus dem Einfachsten und Gewöhnlichsten

sich herausbildend, dem kleinsten Anfang — die höchstmögliche Stufe der Vollendung mitgegeben. Und dieser innere, vom Ich des selbstbewußten Geistes begleitete Verlauf vom Einfachsten zum Entwickeltesten fort und durch alle wechselnden äußeren Einflüsse und Eindrücke hindurch, ist das eben, was das eigentliche Lebensgebiet der Persönlichkeit ausmacht, so daß die verschiedensten Menschengestalten in ihren Begabungen zwar diese oder jene Seite besonders hervortretend, aber doch an ihrer einem Ideale zustrebenden Ausbildungsfähigkeit überhaupt — Ein Gemeinsames haben, wodurch sie die Berechtigung ihres göttlichen Schöpfers und Bildners unmittelbar aufweisen, von ihnen die höchste Entwicklung zum Guten zu fordern. Mit dem Worte: „Ihr sollt vollkommen seyn, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist,“ hat unser Herr und Heiland ausgesprochen, wie hoch er die Persönlichkeit des Menschengestirns, ihrer Aufgabe nach, stelle; und daß das Wesen dieser Persönlichkeit als ein Weiterstreben und Hervorwachsen, als ein sich aus dem Einzelnen und Einseitigen Ergänzendes und als zu einer größeren und allgemeineren Einheit sich Vervollständigendes, Zusammenschließendes, zu fassen sey, bezeugt der Apostel Paulus, wenn er sagt: „das Stückwerk“ werde „aufhören, wenn kommen wird das Vollkommene,“ und es müsse der „Leib Christi“ „erbauet“ werden, „bis daß wir Alle hinankommen zu einerlei Glauben und Erkenntniß des Sohnes Gottes, und ein vollkommener Mann werden, der da sey in dem Maße des vollkommenen Alters Christi.“ Offenbar liegt in diesen letzten Worten eine Analogie der göttlichen Persönlichkeit (Christi) mit unserer menschlichen. Beide sind auch in fortgehender Bewegung und unsichgreifender Thätigkeit; beide sind sich gestaltend, und zwar Gestalt gewinnend in der Ausbreitung: die göttliche Persönlichkeit Christi, indem sie sich herniederläßt, das ganze sündige Menschengeschlecht erlösend und befreiend, reinigend und vergöttlichend, — die menschliche, indem sie im Irdischen emporsteigt, aus dem Bade der Wiedergeburt des Schwachen zum Starken, des Unheiligen zum Heiligten aufsteigend, das Göttliche anziehend, mit dem Blute des erlösenden Opferlammes geschmückt, sich selbst zum Gegenopfer hingebend in wachsender Liebe zu Gott und zu den Brüdern; beide Persönlichkeiten, die des Heilandes und die des erlösten Menschen, sich so begegnend und mit einander, die eine in der anderen, Ein geistiges Liebesleben, Joh. 17, 21. 24. 26., darstellend, dessen ursprüngliche und selbstmüchtigste Trägerin, Bewahrerin und Verleiherin die ewige Persönlichkeit des beseligend seligen, Lebensströme entsendenden und wiederempfangenden, dreieinig einigen, herrlichen Gottes ist! (Röm. 11, 36., 1 Cor. 8, 6., 5 Mos. 32, 39. 40.) Eben darum muß aber die menschliche Persönlichkeit schon vor dieser Vereinigung, selbst noch in der Entfremdung von Gott und in der Verhärtung gegen ihn, in der Form des freien Selbstbewußtseyns vorhanden seyn; ihre Erlösungsbedürftigkeit, ihr Erkennen des nahen Retters, ihr Gerettetseyn müssen als Stufen eines selbstbewußten Lebens volle Wirklichkeit haben.

Diese Stufen machen gleichwohl noch nicht die wahre Persönlichkeit aus, sondern hiezu schreitet das geistige Selbstbewußtseyn erst fort, indem das göttliche Ebenbild in Wahrheit von ihm wiedererlangt wird. Selbstbewußtseyn verhält sich zur Persönlichkeit wie Vereinzeltes und in der Trennung Befindliches zum verbundenen und sich ausbreitenden Ganzen, wie Relatives zum Allseitigen und Umfassenden. Jeglicher Geist ist, als Geist, nach Keim und Wurzel ein selbstbewußter; und wenn wir oben sagten, „Geist“ sey er dadurch, daß er an demjenigen, was er nicht ist, sich bethätige und durchführe, so hängt dies eben damit genau zusammen. Denn das Selbstbewußtseyn besteht seinem Wesen nach darin, daß das Subjekt des bloßen „Bewußtseyns,“ welches sich nämlich auf die Dinge außerhalb, als ihm andere, bezieht, sich in und mit dieser Beziehung auf sich selbst zurückbezieht, — nicht so, als ob darum die vielerlei Außendinge, die für das „Bewußtseyn“ da sind, nicht wirklich wären, sondern so, daß das Subjekt des Selbstbewußtseyns an jenem **Bewußtseyn** der Umwelt selbst eine stellvertretende, nähergebrachte, verinnerlichte Umwelt hat. Damit hat — nicht die Umwelt, wohl aber deren Fremdheit und Außerhalbigkeit aufgehört; sie ist als Überwundenes zu betrachten, insofern sie das selbstbewußte Ich nun weder durch ihre Starrheit hemmen, noch in ihre Vielfachheit auseinanderreißen kann. Denn dies selbstbewußte Ich ist es ja eben, was sich durch die Mannigfaltigkeit der Dinge ein immer Gleiches hindurchzubewegen und hindurchzuretten vermag, und was dann, je mehr es sich zu der Fähigkeit ausbildet, die auseinanderliegenden Dinge zusammenzufassen, dem Vielerlei durch ein vorgesehtes Ziel und die methodische Befolgung desselben höhere Bestimmungen zu geben, sich in geistig selbstbewußter Bewegung über die Dinge zu erheben und sie vielmehr auszubeuten und zu beherrschen, statt von ihnen beherrscht zu werden, — desto mehr schon nicht bloß Selbstbewußtseyn, sondern Persönlichkeit ist, d. h. selbstthätiger Geist mit eigener, innerer Welt, aus welcher heraus er auf die Umwelt nun eben so gestaltende Wirkung übt, wie die Umwelt zuerst auf ihn mittelst des Bewußtseyns gewirkt (ihn nämlich mit Gestaltungen von Außen her erfüllt) hatte; so daß sich so der ganze Kreis der Beziehungen zwischen Innen- und Außenwelt, zwischen dem Geist und seiner Sphäre des Gegensatzes, schließt. Erst hieran tritt dann erst die göttliche „Ebenbildlichkeit“ formal hervor, der Geist als Totalität, der Mikrokosmos im Menschengestalt; wir sagen formal, denn der diese „Ebenbildlichkeit“ ausfüllende Inhalt ist damit noch nicht da, wie er in dem, dem ersten Menschen von Gott anerschaffenen Ebenbilde wirklich da war; dieser Inhalt ist durch die Sünde in uns verderbt und unkenntlich geworden: es ist das Gute, das in und aus Gott ist, der heilige Wille und die gna-denreichen Zwecke des guten Gottes (wie sein Wort sie uns erkennen lehrt), als der Ausfluß seines Wesens. Matth. 19, 17., Ps. 25, 8., 85, 5., Jak. 1, 17. Mit dem Hervortreten der „formalen“ göttlichen Ebenbildlichkeit, in der Persön-

sönlichkeit als dem nur „erhöhten“ Selbstbewußtseyn des Menschengeistes, ist noch kein **realer** Anfang des göttlichen Lebens im Menschen wiedergegeben, nur ein fakultativer; es ist daher hier noch ganz eben so möglich, daß der Fortgang die Richtung zum Fleische hin nimmt, und die Macht des persönlichen Geistes kann eben so sehr zum Bösen, zu einer Gott Sohn sprechenden Gottähnlichkeit (Gal. 3, 22., Pi. 10, 3., Jer. 6, 10.) verwendet werden. Die Wahrheit des göttlichen Ebenbildes ist in der Form der „Ebenbildlichkeit“ nur angedeutet, gelangt aber erst durch direkte Ertheilung, und zwar durch Wiederertheilung, zu ihrer Erfüllung. Der natürliche, unwiedergeborene Mensch kommt mit allen seinen geistigen Eigenschaften und Vorzügen, bei der sorgfältigsten und gelungensten Entwicklung derselben, auf dem Wege menschlicher Kultur doch nie weiter als bis zur ausgesprochensten — Andeutung des Göttlichen in ihm; der reale Anfang des göttlichen Lebens ist ein **inhaltlich** guter und heiliger, direkt ein Gnadenausfluß des göttlichen **Wesens**; und **hiemit erst beginnt die Persönlichkeit einen Verlauf, welcher der ursprünglich und wahrhaft ihr zukommende ist.**

So ist also wohl zu unterscheiden, daß es im Menschen erstlich eine allgemeine Persönlichkeit gibt, wiewohl er geistiges Wesen überhaupt ist; der Anfang dieser ist mit dem Selbstbewußtseyn gesetzt; ihre Entfaltung ist eben nur die höhere Entwicklung des Selbstbewußtseyns, das seiner eigenen Natur nach zur Persönlichkeit übergeht. Dann gibt es zweitens eine Persönlichkeit, welche die Entfaltung des **Göttlichen** als solchen im Menschen darstellt, und gegen welche sich jene nur als formale Anlage verhält, deren wahre Ausbildung eine Begabung mit göttlichem Inhalte ist (wie eine solche nämlich, als dem Menschen anerschaffen, anfänglich in ihm wirklich vorhanden war); — in und mit dieser Erfüllung durch göttliches Wesen öffnet sich auch der Sinn im Menschen, unterscheiden zu können von jenen beiden Persönlichkeiten noch eine dritte, welche ebenfalls die inhaltliche Ausführung und Erfüllung einer höheren Anlage, eines angedeuteten Göttlichen, genauer: eines Überrestes des Göttlichen im Menschen ist, welche aber, als Erfüllung, nur den trügerischen Schein des Göttlichen an sich trägt, in Wahrheit jedoch mit dem Göttlichen im tiefsten und innersten Widerspruche steht. Die Entfaltung dieser Persönlichkeit ist wesentlich die des selbstbewußten Wollens der Verkehrung aller Wahrheit in die Unwahrheit, alles Heiligen in ein Zerrbild und in einen Spott des Heiligen, — und das Ziel dieser Entwicklung ist die Ewigkeit des sich verklagenden Selbstbewußtseyns: jede Befriedigung, jede Erfüllung eines irgend begehrten Genusses oder Besitzes an sich unmöglich gemacht zu haben. Was aber für den solcher Verdammniß übergebenen Geist versperret und ihm versagt wird, ist im Wesentlichen ganz

dasselbe, worin — wie oben angegeben — die Persönlichkeit sich vom Selbstbewußtseyn unterscheidet. Befriedigung nämlich verhält sich zum Begehren eben wie das Umfassende und Insidig-zusammengeschlossene zum Getrennten und durch Schranke Beengten. Die um des Bösen willen verurtheilte Persönlichkeit ist also, bei allem Selbstbewußtseyn, das sie behält, doch eine solche, durch welche ihre eigene Selbstbestimmung zur Unmöglichkeit geworden ist, d. h. sie ist Selbstvernichtung, und zwar eine bewußte Selbstvernichtung, Selbstverdamnung, die durch Aenen dauert. Joh. 12, 48., Röm. 2, 1., Spr. Sal. 12, 2., Weish. 17, 10.

Diesem entgegengesetzt ist der (vorher unter „zweitens“ von uns anaführte) Verlauf, der mit der vollen Bewährung der Persönlichkeit endigt. Hier schreitet die Entwicklung vor als eine, die den ersten Andeutungen ihres Zieles entsprechend bleibt, in welcher also das Formale in Einheit mit Inhalt und Wesen sich erhält, und so die Wahrheit als das, was sie ihrem Begriffe nach ist, realisiert, nämlich als dasjenige, was sich selbst bewährt. Was von Außen her der Bewährung und des Beweises bedarf, von demjenigen sagt man mit Recht, daß es keine Wahrheit **in** sich habe; und unter „Macht der Wahrheit“ versteht man eben die bindende Konsequenz, die sie selbst zieht wie sie war und wie sie noch ist, in der Folgenreihe, die ihr so nothwendig ist wie ihre Natur, in dem Ausdrucke, der ihr so nothwendig ist wie ihr Wesen. Die Konsequenz, die sich so vollzieht, ist aber selbst die lebenskräftige Bewegung, die der ursprünglichen Natur des Geistes angehört; ihr Geseß ist nicht äußerlich für sie vorhanden, sondern diese Bewegung ist selbst Lebensausdruck des höchsten und reinsten Geistes; sie ist ein freies Zeugniß des göttlichen Geistes, dessen Freiheit ewig mit dem Guten und Heiligen Eins ist, dessen Wille zugleich seine Natur ist (wie wir schon eben betrachteten). Wenn nun Gott von sich selber zeugt, daß er „die Wahrheit“ sey (Joh. 14, 6.), daß die „Wege des Herrn“ „Güte und Wahrheit“ seyen und sein „Wort“ „die Wahrheit“ sey (Joh. 17, 17.), — und es liegt, in Bezug auf die geschaffene Welt, hierin unläugbar dies, daß was im Geschehen der Dinge als ein Zufälliges, in der Fügung der Dinge als ein Zwingendes erscheint, ein freies Zeugniß der göttlichen Liebe und der feste Ausdruck des unabänderlichen göttlichen Willens in Einem sey, nur geschehe wie es müsse und nur sich zeige wie es sey; in Bezug auf sein Wort eben so dies, daß, wie sein Wort an uns ergeht, wie es bald zur Hoffnung und Tröstung, bald zur Warnung und Züchtigung uns gereicht, die wir in den Zuständen unseres Inneren ein von der Außenwelt abgetrenntes Gebiet haben, Gott an unser Inneres dasselbe rede, was er in der Lenkung unserer Ereignisse wolle, und daß, was er mit den Führungen und Fügungen unseres Lebens wolle, als feste und ewige Ordnung in Ihm schon da sey, in der freiesten Gnade die unabänderlichste

Norm, als das strengste Gebot die lebendigste Liebe; daher denn auch Jesajas ausruft: „Du erhältst stets Frieden nach gewisser Zusage!“ und David: „Des Herrn Wort ist wahrhaftig, und was er zusaget, das hält er gewiß!“ —: wenn Gott so von sich selber zeugt, daß Er die Wahrheit sey, so zeugt dies auch umgekehrt dafür, daß die Wahrheit ein Göttliches sey, und zwar ein Geistiges als ein Göttliches, wie Gott selber Geist ist (Joh. 4, 24.), darum er auch will, daß die ihn anbeten, ihn „im Geist und in der Wahrheit“ anbeten. (Die hier nur identificirende Verbindung zwischen Wahrheit und Geist tritt als entschiedene Ineinssetzung beider in der oben schon einmal angeführten Stelle 1 Joh. 5, 6: „Der Geist ist's, der da zeuget, daß Geist Wahrheit ist,“ hervor.) Auch der Apostel Paulus bezeichnet die „Wahrheit,“ wie sie eine Eigenschaft der gottbegnadigten Menschen, der „Kinder des Lichts“ ist, als eine „Frucht des Geistes“ (Eph. 5, 9.), aber auch als eine Schutzwehr, mit welcher der Christ „umgürtet“ gegen den Widersacher „stehe“ (ib. 6, 14.). Alle diese sowohl ethischen als rein geistigen Beziehungen, in welche wir biblisch das Wesen der Wahrheit gebracht finden, berechtigen uns vollkommen dazu, den wissenschaftlich-pneumatologischen Satz: daß „der Geist das sey, was mit Freiheit sich selbst bewahrheite, das Wahre, was selbstbewußt sich durch sein eigenes Leben beweiße,“ hier aufzuführen. Die Selbstständigkeit höherer Art, welche damit jeder Wahrheit als solcher vindicirt wird, hat sie eben von Gott, welcher der Geist ist; und wie Geist vom Geiste stammt, so stammt auch Alles, was Wahrheit ist, von Gott, — und die beweisende, überzeugende Kraft, welche die Wahrheit hat, und der methodische Weg, welchen ihr überzeugender Beweis nimmt, stammt ebenfalls von Gott, und ist kein „Spiel menschlichen Verstandes,“ wie es uns das tückische Herz manches verständigen Menschen wohl mitunter erscheinen lassen will. Aber der Mißbrauch der Wahrheit und ihrer machtübenden Wirkungen hebt ihren göttlichen Ursprung nicht auf, sondern häuft nur Schuld auf den Mißbrauchenden. — Uns liegt hier noch ob, den mit der Macht der Selbstbewahrheitung von Gott ausgerüsteten Menscheng Geist im eschatologischen Sinne und im Interesse der Lehre von der Auferstehung des Fleisches zu betrachten.

Wir haben als die höchste Entwicklungsstufe des selbstbewußten Geistes die Persönlichkeit, und unter deren Entfaltungsweisen wiederum Eine als die höchste kennen gelernt, die nämlich einen Verlauf nimmt, der mit der vollen Bewährung der Persönlichkeit endigt (derjenigen trügerischen Entfaltungsweise entgegengesetzt, welche von einem nur formal Göttlichen, von der Ebenbildlichkeit als einer Anlage ausging, auf diese aber eine Erfüllung mit erlogen gottgegebenem, das Göttliche vielmehr verkehrendem Inhalte folgen ließ, und in die sich selbst verdammende Persönlichkeit auslief.) Die Bewährung des persönlichen Geistes ist aber — dies haben wir jetzt zugewonnen — die Selbstvollziehung der Wahrheit, daß **Geist**

Wahrheit ist! Alle Durchgangspunkte, die der Geist auf diesem Entwicklungswege nimmt, sind, insofern sie von Gott gewollt und gegeben sind, zu solcher Selbstbewährung des persönlichen Geistes nothwendig, sie sind integrirende Bestandtheile seiner wahren Entfaltung; von diesem Grundgedanken muß sich die wissenschaftliche Behandlung anthropologisch-eschatologischer Fragen, in Beziehung auf leibliches wie auf geistiges Leben, nach keiner Seite entfernen! Wie der Leib der Seele nothwendig war, so muß auch der ganze Kreis der durchlebten Leiblichkeit dem Geiste, der mittelst alles des Durchlebten zur Darstellung der vollen Wahrheit seiner selbst gelangt, am Ende der Dinge nothwendig und unentbehrlich seyn. Ja die Dinge selbst, insofern sie ihr „Ende“ erreichen, nehmen dieses „Ende“ nur in jenen **Kreis** hinein; als einzelne und außer den Geistern für sich bestehende hören sie auf. Der Geist in seiner letzten Bewährung, welche ja die bewahrheitende Selbstdarstellung seines ganzen vorhergegangenen Lebens seyn soll, muß sich nothwendig dann auch wieder darstellen als Seele des engeren Leibes und als Seele der weiteren Leiblichkeit. Es darf nicht nur nichts davon dann überflüssig und entbehrlich seyn, sondern es muß vielmehr Alles ein nothwendiger und wesentlicher Mitbestandtheil seyn. —
(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Provinz Sachsen. Offenes Schreiben an alle Freunde der inneren Mission.

In den Zeiten der Unruhe, welche über unser Vaterland hereingebrochen sind, haben Viele mit sehnücheligem Blick nach dem unter den Stürmen dieser Zeit feststehenden England geschaut, und die berühmte politische Verfassung, welche jenes Land besitzt, unserem Vaterlande gewünscht. Wir sind keine Verächter jener Verfassung, aber nach unserem Dafürhalten besitzt England noch etwas Anderes, das, wenn wir an England denken, wir uns vor Allem wünschen sollten. Das ist: — die Sonntagsruhe. — Wir haben die Mächte der Finsterniß, mit denen wir in unserer Zeit zu kämpfen haben, kennen gelernt; furchtbare Übel, eine Gottlosigkeit, eine Gewissenlosigkeit und Unsitlichkeit, welche Entsetzen erregt haben, hat der Sturm, der über die Länder Deutschlands dahibraust, vor aller Augen bloß gelegt, und die weit und tief verbreitete Demokratie ist vielfach in einer Gestalt aufgetreten und hat sich so ganz in ihrem tiefsten, innerlichsten Wesen geoffenbart (s. darüber Wichern: die innere Mission S. 168 ff.), daß dieselbe nicht mit Unrecht wohl auch Dämokratie, d. i. Herrschaft des Dämonischen, des Teufelischen genannt werden ist.

Wie aber ist es möglich gewesen, muß man fragen, daß in christlichen, in evangelischen Ländern zumal, wo Kirchen und Schulen aller Orten sind und das Wort Gottes gepredigt wird, daß mitten in solchen Ländern das Unkraut des Unglaubens und der Unsitlichkeit sich so weit verbreiten und so tiefe Wurzeln schlagen konnte? Wir wissen, daß Vieles dazu mitgewirkt hat und daß wir zuletzt Alle die Schuld tragen — eine Erkenntniß, welche freilich noch sehr im Argen liegt, — eine Hauptquelle aber, vielleicht sogar die Hauptquelle aller der furchtbaren Übel,

die mit dämonischer Kraft uns über das Haupt gewachsen sind, ist — die Sonntags-Entheiligung mit ihrem unabsehbaren Gefolge von Sünde und Laster, ist — die allgemein, fast zur Sitte gewordene Übertretung des göttlichen Gebotes: „Du sollst den Feiertag heiligen!“ Diese Übertretung, die aus der Zuchtlosigkeit und Gewissenlosigkeit entspringen, die fruchtbare Mutter von tausend und aber tausend Gewissenlosigkeiten geworden ist. Wir haben keinen Sonntag! — das ist die Klage, welche wir laut und immer lauter erheben müssen. Unser Volk hat keinen Sonntag! — darum hat uns das Gericht Gottes ereilt, und ehe wir uns nicht wieder einen Sonntag erkämpft und erbetet haben, ehe werden sich die geöffneten Brunnen, aus denen das Unheil fort und fort quillt, nicht schließen. Um dieß zu erkennen, haben wir nur nöthig, uns einmal kurz zu vergegenwärtigen, welche Gestalt das menschliche Leben ohne Sonntag gewinnt und wie dasselbe von Stufe zu Stufe in geistiges und leibliches Elend hinabsinkt. Der Mensch, der keinen Sonntag hat und Jahr aus Jahr ein, Sonntag und Alltag, ohne Ausnahme in dem Joch der irdischen Arbeit sich befindet, verliert nach und nach das Gefühl, daß er ein Mensch und daß er für etwas Höheres geschaffen ist. Der Sonntag ist ein Sonnenstrahl des höheren Lebens, der in unser irdisches Leben hineinfällt und dasselbe erleuchtet und beklärt; wo er fehlt, wird das Herz und Leben des Menschen wüß und öde. Die Glockentöne des heiligen Tages sind wie Stimmen des Himmels, welche in die Hütte des Armen, wie in den Palast des Reichen hineinschallen und da, wo sie gehört werden, wie von selbst das sich sehnde Gemüth des Menschen mit dem Gefühl einer endlichen Vollkommenheit im Lande des Friedens durchdringen; wie könnte es aber fehlen, daß da, wo diese heiligen Klänge von dem Geräusch und Getöse der Welt überlönt und gleichsam verschlungen werden, die Gemüther der Eitelkeit und Nichtigkeit anheimfallen und das Leben in seiner Leib und Seele verwüsthenden Weltlichkeit bei allem äußeren Jubel und aller äußeren Lustbarkeit nichts anderes ist, und immer mehr wird als ein greulicher Mißton. Werfen wir weiter einen Blick in das Familienleben, aus welchem der Sonntag geschwunden ist! Die Familie, der häusliche Heerd, soll nach Gottes Willen die erste Pflanzstätte für die ersten, zarten Keime des Guten und Edlen sein, für Liebe, für Gehorsam, für Vertrauen, für Treue, für Rechtlichkeit und Biederkeit; die Familie soll den Menschen vorbilden und erziehen für den Staat. Die Familie aber, die keinen Sonntag hat, hat den Hausaltar verloren, ihr Heiligthum eingebüßt, ist in ihrem tiefsten Grunde erschüttert, eine solche Familie hört auf, Familie zu sein. Denn was ist das für eine Familie, wo die Eltern nicht bloß an den Alltagen, sondern auch an den Sonntagen in den Frühstunden ihre Wohnung verlassen und spät am Abend erst zu derselben und zu ihren Kindern zurückkehren, wo die Eltern den Kindern nicht angehören und die Kinder den Eltern nicht, wo der gegenseitige Herzensverkehr vielleicht auf Null herabgesunken ist? Ist es zu verwundern, daß in den Herzen der Kinder, die aus solchen Familien hervorgehen, sich kaum eine Spur von Anhänglichkeit an den häuslichen Heerd, kaum eine Spur von Liebe zu den Eltern findet? Aus diesen Familien, die keinen Sonntag haben, gehen denn auch — wie könnte es anders seyn? — die Staatsbürger hervor, die die thierische Sklaverei, in der sie sich befinden, vertauschen wollen mit fleischlicher Freiheit, die ihr ruheloses und freudenleeres Leben würzen wollen mit fleischlichem Genuß und sinnlicher Begierde, Staatsbürger, die, weil ihnen die natürliche Ruhe und Erholung geraubt ist, die Arbeit für eine Dual halten, mit der ein Theil des Menschengeschlechts nach ihrer Meinung gemartert wird; Staatsbürger, deren Herzen von einer Anhänglichkeit an König und

Vaterland nichts wissen, weil sie aus einem, durch die Sonntagsentheiligung verwüstheten Familienleben hervorgegangen sind, in welchem für die Ausbildung und Pflege von Liebe und Anhänglichkeit sich kein Raum fand. Das wären einige von den Früchten, welche die Sonntagsentheiligung auf dem Gebiete des Familienlebens trägt und welche Unheil und Verderben anrichtend in das Staatsleben übergehen. Sollen wir auch noch erwähnen, welchen Einfluß die Sonntagsentheiligung auf unsere gesellschaftlichen Zustände hat? So wißt, lieben Freunde, daß nichts so sehr geeignet ist, das gesellschaftliche Familienleben zu zerstören und demselben unheilbare Wunden zu schlagen, daß nichts so sehr geeignet ist, den Wachsthum und das Gedeihen von Mißtrauen, Neid und Haß der einzelnen Stände gegen einander zu befördern. Denn das Gotteshaus, in welchem sich der Reiche mit dem Armen, der Vornehme mit dem Geringen vor Gott demüthigt und durch die Anbetung Gottes wieder erhöht wird, das Gotteshaus ist der gesegnete Ort, wo in dem Herzen des Geringen und Armen Vertrauen und Achtung gegen den Reichen und Vornehmen, in dem Herzen des Reichen aber Liebe, wahre Liebe gegen den armen, nothleidenden Mitbruder geboren wird. Zerstört die Gotteshäuser oder laßt sie auch an den Tagen des Herrn leer und öde stehen, hegt auch ferner einen, aus der Leichtfertigkeit und Weltlichkeit geborenen Ekel an den gottesdienstlichen Erbauungen, zieht es vor, auch hierin auch ferner von einander zu separiren und das zum Bestehen des Ganzen notwendige Bewußtseyn der Zusammengehörigkeit und der gemeinschaftlichen Liebe und Achtung zu gestören, thut es — und die Früchte einer solchen Verblendung und eines solchen Leichtsinnes werden nicht ausbleiben. Schon hat es die fast zur allgemeinen Sitte gewordene Sonntagsentheiligung dahin gebracht, daß der gottlose Staat (l'état athée) proklamirt werden konnte, proklamirt in einer Kirche, deren Mauern vergeblich Zeugniß davon ablegten, daß wir ein christliches Volk sind. Freilich etwas, dessen tiefgreifende Folgen von Wenigen geahnt, von Wenigern erkannt werden, aber eine wachsende Sonntagsentheiligung, ein zunehmender Leichtsinn in Hinsicht der Übertretung dieses göttlichen Gebotes, den Feiertag zu heiligen, würde bald Früchte zeitigen, die zuletzt auch den Vätern in die Augen springen und den in ihrer Weltlichkeit Abgestumpften spürbar werden würden. Darum: wir haben keinen Sonntag mehr! unser Volk hat den Sonntag verloren! unsere Bundeslade ist in des Feindes Hand! — Das ist die Klage, die wir laut und immer lauter anstimmen müssen. Es gilt, den Sonntag wieder zu erobern; gelingt uns dies, dann sind wir gerettet; gelingt es uns nicht, gehen wir — das ist nur zu wahrscheinlich — verloren. England — das ist das einstimmige Zeugniß, das aus dem Munde vieler treuen Zeugen von dort her in diesen Zeiten der Empörung zu uns herübergekommen ist — hat festgestanden und ist dadurch bewahrt geblieben vor den Gräueln des Aufstandes, weil es das Wort Gottes, mit und neben demselben aber eine strenge Sonntagsfeier besitzt, denn, wenn das Wort Gottes die Burg ist, so ist der Tag des Herrn, so ist die strenge Sonntagsfeier die eiserne Mauer, welche um die Burg gebaut ist wider die gewaltigen Fluthen volkszerstörender Gottlosigkeit. Ja, es gilt also für uns den Sonntag wieder erobern und deshalb von Kampfe die Rüstung Gottes anlegen. Trennen wir nicht, so wird es eine der schönsten und größten Aufgaben der inneren Mission werden, Vorkämpferin zu werden für diese heilige Sache, mit welcher das Wohl und Wehe Hunderttausender unserer Brüder auf das Innigste verknüpft ist, für diese Sache, durch welche ganze Massen von Übeln beseitigt, viele tausend Wunden in unheilbarer Folge des darauf ruhenden göttlichen Segens geheilt werden. Alle Freunde der inneren Mission in unserem deutschen Vaterlande mö-

gen sich zusammenhaaren und zusammenstehen im Kampfe wie ein Mann, um die verlorene Perle, „die Perle unter den Tagen,“ wieder zu gewinnen.

Zur näheren Begründung, wie diese Sache aufs Innigste mit dem Interesse und den Bestrebungen der inneren Mission in allen ihren Theilen verwachsen ist, soll nur kurz auf einige gewichtige und beherzigenswerthe Äußerungen in der Hauptschrift für innere Mission: „*Wichern, die innere Mission, Hamburg 1849*“ hingewiesen werden. Sieht die innere Mission ihre Hauptaufgabe, wie Wichern S. 56 treffend und schön sagt, darin: „die Familie auf ihren göttlichen Lebensgrund zu restituiren,“ so kann sie diese ihre Aufgabe nur dadurch mit Erfolg lösen, daß sie, wie vorher erwähnt ist, die heiligenden und segnenden Ströme des göttlichen Wortes durch Wiederbelebung der Hausgottesdienste in das jetzt verödete Familienleben hineinleitet. Wie aber wird bei Arbeiterfamilien von einem Hausgottesdienste die Rede seyn können, so lange sie nicht einmal einen Sonntag haben, und oft mit Thränen im Auge dieses ihr Elend beklagen? Ist aber erst wieder der Sonntag zu einem Tage des Herrn geworden, dann werden auch bald wieder die Werktage Tage des Herrn werden, an welchen Gebet und Hausgottesdienst, Morgensegnen und Abendsegnen vor und nach der Arbeit ihre ihnen gebührenden Stellen finden. Noch mehr! Sonntagsschulen thun Noth, sagt Wichern. Er erinnert an London, welches 10,000 freiwillige Sonntagsschullehrer (s. S. 96) zählt, die unter den Schülern der Ragged-Schools arbeiten; er wirft die Frage auf: Ist so etwas nicht auch bei uns möglich? Was ist seine Antwort? „Der größte Einwand,“ sagt er, „den man namentlich in großen Städten Deutschlands immer wieder hören muß, ist der Mangel an Zeit. Dieser Mangel ist aber, fährt er fort, besonders deswegen da, weil uns ein Anderes mangelt (— was? die Liebe, der Glaube? nein —) nämlich die rechte Feier des Sonntags.“ Wer Ohren hat zu hören, der höre! Ja, die Entheiligung des Sonntags-raubt uns — das ist nur zu wahr — Gottes himmlischen und irdischen Segen, die Sonntagsentheiligung verschlingt Kraft, Zeit und Geld in einem furchtbaren Maße, denn — um nur Eins anzuführen — wer weiß nicht, daß dem vergeudetem Sonntag auch noch in der Regel der Montag, als ein Tag des Leichtsinnes und der Arbeitslosigkeit, nachfolgt?

Doch was thut es Noth, noch weiter von einem Übel zu reden, das in seinen unheilbringenden Folgen schon lange erkannt, schon vielfach beklagt ist, für dessen Überwindung nur leider! bis dahin in gemeinsamer Anstrengung nichts Nennenswerthes geschehen ist und auch in Zukunft nichts geschehen wird, wenn nicht Jetzt. Jetzt oder nie! ist ja das Lösungswort der inneren Mission, also auch dieser Sache, denn „die Zeit ist kurz“ und die Gottlosigkeit wächst schnell, wie die Fluth verheerender Frühlingsgewässer.

Es würde diesem Schreiben ein wesentlicher Theil fehlen, wenn wir nicht wenigstens den Versuch machten, die Mittel anzugeben, welche zur allmählichen Erreichung unseres Zieles etwa in Anwendung zu bringen seyn möchten. Um hier aber sogleich der über die praktischen Schwierigkeiten sich mit einem leichten Fluge hinwegtragenden Phantasie, um dem Glauben, oder vielmehr Aberglauben zu bezeugen, der in solchen Dingen leider! unter uns Deutschen so häufig ist, als gäbe es nämlich zauberisch wirkende Mittel, deren Anwendung bei mäßiger Anstrengung in kürzester Frist uns ein Paradies schaffen könnte, soll nur daran erin-

next werden, daß Moses die Israeliten vierzig Jahre lang durch die Wüste führen mußte, um aus ihnen ein Volk Gottes zu machen, das in das gelobte Land einziehen konnte und durfte, und daß Wilberforce dreißig Jahre gebraucht hat, um das Gesetz für Abschaffung des Sklaverei durchzubringen. Die Frucht erzeugende Kraft auf dem Gebiete des Reiches Gottes, auf dem Gebiete der inneren Mission ist nicht die leicht kommende und leicht schwindende Sentimentalität, sondern allein: die Geduld in der Ausdauer, die Geduld, die durch kein Hinderniß überwunden, durch keine traurige Erfahrung zu Schanden gemacht werden kann, die Geduld, die nicht überwunden wird, sondern überwindet mit den Waffen der Liebe.

Kommen wir denn auf die Angabe der Mittel, welche zur Erreichung unseres Zieles in Anwendung zu bringen seyn möchten. Die besten Vorschläge, welche wir hier machen, seyen um so freudiger mitgetheilt, weil sie zunächst nicht von uns ausgegangen sind.

Der erste Vorschlag ist dieser: es sind Sonntagsvereine zu stiften, deren Mitglied ein Jeder wird, der nach den zu entwerfenden Statuten, den Sonntag heilig zu halten und denselben für sich und Andere geistlich zu benutzen verspricht. Die Statuten würden nach der Sonntagsfeier zu entwerfen seyn, wie sie in England und Schottland stattfindet.

Der zweite Vorschlag ist dieser: es sind Preise auszusetzen für Schriften, welche diesen Gegenstand zur Sprache bringen. Diese Schriften würden doppelter Art seyn müssen, einmal solche, die populär geschrieben, wo möglich aus dem Volke selbst hervorgegangen wären. Wir verweisen hierbei auf eine sehr interessante Mittheilung aus England, welche sich unter Andrew in Goshner's christlichem Hausfreund 3. Jahrgang, Mai 1849, S. 150. unter der Überschrift: „Zeitliche Vortheile der Sonntagsfeier“ findet. Ein angesehener Mann, in der Umgegend von Glasgow, heißt es darin, hatte gegen Ende des Jahres 1847 den glücklichen Gedanken, drei Preise von 25, 15 und 10 Pfd. St. für die bestgeschriebenen Aufsätze auszusetzen, welche von einfachen Arbeitsteuten über den sittlichen Nutzen einer strengen Feier der Sonntagsruhe entworfen werden sollten. 950, zum Theil sehr schöne und liebliche Abhandlungen, alle von Leuten aus dem Arbeiterstande, sind eingegangen, darunter eine von der Tochter eines Schottländischen Gärtners verfaßte Abhandlung, welche unter dem Titel: „Die Perle der Tage“ veröffentlicht und der Königin von England zugeeignet, jetzt in einer Deutschen Übersetzung von Dr. Sebald, Berlin in der Besserschen Buchhandlung (W. Herz) erschienen ist. — Neben Preisen für solche Abhandlungen, wären Preise auszusetzen für mehr wissenschaftliche Schriften, in welchen die Schwierigkeiten, welche sich einer strengen Sonntagsfeier bei uns entgegenstellen würden, ihrem ganzen Umfange nach ins Licht gesetzt, zugleich aber die geeigneten praktischen Vorschläge zur Überwindung derselben gemacht würden. —

Nun, so gehe denn aus, du kleines Blatt, das du nichts anderes sein willst, als ein Bote dessen, der die wahre Liebe besaß. Geh' und hilf das Feuer der Liebe ansachen, von welchem Er sagte: „und was wollte ich lieber, denn es brennete schon!“ Der Segen Gottes begleite dich auf deinem Wege.

W., im Monat August 1849.

Ein Freund der inneren Mission in der Provinz Sachsen.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 19. September.

N^o 75.

Zur Lehre von der Auferstehung des Fleisches.

(Schluß.)

Die Persönlichkeit stellen wir dar als hervorgegangen aus dem Selbstbewußtseyn, das Selbstbewußtseyn aus dem Bewußtseyn, das Bewußtseyn hat die Außendinge in das Innere des Geistes eingeführt, ihren Complex darin aufgenommen und aufgehoben, d. h. ideell erhalten (ohne Bewußtseyn keine Erinnerung), für welchen Complex, nach dessen realer Seite, als von der Materie genommen, als einen gleichsam materien-ähnlichen Stoff, die leibliche Seele mit ihrem individuellen Leben die dunkle und unbewußte Trägerin bleibt. *) Dieser ganze Verlauf, der mit dem ersten Seelenhaften anhebt, — wie ihn die Wissenschaft physiologisch, psychologisch und pneumatologisch fassen und darstellen muß, — stellt der persönliche Geist selber auf seiner letzten Stufe als zur Simultaneität zusammengefaßt, und zwar als ein gottinhaltliches, durch Gottes Gnadenbarreichungen erfülltes und geweihtes Ganzes dar. Was vorgeführt wird, ist dann zwar schon Alles dagewesen, aber es hat noch nie so Gott zum Preise, zur Verherrlichung seiner Wahrheit, Gerechtigkeit und Güte vor aller Creatur zusammen und zugleich bestanden.

*) Dies ist ein Vorgang, der sich überall, entweder in einzelnen Zeiten und Perioden des Lebens, oder mit dem Leben selbst wiederholt: — zuerst ein schlafender, wenigstens schlafähnlicher, pflanzenhafter Zustand (als bloß Seele, nur in die Leiblichkeit ergoffener Geist), — dann eine gegenüberstehende Welt und die Mannigfaltigkeit geistiger Beziehungen zu ihr (Bewußtseyn), — dann die Einker der Geistes in sich, aus der Gebundenheit an die Außenwelt, die stille Verarbeitung ihrer Eindrücke, und die Erstarfung in der Tiefe des Inneren (Selbstbewußtseyn), — und endlich das ihr Wiedergegebenseyn zur Freiheit der Wirksamkeit auf sie, und zur (höheren) Freude an ihr (Persönlichkeit). Eine solche Stufenfolge läßt sich eben so gut in der ganzen Natur, an den Abtheilungen sämtlicher organischer Naturwesen bis zum Menschen herauf, — als an der Entwicklung ganzer Menschengeschlechter, ferner an dem Lebensverlaufe jedes einzelnen menschlichen Individuums, ja bei demselben in der periodischen Wiederkehr seiner Lebenszustände an jedem Tage, nachweisen. Am bedeutendsten zeigt sie sich darin, daß

- a) durch den embryonischen Zustand des Menschen im Mutterleibe: die passive Seelenhaftigkeit;
- b) durch das ganze irdische Leben mit seinen mannigfaltigen Erfahrungen: das geistige Bewußtseyn;
- c) durch den Zwischenzustand des Geistes zwischen dem leiblichen Tode und der Auferstehung (einen mit dem Momente des Todes beginnenden Zustand des Alleinsseyns des Geistes mit sich): das Selbstbewußtseyn;
- d) durch die Auferstehung (d. h. die gereinigte und gereifte Wiederdarstellung des gesamten Inhalts der Vergangenheit): der wahre, persönliche Geist — repräsentiert wird.

Das dem Ähnlichste war die Gestalt der ersten geschaffenen Welt, die das erste Menschenpaar umgab. Wieder wie damals bildet alsdann des Menschen ganze Umgebung seine wirkliche Leiblichkeit, und eben die erste Welterschöpfung soll auch so bestätigt und geweiht werden. Der vollendetsten äußeren Anschauung wird dann Alles wieder vorgeführt, und es wird dann — auch für den vermessenssten Beurtheiler — nichts mehr dagegen einzuwenden seyn! (Gen. 1, 31.) — Hier wird manche Ahnung und Einsicht der durchgebildeteren und erleuchteten Christen auch intellektuell ihre Bestätigung erfahren, eben so aber jeder Wahn und Trug seine züchtigende Berichtigung; und Geist mit Geistern werden sich in einem Weltzusammenhange erblicken, der ihnen die Räthsel ihrer Führungen lösen wird. Wir glauben kaum hinzusetzen zu dürfen, daß dies keine kühnen, schwärmerischen Contemplationen sind; selbst die objectivste, von rein wissenschaftlichem Interesse ausgehende Betrachtung kann darin nur die eigene Consequenz des geistigen Lebens, das aus Gott ist, finden.

Wie verhält sich nun zu dieser Auferstehung, zu der letzten und höchsten Darstellung der Geister mit ihren Leiblichkeiten, der vorübergehende leibliche Tod? Was will das sagen, daß der Geist vor einer solchen Wiedergewinnung alles dessen, was ihm angehört hat, eine Zeitlang von seinem individuell durchseelten Leibe getrennt wird?

Wir erwidern: Diese Zwischenzeit ist zunächst die der Rückkehr des von seiner Hülle losgebundenen Geistes, rein in sich selbst, in seine reine Immaterialität; *) denn der Tod ist, obgleich Sold der Sünde (und Strafe liegt allerdings in der Trennung des Geistes von seinem Leibe!), doch in der Strafe zugleich eine Sühne und purificirende Integration des durch ein ganzes vorhergegangenes Leben voll Abfall und Missethat entwürdigten und verunstalteten Geistes. Dann aber kommt hier noch ein anderes sehr wichtiges, bei so manchen sonst schätzbaren eschatologischen Erörterungen in neuerer Zeit doch noch allzusehr in den Hintergrund gestelltes Moment in Betracht, nämlich das materielle, körperliche. Jeder aufmerksame Physiologe wird die Macht bewundern, mit welcher die Nerven im thierischen, zumal aber im menschlichen Körper, ein geistiges Princip vertretend, durch die bloße „Stimmung,“ in welche sie versetzt worden sind — ganz materielle Vorgänge (z. B. Stoffveränderungen in der Substanz der Organe) in unmittelbarer Weise dirigieren und bedingen. Das geistige Princip, das von den Nerven innerhalb der organischen Materie vertreten wird, ist der individuelle Geist selber, der in diesem Körper sich als „Seele“ überall leiblichen

*) Dies ist die *γυμνάσις*, der, wenn sie sich nicht wieder bekleiden läßt (vgl. Matth. 22, 12.), auch bei der Auferstehung die Bekleidung fehlen wird. (2 Cor. 5, 2, 3.)

Ausdruck gibt. Es ist natürlich und gar nicht anders denkbar, als daß die Veredlung oder die Verderbniß, welche der Geist als solcher (für sich freilich nur moralischer Veränderungen fähig) erfährt, auch Seelenzustände hervorrufen — oder vielmehr in Zustände seiner als der Seele, um der leiblichen und individuellen Existenz willen übergehen — müsse, welche das materielle Leben nach bestimmter und eigenthümlicher (wenn auch noch nicht hinlänglich von der Wissenschaft bisher erkannt, im Einzelnen aber doch schon hie und da aufgewiesener) Analogie nicht nur afficiren, sondern auch alteriren werden. Ein ganzes Leben voll von Abweichung vom ursprünglichen Musterbilde, voll von Überschreitung des uns von Gott gegebenen Maßes, voll von Befürchtung und oft tief verschwiegener Erleidung der notwendigen Folgen übertretener heiliger Gebote und verletzter heiliger Pflichten, — wie sollte das wohl anders als vergiftend und die Lebenskraft unterwühlend auch auf die Materie unseres Leibes einwirken? Es ist unbezweifelt gewiß, daß der Keim der Krankheit in den ursprünglich vollkommenen Leib nur durch die Überschreitung der von Gott dem leiblichen Leben vorgezeichneten Bahn gelegt wird. Nun gibt es zwar in der ganzen organischen Natur auch sonst Entartungen, Gebrechen und abnorme Verläufe der lebendigen Organismen; aber gewiß ist es auch, daß in den höheren Organisationen, z. B. im Menschenleibe, wo ein geistiges Princip sich in besonderer Kraft gegenwärtig, und bei dem Unterschiede höherer Organe von niederen — in den ersteren besonders wirksam und durch sie vertreten zeigt, dieses geistige Princip an den vorhandenen leiblichen Störungen und Abweichungen einen wesentlichen Antheil gehabt haben muß. Ja, da die Aktionen und lebendigen Beziehungen dieses geistigen Principes es sind, welche, je höher das lebendig organisierte Wesen, desto entschiedener auch die materiellen Vorgänge am Leibe selbstständig bedingen, so sind wir zu der Annahme bestimmt berechtigt, daß bei der bekannten **höchsten** vegetativen und animalischen Organisation, wie sie sich im Menschenleibe vereinigt findet, in dem in **ihm** vorhandenen geistigen Principe der Grund und die erzeugende Ursache auch des leiblichen **Uebels** zu suchen sey; — und die ganze Sphäre des leiblichen Uebels, von den leisesten Störungen bis zum endlichen Erstirnen des leiblichen Lebens, wird hiemit dem Geiste vindicirt, der, vermöge seines ursprünglichen Zusammenhanges mit dem göttlichen, auch die Macht über die ganze ihn umgebende belebte Natur geübt hat, die Bestandtheile und Werkzeuge wie die individuellen Gesamtvertretungen ihres Lebens in seinen Fall und in sein Verderben mit sich hinabzureißen; so daß freilich nun die ganze Natur, wie unschuldig sie außer dem Menschen immerhin erscheine, als von der **Sünde** inficirt gedacht werden muß. Die Mängel und Gebrechen aber, in die sie hinuntergezogen worden, hat sie erstlich die Macht erhalten, sich durch unermessliche Fülle und Mannigfaltigkeit der Gestaltungen, durch endlosen Reichtum an lebendigen Wesen, von denen immer ein Genus das andere, eine Species die andere an Vollständigkeit und Zweckmäßigkeit der Organisation übertrifft, zu ergänzen und ersetzt zu machen, — auf daß auch in dieser Sphäre dem Preise der Herr-

slichkeit und Gerechtigkeit des großen Gottes nichts entzogen werde! — dann aber zweitens den Antheil an der die Menschheit erlösenden Gnade Gottes miterhalten, durch eine unübersehbare Reihe von Umwandlungen (einen heiligen Chemismus) hindurch zu einer Weisestufe ursprünglicher Reinheit und Gediegenheit hinaufzukommen, wo alle Materie wieder fähig wird, sich den Kreisen der Leiblichkeit verklärter Geister einzufügen, und so das große Auferstehungsfest mitzufeiern, das Christum den Herrn als das (vollendet bewährte) Haupt seiner Glieder, jedes der Glieder aber als durch das Haupt geheiligt und mit dem Haupte in ewiger Liebe Eins, darstellen wird. *) — Der Läuterungsprozeß der Materie als solcher ist es nun, in welchen die Substanz des (bis zum Tode noch beiseiten) Leibes mit dem Momente des leiblichen Todes eintritt. Die Materie wird, so wie der Geist in seine abstrakte Reinheit und Immaterialität zurücktritt, auch ihrerseits dem Gebiete ihres völligen Gegensatzes und ihrer Trennung vom Geiste zurückgegeben. Der Tod enthält darum für das von Außen in sich zurückgebrängte Selbstbewußtseyn des Geistes etwas Befriedigendes und Genugthuendes; Menschen z. B., die im Leben viel körperliche Drangsal erfahren, haben meistens das Bewußtseyn der Ensomatosis ihrer geistigen Persönlichkeit — und damit das Bedürfniß nach Wiedererneuerung derselben, verloren; das lebensmüde Selbstbewußtseyn sehnt sich nur nach dem Tode als einer Ruhe, nicht nach der Auferstehung als der Wiederdarstellung des Lebens, — und zwar dies sehr oft schon aus dem Grunde, weil der Ruf zum erneuerten Leben zugleich auch der zum **Gericht** über das **vergangene** sehn wird! Wo das leibliche Leben es vorzugsweise war, welches Qual empfand, da war letztere eben nichts Anderes als das Vermissen des von Gott geordneten Zusammenhaltes zwischen Geist und Materie in dieser Individualität; und das fortgehende Gefühl eines solchen Mangels (ein gleichsam überall schon eingeschnittener Lebensfaden, der sich fühlbar macht), muß freilich dem Fortgange des Selbstbewußtseyns zur ensomatisirenden Kraft der Persönlichkeit sehr hemmend entgegengetreten, und die höhere Liebe zum Leben, verbunden mit heiliger Sehnsucht nach einer neuen, verklärten Gestalt des Alten, wird in den meisten Fällen fehlen. Geist und Materie von **Gott** verbunden bilden ja dies leibliche Leben! Im Menschen kann also die Sehnsucht nach einer Verbindung so viel höheren Ursprungs, nicht anders stattfinden, als wenn er erstlich entweder selbst, ganz in der Hand irgend einer höheren Macht,

*) Dies ist (wozu Röm. 8, 18—22. verglichen werden muß) die eschatologische Bedeutung aller der Entwicklungsprozesse, durch welche auch die unbelebte Natur (welche der Apostel unter: „*τὰ αἶα καὶ τὰ κτίρια*“ B. 22. offenbar mitbefaßt) hindurchgeht: ihres ängstlichen Sehns, ihres, überall ersichtlichen, **Hinausstrebens** über die Getrenntheit und Gebrechlichkeit ihres gegenwärtigen Daseyns. Wer ahnt dies nicht, wenn er z. B. die einer wahren Zubrust ähnlich sehende Festigkeit der Vereinigung chemisch-verbundener Körper beobachtet? Wer erkennt es nicht an der — trotz allem Selbsterhaltungstribe — doch nie zu ersättigenden Vernichtungslust der gesammten Thierwelt? Es gibt keine thierische Freude, hinter der nicht eine düstere Melancholie lauerte, — das ihr von der Natur selber abgezwungene Bekenntniß ihrer eigenen Nichtigkeit!

zu seinem Selbstbewußtseyn noch gar nicht erwacht ist, sondern ihm diese erst bevorzueht (wie wenn er z. B. in unentwickelt kindlichen Zuständen, — oder in thierischer Lust, ein blindes Werkzeug in der Hand des Naturtriebes und teuflischer Mächte, — das Leben liebt; dann aber eben ist die Sehnsucht nach dem Leben nicht seine, sondern sie ist vielmehr das Vorhandenseyn einer gebieterisch in ihm wirklichen Macht, welcher er, sich über sich selbst täuschend, gehorchen muß, — wovon die natürliche Folge ist, daß diese Lust zum Leben in ihm nie zur Befriedigung kommt; oder zweitens dann, wenn der Mensch zur gottgeheiligten und gottbegnadigten Persönlichkeit durchgedrungen ist! Dann erst ist er fähig geworden, das Urband seines Wesens mit demjenigen seines Schöpfers und Erlösers zu erkennen, und die Bethätigung desselben, nach der ihm beigegebenen Kraft, mit heiliger Liebe zu wollen. Dann öffnet sich ihm, dem mit geweihtem Blicke Vorausschauenden, freilich auch eine ganz andere Heimath als diese Erde in ihrer gegenwärtigen Gestalt; als „einer neuen Erde“ vielmehr „und einem neuen Himmel“ angehörig erscheinen ihm hier alle die Wesen, die jetzt den Menschengestalt als Gegenstände so inbrünstigen Verlangens und so quälender Furcht, so zehrender Sorge und so heißer Wißbegier umgeben!

Auferstehen werden also auch die Dinge, aber als umgewandelt in ein nie mehr den Dienst versagendes Geräthe lebendigen Gottesdienstes. Auch die Atome des Staubes werden sich mit verwandtem Zuge zusammensinden, weil der Geist Wahrheit ist, also auch die Wahrheit dieser Atome; deren verwandter Zug ist ihr (innerlich gesetztes) Ziel, und ihr Ziel ist ein lebendiges, das — in sie sich zu kleiden, ein liebendes Verlangen trägt. So wird den heiligen Organismus der Geister, an welchem Christus das Haupt ist, ein gemeinsames, göttliches Lebensgefühl durchziehen und ein Liebesband umschlungen halten. Den verklärten Geistern wird die ihnen von Gott wiedergegebene, vergeistigte Materie in nie gekannter Reinheit dienen, — und das Böse, mit seinem gottfeindlichen Willen in die Leere des Todes versetzt, jeder böse Geist in die Einsamkeit seiner Verdammnis, wird, in solcher Verwendung der erneuten Materie (über welche der Böse dann keine Macht mehr hat) zu heiligem Dienste, seine (des Bösen) eigene, ewige Verwerfung nur desto gewisser erkennen. *)

*) Und wenn es nun so scheinen könnte, als hörte (mit dem hier dargestellten Ausgange aller Dinge) Alles, was Geist ist, auf, Geist zu seyn, selbst der göttliche; da das Böse besiegt und mit der „Vergeistigung“ der Materie die Sphäre des Gegensatzes, woran sich der Geist (seinem oben gegebenen Begriffe nach) nothwendig zu betheiligen habe, so gut wie erloschen sey —, so ist vielmehr zu bedenken, daß mit dem Siege, den der Geist über das Ungeistige, das Gute über das Böse feiert, ein grade entgegengesetztes Resultat gegeben ist. Mit dem Begriffe des Sieges ist keine Verabreichung des siegenden Wesens, sondern nur dessen höhere Bethätigung, vereinbar. Eben so ist mit dem Begriffe des Sieges für den Besiegten keineswegs die absolute Vernichtung seines feindlichen Gegensatzes zum Sieger, sondern nur die eingetretene Unfähigkeit, diesen Gegensatz geltend zu machen und durchzuführen, gesetzt. Statt der Vernichtung des feindlichen Gegensatzes als solchen bleibt der-

Diese Bestimmung der Materie aber, dereinst in erneuter und vergeistigter Gestalt bei ihrer Auferstehung verklärte Geister zu schmücken, dem Bösen zur Verwerfung und dem heiligen Gotte zur Verherrlichung zu dienen, — sie müßte billig mehr Berücksichtigung von Christen erfahren, namentlich bei der gottesdienstlichen Handlung des Beerdigens der Leichen. Diese Handlung ist unter den Christen heutigen Tages leider zu einer so mechanischen, leeren Formalität herabgesunken, daß es fürwahr recht ernstlich jezt Noth thut, an ihren tieferen Sinn, an ihren heiligen und erhabenen Zweck wieder zu erinnern. Und welches ist dieser Sinn und Zweck? Kein anderer als der einer Weihung der Materie. Eine Weihung, wie sie der Materie für ihre Zukunft Noth thut, wird hier gottesdienstlich vollzogen, — denn diese leblose, dem völligen Zerfallen nun entgegengehende Materie, welche (durchseelter) Leib an einem lebendigen Geiste war, wird wahrhaftig und gewiß des erweckenden göttlichen Rufes bedürfen, um sich in höherer Weise als das wieder darzustellen, was sie war. Grade je tiefer hinab die Überreste des lebendigen, organisierten Leibes in den Schoß der todtten, anorganischen Materie (in die Erde) versenkt worden, desto größer und preiswürdiger ist die Macht, die sie schöpferisch wieder zusammenfügt; desto dringender ist, durch seine eigene innere Nothwendigkeit, daß das Leben als ein Geistiges sich siegreich durch den Tod hindurchführe und sich als Wahrheit, die Gottes ist, am Ende aller Dinge auch bewähre! Wenn die Materie des Leibes nun in unzählige Verwandlungen eingeht und auf diesem Wege völlig gleich wird derjenigen Materie, welche nie einem Menschen-, Thier- oder Pflanzenleibe angehört hat, — so hat dieselbe doch an der vergangenen Gestalt, in welcher sie Leib war, im Zusammenhange mit dem zu erreichen-

selbe vielmehr, damit der Sieg seine Wirklichkeit behalte, in der Möglichkeit vorhanden; ein bloßes „Moment“ gegen das volle Daseyn des Andern; und eben darin: das dem Geiste (also für Erkennen, Fühlen und Begehren) Mögliche nicht in wahren Geist und Leben verwirklichen zu können, besteht das Eigenthümliche der Verdammnis des Geistes. In der Versagung einer Verwirklichung, die seine eigene wäre, liegt der ewige Tod, die ewige Finsterniß, die er immerdar als seine Welt vor Augen hat; die ununterbrochen fortgehenden Umwandlungen eines unverwirklichten Begehrens, Einsehens und Sehens, — einer „zu späten“ Reue, und eines Schwachens nach dem (wohl erkannten) Genuße der Seligen — bilden das eigenthümliche, sich selbst nie zu Stande bringende Leben des Verdammten, wie es uns im Evangelio, Luc. 16, 23—31, auf unübertreffliche Weise geschildert wird. So ist andererseits der Sieg des seligen Geistes nur der aus dem Gebiete (früherer) äußerlicher Aktivität in's Innere hinübergewonnene Triumph, ein Zustand, der den Abscheu vor allem Bösen und die ungetrübte Freude an allem Guten zu seinem Momente hat; wie — um ein Analogon aus dem Menschenleben auf Erden anzuführen — der glückliche, durch Erkenntnisse und Erfahrungen gereifte Greis das Leben der Jugend in der Erinnerung fortleben kann, und darin eine „unverwundliche“ Jugendlichkeit höherer Art, ein Fortgeschrittenseyn zu gesichertem und gereinigtem Genuße zeigt. Dem unreifen, sinnlichen Jünglinge erscheint das Greisenleben freilich — grade wie dem vor- (und un-) christlichen Bewußtseyn die Seligkeit im Jenseits — als ein „Schattenleben.“

den Ziele der Wiederbelebung (nämlich zu demselben, aber verklärten, Leibe), einen hindurchgehenden geistigen Faden; und zwar ist diese Combination des Vergangenen mit dem Zukünftigen keine leere, mechanische oder bloß äußerliche, sondern, da die Zukunft es hier ist, welche eine Entwicklung, einen Fortschritt zum Höheren aufweisen wird, so ist der durch die Verwandlungen der Materie hindurchgehende geistige Faden selbst ein Lebendiges, jeder der Verwandlungsstufen einen inneren Sinn und geistige Bedeutung Verleihendes, kurz: er ist die stellvertretende Seele eines angeedeuteten, wandernden Leibes, — der Geist, wie er jeder seiner Metempsychosen das Geleite gibt, ein treuer Gewährsmann der Unvergänglichkeit des Lebens. Und dies ist der schöne Sinn der Bestattung unserer Todten unter Anwesenheit recht vieler geistig theilnehmender Zeugen. Der lebendige Geist der Theilnehmenden gibt den Todten auf dem Gange zur Gruft das liebende Geleite eben so, wie der Geist alles Lebens — ihrem modernden Staube von nun an in der tiefen Erde. „Es ist Alles von Staub gemacht, und wird wieder zu Staub,“ spricht Salomo, aber: „es wird die Posaune schallen und die Todten werden auferstehen unverweslich,“ lehrt Paulus, und dem Seher Johannes wird verkündet: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, denn ihre Werke folgen ihnen nach!“ Der Seher aber spricht ferner: „Ich sahe einen neuen Himmel, und eine neue Erde, — und hörte eine große Stimme von dem Stuhl, die sprach: siehe da, eine Hütte Gottes bei den Menschen, und er wird bei ihnen wohnen und sie werden sein Volk seyn, und er selbst Gott mit ihnen wird ihr Gott seyn. Und Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr seyn, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen wird mehr seyn, denn das Erste ist vergangen. Und der auf dem Stuhl saß, sprach: siehe, ich mache Alles neu. — Wer überwindet, der wird's Alles ererben, und ich werde sein Gott seyn, und er wird mein Sohn seyn!“

Nachrichten.

Die Pastoral-Conferenz in Hannover am 6. und 7. Juni.

Die diesjährige Pastoral-Conferenz in Hannover, welche von mehr als zweihundert Brüdern aus den Consistorialbezirken Hannover, Stade und Denabrick besucht war, zu welchen noch einige Ausländer kommen, steht in genauer Beziehung zu unserer projectirten kirchlichen Verfassung und der sich darauf beziehenden Gesetzgebung, weshalb wir nicht werden umhin können, nebenbei hierauf Rücksicht zu nehmen.

Am 5. Juni wurde die Jahresversammlung des Hannoverschen Missionsvereins in der St. Nikolaitafel gehalten, bei welcher Pastor Dr. Petri den Hauptvortrag über Jes. 60, 1 ff. hielt und sodann vom Cand. Parisius Bericht erstattet wurde. Es scheint uns ein Mißgefiß gewesen zu seyn, daß man einen Vortrag über altdeutsche Mythologie folgen ließ! In der Abendunterhaltung auf dem neben der erwähnten Kapelle liegenden Garten wurde die moderne Eidesformel „so wahr mir Gott helfe“ und Hinzugelassung von „und sein heiliges Wort“ besprochen. So sehr man auch im Allgemeinen die Mißbilligung über diese Veränderung der Eidesformel zu erkennen gab, so verschieden waren doch wie-

der im Einzelnen die Ansichten. Von einer Seite wurde diese neue Eidesformel durchaus verworfen; sie sey von einer Versammlung ausgegangen, welche es verschmäht habe, ihr Werk mit Gebet zu beginnen und die deshalb auch keinen Segen habe bringen können; zudem habe man diese Formel gewählt, um durch dieselbe den Eid der Christen abzuschwächen und ihn dann auch von Juden und Ungläubigen schwören lassen zu können. Schon um dieses Ursprungs und dieser Tendenz willen könne die neue Formel nicht angenommen werden. Zudem sey es eine Inconsequenz, wenn man, nach den Grundrechten, seine religiöse Überzeugung nicht zu offenbaren gezwungen werden könne und dennoch diesen Eid nach der neuen Formel schwören müsse. Von anderer Seite wurde zwar eingewandt, daß der Vorwurf der Inconsequenz dem Entwurfe der drei norddeutschen Königreiche nicht gemacht werden könne, indem in demselben der Pausus, daß Niemand gezwungen werden könne, seine religiöse Überzeugung zu offenbaren, weggelassen sey; inzwischen bleibt die Inconsequenz doch bestehen, indem nach dem von den Regierungen veröffentlichten Entwurfe Niemand zu einer kirchlichen Handlung von Staats wegen gezwungen werden soll (§. 146.), und dennoch einem Jeden zugemuthet wird (§. 147.), nach der Formel „so wahr mir Gott helfe“ den Eid zu leisten. Weiter zurückgehend auf den Ursprung der Eidesformel, wurde noch hervorgehoben, daß der Zusatz „und sein heiliges Wort“ oder „sein heiliges Evangelium“ erst später von den Protestanten statt der bekannten katholischen Formel aufgenommen, und daß bereits früher in der Christenheit bloß bei der Formel „so wahr mir Gott helfe“ geschworen sey. Hierauf wurde erwidert, daß, wenn früher in der Christenheit nur bei dieser Formel geschworen sey, jedenfalls unter Gott kein anderer sey verstanden worden als der, welcher sich in seinem Worte geoffenbart habe, jetzt aber wolle ein großer Theil der Zeitgenossen von diesem Gotte der Christen nichts mehr wissen, und eben deshalb habe man den Zusatz fallen lassen; es sey ja öffentlich erklärt worden, daß es bei dieser Formel „so wahr mir Gott helfe,“ einem Jeden überlassen bleiben müsse, sich unter Gott zu denken, was er wolle; Gott sey mithin ein beliebiges Abstraktum, ja wohl gar, à la Feuerbach, das Subjekt selbst, welches schwöre. Jedenfalls habe man mit der neuen Formel dem Unglauben eine Concession gemacht, was sehr zu beklagen sey; die Würde des Eides würde bei dem Volke dadurch außerordentlich herabgesetzt werden. In der weiteren Diskussion trat dann besonders hervor, ob man den Eid nach der modernen Formel ohne Gewissensbeschwerde schwören könne. Von der einen Seite wurde dies bezweifelt, ja, es wurden sogar Ansichten laut, nach welchen ein Eid nach der modernen Formel nicht gültig seyn solle; von der anderen Seite wurde solches zwar mehr oder weniger bedingt zugegeben, inzwischen dabei bemerkt, daß man Alles thue, um sein Gewissen zu salbiren, indem man, falls nicht sollte zugegeben werden, nach der bis dahin gültigen Formel zu schwören, alsdann erkläre, daß man unter Gott hier nur den Gott verstehe, welcher sich in seinem Worte geoffenbart habe. Volkommen einig war man darin, daß alle Mittel und Wege versucht werden müßten, um uns evangelischen Christen auch die unserem Bekenntniß entsprechende Eidesformel zu bewahren. Würde diese bewahrt, so sey dadurch Atheisten, Pantheisten u. d. d. Eid unmöglich gemacht. Es sey ein Mißbrauch des göttlichen Namens und deshalb eine Verfündigung wider das zweite Gebot, wenn man die Eidesformel zu einer leeren Phrase mache. Es braucht wohl kaum hinzugefügt werden, daß allgemein beklagt ward, daß unsere Ständeverammlung die moderne Eidesformel angenommen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 22. September.

N^o 76.

Erfahrungen in Bezug auf den rhythmischen Choralgesang.

Um die Erfahrung des Einzelnen an die Theorie anzuknüpfen erlaubt sich Einsender einige Sätze voranzustellen, die sich unter allen Umständen als leitende Gesichtspunkte auf dem praktischen Gebiete darbieten dürften.

1. Nachdem als Ergebniß umfassender historischer Untersuchung feststeht, daß der ursprüngliche Gesang der Evangelischen Kirche rhythmisch war, sich als solcher während der Blüthezeit des evangelischen Kirchenlebens bis über die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts erhielt, bis er mit der Frische und Fröhlichkeit des evangelischen Glaubens verfiel und allmählig zu derjenigen formlosen, unmusikalischen Gestalt ausartete, worin wir ihn jetzt allgemein verbreitet sehen: so steht damit auch die unabwiesliche Aufgabe fest, die gegenwärtige rhythmuslose Ausartung des Choralgesanges abzustellen, und denselben, wo es nur seyn kann, in seiner ursprünglichen Schönheit und Frische wiederherzustellen. Wohl darf hiebei die Frage offen bleiben, ob der Choralgesang in seinem ganzen Umfange und schlechthin unverändert in seiner ursprünglichen Gestalt wiederherzustellen sey, oder mit theilweisen Beschränkungen und Modifikationen, die sich aus musikalischen oder anderen Gründen als nothwendig ergeben möchten; aber unmöglich kann noch die Frage seyn, ob man den Choralgesang in dieser seiner Ausartung ferner sich selbst überlassen, oder Hand an seine Läuterung und Herstellung legen solle.

2. Welche Erwartungen man auch an die Herstellung des ursprünglichen Choralgesanges in seiner Kraft und Frische knüpfen möge, nimmer wird man hoffen können, damit zugleich das verschwundene Leben wiederhergestellt zu sehen. Die Reform des Choralgesanges kann doch zunächst nur eine musikalische seyn, und selbst wo es gelingt, mit Benutzung der neueren Kunstmittel die ursprüngliche Gestalt jenes Gesanges vollständig wiederherzustellen oder ihn auch kunstgerecht fortzubilden, wird noch sehr viel daran fehlen, daß unsere singenden Gemeinden, indem sie sich in dem gleichen musikalischen Rhythmus bewegen, sich auch zu der gleichen Frische und Innigkeit der Andacht erheben, die wir in dem Jugendalter der Reformation voraussetzen dürfen.

3. Wie sehr aber auch jene Erwartungen durch diese Ermäßigung zu mäßigen sind, so wird die musikalisch nothwendige Reform dennoch von dem entschiedensten Einfluß auf die Reform des kirchlichen Lebens, und namentlich der gottesdienstlichen Andacht seyn. Das sorglose Belassen des Choralgesanges in der

zunächst überlieferten, durchaus unmusikalischen, ausgearteten Gestalt würde, nachdem zumal die Geschichte dieses Verfalls, als des entsprechenden Gegenbildes des verweltenden Glaubenslebens der Kirche, erkannt worden, sich unausbleiblich rächen. Die Welt würde es, und nicht mit Unrecht, der Kirche nimmer vergeben, daß sie bei ihren festlichen Zusammenkünften die Gesetze des Schönen wesentlich verläugnete, und die träge Versündigung an diesen würde die gleiche Verschuldung an den inneren Heiligthümern der Kirche nothwendig zur Folge haben. Dagegen wird die Kirche, indem sie mit ihren Gesängen den musikalischen Gesetzen gerecht wird, nicht allein der eiteln Welt den Vorwand rauben, daß sie um unserer Vernachlässigung der äußeren Formen des Kultus willen sich von den gottesdienstlichen Versammlungen zurückziehe, sondern die Herstellung jener frischen, lebendigen Formen, in denen die Andacht der Väter sich bezeugte, wird auch sofort erweckend und belebend auf die kirchlichen Versammlungen einwirken, sofern nur die übrigen Bedingungen nicht ganz fehlen.

Nach diesen allgemeinen Sätzen mögen nun des Eins. Erfahrungen folgen.

Als ich vor achtzehn Jahren in das Pfarramt der hiesigen, gegen sechshundert Seelen umfassenden Gemeinde gerufen wurde, fand ich den Kirchengesang so ziemlich auf der untersten Stufe, die überhaupt denkbar ist. Von der Schule aus waren unter den Knaben die stärksten Schreier, unter den Mädchen diejenigen als die besten Sänger ausgezeichnet worden, welche sich am geschicktesten zeigten, die Melodie mit schwebenden Zwischentönen auszufüllen. Man denke sich nun eine auf diese Weise vorgestellte Gemeinde, die, durch keine tiefere Bewegung der Andacht gemäßigt, ihre ungezügelte Kraft der Kehlen in die breitgezogenen Töne rhythmusloser Melodien ergießt, und man wird sich eine Vorstellung des unerträglichen Geschreies machen, welches hier die Stelle des Gesanges vertrat.

Hier mußte denn die Hand sofort an eine Reform des Kirchengesanges gelegt werden, die, wie sich bald ergab, bei dem Fehlen einer Regel, die in der Regel nur die Ausartung und Fehler des Gesanges verdeckt und pflegt, nur erleichtert wurde. Es fand sich, daß der Küster und Vorsänger zwar ohne eigentliche musikalische Bildung, aber von guter musikalischer Anlage war. Meine Erinnerungen fanden bei ihm bereitwillige Aufnahme, und so wurde der Gesang der Schuljugend mit jedem Monat, der der Gemeinde mit jedem Jahre erträglicher. Es währte nicht lange, so galt der hiesige Kirchengesang in der

Nachbarschaft überall als ein vorzüglicher, der leitende Chorgesang der Schulfugend aber als ein ganz ausgezeichneter.

Inzwischen wagte ich noch immer nicht mit der Einführung des rhythmischen Gesanges hervorzutreten, um so weniger, als der Kantor sich nur ungern dazu verstehen wollte. Die Anhörung des unvergleichlichen Gesanges im Rauhen Hause unter Wichern's Leitung hob aber jedes weitere Bedenken. Die Schulfugend übte nun mit Leichtigkeit eine Anzahl Melodien nach dem Hülfsbüchlein von Lappig *) ein, und eben wollten wir im vorigen Frühjahr in den kirchlichen Versammlungen damit vorgehen, als die Revolution eintrat, und uns damit günstigere Zeiten abzuwarten nöthigte.

Während dessen waren aber auch dem Kantor die rhythmischen Melodien so lieb geworden, daß ich seinen Eifer, sie in den Kirchengesang einzuführen, kaum mäßigen konnte. Im Herbst vorigen Jahres fing ich nun an, sonntäglich zwischen den liturgischen Gesängen, welche die Gemeinde sonst leise mitsingt, einige Verse nach den ansprechendsten rhythmischen Melodien einzulegen.

Nachdem dies einigemal geschehen war, machte ich die Gemeinde mit dem Verhältniß der ursprünglichen zu der jetzigen Singweise bekannt, und forderte sie am ersten Advent nach der Liturgie auf, noch einige Verse des Liedes: „Wie soll ich dich empfangen“ **) den Schülerchor leise zu begleiten, und dann getrost in der Weise der alten Väter mitzusingen. So vorbereitet gelang der Versuch ohne alle Schwierigkeit. Wir konnten noch vor Ablauf des Jahres einige andere Melodien einführen. Einige derselben sprachen so an, daß die Gemeinde sie am ersten Tage aus der Kirche sofort in's Haus übertrug, und sich im eigentlichen Sinne nicht satt singen konnte. ***) Bald gewöhnte sich die Gemeinde so an die rhythmische Bewegung, zugleich so an das Aufmerken auf den leitenden Chor, daß nun auch ganz neue Melodien sofort ohne allen Anstoß, die ersten Verse leiser, alsbald aber mit voller Stimme mitgesungen wurden. Ja die unbekanntesten und neuesten Melodien gingen gemeinhin am besten. Die in die Liturgie eingelegten, der Gemeinde noch unbekannten, rhythmischen Melodien sang diese, sofern sie ansprechend waren, schon beim zweiten Verse mit. Der Vorsänger aber war nur mit Mühe in seinem Eifer zurückzuhalten. Er verlangte, nun Alles rhythmisch singen zu dürfen, die Schulfugend könne nicht mehr anders. Einmal stimmte er, ohne gezeichnete Verabredung, das Lied: „O Ewigkeit du Donnerwort ic.“ in rhythmischer Bewegung an — und siehe, die Ge-

*) Geistl. Melodien, meist aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert in ihren ursprünglichen Tönen und Rhythmen. Erstes Hundert. 2te Aufl. Erlangen 1844.

**) Nach der schönen rhythmischen Weise: „Ballet will ich dir geben.“

***) Dies war vor Allem bei der Melodie: „Mein Herzens-Jesu, meine Lust ic.“ der Fall.

meinde sang es ohne alles Bedenken mit, ja es kam ihr, wie es schien, gar nicht zum Bewußtsein, daß sie sang, was sie nie gehört oder gelernt hatte. So können wir, nach Verlauf eines halben Jahres, bereits zweihundert Lieder des Porst'schen Gesangbuches nach etwa zehn rhythmischen Melodien singen. Ueberhaupt ist das rhythmisch musikalische Gefühl der Gemeinde geweckt, sie singt auch die übrigen Melodien bewegter, und wo es einmal nicht geschieht, macht sich doch die altgewohnte, schleppende Bewegung als etwas Fremdartiges peinlich fühlbar.

Nur bei der Einführung einer Melodie, die sich in einem kunftvolleren Rhythmus bewegt: „Wie schön leuchtet uns der Morgenstern!“ trat einige Schwierigkeit ein, die durch die unvermeidliche Aufstellung des leitenden Chors an einer Stelle, an der er dem Gesichtskreise der Gemeinde fast ganz entzogen ist, noch vergrößert wurde. Hier wollten die im Schiff und auf den Chören zerstreuten Theile der Gemeinde bei der schnellsten Bewegung des Rhythmus nicht überall recht zusammenstimmen, und hier war es, wo die Anwesenheit einiger wenigen, ja eines einzigen Spötters, der die Herstellung des ursprünglichen Gesanges als eine pure Neuerung gern in's Lächerliche ziehen wollte, gefährlich werden konnte. Indes reichte eine Bitte an die Gemeinde, nicht ungeduldig zu werden, auch dieses Mal hin, alle Schwierigkeiten so bald zu überwinden, daß wir kürzlich bei Gelegenheit des Missionsfestes es getrost wagen konnten, auch diese Melodie in rhythmischer Bewegung zu singen, obschon hier die Kirche zum größten Theile von Gästen aus den benachbarten Dörfern und Städten gefüllt war.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Abdruck aus dem Basler Tagblatt Nr. 204.)

Die Irvingianer oder „Wir sind nicht Protestanten.“

Am letzten Sonntag war ich in dem um 10 Uhr beginnenden Hauptgottesdienste der Irvingianer hiesiger Stadt. Ihr Versammlungsort ist im letzten Hause in der Neuen Vorstadt, der Eingang ist von der Schanze aus. Schon vor Jahren hatte ich Freunden gesagt, daß die Irvingianer nicht bei dem Stehen bleiben, was sie in der ersten Zeit ihres Auftretens an einem Orte bieten, und daß auch die hiesigen den Schleier, der jetzt ihre wahren Absichten noch verdeckt, mit der Zeit aufheben würden. Man wollte mir dies damals nicht glauben. Nun aber seit wenigen Wochen zeigt sich die Sache mehr und mehr in ihrem wahren Lichte. Die einfache Erzählung des Berganges bei dem Gottesdienste wird dies zur Genüge darthun. Zwei Personen hatten bei dem Gottesdienste die Hauptrollen. Beide trugen weiße Chorkemden, die bis über die Fußbedeckung reichten und mit einem langen, hellfarbigem Stapsulier verziert waren. Der eine von ihnen, Herr Dr. Wöringer, hatte dieses in Form eines Kreuzes über die Brust. Zwei andere Personen trugen gleichfalls weiße Chorkemden; einer von diesen hatte dabei ein rothes Band über die Schulter. Als die vier Herren eintraten, gingen sie zu dem Altare und verbeugten sich gegen denselben, was auch während des Got-

tesdienstes noch oft geschah. Die Liturgie wurde meistens gesungen in der Art und Weise der Römischen Kirche, und nahm mit dem Abendmahl die ganze Zeit des Gottesdienstes von 10 Uhr bis fünf Minuten vor 12 Uhr ein, denn die paar Worte, welche Herr Dr. Wöringer über die Epistel und das Evangelium sprach, nahmen nur etwa fünf Minuten in Anspruch. Er sprach dieselben links vom Altar, nachdem er das Evangelium rechts von demselben verlesen hatte; bei gewissen Stellen der Liturgie hielt er während des Lesens die rechte Hand bis über den Kopf empor. Noch Anderes könnte ich hier beisetzen, allein es genügt an Vorstehendem, um das Theatralische der ganzen Sache zu zeigen. Nach der Liturgie gingen die vier Herren hinaus, und nun machte man Vorbereitungen zum Abendmahl. Hier muß ich bemerken, daß bei ihrem Ein- und Austreten, was viermal vorkam, Jedermann aufstehen mußte. Herr Caird, eine der Hauptpersonen, ein sogenannter „Evangelist“, war wieder mit einem weißen Chorbemd bekleidet, ob von gleichem Stoff, weiß ich nicht. Er hatte über dasselbe ein langes, weißes Skapulier, an dessen jedem Ende ein Kreuz sich befand, wie man dies an den Gewändern Römischer Priester sieht. Herr Dr. Wöringer trug gleichfalls wieder ein weißes Chorbemd, aber darüber noch ein Gewand, das gleichen Schnittes mit dem ist, das die Römischen Priester bei der Messe haben. Der andere Herr hatte anstatt des rothen Bandes diesmal ein weißes, himmelblau gestreiftes Band über die Schulter hängen.

Der Altardienst mit der Liturgie nimmt bei den Irvingianern wie bei der Römischen Kirche die Hauptstelle ein, wie dies aus Obigem genügend hervorgeht. Über das Versammlungsort habe noch zu bemerken, daß das Ende des Saales, etwa ein Drittel des ganzen Raumes, für die verschiedenen Unter drei Stufen enthält, so daß diese Unter in gehöriger Entfernung von einander und gebürem Respekt ihren Platz einnehmen. Es sind da Stühle mit schönen Fußschuhen.

Wie ganz Römisch der Gottesdienst war, ersieht man auch aus den verschiedenen Gebeten, in welchen außer anderem Römischen auch die „gebenedeite Jungfrau Maria“ nicht vergessen blieb. Besonders aber erregte meine Aufmerksamkeit die Stelle, wo für den „Bischof des Sprengels“ gebetet wurde; und obgleich ich wohl erricht, wer damit gemeint sey, wollte ich doch von einem Irvingianer eine grade Antwort haben. Nach Beendigung des Gottesdienstes frag ich daher einen Zuhörer, den ich kenne und der ein Mitglied ist, um den Namen des Bischofs; allein er stellte sich, als ob er es nicht wisse. Ich entschloß mich nun, Abends wieder in diese **neurömische** Kirche zu gehen. Alle Personen bis auf den Siegerl sich entfernt hatten, ging ich in die Sakristei. Als Herr Dr. Wöringer mich sah, sagte er zu mir: „kommen Sie mit mir,“ worauf ich bemerkte, „ich bin so frei, mich zu erkundigen, wer der „Bischof des Sprengels“ ist, für welchen man heute betete.“ Er führte mich in den Hof, wo ich die Frage wiederholte. Er antwortete: That's no business of yours, auf Deutsch: das geht Sie nichts an. Ich sagte ihm, daß ich die Sache grübeln kenne zu lernen wünsche, worauf er erwiderte: It is an impudent question (das ist eine unverschämte Frage). Er verweigerte entschieden eine Auskunft, und verwies mich auf den „Evangelisten“, an den ich mich wenden könnte. In diesem Augenblick kam Herr Caird mit den zwei anderen Herren in den Hof, worauf ich dieselbe Frage an ihn richtete. Er sagte: „Es ist der Bischof von Basel.“ Ich fragte, wie er heiße. Antwort: „Er wohnt in Solothurn.“ Ich: „Ich möchte gerne seinen Tauf- und Geschlechtsnamen wissen.“ Herr Caird: „Es ist der **Katholische** Bischof von Basel.“ Nun erwiderte ich: „Das

ist der Römische Bischof, und dies ist Papstthum.“ Herr Caird ging nun mit den anderen zwei Herren gegen die neue Vorstadt, und ich sagte zu Herrn Dr. Wöringer: „Ihr System ist das der Jesuiten und des Papstthums,“ worauf er antwortete: „Wir sind nicht Protestanten.“ Ich bemerkte ihm: Ich will dies in Ihrer Gegenwart niederschreiben, nahm mein Taschenbuch hervor, und schrieb vor ihm in dasselbe, was er sagte:

„Wir sind nicht Protestanten.“

Obgleich früher in den seltenen Fällen, in denen ich mit Herrn Dr. Wöringer zusammen traf, nie ein unfreundliches Wort zwischen uns gewechselt wurde, so ließ er sich doch jetzt in diesem Augenblick sehr unhöflich gegen mich aus, was ich jedoch ganz entschuldigen will, da er wissen mußte, daß ich schon seit längerer Zeit die Leute vor dem Jesuitismus der Irvingianer warne.

Überhaupt verweigern die Irvingianer die Auskunft über Fragen. Warnt man aber die Leute vor ihnen, so sprechen sie einem das Christentum ganz ab. Wie in der Römischen Kirche, so ist auch bei den Irvingianern die priesterliche Autorität das Entscheidende, denn die Irvingianer sprechen: die Apostel (die jetzt lebenden) und die Evangelisten sagen so, und es ist Sünde, an ihrem Ausspruch zu zweifeln, und man sündigt, wenn man fragt.

Noch theile ich mit, daß ich die zwei anderen Herren, nach Ablegung des Chorbemdes in einem langen schwarzen Rock von gleichem Zeug und Schnitt erblickte, wie ihn ein Römischer Orden trägt, den sie aber ablegten, als sie fortgingen. Ob Herr Caird und Herr Dr. Wöringer auch ein Ordenskleid unter ihrem Chorbemd trugen, weiß ich nicht, denn als ich sie nach dem Gottesdienste sah, hatten sie schon ihre gewöhnlichen Kleider angezogen.

Der Irvingianismus ist nicht nur Römisch, sondern auch jesuitisch, denn wenn Manche von ihnen auch als protestantisch angesehen seyn wollen, so nehmen doch Mitglieder dieser Gemeinschaft in der Römischen Kirche das Abendmahl unter einerlei Gestalt. Es ist nun gut, daß das, was ich schon seit Jahren wußte, jetzt so weit zu Tage getreten ist, daß das Geständniß erfolgen mußte: „Wir sind nicht Protestanten.“

Die Irvingianer in dieser Stadt nennen sich jetzt „allgemeine Kirche von oder zu Basel.“ Dieses ist Jesuitismus, denn sie bitten für „den Römischen Bischof,“ sind „nicht Protestanten“ und haben also nach ihrem Treiben und Wesen hauptsächlich mit dem Papstthum und nicht mit der Protestantischen Kirche Gemeinschaft.

Ich habe mich besonders berufen gefühlt, diese wenigen Zeilen über die Sache zu schreiben, da ich höchst wahrscheinlich die einzige Person bin, die seit Jahren in Basel lebend, Irving persönlich gekannt hat, obgleich die nach seinem Namen genannte Lehre jetzt viel anders ist, wie auch der Kultus, und ich in den letzten Jahren dem Treiben dieser Leute meine Aufmerksamkeit mehr oder weniger geschenkt habe. Uebrigens, da dieses Unwesen von England kommt und weiß von Engländern oder Schotten getrieben wird, so ziemte es sich für mich als Engländer um so mehr, ein Wort der Warnung zu schreiben.

Basel, den 28. August 1849.

Dr. Marriott.

P. S. Um den Irvingianismus recht kennen zu lernen, so muß man dem Hauptgottesdienst, Sonntag Morgens 10 Uhr, beiwohnen, denn in dem sogenannten „Evangelisten-Gottesdienst“ und den anderen Versammlungen kommt wenig Auffällendes vor.

Auf dies Inferat erfolgte die folgende „Entgegnung“:

Da nach unserer Ansicht ein „Tagblatt“ das Organ nicht ist zur Erörterung religiöser Angelegenheiten, so sind Unterzeichnete erbötig, jedem

verständigen Manne, der berichtenden Aufschluß über das entstellende und jesuitische Inferat des Dr. Marriott von uns zu haben wünscht, solchen zu erteilen jeden Nachmittag von 1—2 Uhr.

Den 30. August 1849.

L. A. Wöringer. W. S. Caird.

P. S. Wir sind weder „Irvingianer“ noch Römisch-papistisch u. dgl., noch stehen wir in irgend einer Gemeinschaft mit der Römischen Kirche, wir sympathisiren durchaus nicht mit dem Papstthum, sind aber auch keine solche Protestanten, wie ein bissiger Sektirer oder Herr Dr. Marriott sie gern haben möchte.

Die Pastoral-Conferenz in Hannover am 6. und 7. Juni.

(Fortsetzung.)

Der Pastor Dr. Petri's am ersten Konferenztage (6. Juni) hängt genau mit der projektirten Umgestaltung unserer kirchlichen Verfassung zusammen, weshalb wir über dieselbe Einiges vorausschicken müssen. Schon früher haben wir in diesen Blättern hierüber einige Mittheilungen gemacht.

Bereits im Laufe des vorigen Jahres war eine Commission zur Vorberathung einer Borsynode gebildet worden; dieselbe ist in den verfloffenen Monaten, und zwar verstärkt, zweimal wieder zusammengekommen und hat von den früher veröffentlichten ziemlich demokratischen Grundzügen Manches fallen lassen. Soll schon jetzt nicht mehr, wie Anfangs beabsichtigt wurde, beide Kirchen, die Lutherische und Reformirte, zusammen, sondern von vorne herein getrennt berathen; auch soll dem Staate als solchem seine Stellung gewahrt werden, so daß die Presbyterien, Kreis- und Provinzial-Synoden in die gebührende Stellung zu den Pfarrern, Superintendenten und General-Superintendenten zu stehen kommen würden. Als Stufen gemeindlicher Ordnung ist man zu Presbyterien, Kreis-, Provinzial- und Landes-Synoden gekommen und hat deren Zusammenwirken mit der bestehenden Consistorialverfassung einzurichten versucht. Es sind indessen die Arbeiten dieser Konferenz, zu welcher man, obwohl wir in einem Lutherischen Lande leben, die vorzugsweise entscheidenden und zugleich tüchtigsten Lutherischen Geistlichen nicht berufen hat, *) noch nicht veröffentlicht worden.

Außerdem hat das Gesamtministerium „Grundzüge einer veränderten Einrichtung der Consistorialverfassung der Evangelischen Kirche“ bekannt gemacht, um solche den Ständen zunächst vorzulegen. Nach diesen Grundzügen sollen wir ein Landes-Consistorium erhalten, welchem die verschiedenen Provinzial-Consistorien, die dann möglichst mit den Landdrosteibezirken zusammenfallen, und der reformirte Ober-Kirchenrath zu Barmbeim untergeordnet seyn werden. Beide, Landes-Consistorium wie Provinzial-Consistorien, sollen mit Einschluß des Dirigenten aus einer

gleichen Anzahl geistlicher und weltlicher Räte, welche vom Landesherrn ernannt werden, bestehen. Bei den Provinzial-Consistorien sollen die letzteren, und unter ihnen der Dirigent, vorzugsweise aus den evangelischen Mitgliedern der Landdrosteien genommen werden. Auch hinsichtlich des Unterpersonals will man die Provinzial-Consistorien möglichst mit den Landdrosteien verbinden.

Es will uns bedünken, als läge in dieser veränderten Einrichtung der Consistorien für die Kirche eine nicht geringe Gefahr. Einmal wird in denselben das weltliche Element, obwohl die Consistorien geistliche Behörden sind, das durchaus überwiegende, indem bei Stimmengleichheit der Dirigent den Ausschlag gibt. Man hätte vielmehr glauben sollen, daß, da die Consistorien bereits aufgehört haben Justizbehörden für die Geistlichen zu seyn, die Zahl der weltlichen Glieder eher gemindert als gemehrt werden müsse, statt dessen jetzt das Gegentheil geschieht. Es soll damit jedoch nicht gesagt werden, daß ihnen weltliche Mitglieder fehlen sollen, vielmehr halten wir ihre Mitwirkung für durchaus notwendig, damit sich in diesen Behörden das lebendige Zueinandergreifen von Kirche und Staat ausdrücken, und sie, wie Ullmann sagt, eine Schutzwehr werden, welche das Auseinanderfallen dieser Lebensmächte hindert; aber möge man wohl beachten, daß in dem von Bugenhagen und Jonas ausgegangenen „Bedenken der Theologen“ von einem solchen Mitgliede der damals einzurichtenden Consistorialbehörde gesagt wird: „Derselbe muß ein gesckter mann sein, gelehrt in jure und auch in der b. Schrift, derselbe soll die Jurisdiction haben aus befehl ann mittel des landesfürsten.“ Es geht überhaupt aus der ganzen ersten Einrichtung hervor, daß man nur um der Jurisdiction willen Juristen, aber solche, die zugleich in der Schrift gelehrt waren, in die Consistorien ausnahm, daß aber der Charakter dieser Behörden durch und durch ein geistlicher blieb. Durch die weltlichen Dirigenten und die Räte haben sie schon jetzt bei uns in einem hohen Grade diesen geistlichen Charakter eingebüßt; wir müssen befürchten, daß dies durch die beabsichtigte Veränderung noch mehr geschehen werde, namentlich in Beziehung auf die Provinzial-Consistorien, welche uns durch ihre Verbindung mit den Landdrosteien als staatlichen Verwaltungsbehörden von diesen zu sehr abhängig gemacht zu werden scheinen. Was im übrigen das Landes-Consistorium selbst betrifft, so war bereits seit Jahren dessen Nothwendigkeit erkannt und scheint uns ohne ein solches die äußere Einheit unserer hannoverschen Landeskirche nicht wohl möglich, indem bisher die verschiedenen Consistorialbezirke gleichsam als besondere Länder einander gegenüberstanden. In Beziehung auf die Provinzial-Consistorien bemerken wir noch, daß es uns durchaus notwendig erscheint, daß die General-Superintendenten als solche Mitglieder derselben sind; die Stellung, welche ihnen die Grundzüge geben, scheint uns unhaltbar; als bloße Richterkatzen an die Provinzial-Consistorien würden sie durchaus nicht nöthig seyn. Die Wirksamkeit der Superintendenten soll im Allgemeinen unverändert bleiben. Die Geschäfte der weltlichen Kirchen-Commissarien, sofern sie nicht den Kirchenvorständen übergehen, sollen den Beamten des Bezirkes vermöge ihres Dienstes obliegen. —

(Fortsetzung folgt.)

*) Am merkwürdigsten jedoch ist, daß man aus einem ganzen Consistorialbezirk keinen einzigen Geistlichen zu dieser Konferenz der Commission berufen hat, statt dessen aber einen — Advokaten, von dem uns zwar wohl bekannt ist, daß er sich um politische, durchaus aber nicht, daß er sich um kirchliche Angelegenheiten eben bekümmert hat.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 26. September.

N^o 77.

Erfahrungen in Bezug auf den rhythmischen Choralgesang.

(Schluß.)

Ob nun das geistliche Leben der Gemeinde, wie es unter Mitwirkung der gewaltigen Zeitumstände wohl hätte geschehen können und sollen, mit der Herstellung eines frisch und freudig bewegten Kirchengesanges auch in ihrem inneren Leben gleichmäßig gehoben sey? diese Frage zu bejahen möchte gewiß voreilig und bedenklich seyn. Aber eine heilsame Einwirkung dieses Gesanges zur Erreichung dieses höheren Zieles wird sich unzweifelhaft kundgeben; nur ist hiezu eine längere Zeit der Beobachtung, und die Mitwirkung anderer Ursachen und Kräfte nöthig, an denen es der getreue Gott, zu dessen Ehre allein auch dieses Werk dienen soll, nicht wird fehlen lassen.

Inzwischen freuen wir uns dieses schönen, freudig hinströmenden Gesanges als eines noch unverdienten Schmuckes und Segens unserer gottesdienstlichen Versammlungen, und ahnen wohl, was es damit seyn würde, wenn es dem Herrn gefiele, den Geist ursprünglicher Kraft und Innigkeit des Glaubens und der Liebe in reicherm Maße über die Gemeinde auszugießen.

Es bleibt mir nur noch übrig, dasjenige zusammenzufassen, was für solche Leser, welche die Hand ebenfalls an das Werk legen möchten, von Nutzen seyn könnte.

Mit einem gar unpraktischen, unsicheren Vorsänger wird es immer bedenklich seyn, den rhythmischen Gesang wiederherzustellen. Vor allen Dingen kommt es der Natur der Sache nach hiebei darauf an, daß er ein sicheres, entschiedenes Taktgefühl habe und in der Durchführung des Rhythmus geltend zu machen wisse. Ohne dies wird es ihm, so überaus leicht die Sache an sich selbst ist, nicht gelingen, die alte Gewohnheit kräftig zu durchbrechen und den Rhythmus des Gesanges frisch und lebendig herzustellen. Dann aber wird die Gemeinde auch noch oft geneigt seyn, aus dem lebendig bewegten Rhythmus in den trägeren Gang zurückzusinken; je weniger Geistesfrische und Leben in der Gemeinde waltet, je mehr, und je länger je mehr wird sie unwillkürlich und auch wider Willen dahin streben, nach der ersten Anregung durch den Reiz des Neuen zu der alten Gewohnheit zurück zu gelangen, worin auch der Allerträgstste so ganz behaglich und ohne die geringste Störung seines geistlichen und musikalischen Schlummers verweilen kann. Tritt nun gar die Schwüle des Sommers ein, und die Landgemeinde sammelt sich, von der schweren Wochenarbeit ermüdet, in dem kühleren Kirchraum, so ist große Gefahr, daß der schöne Gewinn eben so schnell zerrinnt, als er erlangt wurde. Dies zu vermeiden, wird der Vorsänger oder Organist stets nöthig haben, wachsam zu seyn und mit leiser geschickter Hand überall einzugreifen, um das ermattende rhythmische Leben zu erhalten und

zu wecken, sich nimmer wieder aus der Bahn des Rhythmus zurückziehen zu lassen. *)

Ist dann die Gemeinde einmal in der rhythmischen Bewegung fest geworden, wird bald gar nicht mehr anders als in dieser gesungen, so wird zwar das etwa ermattende physische und geistliche Leben immer zugleich in matterer Bewegung des Rhythmus sich aussprechen, doch bei einiger Wachsamkeit, namentlich auch des Liturgen und Predigers, wird derselbe doch nicht leicht wieder ganz erlöschen. Selbst beim Eintritt eines anderen, ungeübteren Vorsängers in die Gemeinde, der sonst die schwächeren Anfänge völlig verwirren und einen viel ärgeren Zustand des Gesanges herbeiführen könnte, als je zuvor gewesen, würde die Gemeinde nun bei ihrem Rhythmus beharren, und den Vorsänger leicht in die in Wahrheit durchaus nicht schwierigere Bahn der rhythmischen Bewegung hinüberleiten. Die einmal des unrhythmischen Gesanges ganz entwöhnte Gemeinde wird gegen denselben einen Widerwillen zeigen wie gegen ungesalzene Speisen, die zu genießen der gesunde Geschmack sich nicht so leicht überwindet.

Je mehr die Gemeinde sich noch geistig und geistlich gehoben und mattherzig zeigt, je mehr wird es eines frischen, kräftigen Vorsängers bedürfen, der die Sache mit Liebe und Geschick angreift. Ohne dies wird es ihm höchstens gelingen, eine kurze Zeit lang einige leichte Melodien in halb rhythmische Bewegung zu bringen, die Gemeinde wird nicht zur Anschauung des wahrhaft rhythmischen Gesanges kommen, von dessen Schönheit niemals eigentlich erregt und ergriffen werden, und je eher je lieber in das alte Geleise zurückversinken, wenn nicht gar eine Zeitlang eine Verwirrung eintritt, die auch selbst den Schein des Gesanges verlängnen würde.

Hat dagegen der Vorsänger das unerläßliche Taktgefühl und ein nicht zu geringes Maß geistiger Frische und Lebendigkeit, so halte man die Sache des naturgemäßen, ursprünglichen Gesanges nicht für an sich schwer, und fange ganz getrost an. Ein halbes Jahr lang lasse man erst die Schüler fleißig rhythmisch singen, ermahne die Kinder, das Gelernte nach Herzenslust zu Hause und auf der Straße und im Felde hören zu lassen, benutze die Schulprüfung, die katechetischen Versammlungen und andere Gelegenheiten, der Gemeinde durch Anhörung der lieblichen Gesänge der Jugend den Rhythmus der Kirchenmelodien zur Anschauung zu bringen, lege in die liturgischen Ge-

*) Auch nach Wichern's Erfahrung tritt sofort Ermattung der rhythmischen Bewegung ein, wenn das geistliche Leben der Gemeinschaft ermattet, und der Sangmeister es an der nöthigen Frische und Wachsamkeit fehlen läßt. Dies folgt aus der Natur der Sache, und muß unvermeidlich da eintreten, wo nicht der ästhetisch-musikalische Gesichtspunkt der leitende, sondern die Andacht der singenden Gemeinde die Triebfeder des Gesanges ist.

sänge einzelne Verse ein, und fordere die Gemeinde auf, allmählig in dieselben einzustimmen; und es wird nicht lange währen, so verlangt die Gemeinde selbst, zu thun, wie die Väter gethan.

Bn.

F. Pt.

Nachrichten.

Die Pastoral-Conferenz in Hannover am 6. und 7. Juni.

(Fortsetzung.)

Nachdem man sich am ersten Conferenztage durch das Lied: „Wachet auf, ruft uns die Stimme“ und durch das Schriftwort Eph. 4. gefächert hatte, hielt Pastor Dr. Petri einen Vortrag über die Frage: „Welches sind die rechten und heilsamen Verfassungsformen für die Lutherische Kirche im Lande? 1. Für die Einzelgemeinden. 2. Für die Gemeinschaft der Einzelgemeinden. 3. Für das oberste Kirchenregiment. Einleitend wies er darauf hin, wie das Heil durch die Gnadenmittel und nicht durch die Verfassung komme, welche überhaupt nicht Alles gewähren könne; die gegenwärtige Verfassung hindere nicht die Handhabung des Wortes und der Sakramente; die Verfassung müsse aus dem Glauben kommen, ein Verfassungsgeräusch werde nichts Gutes bringen; dem sich selbst kaum verstehenden Rufe der Gegenwart dürften sie in nichts nachgeben, was der Kirche schädlich werden könne; Änderungen seyen nur insofern gerechtfertigt, als eine Förderung zu hoffen stünde oder für die Hauptsache Gefahr drohe. 1. In Beziehung auf die Einzelgemeinden wurde dann ausgeführt, daß, wie sich die ganze Kirche zusammenschlüsse um ihr Centrum im Himmel, so sich die einzelne Gemeinde um das Predigtamt zusammenschließen müsse. Dieses sey das erste Stück der Verfassung für die Einzelgemeinden und habe vom Herrn seine Kraft, daher auch sein Recht, seine Vollmacht und Pflicht, es sey von oben her und nicht von unten; die Behauptung, es sey von unten, sey schriftwidrig; ohne Autorität des Predigtamts von oben, welche ungeschwächt erhalten werden müsse, sey keine Gemeinde zu regieren; ein solches Regieren sey aber kein Herrschen über das Volk, sondern ein brüderliches Vorstehen, welches im brüderlichen Zusammenwirken mit der Menge der Gläubigen gelebt werden müsse. Ein solches Zusammenwirken fänden wir in der ersten Kirche, wie es überhaupt immer in der Kirche angestrebt sey. Als Beweise dafür wurden angeführt: das Vokationsrecht der Gemeinden, die Kirchenzucht, die Armenpflege. Es fehlten indeß bei solchem Zusammenwirken nicht die Schwierigkeiten, sie lägen einmal in der Größe der Gemeinden und sodann in dem Un- oder Halbglauen vieler Gemeindeglieder, weshalb die Änderung der Verfassung große Gefahren habe. Jedes Laienpresbyteriat, welches als eine Autorität aus der Gemeinde dem Amte gegenübertritt, sey zu verwerfen und zwar als schriftwidrig, geschichtswidrig, gefährlich und unfruchtbar. Es wurde dies weiter ausgeführt und dabei bemerkt, daß gerade die, welche solche Forderung stellten, kein Bedürfnis nach geistlicher Zucht und Pflege hätten. Sollte jedoch eine Änderung stattfinden, so würde die Gemeinde einen Ausschuss zu bestellen haben, welcher in allen den Fällen, welche nicht einzelne Seelen, sondern die ganze Gemeinde angingen, mit dem Pfarrer zu verhandeln habe u. dgl. Dies geschähe nach den gegenwärtigen Umständen am zweckmäßigsten, indem sämtliche in der Sakramentsgemeinschaft stehende, nicht in Sünden lebende Hausväter nach Analogie aller kirchlichen Ämter auf Lebenszeit einen Ausschuss (Vorstand) aus sich bestellten, dem als Gegenstände der Thätigkeit dann Pflege der Lehre, Handhabung der kirchlichen Zucht, die Armen- und Krankenpflege (so lange die Diaconie nicht wieder hergestellt sey) und die Güterverwaltung zufallen müßten.

2. In Beziehung auf den zweiten Punkt der Frage: Welches sind die rechten und heilsamen Verfassungsformen für die Gemeinschaft der Einzelgemeinden? wurde im Wesentlichen Folgendes hervorgehoben: Es sey nothwendig, daß die Einzelgemeinden mit einander in Gemeinschaft ständen, welche Gemeinschaft dann auch wieder gewisse äußerliche Formen haben müsse. Da aber alles Leben vom Amte ausgehe, so müsse dieses in seiner Persönlichkeit festgehalten werden. Superintendenten und über ihnen General-Superintendenten, auf Lebenszeit bestellt, müßten die höheren Formen der Kirchengemeinschaft tragen. Ein Abgehen von diesen wesentlichen Formen der Kirchengemeinschaft sey bedenklich, weshalb ein Mittel an der Autorität nicht stattfinden dürfe. Das Amt aber schwebte nicht über der Gemeinde, sondern sey ein brüderlicher Dienst an derselben, handle mit ihr; Synoden seyen wohl zu rechtfertigen, müßten jedoch den General-Superintendenten oder Superintendenten zur Seite gestellt werden. — Den weiteren Inhalt des Vortrags finden wir genau im Programm angegeben, in welchem es wörtlich heißt: „Hieraus folgt, a) daß sämtliche Einzelgemeinden einer Diöcese, d. h. die Pfarrer an der Spitze der Ausschüsse (oder Vorstände) von Zeit zu Zeit mit dem Superintendenten zusammentreten, der General-Superintendent aber einen stehenden Beirath bewährter Männer, ein Consistorium habe — und von Zeit zu Zeit sämtliche Diöcesen, d. h. die Superintendenten oder je eine oder ein paar Gemeinden um sich versammeln, ihren Rath hören und mit ihnen allerlei gemeine Anordnungen beschließen; b) daß die oberste Form der Kirchengemeinschaft durch ein möglichst freies Zusammenwirken der General-Superintendenten entstehe, aus denen Einer bestimmt werde, um die kirchliche Gesamtheit dem Staate gegenüber zu repräsentieren und mit auswärtigen Kirchen die Kirchengemeinschaft zu unterhalten. Für den Fall der Concilien sind sämtliche General-Superintendenten Vertreter der Landeskirche, denen aus jeder General-Diöcese ein paar fromme, in der Lehre und im Recht erfahrene Männer zum Beirath mitgegeben werden.“ Besonders wurde noch angeführt, daß über den General-Superintendenten und ihren Consistorien keine eigentliche formirte und bleibende Instanz (Ober-Consistorium) geschaffen werden müsse; denn eine solche Oberbehörde regiere entweder zu viel und zwar von weitem, ohne lebendigen Rapport und nach Berichten, wodurch geistliche Dinge den Charakter der Geschäftsführung annähmen, oder sie regiere zu wenig und sey dann überflüssig. Für gewisse gemeinsame Dinge jedoch würden die General-Superintendenten mit ihren Consistorien entweder schriftlich oder durch Commissarien zusammentreten müssen, so daß die Initiative Einer aus ihnen nach einem Turnus oder nach bleibender Bestimmung habe.

3. In Beziehung auf den dritten Punkt, „die Verfassungsformen für das oberste Kirchenregiment“, wurde entwickelt, daß, wenn gewisse politische Grundsätze der Neuzeit praktisch würden, das Summepiscopat des Landesherren unmöglich werde. Als solche politische Grundsätze wurden angeführt: das gänzliche Abtreten des Staates vom Boden des Christenthums, die bestimmte Erklärung, daß er das Christenthum nicht mehr als Bedingung seiner Wohlfahrt ansehe, die Befegung seiner Ämter ohne Rücksicht auf Bekenntniß, ja ohne Rücksicht auf die Religion des Individuums. Mit diesen Grundsätzen seyen unvereinbar die bisherigen Rechte des Landesherren als Inhaber der obersten Kirchengewalt, nämlich das Recht, Lehren zu sanktioniren, zwar durch seine Räte, aber mit selbstständigem Urtheil, das Recht der Befegung oder Bestätigung der kirchlichen Ämter, der Bestätigung kirchlicher Ordnungen, der Obergewalt über die theologischen Fakultäten, der Vertretung der Kirche nach außen u. dgl. Man habe in neuester Zeit, um den Landesherren in seiner Stellung zur Kirche zu lassen, angefangen, ihm als vornehmstem Gliede der Kirche für seine Person, nicht für sein Amt als Landesfürst, die Kirchenleitung zu übertragen, es sey jedoch bedenklich,

einen persönlich erbenden Oberbischof zu bestellen. — In unserem Königreiche sey dies wegen der Anglikanischen Confession des Königs zudem nicht wohl möglich. — Unter solchen Umständen müsse die obere Leitung der Kirche auf die höchsten Ämter übergehen, wozu jedoch die Einwilligung des jetzigen oberen Kirchenregiments erforderlich sey.

In den Verhandlungen über den Vortrag Petri's trat, eben weil der Gegenstand ein neuer war, nicht jene Bestimmtheit der Ansichten hervor, wie wir sie in anderer Beziehung unter unserer hannoverschen Geistlichkeit finden. Es würde jedoch nicht richtig seyn, wenn wir aus dem im Ganzen geringen Widerspruch, welchen der Vortrag Petri's fand, den Schluß ziehen wollten, der größte Theil der Versammlung sey mit seinen Vorschlägen einverstanden gewesen; Ref. hat wenigstens in Privatunterredungen die entgegengesetzte Erfahrung gemacht; vielmehr läßt sich der geringe Widerspruch, den Petri's Ansichten im Ganzen fanden, aus dem Umstande erklären, daß, eben weil die Umgestaltung der kirchlichen Verfassung bei uns erst ganz kürzlich in Anregung gebracht ist, sich bei der hannoverschen Geistlichkeit noch keine bestimmte Ansicht hat herausbilden können, in welcher Weise die bestehende Consistorialverfassung mit synodalen Formen zu verbinden sey. Deshalb mußten denn auch die Verhandlungen ein Gefühl zurücklassen, das in sehr vielen Beziehungen nicht befriedigt seyn möchte. Indes haben jedenfalls diese Verhandlungen zu weiterem Nachdenken über die Bedingungen, unter welchen eine Umgestaltung unserer lutherischen Kirchenverfassung möglich ist, angeregt.

In den Verhandlungen, auf deren Einzelheiten wir nicht vollständig eingehen können, um die Leser nicht zu ermüden, sprach zunächst Supperint. Sager aus Deßfeldt aus, daß, wenn auch das Amt von oben und nicht von unten sey, die Bestellung desselben ungeachtet von der Gemeinde ausgehen könne; im anderen Falle müßten alle anderen Ämter, auch die bürgerlichen, eine solche Bestellung ausschließen; es sey von Gott für die Gemeinde. Archivrath Strauß aus Bückeburg bewerkte dagegen, daß das Amt ein Amt der ganzen Kirche an der Gemeinde sey, weshalb die Einzelgemeinde sich nicht das Amt setze, sondern von der Kirche an ihr gesetzt werde, worauf Sager erwiderte, daß er der Gemeinde eine Mitwirkung bei der Bestellung gewährt zu wissen wünsche, und Past. Brakelbusch aus Verlum ausspricht, daß die Bestellung des Amtes von oben festzuhalten sey; dagegen müsse der Einzelgemeinde das Recht der Verwerfung bei der Bestellung und der Beschwerde gegen dasselbe, nicht aber das Gericht über dasselbe zugestanden werden. Past. Dr. Petri zeigt sich damit einverstanden, daß die Bestellung des Amtes von der höheren Form der Kirchengemeinschaft geschehe unter Mitwirkung der Gemeinde.

In Beziehung auf die dritte Frage erklärt Ernst, daß er auf das Recht des landesherrlichen Kirchenregiments nicht näher eingehen wolle; nach seiner Ansicht sey es juris divini, und könne daher vom Landesherren nicht abgetreten werden; inwieweit auch dann, wenn das Regiment nur juris humani sey, könne eine Abtretung nicht wohl stattfinden; den Mangel, welcher daran hänge, theilten nicht bloß die General-Superintendenten und Superintendenten, sondern, falls es aufhöre, müßten auch die durch dasselbe bestellten Behörden aufhören, indem ihre Verpflichtung aufhöre; Superintendenten und General-Superintendenten würden nur Delegirte der Pfarrer seyn können, oder man müsse, wie in der Anglikanischen Kirche geschehe, die drei Stufen des Amtes als eine göttliche Einsetzung anerkennen. Brakelbusch hält dieses für eine kirchenrechtliche Frage, die nicht näher zu erörtern sey; dagegen macht Münchmeyer geltend, daß der Summepiskopat der Landesherren nicht, wie Ernst wolle, kraft göttlicher, sondern kraft menschlicher Einsetzung bestehe, und deshalb wohl abzutreten sey; wir hätten uns demselben unterworfen, wie aller menschlichen Ordnung, um des Herrn willen; könne

der Landesherr es nicht mehr führen, so gebe er es der Kirche zurück, und würde ihr dann noch dadurch den letzten Dienst erweisen müssen, daß er ihr zu den Ämtern helfe, durch welche fortan das Regiment geführt werden könne. Sager glaubt, daß man in jetziger Zeit noch das landesherrliche Kirchenregiment zu stützen habe, indem sie für die Entscheidung über den Summepiskopat noch nicht reif sey; übrigens wünscht er, daß die Verfassung der Kirche frei sey. —

Am Schluß der Verhandlungen des ersten Tages sammelte man sich in dem Liede: „Gott der Vater, wohn' uns bei.“

Wir haben hier nicht die Absicht, eine Kritik des Petrischen Vortrags und der Verhandlungen über denselben zu schreiben; denn in diesem Falle würden wir auf vieles Einzelne näher eingehen müssen; deshalb bemerken wir nur in der Kürze, daß in dem Vortrage Petri's jedenfalls das zu loben ist, daß dem Amte und den Persönlichkeiten, von welchen dasselbe getragen wird, die nothwendige Anerkennung zu Theil wird, und daß nicht, wie in dem Gesetzentwurfe über die veränderte Consistorialverfassung geschieht, die kirchlichen Behörden mit administrativen Verwaltungsbehörden gewissermaßen so zusammengeworfen werden, daß das weltliche Element überwiegt, sondern daß dieselben durchaus geistliche Behörden bleiben, an deren Spitze jedesmal vermöge seines Amtes in der Kirche eine geistliche Persönlichkeit steht; indeß scheint es uns sehr bedenklich, wie auch in den Verhandlungen hier und da bemerkt wurde, einen Ausschuß oder besser Vorstand in der vorgeschlagenen Weise zu bestellen. Das Princip, welches in unserer lutherischen Kirche vorkommt, möchte hiedurch beeinträchtigt seyn; denn diese hat festgehalten, daß die Leitung der Kirche nicht von unten, sondern von oben her kommen müsse. Freilich hat man diese Leitung von oben her auch festhalten wollen; allein wir sind nicht im Stande einzusehen, wie solches geschehen kann, wenn man in den unteren Stufen ganz in reformirter Weise die Gemeinde zum Subjekt der Kirchengewalt macht. Es ist keineswegs unsere Absicht, den Gemeinden diejenigen Rechte, welche ihnen gebühren, zu verkümmern; aber eben so wenig wie die Träger des geistlichen Amtes allein die Kirche bilden, können auch die Gemeinden allein, auch wenn sie zu einer Gesamtgemeinde in einem größeren Ganzen zusammentreten, als die Kirche angesehen werden. Dann würden die Träger des geistlichen Amtes von den Gemeinden abhängen; sie haben aber ihre Vollmacht vom Herrn und stehen daher durchaus selbstständig kraft ihres Amtes da. Vermöge göttlicher Vollmacht sind sie das leitende Element in der Kirche und die Gemeinden das zu leitende; darum muß ihnen selbst auf den unteren Stufen in einem vorzüglichsten Grade eine Einwirkung zustehen, so daß mithin kein Vorstand bestellt werden kann, ohne daß sie dabei thätig gewesen wären. Je höher die kirchlichen Stufen sind, desto durchgreifender muß diese Einwirkung hervortreten, und demzufolge die kirchliche Verfassung auch so organisiert seyn, daß dies geschehen kann. Wir glauben, die Stellung der Gemeinden in der ersten christlichen Kirche kann hier maßgebend seyn. Eine Gleichstellung oder Vermischung der Gemeinden mit den Trägern des geistlichen Amtes findet durchaus nicht statt. Die Apostel und Presbyter, welche aber keineswegs Laienälteste, sondern Diener des Wortes waren, treten überall handelnd auf, und die Gemeinden werden nur um ihre Zustimmung gefragt. Bei der Bestellung des Diaconats (Act. 6.) überlassen zwar die Apostel der Gemeinde die Wahl; aber sie geben ihr die bestimmteste Vorschrift, wen und wie sie wählen sollen, und hören zugleich damit durchaus nicht auf, selbst mit thätig zu seyn. Diese Einwirkung aber darf dem geistlichen Amt auch gegenwärtig auf den unteren Stufen nicht verkümmert werden, mag es vielleicht auch der christlichen Freiheit überlassen bleiben, wie sie stattfinden solle.

Zwar sind auch wir der Ansicht, daß, wenn gewisse politische Grundsätze der Zeit praktisch werden sollten, der Summepiskopat des Landes-

herrs nicht mehr bestehen kann; jedoch können wir nicht auf die gemachten Vorschläge Petri's, welche wir theilweise für unpraktisch ansehen müssen, eingehen. Ganz besonders unpraktisch scheint uns zu seyn, wie die oberste Form der Kirchengemeinschaft durch ein möglichst freies Zusammenwirken der General-Superintendenten gebildet werden soll, wobei dann Einem entweder nach einem Turnus oder nach bleibender Bestimmung die Initiative und auch die Vertretung nach außen, dem Staate und den auswärtigen Kirchen gegenüber, zu übertragen sey.

Die Abendunterredung dieses Tages hatte die Trennung der Schule von der Kirche zu ihrem Gegenstande. Da sie in Beziehung steht zu einem Gesetzentwurfe über die zukünftige Gestaltung des christlichen Volksschulwesens, so ist es nothwendig, dessen wesentlichsten Inhalt anzugeben. Nach diesem Entwurfe soll zwar die bisherige christliche Volksschule ihren christlich-confessionellen Charakter behalten, indeß nichts desto weniger die Schule von der Kirche getrennt werden, mag diese Trennung nun auch nicht überall strikte durchgeführt werden können. Die nächste Aufsicht über Schule und Schulunterricht soll den neu eingerichteten Schulvorständen zustehen, und für den Religionsunterricht soll an die Stelle des Schulvorstandes ein zur Aufsicht hierüber von der Provinzialschulbehörde berufener Geistlicher des Orts treten. Provinzialschulbehörden werden getrennt für die evangelischen und katholischen Volksschulen gebildet in sämmtlichen Landdrosteibezirken und zwar aus drei Mitgliedern, nämlich einem Rechtskundigen, wozu vorzugsweise ein Mitglied der betreffenden Landdrostei anzuerkennen ist, einem Schulkundigen und einem Geistlichen, welcher von der Kirchenregierung der Regel nach aus den Consistorialmitgliedern zu benennen ist und das Interesse der Kirche bei dem Volksschulwesen wahrzunehmen vorzugsweise berufen seyn soll. Den Provinzialschulbehörden sollen als ausführende und die Ausführung überwachende Organe dienen: die Beamten, je für ihren Bezirk, die Schul-Inspektoren, welche für einen Bezirk von c. 50 Volksschulen zu ernennen seyn werden, und das schulkundige Mitglied der Behörde in seiner Eigenschaft als Ober-Schul-Inspektor. Diesen Provinzialschulbehörden soll das Ministerium der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten vorgesetzt seyn, dessen Wirksamkeit aber noch durch das bereits für das gelehrte Schulwesen bestehende Ober-Schul-Collegium unterstützt werden wird, indem dasselbe durch eine Abtheilung für das Volksschulwesen erweitert wird. — Der Kirche erlaubt man bei dieser neuen Einrichtung, zur Wahrung ihres Interesses an den Schulen durch ihre Organe (Pfarrer, Superintenden) fortlaufend Kenntniß zu nehmen und in Beziehung hierauf Anträge an die resp. Schulbehörden zu machen, die dann möglichst zu berücksichtigen seyn sollen.

Sollten diese Grundzüge in unserem Königreiche zur Ausführung kommen, so würde, wie wir sehen, die Schule von der Kirche vollständig getrennt seyn; denn ihr Einfluß auf dieselbe würde durchaus paralysirt seyn. Zeitlich will man in die Schulbehörden einen Geistlichen nehmen, aber damit hört diese Behörde nicht auf ein durchaus weltliches Institut zu seyn, indem der Einfluß des geistlichen Mitglieds gegen den von zwei weltlichen Mitgliedern durchaus zurücktreten muß, und indem sodann diese Behörde von einer rein weltlichen Oberbehörde abhängig ist. Wollends nichtesagend ist es aber, wenn man der Kirche einräumt zur Wahrung ihres Interesses von den Schulen Kenntniß zu nehmen und darauf bezügliche Anträge zu machen. Wir denken, dies steht einem Jeden zu, der bei dem Schulwesen theilhaftig ist, und was die Anträge betrifft, so bleibt es ja immer den Schulbehörden überlassen, sie in Ausführung zu bringen oder nicht. Wir dürfen daher sagen, die Kirche soll auf die Schule, welche ihre Stiftung ist, gar nicht mehr einwirken dürfen, man will sie mithin vollständig außer Aktivität setzen. Selbst

die Aufsicht über den Religionsunterricht hat ein Pfarrer in der Volksschule nicht mehr kraft seines Amtes zu führen, sondern kraft Auftrags von Seiten der Provinzialschulbehörde. Wir sind der Überzeugung, daß diese Grundzüge, selbst wenn sie zum Gesetz werden sollten, factisch doch nie genau zur Ausführung kommen werden, da sie so unpraktisch sind, wie nur irgend etwas erfonnen werden kann. Die Aufsicht über den Religionsunterricht läßt man nämlich einem Geistlichen zustehen, als wenn dieser Unterricht in den Volksschulen ganz etwas für sich Abgeschlossenes wäre und in einzelnen Stunden abgemacht werden könne; es soll ja die Volksschule ihren christlich-confessionellen Charakter behalten, und eben deshalb muß ja doch wohl der ganze Unterricht seine christliche Basis bewahren. Es darf mithin das christliche Gebet nicht verstummen, der christliche Gesang nicht verhallen, durch fortwährendes Lesen mit christlicher Erläuterung ist die Jugend in die heilige Geschichte einzuführen und auch die Profangeschichte wird, so weit sie in die Volksschule gehört, doch nur vom christlich-confessionellen Standpunkte aus zu betrachten seyn u. s. w., abgesehen von dem besonderen Unterrichte, der in den Heilslehren erteilt wird. Kurz, es ist in einer Volksschule durchaus unpraktisch, den Religionsunterricht auf eine abstrakte Weise von dem übrigen Unterrichte trennen zu wollen. Alles greift hier so in einander, daß der, welcher die Aufsicht über einen Theil hat, sie auch über das Ganze haben muß. Grell muß sich das Unpraktische des Entwurfs darstellen, wenn man sich denkt, wie der Pfarrer in die Schule kommt, um den Religionsunterricht, der erteilt wird, anzuhören, aber sich sofort würde entfernen müssen, wenn etwas Anderes vorgenommen wird. Welche Fortschritte die Schüler im Lesen, Schreiben, Rechnen gemacht haben, um bei diesen Fertigkeiten stehen zu bleiben, darum würde er sich künftig gar nicht zu kümmern haben, und weder in dieser Beziehung, noch überhaupt in Beziehung auf die ganze Führung eines Schülers irgend ein ausmunterndes oder auch tadelndes Wort aussprechen können u. s. w.

Über die Unterredung, welche über die Trennung der Schule von der Kirche und den sich darauf beziehenden Gesetzentwurf stattfand, bemerken wir in der Kürze, daß sich die Ansichten im Allgemeinen in zwei verschiedene Auffassungen theilten. Obwohl man nämlich durchaus gegen die Trennung der Schule von der Kirche sich erklärte, so wurde doch von einer Seite geäußert, daß es Zeiten gebe, wo man labiren müsse, wie gegenwärtig der Fall sey; das, was der Entwurf biete, sey das für jetzt allein Erreichbare, indem der Kirche wenigstens nicht aller Einfluß auf das Volksschulwesen genommen würde und die Volksschule ihren christlich-confessionellen Charakter bewahren solle. Von der anderen Seite dagegen wurde hervorgehoben, daß die Volksschule eine Tochter der christlichen Kirche sey und sich bis dahin mit derselben entwickelt habe; und sodann wurde auf die Gefahren hingewiesen, welche herbeigeführt werden würden, wenn man den Faden dieser historischen Entwicklung zerriß. Auch wurde bemerkt, daß die Schulen größtentheils durch kirchliche Mittel gegründet und auch noch unterhalten würden, oder nur dadurch ihr Bestehen hätten, daß Kirchendienste mit derselben verbunden wären; bei einer Trennung der Schule von der Kirche würde diese ihr Eigentum zurückfordern und zurückhalten müssen, und auch die Kirchendienste nicht mehr in der Verbindung mit der Schule bestehen lassen können. Es wurde unter Anderem auch noch geltend gemacht, daß man glaube, es sey für die Volksschule eine Zeit der Krisis gekommen, in welcher das bisherige Verhältniß nun einmal nicht fortbestehen könne, doch wohl zu unteruchen sey, von wem die Bewegung ausgehe; es sey bekannt, daß die Trennung verlangt werde wohl von einer gottentfremdeten Partei, welche in den Tagesblättern sich breit mache, nicht aber von der christlichen Gemeinde, auf welche es hier doch allein ankomme.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 29. September.

N^o 78.

Bibelsunden und innere Mission.

Bei den großen und wichtigen Fragen unserer Zeit kann es uns leicht begegnen, daß es öfters ist, als würde uns das eigene Haus zu enge. Das Regierenwollen und das Klugsehnwollen ist immer des alten Adam's Natur, und je günstiger ihm die Zeitluft ist, desto entschiedener tritt seine Art hervor. Viele schauen jetzt zum Fenster hinaus, und sehen nicht, was im eigenen Hause geschieht. Gegen die Sünden seiner Zeit muß der Christ doppelt wachen und kämpfen. Die Treue im Kleinen ist immer des Pfarrers Losung, und soll es auch jetzt seyn und bleiben. Die Pastoral-Conferenzen haben den Blick nach Außen hin eröffnet, und wenn auch Etliche begeistert und erwärmt in das stille Pfarrhaus zurückkehren, so sind doch Andere mit allgemeinen Plänen und Gedanken so angefüllt, daß sie den eigenen Balken ihrer Amtsführung gar leicht übersehen. Dazu kommen die großen, endlosen Wirren unserer Tage, daß wir leicht mehr in der Zeitung lesen als in der Bibel. Das sey Gott geklagt! darum wachet!

Eine große Errungenschaft hat uns die Zeit gebracht, nämlich die, daß der Nationalismus zu Schanden geworden ist, daß von ihm Rebellen und Empörer ausgegangen sind, daß ihm, und was damit zusammenhängt, Lichtfreunden und Deutsch-Katholiken u. s. w. die Larve vom Gesicht gerissen ist. Fest aber hat gestanden, was seine Knie beugen gelernt hat vor dem König der Könige, und durch den heiligen Geist bekennen kann, daß Jesus Christus der Herr sey zur Ehre Gottes des Vaters. Viele treue Pastoren haben aber die Erfahrung gemacht, daß sie in ihren Gemeinden nicht die Stütze und den Halt gefunden haben, der ihnen in der bösen Zeit Bedürfnis war. Unsere Tage haben die Gedanken der Menschen offenbar werden lassen, und der eigentliche Abfall von Gottes Wort ist vielen Pastoren wohl jetzt erst recht klar geworden, und sie haben klar gesehen, daß auch von unseren Tagen gilt, daß die Menschen sich nicht mehr wollen vom Geiste Gottes strafen lassen. Wie leicht ist es oft den Wühlern geworden, die große Zahl der Gemeindeglieder in ganz einfachen Dingen zu verwirren und zu verleiten, und Viele haben den Beweis erhalten, daß auch die eben nicht ganz todtten Glieder zu wenig gegründet sind in Gottes Wort. Die Frage um die Verfassung der Kirche ist wohl eine recht wichtige und große, aber wichtiger und dringender ist die Pflicht, Gottes Wort in der Gemeinde mit Ernst und Treue zu treiben. — Aus mehrjähriger Erfahrung weiß ich, daß die Bibelsunden, oder Betstunden, oder Erbauungsstunden dazu ein gar

sehr kräftiges Hülfsmittel sind. Wenn man an den Worten klaben will, so könnte man freilich sagen, das sind drei verschiedene Sachen, die Bibelsunde will anders als eine Bet- und Erbauungsstunde gehalten werden; aber wenn eine Bibelsunde nicht zugleich eine Bet- und Erbauungsstunde mit ist, so wird sie in sehr wenig Fällen und nur unter gar seltenen Umständen in der Gemeinde sich halten und von den Mühseligen und Beladenen besucht werden. In meiner Gemeinde sagten etliche Leute nicht gerne, wir gehen in die Betstunde, und nannten sie lieber Bibelsunde, weil das vielleicht sich anständiger anhört; andere dagegen sagten am liebsten: wir gehen in die Betstunde.

Es ist auch schon in diesen Blättern davon geredet, wo dergleichen Stunden am besten zu halten sind. Nach meiner Erfahrung muß man im Pfarrhause, in der stillen Studiestube anfangen; wird die zu enge, so nehme man die größte Stube im Hause, vielleicht das Confirmandenzimmer, und erst wenn das durchaus nicht mehr ausreicht, so denke man an die Kirche. Eine große Kirche paßt sich nicht gut dazu, und ist nur dann gut, wenn sie von der Gemeinde ganz ausgefüllt wird. Sollte nach einiger Zeit die Kirche zu groß werden, oder die Versammlung zu klein, so würde ich wieder die früheren kleinen Räume auffuchen, und würde suchen, den etwaigen Protest der Hausfrau zu beseitigen. Gleich im Anfange ist es von großer Wichtigkeit, einige Männer, je nach dem Umfange der Gemeinde und nach der Theilnahme, die die Sache findet, zwei bis höchstens fünf Männer näher herbeizuziehen, und sich mit denen über jede Einrichtung ausführlich zu besprechen. Bei dieser Wahl muß man ernstliches Gebet und demüthige Vorsicht gebrauchen. Es dürfen nicht Neulinge seyn, sondern solche, die sich im Glauben bewährt haben, damit sie sich nicht aufblasen; auch müssen sie ein gutes Zeugniß haben von denen, die draußen sind, sie müssen ihrem Hause wohl vorstehen und gehorsame Kinder haben mit aller Ehrbarkeit. Läßt es sich irgend thun, so muß bei diesen Leuten in ihren Wohnungen hin und wieder eine Erbauungsstunde gehalten werden, an der Theil nimmt, wer aus der ganzen Gemeinde kommen will, damit die Hülfes- und Trostbedürftigen die Häuser kennen lernen, in denen sie wohl einmal das Herz ausschütten können. Mit diesen Männern muß man fleißig zusammenkommen, mit ihnen treulich die Knie beugen und ernstlich für die ganze Gemeinde beten; und hat von ihnen einer die Gabe, laut zu beten, so gestatte man es ihm in solchen Versammlungen recht herzlich gerne. Nach dem Gebete lese man vor aus Gottes Wort und rede dann mit ihnen über die Bedürfnisse der ganzen Gemeinde und über den Zustand einzelner

Familien und Seelen, und über die Gefahren, in denen sich diese oder jene unter dem unverheiratheten Volke befinde, Alles in demüthiger, herzlicher Liebe und mit aufrichtiger Zunge. Es ist nicht zu vermeiden, daß durch Einrichtung der Erbauungsstunden eine Art von Spaltung in die Gemeinde kommt: Die Einen besuchen sie fleißig und regelmäßig, die Anderen mögen nicht kommen. Diejenigen nun, die die Betstunden ganz ordentlich besuchen, müssen unter besondere Aufsicht genommen werden, müssen möglichst fleißig besucht werden, und jene Männer müssen sie unterweisen, wie sie in ihren Wohnungen Gott können dienen durch Gebet und christlichen Wandel, wie sie ihre Kinder im Katechismus unterrichten, wie sie bei Tische müssen beten und an dem Sonntage und in den müßigen Abenden des Winters Gottes Wort und schöne Erbauungsbücher lesen können. Die Theorie hilft hier nicht, die Leute müssen das sehen und man muß es ihnen vormachen und fleißig nachsehen, ob sie es auch recht machen. Es ist auch sehr gut und heilsam, wenn man sie möglichst dies oder jenes schöne Lied auswendig zu lernen und ihre Seelen zu speisen mit herrlichen Sprüchen aus der Bibel zu gewöhnen sucht. Man muß ihnen Liebe beweisen, damit sie lernen sich und Andere recht zu lieben. Durch solche häusliche Einrichtung und durch den Besuch der Betstunden reißen sie sich los von der Welt, und mit dem Bekenntnisse, daß sie zur Betstunde gehören, gewinnen sie an Ernst und Treue, weil die Welt sie schärfer ansieht. Doch die Zucht soll nicht allein von denen da draußen geübt werden, sondern auch von der Liebe, die im Hause Gottes brennt. Der Pastor muß mit seinen Helfern und Handlangern bei dem Bau der Gemeinde für solche Familien namentlich oft beten, und sich treulich um sie bekümmern und besonders wachen, wenn die Prüfungen und Versuchungen kommen, damit sie standhaft bleiben.

Die obenbezeichneten Männer veranstalten auch kleine Sammlungen, die sie bei dem Schlusse der Betstunden an den Thüren entgegennehmen. Davon bestreiten sie die sehr geringen Ausgaben für Erleuchtung, wenn dergleichen sollte nöthig seyn; bei uns schenkte dieser oder jener ein Pfund oder zwei Pfund Lichte, und es fehlte nicht daran; das Übrige verwenden sie sehr gewissenhaft für Waisen, oder Wittwen, oder Kranke, oder wenn ein Bruder sollte Noth leiden, und verschweigen dabei nicht, daß das Geld in der Betstunde gesammelt sey, damit sich Jeder scheue, einen Mißbrauch damit zu machen. Ist ein außerordentlicher Fall eingetreten, so gehen sie umher in den Häusern und bitten um eine Gabe, oder es wird am Schlusse der Betstunde aufgefordert, diesem oder jenem der wohlbekannten Männer ein wenig in's Haus zu bringen an Speise, oder Geld, oder Kleidung, wie es grade nöthig ist. Soll die Bibelftunde einen wirklichen Segen bringen, so muß sie mit der praktischen Übung in der Liebe Hand in Hand gehen, und die Gemeinschaft im Glauben muß sich äußerlich zu einer Zucht in der Furcht Gottes gestalten. Ich könnte wohl erzählen, daß, wo Bibelfstunden mit vielem und großem Geschick gehalten wurden,

sie zwar eine Zeit lang blüheten, aber doch wieder verdorren, weil nicht zu rechter Zeit dazu gethan wurde, der Sache äußerlich Halt und Ordnung zu geben. Tag und Stunde, wann die Betstunde zu halten ist, ja auch, was aus Gottes Wort vorzunehmen ist, überläßt man am besten der Bestimmung jener Männer, d. h. man bespricht sich mit ihnen darüber, und hört gerne auf ihren verständigen Rath.

Nach meiner Erfahrung ist es aber nicht gut, im Sommer zur Zeit der Ernte die Betstunden ausfallen zu lassen. Ich weiß, daß fromme Knechte und Mägde sich bei dem Vermiethen bei der Herrschaft die Bedingung stellten, daß sie dürfen die Betstunden besuchen, wenn sie auch eine Stunde weit zu gehen hatten; und die Herrschaft verweigerte es nicht, weil sie gerne treues und ehrliches Gesinde haben möchte, die auch gerne an dem Tage eine oder zwei Stunden eher aufstanden, fleißig an die Arbeit gingen und das Versäumte reichlich wieder einholten.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Die Pastoral-Conferenz in Hannover am 6. und 7. Juni.

(Schluß.)

Am zweiten Konferenztage stärkte die Versammlung sich zunächst durch das Lied: „Ach bleib' mit deiner Gnade,“ durch Verlesung von Ps. 46. und durch Gebet, worauf Superint. Spitta aus Wittingen einen Vortrag hielt über die Frage: Welches sind die wesentlichen Bedingungen, welche über Bestand und Leben einer kirchlichen Gemeinschaft, wie über ihr Bleiben und Nichtbleiben in ihr entscheiden? Und was kann geschehen, um jene Bedingungen zu erhalten und kräftigen?“ *)

Ausgehend von Hebr. 12, 27, 28. stellte der Redner den Alttestamentlichen Kultus als ein Bewegliches dar, welches auf das Unbewegliche hinweise; dieses Unbewegliche, dem die Zukunft ganz angehöre, sey das Reich unseres Gottes und seines Christus, welches wir als ein Gnadenreich empfangen. Dasselbe stände in Verbindung mit den beweglichen Dingen dieser Welt, es sey kein Abstraktum, existire in völliger Realität, habe seinen König und seine Unterthanen, sein Gebiet und seine Grenzen, welche es bald einzieht, bald erweitert, bis zuletzt alle Reiche aufgenommen werden. Bei aller Unbeweglichkeit seines Bestandes laufe es im Kampfe mit der Welt Gefahr, von deren Verderben mit fortgerissen zu werden, und zwar besonders jetzt, wo viel Bewegliches sich bereits verändert habe und noch verändern werde; daher sey die oben gestellte Frage für alle gläubige und fromme Herzen von Wichtigkeit.

1. Näher auf den ersten Theil der Frage eingehend wurde hierauf gezeigt, wie dieses unbewegliche Reich zwar eine allgemeine christliche Kirche heiße und sey, wie sich aber in derselben nach Völkern, Stämmen und Geschlechtern, Ländern und Gebieten, Sprachen und Mundarten gewisse Sonderungen vorfinden, denen eine gewisse Selbstständigkeit

*) Der Vortrag ist in Nr. 24. des Zeitblattes f. d. Luth. R. abgedruckt und auch besonders zu haben.

vergönnt sey, weshalb sich die Geschichte der christlichen Kirche nach den Wülfen und Ländern u. s. f. verzweige. Durch solche Herablassung werde in anderer Beziehung ihr Wohlstand geschmälert; denn indem die Kirche sich herablasse, eine Landeskirche zu werden und sich den Territorialverhältnissen anbequeme, nehme sie an den beweglichen Zuständen des Landes Theil, ja, sie könne so mißhandelt werden, daß ihr Bestand und Leben in Frage komme und es daher zweifelhaft sey, ob sie noch zu Recht bestände, noch im Stande wäre, ihre Angehörigen für ein ächt kirchliches Leben zu erziehen und darin zu erhalten, so daß es eine Lebens- und Gewissensfrage würde, ob man in einer solchen Landeskirche bleiben könne und dürfe oder nicht. — Näher wurde dann dargelegt, was sich als wesentliche Bedingung des Bestandes und Lebens der Evangelisch-Lutherischen Kirche des Hannoverschen Landes erweisen müsse; dies sey ihr Name, ihr Bekenntniß, ihr Kultus und ihre Selbstständigkeit. —

Im Wesentlichen wurde bemerkt, daß der Name unserer Evangelisch-Lutherischen Kirche als Zeugniß ihrer Angehörigkeit und Herkunft bewahrt werden solle, derselbe sey ein historisches Correctiv für manche Mißdeutung in der Lehre und Mißbildung im Kultus. Daß man den Namen unserer Kirche zu antiquiren suche, sey ein Beweis für seine Wichtigkeit. — Hinsichtlich des Bekenntnisses dürfe es nicht die Meinung seyn, daß bloß ein Stück desselben bleiben, wie das Apostolicum oder die Augustana, viel weniger ein solches Stück in defekter oder voriirter Form, sondern das volle Bekenntniß sey festzuhalten, so daß der darin ausgesprochene Glaube als Grund der Kirche gelte und für die Lehrer eine Verpflichtung zu diesem Bekenntnisse statfinde. Weiter wurde erörtert, in welcher Strenge das Bekenntniß festzuhalten oder irgend eine Abweichung zu dulden sey. Über den Kultus wurde bemerkt, daß er in den gottesdienstlichen Ordnungen das Bekenntniß zum Ausdruck zu bringen habe, und daher wesentlich zum Bestande und Leben einer kirchlichen Gemeinschaft gehöre, was auch daraus hervorgehe, daß bei der Bildung der Lutherischen Kirche, in welcher die Gnade Gottes durch feinerlei Werk und Verdienst erworben werden könne, auch sofort ein neuer Kultus entstanden sey, in welchem sich das Princip der Lutherischen Kirche ausspreche. Angeedeutet wurde sodann, wie sich der Lutherische Kultus im Gegensatz zum katholischen und in wesentlicher Differenz von dem reformirten gestaltet habe. Dem Bekenntniß Entsprechendes könne weder abgethan, noch etwas Fremdartiges hinzugehant werden, wie bei der Union, ohne das Wesen der Kirche zu afficiren oder alteriren u. — Weiter wurde dann entwickelt, wie der Evangelisch-Lutherischen Kirche ihre Selbstständigkeit durch eine ihrem Wesen entsprechende Verfassung und Regierung gesichert werden müsse. Unter Voraussetzung der Christlichkeit habe unsere Lutherische Kirche sich dem Staate vertrauensvoll hingeeben, so daß sie hier am empfindlichsten von der Bewegung des gegenwärtigen Weltlaufs berührt werde. Eine Verfassung, welche nicht ausschließlich unsere zu verfassende Kirchengemeinschaft im Auge habe, sondern die Pfllichtkeit für eine andere confessionell verschiedene Kirchengemeinschaft erstrebe, würde unsere Kirche drücken; erdrücken würde sie aber eine solche, welche in den Händen einer Staatsbehörde ruhe, welche nicht bloß von dem kirchlichen Bekenntniß unabhängig, sondern auch einer politischen Repräsentation verantwortlich sey, die keine religiösen, geschweige kirchlichen Unterschiede kenne. — In der weiteren Ausführung wurde dann die Frage vorgelegt, in welchem Falle die Landeskirche zu verlassen sey; dabei jedoch sehr hervorgehoben mit Beziehung auf Jes. 45, 4. 5., daß wir der kirchlichen Gemeinschaft, welcher wir herkömmlich, glicdlich und amtlich angehören, zur Treue ver-

pflchtet seyen; es gezeime uns, mit ihr zu leiden, bei der Neugestaltung zu helfen, und Christo, als der Kirche Bauherren, als lebendige Steine zu Willen und zur Hand zu seyn.

2. Kürzer wurde ausgeführt, was geschehen müsse, um jene Bedingungen, welche über Bestand und Leben einer kirchlichen Gemeinschaft entscheiden, falls sie noch vorhanden seyen, zu erhalten und zu kräftigen. Der Name solle zunächst zu einer treibenden Kraft werden, und dadurch das Bewußtseyn dessen, was er bedeute, wecken und beleben. Das Bekenntniß solle in das Bewußtseyn des Volks gebracht werden, der kleine Katechismus Luther's sey in Schulen und Kirchen zu traktiren; besonders wurde als nothwendig hervorgehoben, daß die Augustana und möglichst auch die anderen Bekenntnisschriften den Gemeinden bekannt würden. Hinsichtlich des Kultus wird verlangt, daß alle ungleich- und fremdartigen Elemente entfernt werden, in dem die Willkühr der Kirchendiener großen Schaden angerichtet habe. Der Gottesdienst sey nach seiner anderen Ordnung als nach der unserer Kirche zu pflegen, was helfen werde, um in den Gemeinden Bestand und Leben zu erhalten und zu kräftigen. Auch wurde angedeutet, was für die Selbstständigkeit der Kirche von der Verfassung zu erwarten sey, wie tüchtige Kirchenvorsteher für dieselbe anzuregen seyen u. s. f.

Am Schluß wurden Fragen gestellt über den Zustand unserer kirchlichen Gemeinschaftsmitglieder, ob der Zustand ihrer Mehrheit der eines bewußten und gewollten Abtreitens vom kirchlichen Glauben und Leben sey, oder eines unbewußten und unfreiwilligen Abkommens davon und Bekenntnisses in dessen Gegenheil. Es wurde bemerkt, daß die Antworten anders aus städtischen wie aus ländlichen Pfarochen lauten würden, eben so wie sie durch die kirchlichen Zustände der Provinzen bestimmt werden dürften; es werde kaum irgendwo an solchen fehlen, welche nicht mit Bewußtseyn Feinde der Kirche wären, doch werde die Zahl der unbewußten Feinde überall größer seyn. Zuletzt wurde in Erwägung gezogen, ob jene sonst bedenkliche Maßregel bei der gegenwärtigen Noth an der Zeit sey, mit welcher Löße in seiner Schrift: „Vorschlag zur Vereinigung Lutherischer Christen für apostolische Leben“ hervorgetreten wäre; es wurde dabei unter Anderem ausgesprochen, daß die Ausführbarkeit des Lößchen'schen Vorschlags nicht klar sey, falls sich nicht Kirchlein in der Kirche bilden sollten, was indeß Löße selbst nicht wollte.

Dieser Vortrag Spitta's fand im Allgemeinen bei der Versammlung große Beistimmung, weshalb Vielen derselben deren Dank aussprach. Auch bat die Versammlung den Redner, seinen Vortrag zu veröffentlichen. Sager erhebt sich zwar mit der Befürchtung, einen Mißton in der lieben Versammlung anzuschlagen, doch könne er um der Wahrhaftigkeit willen nicht ganz schweigen. Es bestehe ein relativer Unterschied zwischen der ausgesprochenen Richtung, welche in der Versammlung getheilt zu werden scheine, und der feinnigen; zunächst müsse er den Vereinigungspunkt andeuten, das sey der Glaube; er könne jedoch nicht einstimmen in das Urtheil über kirchliche Dinge, welches hier der Glaube gefällt habe; unabweisliches Bedürfnis sey, daß der Name des Herrn Jesu Christi Anfang, Mitte und Ende bleibe; wenn gefordert werde, daß immer der Lutherische Name genannt werde, so müsse er den Namen Jesu Christi zuerst nennen, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, die Sonderkirche zu überschätzen; — das Andere sey ihm der Begriff der Kirche, diese sey die Gemeinde der Heiligen, wobei er die Rechte der Confession nicht verkennen wolle, doch sey ihm diese nicht die Kirche, er müsse sich orientiren auf dem Gebiete der ganzen Kirche und da seine

Brüder suchen und sich vorhalten, daß der Herr Jesus überall Menschen gesucht und ihnen seine Liebe geschenkt habe, überall habe derselbe seine Glieder, denen er seine Hand nicht verweigern dürfe; erst nach ihrer Anerkennung als Brüder in Christo dürfe ihnen gegenüber die Confession geltend gemacht werden; endlich sey es ihm immer Bedürfnis, von dem idealen Standpunkt auf den realen zurückzugehen; sehe er sich auf diesem um und frage er nicht, wie es seyn solle, sondern wie es wirklich sey, so müsse eine Herzensdemüthigung die Folge seyn, wodurch seine Forderungen gemäßiget würden; daher könne er für seine Confession nicht so strenge Forderungen aufstellen, wie von Spitta geheißen sey, welche, wenn sie geltend gemacht würden, den Bestand der Kirche zerstören müßten; nur die freie Predigt in der Kirche müsse gelassen werden, dann werde er nicht auscheiden, sondern werde sich nur austreiben lassen. Brakebusch, nachdem er S. seine Liebe bezeugt hat, erklärt sich gegen ihn. Sayer erklärt, nur aus Gewissenszwang seine persönliche Differenz ausgesprochen zu haben und wünscht, daß darauf nicht weiter eingegangen werde, was gleichfalls Petri ausspricht, indem er zugleich beklagt, daß beide Richtungen in dieser Hinsicht nicht mit einander gehen können. — Bei der Verhandlung über den zweiten Theil der Frage macht Delken geltend, wie sehr die Einprägung des kleinen Lutherischen Katechismus wirke; Petri spricht die Nothwendigkeit einer Bekanntschaft mit dem Gesamtbekenntnis aus; auch glaubt er, daß der Kern des Löhnschen Vorschlags zu beherrigen sey, wenn auch die Methode ihre Bedenken habe; das Vereinswesen sey im Dienste der Kirche zu benutzen; um der Bedenken willen, Conventikel oder Kirchlein in der Kirche zu gründen, dürfe eine Vereinigung der Erweckten nicht unterbleiben. Pastor Sievers aus Heemsen geht auf die große Unklarheit der Gemeinden hinsichtlich des Confessionellen ein und hebt hervor, wie dagegen im Schul- und Confirmandenunterricht zu wirken sey. Brakebusch spricht seine Bedenken gegen Löhns Vorschläge aus und meint, daß sie kirchlich nicht durchzuführen seyen; um dem Confessionellen zu genügen, habe er in den kirchlichen Katechisationen die Augsburgerische Confession und im Confirmandenunterrichte den großen Lutherischen Katechismus durchgenommen. Harde land hält ebenfalls Vereinigungen in Löhns Weise für bedenklich; in der Provinz Hildesheim, der er angehöre, werde man sie mit den dort vorhandenen Herrnhutischen Elementen zusammenwerfen, die außer dem Katholicismus den Gemeinden allein bekannt seyen, und dies habe Gefahren; kirchliche Formen dürfen daher nicht fehlen; für besonders wünschenswerth hält er die Wiederherstellung von Wochengottesdiensten und Katechismuspredigten, wozu Delken bemerkt, daß dieselben, wenn sie auch aus Nothwendigkeit möchten abgekommen seyn, doch der Kirchenordnung völlig gemäß seyen, so daß der Einführung von Seiten des Geistlichen nichts im Wege stünde. Funke erklärt seine Bestimmung zu dem, was über die Wichtigkeit des Confessionellen geäußert sey; wie aber der christliche Unterricht im Allgemeinen mit dem Geschichtlichen beginne, so solle es auch mit dem besonderen confessionellen geschehen; es sey daher für die confessionelle Belehrung vor der Bekanntschaft mit den Bekenntnissen selbst und neben denselben die Bekanntschaft

mit der Geschichte der Lutherischen Reformation durchaus nothwendig; von welcher Wirksamkeit eine solche Bekanntschaft sey, das habe man in der Provinz Danabrück vor einigen Jahren bei dem Danabrückischen Reformationsjubiläum erfahren, wo eine kleine historische Schrift des Insp. Schüren jündend auf die Bevölkerung gewirkt habe. Götschen hebt hervor, daß nicht bloß der kleine, sondern auch der große Katechismus Luther's zu gebrauchen sey, und theilt mit, wie ein Amtsbruder dadurch, daß er auch aus letzterem das Stück, worüber er nach dem kleinen Katechismus, vorgelesen, allmählig die Erwachsenen in den Nachmittagsdienst gezogen und dann weiter mit ihnen an besonderen Abenden die Bekenntnisbücher gelesen habe. P. Biermann referirt über den segensreichen Erfolg der sonntäglich gehaltenen Bibelstunden in seiner Gemeinde, welche mit Wenigen begonnen, immer zahlreicher besucht würden. Als Präsident spricht Petri dann noch in wenigen Worten den Eindruck aus, welchen die Mittheilungen und Äußerungen der versammelten Brüder gemacht haben; aus Allem gehe hervor, daß Bedürfnis und Empfänglichkeit vorhanden sey, für Jeden liege darin die Mahnung, solchem Bedürfnis und solcher Empfänglichkeit entgegenzukommen. Mit dem Gesange: Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christi, und einem Gebete Petri's wurde sodann die Conferenz beendigt.

Sollen wir uns am Schlusse dieses Berichts noch im Allgemeinen über die diesjährige Conferenz aussprechen, so glauben wir behaupten zu dürfen, daß selbst, wenn auch nicht alle Verhandlungen mögen befriedigt haben, doch die feste, christlich-positive Überzeugung, der Ernst und die Würde bei dem Auftreten aller Theilnehmer und die sich überall kundgebende Liebe zu unserer Kirche einen tiefen Eindruck werden zurücklassen haben. Es darf ausgesprochen werden, Hannover hat eine Geistlichkeit, welche bei der gegenwärtigen revolutionären Verwirrung nicht aufhören werde, das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes, glaubensfreudig zu gebrauchen. Leider ist unsere gegenwärtige politische Verfassung, aus welcher man systematisch alle höheren, wahrhaft conservativen Elemente fast gänzlich verdrängt und zugleich in einer Kopszahlkammer den Demokratismus zur Herrschaft gebracht hat, wenig geeignet, uns zu gesunden politischen Zuständen zu führen. Da ist denn der Beruf der Kirche um so mehr noch ein wichtiger; denn bei einer auf unsittliche Principien basirten Verfassung, welche entsittlichend auf ein Volk wirken muß, wird sie ganz besonders darauf bedacht seyn müssen, einen sittlich-religiösen Geist zu wecken und lebendig zu erhalten. „Wo keine Offenbarung ist, da wird das Volk zügellos, wohl aber ihm, wenn es das Gesetz achtet“ (Prov. 29, 18.); so heißt es, genauer übersetzt, schon im Alten Bunde, und die neueste Geschichte hat die Wahrheit dieses Ausspruchs vollends an's Licht gestellt. Möchten darum in gegenwärtiger Zeit, wo das Volk, eben weil ihm durch die Entwicklung eines antichristlichen Zeitgeistes die Offenbarung zum großen Theil genommen war, zügellos geworden ist, die Diener des geoffenbarten Wortes das heilige, in unserer Nation noch nicht erloschene Feuer bewahren.

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Herausgegeben

von

C. W. Hengstenberg,

Dr. der Phil. u. d. Theol., der letzteren ord. Professor an der Universität zu Berlin.

Funfundvierzigster Band. Viertes Heft.

October 1849.

Berlin,

bei Ludwig Oehmigke.

Es ist der Zweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung in streng gehaltener Einheit die Evangelischen Wahrheiten, wie sie in der heiligen Schrift enthalten und aus ihr in die Bekenntnisschriften unserer Kirche abgeleitet sind, zu begründen und zu verteidigen, den Unterschied zwischen der Evangelischen Lehre und der entgegenstehenden in ein helles Licht zu setzen und durch Mittheilungen, theils über den Zustand der Christlichen Kirche aller Gegenden, theils über die Wirkungen des Evangelii unter den Heidenvölkern, eine lebendige Theilnahme an den kirchlichen Dingen zu erwecken und das Bewußtseyn der Einheit in der Evangelischen Kirche zu befördern.

Die Evangelische Kirchen-Zeitung soll keiner Parthei angehören; sie will der Evangelischen Kirche als solcher dienen. Denen, welche zu dem lebendigen und entschiedenen Glauben an die Wahrheit der Evangelischen Lehre gelangt sind, will sie Gelegenheit geben zur weiteren Ausbildung und Durchbildung; sie will warnen vor den mannigfachen Abirrungen, die sich zu allen Zeiten einer großen religiösen Bewegung auch unter denen eingefunden haben, die in der Hauptsache die göttliche Wahrheit ergriffen hatten. Sie wird sich bestreben, bei den Einzelnen das lebendige Bewußtseyn der Einheit, theils mit der Evangelischen, theils mit der gesammten Christlichen Kirche aller Jahrhunderte zu befördern und zu einer allgemeinen Verbindung aller wahren Glieder der Evangelischen Kirche beizutragen. Vorzugsweise aber möchte die Evangelische Kirchen-Zeitung die Bedürfnisse derer berücksichtigen, welche für Wahrheit empfänglich, nicht wissen, wo sie dieselbe suchen und wo sie sie finden sollen. Das religiöse Bedürfnis ist in der gegenwärtigen Zeit mächtig erwacht; stärker, wie vielleicht je, empfindet man die Nothwendigkeit des Glaubens an eine Offenbarung. Aber viele unter den redlich Suchenden bleiben in stetem Schwanken, weil sie stets befürchten ein Extrem mit dem andern zu vertauschen. Die Evangelische Kirchen-Zeitung wird sich bestreben ihnen die Vorurtheile zu benehmen, welche ihnen gegen die Wahrheiten beigebracht worden, die verwirrten Begriffe zu entwirren, das reine Evangelische Christenthum von seinen mannigfachen Abwegen abzuscheiden, ihre Aufmerksamkeit zu lenken auf die Zeichen der Zeit, und sie näher bekannt zu machen mit den denkwürdigen kirchlichen Ereignissen in den nächsten und fernsten Gegenden der Erde.

Diese Zwecke glaubt der Herausgeber am besten zu erreichen, wenn er den Inhalt der Evangelischen Kirchen-Zeitung in folgende drei Rubriken abtheilt.

I. Aufsätze. Diese zerfallen in vier Classen.

Erste Classe: besonders Aufsätze über wichtige biblische Abschnitte, Auslegung schwieriger Stellen und größerer Stücke, die vorzugeweise in der jetzigen Zeit Erwägung verdienen; Nachweisungen der Glaubenseinheit in den verschiedenen heiligen Schriften, mit Berücksichtigung der verschiedenen Form, in welcher die göttliche Wahrheit in ihnen sich ausdrückt, und Hinweisung auf die stufenweise Entwicklung der göttlichen Heilsanstalten.

Zweite Classe: hauptsächlich Darstellungen der Evangelischen Lehre, im Gegensatz gegen besonders verbreitete Irrthümer im Glauben und Leben unserer Zeit. Belehrungen über die wahre Natur der Christlichen Kirche und ihr Hervortreten in der Zeit u. s. w.

Dritte Classe: kirchenhistorische Mittheilungen von der ältesten Zeit an, insofern sie in direkter Beziehung auf unsere Zeit stehen; zuweilen auch größere Stücke aus seltenen, oder doch der Mehrzahl der Leser unzugänglichen Büchern. Die Mittheilungen der letzteren Art sollen nie bloß compilatorisch seyn, sondern alles soll lebendig eingeführt und durch sie zu der Zeit gesprochen werden.

Vierte Classe: praktisch theologische Aufsätze, Mittheilungen aus der speciellen Seelsorge und andere Amtserfahrungen, Abhandlungen und Vorschläge, den Cultus betreffend u. s. w.

II. Litterarische Anzeigen, nicht gelehrte Recensionen, sondern beurtheilende Anzeigen und Auszüge allgemein wichtiger Bücher, und zwar nicht bloß ganz neu erschienenen, sondern auch erneuernde Empfehlungen guter vergeßener Schriften; Warnungen vor schlechten gangbaren Büchern.

III. Nachrichten, Beiträge zur innern Geschichte der Christlichen Kirche, des Inlandes sowohl wie des Auslandes; kurze Biographien von Personen, die für größere oder kleinere Kreise wichtig wurden, geschichtliche Mittheilungen über Begebenheiten in der äußern Verfassung und über die Verhältnisse der verschiedenen Religionspartheien zu einander; Missionsnachrichten, nicht in der Absicht, die diesem Gegenstande besonders gewidmeten Zeitschriften zu ersetzen oder zu verdrängen, sondern theils allgemeine gebräugte Übersichten theils charakteristische und individuelle Züge, mit Vermeidung aller unnützen Wiederholungen und allgemeinen Redensarten, und was außerdem in irgend einer Beziehung für die Mitglieder der Evangelischen Kirche von Interesse und Wichtigkeit seyn kann. Der Stoff zu diesen Nachrichten wird theils durch eine bedeutende Anzahl von Correspondenten im In- und Auslande, theils durch die Benützung der zweckdienlichen Zeitschriften, in Deutschland, Frankreich, England, Schottland und Amerika geliefert werden.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende seyn muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Überzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verboten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das Entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Überzeugung verträglich ist mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweist, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. Hengstenberg.

Unterzeichneter, als Verleger der Evangelischen Kirchen-Zeitung, erlaubt sich, obiger Anzeile noch einige Bemerkungen nachzusetzen:

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen jede Woche vorläufig zwei Nummern, die auf Verlangen wöchentlich versandt werden; — jedoch findet auch die Versendung von ganzen, in saubern Umschlägen broschirten, Monatsheften statt.

Der Preis für den ersten halben Jahrgang ist 2 Rthlr. Preuß Courant, und wird die Zahlung voraus geleitet. Bestellungen nehmen an: sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämtliche Preuß. Postämter, durch welche die Kirchen-Zeitung ohne Preisermäßigung bezogen wird.

Litterarische und sonstige Mittheilungen, sobald sie per Post gehen, beliebe man an den Herrn Herausgeber hieselbst zu adressiren; — gehen sie aber durch den Buchhandel, was bei nicht sehr eiligen Sachen, oder sobald sie mehr als das gewöhnliche Briefporto betragen möchten, gewünscht wird, dann erbitte ich dergleichen unter meiner Adresse durch Herrn Buchhändler J. G. Mittler in Leipzig, und zwar mit der Bemerkung: Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, zur Post.

Ludwig Dehnißke.

I n h a l t.

	Seite
N ^o 79. Bibelfunden und innere Mission (Schluß)	729
Nachrichten. Aus dem Großherzogthum Hessen	734
— — — Waadtland. Noch ein Wort über die freien Kirchen in Frankreich und in der Waadt	735
— 80. Kann die drohende Kluft zwischen Staat und Kirche durch die Person des evangelischen Landes- herrn gefüllt werden?	737
— 81. Die zweite Woche des Septembers in Wittenberg	745
Nachrichten. Der Wittenberger Kirchentag	749
— 82. Gewissensfragen wegen des Verhältnisses der Kirche zum Staate mit Bitte um Antwort	753
Die evangelische Union in ihrem Fortschritte	756
Nachrichten. Der Wittenberger Kirchentag (Schluß)	758
Beilage	761
— 83. Die evangelische Union in ihrem Fortschritte (Schluß)	769
Nachrichten. Das christliche und kirchliche Leben im Fürstenthum Lippe (Sechzehnter Bericht)	774
— 84. Aphorismen aus und über Sachsen	777
Rede des Abgeordneten Stahl in der 49sten Sitzung der ersten Kammer für die Aufrechterhal- tung des Christenthums als Princip des Staates	782
Beilage	785
Nachrichten. Königsberg in Preußen	790
— 85. Rhapsodie zu den Zeitereignissen	793
Nachrichten. Königsberg in Preußen (Schluß)	798
— 86. Rhapsodien zu den Zeitereignissen (Schluß)	801
Eheangelegenheiten (Ein Nothschrei der Kirche über die Ungerechtigkeit des Staates)	803
— 87. Versammlung des Pastoralvereins zu Gnabau	809
Einladung zu einem Dank-, Fuß- und Bettage, von Seiten der zweiten Wittenberger Versamm- lung für Gründung eines Deutschen evangelischen Kirchenbundes, an die evangelischen Gemeinden Deutschlands	813
Berichtigung	816

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849

Mittwoch den 3. Oktober.

N 79.

Bibelstunden und innere Mission.

(Schluß.)

Nun aber noch ein Wort über die Bet- und Bibelstunde selbst, wie sie eigentlich zu halten sey. — Das Wort Gottes ist die Quelle, daraus geschöpft wird, hier wie in der Predigt, und diese Quelle hineinzuleiten in die Herzen, damit das Wasser des Lebens reichlich in die Gemeinde fließe, ist hier die Aufgabe wie bei dem öffentlichen Gottesdienst. Es ist wohl schon öfters gesagt, daß ein Unterschied sey zwischen der Predigt und der Bibelstunde. Man hat sich bei der Predigt ein vielleicht etwas vornehmeres und auch wohl etwas weltlicheres Publikum gedacht, und die Rede darum auch etwas mehr kunstgemäß, etwas mehr nach der Studirstube riechend gedacht und auch gemacht. Ich kenne einen Pastor, der wohl predigen kann, daß ihn auch die Welt recht lobte und ihn anerkannte; er fing auch an und hielt Betstunden, und die Leute sagten ihm nach, daß er in den Abendstunden viel tiefer in die Sünde und in die Gnade hineinführe, als in der Predigt. Es ist überhaupt nicht zu läugnen, daß die Versammlung jedesmal auf den Redner den größten Einfluß hat. Vor armen Sündern ist es leichter das Evangelium zu predigen als vor selbstgerechten und sehr tugendhaften Weltkindern. Nun aber ist es gewöhnlich so, daß die Abendstunden nur besucht werden von Leuten, die die Wahrheit suchen und entweder sich bereits dem göttlichen Worte demüthig unterworfen haben, oder dazu doch geneigt sind; und es versteht sich, daß man zu solchen Leuten anders redet als zu denen, die nur eben so in die Kirche kommen, um sich zu zeigen, daß sie auch noch da sind, oder um eine schöne Rede zu hören, oder über die Predigt zu kritisiren. Es ist ein Anderes, zu gewinnen und herbeizurufen, und ein Anderes, zu befestigen und zu trösten. In den Abendstunden ist die Aufgabe klarer und einfacher, und daran liegt es auch, daß sie scheinen mehr gesegnet zu seyn, weil sich in ihnen das Evangelium am mehr empfängliche und geneigte Herzen wendet. Man sucht nicht erst die verlorenen und verirren Schafe, sondern man theilt das Lebensbrot aus unter solche, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit. Wenn die Gemeinde eine Betstunde recht fleißig besucht, dann ist der schwerste Berg überstiegen, denn sie ist dann schon fähig, ein klein wenig Schmach zu tragen, und wenn der Geistliche rechte Betstunden halten kann, dann bleibt der Segen nicht aus. Predigten machen mag man vielleicht auf der Universität lernen, und es fehlt an gedruckten Predigten nicht, da man sehen kann, wie es die großen Kanzelfürstler gemacht haben, und man macht es ihnen dann nach, so gut es gehen will. Betstunden halten lernt man im Kämmerlein, und der heilige Geist ist der strenge Professor,

der hier die Vorlesung hält, nicht über die Homiletik, und wie Thema und Partes zierlich zu stellen sind, sondern über die Sünde des Pastors und über seine Amtspflicht und über des großen Hirten Liebe zu seinen Schafen. Wer hier das Ohr im Heimlichen aufgehalten hat, der kann auch öffentlich reden, was er vernommen hat. So ist es leicht, Predigten halten, und es ist auch leicht, Abendstunden halten, wenn man es in der rechten Art gelernt hat. Etliche aber mögen nicht gerne Betstunden halten, und das läßt sich auch leicht erklären. Dazu kommt, daß man auch die Predigt halten muß, denn dazu ist man denn doch angestellt, und dafür hat man seinen Titel und sein Amt und seine Einkünfte, aber die Betstunden braucht man nicht zu halten, und bleibt doch was man ist, und hat doch sein Brot. Viele Pastoren sagen: in unseren Gemeinden läßt sich so etwas nicht thun, sie sind noch nicht so weit; — ja wohl, viele Pastoren können auch so etwas nicht thun, weil sie die rechte Schule nicht durchgemacht haben. Predigten kann aber Jeder halten, denn das Consistorium hat ihm ja die licentia concionandi gegeben, und er ist ja deshalb angestellt, weil er es kann, und wenn es nun das Consistorium gesagt hat und das Patronat dazu, dann muß es doch auch so seyn, denn er kann es ja verbrieft und besiegelt vorzeigen. Es kommt noch dazu, daß eine Überwindung dazu gehört, das Pfarrhaus dazu herzugeben, weil die Sauberkeit und Reinlichkeit dadurch leidet und die Frau Pastorin es nicht gerne sieht. Ferner wird die Freiheit dadurch beschränkt, man muß an dem Tage zu Hause seyn, kann auch nicht gut Besuche annehmen; und eine andere Freiheit wird noch mehr gehemmt, denn der Pastor muß sich der Zucht der Gemeinde unterwerfen, wenn er über die Gemeinde eine Zucht ausüben will; und jene Männer, mit denen er betet und mit denen er redet über den Zustand der einzelnen Seelen, reden dann auch mit ihm und fordern Verläugnung der Welt, so daß er sich gar sehr in Acht nehmen muß und nicht mit den Kindern der Welt in ihrer Art reden, gehen und laufen darf. Endlich noch gehört dazu ein gewisser Grad von Muth, der die Schmach Christi nicht scheut und bereit ist, sie zu tragen. Die lieben Nachbarn und Amtsbrüder, auch wohl der Herr Superintendent sehen es oft nicht gerne, wenn er mehr thut als er thun muß, sich auszeichnen will, oder wenn gar die Gemeindeglieder aus fremden Parochien hinwandern, um der Betstunde beizuwohnen. — Doch genug von der Person, die Abendstunden hält oder halten will.

Die Gaben sind verschieden, und so gibt es auch zwei wesentlich verschiedene Arten oder Gesichtspunkte, von denen man ausgehen kann, wenn man Abendstunden halten will. Es ist nämlich die Frage die, ob man will Gottes Wort auslegen oder anwenden, ob man will in den tiefen Zusammenhang und in die

tiefere Erkenntniß der Bibel hineinführen, oder ob man mehr psychologisch den Zuhörer zur Buße erwecken und im Glauben befestigen will. Es versteht sich, daß man Beides nicht ganz von einander trennen kann; je nachdem aber nun das Exegetische oder Psychologische vorherrschend ist, kann man unterscheiden zwischen Bibelfunden und Bettstunden. In der Bibelfunde kommt es darauf an, den Inhalt der heiligen Schrift zu entwickeln, die Erklärung geht Schritt vor Schritt, Vers vor Vers weiter, die Kraft des Evangeliums arbeitet wie von selber an den Herzen und erwärmt sie zur Arbeit in der Heiligung. Man kann aber auch die heilige Schrift so lesen, daß wir in der Geschichte des A. T. die Wege Gottes aufzudecken suchen, die er in der vorbereitenden, erziehenden Gnade mit uns geht; und im N. T., wie er uns entgegenkommt, uns um den Hals fällt und uns den Friedensfuß gibt. Daher wird man in den Bettstunden längere Abschnitte vorlesen und anwenden. Ich habe es so gar nicht unpassend gefunden, aus einer biblischen Geschichte, wie sie gerade in der Ortschule gebraucht wird, eine Erzählung vorzulesen, weil es so leichter ist, das Ganze zu übersehen, und weil man so leichter weiter kommt. Besonders ergreifend und anziehend ist es, wenn man im A. T. den vorbildlichen Charakter recht hervorhebt, so daß in der Geschichte des Jüdischen Volkes die Natur und Beschaffenheit der Kirche Christi dargestellt wird. Israel in Aegypten ein Bild vom Leben des Menschen in der sündigen Welt. Der Auszug mit seinen großen Wundern ein Bild von der Losreißung vom weltlichen Leben. Das Leben in der Wüste ein Bild von der Bekehrung. Die Eroberung des Landes Canaan ein Bild von der Arbeit in der Heiligung u. s. w. Es kommt nun nicht darauf an, daß man es in dieser oder jener Weise macht, sondern darauf, daß man in aller Demuth und Einfalt das wiedergibt, was man im Kämmerlein empfangen hat. Wie der Leib zwei Augen hat, so soll auch der Geist mit zwei Augen sehen. Mit dem einen Auge sollst du dein Herz und deine Sünde ansehen, mit dem anderen die ewige Gnade und die Tiefen der Erbarmung deines Gottes. Manchmal sieht nun das eine Auge klarer und schärfer als das andere, und so ändert sich auch die Seelenstimmung und schwankt zwischen der Trauer um der Sünde willen und der Freude an der Herrlichkeit der Gnade Gottes, wie sie uns in seinem Worte sich offenbart. So viel ist aber gewiß, daß wer seine Augen nicht zuvor gewaschen hat mit den Thränen der Buße, daß der überhaupt Gottes Wort nicht lesen und verstehen kann. Die Buße ist der beste Exeget.

Noch einmal aber möchte ich ganz besonders hervorheben, daß man ja nicht denken möge, es sey genug, die Abendstunde, man mag sie nun nennen wie man will, zu halten, sondern daß man sofort anfangen, um mich modern auszudrücken, zu organisiren, d. h. daß man das Reich Gottes in das Leben einführe und ihm in der bürgerlichen Welt seinen Raum und seine Stelle anweise. Wenn man nur erst eine Familie hat, die sich der christlichen Hausordnung unterwirft, die wirklich Hausandachten hält, so ist viel gewonnen. Als ich vor etwa zwanzig Jahren in meiner Gemeinde anfing zu predigen und treulich in den

Predigten die Lehre von der Buße und Bekehrung trieb, trat ein alter Mann zu mir heran und sagte: „Mein Sohn, deine Predigt hilft dir nichts, in der Woche weht der Wind wieder Alles weg.“ Als ich darauf fragte: Was soll ich denn thun? da antwortete er: Du mußt so lange über Hausandachten predigen, bis Einer oder Etliche anfangen sie zu halten. Ich war gehorsam und predigte siebenmal über die Worte des Apostels: „Lasset das Wort Christi reichlich unter euch wohnen.“ Der alte Mann lobte mich, daß ich fast immer dieselbe Predigt hielt, und nach der siebenten Predigt kam er und sagte: Nun ist es genug; Zwei haben schon angefangen, nun geh' hin und sieh zu, daß sie es auch recht machen.

Es ist in unserer Zeit viel die Rede von der inneren Mission, und Viele denken dabei an ganz neue Arbeiten und Einrichtungen, aber sie sollten nur hingehen und zusehen; wo in einer Gemeinde noch ein Leben in Christo geblieben oder geweckt ist, da findet sich auch diese Arbeit, die eben nichts Anderes ist, als die Thätigkeit in der erbarmenden Liebe. Wir begrüßen mit Freuden die Vereine, die für die innere Mission zusammen treten, wissen aber auch, daß sie nur da werden die Kraft und den Muth haben, von den Worten zu den Thaten überzugehen, wo das lebendige Wort Gottes die Herzen erwärmt und demüthigt. Die Bibelfunden, oder wie man sie nennen will, sammeln in der Gemeinde den Kern, von dem die Arbeit ausgehen muß, und zeigen die Familien und Seelen, auf die sie zunächst gerichtet ist; und jene Männer sind die rechten Arbeiter, die, wenn sie auch den Namen der inneren Mission gar nicht gehört hätten, doch in ihrem Dienste stehen. Wenn auch die Evangelische Kirche den guten Werken kein Verdienst zur Seligkeit zuschreiben kann, weil es das Wort Gottes nicht thut, so hat doch eben diese Kirche immer den Glauben gefordert, der durch die Liebe thätig ist, d. h. sie hat immer die Arbeit der inneren Mission den Gläubigen zur heiligen Pflicht gemacht. Darin besteht der Verfall unserer Kirche, daß die Einzelnen, die noch im Glauben stehen oder dazu erweckt sind, gar sehr vereinzelt und isolirt ihrem Gott dienen und sich nicht bewegen als Glieder an dem großen Leibe Christi. Das Gemeindebewußtseyn und das Leben in der Gemeinschaft hat sich in der Subjektivität, die die Krankheit unserer Zeit ist, aufgelöst. Die Geistlichen wollen sich dem Bekenntniß der Kirche nicht unterwerfen und verachten die Autorität der Kirche; und die Glieder der Gemeinde denken, es sey genug, wenn nur der Einzelne seine Seele rette. Der Geistliche hat seine Autorität grade so weit verloren, als ihm die Autorität der Kirche fehlt. Wir gehören nun nicht zu denen, die irgend einer Thätigkeit oder irgend einem Vereine eine alleinigmachende Kraft beilegen, glauben aber, daß die Abendstunden das Band um die Einzelnen legen können, um sie im Dienste der Kirche in vereinter Kraft wirken zu lassen; und daher haben wir besonders dem Irthum entgegentreten wollen, als ob es genug sey, solche Stunden zu halten, so wie viele Predigten gehalten werden, ohne daß man nachsieht, wo das Wort bleibt und was es wirkt. Eine Kirche ohne Zucht ist keine Kirche mehr, und eine Zucht ist wieder nicht denkbar ohne die Gemeinschaft

der Gläubigen. Die Kirchenzucht ist nicht da für die ungläubige Welt, sondern für die Kinder im Hause. Wie stark die Sehnucht ist nach Gemeinschaft und nach gegenseitiger Zucht, das sehen wir klar an dem Sektenwesen unserer Tage. Die handgreiflichsten Irthümer, wie bei den Irvingianern, werden übersehen, wenn nur ein engerer Verband, in dem Zucht und Gemeinschaft wohnt, hergestellt wird. Wenn man will, so könnte man unsere Gemeinden in drei Kreise theilen; einmal solche, die ganz von der Kirche sich losgesagt haben und etwa nur an hohen Festen kommen, sodann solche, die die Kirche des Sonntags regelmäßig besuchen, und endlich unter diesen wieder, die die Abendstunden frequentiren.

Ich meine nun nicht, daß man diese Gränzen sichtbar zeichnen solle und zum Kampfe auffordern, sondern daß man die Stellung des Einzelnen in der Gemeinde beurtheilt nach seiner Stellung zum Worte Gottes. Wenn die innere Mission nicht bloß in den Conferenzen und auf dem Papier bestehen soll, oder ein Reis seyn soll, das bald wieder verdorrt, so muß das Wort Gottes wieder in den Häusern, ja in den Häusern lebendig werden, und dazu sollen die Abendstunden helfen. Das Gebet ist eine Hauptsache dabei. Es wurde bei mir oft Fürbitte bestellt, auch um leiblicher Noth willen, besonders aber von denen, die selbst angefechten waren oder den Ihrigen helfen wollten in den Kämpfen, die sie zu bestehen hatten; und indem Alle für Einen die Knie beugen, legt sich um sie das heilige Band der Liebe. Die Liebe, die im Leiblichen hilft, ist schön; aber viel schöner ist es, wenn Einer die Seele des Anderen liebt. Es zog einst ein Mann in die Gemeinde, der sonst fleißig und ordentlich war, aber das Irdische so lieb hatte, daß er auch am Sonntage sein Handwerk trieb. Seine beiden Nachbarn beschloßen, täglich für ihn zu beten; und als sie einst zusammen waren und ihr Gebet für ihn hielten, kam er, um ein Hausgeräth zu borgen. Auf dem Hausflur stehend hörte er das Gebet, tief ergriffen ging er still wieder zurück und faßte den Vorsatz, am Mittwoch die Bestunde zu besuchen. Beim Eintritte in die Kirche wurde von einem der Nachbarn eine Fürbitte für ihn bestellt. Beim Schlusse der Stunde wurde der Gemeinde gesagt, daß ein Mann, von der Liebe zu seinem Nachbar innerlich bewegt, wünsche, daß wir Alle Gott möchten anrufen, daß er seine Gnade an ihm verheerlichen wolle. Die Gemeinde kniete nieder, das Gebet wurde gehalten, und am folgenden Mittwoch bestellte der Neuling eine Danksgiving, daß sich Gott seiner erbarmt habe. Wenn ein Glied krank ist oder sich auf Reisen befindet, darf seiner nicht vergessen werden. Wenn jetzt von allen Seiten die Organisation der Gemeinden dringend gefordert und als ein Bedürfnis anerkannt wird, so meine ich, daß in dieser Art der Anfang und die Vorbereitung gemacht werden müsse. Wo das Evangelium die Herzen ergreift, da findet sich die Form wohl leicht; aber die Form muß auch helfen, daß der Strom des Lebens nicht gehemmt werde. Die Liebe wächst durch die Arbeit, die sie thut und durch die Opfer, die sie bringt; sie stammt aber von dem, der uns zuerst geliebt hat.

Wo die innere Mission gedeihen soll, muß sie ausgehen von

Gottes Wort, und daher sind die Erbauungsfunden das Mittel, wodurch ihr die Bahn gebrochen, wodurch ihr der kirchliche Charakter gegeben wird, den sie durchaus haben muß, wenn sie zum Segen der Gemeinde werden will.

Nachrichten.

Aus dem Großherzogthum Hessen.

Es ist während und nach dem letzten Badischen Aufstande vieler Orten und von vielen Stimmen mit besonderem Nachdruck hervorgehoben worden, wie sehr man es der treuen und pflichtmäßigen Haltung der braven Hessischen Soldaten zu verdanken habe, daß der Badische Aufstand sich nicht weiter gewälzt und das ganze südliche, vielleicht das ganze Deutschland in unermessliches Unglück mit hereingestürzt habe. Und wir sind keineswegs gesonnen, diesen Ruhm der Hessischen Waffen zu nichte zu machen; wir freuen uns vielmehr einem Lande anzugehören, das Gott gewürdigt hat, daß sich an seinen Marken die Wellen der Empörung brechen sollten. Aber Eines liegt uns eben deshalb am Herzen, und dieses Eine möchten wir an diesem Orte öffentlich aussprechen. Nicht uns allein, auch auswärts ist die in einigen Gegenden des Hessischen Landes herrschende, in anderen sehr verbreitete politische Stimmung bekannt. Diese Stimmung ist auch nicht ohne Einfluß auf das Hessische Militär, wenigstens auf den gemeinen Soldaten geblieben. Die verschiedenen Militärtravalle haben das eben so öffentlich kundgegeben, als man es in der Stille genugsam zu beobachten Gelegenheit hatte. Und darum sind selbst die Offiziere der Haltung ihrer Truppen keineswegs im Voraus so versichert gewesen. Den Hessischen Soldaten hat man es also auf keinen Fall allein, ja, wir sind überzeugt, nicht einmal vorzugsweise zu danken, daß die Dinge so günstig für uns abgelaufen sind. Es hätte, was sie betrifft, leicht auch anders kommen können; sie hätten gleich zum erstenmal, einer größeren Macht gegenüberstehend und ohne einen anderen eintretenden Umstand, leicht sich auf die Seite schlagen können, wo sie die Mehrzahl sahen, wie selbst Leute aus ihrer Mitte bei ihrem Abmarsch versichert haben. Aber ein Anderer hat es anders gewollt. Der Herr Herr hat in Fügung der besonderen Umstände und in seiner treuen Hut über die Gemüther gnädig über und für uns gewaltet. Das ließe sich leicht noch näher nachweisen, wir wollen hier nur auf den Tod hindeuten, den der Provinzial-Commissär Prinz vor den Augen der Soldaten in treuer Ausübung seiner Pflicht von gemeinen Mörderhänden gestorben ist, und der nothwendig erregend auf die letzteren zurückwirken mußte. Nicht den Soldaten allein, Gott also gebührt viel mehr die Ehre und das Lob und der Dank; diesen Dank aber erinnern wir uns nirgend gelesen, von nirgend her öffentlich gehört zu haben, auch von der Kirche nicht. Und das ist betrübt, besonders betrübt in Zeiten so schwerer Heimfuchung, wie die gegenwärtige. Wenn der Teufel der Gottlosigkeit die christliche Welt also mit Häufen schlägt, wie wir das jetzt vor uns sehen, dann sollte man denken, wäre es doch hoch an der Zeit, mit Ernst und in allen Dingen an den sich zu erinnern, der allein solch' gräßlichem Unwesen, so gränzenlosem Verderben zu steuern im Stande ist. Leider scheint aber schon jetzt — nachdem mit Mühe die Empörung kaum einigermaßen gedämpft ist — die Heimfuchung an den Herzen der Großen und Kleinen fast spurlos vorübergegangen. Sich ernstlich zu dem Allmächtigen, dem Vater unseres Herrn Jesu Christi, dem Gott der heiligen Schrift zu wenden, daran scheint kaum Jemand zu denken; vielmehr fängt man öffentlich schon wieder an, auf das gute Naturell des Deutschen Volkes zu pochen und Gottes

Gerichte auf Muthwillen zu ziehen. Wir nicht also; und darum hat es den Schreiber gedrängt, hier für sich und sicherlich auch im Namen vieler Gleichgesinnten Gott die Ehre zu geben, Ihn zu loben und Ihm zu danken, daß er es noch einmal in seiner langmüthigen Gnade zum Besseren gelenkt, daß er die Heftigen Waffen gesetzt, die Gemüther der Heftigen Soldaten behütet und so die ganze Wucht des — immer noch drohenden — Verberbens für diesmal noch von uns abgewendet hat. Der treue Gott walte auch ferner gnädig!

Waadtland. Noch ein Wort über die freien Kirchen in Frankreich und in der Waadt.

Der Verfasser des Aufsatzes über die Vermittelungskirche in Frankreich konnte es nicht erwarten, daß alle ihm sonst Geistesverwandte seine Ansicht über die jetzige Bewegung der Reformirten Kirche Frankreichs theilen würden. Die Beurtheilung solcher kirchlichen Erscheinungen muß verschieden ausfallen, je nachdem man der Kirchenverfassung mehr oder weniger Gewicht beilegt. Viele Gläubige in Deutschland wie in Frankreich denken, es werde durch eine ruhige, allmähliche Entwicklung des christlichen Lebens der Kirche besser geholfen als durch das Bestreben, dieselbe schon jetzt so schriftmäßig als möglich zu organisiren und dem Ideal so nahe als möglich zu bringen. Andere hingegen sind überzeugt, daß gerade die mangelhafte Organisation der Kirche, die Wesenstnisslosigkeit und Laxheit mancher Kirchen die gefahrliche Entwicklung des christlichen Lebens bedeutend hemmt und das Zeugniß der Befenner Christi lähmt. Sie glauben, es sey in unserer Zeit weniger als je erlaubt, irgend einen Theil der Wahrheit aufzuopfern oder nur in den Hintergrund zu stellen, da ja gegenwärtig Alles auf Entscheidung dringt, und jede Concession von den Feinden der Kirche als ein Sieg über das Evangelium selbst ausgebeutet und ausgebeutet wird. Wer Gelegenheit gehabt hat, den Französischen Protestantismus aus eigener Anschauung zu kennen, weiß, wie Viele in ihrem Glauben wankend gemacht werden dadurch, daß sie die gläubigen Geistlichen zu den Ungläubigen, Indifferenten, Rationalisten in ein collegialisches Verhältniß treten, ihnen die Bruderhand bieten, mit ihnen das heilige Abendmahl austheilen sehen. Die Zukunft wird entscheiden, ob der Optimismus der Ersteren oder die Befürchtungen der Letzteren mehr begründet sind. Daher will der Verf. der „Vermittelungskirche“ sich mit dem Einsender des Aufsatzes im Maiheft der *Ev. R. Z.* in keine weitere Diskussion über diesen Punkt einlassen.

Aber eine Stelle in jenem Aufsatz darf er nicht ganz unbeantwortet lassen, diejenige nämlich, in welcher behauptet wird, „Niemand habe der Sache der Kirche Christi mehr geschadet als die Waadtländischen Demissionäre.“ Dies ist eine Behauptung, welche die Mitglieber der Freien Kirche schmerzlich berühren mußte und welche auch zu der Stellung, welche die *Ev. R. Z.* in Beziehung auf die Waadtländischen Konflikte bisher genommen hat, nicht recht zu passen scheint.

Wenn man zwar das für einen bedeutenden Schaden hält, daß der liebe Friede in kirchlichen Dingen irgendwie gestört werde, daß gewisse kirchliche Formen zertrümmert werden, so kann man allerdings die Demission als ein Unglück, ja als einen Verrath an der Kirche betrachten. Allein wer mit den Waadtländischen kirchlichen Zuständen etwas genauer vertraut ist, wird nicht umhin können zu erkennen, daß das Interesse

der Wahrheit dem kirchlichen Frieden und der kirchlichen Einheit nicht aufgeopfert werden durfte, und daß ein solcher durchgreifender Schritt nothwendig war, um das kirchliche Bewußtseyn bei dem Volke (wenigstens bei den Empfänglicheren) zu wecken, und die Aufmerksamkeit Aller auf die Rettung der reinen Lehre und der Rechte Christi über seine Kirche zu richten. Die Erfahrung zeigt es auch täglich, daß die Gründung der Freien Kirche sehr vielen Seelen zu großem Segen geworden ist und sogar in der Landeskirche manche schlummernde Kräfte geweckt hat.

Auch die Behauptung, welche in dem Aufsatz über das der Lutherischen Kirche drohende Schisma (Junibest) zu lesen ist, darf nicht ganz unberücksichtigt gelassen werden: Die Stelle lautet: —

„Angesichts der Waadtländischen Secession mußte bei aller Theilnahme für die Separirten das gewichtige Bedenken entstehen, ob diese nicht innerhalb der Landeskirche ihres Amtes treulich hätten warten, die geforderte Abhäsion zu revolutionären Grundsätzen tapfer ablehnen, der Empörung jede Huldigung versagen, aber den Gehorsam gegen die Obrigkeit nach Röm. 13. predigen und leisten sollen, so lange sie nicht selbst durch Gewalt aus ihrer Stelle entfernt worden wären.“ —

Freilich wäre das Bleiben dem Austritt vorzuziehen gewesen, wenn man dabei wirklich hätte des Amtes treulich warten und namentlich die geforderte Abhäsion zu revolutionären Grundsätzen tapfer ablehnen können. Darum handelte es sich. Von dem Tage an, wo in den considérants des Regierungsbeschlusses vom 3. November 1845 das Princip der unbedingten Unterordnung der Kirche unter die Staatsgewalt ausgesprochen war, mußte auch das Bleiben im Amte als eine thatsächliche Abhäsion an diesen und auch an andere revolutionäre Grundsätze angesehen werden. Die Geistlichen, welche in der Staatskirche geblieben sind, haben den Konsequenzen der von ihnen einmal angenommenen Stellung gar nicht entweichen, dem Strome nicht mehr widerstehen können, sie sind von einer Concession zur anderen fortgerissen worden; z. B. müssen sie es sich alljährlich gefallen lassen, beim Verfassungsfeste ein liturgisches Dankgebet für eine Revolution auszusprechen, welche für so viele ihrer Mitbürger und Amtsgenossen, ja in stichtlicher und materieller Hinsicht für das ganze Land so bedenkliche Folgen gehabt hat! Wagen sie es, sich gegen die religiöse Verfolgung etwas freimüthig zu äußern, so werden sie ihrer Stelle entsetzt, wie es vor einem Jahre dem Pf. Monod in Lausanne gegangen ist. Hätte überhaupt die Demission nicht am 12. November 1845 stattgefunden, so hätte sie bei irgend einer anderen Gelegenheit gegeben werden müssen. Die Umstände waren zu gewaltig, der Plan der Regierung, die Kirche zu untergraben, zu knechten und zu vergiften war zu schlaun angelegt, zu beharrlich verfolgt, als daß eine Spaltung hätte vermieden werden können. —

Wir sind sehr geneigt zu glauben, daß, wenn der verehrte Verf. des besagten Aufsatzes (über das Schisma u. s. w.) Gelegenheit gehabt hätte, sich einige Zeit in dem Waadtlande aufzuhalten, oder wenigstens die Geschichte der Waadtländischen Kirche in den letzten Decennien recht bis ins Einzelne zu kennen, er einsehen würde, daß das von ihm recht schön ausgesprochene Princip sich auch auf die Demission anwenden läßt: „Die distinktere Sonderung würde zur wahren Union führen, während ohne Distinktion keine Conjunction, sondern eitel Confusion zu erwarten ist. Das gegenwärtige Bedürfniß der Auseinandersetzung bekundet eine heilsame Reaktion gegen eine verkehrte Union zu Gunsten wahrer Union.“

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Samstag den 6. Oktober.

N^o 80.

Kann die drohende Kluft zwischen Staat und Kirche durch die Person des evangelischen Landesherrn gefüllt werden?

Außer den bewußten Widerchristen unserer Tage mit ihrem Troß und außer puritanischen Enthusiasten gibt es wohl keinen evangelischen Christen, der nicht die drohende Trennung des Staats von der Kirche als eine große Verschuldung und ein schweres Gericht beklagte, mehr oder minder, je nachdem ihm die Konsequenzen derselben klar geworden sind. Man hat deshalb einestheils, sich unter die gewaltige Hand Gottes demüthigend, zu den Waffen der Kirche mit Gebet und Thränen seine Zuflucht genommen, anderentheils sich durch allerlei Kirchenverfassungsmodifikationen Auskunftswege zu öffnen gesucht.

Eines der beliebtesten Auskunfts Mittel bei jener drohenden Trennung ist die Unterscheidung des Landesherrn vom Staate. Mit der Trennung des Staats von der Kirche sey noch nicht die Trennung des evangelischen Landesherrn von der Kirche ausgesprochen und nothwendig geworden. Die vom Staate ausgegebene Kirche sey noch nicht von dem evangelischen Landesherrn aufgegeben worden, und möge sich an diesen wenden, ihn in Anspruch nehmen. So würde der Schaden mindestens geringer werden.

In dieser Weise kam z. B. die siebente Versammlung des evangelischen Vereins zu Königsberg i. Pr. am 25. April d. J., gestützt auf das Gutachten eines namhaften Kirchenrechtslehrers (in Nr. 13. des N. evang. Gemeindebl. d. J.) überein, daß der evangelische Landesherr auf Grund seiner weltlichen Macht eine Stelle in der Kirche einzunehmen zwar nicht berechtigt sey, demselben jedoch persönlich ein Amt in der ständigen Kirchenverwaltungsbehörde übertragen werden könne und solle (N. ev. Gem. Bl. Nr. 18. S. 73.). Ähnlich ist das Resultat eines Aufsatzes von einem höheren Kirchenbeamten der Provinz Preußen in Nr. 18—21. des N. ev. Gem. Bl. über die bedingt zugesicherte Aufhebung des Kirchenpatronats. Namentlich wird hier nachzuweisen gesucht, daß das fiskalische Patronatsrecht nicht dem Staate, sondern dem evangelischen Landesherrn gehöre; daß bei der (Art. 12. der Verf.-Urk.) den Religionsgesellschaften zugesicherten selbstständigen Verwaltung ihrer Angelegenheiten die Auseinandersetzung des Staats mit der Kirche über das Patronatsrecht nicht durch die Kammern, sondern nur zwischen Patron und Gemeinden geschehen könne; daß nach demselben Artikel die Kirchen königlichen Patronats mindestens im Besitze und Genuß der in den Patronatsleistungen liegenden Dotationen verbleiben und die, eigentlich nicht nach Aufhebung des Patronats, sondern nur nach dem Wahlrechte verlangenden Gemeinden leicht zu befriedigen seyn würden, wenn der Patron sich hinfort — wie es übrigens kirchen-, wenn auch nicht provincial-

rechtlich sey — auf das Präsentationsrecht beschränkte und die Gemeinde aus den Präsentirten wählen ließe.

Allein diese abstrakte Trennung des Landesherrn vom Staate mag immerhin in der Anatomie der Logik und in die Experimente grauer Theorie gehören, in das Gebiet des grünen, zur Zeit freilich ziemlich rothen Lebens gehört sie nicht. Sie ist analog der Trennung von Person und Amt. Immer wird die Person Träger und Seele des Amtes bleiben, und eine Scheidung beider wird, wie bei der Trennung von Leib und Seele, den Tod zur Folge haben müssen. Schon wenn der Staat als bloße Maschine betrachtet wird, ist es bedenklich, einen so wesentlichen Theil derselben, wenn auch nur zeitweilig oder partiell, zu anderweitigem Gebrauche herauszunehmen. Allein der Staat ist mehr als Maschine, er ist Organismus, der Landesherr das Haupt, die Landesangehörigen die Glieder. Trennung des Landesherrn vom Staate gibt einen Kumpf. Obwohl die angeführte Erklärung des evangelischen Vereins es als „nützlich“ erkennt, wenn der Landesherr als Kirchenglied der Kirche seinen Schutz verleihe, so möchte er dennoch bei jener Scheidung dieses Nutzens eben so gewiß verlustig gehen, als der Vertheidiger des königlichen Patronats von demselben Standpunkte aus der Patronatsleistungen verlustig gehen würde; denn der Landesherr würde, abgelöst von seiner staatlichen Funktion, weder schützen noch dotiren können. Sicherlich soll und kann der evangelische Landesherr ein Kirchenamt, und zwar ein nicht geringes, verwalten; sicherlich bliebe diese Beamtung desselben auch nach erfolgter Trennung von Staat und Kirche übrig und unerläßlich, allein keineswegs ungeachtet, sondern eben wegen seiner staatlichen Gewalt; keineswegs als bloße Äußerung der Pietät gegen seine Person, sondern vornehmlich gegen sein obrigkeitliches Amt; keineswegs wäre hiebei der utilitarische Zweck der vornehmste, sondern das evangelische Bekenntnißzeugniß und der materielle Erfolg keineswegs der nächste, sondern der geistliche Segen. Ohne diesen Zweck und Segen würde die ganze Sache in eine Titulatur umschlagen, welche schon der moderne Staat mit Recht abgeschafft wissen will.

Die Scheidung des Landesherrn vom Staate ist nämlich eben so unevangelisch, als sie unpraktisch ist. Das Evangelium stellt die obrigkeitliche Staatsgewalt als eine ihrem Ursprunge nach göttliche (Röm. 13, 1.), ihrer Form nach menschliche (1 Petr. 2, 13.), also gottmenschliche Ordnung dar, zu welcher die „Hauptleute“ eben sowohl gehören als der König, und in welche dieser eben sowohl einbezogen ist als der unterste „Schwertträger“ (Röm. 13, 4.). Diese Solidarität sämmtlicher Staatsgewalten ist eben auch der gesunde Kern constitutioneller Staatsverfassung, zur Garantie gegen Willkühr von Parteien und Individuen. Der obrigkeitliche Charakter in den Ständen, Corporationen und Familienhäuptern des

Volks tritt in der Vertretung und Theilnahme desselben an der Gesetzgebung hervor, nicht zur Reibung, Schwächung und Lähmung, sondern zur Läuterung und Erstarkung der Obrigkeit. Um aber keiner bloßen Abstraktion, keinem Gedankendinge anheimzufallen, welchem Leben, persönliche Anhänglichkeit, Liebe und Treue abgeht, darf der ächte Constitutionalismus die Zuspitzung und Concentration der Gewalt, die thätige und entscheidende Regierungskraft in der Person des Fürsten nicht untergehen lassen. Er muß das unbedingte Veto gegen alle und jede Gesetzesvorlagen der übrigen Staatsgewalten, die Führung der bewaffneten und unbewaffneten, ihm vereidigten Regierungsmacht, die Sicherheit gegen Steuerverweigerung behalten. Ungleich zarter und empfindlicher ist aber das Verhältniß der Kirche gegen den obersten Träger der Staatsgewalt, gegen den Landesherrn. Sie hat die gegründetste Ursache, dessen persönliche Isolirung und Hervorhebung vor den übrigen Staatsgewalten zu vermeiden. Die Evangelische Kirche ist nämlich mit Recht auf die alleinige Mittlerschaft des Erlösers eifersüchtig und meidet deshalb selbst den Schein menschlicher Mittlerschaft, kennt nur Botschafter an Christi Statt, Mithelfer der Gnade, Haushalter über Gottes Geheimnisse, Arbeiter im Wort und in der Lehre, Wächter über die anvertrauten Seelen. Die menschliche Monarchie ist deswegen der Kirche als solcher durchaus fremd. Der Herr selbst hat sich, ohne menschliche Stellvertretung, das Königthum über seine Kirche vorbehalten (Jes. 9, 6. 7., Joh. 18, 36. 37.). Sein Reich, das zwar nicht von dieser Welt ist, andere Reichsgrundrechte (Joh. 1, 12.), höhere Reichszwecke (Matth. 6, 33.), eigengeartete Reichsgenossen (Joh. 1, 13., 3, 3—6., Philipp. 3, 20.) hat, ist nichts desto weniger doch in dieser Welt. Eben dieses unsichtbare, unmittelbare Königthum des Herrn über seine Kirche ist auch die Bedingung des Glaubens, ohne welchen es unmöglich ist, Gott zu gefallen (Hebr. 11, 6.), welcher aber nicht siehet, und doch glaubet (Joh. 20, 29., Hebr. 11, 1.). Deshalb ist die Cäsareopapie, welche in dem persönlichen und isolirten Kirchenregimente des Landesherrn zur völligen Erscheinung kommt, die Klippe, an welcher das Schiff der Kirche eben so gewiß scheitern muß, als an dem Papstthum und an der Demokratie. Ja, es ist eine ächt evangelische Anschauung, in dem untersten Träger der Staatsgewalt die göttliche Verordnung eben so klar zu erkennen, als in dem obersten, und jenem wie diesem unterthan zu seyn um des Herrn willen, der durch die Institution der Staatsgewalt in dem obrigkeitlichen Amte seine Gerechtigkeit offenbart und handhabt, „daß er auf Erden Richter ist und läßt die Sünd' nicht walten.“ Merkwürdige Erfahrungen neuerer Zeit belegen dies. Während in zwei Städten, die durch einen Haufen von Zeugen berühmt geworden sind, in Berlin und Elberfeld, mit der Erschlaffung und Verachtung der Obrigkeit eine schauerhafte Entsittlichung und Irreligiosität überhand nahm, brachte eben dort die durch den Belagerungszustand wieder aufgerichtete Autorität der Staatsgewalt einen eben so raschen Umschwung der öffentlichen Meinung und Sitten zu Wege.

Wie hätte die Kirche, der nichts fremde seyn kann, was

„die Salbung“ hat, eine so erhabene und einflußreiche Ordnung Gottes draußen lassen können? — Das wäre nichts Anderes, als wenn sie die Ordnung der Ehe draußen gelassen hätte. Deshalb bekennen sich der Herr und seine Apostel selbst damals zu ihr (der obrigkeitlichen Staatsgewalt), als ihre Träger heidnisch waren, wie sich der Herr auch zu dem Lehramte bekennt, obwohl die Schriftgelehrten und Pharisäer Heuchler waren (Matth. 23, 2 ff., vgl. A. C. Art. 8.), und es ist kaum zweifelhaft, daß wir unter den Regierern und Ältesten der apostolischen Kirche die Staatsobrigkeiten gefunden haben würden, wenn sie, wie der Kämmerer der Königin Candace, gläubig und getauft worden wären. Denn wie die apostolische Kirche die heidnischen Ehen nicht auflöste und sobald die Eheleute gläubig geworden waren, als kirchliche Ehen, und das jüdische Lehramt Apoll'o's, als er den Weg des Herrn erkannt hatte, als kirchliches Lehramt anerkannte; so würde sie die Obrigkeiten, deren Träger Gläubige geworden wären, als kirchliche Obrigkeiten aufgenommen und zu ihnen gesagt haben: „Auch diese Salbung, die ihr von Ihm empfangen habt, bleibt bei euch“ (1 Joh. 2, 27.). Jedenfalls befand sich die apostolische Kirche bei ihrem Verhältnisse zu heidnischer Obrigkeit in einer exceptionellen Stellung, in welcher sie die göttliche Stiftung und Ordnung der Obrigkeit lehren und bekennen mußte, ohne sie sich aneignen zu können. Und obwohl sie ihre *κυβερνήσεις* haben mußte (1 Cor. 12, 28.), so hob sie desto nachdrücklicher den Gehorsam und die Unterthänigkeit gegen die Staatsgewaltigen hervor; und wenn der Apostel das gerichtliche Zanken über zeitliche Güter vor der heidnischen Obrigkeit strafte (1 Cor. 6, 1—8.), so war's offenbar das doppelte Argerniß des Haders von Brüdern in dem Herrn vor denen, welchen sie ihr Licht leuchten lassen sollten, nicht die Anrufung des obrigkeitlichen Richterspruchs an sich, welches er strafen wollte. Genug, um zu zeigen, daß der apostolischen Kirche „der christliche Staat“ sammt kirchlicher Staatsobrigkeit nicht so schnurstracks zuwiderläuft, als man es aufs Erste annehmen zu müssen meint.

Je weniger exceptionell die Stellung der Kirche zum Staate wurde, desto deutlicher entwickelte sich ihr Verhältniß zu demselben, am deutlichsten durch die Kirchenrechtslehre von dem dreigliedrigen Bau und Stand der Kirche, dem magistratus politicus, ordo ecclesiasticus und status domesticus. Die Evangelische Kirche umfaßt danach die politische Gewalt eben sowohl als das Lehramt und die Familie, obwohl sie alle drei von einander unterscheidet und als verschiedene, nicht zu vermischende und zu vermengende Glieder kenntlich macht. Und eben so wenig, als sich die Evangelische Kirche unter dem Lehramte bloß die Bischöfe, Äbte, Präpöste, General-Superintendenten und Superintendenten, sondern auch den geringsten Landpfarrer und Dorfschullehrer dachte; eben so wenig, als sie unter dem Hausstande allein die Eltern oder Brotherren und Arbeitgeber, sondern auch die kleinsten Kinder und geringsten Diensthoten verstand; eben so wenig meinte sie unter der Obrigkeit bloß den Landesherrn und seine Obersten, sondern auch den Schulzen des kleinsten Dorfkens. Der politische Magistrat, dessen Träger nun

nicht mehr heidnisch oder jüdisch waren, ist ihr kein *bracellum seculare*, sondern ein *ministerium divinum*, hat mit der staatlichen auch die kirchliche Qualität, steht mit ihr in keiner instrumentalen, sondern organischen Verbindung, nicht außer oder neben oder über ihr, sondern in ihr. Es gibt keinen Grund für sie, einer Obrigkeit die kirchenamtliche Anerkennung zu versagen, als den Unglauben; aber jede Obrigkeit, welche den Glauben der Gemeinde mitbekennt, hat für sie das Recht kirchlicher Anerkennung. Aus demselben Grunde, aus welchem die Kirche dem evangelischen Landesherrn ein kirchenregimentliches Amt — versteht sich das oberste — überträgt, aus demselben ist sie verbunden, es den übrigen Staatsgewalten zu übertragen. Schließt sie diese aus irgend einem Grunde aus, so muß sie, bei Vorhandenheit desselben Grundes, auch den Landesherrn ausschließen.

Der Unsegen des Territorialismus und Staatskirchentums liegt demnach keineswegs in der Gewalt, die der Staat innerhalb der Kirche hat, sey es *circa* oder in *sacra* (denn jenes allein ist unrechter Art schlimmer als beides zusammen rechter Art), sondern in dem Mißbrauch derselben, in der Ablösung und Isolierung von den beiden anderen Kirchenständen und Ämtern oder in der Vermengung und Vermischung mit denselben, in dem Übergewicht und in der Bevormundung, ja Verschlingung derselben. Dahin gehört z. B. jener polizeiliche habitus der Evangelischen Landeskirche, welcher ein Abteilungsdirigent, der hinterdrein ächt freisinnig die „Bevormundung“ verdammt, sorgfältig das Ventil öffnete, sobald sich zu viel Lebenslust in ihr entwickelte. Aber der Mißbrauch des Lehramts verknöcherte ja auch die Kirche, indem er gut doktrinalistisch dem Wolfe die Lebensader unterband oder gut hierarchisch die Staatsgewalt zum bloßen Arme seiner Herrschaft erniedrigte. Und der Mißbrauch des Hausstandes und der Volksrechte will ja heutzutage auch gut demokratisch die Obrigkeit zu des Wolfes Creaturen und die Hirten und Lehrer zu einer Art von Parasiten machen. Dergleichen Erscheinungen liegen aber keineswegs in dem gliedlichen Zusammenwirken von staatlicher Obrigkeit, Lehramt und Familie innerhalb der Kirche.

Eben daß die Reformatoren die evangelischen Landesherrn als Nothbörsen betrachteten, sollte uns überführen, daß die persönliche Isolierung derselben vom Staate, behufs ihrer kirchlichen Beamtung, wenn sie auch ohne Despotie durchführbar wäre, dennoch unreformatorisch sey. Denn daß die Reformatoren die Obrigkeit als eine göttliche Einrichtung bekannt (A. E. Art. 16. Apol. Art. 8.) und dennoch ihr Bisthum nur als Nothbehelf betrachteten haben sollten, ist widersprechend an sich. Daß sie aber das isolirte Bisthum des evangelischen Landesherrn ohne gliedliche Verbindung der gesammten Staatsgewalt mit dem Lehramte und Hausstande als einen Nothbehelf betrachteten mußten, liegt allerdings in der Anschauung der Reformation, welche nicht bloß der Kirchenlehre, sondern auch der Kirchenverfassung galt, in beiden Menschenfälschung und Herrschaft durch Gottes Wort und Ordnung zu brechen und den knechtischen Geist und Dienst durch den freien Gehorsam des Glaubens zu ersetzen berufen war. Wir würden in der That die gegenwärtige Epoche der Reformation schlecht verstehen und auskaufen, wenn wir durch

den Sturmdrang derer, die es böse zu machen gedachten, aber in Gottes Hand standen, von dem Territorialismus und der Cäsareopapie freigemacht, uns nun an die Person eines noch so evangelischen Landesherrn hängen wollten, statt alles Ernstes in die Ordnung Gottes einzutreten, und es hieße in der That das Letzte ärger als das Erste machen, wenn wir auf die Trennung des Staats von der Kirche die Trennung des evangelischen Landesherrn vom Staate, auf den Abfall des Staats von der Kirche den Abfall der Kirche vom Staate zu setzen gedächten. Wohl aber ziemt es der Evangelischen Kirche, jetzt lauter denn je zu bekennen, daß der christliche Staat allein die Verheißung habe, und daß seine Obrigkeit der Kirche Stand und Glied sey, dessen Kirchenregiment zwar weder auf politischem Absolutismus noch auf constitutioneller Kammer-Majorität, aber wohl auf selbstständigen und rein kirchlichen, nach den anerkannten Beskenntnissen gesonderten Verwaltungsbehörden ruht, die dem in Kirchenvorständen und Synoden vertretenen Lehr- und Hausstande verantwortlich seyen. Was der Evangelischen Kirche hierin selbst unter katholischen Landesherrn ziemt und möglich ist, beweist das evangelische Ober-Conistorium in Baiern und das Ministerium in evangelicis in Sachsen. Dabei kommt es allerdings zunächst auf die „innere Wahrheit“ solcher Verfassung an; indessen würde die Kirche doch Christum durch falsches Märtyrertum und durch Wundersucht zu versuchen meinen, wenn sie „des obrigkeitlichen Schutzes nicht zu bedürfen“ erklärte, denn der Herr schützet eben durch seine Obrigkeit. Dagegen würde sie es als einen göttlichen Segen erkennen müssen, wenn sie durch die politische Macht der Obrigkeit und diese durch das kirchliche Regiment „gewinnen“ sollte. Denn beide sollen ja einander dienen mit der Gabe, die sie empfangen haben (1 Petr. 4, 10.) und ein Glied dem anderen Handreichung thun, nach dem Werk eines jeglichen Gliedes in seinem Maße, daß also der Leib wachse zu seiner selbst Besserung (Eph. 4, 16.).

Diese ächt evangelische Anschauung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche liegt der Magdgestalt der Evangelischen, namentlich der Lutherischen Kirche zu Grunde, wie sehr dasselbe auch durch Menschenfurcht und Gefälligkeit getrübt worden ist. Um desselben willen hat sie die Zeit des Übergreifens, Bevormundens und Geißdämpfens von Seiten des staatlichen Kirchenregiments übersehen und sich sogar eine polizeiliche und confessionell gemischte Kirchenverwaltung gefallen lassen, um — nur nicht zu scheiden, was Gott zusammengefügt hat, um nicht zu verderben, worinnen ein Segen ist. Dieser Segen ist jetzt um so ernstlicher zu suchen und zu ersehen, je länger er verkehrt und verschertzt worden ist, je länger die Wächter des Heilighums zur Vermengung des geistlichen und weltlichen Regiments (A. E. Art. 28.) geschwiegen haben; „weil die Angst, Noth und Gefahr immer näher treten, denn die Zeit ist nicht weit, da uns Gott wird richten und die Welt vernichten“ (1 Petr. 4, 17.).

Der obrigkeitliche Schutz besteht nämlich keineswegs bloß in

polizeilichen und richterlichen Maßnahmen wider die Vererbung, Unterdrückung und Verfolgung der Kirche, sondern auch in einer der inneren Zucht des heiligen Geistes entsprechenden äußeren Zucht auf Christum, durch welche der Arm des gerechten und vergeltenden Gottes geoffenbart wird und sein Gericht schon hienieden anfängt; durch welche mancher Verlorene, der das Wort Gottes (Hebr. 4, 12.) entweder gar nicht oder doch nicht mit hörenden Ohren hört, in sich schlägt, und manches Ärgerniß, sonderlich der Kleinen und Schwachen (Matth. 18, 6. 10.) beseitigt oder aufgehoben wird. Wer des obrigkeitlichen Schutzes entbehren zu können erklärt, der löst das Gesetz, dessen menschliche Anwendung und Handhabung eben dem obrigkeitlichen Schutze zu Grunde liegt und ohne denselben nicht erfüllt werden kann, indirekt auf. Wie verantwortlich müßte diese Auflösung aber für die Kirche in einer Zeit seyn, die vorzugsweise den Charakter der Geseflosigkeit (*ἀνομία*) an sich trägt, deren Bewegungen auf dem politischen Gebiete von der Verachtung des menschlichen Gesetzes und der Obrigkeit, auf dem kirchlichen von der Verachtung des göttlichen Gesetzes und der Gnade in Jesu Christo charakterisiert werden; in welcher die Verachtung, die auf die Fürsten geschüttet wird und den Bund der Gewaltigen losmacht, eben auch die sittlichen und religiösen Abgründe öffnet und das Dunkle der Gottesverachtung und Christusfeindschaft an das Licht herausbringt (Hiob 12, 21. 22.), den Menschen der Sünde, das Kind des Verderbens, den Widersärtigen und Boshaftigen (*ἀνόμος*), der das Werkzeug des Abfalls ist, wie die Schlange das Werkzeug des Falles war, eines Abfalls, der zusammenhängend in Staat und Kirche erfolgt, der überhaupt und namentlich für die Masse der Abhängigen und Unbewußten nicht aufgehoben werden kann, ohne die Stärkung der obrigkeitlichen Autorität, ohne die Handhabung ihres Schutzes, wenn gleich die Führer und Leiter dieses Abfalls allerdings mit Bewußtseyn wider den heiligen Geist sündigend, dieser Autorität trogen und auf ihre Untergrabung mit kräftigen Lügen, schauderhafter Consequenz und teuflischer Energie hinarbeiten (2 Thess. 2, 1—12.). Eben dieser tiefere Zusammenhang, diese schrift- und erfahrungsmäßige Gegenseitigkeit des begonnenen Abfalls von Gott und der Obrigkeit ist es also, der — schon bei Vering-schätzung, mehr noch bei ausdrücklicher Quittierung, am meisten bei förmlicher Verwerfung des obrigkeitlichen Regiments und Schutzes von Seiten der Kirche, diese selbst zum Werkzeug des Abfalls selbstmörderisch machen müßte. Hieraus erhebt gegen-theils der große und über alle Maßen wichtige Segen, den der Staat durch seinen kirchlichen Stand und die Kirche durch das staatliche Kirchenregiment „gewinnen“ soll und kann. Er ist für den Staat nicht geringer als die Einsegnung für den Getauften, nämlich die Bestätigung und Confirmation seiner göttlichen Salbung. Er ist für die Kirche nichts mehr noch minder als die Aufrichtung des Gesetzes für den Gläubigen, nämlich die lebendige Schranke ihres Laufs (1 Cor. 9, 24.), der sichtbare Arm ihres unsichtbaren Herrn, der Zaun und Thurm seines Weinbergs (Matth. 21, 33.). Mit der obrigkeitlichen Ordnung in der Kirche gedeiht zugleich die Heilsordnung, mit der Auf-richtung des Gesetzes wird die Gnade desto mächtiger.

Es ist nicht zu läugnen, daß die Evangelische Kirche über-

haupt und insbesondere bezüglich ihres Verhältnisses zum Staate in ein neues Stadium ihrer Verfassung zu treten berufen und eben hiezu die Entwicklung des Artikels von der Kirche eine Aufgabe der Gegenwart ist. Die Prüfungen, Verlegenheiten, Geburtswehen solcher Epochen werden daher auch jetzt fühlbar, also daß es auch den Festen fehlt (Hiob 12, 19.). Die Staatsgewalten sind nicht allein so tief erschüttert worden, daß den Obersten des Volks im Lande der Muth genommen ward, sondern sie verläugneten selber ihren göttlichen Ursprung, ihren kirchlichen Beruf und irrten auf einem Umwege, da kein Weg ist (Hiob 12, 24.); sie haben ihre Unkirchlichkeit, ihre Religionslosigkeit, ihren Atheismus unter der Fahne des sogenannten „Fortschritts“ proklamirt. Indessen ist doch das gegenwärtige Verhältniß der Kirche zum Staate bei weitem nicht so schwierig als in der apostolischen Zeit, in der nicht nur das Amt selbst verlästert war (wenn auch meist in der unserer Zeit entgegenstehenden Form einer vergötterten Tyrannei von oben), sondern in der auch die Träger der Staatsgewalt unter der Decke Mosis, ja des Pharisäismus lagen oder in der Finsterniß des Heidenthums saßen. Es bleibt uns keineswegs bloß, wie den Aposteln, das Bekenntniß von der göttlichen Verordnung und Salbung der Obrigkeit übrig; sondern wir finden, bei der drohenden Trennung des Staats von der Kirche (der freilich für die den Abfall Vollendenden ärger ist als der tiefe Fall heid-nischer Verfinsternung), unter den Trägern der Staatsgewalt noch Personen genug, die wir um ihres Glaubens und Bekenntnisses willen unbedenklich als kirchliche Obrigkeiten anerkennen, und durch die wir die gliedliche Verbindung mit dem Staate festhalten können. Es ist aber in der That leichter, ein Amt durch dessen Träger wiederherzustellen, als es trotz seiner Träger zu behaupten, und wir sind — Gott sey Dank! — noch nicht so weit, daß wir nur einen, wenn auch den höchsten Scepter- und Schwerträger oder nur einige seines Hauses (Philipp. 4, 22.) finden sollten, die wir mit dem Kirchenregimente betrauen dürften.

Vor allen Dingen kommt es freilich auf Erweckung und Erwachung des ersten Zeugen Geistes an, kraft dessen sich die „übrige Wahl“ vor den Riß stelle und jene Trennung staatlicherseits als Abfall vom Christenthume, kirchlicherseits als Verflörung ewiger Gottesordnung verwerfe; auf einen bündigen Protest, ohne Hörner und Zähne, gegen diese Entsittlichung und Entmannung des Staats, diese Untreue und diesen Ehebruch der Kirche, so laut, so allgemein wie möglich, von Kirchenvorständen, Synoden, Kirchentagen, wenn auch in der Minorität der Kopfzahl, so doch in der Majorität des Gewichts. Erst dann, wenn Gottes Rath eine beharrliche Verblendung des Staats verhängen sollte, erst, wenn die gesetzgebenden Gewalten den mit der evangelischen Abtheilung des Kultusministeriums eingeschlagenen Weg zu einem selbstständigen, confessionell gesonderten Kirchenregimente verläugnen sollten, erst dann gilt's, sich an die übriggebliebenen, bekenntnistreuen Träger der Staatsgewalt, es sey der König oder dessen Amtleute, persönlich zu wenden und sie dennoch mit der *κρίσησις* zu betrauen, dennoch eine kirchliche Obrigkeit darzustellen trotz Welt und Teufel, so lange es noch gläubige und opferwillige Amtleute gibt, bis die verhängnißvolle Kluft gefüllt, bis das Gericht ausgeführt ist zum Siege, bis der *serva servarum* die Krone der Treue beigelegt werden darf.

Bis wir künftig allesammt,
Wenn die Hochzeit anbanamet
Und der Bräutigam allda,
Helle Glaubenslampen bringen,
Und dem Lamm ein Loblied singen:
Hallelujah! Gloria!

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 10. Oktober.

N. 81.

Die zweite Woche des Septembers in Wittenberg.

Über den zweiten Kirchentag in Wittenberg und die Verhandlungen, welche demselben vorausgegangen und nachgefolgt sind, d. h. über die Tage vom 10. bis 15. September d. J. erscheinen in öffentlichen Blättern schon mehrere Berichte; es werden auch die ausführlichen Mittheilungen von den Vorständen der Versammlungen selbst in einiger Zeit zu erwarten seyn. Dennoch ist es zu wünschen, daß auch einzelne Theilnehmer an den Versammlungen, stumme Hörer und fleißige Redner, von dem unmittelbaren Eindrücke, den sie erhalten und mit nach Hause genommen haben, Rechenschaft geben, und ihre Bemerkungen und Betrachtungen, so wie ihre Wünsche, so weit sie befriedigt oder nicht befriedigt worden sind, ehrlich und aufrichtig mittheilen. Dazu sollen auch die nachfolgenden Fragmente dienen.

Der Mittelpunkt der Wittenberger Tage war der zweite Kirchentag, dessen Ziel „der evangelische Kirchenbund“ ist. Ihm waren die Tage des 11. und 12. Septembers gewidmet. In dieser Beziehung sind indessen die Wünsche nicht ganz befriedigt worden, welche kurz zuvor durch die Ev. K. Z. (Nr. 69.) ausgesprochen worden sind. Sie gingen dahin, daß die Versammlung von der weitaussehenden Organisation eines evangelischen Kirchenbundes im Großen und Ganzen durch ganz Deutschland absehen, und sich dagegen selbst desto fester und entschiedener zusammenfassen, zugleich aber nicht allein gegen die Bekenntnislosigkeit, welche die Union zum Vorwande nehme, sondern auch für die Wahrung der bestimmten Bekenntnisse in den Gemeinden, für den Schutz deren stiftungsmäßiger Rechte bestimmtes Zeugniß ablegen möge. Gegen die Bekenntnislosigkeit ist allerdings einstimmig gezeugt worden; es waren auch diejenigen Stimmen nicht mehr zu hören, welche im vorigen Jahre, wie wohl vereinzelt, selbst die allgemeinen Bekenntnisse der Christenheit bloß als ehrwürdige historische Zeugnisse gelten lassen, aber dem zeitigen religiösen Gemeingefühle unterordnen wollten. Es wurde vielmehr beherzigt, daß die Anhänger der Union Kirche, welche sich nicht ohne inneren Kampf um des Gewissens willen in einzelnen Differenzlehren von dem bestimmteren Bekenntnisse der Sonderkirche hätten zurückziehen müssen, desto treuer und gewissenhafter das übrige Bekenntniß ihrer Kirche festhalten müssen, welches wesentlich auch die Frucht eines Gewissensaktes, und zu seiner Zeit auch nicht ohne Kampf mit dem Bewußtseyn der älteren Kirche errungen worden sey.

Siebei blieb man aber im Allgemeinen stehen. Auch wurde weder von weiteren Versuchen zur Verwirklichung einer Deutschen evangelischen Conföderation im Großen Abstand genom-

men, noch den heiligen Rechten der sogenannten Sonderkirchen ein volles Herz zugewendet, entschiedene Theilnahme erwiesen. Es zeigte sich wieder, daß wenigstens für jetzt in der Versammlung die Union am zahlreichsten vertreten war. Wer wollte auch dieser ihr Recht in dieser Zeit streitig machen, und wäre es auch nur ein transitorisches?

Im Zusammenhange mit dieser friedlichen Stimmung, welche den Spitzen ausweicht, war überhaupt das Streben vorwaltend, die Einigkeit in der Art^a zu erhalten, daß alle Differenzen der unterschiedenen in der Grundlage einigen Kirchen möglichst vermieden werden möchten. Und das ist doch nicht die rechte Einigkeit. Man fühlte mehr als einmal, daß alles solches Verschweigen mit einem Alpdrücken verbunden ist, wovor in der Ev. K. Z. a. a. O. unter Berufung auf Ps. 32, 3. 4. ernstlich gewarnt worden war. Indessen wurde doch dieses wohlgemeinte, aber bängliche Verhalten einigermaßen aus seiner Befangenheit gelöst durch die Anzeige, welche der Versammlung von dem am Tage vorher in der alten Luthersstadt gestifteten Vereine zur Restauration der Lutherischen Kirche innerhalb der Preussischen Landeskirche abgestattet wurde. Der Anzeige war gleichzeitig die Erklärung beigelegt, daß sich der evangelisch-lutherische Gesamtverein zu der von der Versammlung erzielten wirklichen Gemeinschaft der unterschiedenen Evangelischen Kirchen aus vollem Herzen bekenne. Sofort wurden die Herzen offener gegen einander und mit dem Herzen wurde auch die Sprache frischer und freier. Die nicht Preussischen Lutheraner waren eben so erstaunt als hoch erfreut, daß nun auch innerhalb der Evangelischen Landeskirche Preussens die Lutherische Kirche wieder zu ihrem Namen und zu ihrem guten Rechte kommen sollte; die Reformirten im Lande, soweit sie sich ebenfalls der Union nicht angeschlossen haben, freuten sich herzlichst der endlichen Ermannung der Lutherischen Mitchristen, welchen sie mit einem guten Beispiele vorausgegangen waren: werthe Stimmen aus dem Gebiete der Union baten, doch auch ihnen die Bruderliebe nicht zu entziehen, welche sich Lutheraner und Reformirte so lebhaft ausdrückten. Das war ein wirklich lebendiger Moment eines geschwisterlichen Bundes aller drei Evangelischen Kirchen zu einer wahrhaftigen Glaubens- und Liebesgemeinschaft ohne Schaden der engeren Gemeinschaft für Bekenntniß, Kultus und Verfassung. Und wenn auch Bedenken laut wurden über die möglichen Folgen allzu scharfer und rascher Sonderung, so war doch der Streit darüber um so herzlicher, je herzhafter er sich offen aussprach, und — nichts verschwie. So viel über den Kirchentag.

Offentlich wird auch die abermalige ernste Mahnung zur Buße in dieser gottlosen Zeit durch ganz Deutschland heilsam wirken, denn allein durch Buße, durch unverholene Buße und

Umkehr kann die Empörung überwunden und vernichtet werden: das Schwert ist nur der erste Gebrauch des Gesetzes; und hilft allein nicht.

Im Vorstehenden ist denn schon berichtet worden, was dem eigentlichen Kirchentage vorausgegangen war, nämlich der Zusammenschluß der evangelisch-lutherischen Kirchenvereine in den unterschiedenen Provinzen Preußens, welchen sich bereits eine große Anzahl von Gemeinden angeschlossen haben, die auf den Erfolg des Wittenberger Tages aussehend, denn es ist Vielen ernstlich um Wahrung der alten Kirche mit ihren Schätzen zu thun. — Dem allgemeinen Kirchentage folgten dann die Beratungen im Interesse der inneren Mission, um so reicher, je reicher die Mittheilungen Wichern's aus der Fülle der Erfahrungen seines thätigen Lebens hervorströmten. Auch hier zeigte sich wieder der Einfluß des bestimmteren Bekenntnisses auf die nähere Bestimmung und Stellung der Aufgabe für die innere Mission. Es war uns mitgetheilt worden, daß aus mehreren Deutschen Länden Lutherischerseits sowohl gegen den Kirchenbund in seiner jetzigen Stellung, als auch gegen die Centralisation der inneren Missionsthätigkeiten mehrere Bedenken schriftlich geäußert worden wären, während zugleich das lebhafteste Interesse sowohl für die Idee evangelischer Conföderation als auch für die Aufgabe der inneren Mission überhaupt ausgesprochen worden war. Jetzt wurde nun in Beziehung auf die innere Mission auch in der Versammlung selbst mehr als eine Stimme aus dem Königreiche Sachsen laut, welche darauf drang, daß die innere Mission durch die Praxis, deren großer Werth anerkannt wurde, von der kirchlichen Theorie sich nicht dürfte entfernen, daß sie sich namentlich als freie Thätigkeit ihrer Stellung zu dem Kirchenamte bestimmter bewußt werden müsse. Es wurde bemerkt, daß grade durch die öffentlichen Centralisationsversuche über die stille Thätigkeit der evangelischen Privatvereine ein Zwielicht, eine Confusion verbreitet sey, worüber es der Besinnung, der Rechenenschaft bedürfe, damit dem Amte, dem Gesetze in der Kirche, der Gemeindeordnung nicht Eintrag geschehe. Für jetzt konnte und mußte man indessen mit der allgemeinen Antwort sich genügen lassen, daß die große Aufgabe der inneren Mission, von der Zeit mehr als je erfordert, eben erst im Anfange und im Werden sey, woraus von selbst folge, daß sie nicht zum Voraus der Theorie distinct Rechnung legen könne. Dem großen Lebensberufe Wichern's gegenüber war die theoretische Anfrage allerdings in einer nicht günstigen Stellung; aber der Gedanke war doch richtig, die Mahnung an der Zeit, und christlich (1 Theß. 5, 11.) befohlen, ja, für Kirchenversammlungen ganz unerlässlich; sie sollte viel ernstlicher geübt werden, als es geschieht. Mithin ist jede Empfindlichkeit darüber, wenn auch subjectiv sehr erklärlich und verzeihlich, dennoch objectiv nicht gerechtfertigt. Übrigens blieb die mahnende Einrede auch in der Versammlung leider nicht ohne Mißverständnisse, aber auch nicht ohne Vertretung. Eine Vermittelung lag nahe in der Festgabe, welche der Vorsteher der Versammlung, Geh. Rath v. Bethmann-Hollweg, dem Congresse in einer kleinen Schrift dargeboten hatte unter der Überschrift: „Die Gesellschaft des heiligen Vincenz de Paula, ein Verein für innere

Mission.“ Hier sehen wir, wie mitten in der Kirche, welche wir als die Kirche des Gesetzes zu bezeichnen gewohnt sind, eine freie Privatgesellschaft unter den historischen Auspicien Vincenz von Paula sich richtig zu halten und auch bei dem geistlichen Amte Anerkennung zu finden gewußt hat. Dennoch ist diese so nahe liegende Seite in der Diskussion nicht berührt worden, sondern erst später in der Privat-Conversation zur Sprache gekommen.

Hiemit dürfte aus dem Inhalte der nur allzu rasch verlaufenen Tage das Wesentlichste hervorgehoben und in seiner Spitze und Kürze zusammengezogen seyn. Dem Referenten ist, das darf er nicht verschweigen, die zweite Versammlung mehr gewesen als die vorjährige, wiewohl öffentlich von der Rednerbühne herab der entgegengesetzte Eindruck ausgesprochen wurde. Namentlich schien das kirchliche Bewußtseyn mehr hervor-, und dagegen die akademische Theologie unserer Tage mehr zurückzutreten, wiewohl wir allerdings einmal in die Gefahr kamen, vor dem gesammten Publikum aus allen Ständen und beiden Geschlechtern in eine historisch-grammatische Eregese der Chierotomie nach Apostelgesch. 14, 23. uns zu verwickeln, wovon jedoch ein richtiger Takt bald wieder ablenkte. Wie diesmal weniger Professoren als im vorigen Jahre sich hören ließen, so waren auch weniger Candidaten auf der Rednerbühne, und etliche priesterliche Laien mehr. Zu bedauern war es aber, daß Männer, wie Sartorius, ganz stumm sich verhielten, wiewohl ihnen freilich die große Länge und Breite mehrerer Redner nicht viel Raum ließen. Sollte nicht vielleicht, — es ist eine Frage, ein Vorschlag, — sollte nicht vielleicht den Vorisenden das Recht zustehen und die Pflicht obliegen, wie die Referenten zu ernennen, so auch Einige zur Antwort aufzufordern, ohne daß dadurch die freiwillig sich Melbenden irgendwie ausgeschlossen würden?

Noch ist zu bemerken, daß nach dem erhaltenen Totaleindrucke diesmal der vielbekannte allzuhohe Pathos seltener als sonst war, der Pathos, zu welchem sich so manche werthe Geistliche steigern, ohne zu wissen, wie leicht er die entgegengesetzte Wirkung thut. So viel haben aber gewiß alle Theilnehmer auch diesmal erfahren, daß die einzelnen Schatten, welche im Anfange fielen und trüben, wie Nebel sich bald senken und einem desto heilsameren Gesamteindrucke Platz machen, mit welchem auch der Ref. diesmal wie das vorige Jahr aus der werthen Stadt Wittenberg geschieden ist. Die Lutherstadt wird sich übrigens im künftigen Jahre mit einer viel geringeren Kirchenversammlung, mit der evangelisch-lutherischen genügen lassen müssen, denn der allgemeine dritte Kirchentag und der zweite Congreß für die innere Mission haben für das nächste Jahr Stuttgart zu ihren Versammlungen bestimmt. Man meinte die Verlegung des Versammlungsortes dem Principe des Kirchenbundes und der besonderen Theilnahme an der inneren Mission in Württemberg, so wie vielen Wünschen aus Süddeutschland schuldig zu seyn. Dadurch wird sich denn freilich nach den Personen der Kreis der Theilnehmer wesentlich verändern: es wird nicht mehr die alte, sich schon zum Theil bekannte Versammlung seyn. Die Wittenberger Einwohner, Männer und Frauen, welche an allen Tagen durch die ganze Woche in erfreulichster Weise die Versammlungen besucht haben, wer-

den auch nicht mit der Veränderung zufrieden seyn; desto mehr ist der Lutherstadt ein Ersatz durch die Lutherische Versammlung zu wünschen, in welcher nach Jahr und Tag Bericht und Rechenschaft über die Wirksamkeit des Gesamtvereins bis dahin abzustatten seyn wird.

Nachrichten.

Der Wittenberger Kirchentag.

Unabhängig von dem allgemeinen Kirchentage fand am 10. September von Vormittag 9 Uhr eine Versammlung von confessionell-lutherischen Predigern und Laien statt, welche auch an den folgenden Tagen noch vor dem Anfange der allgemeinen Conferenz fortgesetzt wurde. Es galt hier, den Zusammenschluß der in den Provinzen Schlesien, Pommern und Sachsen vorhandenen evangelisch-lutherischen Kirchenvereine zu bewirken. Die Aufforderung hiezu ging von dem Schlesischen Vereine aus, und dieser, wie der Posenische, der Pommersche und Sächsischen hatte seine Deputirten abgeschickt. Auch aus der Mark waren mehrere Glieder des daselbst in der Bildung begriffenen Vereins anwesend, vorzüglich aber Mitglieder des Vereins in der Provinz Sachsen. Da diese Verhandlung lediglich die Angelegenheit der Vereine betraf, so ward die Versammlung nicht öffentlich gehalten, sondern im Auditorio des Consistorialraths Dr. Heubner. Doch wurde der Zutritt Niemandem verweigert, aber von denen, welche als Mitglieder der Versammlung gelten wollten, die Unterschrift des Albums beansprucht, durch welche man sich, als dem Bekenntnisse der Lutherischen Kirche ergeben und bereit erkläre, für die Rechte dieser Lutherischen Kirche innerhalb der Landeskirche Preußens mitwirken zu wollen. In der Vormittags-Sitzung wurden, unter dem Vorsitze des Präsidenten Dr. Göschel, diejenigen Punkte besprochen, in denen die Vereine der einzelnen Provinzen das Einigungsband erkennen möchten. Einstimmig wurden folgende Sätze aufgestellt und sofort zum Druck und zur Verteilung befördert:

1. Wir stehen auf dem Bekenntnisse der Evangelisch-Lutherischen Kirche.
2. Wir sind der Überzeugung, daß unsere Gemeinden rechtlich nie aufgehört haben Lutherische Gemeinden zu seyn, und daß uns die heilige Pflicht obliegt, ihre confessionellen Rechte mit aller Kraft zu vertreten.
3. Das confessionelle Recht der Lutherischen Gemeinden fordert zu seiner Wahrung eine confessionelle Kirchenverfassung. Wir begehren demnach die Anerkennung und Durchführung des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses in Kultus, Gemeindeordnung und Regiment.
4. Als nächstes Ziel unseres Strebens setzen wir fest die Befreiung des Altarbildes von aller Zweideutigkeit und Ausprägung des Bekenntnisses im gesamtten Gottesdienste, ferner eine die confessionelle Selbstständigkeit verbürgende Leitung im Kirchenregimente, endlich die Bewahrung der Lutherischen Grundsätze auch in der Gemeindeverfassung.
5. Diese Zwecke wollen wir nicht auf dem Wege des Austritts erreichen, weil wir uns in unserem Gewissen gebunden fühlen, den Kampf für das gute Recht der Lutherischen Kirche auf dem ihr zuständigen Gebiete innerhalb der Landeskirche durchzuführen.

Die Abgeordneten der einzelnen Provinzialvereine erklärten ihre Zustimmung zu diesen Sätzen im Namen der durch sie vertretenen Vereine, eben so die Brüder aus der Mark, und der Superint. Otto aus Naugard wies in kurzem, kräftigem und erhebendem Worte auf die große Bedeutung dieses Bundes hin und meinte, er möchte die Versammlung gern auffordern zu singen: „Man danket Alle Gott,“ aber da das Ziel des Bundes ein hohes sey, und erst durch manchen harten Schritt erreicht

werden könnte, wollten wir lieber singen: „Ach, bleib mit deiner Gnade, bei uns Herr Jesu Christ etc.“ Mit innigerem Gefühle hat Ref. dieses Lied nie gesungen als diesmal. Die Verhandlungen hatten durch die Übereinstimmung des Glaubens, durch das Band der Liebe, wobei alle Abstimmung nach Majoritäten vermieden werden konnte, einen wahrhaft erhebenden Eindruck ausüben müssen. Nach dem Gebete blieben noch die Deputirten der einzelnen Vereine zusammen, und wählten unter sich folgenden Vorstand des Gesamtvereins:

1. Präsident Dr. Göschel zu Berlin als Vorsitzenden.
2. Prof. Dr. Dehler zu Breslau als Vertreter des Schlesischen Vereins.
3. Superint. Gerlach zu Wollstein als Vertreter des Posenischen Vereins.
4. Superint. Otto zu Naugard als Vertreter des Pommerschen Vereins.
5. Past. Appuhn zu Altenhausen als Vertreter des Sächsischen Vereins.
6. Obertribunals-Präsident Dr. Göge als Vertreter des in der Bildung begriffenen Märktischen Vereins.

In den Verhandlungen dieses Vormittags kamen Thatsachen aus den einzelnen Provinzen zur Sprache, welche die kirchlichen Zustände in denselben charakterisirten. So wurde mitgeteilt, daß in Schlesien über hundert Gemeinden seyen, welche nie der Union beigetreten, obgleich sie die neue Preussische Agende angenommen und die Liturgie derselben so liebgewonnen hätten, daß sie jetzt nur ungern darauf verzichten würden, wenn sofort eine rein Lutherische Agende mit der früheren Lutherischen Gottesdienstordnung eingeführt werden sollte. Auch wurden einzelne Fälle namhaft gemacht, wo Gemeinden von dem Consistorio die Anerkennung als einer Lutherischen Gemeinde, und auch die Visitation ihrer Geistlichen auf die Bekenntnisschriften der Lutherischen Kirche beansprucht und erhalten hätten.

Am Nachmittage des 10. September wurde Beratung gepflogen über das, was nun den Lutherischen Gesamtvereine, und namentlich auch dieser Versammlung zu thun obläge. Hier wurden folgende zwei Obliegenheiten besprochen:

1. den Behörden gegenüber unsere Überzeugung auszusprechen und die Gründe derselben darzulegen;
2. den Gemeinden durch eine kurze Ansprache, gleich einem Gruße, unsere Schritte bekannt zu machen.

Bei 1. wurde namentlich hingewiesen auf die Denkschrift, welche neulich von der Schleiermacherschen Partei ausgegangen sey, und worin nachgewiesen werden sollte, daß in der Preussischen Landeskirche kein kirchliches Bekenntniß rechtliche Geltung als Gemeindebekenntniß habe, daß jedes einzelne Individuum in seinem persönlichen Bekenntniß befreit sey, daß demnach die Neugestaltung der Kirche nicht anders erwirkt werden könne, als durch Synoden, welche hervorgehen müßten aus Urwahlen nach der Kopfsahl. Man beschloß eine Denkschrift, der genannten gegenüber, aufzusetzen, worin die Rechtsgültigkeit des Lutherischen Bekenntnisses als das Gemeinbekenntniß aller rechtlich Lutherischen Gemeinden innerhalb der Landeskirche nachgewiesen werden sollte. Eine hiezu erwählte Commission sollte die nöthigen Vorlagen sammeln, und dann die Emission dieser Denkschrift bewirken.

Den zweiten Punkt anlangend versicherten mehrere versammelte Brüder, daß ihre Gemeinden und auch andere in ihrer Nähe befindliche ganz bestimmt eine Erklärung von dieser Wittenberger Conferenz erwarteten, und daß in dieser Erwartung getäuscht, Viele sich zu den separirten Lutherauern wenden dürften. Darum solle man mit wenigen Worten diese Gemeinden von hier aus in ihren Gewissenskämpfen beruhigen und stärken zum Ausharren in der Landeskirche. Einige Mitglieder der Ver-

sammlung übernahmen freiwillig die Ausarbeitung solchen Grusses, der auch am 12. September von der ganzen Versammlung genehmigt und zum Druck befördert ward.

Wir theilen ihn hier mit:

Zuruf an die evangelisch-lutherischen Gemeinden von der Wittenberger Conferenz.

Theure Gemeinden!

Wir entbieten Euch unseren Gruß aus Wittenberg, der alten Lutherstadt. Die Lutherisch-kirchlichen Vereine der Provinzen Sachsen, Pommern, Schlesien, Posen und Brandenburg, deren Herzen schon längst zusammen schlugen, haben heute durch ihre Abgeordneten feierlich auch die Hände ineinandergelegt und sich verbunden zu gemeinschaftlichem Wirken für unsere theure Lutherische Kirche, und eine Schaar von Bekennern unseres Lutherischen Glaubens hat sich ihnen angeschlossen. Wittenberg hat Tage erlebt, wie vor Alters, und die Liebe Christi bringet uns, Euch zu Genossen unserer Freude zu machen, daß Ihr als die rechten Mitstreiter nicht müde werdet, für die heilige Sache heilige Hände aufzuheben ohne Furcht und Zweifel. So bekennen wir denn vor Euch wie Ein Mann mit freudigem Aufhuben unseres Mundes:

1. Wir stehen auf dem Bekenntniß der Evangelisch-Lutherischen Kirche. Das ist das gute Bekenntniß, welches unsere Väter abgelegt haben zu Augsburg vor Kaiser und Reich, dasselbe, was unseres Dr. M. Lutheri Katechismen uns und unseren Kindern in die Herzen predigen alle Tage. Weil nun dieses Bekenntniß wohl und fest gegründet ist auf Gottes Wort, so lassen wir uns davon nicht abtreiben, noch hin- und her wiegen und wägen von allerlei Wind der Lehre, sondern wollen treulich wandeln in unserer Häer Glauben bis an unser Ende, gleich wie Ihr; dazu soll uns Gott helfen.

2. Wir halten auch, und wollen es beweisen mit Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken, daß unsere Gemeinden niemals aufgehört haben, Lutherische Gemeinden zu seyn, und daß die theuren Schätze unseres Lutherischen Bekenntnisses ihr rechtmäßiges Eigenthum sind. Weil nun aber Etlche dieser Zeit sind, die da meinen, daß das Werk der Union, welches von unserem hochseligen Königlichem Herrn in rechtlicher Meinung begonnen ist, uns unser Bekenntniß gar nehme, oder doch in etlichen Stücken ändere und breche, was doch gegen unseres Königs ausdrückliches Wort wäre, so begehren wir wider solche mit aller Kraft unsere wohlverworbenen und verbürgten Rechte zu vertreten, und rufen Euch, liebe Gemeindegensossen zu: haltet mit uns, was Ihr habet, daß Niemand Euch Eure Krone raube.

3. Wir halten weiter, daß der Lutherischen Gemeinden gutes Recht sey, alle ihre Kirchenfachen geordnet seyn zu lassen nach Gottes Wort und ihres Glaubens Bekenntniß; begehren demnach die volle ungefärbte Heilichkeit der Lutherischen Gottesdienste, Lutherisches Kirchenregiment und Lutherische Gemeindeordnung, damit die Gemeinde eine rechte Braut Christi werde, die nicht habe einen Flecken oder Runzel oder des ewigs. Weil nun aber solches ein großes und hohes Ziel ist, das zu erlangen mancher Schritt noch wird zu thun seyn, so wollen wir's

4. vor Allem und zunächst unser Streben seyn lassen, daß das Wort Gottes lauter und rein unter uns gepredigt und die Sakramente recht nach unseres Herren Einsetzung verwaltet werden. Weiter, — weil wir ja Berechtigte, nicht bloß Geduldet in der Kirche unseres Landes sind, wollen wir darauf aus seyn, daß unser theurer König, den Gott segne, in unseren Consistorien und sonstigen kirchlichen Behörden etliche treue Leute unseres Bekenntnisses bestelle, welche die Angelegenheiten unserer Lutherischen Gemeinden von Amtswegen leiten. Desgleichen auch, so unsere Obrigkeit ja unsere Kirchenordnung ändern wollte, daß sie es fein thue auf Grund göttlichen Wortes mit Wahrung unseres Bekenntnisses und nimmer zulasse, daß Gottes Kirche Jedermanns Spielwerk und aller Gelüste ein Tummelplatz werde, sondern daß alles drin ehrlich und ordentlich zugehe, also daß Niemand anders ihr diene ohne nach dem Maße der Gaben, die Gott gegeben hat, wie geschrieben steht 1 Cor. 12. und Eph. 4.

5. Wir bekennen, und das mit sonderlichem Nachdrucke, vor Euch, theure Brüder, daß wir dieses Ziel nicht erreichen wollen auf dem Wege des Austrittes aus der Landeskirche, wie Etlche unsere Versammlung ver-laffen haben. Denn wir sind nicht gemeint das gute Recht der Lutherischen Kirche durch solchen Austritt aufzugeben, sondern fest entschlossen,

uns zu leiden als die guten Streiter Christi und zu kämpfen bis auf's Blut nach dem Worte unseres Herrn. Wir wissen wohl, daß es nicht mit unserer Macht gethan ist, wir wären bald verloren, doch streitet für uns der rechte Mann, den Gott selbst hat erkoren. Ihr wißt, wer der ist, der heißt Jesus Christi. Auf den stellen wir unser Vertrauen. Wer glaubet, der fleucht nicht. Und nun ermahnen wir Euch, hierinnen zu uns zu stehen und Euch in solchem christlichen Vornehmen zu stärken, damit daß Ihr Eure Augen aufhebet auf den Anfänger und Vollender unseres Glaubens, der noch je und je gemacht hat, daß unsere Evangelisch-Lutherische Kirche nimmer nicht ohne Mund geblieben ist, um Zeugniß abzulegen von ihrer Herrlichkeit. Der hat's auch hier zu Wittenberg gethan.

Lieben Brüder, als der Feind in unserem Lande herrschte, da sind des Königs treue Unterthanen ja nicht ausgewandert, haben sich auch keine neuen Lande erobert, der alten vergebend, sondern haben geduldet, gewartet, gehofft, geliebt, gekämpft, gebetet, bis die Zeit erfüllt ward. Haben sie das gethan an ihrem irdischen Könige, — wohlauf, liebe treue Brüder, laßt Euch nicht irren, noch ist der himmlische König bei uns drinnen, wird es auch bleiben, der da herrschet mitten unter seinen Feinden, drum wollen wir nicht von Ihm lassen, noch von seinem Erbe und Lande; das aber sind unsere Kirchen und Gemeinden, darin wir, seine Kinder, geboren und getauft sind und mit Gottes Wort und Sakrament genähret bis dahin. Hier ist unser Platz, hier laßt uns stehen und streiten; und ob wir auch hart angefochten würden von dem Teufel, der Welt und unserem Fleische, wir werden ja gewinnen und den Sieg behalten; denn unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet.

Liebe Brüder, Ihr wißt nun unseres Bundes Grund, sein Ziel und den Weg zu solchem Ziele. Prüfet wohl, ob es also recht sey und vor Gottes Wort bestehe. Ist's aber, dann schlaget Eure Hände mit ein und laßt uns in einem Muth wie Ein Mann stehen. Der Herr, der treue barmherzige Gott, helfe Euch und uns durch Jesum Christum. Amen! Wittenberg, am 12. September 1849.

Götschel, Consistorial-Präsident a. D. in Berlin. Ditto, Sup. in Naugard, Runder, Sup. Verweser in Ramin, als Deputirte und im Namen des Pommerischen evang.-luth. Provinzialvereins. Dehler, Dr. u. Prof. d. Theol. in Breslau, Wachler, C.-R. in Breslau, Erüger, Sen. zu St. Elisabeth in Breslau, Weiß, Diak. an St. Magdal. in Breslau, Deutschmann, ev.-luth. Past. in Wienowitz bei Riegnitz, als Deputirte und im Namen des Schlesischen evang.-luth. Provinzialvereins. Schmidt, Past. in Samogin, als Deputirter und im Namen des Posener evang.-luth. Provinzialvereins. Appuhn, Past. in Altenhausen, als Dep. und im Namen der Sächsischen Vereine. Gerlach, Sup. in Wollstein, als Dep. und im Namen der Pommerischen Vereine. Dr. Feubner, C.-R. in Wittenberg. Albert Graf Schlippenbach als Axtende bei Prenzlau. Hoffmann, Past. zu Wagemühl in der Uckermark. Stöckert Oberpfarrer in Jessen bei Wittenberg. Schlaaff, Pfr. in Stolzenhain. G. Jahn, Oekonom in Sandersleben. Karbe, Oberamtmann zu Gramzow in der Uckermark. Kuhlo, Hülfspred. in Bielefeld. Böttcher, Past. zu Blumberg bei Berlin. Graf von der Recke Wolmerstein auf Graßnitz. Hoffmann, Diak. in Wittenberg. Müsler, Past. in Emden. Schubring, Past. zu Alstedten a. S. Gloß, Past. zu Barneberg. Bop, Past. Bist. zu Köpke. Schmidt, Sup. Bist. und Past. zu Eisleben. Schubert, Past. zu Mädlitz. Noack, Past. zu Wusterbarth. Dumas, Past. in Zinndorf. Graf v. Bredow in Wettin. Diekmann, Past. in Gramenz in Pommern. Brennecke, Past. in Gröchen in Sachsen. Jäger, Past. in Al. Sandersleben, zugleich im Namen der Brüder in der Börde: Rocholl, Past. in Gr. Dittersleben, Gloß, Past. in Osterweddingen, Ziegler, Past. in Vortmarbors, Schneider, Past. in Gr. Gersleben. Müller, Pred. zu Stolzenhagen. Fleischhauer, Pfr. zu Henschleben bei Geseke. Hermes, Past. in Regensfeld. Hartung, Diak. in Merseburg. Fendler, Past. zu Herzfelde bei Berlin. Reinthaler, Rektor des Martinistites in Erfurt.

Diesem Zeugniß Preussischer Brüder schließen sich an die gleichfalls anwesenden

Lubw. Lenz, evang.-luth. Past. in Amsterdam. Prof. Dr. Lindner sen. in Leipzig. Prof. Dr. Lindner jun. in Leipzig.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 13. Oktober.

N^o 82.

Gewissensfragen wegen des Verhältnisses der Kirche zum Staate mit Bitte um Antwort. *)

Die wilden Wasser der Revolution verlaufen sich je mehr und mehr und lassen die Höhen des Staates und der Kirche aus den Strudeln, die sie umwoogen, wieder fester hervortreten. Doch tragen diese mehrfach noch die Spuren des Schlammes an sich, der sich um sie ergossen hat und von dem sie noch lange sich werden zu reinigen haben. Und wie Vieles ist, was die Überschwemmung weggerissen hat in die Tiefen, worin es immer noch gährt und zischt. Vieles und Großes ist insonderheit der Kirche geraubt worden und wenn sie auch Unrecht zu leiden mit ihrem Herrn berufen ist, so hat sie es doch eben nur als Unrecht, nicht aber als Recht zu leiden und hat die Pflicht, dagegen zu zeugen, daß Unrecht zu Recht gestempelt werde. Dies ist es, was die nach der groben Revolution noch immer fortwirkende subtile, hinsichtlich der rechtlichen Verbindung des Staates und der Kirche, noch immer intendirt, und dagegen ihre Stimme zu erheben, ist Pflicht treuer Glieder der Kirche und zwar nicht bloß im zeitlichen, sondern vielmehr noch im geistlichen Interesse derselben, welches uns gebietet, große und öffentliche Sünden durch entschiedenes Zeugniß dagegen zu strafen.

Eine Geschichte der Deutschen Nation gibt es nur dadurch, daß das Christenthum um die verschiedenen kriegerischen Stämme und Geschlechter der Germanen ein gemeinsames einigendes Band geschlungen, welches ihnen die Ehre und Würde eines christlichen Volkes gegeben und das Gepräge desselben tausend Jahre des Heils hindurch erhalten hat, bis das Jahr des Unheils 1848 es zu zerreißen und das Kreuz von den Kronen und Höhen des Vaterlandes abzutragen sich vermessen hat. Es ist nur zu natürlich, daß der Fürst dieser Welt die Oberherrschaft Christi über sie nicht dulden will, und daß diejenigen vom Stamme Juda, welche ihren König verworfen haben, seinen, dennoch über sie und überall ausgestreckten, Scepter zu zerbrechen trachten. Daß aber die Christenheit stillschweigend solches geschehen lassen und die Widerchristen sich über sie erheben lassen soll und noch mehr, daß sie es als Recht anerkennen, ja es in neuen Verfassungsurkunden als Gesetz beschwören soll, das heißt einem christlichen Gewissen zu viel zumuthen.

Es ist der Wille Gottes, daß die Reiche der Welt Gottes und seines Christus werden; es ist der gottgewollte Gang einer

anderthalbtausendjährigen Geschichte, daß im Abendlande, daß in Europa, daß in Deutschland das Christenthum herrschen und alle Gesittung, alle Bildung desselben bedingen sollte, wie es geschehen ist. Diesem Rechte der Herrschaft entspricht das eben so alte Recht der Christen, von verbrüderter christlicher Obrigkeit beherrscht zu werden und nicht solchen, die Christum und das Christenthum öffentlich verwerfen, unterthänig seyn zu müssen. Wohl handelt sich es für den Christen nicht zunächst um irdische Verhältnisse und Rechte, wohl ist sein ewiges Vaterhaus der Himmel; deshalb aber das Haus von seinem Vorhause, den Himmel von der Erde scheiden zu wollen, ist unchristlich und gegen das Königthum dessen, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden. Wenn auch christliche Herrscher für sich des Rechts sich begeben konnten, als Christen zu regieren, so durfte daraus doch keineswegs folgen, daß sie ihren christlichen Unterthanen das Recht vergeben könnten, von Christen beherrscht zu werden, daß sie ferner die christliche Kirche ihrer bisherigen Rechte in den christlichen Staaten entkleiden und ohne deren Verschuldung, und ohne deren Zustimmung und Mitwirkung sie zu einer privaten Religionsgesellschaft herabsetzen und mit der Synagoge auf gleiche Linie stellen lassen konnten. Wie auch solches durch den stürmischen Andrang revolutionärer Motten entschuldigt werden möge, nimmermehr vermag es doch dadurch gerechtfertigt zu werden, und damit nicht etwa durch Verjährung das Unrecht als Recht anerkannt zu werden Anspruch mache, so erscheint es nothwendig, daß die Christen immer von neuem es als Unrecht strafen und Beroehrung dagegen einlegen. Niemand wolle behaupten, daß es hier nur um theoretische Fragen über das Verhältniß der Kirche zum Staate, was in mannigfachen Modifikationen stattfinden kann, sich handle, oder daß in praktischer Beziehung dieses Verhältniß ein indifferentes seyn könne. Es kann vielmehr immer nur ein freundliches oder ein feindliches seyn. Die praktischen, die sittlichen Folgen sind von größter Bedeutung für die Familie, für die Schule, für die ganze menschliche Gesellschaft und für das Gewissen der Einzelnen.

Schon jetzt wird in Folge der proklamirten Unchristlichkeit des Staates dem Christen eine öffentliche Verläugnung seines Herrn und Heilandes zugemuthet bei einer der feierlichsten, das Gewissen am tiefsten berührenden Religionshandlungen, beim Eide. Der Eid ist eine Anrufung des lebendigen Gottes vor der menschlichen Obrigkeit, ein feierliches Bekenntniß seiner Allwissenheit, Heiligkeit und Barmherzigkeit vor den Menschen, eine mit gen Himmel erhobener Rechten ausgesprochene Zuversicht zu seiner Hülfe und Gnade. Alle diese göttlichen Eigenschaften vermitteln sich für den Christen durch Jesum Christum; all sein Glaube, sein Vertrauen zu Gott dem Vater steht auf dem Evangelium

*) Diese Fragen sollten der Versammlung in Wittenberg vorgelegt werden; der Fragesteller kam aber daselbst erst an, nachdem die Verhandlungen über das Verhältniß der Kirche zum Staate schon geschlossen waren.

seines Sohnes; sein Gewissen ist von Gott durch die christlichen Sakramente gebunden. Darum lautet der Eid, wie ihn die Christen bis jetzt vor Gott und Menschen geschworen und damit zugleich ihren Glauben feierlich bekannt haben: so wahr mir Gott helfe durch Jesum Christum, oder: durch sein heiliges Evangelium. Der Herr spricht: Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater, wer mich aber verläugnet vor den Menschen, den will ich auch verläugnen vor meinem himmlischen Vater. Fortan nun sollen wir Christen — so wollen es Gesezgewürfe des unchristlichen Staates — unseren Herrn Jesum Christum bei der Eideshandlung verläugnen vor den Menschen, wir sollen nicht mehr vor seinem Kreuze, sondern vor einem leeren Tische schwören, wir sollen seines heiligen Namens geschweigen vor Gericht, wir sollen nicht mehr die Wahrheit vor Gott betheuern bei dem, welcher spricht: Ich bin die Wahrheit und das Leben; Niemand kommt zum Vater denn durch mich. Was heißt das anders, als Christum im Gerichtshause verläugnen, schlimmer als es Petrus im Hause des Hohenpriesters that und nachher bitterlich es beweinte, als der strafende Blick des Herrn ihn traf. Den Juden, als sie noch den Christen unterthan waren, wurde gestattet, den Eid nach Form und Inhalt ihres Glaubens abzulegen, wodurch allein sie auch in ihrem Gewissen sich gebunden hielten. Nachdem sie nunmehr im unchristlichen Staat uns gleichgestellt sind, soll uns, was ihnen gestattet war, nicht mehr gestattet, sondern ein den Forderungen des christlichen Gewissens nicht entsprechender, daher auch für dasselbe nicht mehr heiliger Eid auferlegt werden. Um der Juden willen sollen wir Christum verläugnen oder verschweigen vor Gericht. Ist das nicht eine große und schwere Versündigung? heißt das nicht beim Schwören Christum abschwören? kann ein Christ dies über sein Gewissen bringen? würden die alten Christen je einem solchen Ansinnen gewillfahrt haben? Es handelt sich, wohl gemerkt, nicht um Einführung einer neuen Eidesformel da wo bisher noch keine stattgefunden, sondern es handelt sich um Abschaffung der bisherigen christlichen Formel, um Streichung eben des christlichen Bekenntnisses in ihr, d. h. um Verläugnung Christi vor der bis dahin christlichen Obrigkeit. Wenn das nicht eine offenbare und unverantwortliche Sünde ist, was ist es denn?

Die Evangelische Kirche steht von Luther ab im entschiedensten Gegensatz aller politischen Revolutionen, ehrt im Gehorsam des göttlichen Gebots die Obrigkeit als göttliche Ordnung hoch, legt auf die Erfüllung der Pflichten gegen dieselbe in ihrem Bekenntniß Augsb. Conf. Art. 16. ein besonderes Gewicht und heit daselbst von allen Christen: itaque necessario debent Christiani obedire magistratibus et suis legibus. Doch fügt sie eben auch im Gehorsam des göttlichen Wortes die Einschränkung hinzu: nisi cum jubent peccare, tunc enim magis obedire debent Deo quam hominibus Act. 5, 29. Wir wissen wohl, mit welcher gewissenhaften Vorsicht diese Ausnahme zu behandeln ist, damit sie nicht zur Rechtfertigung subjektiven Eigenwillens und selbstgemachter Strupel diene und zur Beschönigung eigensinnigen Ungehorsams schnde gemißbraucht werde;

daß sie aber in dem vorliegenden Falle gerechte und nothwendige Anwendung leide, scheint nicht bezweifelt werden zu können. Zu schweigen von dem Namen Jesu, das war das Gebot, was den Aposteln gestellt wurde (Apostelgesch. 5, 28.), und wogegen Petrus das Wort erhob: Man muß Gott mehr gehorchen denn Menschen. Die neue Eidesformel will uns gleichfalls vorschreiben, des bisher genannten Namens Jesu bei der Anrufung Gottes künftig um der Juden oder Unchristen willen zu geschweigen. Wir stellen die Gewissensfrage, ob ein Christ hierin der unchristlich gewordenen Obrigkeit gehorchen darf, oder ob hier nicht der vorerwähnte Grundsatz unserer Kirche sich dagegen erhebt: Christiani necessario debent obedire magistratibus et suis legibus, nisi cum jubent peccare, tunc enim magis obedire debent Deo quam hominibus. Um Antwort treuer Christen wird gebeten. — 8.

Die evangelische Union in ihrem Fortschritte.

Die „Verhandlungen einer am 30. Mai 1849 zu Gnadau gehaltenen Konferenz zur Festhaltung der kirchlichen Union im positiv-evangelischen Sinne,“ welche vor Kurzem veröffentlicht worden sind (Magdeburg 1849), nehmen in mehr als einer Beziehung die Aufmerksamkeit der Evangelischen Kirche in Anspruch. Es sind nur acht Thesen, worüber sich die Majorität der Versammlung geeinigt hat, aber der Umfang ist sehr groß, welchen diese acht kurzen Sätze umspannen, und noch viel weiter reichen die zu erwartenden Konsequenzen; denn wir sehen hier die Union in ihrem Fortschritte ohne Abschluß. Uns ist dabei mehr als ein Bedenken auf das Herz gefallen, worüber wir uns wenigstens nach einigen Seiten mitzutheilen nicht unterlassen wollen.

Die neuen Unionsverhandlungen in Gnadau sind ein Beweis mehr, wie sehr die Union für viele gläubige Glieder der Evangelischen Kirche in dieser Zeit der Unbestimmtheit zum Zwecke neuer Entwicklung ein Bedürfnis ist. Finden wir doch alsbald an der Spitze so werthe theologische Namen: Risch, Sack, J. Müller, Möller. Jedenfalls wird das Recht der Union auch von ihren Gegnern mehr und mehr anerkannt werden müssen; es ist ihr ein Bruch, ein Zerfall und Verfall vorausgegangen, den sie nicht verschuldet hat, für den sie vielmehr der heilende Verband ist, an dem sie sich wirklich als Union einigend erweist. Wir wissen die Union, von welcher wir reden, die Union unserer Zeit, recht wohl von der wahren und permanenten Union zu unterscheiden. Die wahre Union ist die Verbindung verschiedener und verschieden bleibender Kirchen; sie conservirt die Unterschiede, und darum auch verschiedene Kirchen, aber der Unterschied absorbirt nicht den Verband, der Verband nicht den Unterschied. Dagegen ist diejenige Union, um die es sich jetzt handelt, ein Verband verschiedener Confessionen zu Einer Kirche, ein Verband auf Kosten des Unterschieds, und die Kosten sind nicht von Belang, denn der Unterschied war schon vorher verschwommen und verschwunden: deswegen müssen wir auch dieser absorptiven Union als einer vorübergehenden Entwicklungsstufe ihr gutes Recht, das Recht vorübergehender Existenz

einräumen. Wahrscheinlich würde ihr auch, wie sie nun einmal in die Entwickelung getreten ist, ihr Recht noch im weiteren Umfange als bisher zugestanden worden seyn, wenn sie nicht unversehens sich selbst überboten hätte, wenn nicht ihre Wasser über ihr Bett ausgetreten wären und alle Dämme durchbrochen hätten, wenn sie nicht in fremde Gebiete eingedrungen wäre, und zwar zu einer Zeit, als die Leute schliefen, wenn sie nicht theils durch passives Stillschweigen, theils durch Majoritäten allzusehr schnelle Ausbreitung gewonnen, allzuleichte Siege errungen und gefeiert hätte.

Um so mehr gehört es aber zu rechter Würdigung der temporären Union, daß sie nicht nach ihren Excessen und Mißbräuchen, nicht nach ihren Ausartungen beurtheilt wird, wiewohl diese auch nicht verschwiegen werden dürfen. Vielmehr kommt es zunächst auf den ursprünglichen Sinn der Union an, zumal auch die ächten Freunde der ursprünglichen Union nicht Alles billigen, was zu ihrer Förderung geschehen ist. Treten wir in diesem Sinne näher hinzu, so können wir nicht verkennen, daß die Union ihre Gränzen hat, in welchen sie wirklich berechtigt ist; sie findet auch nicht allein von Außen ihre Gränze anderen Kirchengebieten gegenüber, sondern sie hat zugleich in sich selbst eine ihr inwohnende Gränze an demjenigen Bekenntnisse, welches sie sich aus der gemeinsamen evangelischen Grundlage bewahrt, aus dem gemeinsamen Bekenntnisse beider Evangelischen Kirchen zusammengesetzt hat. Die Union ist daher nach ihrem Ursprunge und nach ihrer Intention nicht bekenntnißlos, wie ihr vielfältig nachgesagt worden ist, sondern sie ruht auf der Grundlage, auf den Ur- und Grundbekenntnissen der allgemeinen christlichen Kirche, sie bekennt sich zugleich zu dem unter den verschiedenen Evangelischen Kirchen nicht streitigen Glaubensinhalte, indem sie nur die Differenzen in den evangelischen Bekenntnissen auf sich beruhen läßt und um der Gemeinschaft willen zurückstellt, indem sie, wie es in den vorliegenden Verhandlungen ausgedrückt wird, die symbolischen Verschiedenheiten, ob sie sich auch entgegengesetzt sind, für gleich zulässig in öffentlicher Lehre erklärt.

Die weitere Geschichte der Union hat indessen klärlieh ausgewiesen, daß es bei dem ersten noch conservativ zu nennenden Anfange nicht bewenden konnte. Hatte die Union gleich im ersten Auftreten gegen andere Kirchengebiete mehr oder weniger sanft die gemessenen Gränzen überschritten, ohne daß man es merkte, was hinderte sie, im weiteren Fortgange auch die ihr selbst mitgegebene Gränze zu verlassen und zu erweitern? Hatte die Union einmal die Bekenntnisse in ihrer Solidarität gefährdet, ihre Resultate, ihre Spitzen in den „einzelnen“ Differenzpunkten zurückgestellt, oder für gleich gültig, für gleich unwesentlich erklärt, so war es eben nur die weitere Folge, wenn sie später auch das gemeinsame Bekenntniß noch einmal in Frage zu stellen, von neuem in's Verhör zu ziehen wagte. Und wenn es überdies unlängbar ist, daß die einzelnen Unterscheidungslehren nicht vereinzelt sind, sondern mit dem gesamten Bekenntnisse in organischem Zusammenhange stehen, und mithin dieses näher bestimmen und tingiren, so ist es in der That nicht zu verwundern, wenn auch wieder die Zurückstellung und Neutralis-

sirung der Differenzen auf den davon berührten Rest des Bekenntnisses mehr und mehr Einfluß ausübt. Es bleibt überhaupt nicht so leicht bei einer Lücke in der Mauer, und wenn erst das Dach beschädigt ist, so wird nach und nach das Haus bis auf den Grund angegriffen. Dieses hat sich bereits geschichtlich an der Union bestätigt, und darüber ist in eben dieser Union, welche alle älteren Unterschiede als scheinbare Spaltung heben wollte, ein neues Schisma zu Tage gekommen, welches den älteren Trennungen, die darum doch nicht gehoben sind, noch hinzutritt. Ja, es steht gegenwärtig mehr als eine Spaltung in Aussicht; die Anhänger der evangelischen Union zerfallen unter einander selbst nach mehr als einer Seite. So sind ihrer auch jetzt noch Viele, welche an der ursprünglichen Grundlage, an dem Consensus der Evangelischen Kirchen treulich festhalten, wenn er gleich noch nicht ausdrücklich formulirt ist und so leicht nicht wird einstimmig formulirt werden können; sie bilden die rechte Seite. Ihnen gegenüber stehen die sogenannten Freien, die Bekenntnisfreien, welche keine bindenden Vorschriften über die Auslegung der heiligen Schrift anerkennen. Aber wie verschieden sind sie wieder unter einander! Ihre Vertreter, ihre Organe innerhalb der Kirche sind bekannt. Sie bilden in mehreren Abtheilungen zusammen die Linke. In der Mitte stehen solche, welche das gemeinsame Bekenntniß der Evangelischen Kirche nicht wanken lassen, aber auch nicht als unumstößliche Regel gelten lassen wollen, um nicht der Schrift, als der einzigen Norm, in ihren Prärogativen zu nahe zu treten; sie ehren das Bekenntniß der Kirche, weil es aus der Schrift kommt, und sofern es mit ihr übereinstimmt, aber es ist ihnen doch immer der Schrift gegenüber wie Menschenwort gegen Gottes Wort; sie bleiben bei diesem abstrakten Gegensatz unvermittelt stehen.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Der Wittenberger Kirchentag.

(Schluß.)

Am folgenden Tage, dem 11. September, ward Vormittags 10 Uhr der allgemeine Kirchentag in der Schloßkirche eröffnet, an welchem auch alle Theilnehmer der Tags vorher gehaltenen Versammlung Antheil nahmen, auch um schon dadurch zu bezeugen, daß man nicht Separation von der Landeskirche, sondern nur Garantie für die eigene Confession innerhalb der Landeskirche zu erlangen strebe. Der Gesang des ersten Verses „Komm heiliger Geist, Herre Gott,“ wie das Gebet des Dr. Feubner rief Gott und den Geist an, der unsere Herzen allein auf den Weg des wahren, ewigen Heils lenken und auf demselben leiten kann. Darauf stutete der Vorsitzende (v. Bethmann-Sollweg) Bericht ab über die Wirksamkeit des im vorigen Jahre gewählten Ausschusses. Er wies hin auf den Segen, den wohl Jeder für sich aus den vorjährigen Verhandlungen selbst mitgenommen, und wie dadurch schon ein Segen auch in weitere Kreise verbreitet worden sey; ferner auf den durch den „Ausruf zur Buße“ an vielen Orten am 5. November v. J. freiwillig abgehaltenen Bußtag, der sichtlich vom Herrn in Gnaden angesehen sey; ferner auf die allgemein günstige Aufnahme der Idee eines Kirchenbundes. Hierauf berichtete der Präses, wie der Ausschuß dem ihm gewordenen Auftrage, das Projekt des Kirchenbundes zu realisiren, nachgekommen.

Der Ausschuss habe sich zunächst an die theologischen Fakultäten aller Deutschen Universitäten gewandt, und dieselben um ihr Gutachten gebeten. Leider seien solche Gutachten nur von wenigen Fakultäten eingegangen. Namentlich wurden drei erwähnt, und zwar zuerst das von Jena, welches das Projekt zwar günstig aufgenommen, aber doch als hinter der Zeit zurückbleibend erachte, indem unsere Zeit nicht die Conservation der alten Kirchen mit ihren Bekenntnissen, vielmehr die Bildung einer Deutschen Nationalkirche fordere und ermögliche. Die zwei anderen Gutachten wiesen im Gegentheil auf die Gefahren und Schwierigkeiten dieses Projektes hin, und während das Jenasche mehr einen orthodoxen Sonderbund witterte, so ahneten die letzteren die aus dem Projekte für jede einzelne Confession möglichen Beeinträchtigungen, so lange nicht jede dem Kirchenbunde beitretende Einzel-Landeskirche in sich zuvor konsolidirt und organisiert sey. Der Ausschuss habe sich sodann bemüht, auf privatem Wege zu erfahren, in wiefern die Regierungen auf das Projekt der Conföderation einzugehen geneigt seien, allein überall habe man sich dahin ausgesprochen, daß jetzt von Seiten der Regierungen etwas Derartiges zu befördern durchaus unzulässig erscheine.

Deshalb habe denn auch der Ausschuss vorläufig das Projekt der Conföderation ganz aufgegeben, desto eifriger aber versucht, diesen Wittenberger Kirchentag zur Centralisation aller freien Pastoral-Conferenzen in ganz Deutschland zu benutzen. Mehrere dieser Conferenzen haben in dieser Hinsicht sich an den Ausschuss gewendet. Auch seien von Seiten des Ausschusses Besuchen zur Besprechung in solchen Conferenzen aufgestellt und an die Vorstände derselben gesendet, doch von äußerst wenigen seien Erwidierungen bei dem Ausschusse eingegangen. Ferner habe der Ausschuss auf andere Weise thätig zu seyn sich bemüht, z. B. habe er den Druck und die Verbreitung eines Traktates („Christus, der wahre Volksfreund“) veranlaßt.

Der Ausschuss habe zuletzt seiner Pflicht Genüge geleistet, diese gegenwärtige Versammlung zu berufen, wenn auch nur als eine allgemeine freie Konferenz, wie es ja im vergangenen Jahre eventualiter beschlossen gewesen, und er müsse daher sein Mandat jetzt in die Hände der Versammlung legen, und um die Wahl eines neuen Vorstandes bitten.

Auf die Bitte der Versammlung blieb jedoch auch für diese Versammlung und auch für das ganze Jahr derselbe Vorstand in Thätigkeit. Ehe man zu der Tagesordnung schritt, erhielt in Folge vorausgegangener Anmeldung der vormalige Conf.-Präs. Dr. Göschel das Wort. Er erstattete der Versammlung Anzeige über den gestern ins Leben getretenen evangelisch-lutherischen Gesamtverein, durch welchen die Einigkeit mit den anderen evangelischen Kirchen nicht beeinträchtigt, sondern gefördert werden würde, so wie denn auch jeder Segen für die lutherische Kirche nach der organischen Ordnung im Reiche Gottes allen Kirchen zu Gute komme.

Zur Besprechung lagen für diesen Tag zwei Gegenstände vor:

1. Wie hat die Kirche die Losagung des Staats vom Christenthum zu beurtheilen, und wie sich dazu zu verhalten? und
2. Erhaltung der christlichen Schule.

Die erste Frage leitete Prof. Dr. Stahl ein durch einen Vortrag, in welchem er zunächst nachwies, wie der Staat als solcher sich vom Christenthum losgesagt, wie aber praktisch die Lösung nicht alsbald vollständig erfolgen werde. Der Kirche aber liege es ob, gegen alle Versuche, das neue Princip ins Leben zu führen, kräftiges Zeugniß abzulegen. Allgemein sprach sich der Wunsch aus, daß dieser Vortrag vollständig gedruckt werden möge und die Gewährung dieser Bitte ward versprochen.

Unmittelbar darauf ergriff Präf. v. Gerlach das Wort und erinnerte die Versammlung an die Zustände, welche zur Zeit des vorjährigen Kirchentages Statt hatten, und wie die Befürchtungen, die man damals

gehegt, nicht in Erfüllung gegangen; so würden auch die jetzt gehegten Befürchtungen gewiß nicht in die Wirklichkeit eintreten, weil ja viele Konsequenzen der Losagung des Staates vom Christenthum gar nicht möglich seien, und weil diese Losagung auch gar nicht populär sey, was erst hervortreten würde, wenn Einzelnes davon ins Leben trete. Dessen sey er aber gewiß, daß Preußen an dem Tage, wo es sich vom Christenthum los sage, dem Verderben entgegen gehen würde.

Im Laufe der Verhandlung ergriffen nun das Wort Oberconf.-R. Dr. Nicksch, Conf.-R. Sack, Licent. Möller, Superint. Wüchfel, Pastor Dr. Krumwacher ohngefähr in gleichem Sinne, doch wurden von Einigen auch bestimmte Vorschläge zu Petitionen gemacht, z. B. daß die kirchliche Einsegnung in der Evangelischen Kirche, wie bisher, die rechtliche Geltung vor dem Staate behalten solle; doch wurde, namentlich von Sack, auch bemerkt, daß man sich freuen müsse, wenn die kirchliche Einsegnung als etwas Freiwilliges und Beliebiges hingestellt sey, weil diejenigen, welche dann den Segen der Kirche sich erbäten, gewiß den Segen auch nur wünschten, und die Diener der Kirche dann freudiger ihr Amt verwalten könnten, weil sie überzeugt wären, daß jeder, der ihres Amtes Dienst begehre, auch aus christlichem Sinn dies thue. Mit kräftigen Worten suchte Wüchfel die ängstlichen Gemüther zu stärken, indem er zeigte, daß das Böse unter Gottes Regiment nur langsam reife, und dann doch meistens nur zum Segen ausschlage. Von dem Tage, wo Voltaire seinen ersten Fuß auf die Stufen Sanssoucis setzte, bis zu dem, wo Gott der Herr dem Satanas in den Straßen Berlins Macht gegeben habe, sei manches Jahr vergangen, und die bösen Pläne derer, welche z. B. das Heer verführen wollten, trugen nur dazu bei, daß das Heer desto treuer seine Pflicht that. Ebenso nachdrücklich zeigten jedoch Sup. Otto, Past. Sander und Ball aus Elberfeld, wie dies Alles noch nicht völlig unsere Befürchtungen niederdrücken könnte. Sander namentlich fragte: ob der Herr nicht auch dem Deutschen Volke, wie schon vor Zeiten andern Völkern, „den Scheidebrief geben“ könnte? Er suchte darzutun, wie doch gar deutlich und mächtig der Geist des Antichrists in unsern Zeiten sich rege, und wie gefährlich es sey, sich in Sicherheit einzuwiegen, wo wir Grund und Ursache genug hätten, nüchtern und nachsam zu seyn. Aus allen Reden klang es hindurch, welche tiefe Wunde dem Volke geschlagen werde, wenn die Losagung des Staates vom Christenthume praktisch zur Ausführung käme.

Nach der Verhandlung beschloß die Versammlung eine öffentliche Erklärung als Zeugniß über diese Angelegenheit von dieser Konferenz ausgehen zu lassen, und beauftragte am folgenden Tage nach einer Discussion den Ausschuss mit der Abfassung einer solchen Erklärung.

Nach einer Pause vereinigte sich die Versammlung von Neuem, um über den zweiten Gegenstand zu verhandeln. Den einleitenden Vortrag hielt Seminar-Director Thilo aus Erfurt. Nach dem Redner, dem es nicht gelang in dem schwer mit dem Organe auszufüllenden Räume durchzudringen, und dem auch Ref. nicht vollständig folgen konnte, traten an Generalsup. Dr. Möller, Pastor Dr. Harnisch, Seminar-dir. Zahn, Prof. Dr. Lindner sen., Inspektor Wichern und Lehrer von der Heydt aus den Rheinlanden. Allgemein wurde die Nothwendigkeit, die Schule als eine christliche zu erhalten, anerkannt, des Verhaltens vieler treuen Lehrer rühmend gedacht, aber auch beklagt, daß der Verfall der christlichen Schulen in dem Unglauben vieler Lehrer selbst, eben so sehr aber auch in dem vieler Geistlichen seinen Grund habe. Generalsup. Dr. Möller ergriff die Versammlung durch die Schilderung seines ersten Lehrers, der die Gabe des Erklärens in hohem Grade gehabt habe, so daß die Schüler oft den Anfang der Stunden nicht hätten erwarten können. Es sey der Mann auf seinem Seminar geblieben,

Beilage.

aber dennoch ein tüchtiger Lehrer gewesen; namentlich habe er durch treffende Anwendung alter kirchlicher Kernlieder auf die Herzen viel gewirkt. Er (Möller) habe späterhin viele Lehrer gehabt und verdaute ihnen Vieles, aber wenn es mit ihm werde zum Sterben gehen, so würde doch wohl jener Mann in seiner schlichten Gestalt mit silbergrauem Haar zuerst und zuletzt vor sein Gedächtniß treten. Mit tiefer Wehmuth sprach er aus, daß er an mehreren Lehrern, die er selbst gebildet, nur Schmerz erfahren habe. Auch erwähnte er manche Übelstände, die er auf seinen Inspektionsreisen gefunden, und nur als Folge der Bildungsmethode der Schullehrer betrachten könne. So z. B. habe er in einer Schule von mehreren Klassen einmal gefunden, daß der Lehrer jeder Klasse in derselben Zeit die Eigenschaften Gottes durchgenommen und auf die nämliche Weise behandelt habe, wie jeder andere Lehrer dieser Schule. Er stellte deshalb als nothwendig und gewiß als heilsam auf, daß auf die Bildung des Charakters und Herzens der künftigen Lehrer mehr als bisher geachtet werden müsse. Harnisch und Bahn suchten die oft aufgestellte Behauptung zu widerlegen, daß die Schuld des Verfalls an den Seminarien oder an den Lehrern der Seminarien läge. Der letztgenannte wies auf ein Seminar hin, an welchem ein rationalistischer Direktor gewesen sey, und von dessen Schülern sey nicht nur kein Einziger in die politischen Wirren verwickelt, sondern die meisten hätten sogar immermehr dem Glauben sich genähert, während von einem anderen Seminar, wo drei gläubige Direktoren hintereinander gestanden, mehrere Zöglinge jetzt in Untersuchung seyen. Demnach möchte man versucht werden, die Regel aufzustellen: Um gläubige und tüchtige Lehrer zu erhalten, stelle man rationalistische Seminar-Direktoren an. Es sey also gewiß auch auf die Verhältnisse des Lehrers nach dem Eintritte ins Amt Rücksicht zu nehmen, um den Grund dessen wahrhaft zu finden, worüber man jetzt so laut klagt. Dr. Lindner fragte: woher kommen die Seminarlehrer? Sind sie fähig, Charaktere zu erziehen und unter ihren Augen sich entfalten zu lassen? (Er hätte auch eben so gut wohl hinzusetzen können: Woher kommen auch die Lokal-Inspektoren, unter deren Aufsicht die Lehrer zuerst ins Amt treten?) Er leitete die Aufmerksamkeit auf die Gymnasien. Früher seyen auch auf diesen Anstalten Klassenlehrer gewesen, jetzt habe man die Gymnasien in Universitäten umgewandelt. Die Fachlehrer seyen nur Stundenhalter, aber keine Erzieher. Darum würde auf den Gymnasien, wo überdies oft nur der größte Variantenträger als der tüchtigste Direktor angesehen werde, als Charakterbildung verhindert; darum mangle es jetzt in allen Lebensverhältnissen an tüchtigen und originellen Charakteren. Wichern stellte als ein Hauptverdienst der Entwicklung des christlich-religiösen Sinnes und Lebens in den Kindern das Erzählen biblischer Geschichten hin, so, daß die Schüler selbst die Geschichte auf sich anwenden und sprechen müßten: Der Jakob, der Joseph, der Petrus bist du. v. d. Heydt erinnerte an einen schon von Andern gethanen Ausdruck: Die Geistlichen müssen pädagogischer, die Lehrer aber geistlicher werden und berichten über die auf christlichem Glaubensgrunde gebildeten Vereine unter den Lehrern in den Rheinlanden.

So erquicklich und anregend in jeder Hinsicht alle diese Reden waren, so vermehrte Ref. doch die Hervorhebung des eigentlichen Hauptpunktes, worauf es hier ankam, nämlich: was zu thun sey, um die Trennung der Schule von der Kirche aufzuhalten und die naturgemäße Verbindung beider Anstalten zu conserviren. Wohl geschah dies durch einen Seitenblick hier und da, doch jede dieser Äußerungen ward durch die anderen Mittheilungen verwischt. Ob dies in der Beschaffenheit des einleitenden Vortrags lag, kann Ref. nicht sagen, weil er nur das Wenigste davon vernommen konnte. Zuletzt wurde allerdings durch den Präses darauf hingeleitet, und die Versammlung beschloß, daß in die oben erwähnte so veröffentliche Erklärung auch dieser Gegenstand mit aufgenommen und die Überzeugung dieser Versammlung ausgedrückt werden solle, dahin gehend, daß die Emancipation der Schule von der Kirche nur die Entchristlichung der Schule und des Volkes zur Folge haben

müsse. Gesang und Gebet beschloß die von vielen Zuhörern und Zuhörerinnen mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgten Verhandlungen dieses Tages, nach 5 Uhr Nachmittags.

Am 12. September Mittwochs ward die Versammlung in der Schlosskirche um 9 Uhr Vormittags wieder mit Gesang und Gebet eröffnet, worauf, wie schon oben erwähnt, eine Diskussion zu dem Beschlusse führte, eine öffentliche Erklärung als Zeugniß wider die unchristlichen Tendenzen der jetzigen Verfassungen und Verfassungsprojekte ausgehen zu lassen.

Darauf ging man unter dem Voritze des Geh. R. Dr. Stahl zur Besprechung der Propositionen über, welche in folgenden vier Nummern bestanden:

1. Organisation der Gemeinde.
2. Zeugniß gegen die Bekenntnislosigkeit, die die Union zum Vorwande nimmt.
3. Verhalten des Christen, insbesondere des Geistlichen, in politischen Dingen.
4. Der evangelische Kalender.

Wegen Mangel an Zeit konnten jedoch nur die beiden ersten Gegenstände besprochen werden; die beiden letzten fielen ganz aus.

Den einleitenden Vortrag über „die Organisation der Gemeinde“, hielt D. = C. = R. Dr. Nisch. Auch bei diesem Vortrage entging dem Ref. bei der für die Räume der Kirche schwachen Stimme dieses Redners sehr Vieles. Als Hauptpunkte traten ihm jedoch folgende entgegen: Durch das Pastorat ist die Gemeinde-Organisation noch nicht da; denn das Pastorat steht über und gleichsam außer der Gemeinde, es soll und muß aber die Gemeinde als solche organisiert werden. Dies geschieht durch die Einrichtung des Presbyteriums. Die Pfarodie kann und darf aber nicht independent seyn, sondern sie ist dependent von der Gesamtheit und von der Repräsentation der Gesamtheit der Kirche. Als die Repräsentation der Gesamtheit in der einzelnen Gemeinde erschien der Pastor; das Collegium der Presbyter ward deshalb verglichen mit der Stadtverordneten-Versammlung gegenüber dem Magistrat. Das Presbyterium oder die Repräsentation sey an sich wesentlich bloß die kempnialische Gemeinde, daher könne in kleinen Gemeinden die ganze Gemeinde als Repräsentation stehen bleiben, und die Einsetzung eines besonderen Collegii als Repräsentation sey nicht nöthig. Es wurden sodann die Rechte des Presbyteriums oder der Repräsentation auseinander gesetzt, welche nicht Fortsetzung der Thätigkeit des Predigtamts bezwecke, sondern der Ausdruck des Gemeindevillens sey. Es könne dabei, wurde bemerkt, wohl vorkommen, daß diese Repräsentation das Pastorat paralytisire, aber das sey kein Schade, der von Einführung der Presbyterien abhalten dürfe, weil ja die Gemeinde nicht independent, und weil viel öfter die Repräsentation das Pastorat kräftige und schütze. Ref. muß jedoch in Bezug auf das Weitere dieses gediegenen Vortrags auf die Protokolle verweisen. Nur erlaubt sich Ref. hier die Frage aufzuwerfen: ob es nicht zweckmäßiger sey, in solchen, namentlich zahlreich besuchten, freien Consernzen weniger derartige wissenschaftliche Vorträge zu halten, sondern vielmehr bestimmte Themen oder Fragen, über welche zur Zeit die Meinungen verschieden sind, zur Diskussion aufzustellen. Zunächst würde hierdurch viel Zeit erspart und die Verhandlungen würden ohne Zweifel viel lebhafter werden. Durch einen längeren Vortrag wird Vieles gesagt, worin alle übereinstimmen, und dadurch geht die Zeit geradezu verloren, und es kann nur wenigen das Wort verstattet werden. Unstreitig würde auch durch bestimmte Formulierung des zu behandelnden Gegenstandes manchen Mißverständnissen vorgebeugt, die namentlich in dieser Versammlung hervortraten.

Dasselbe mochte Pastor Dr. Krummacher fühlen, welcher nach diesem Vortrage über eine gewisse Müdigkeit in der Versammlung klagte, und besonders die aus der Ferne hergekommenen Notabilitäten aufforderte, nicht mehr im Winkel sitzen zu bleiben, sondern hervorzutreten, und ihr Licht leuchten zu lassen.

Pfr. Dr. Haupt aus Hesse berichtete, daß auf einer Geistlichen Pastoral-Conferenz dieser Gegenstand in folgender Weise behandelt sey; man habe die drei Fragen aufgestellt: 1) Wie entsteht das christliche Leben in der Gemeinde? (Antwort: durch Predigt, Hausandachten etc.) 2) Wie wird es bewahrt? (Antwort: Kirchenzucht, Katechumenen-Ordnung.) 3) Wie muß es sich zeigen? (Antwort: Armenordnung, Krankenpflege, Missionsordnung.)

Hierauf theilte Diaf. Dr. Lechler aus Waiblingen als Deputirter aus Württemberg Einiges aus dem christlichen Gemeindeleben seiner Heimat mit; worauf Pst. Meurer aus dem Königreich Sachsen die Behauptung: daß man noch keine kirchliche Verfassung für die Gemeinde habe, zu widerlegen suchte; indem er darauf hinwies, daß das Presbyterium von Gott geordnet, und er also der Presbyter seiner Gemeinde sey, zumal er keine Stelle in der heiligen Schrift wisse, welche unzweifelhaft darthue, daß die Presbyter von der Gemeinde gewählt seyen. Die Presbyter wären stets von den Aposteln eingesetzt, aber die Diakonen seyen von den Gemeinden gewählt. Auch solle man sich ja hüten, die derzeitigen Gemeinden zu behandeln und zu betrachten, als wären sie apostolische Gemeinden.

Sem.-Dir. Zahn bittet, bei dieser Angelegenheit auch die Stellung der Schule und des Lehrers zu berücksichtigen. Er sehe sich in Verlegenheit, welche Stellung dem Lehrer hier angewiesen werden könne. Der Lehrer müsse sich auf einer Seite als dem Pfarrer, auf der andern aber als der Gemeinde zugehörig betrachten. Daher komme es auch zum großen Theile, daß die Lehrer jetzt eine schiefe Stellung zu dem Pfarrer hätten. Die Schule sey nun einmal die Vermittlerin oder Vermächtiglerin der allgemeinen Bildung und Wissenschaft in das Volk. Mit dieser Idee trete ein junger Lehrer in sein Amt und besinne sich deshalb bald in Collisionen. Es sey deshalb durchaus nöthig, bei der Gemeinde-Organisation der Schule die richtige Stelle anzuweisen.

Nach wenigen Worten, durch welche Lic. Möller diejenigen tröstet, welche von der Presbyterial-Verfassung sich fürchten möchten, suchte Gen.-Superintendent Dr. Gräber den Vorwurf: Wir haben noch keine apostolischen Gemeinden, zu widerlegen und die Geistlichen zu ermutigen, auf eigene Hand die Bildung eines Presbyteriums in den Gemeinden zu versuchen, und dadurch ein künftiges gutes Presbyterium heranzujehen. Um den Pastor Meurer zu widerlegen ergriff C.-R. Dr. Sack das Wort, und wies darauf hin, daß die Wahl der Diakonen durch die Gemeinden (i. B. des Stephanus in der Apostelgesch.) durchaus nicht bezeichne, anzunehmen, daß die Prediger von oben her eingesetzt seyen, denn auch Stephanus und die übrigen Diakonen hätten gepredigt, und darum würden sie als Männer voll heiligen Geistes und voll Glaubens bezeichnet. Auch würden die Apostel bei Einsetzung der Presbyter nicht etwa gesagt haben: Wir wollen Euch einen Presbyter setzen, und keiner von euch spreche ein Wort, alles schweige, wir setzen ihn; sondern sie würden gewiß nach dem Rufe und nach den Gaben der Männer in den Gemeinden sich erkundigt haben. Das Wort *χειροτονήσαντες* (Act. 14, 23) deute allerdings auch darauf, daß die Gemeinden die Presbyter gewählt, die Apostel aber nur dieselben durch Auflegung der Hände bestätigten hätten.

Nach einer Schilderung des Segens der Presbyterial-Verfassung auch in lutherischen Gemeinden durch Pfr. Sander ward dem Pfr. Meurer zu einer factischen Berichtigung das Wort ertheilt, worin er ausdrücklich bemerkte, daß er nur gegen die Behauptung aufgetreten sey, daß man da noch keine Gemeinde-Verfassung habe, wo nicht Presbyterien seyen, daß er aber den Tag segnen wolle, wo ihm wahre Mithelfer und Mithelfer gesetzt würden; worauf der D.-C.-R. Dr. Nitzsch in einem Referate die Verhandlung schloß.

Nach einer Pause begann gegen 3 Uhr die Besprechung des zweiten Punktes.

Prof. Dr. Schmieder begann seinen Vortrag mit dem Verse: „Hilf daß ich rede stets“ (Aus: D. Gott du frommer Gott); theilte die Bekenntnisse überhaupt in Weichte, Gelblich und Glaubensausdruck; von der letzten Gattung sey hier die Rede, zeigte hierauf wie das Bekenntnis des Glaubens nöthig sey und gefordert werde: Wer im Herzen glaubt, der wird gerecht, wer aber mit dem Munde bekennt, der wird selig; wies sodann nach, daß jedes Glaubensbekenntnis ein bindender Akt sey, obgleich man heut zu Tage unter Gewissensfreiheit nur verstände: glauben und sagen zu können, was man wolle, ohne kirchliche und politische Folgen fürchten zu müssen; diese Freiheit führe natürlich zur Bekenntnislosigkeit, denn jedes Bekenntnis sey auch ein **Gewissensakt**. In unsern Tagen sey freilich der Geist des Bekenntnisses in allen Ständen und in jeder Hinsicht schwach, weil die Gewissen nicht mehr wären. Bei den Reformatoren läge wegen ihrer schweren Kämpfe das Gewissen offen da. Das Nächste sey gewesen, ihrer Mutter, der Kirche, zu glauben. Als sie aber gefunden, daß diese ihre Mutter eine Ehebrecherin geworden, hätten sie dagegen gezeugt. Die Mutter habe sie deshalb ausgehoben. Sie hätten nun freilich nicht sagen können: Ich habe mich geirrt, aber es sey ihnen nicht leicht geworden, sich von ihr zu trennen. Sie hätten

es aber thun müssen, um den Herrn zu behalten, doch sähe man überall bei ihnen den Zammer der gebrochenen Kraft. Ihre Bekenntnisse hätten wir geirrt, und wir stünden auf dem Grunde derselben. Deshalb mußten wir die größte Pietät gegen sie haben. Diese Bekenntnisse hätten auch uns gehoben und getragen, und wie auch die Überzeugung sich ändern möge, immer müsse man die Geringschätzung dieser Bekenntnisse fern halten, weder an sich noch an andere gestatten; demüthig ihren Werth anerkennen müsse man um so mehr, je schwerer und ernstlicher der Schritt sey, davon abzuweichen.

Auch diesen Vortrag vollständig gedruckt zu haben wurde vielseitig gewünscht, die innige Wärme, womit derselbe gehalten wurde, und der gezielte Inhalt konnte einen tiefen Eindruck nicht verfehlen, obwohl man wohl allgemein bei Lesung des Programms sich etwas ganz anderes vermutet hatte, was auch späterhin von Pst. Ball aus Elberfeld ausgesprochen ward, indem er sagte, unter Bekenntnislosigkeit nur Mangel an einem bestimmten, ausgesprochenen und festgesetzten Bekenntnis verstanden zu haben.

Ehe jedoch über diesen Gegenstand weiter verhandelt wurde, ergriff Lic. Möller das Wort, indem er einen Abdruck der Sätze in Händen hatte, über denen die evangelisch-lutherischen Provinzialvereine sich verbunden hätten. Er sprach sein Bedauern aus, daß solche Sätze aufgestellt und ausgebreitet würden. Er sehe darin nur Sturm und Kriegsgeschrei! Sie würden eine Brandfackel seyn, welche die Gemeinden verwirren müßte; die lutherischen Gemeinden in Mark, Nordensberg etc. würden dadurch leicht aufgeregt werden, den bisherigen Synodal-Verband etc. aufzulösen, um auch lutherische Verfassung zu erlangen; er fordere deshalb die, welche die Sätze gestellt, und namentlich den Hrn. Präf. Göschel, der zuerst unterzeichnet sey, auf, sich zu erklären, was man mit diesen Sätzen wolle.

Es ward zwar bemerkt, daß dies eine Unterbrechung der Tagesordnung sey, und der Präf. hätte dem Redner das Wort entziehen sollen, indessen ward allgemein gewünscht, daß die Erklärung des Präf. Göschel erfolge. Vorher nahm jedoch Pastor Ball aus Nordvorn Wald das Wort, und meinte dies besonders erbitten zu müssen, weil auch er, wie Lic. Möller, Deputirter der Rheinischen Brüder, und weil er selbst Mitglied des Moderaments der Rheinischen Synode sey. Er könne nicht mit dem Bruder Möller übereinstimmen; im Gegentheil, wenn ihm erlaubt würde, in diesen Sätzen nur ein Wort zu streichen und dafür jedesmal ein anderes zu setzen, nämlich statt „lutherisch“ jedesmal „reformirt“, so wolle auch er diese Sätze mit Freuden unterschreiben. Diese Sätze stellten nur dieselben Wünsche, welche auch die Reformirten für sich in den westlichen Provinzen ausgesprochen hätten. Auch die Luthrerianer dalebst hätten im vorigen Jahre nur das nämliche ausgesprochen, nur sey die lutherische Gemeinde-Ordnung und Verfassung von ihnen nicht ausdrücklich benannt. Indessen glaube er, daß dieser Punkt von den Luthrerianern der östlichen Provinzen nicht so stark urgirt werde, daß sie deshalb die westlichen Glaubensgenossen als abgefallen vom lutherischen Bekenntnisse ansehen würden, weil dieselben eine andere Gemeinde-Verfassung hätten. Er für seine Person könne nur sein Bedauern darüber aussprechen, daß diese Sätze erst jetzt aufgestellt seien.

Es war ein ergreifendes Moment, als dieser Redner beim Herunterspringen von dem Rednerstande vom Präf. Göschel wahrhaft brüderlich empfangen wurde, und mehrere Stimmen laut umber ertönten: „Das ist die wahre Union.“ Präf. Göschel erinnerte an seine Worte, die er vorgestern gesprochen, die wohl auf seine Weise auf Sturm und Kriegsgeschrei gebauet hätten, und erklärte, daß die lutherischen Vereine ja nichts weiter wollten als das, was ihnen rechtmäßig zukäme, so wie sie Jedem das Seine auch ließen. Ihre Tendenz sey rein conservativ. Die lutherische Gemeindeordnung und Verfassung wünschten sie allerdings, weil ihre Principien christgemäß seyen (1 Cor. 12., Eph. 4.), indem nicht Jeder ohne Unterschied gleich berechtigt in der Kirche sey, sondern je nach dem Maße der Ämter, Gaben und Kräfte; vorzüglich aber weil in dieser Zeit die demokratischen Gelüste kaum gezügelt werden könnten, und es doch Pflicht sey, die Gemeinden vor so großen Gefahren möglichst zu schützen.

Hierauf ergriff Dr. Feubner das Wort und wies nach, wie allerdings die Union bis jetzt ohne Bekenntnis sey, obgleich sie seit dreißig Jahren eins versprochen habe. Man sage oft, daß Bekenntnis der Union sey der Consensus der Reformirten und lutherischen Kirche. Sei dies der Fall, so wolle er sich freuen; aber er bezweifle daß Alle, welche die Union wollten, den Consensus annähmen. Viele hätten die Union angenommen, weil sie gepostet hätten, die symbolischen Bücher los zu werden.

Der Consensus sey z. B. in dem Leipziger Gespräch ausgeprägt, er frage, ob alle Uniten dasselbe als ihr Bekenntniß annähmen? Die Reformirten und Lutheraner stimmten überein in der Lehre von der Erbsünde; von Christo, dem eingebornen Sohne Gottes, mit dem Vater gleiches Wesens; von der Rechtfertigung allein durch den Glauben um des Verdienstes Christi willen u., er frage wieder, ob das alle Uniten bekennen wollten? Man werde in unsern Tagen keinen solchen Uniten verdammen, auch keinen wahrhaft Reformirten, aber um so mehr könne und müsse man auch Jedem das Seine lassen und geben, und wenn man dies dem Lutherischen Bekenntniß in dieser Versammlung verweigere, so wäre kein unpassender Ort dazu gewählt, als der hiesige.

Consl. Dr. Dr. Wachler beruft sich darauf, daß ja der Kirchenbund Conföderation wolle, also jedes Bekenntniß, namentlich auch das Lutherische, anerkannt habe, darum habe dasselbe sich hier nicht zu entschuldigen oder zu rechtfertigen, sondern nur sein Recht zu verlangen.

Past. Ball aus Elberfeld spricht aus, daß er jedem Uniten, der an dem Consensus festhalte, wie jedem Lutheraner seine Bruderhand reiche, und er hoffe, daß dies auch von allen Anwesenden geschähe. Prof. Dr. Ehler aus Breslau bekennet, daß ihm der Ausdruck eines alten braven Bauern werth sey: Enges Gewissen, weites Herz! Da sey wahrlich keine Liebe zu finden, wo Gleichgültigkeit und Indifferentismus herrsche.

Nach diesen entschiedenen und kräftigen Bekenntnissen suchte Dr. Sack das Recht der Union zu wahren. Die Union wolle ja die Schätze der Glaubensbekenntnisse immer wieder von Neuem aus der Schrift hervorheben, und wenn sie um der Wahrheit willen die Übereinstimmung der Bekenntnisse mit der Schrift prüfe, so sey das keinesweges Bekenntnislosigkeit, wenn auch hier und da dasjenige verworfen würde, was die Reformatoren zu der Schrift hinzugefügt haben! Der Kirchenbund habe auch die unitarische Kirche anerkannt, und darum sey die Sprache gegen die Union, wie sie hier gehört worden, gewiß gegen die Statuten des Kirchenbundes gewesen.

Prof. Dr. Ehrenfeuchter aus Göttingen führte die Versammlung nun wieder darauf hin, wovon man ausgegangen, und stellte folgende drei Erfordernisse zur Bildung oder Entstehung eines Bekenntnisses auf: 1) das Vorhandenseyn grundsätzlicher Zerbrechen, gegen welche ein neues Bekenntniß die alte Wahrheit schützen müsse; 2) eine neue Seite der Offenbarung, worin das neue Bekenntniß seinen Inhalt habe, und 3) Trübsale, weil ein neues Bekenntniß nie ohne Märtyrertum Geltung erlange. Die Schrift sey die Sprache Gottes an uns, das Bekenntniß sey unsere Antwort darauf, und eine neue Zeit werde auch ein neues Bekenntniß hervorbringen.

Dr. Schmieder schloß die Verhandlungen mit kurzen Worten, indem er nichts weiter hinzuzufügen habe; doch halte er es für nöthig, der Versammlung ein persönliches Bekenntniß abzugeben. Er bekenne sich ganz zu der Lutherischen Abendmahlslehre, und habe selbst in seinem früheren Amte in Schulpforte erklärt: Er lasse sich die Lutherische Abendmahlsformel nicht nehmen. Indessen halte er es für erlaubt, auch bei und von einem Reformirten das Abendmahl zu genießen.

Nach einer längeren Diskussion wurde nun durch Majorität beschlossen, daß der Kirchentag im nächsten Jahre, aus Rücksicht gegen die Süddeutschen, in Stuttgart stattfinden solle, worauf Gebet und Gesang die Sitzung und mit ihr der diesjährige Kirchentag endete.

Es ist nun noch übrig, über den Congreß für die innere Mission zu berichten, wo wir jedoch uns kürzer fassen können, weil es hier weniger darauf ankommt, ein möglichst lebendiges Bild der Versammlung zu haben, sondern nur die Thatfachen zu erzählen, da die innere Mission selbst eine That ist.

Der Congreß selbst begann am Donnerstag, den 13. Sept., Vormittag 8 Uhr; ebenfalls wieder in der Schloßkirche mit Gesang und Gebet.

Der Vorsitzende, v. Wetmann-Hollweg, eröffnete den Congreß, indem er den Sekretär des Central-Ausschusses aufforderte, über die Thätigkeit des Central-Ausschusses Bericht zu erstatten. Geh. Rath Dr. v. Mühlner aus Berlin erstattete diesen Bericht und wies die Ausbreitung und Ausdehnung seiner Verbindungen durch viele Zahlen und Thatfachen nach. Ein gedrucktes Verzeichniß der einzelnen Correspondenten und Agenten des Ausschusses, welches ausgehellt war, emhiet über 150 Namen. Die Einnahme des Central-Ausschusses hatte betragen 1529 Thlr. (davon 1000 Thlr. aus einer Hand), die Ausgabe dagegen 210 Thlr. Das Nähere kann jedoch hier nicht aufgeführt, sondern muß aus den gedruckten Protokollen und Rechenschaftsberichten erschen werden. Eben so würde

es zu weilkäufigt seyn, wenn alle Einzelheiten des hierauf folgenden zwei Stunden langen Vortrags Wichern's („Bericht über die Fortschritte der inneren Mission in Deutschland seit der ersten Wittenberger Versammlung“) hier aufgeführt oder nur erwähnt werden sollten. Wichern schilderte die Thätigkeit der Freunde und Beförderer der inneren Mission, alle Länder Deutschlands und zuletzt Preußens nach allen seinen Provinzen gleichsam durchwandernd, hinweisend sowohl auf gebildete Vereine, als auch wirkliche, gegründete Institute und getroffene Einrichtungen.

Nach einer Pause von ungefähr dreiviertel Stunden sollte die Frage besprochen werden:

„Wie ist die innere Mission als Gemeindefache zu behandeln?“ Das Programm bestimmte: Einleitender Vortrag von Wichern; sodann freie Diskussion. Allein der einleitende Vortrag währte über anderthalb Stunden, allerdings mit Lebendigkeit und Wärme, ja mit Begeisterung für die Sache, so daß die Versammlung mit Interesse folgte. Wichern hielt die Gedanken fest: daß zunächst dem Prediger es obliesse, zur Betreibung der inneren Mission sowohl die erste Anregung zu geben, als auch die Leitung alles Geschehenden in seiner Hand zu halten, sich auch die dazu nöthigen und geeigneten Personen (wögen sie nun Diakonen heißen oder nicht, und solche seyn oder nicht) zu suchen und zu bestimmen; wenn der Prediger jedoch das nicht thue, so möchten die lebendigen Glieder der Gemeinde das Werk anfangen und den Prediger zur Theilnahme und Leitung auffordern, und willige er ein, dies ihm überlassen; schlage er jedoch die Theilnahme ab, so sollten sie nicht dadurch sich abhalten lassen, sondern das Werk fortsetzen und die Stelle für den Prediger dabei immer offen lassen. Durch viele Beispiele, aus dem Leben genommen, erläuterte er alle diese Grundzüge.

Die Zeit für die freie Diskussion war nur kurz. Prof. Dr. Lindner jun. aus Leipzig begann dieselbe damit, daß er seine Bedenken von kirchlichem Standpunkte aus darlegte. Er sagte: Gegen die Sache der inneren Mission könne kein Christ etwas einwenden, und habe auch wohl Niemand etwas eingewendet; wohl aber gegen die Art und Weise, wie die innere Mission betrieben werde. Es herrsche über die innere Mission noch nicht volle Klarheit. Das Predigtamt sey göttliche Ordnung, und wo diese Ordnung nicht beachtet würde, könnten Gefahren der Sektirerei und Separation kaum vermieden werden. Der Pfarrer müsse als solcher seine ganze Gemeinde als Gegenstand seiner Thätigkeit ansehen, und es könne nicht gut geheißen werden, wenn er aus der Gemeinde einzelne Vereine hervörzöge. Und wenn der Pfarrer seine Mithelfer oder Diakonen aus der Gemeinde wählen oder bilden solle, ohne ihnen ein Amt zu geben, sondern sie nur als seine Helfer benutze, so frage es sich: Wozu eigne Anstalten zur Bildung solcher Helfer? und: Wie kämen diese dann in die Gemeinden?

Unmittelbar darauf trat Wichern wieder auf, mit Genehmigung der Versammlung, um diese Bedenken zu widerlegen. Der Grundgedanke der Antwort war der: Das lebliche und geistliche Elend ist da, und es kann nur geholfen werden durch innere Mission, und diese muß Sache der freien Vereine und freien Thätigkeit seyn; wenn dieselbe von Behörden be- und empfohlen wird, so kommt es zuletzt nur auf Tabellen, Messiger und Jahresberichte hinaus. Daß die innere Mission angegriffen sey, belegte Wichern durch mehrfache Beispiele, ohne jedoch zu sagen, von welcher Seite her diese Angriffe geschehen seyen, ob von gläubiger oder ungläubiger. Er habe ja auch in seinem Vortrage nachdrücklich auf das Amt hingewiesen, und Sektirerei und Separation sey meistens in Gegenden entstanden, wo ungläubige Prediger wären. Ein Pfarrer mit 60,000 Seelen könne unmöglich die ganze Gemeinde zu solchem Vereine benutze, er brauche Einzelvereine, und Anstalten wie Rettungshäuser, Krankenhäuser, Gefängnisse bedürften lediglich hiezu gebildeter Männer.

Hierauf Schluß der Sitzung. — Nachmittags nach 5 Uhr versammelten sich die einzelnen Sectionen in den besondern Lokalen, als:

1. Section. Rettungshäuser (im Saale des Gymnasiums).
2. „ Fürsorge für Gefangene und entlassene Sträflinge (im Gymnasium Auditorium IV.).
3. „ Reisepredigt und Colportage (Gymnasium, Auditorium V.).
4. „ Freiwillige Armen- und Krankenpflege (im Rathhause das Sessionzimmer des R. Kreisgerichts).
5. „ Theilnahme der Volksschullehrer an der inneren Mission (Gymnasium, Auditorium I.).

6. Sektion. Stadtmision (Rathhaus, Sektionszimmer des Magistrats).
7. „ Volksschriftenwesen (Rathhaus, Sektionszimmer der Stadtverordneten).
8. „ Sonntagsheiligung (Gymnasium, Auditorium II.).
9. „ Auswanderung (Gymnasium, Auditorium III.).

Zu den Verhandlungen in allen Sektionen hatte Jeder freien Zutritt, einzelne von ihnen währten bis nach 9 Uhr Abends.

Am Freitage, den 14. Sept., war von Vormittag 9 Uhr ab Hauptversammlung in der Schloßkirche. Vorsitzender an diesem Tage war Geh. Rath v. Mühler. — Zur Besprechung lag vor die Frage:

Welches ist die Aufgabe der inneren Mission für die wandernde Bevölkerung?

Den einleitenden Vortrag hielt Wichern. Er stellte den Zustand dieser wandernden Bevölkerung dar; z. B. wie 30,000 Gesellen Jahr aus Jahr ein durch Deutschland wandern; in einer kleinen Stadt seien in einem Jahre nur zwanzig Gesellen in dem Gottesdienste gesehen worden u. s. w. Sodann ging er über auf die Mittel, durch welche diesem Übel abgeholfen werden könnte, und deren seien viele, z. B. Errichtung von Kassen, aus denen die wandernden Gesellen die nöthige Unterstützung erhalten könnten, um nicht zum Betteln gezwungen zu werden; er erinnerte an die Einrichtung, welche bei vielen reformirten Kirchen besteht, wo der Pfarrer jedem Gesellen aus der Gemeinde einen Beichtschein mitgibt, wo auf er in jeder reformirten Gemeinde vom Geistlichen aus der bestimmten Kasse etwas empfangt. Das sey ein Band, wodurch der Wandernde immer mit der Kirche in Verbindung bleibe; Errichtung christlicher Herbergen, christlicher Jünglingsvereine, wie jetzt am Rheine entstanden seien und in Württemberg schon früher, u. s. w.

Reiseprediger Zimmermann aus Marseille schildert den Zustand der Auswanderer daselbst. Seit dem Jahre 1845 seien über 6000 Hesse, Rheinländer u. s. w. daselbst eingetroffen, aber davon fast 4000 zurückgekommen, und die meisten blieben in Marseille. Er predige den Deutschen, die auch treulich und fleißig die Predigt besuchten.

Dr. Mariott aus London, wohnt in Basel, machte den Vorschlag, daß der Central-Ausschuß in der hiesigen Lutherkirche eine Niederlage von Bibeln oder Neuen Testamenten einrichten und dafür sorgen möge, daß jeder Handwerkgeselle hier eine erbauliche Lebensbeschreibung von Dr. Martin Luther empfangt.

Pred. Francke aus Hull in Schottland erzählt Scenen aus seinem Verkehr mit Matrosen und Seefischn. Rechtsagent Bach aus London Ähnliches, worauf die Sitzung geschlossen wurde.

Bei allen Reden wurde man an den tiefen Abgrund des sittlichen Verfalls unserer Generation geführt, um mit Schauern hinunterzuschauen, und doch sah man wieder den Arm, den die rettende Liebe ausstreckt, um jeder Seele das Rettungseisil hinabzulassen, damit sie herausgehoben werden könnte. Daher waren alle Vorträge nicht nur interessant, sondern vielmehr wahrhaft erweckend und belebend, tröstend und ermunternd. Aber in noch höherem Grade war dies der Fall, als in der Nachmittagsitzung von 5 Uhr ab die Referate über die Veralthungen der einzelnen Sektionen gegeben wurden.

Freilich konnten an diesem Abend, obgleich die Sitzung bis nach 8 Uhr währte, nur sieben Referate erfolgen, als:

1. über Sonntagsheiligung: Referent Pfr. Mann aus Wörsingen bei Durlach in Baden.

Sein Vortrag ging von der göttlichen Einsetzung des Feiertags aus, und zeigte dann die Folgen der Sonntagsentheiligung. Hierauf stellte, er als Pflicht jedes Christen auf, der für innere Mission wirken wolle daß er selbst ein Vorbild in der Sonntagsheiligung seyn müsse. Für die Vereine wurden folgende Vorschläge gegeben:

- a) Der Verein hat es als Grundsatz auszusprechen, daß seine Mitglieder der aller öffentlichen Arbeit sich am Sonntage enthalten.
- b) Eine Commission ist zu setzen, welche befähigt ist auf die üblichen und etwa neu auftauchenden Entheiligungsarten, und davor warnt, auch öffentlich Zeugniß gegen vorkommende Verletzung ablegt.
- c) Sitten an geistliche und weltliche Obrigkeiten, wegen der Post, — Eisenbahn, — Landwehrrübungen. —

Zulezt übergab er die in England jüngst gekrönten Preischriften über diesen Gegenstand.

2. Freiwillige Armen- und Krankenpflege: Ref. Stadt- Vikar Schunk in Erlangen.

Er stellte die einzelnen Sätze auf, welche die Sektion anerkannt habe, wovon folgende die hauptsächlichsten waren:

- a) Arme habt ihr allezeit bei euch, darum ist evangelische Armen- und Krankenpflege nöthig.
- b) In der persönlichen Hingabe liegt der Mittelpunkt dieser Pflege.
- c) Die freiwillige Armenpflege muß immer christlich seyn.
- d) Die christliche ist verschieden von der bürgerlichen.
- e) Eine umfassende christliche Armenpflege ist nicht möglich ohne Abschaffen des Bettelns.
- f) Den Kindern ist besondere Pflege zuzuwenden.
- g) Sorge für leibliche Reinlichkeit in Kleidung, Wohnung u. s. w. ist nicht zu übersehen.
- h) Das christliche Familienleben der Armen ist zu heben durch Sparsamkeit, Fleiß und Enthaltensamkeit.
- i) Möglichste Arbeitspflege.
- k) Die Krankenpflege gehört den Frauen; christliche Hebeammen sind ein dringendes Bedürfnis.

3. Theilnahme der Volksschullehrer an der inneren Mission: Ref. Lehrer Rötter in Neubrot.

- a) Diese Theilnahme sey nach Ansicht der Sektion eine doppelte, eine aus dem Amte hervorgehende und mit demselben verbundene, z. B. Einwirkung durch die Kinder auf die Eltern, Verkehr mit den Eltern wegen der Kinder, besondere Sorgfalt für die im Elternhause vernachlässigten Kinder, beständige Verbindung mit den Armen;
- b) eine neben dem Amte mögliche, z. B. Verbreitung von Büchern, Kinderbewahrungsanstalten, Anbahnung von Hausandachten in den Familien, Hebung der Gesangsvereine, Spartassen, Sonntagschule, Enthaltensamkeitsvereine, Anbahnung des kirchlichen Lebens.

4. Reisepredigt und Colportage: Ref. Pst. Brennecke in Kirchheim, Kreis Wolmirstedt.

Er erzählte mit Lebendigkeit und Innigkeit Scenen seiner Wirksamkeit in Schenken, und einige Erlebnisse in Bezug auf den Segen der Colportage, höchst anziehend und erwecklich.

5. Volksschriftenwesen: Ref. Pst. Petersen in Buttkefiet bei Weimar.

Er lenkte die Aufmerksamkeit auf die gewiß segensreiche Herausgabe einer christlichen Zeitung (wo er an das Sonntagsblatt, Weibblatt der Neuen Preussischen Zeitung erinnert ward), auf die Nothwendigkeit eines christlichen Kalenders, und der Sammlung und Verbreitung guter Volkslieder (warum könnte man nicht auch Drehschnecken für die Kirchenmelodien bauen lassen?) und berichtete über den Segen der Leseabende, worin er den Gliedern seiner Gemeinde allerhand Nützliches mittheilte.

6. Fürsorge für Gefangene und entlassene Sträflinge: Ref. Pfr. Rohr in Cassel wies hin auf das, was gegeben könne, um auf die Gefangenen zu wirken; z. B. Aufnahme einer Fürbitte für dieselben im allgemeinen Kirchengebete, Eristung eines Vereins, um an die Gefangenen gute Bücher auszuheilen.

Ref. Pst. prim. Treviranus in Bremen stellte die Schwierigkeit, aber doch auch die Möglichkeit dar, für die Entlassenen aus Straf-anstalten zu wirken, durch Versorgung mit Arbeit und Schriften.

7. Stadtmision: Ref. Pst. Mönckeburg in Hamburg, zeigte wie höchst nothwendig es sey, solche einzurichten in großen Städten, und wies auf einzelnes Gehehene hin.

Nach dem Schlusse der Verhandlungen versammelte sich ein Theil der Anwesenden im Auditorio der Superintendentur, wo nach dem Gesange der drei ersten Verse des Liedes: Ein' feste Burg ist unser Gott &c. Dr. Heubner einen erbaulichen Vortrag über Joh. 15, 1. hielt, worauf B. 4. des Liedes gesungen ward.

Am Sonabend, den 15. Sept., von 8 $\frac{1}{2}$ Uhr ab, hielten noch Inspektor Engelbert in Duisburg das Referat über die Rettungshäuser, und Hospred. Bender in Darmstadt über Auswanderung, wozu nach mehrere Redner über die fünf ersten, Abends vorher gehaltenen Referate noch ergänzend, begründend und ermunternd sprachen. Man eilte, da auch die Versammlung immer kleiner wurde, indem die Meisten schon Tage vorher abgereist waren, und auch Viele am Sonabend Vormittag noch abreisten, zu Ende. Der bisherige Ausschuß blieb auch fernerhin, und der Congreß im nächsten Jahre ward, als mit dem Kirchentage verbunden, nach Stuttgart verlegt. Das Gebet von Pred. Palmis aus Ettlin und der Gesang des Verses: „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gott,“ beschloß diese Versammlung mit den Worten: „Gibt unserem Gott die Ehre!“

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 17. Oktober.

N 83.

Die evangelische Union in ihrem Fortschritte.

(Schluß.)

In die letzte Kategorie gehört auch diejenige ehrenwerthe Fraktion der Union, welche in Gnadau die Majorität behalten hat. Ihre erste These enthält das Bekenntniß zu der evangelischen Lehre von der Rechtfertigung in weitester Fassung, in biblischen Ausdrücken ohne Auslegung. Darauf fügt die zweite These hinzu: „Die Union darf nicht die Bekenntnisschriften beider Kirchen fallen lassen, sondern sie muß dieselben in dem, was sie Gemeinschaftliches haben, und was sich fort und fort als Sinn der heiligen Schrift und im Glaubensleben bewährt, neu bejahen.“ Durch diesen Zusatz wird das gemeinsame Bekenntniß beider Evangelischen Kirchen nicht allein von neuer Schriftprüfung, die möglicherweise ein anderes Resultat liefern könnte, sondern noch überdies von neuer kirchlicher Bewährung im jedesmaligen Gemeindebewußtseyn zum Voraus abhängig erklärt. Das Bekenntniß wird hienach problematisch; es gilt nur, insofern einerseits die immer erneute Schriftauslegung, andererseits das kirchliche Glaubensleben fortwährend Ja dazu sagen; das alte Quatenus hat sich verdoppelt; es erstreckt sich auch nicht bloß auf die einzelnen Subjekte, sondern auf die Stellung der ganzen Kirche zu ihrem eigenen Bekenntnisse. Wohl sind auch in der Gnadauer Versammlung gegen diese Fassung gewichtige Bedenken erhoben worden, theils von dem Past. Friedrich, welcher besorgt, „es werde auf Grund jenes Zusatzes eine ungläubige Majorität wesentlich christlichen Inhalt der Bekenntnisse abrogiren können,“ theils von dem Gen.-Superint. Möller, welcher das doppelte Quatenus für einen neuen, der Union fremden Zusatz erklärt, und „Abzüge über Abzüge von dem gemeinsamen Bekenntnissinhalte“ befürchtet, theils von dem Past. Stöckert, welcher einen derartigen Zweifel an der Spitze des Bekenntnisses mit dem Bekenntnisse nach seiner innersten Bedeutung nicht in Übereinstimmung zu bringen vermag. Und ist nicht wirklich ein Bekenntniß, welches aus purer Bescheidenheit und Submission den Zweifel an der Stirn trägt, eine *contradictio in adjecto*? Aber alle diese Bedenken sind von der Majorität überstimmt worden, und zwar hauptsächlich „aus Respekt vor der heiligen Schrift,“ welcher das Bekenntniß fort und fort untergeordnet bleiben müsse, wiewohl es aus ihr stammt und seit Jahrtausenden an ihr sich bewährt hat. Freilich wäre gegen diesen aus dem abstrakten Schriftprincip entnommenen Entscheidungsgrund in Erwägung zu ziehen gewesen, daß gerade das volle Vertrauen zu der unzweideutigen Klarheit und Verständlichkeit der heiligen Schrift auch zu dem daraus abgeleiteten und durch so viele Jahrhunderte einstimmig bewährten Bekenntnisse ein um

so volleres Vertrauen begründen müsse. Dennoch ist die Majorität der Gnadauer Maiverammlung, ohne daß die Minorität auch ihrerseits dagegen zusammengetreten wäre, ungefähr bei demselben Quatenus stehen geblieben, welches die Majorität der General-Synode im Jahre 1846 gegen eine sehr geringe, aber ausdrücklich vereinigte Minorität in Antrag gebracht hatte. Hienach scheint sich wirklich das Quatenus immer allgemeiner innerhalb der Union geltend zu machen, worin wir nur um so mehr einen bedenklichen Fortschritt zu immer weiterer Verkümmern und allmählicher Auflösung des gemeinsamen Bekenntnisses erkennen, wiewohl ein solches Resultat von den Männern nicht beabsichtigt wird, welche an der Spitze der Gnadauer Majorität stehen. Wie oft ist wohl den sogenannten Exklusiven zugerufen worden: Es ist jetzt die Zeit, wo der Leuchter des ganzen Christenthums in Gefahr steht von seiner Stätte weggestoßen zu werden: darum ist es nicht Zeit, um Einzelnes zu rechten, der ganze Grund wankt; es ist nicht Zeit, die Thurmspitzen zu hüten, wenn der ganze Bau in Gefahr ist! Darauf antwortet schon jetzt die Geschichte; der Wipfel reicht bis in die Wurzel, wenn jener bricht, leidet auch diese. Jede Untreue im Kleinen frisst weiter: darum gilt es jetzt mehr als jemals treu zu seyn im Kleinen, eben weil Alles wankt.

Die Freunde der Union oder vielmehr des Fortschritts in der Union meinen durch die immer erneuerte Frage an das Bekenntniß immer neues Leben, neue Bejahung hervorzurufen: aber sie vergessen, daß die Frage nicht der Kirche ziemt, sondern nur den einzelnen Gliedern, bis sie zu Vertrauen und Glauben reifen. Die Gnadauer besorgen, daß ein feststehendes Bekenntniß die Bibel für die Kirche schließen und weitere Forschung abschneiden werde; wir besorgen im Gegentheil, daß auf dem eingeschlagenen Wege die vorbehaltene Fortbildung das Privilegium weniger sprachkundiger Theologen werden wird: denn das abstrakte Schriftprincip *) führt zuletzt auf den Urtext mit seinen Varianten, und setzt statt des Römischen Klerus das akademische Katheder zur Kirche ein. Aber wir wollen diese Konsequenzen nicht weiter verfolgen; das aber sehen wir vor Augen, daß durch diesen Fortschritt des Auflösungsprozesses das Schisma unter den Anhängern der Union nur noch mehr befördert wird, denn der rechten Seite ist es zu viel, der linken noch viel zu wenig. Freilich werden auch Etliche unter denen, welche sich

*) Es ist wohl zu merken, es kann nicht genug wiederholt werden, daß das sogenannte formale Princip der Evangelischen Kirche von der Reformirten Kirche, wie von der Union, hingegen das materiale Princip von der Lutherischen Kirche vorangestellt wird. Wir benützen diese Gelegenheit, auf J. S. Kurz: Lehrb. der Kirchengeschichte. 1849. S. 232. Anm. aufmerksam zu machen.

der Union zuneigen, Angesichts solcher bedenklichen Fortkühlung, wie sie sich selbst in so guten Händen schon jetzt gestaltet, gegen das Princip der Union selbst mißtrauisch, und immer mißtrauischer werden. Und wenn etwa die Freunde der Union, solchen Besorgnissen gegenüber, auf die siegende Macht der Wahrheit (Ps. 94, 5.) und die Unüberwindlichkeit der Kirche (Matth. 16, 18.) sich berufen sollten, so würde — die Minorität darauf erwidern müssen, daß damit nicht jeder Leuchter auf jeder Stätte unbedingt verbürgt sey, (Offenb. 2, 5.), und daß überhaupt das Vertrauen auf die Hülfe Gottes nicht zum Mißbrauche verleiten dürfe. Μη γένοιτο! —

So viel über das gemeinsame Bekenntniß der Union und dessen Gefährdung durch den Fortschritt. Ein zweites Bedenken betrifft die symbolischen Verschiedenheiten, die Unterscheidungslehren, die Gegensätze, von deren neutraler Behandlung die Union ausgeht, aber, wie wir gesehen haben, auch weiter fortgeht. Diese werden nach der dritten Gnadauer Theses ausdrücklich für gleich zulässig, und zwar für gleich zulässig in öffentlicher Lehre, d. h. im offenen Bekenntnisse erklärt. Aber was heißt das: gleich zulässig? Es heißt nicht so viel als gleich berechtigt, denn dieser Ausdruck war Anfangs vorgeschlagen, er ist aber ausdrücklich verworfen worden. Es heißt noch weniger gleich wahr, wie namentlich zur Erläuterung hervorgehoben worden ist, — wiewohl darum doch jeder Seite auch im schönsten Gegensatz ein Antheil an der Wahrheit zukommen könnte. Es kann daher nur heißen, daß die Unterscheidungslehren zwar nicht ausdrücklich fallen gelassen, aber doch nur zugelassen, und zwar gleichmäßig und gleichzeitig zugelassen werden sollen in öffentlicher Lehre, wenn sie sich auch entgegenstehen. Sie sollen aber nur tolerirt werden als problematisch, als nicht wesentlich. Man könnte noch einen Schritt weitergehen, und aus dem Gegensatz zu dem Gemeinsamen, welcher unter gewissen Vorbehalten nicht fallen gelassen werden soll, den Schluß ableiten, daß das Nichtgemeinsame eigentlich doch fallen gelassen, und eben doch nur um der Schwachen willen zugelassen werden solle. Aber wir bleiben bei den Worten stehen. Es heißt wörtlich: „Es liegt in dem Wesen der Union, die symbolischen Verschiedenheiten in den Differenzpunkten, so weit sie in Deutschen Symbolen enthalten sind, für gleich zulässig in öffentlicher Lehre zu erklären, und um dieser Differenzpunkte willen Niemandem die Kirchengemeinschaft oder das Recht zum Lehramte in der Unirten Kirche zu verweigern.“ So bestimmt wörtlich die dritte These; es wäre viel darüber zu sagen: es wäre namentlich zu fragen, inwiefern und wie weit sich gleichzulässig und gleichgültig von einander unterscheiden lasse. Aber wir bleiben einfach dabei stehen, daß nach der dritten These die Unterscheidungslehren gleichzulässig erklärt werden, gleich zulässig in öffentlicher Lehre. Und was folgt nun in der vierten These und in den folgenden Thesen bis mit zur siebenten? Nichts anderes, als daß auch diese gleiche Zulassung der Gegensätze in öffentlicher Lehre — publica doctrina — nicht ausführbar ist, daß sie, kaum zugesagt, sofort limitirt werden muß. Denn im Abendmahle kann und will die Union, wie sie sich nun einmal gestellt hat, kein „Sonder-

bekennntniß“ zulassen. So wird in den vorliegenden Verhandlungen ausdrücklich festgesetzt, und diese Festsetzung damit gerechtfertigt, „weil das Ablegen eines Bekenntnisses über die Bedeutung des Sakraments, zumal durch den Abministrirenden, hier nicht an der Stelle sey.“ Vielmehr soll es genügen, daß eine mystische Mittheilung des Leibes und Blutes Christi gemeinsam anerkannt oder vorausgesetzt werde, jedoch auch ohne formulirtes Bekenntniß. Nur ausnahmsweise soll in einer Gemeinde, oder auch in einer größeren Abtheilung, je nachdem in derselben das Verlangen danach sich kundgibt, ein Sonderbekenntniß wie in der Anstellung der Geistlichen, so auch in der Verwaltung des Sakraments nachgelassen werden. Diese ohnehin prekäre, aller rechtlichen Gewähr ermangelnde, von der jedesmaligen Majorität in der Gemeinde abhängige Concession wird aber sofort wieder gänzlich paralysirt, indem festgesetzt wird, daß auch evangelische Christen von entgegengesetztem Bekenntnisse, ohne es darum zu ändern, ohne Übertritt zu solcher Communion zugelassen werden müssen, wenn die Gemeinde der Union angehören will. Hiernach soll sich das ausnahmsweise nachgelassene Sonderbekenntniß selbst innerhalb der Union für unwesentlich, für gleichgültig erklären! Eben darum ist die Regel, daß die Unterscheidungslehre im Abendmahl gar nicht zugelassen wird trotz der zuvor verkündigten gleichen Zulässigkeit aller symbolischen Verschiedenheiten. Wir geben auch zu, daß die Union, welche mehrere Confectionen zu Einer Kirche in Einem Kultus vereinigen will, nicht anders verfahren kann, daß eine Union, welche einmal die Gemeinschaft in der Wurzel bis zur Gemeinschaft im Wipfel, **wiewohl sich die Hauptäste gespalten haben**, die Einigkeit im Gemeinsamen bis zur Einerleiheit in den Unterschieden ausdehnt, in den kritischen Höhen statt öffentlich zu bekennen, sich innerlich und schweigend verhalten muß, verhalten kann, weil ihr die Differenz entweder ungewiß, oder doch unwesentlich erscheint. Wir wissen auch recht wohl, daß viele gläubige Seelen in dieser unferen aus dem Schlafe wieder erwachten Zeit hiemit zu ihrem Heile befriedigt sind. Es ist gewiß ein gar wohl berechtigter Standpunkt des Nichtwissens, wenn wir aus vollem Herzen singen und sagen können:

Stieg Er nieder, ließ Er auf mich schweben
Meine Seele weiß es nicht.
Überstrahlt von Seinem Licht
Sah ich nur, mit süßem Beben,
Wie Er ganz Sich mir gegeben,
Tief Ihm in das Angesicht.

Aber wenn um dieses besonderen, wenn auch noch so berechtigten und in unseren Tagen weit ausgebreiteten Standpunktes willen offenes Bekenntniß, näheres Verständniß, bestimmtere Lehre aus dem Kreise des Abendmahls verwiesen wird, weil es nicht dahin gehöre, so dürfen wir doch wohl fragen: Wo ist das Bekenntniß an der Stelle, wenn es in der feierlichsten Handlung des Gottesdienstes, im Sakramente nicht zum Worte kommen darf, und, wo es sich doch Bahn bricht, in seiner eigenen Sphäre sich paralysiren lassen muß?

Jedenfalls folgt aber auch aus der obigen Beschränkung des Bekenntnisses im heiligen Abendmahle, daß die innewohnende

Union eine vorübergehende Entwicklung ist, welche nur — entweder bis zu selbsteigener Ausbildung eines adäquaten Bekenntnisses, oder — nach Befinden bis zur Wiederannahme einer älteren ausgeprägteren Confession dauern kann. So können wir uns von unserem eigenen Standpunkte aus recht wohl denken, und viele Erfahrungen bestätigen es, daß eifrige Anhänger der Union in weiterer Entwicklung zu der bestimmten inneren Versicherung kommen und aus der heiligen Schrift sich überzeugen, daß im Sacramente des heiligen Abendmahls der Gottmensch unzertrennt und unzerteilt, *ἀδιασπῆτος* und *ἀχωριστος*, zu uns sich herabläßt, und daß der Segen dieser gegenwärtigen Mittheilung eben als Communion durch den gemeinsamen Glauben und durch das gemeinsame Bekenntniß mit dem Munde voller und reicher wird. Was bleibt nun solchen Seelen für solchen Fall übrig, was Anderes, als daß sie sich von der Union lossagen, welche das bestimmte Bekenntniß im Abendmahle ausschließt, oder doch wieder neutralisirt und paralyisirt, indem sie die engere Gemeinschaft in der Communion um der weiteren Gemeinschaft willen nicht zuläßt, und nicht zulassen kann, so lange die Union eben nur in der Einheit der Kirche, die Einheit der Kirche nur in der Einerleiheit des Alters ihr eigentliches Wesen findet?

Wir haben im Obigen auf die Gefahr aufmerksam gemacht, welcher die Union ausgesetzt ist, wenn sie die ihr immanente Gränze überschreitet; wir haben auf ihren normalen Ausgang hingewiesen, wenn sie, statt auszuarten und auszuscheiden, wirklich fortschreitet. Und nun noch ein Wort zum Schluß und zum Frieden. Wie auch die Ansichten der Christen in diesen Tagen der Sichtung gegen und auseinander gehen, über Folgendes müßte doch bei gutem Willen ein Einverständniß zwischen Unirten und Nicht-unirten zu erzielen seyn.

1. Für alle evangelische Christen, welche in den Unterscheidungslehren keiner Kirche, keinem Kirchenbekenntnisse sich ganz unterordnen können, ist die Union das geeignete Asyl, die wohl geborgene Retraite, welche um so mehr zum gemeinsamen Segen reichen kann, je treuer das Gemeinsame, und namentlich auch das Gemeinsame in den Unterscheidungslehren festgehalten wird. Dagegen ist jeder Schritt zu noch mehrerer Unbestimmtheit ein weiterer Rückschritt.

2. Sobald entweder das Vertrauen zu der der individuellen Überzeugung am nächsten stehenden Kirche, welche überhaupt immer mehr hat, als das einzelne Glied fassen kann, oder die bestimmte Einsicht über die einzelnen bisher für unwesentlich gehaltenen oder verschlossenen Differenzpunkte Einzelnen oder Vielen zumal gegeben wird, so werden sie der Union die bestimmtere Kirche um so mehr vorziehen müssen, als es ihnen mit der Zeit immer klarer werden muß, daß der Einzelglaube der Stärkung durch gemeinsamen Glauben und gemeinsames Bekenntniß nicht entbehren kann. Jeder Schritt zu mehrerer Bestimmtheit und engerer Gemeinschaft ist ein Fortschritt.

3. Um so willkommener wird aber auch dann statt und neben der temporären Union und Absorption verschiedener Confessionen zu Einer Kirche eine conservative Union zwischen den

Kirchen seyn, ohne daß diese verschieden zu seyn aufhören. Unterschiede sind darum noch keine Spaltungen, aber sie können es werden, wenn die wahre Union als gegenseitige Theilnahme an der Katholicität nicht anerkannt wird. Eine Union, welche statt der Spaltungen Unterschiede einschließt, ohne sie zu tilgen, wie das Licht die Farben hegt, ist der Weg zu Einer Heerde unter Einem Hirten. K. F. G.

Nachrichten.

Das christliche und kirchliche Leben im Fürstenthum Lippe.

Sechzehnter Bericht.

So steht denn das Panier des Kreuzes in der alt-evangelischen Stadt Lemgo wieder aufgerichtet und leuchtet weit in's Land hinein. Die Neue Evangelische Gemeinde — so nennt sie sich, obgleich in Lehre und Bekenntniß ganz mit Luther stehend, eingedenk des apostolischen Wortes, sich nach keinem menschlichen Namen zu nennen, und des Verbots Luther's, sich Lutherisch zu heißen — feierte am 1. August das Fest ihrer Constituirung und der Einführung ihres Pastors, des Predigers Steffann aus Unter-Warmen. Lemgo, eine arme Stadt, zählt doch 4000 Seelen und ist reich an Häusern, darin der Name des Herrn gepredigt werden soll. Drei große Evangelische Kirchen erinnern an frühere, bessere Zeiten; jetzt stehen sie fast leer. Die neue Gemeinde hoffte, es würde sich ihrer Feier wenigstens eine derselben öffnen: aber alle drei blieben verschlossen. Also ging's auf ein benachbartes Dorf. Im Freien war eine Kanzel errichtet; Pfast. Feldner von Elberfeld, Präsident der evangelischen Gesellschaft, dessen treuer Beihülfe die Gemeinde ihr Zustandekommen wesentlich mit verdankt, verrichtete, unter Assistentz der Ravensbergischen Prediger Volkening aus Zillenbeck, Schröder aus Bünde, Ameler aus Herford und der Rippischen Brüder Stockmeier aus Weinberg, Rodewald aus Brafte, Begemann aus Cappel und Meier aus Hausenbeck die Einführung. Während der Feier fiel ein schweres Gewitter auf, die Gemeinde mußte in eine Scheune unter Schauer gehen: in Lemgo aber schlug der Blitz in ein Wirthshaus, aus welchem kurz vorher demokratische Lastermäuler die zum Feste Hinausziehen verspottet hatten. Es war ein fatter Schlag gewesen, aber er zündet vielleicht später noch. Der erste Gottesdienst wurde Sonntags den 5. August in einer Scheune des Stifts zu St. Marien gehalten, wozu Frau Dechantin v. Schleicher bereitwilligst die Erlaubniß ertheilte. Seitdem dient das von Fürstl. Regierung bewilligte Leggebäude, ein großer Saal, ursprünglich das Wohnhaus eines Klosters, jetzt zum Leinwandverkauf eingerichtet, als Kirche. Aber der Raum ist viel zu klein, um die von allen Seiten herbeiziehenden Scharen der Christen zu fassen; die Gemeinde wird sich daher für den Winter eine Bretterkirche, dann, wenn sie bis dahin nicht den Mitgebrauch einer der vorhandenen Kirchen erhält, ein eigenes Gotteshaus bauen, wozu der Platz bereits erworben ist.

Inzwischen verfehlten auch die Widersacher nicht, sich auf dem Kampfplatze einzufinden. Zunächst fühlten sich die Lemgoischen Stadtverordneten, diese unter Aufruhr und Pöbelterrorismus zu Stande gekommene „Errungenschaft“ des vorigen Jahres, deren Hauptverdienst um die Stadt die Wahl des Herrn Rudolph Kulemann zum Prediger und Seelsorger der Mariengemeinde ist, gemüßigt, die neue Gemeindegemeinschaft, die ihren Geschäftstreib auch nicht im mindesten berührt, in die Hand zu nehmen und sich darüber gegen den Magistrat folgendermaßen hören zu lassen: „In Anwendung des §. 17. der „Grundrechte des Deutschen Volks“ können wir gegen die Gründung einer neuen evangelischen Gemeinde am hiesigen Orte nichts einwenden, müssen aber gegen jede Anstellung eines Predigers der genannten Gemeinde bis

dabin protestiren, als die betreffenden organischen Einrichtungen und Gesetze getroffen sind, so wie bis der zu berufende Prediger die Qualifikation zu einem lippischen Predigeramte nachgewiesen.“ Also eine Gemeinde ohne Prediger! Übrigens eine handgreifliche Ummassung der Stadtverordnungen, da sie von Niemand um die Genehmigung der Gründung der neuen Gemeinde gefragt wurden noch zu fragen waren, indem dieselbe lediglich Sache des Magistrats und der Landesregierung ist, welche letztere auch allein, ohne die mindeste Concurrenz der Lemgo'schen Stadtverordneten, zu entscheiden hat, ob es für einen bereits angestellten Pfarrer noch einer besonderen lippischen Qualifikation bedarf, und ob seine hiesige Anstellung wirklich erst nach dem Erlaß gewisser Gesetze statthabbar sei. Weiter ließ sich das Collegium in einer Erklärung vom 3. Juli aus: „Auf die Mittheilung des Regierungserdicts von Seiten des Magistrats, die Constituirung einer neuen evangelischen Gemeinde betreffend, so erklärt das Collegium, — daß dasselbe nicht dulden werde, daß Auswärtigen (es meint die außerhalb Lemgo wohnenden Gemeindeglieder) in hiesiger Stadt Corporationsrechte eingeräumt werden.“ Diese Ummassung erklärt der Magistrat in seinem Bericht an die Regierung vom 9. ej. mit Recht für Alles übersteigend, was bisher von den Stadtverordneten geschehen. Er sagt: „Daß eine förmlich organisirte und vom Staate anerkannte Gemeinde auch Corporationsrechte habe, jedoch unbeschadet der den anderen Gemeinden zustehenden, wie solches im Rescript vom 13. Februar bestimmt ist.“ (wonach nämlich der Pastor der neuen Gemeinde vorerst noch keine Kirchenbuch führen und keine Stolgebühren beziehen soll) „folgt von selbst.“ Auch die Regierung erklärte wiederholt, unterm 3. und 17. Juli, den Protest der Stadtverordneten unter Verweisung auf die „Deutschen Grundrechte“ für unbegründet und wirkungslos, und so war denn dieser Feind einstweilen beseitigt.

Ein zweiter erhob sich in den an ihrem Gemeindebestande bedenklich gefährdeten Pastoren, namentlich Kulemann zu St. Marien und Volkhausen zu St. Johann. Die Possnung, den fatalen „Sektenprediger“, wenn auch im Nothfall durch gewaltsame Volkskräfte wieder loszuwerden, blieb ein Wahn, denn das Volk fällt ihm zu; Communikanten waren bei der zweiten Spendung des heiligen Abendmahls zweihundert und die Zahl der Katechumenen und Confirmanden beträgt schon über sechzig. Der letztgenannte Prediger, ein Anhänger des trivialen Nationalismus, von dem hier zu Lande weder Gläubige noch Ungläubige mehr wissen wollen, zumal wenn er sich in höchst mißlautenden Vorträgen hören läßt, steht im Begriff, fast alle seine Gemeindeglieder sich der Neuen evangelischen Gemeinde anschließen zu sehen. Der erstgenannte treibt zwar noch auf dem trüben Strome des demokratisch-communistischen Wesens, ist als Landtagsabgeordneter noch in den politischen Umrrieben und Schwindelen des Tages befangen, merkt aber doch schon mit Schrecken, daß in der Neuen Gemeinde eine stützliche Macht liegt, der er mit seinem ganzen Anhang, das Schimpfen und Lügen eines rabiaten Wochenblattes mit eingerechnet, nicht zu widerstehen vermag und fühlt das über ihn ergehende Gericht wie einen Pfahl im Fleische und einen Stachel im Herzen. Der Pred. Volkhausen liefert überdies noch ein anschauliches Bild von dem traurigen Zustande, in welchem sich der triviale Nationalist dem neu in den Gemeinden erwachenden christlichen Leben gegenüber befindet. Die Regierung hatte, wie schon erwähnt, bei der Genehmigung der neuen Gemeinde und der Anstellung des von ihr berufenen Predigers ausgesprochen, daß dadurch an den bestehenden Parochialverbänden vorerst noch nichts geändert werde, daß daher die Mitglieder der neuen Gemeinde an ihre bisherigen Pfarrer noch die jura stolae zu entrichten hätten. Nun stand die erste Copulation in der neuen Gemeinde bevor. Der Bräutigam, aus der Gemeinde des Pred. Volkhausen, bestellte

auch bei diesem, unter Beibringung des bürgerlichen Ehescheins, seine Proclamation, mit der Erklärung, die Trauung selbst werde er von seinem Prediger, dem Past. Steffann, verrichten lassen, jenem aber nach Verordnung kaiserl. Regierung die Gebühren bezahlen. Volkhausen proklamirte, verlangte aber auch die Trauung zu verrichten. Der Bräutigam erklärte, kein Anderer als Past. Steffann werde ihn trauen. Nun verweigerte Volkhausen das zur Trauung erforderliche Dimissoriale. Der Bräutigam ging, sich stützend auf die im Lande geltenden „Grundrechte“, die Jedem völlige Glaubens- und Gewissensfreiheit zusichern und Niemanden zu einer kirchlichen Handlung zwingen lassen, an die Regierung; diese wies ihn an's Consistorium; das Consistorium, „weil es nicht wisse, mit welchen Befugnissen der Past. Steffann ausgestattet sei“, wieder an die Regierung. Diese ließ nun dem zc. Volkhausen durch das Consistorium befehlen, unverzüglich das Dimissoriale zu ertheilen; aber auch da noch gehorchte der rationalistische Prediger der Weisung seiner vorgesetzten Behörde nicht und machte sogar den Versuch, den Bräutigam nochmals zu bereden, sich doch von ihm trauen zu lassen. Da sprach dieser: „Herr Pastor, ich will meine Seele nicht verkaufen. Sie sind am vergangenen Weihnachtsfeste auf meinem Hofe gewesen und haben einem sterbensranken Menschen das heilige Abendmahl gereicht; taum waren Sie damit fertig, so haben Sie sich am Bette hingesezt, eine Cigarre zur Tasse Kaffee angestekt und mit meinem anwesenden Nachbar einen Handel um Ihren Pachthafer und nachher noch über ein Pferd angefangen; es steht aber geschrieben, da sollst den Feiertag heiligen und der Herr selbst hat die Wechsele und Taubenfrämer aus dem Tempel gejagt.“

Indessen schreitet die junge Gemeinde unter dem sichtbaren Segen des Herrn frisch und freudig in ihrem Bau nach Innen und nach Außen fort. Es sind wöchentlich drei Bibelstunden, eine in der Stadt und zwei auf den benachbarten Dörfern, deren schon neun zum mehreren oder minderen Theil zur Gemeinde gehören. Die Bibelstunden auf dem Lande, die meistens von Hunderten von Zuhörern besucht werden, sind besonders von tiefgreifender, gesegneter Wirkung. Ein großer, schöner Garten in der Stadt ist zum Bauplatz für die Kirche in diesen Tagen erworben und ein Capital von 460 Thlr. von einem auswärtigen Freunde geschenkt worden, um damit den Grund zu einem Capitalfond für das Pfarrgehalt zu legen. Die Kirchenordnung der Gemeinde wird nächstens im Druck erscheinen und auch von der Lehre und dem Bekenntniß derselben öffentlich Zeugniß geben. Die Kirchenordnung stimmt im Wesentlichen ganz mit der alten Lutherischen Kirchenordnung von 1571 überein, welche die Augsb. Confession, die Apologie, die Schmalkald. Artikel und den Lutherischen Katechismus als symbolische Bücher aufstellt und für das ganze Land, das schon im Jahre 1538 unter der vormundtschaftlichen Regierung des Landgrafen Philipp's des Großmüthigen von Hessen und des Grafen Jobst zu Hoya auf einmüthiges Verlangen der Stände von Ritterschaft und Städten zur Lehre Luther's übergetreten war, zu Recht bestand, indem sie „auf vorgehabten Rath unserer Räte und Getreuen, Ritter und Landschaft“ durch den von Wittenberg berufenen General-Superintendenten M. Johann v. Eyter verfaßt und durch Dr. Jakob Andrea von Braunschweig revidirt und genehmigt war. Als dann über hundert Jahre nachher Graf Simon Heinrich durch Einführung einer neuen Kirchenordnung von 1684, welche den Heidelberger Katechismus als confessionelles Lehrbuch anordnet, das Land reformirt machte, blieb jene Lutherische Kirchenordnung für die Lutherischen Kirchen Lemgo's noch zu Recht beständig und wird jetzt durch die Neue Evangelische Gemeinde auch im Lande wieder mehr und mehr zur Geltung kommen.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 20. Oktober.

N^o 84.

Aphorismen aus und über Sachsen.

Trostloser können die kirchlichen Zustände wohl nirgends seyn, als bei uns im Königreiche Sachsen, wenigstens steht es bei uns um kein Haar besser, als anderwärts. Schon das ist traurig genug, daß unsere Landeskirche, den „Pilger aus Sachsen“ abgerechnet, der doch mehr einen populären Charakter hat, nicht einmal ein eigenes Organ mehr hat, in dem man zu Zeiten seinem Herzen Luft machen könnte. Denn die „Sächsische Kirchen-Zeitung,“ die wenigstens unter ihrem letzten Redakteur, dem Past. Fischer in Froburg, eine immer bessere und entschiedenere Haltung annahm, ist seit ungefähr Jahresfrist von dem Verleger wegen Mangel an Theilnahme aufgegeben worden, und ein neues Blatt, welches von jenem Redakteur herauszugeben beabsichtigt wurde, kam aus demselben Grunde, nämlich aus Mangel an Theilnahme, gar nicht zu Stande, obwohl Einladungen zur Subscription durch alle Ephorien gesendet wurden. In Hoffnung besserer Zeiten nehmen wir daher vor der Hand einmal unsere Zuflucht zu der „Evangelischen Kirchen-Zeitung“ und werden von Zeit zu Zeit „Aphorismen“ über unsere kirchlichen Zustände in derselben veröffentlichen. Möge man sie als Steinschreie aus dem Hause des Herrn ansehen, weiter wollen sie wenigstens nichts seyn; segnet sie der Herr so, daß sie gehört werden, um so besser!

Schon daraus, daß bei uns eine besondere Zeitschrift für Angelegenheiten der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche wegen Theilnahmlosigkeit nicht bestehen und erhalten werden kann, schon daraus kann man erkennen, welches der Kirche gegenüber die Grundstimmung der Sächsischen Geistlichkeit ist, nämlich Apathie und Indifferentismus, und hierin haben auch die erschütternden Stürme, die seit einem Jahre über Deutschlands Auen gegangen sind, wenig oder gar nichts geändert. Darüber darf man sich freilich nicht wundern; fühlt man sich doch immer noch glücklich in der Lethargie des Nationalismus. Drei Viertel der Sächsischen Geistlichen sind Rationalisten alten Styls oder Indifferente, die sich selbst nicht klar sind, wie sie schon seit lange auf der Universität Leipzig gebildet werden. Diese Leute sehen das geistliche Amt mehr als eine Versorgung, nicht aber als ein vom Herrn der Kirche empfangenes Lehren an; was liegt aber solchen der Aufbau des Reiches Gottes am Herzen, wenn sie nur ihr ruhiges und gemächliches Leben und Auskommen haben. Die Amtsgeschäfte verrichten sie daher wie der Handwerker oder der Geschäftsmann seine Arbeit und — peractis laboribus dulce est quies. Höchstens wird sie etwa einmal durch eine „Blumfeier“ in einige Begeisterung versetzt werden. Denn lei-

gelischer Geistlichen, die sich von den Demokraten haben dinge lassen, um an der Stätte, wo allein des Herrn Ehre wohnen soll, einen offenkundigen Lasterer der Majestäten (Jud. 8.) als einen „Martyrer der Freiheit“ zu verherrlichen und zur Sühne des vergossenen Blutes aufzufordern. Ja in Dresden hat sich der betreffende Geistliche nicht entblödet, von der Kanzel herab eine Vergleichung Blum's, als des politischen Heilands, mit Christo zu ziehen, und das hat sogar ungestraft geschehen können vor den Ohren des damaligen Kultusministers von der Pfordten!

Aber auch unter den gläubigen Geistlichen vermißt man die Rührigkeit und Regsamkeit, wie man sie wohl von ihnen zu fordern und an ihnen zu finden berechtigt wäre. Daß es jedoch einzelne rühmliche Ausnahmen gibt, das versteht sich von selbst. Ein „offener Brief,“ welchen im vorigen Jahre „mehrere evangelisch-lutherische Freunde an alle bekenntnistreue Wächter und Bürger des Lutherischen Zions in Sachsen“ ausgehen ließen, deckte auch diese schwache Seite unserer gläubigen Geistlichen ohne Scheu auf und rügte sie, wir haben jedoch nicht gehört, daß dies grade etwas geholfen habe. Denn als kurze Zeit darauf die Kirchenverfassungsfrage in den Vordergrund trat und eine Anzahl Laien, besorgt um das gute Bekenntniß unserer Kirche, im Interesse desselben eine Verwahrung bei der höchsten Kirchenbehörde, den in evangelicis beauftragten Ministern, einlegen zu müssen glaubten, fand ein solcher Schritt grade bei den gläubigen Geistlichen mancherlei Bedenken, ja auch Mißbilligung! Jene Laien ließen sich jedoch dadurch nicht von ihrem Vorhaben abhalten, sie gaben die Verwahrung ein, ließen sie auch drucken und gratis vertheilen. Sie erschien unter dem Titel: „Verwahrung bekenntnistreuer Glieder der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Sachsen,“ abgedruckt ist sie zu lesen in Nr. 36. der Berliner Kirchen-Zeitung, S. 363 ff. Auch muß man sich sehr hüten, unsere gläubigen Geistlichen etwa danach zu beurtheilen, daß seit vorigem Jahre die „Lutherische Konferenz“ in Leipzig unter dem Präsidio des theuern Dr. Harless wieder zweimal stattgefunden hat; jene Konferenz hat, wie bekannt, einen allgemeinen Lutherischen Charakter, ihr Augenmerk ist auf die Lutherische Gesamtkirche gerichtet und die Bethheiligung der Sächsischen Geistlichkeit ist grade verhältnißmäßig sehr gering dabei.

Doch wir wollen auch gerecht seyn und, so weit es angeht, zu entschuldigen suchen. Die gläubigen und bekenntnistreuen Geistlichen haben allerdings bei uns einen sehr schwierigen Stand. Einmal sind sie bedeutend in der Minorität, mehrere neben einander stehend findet man nur in den Schönburgischen Rezeßherrschaften und in der Oberlausitz, die übrigen sind in den anderen Theilen des Landes zerstreut, in manchen Ephorien findet man vielleicht einen, höchstens zwei, in manchen gar keinen. Dazu

kommt, daß sie fast nirgends die kirchlichen Behörden auf ihrer Seite, sondern in der Regel gegen sich haben. Gegen die gläubigen Geistlichen ist man überall im Voraus eingenommen und auch das Kultusministerium hegt nicht eben freundliche Gesinnungen gegen dieselben. Charakteristisch in dieser Beziehung ist eine Äußerung, die der vormalige Kultusminister v. Wietersheim ungefähr vor ein paar Jahren gegen zwei bekennnistreue Pfarrer that, die als eine Deputation in Sachen des Bekenntnisses vor ihm erschienen waren. Als diese ihm ihre Ergebenheit versicherten und wohl auch darauf hingewiesen hatten, wie gerade die ihrem Eide treuen Geistlichen eine Stütze der Kirchenbehörde seyen, erwiderte er in seiner kurzen, nichts weniger als leutseligen und menschenfreundlichen Weise: „Gott bewahre mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden will ich mich schon selbst schützen.“ Zwar sitzt jetzt seit einigen Jahren ein geistlicher Kirchenrath im Ministerium des Kultus, der keineswegs Nationalist ist, sondern der mit voller Überzeugung dem evangelischen Glauben zugethan ist und daher sich auch von jeher bei allen geistlichen Bestrebungen, z. B. bei der Bibel- und Missionsache lebhaft theilhaftig hat; indeß die Milde und Sanftmuth seines Charakters, die ihn wirklich liebenswürdig macht, scheint die Ursache zu seyn, daß ihm die Entschiedenheit des Glaubens, wo sie sich im Wort und im Leben kundgibt, nicht recht zusagen will, ihm sind die Leute, die das *medium tenuere beati* zu ihrem Wahlspruche gemacht haben, die werthesten und angemessensten. „Ruhe ist das höchste Gut, das man haben kann,“ das ist schon seit lange her Wahlspruch unseres Kultusministeriums. Die laute, offene Predigt des Evangeliums, wenn man sie auch nicht verfolgt und unterdrückt hat, so hat man sie doch nie gern gesehen und diejenigen Prediger, welche mit Kraft und Entschiedenheit das Wort vom Kreuze verkündigten, nur mit Mißtrauen beobachtet. Es ist das freilich traurig, zumal wenn man hiebei in Erwägung zieht, in welcher scharfen und unzweideutigen Form heute noch bei uns der Religionsseid geleistet werden muß, aber es wird sich einigermaßen hieraus erklären, woher es kommt, daß die Stellung der gläubigen Prediger bei uns in vieler Hinsicht immer noch eine ziemlich gedrückte ist. Sie aber gar etwa zu einflußreichen Stellen in der Kirche zu befördern, davor hütet man sich vollends, obgleich es unter ihnen sehr tüchtige und ausgezeichnete Männer gibt. Freilich das könnte leicht die Maschine aus dem alten Geleise bringen und Rumor machen, deshalb besetzt man die Kirchenraths- und Superintendentenstellen, wenn auch nicht jedesmal mit entschiedenen Lichtfreunden, stets aber nur mit Männern, die weder warm noch kalt sind und von denen man namentlich überzeugt ist, daß sie dem alten Scheldrian huldigen und nichts Neues, d. h. kein Leben in die Kirche bringen. Nur zwei Superintendenturen, so viel wir wissen, werden demal von Männern verwaltet, welche der gläubigen Partei angehören, beide Stellen werden jedoch nicht unmittelbar von dem Kultusministerium, sondern von dem Fürsten von Schönburg besetzt. Zwar dachte man, das Kirchenregiment werde in Folge der neuesten Ereignisse den Krebschaden der Zeit erkannt haben und zur Einsicht dessen gekommen seyn, was jetzt vor

Allem Noth thue, indeß die erst vor ganz Kurzem geschehene Besetzung zweier Stellen, die für unsere Kirche von Bedeutung sind, hat diese Vermuthung leider nicht bestätigt. Die eine dieser beiden Stellen war die eines geistlichen Kirchen- und Schulraths bei der Kreis-Direktion zu Dresden, die man mit einem Manne besetzt hat, von dem man weiter nichts weiß, als daß er vorher Superintendent in einem kleinen Städtchen war und daß er ein sehr guter Geschäftsmann seyn soll. Auf das Letztere wird leider bei Besetzung derartiger Stellen vorzugsweise gesehen, nicht aber auf die theologische Bildung und Überzeugung. Das hat man also immer noch nicht einsehen gelernt, daß der Bureaumatismus in der Kirche die Letztere ruinirt hat! Die andere der genannten beiden Stellen war die eines Consistorialrathes bei dem Landes-Consistorium; diese hat man einem Manne übertragen, der zwar nicht ohne wissenschaftliche Bildung und auch auf dem Gebiete der Alttestamentlichen Forschung nicht unbekannt, der aber ein erklärter Nationalist ist. Ob die durch Todesfall jetzt erledigte Präsidentenstelle bei dem Landes-Consistorium wegen der doch bevorstehenden Änderung der Kirchenverfassung definitiv wieder besetzt werden wird, ist noch zweifelhaft; die Ober-Hofpredigerstelle wird nicht wieder besetzt werden, nachdem sich v. Ammon jetzt in Ruhestand hat versetzen lassen. Dafür sollen noch zwei Diakonen an der Hofkirche angestellt werden. So ist demnach unser Landes-Consistorium immer noch, wie ehemals, aus lauter Männern zusammengesetzt, welche sammt und sonders der gläubigen Richtung feindlich gegenüberstehen, denn wenn auch einer derselben, der Dresdener Superintendent, bisweilen, man möchte beinahe sagen, ganz orthodox predigt, so ist das doch eine Orthodoxie, der man es gleich abhört, daß sie nicht Herzenssache und Herzensglaube ist. Und solche Männer, das hat die Erfahrung schon vielfach gelehrt, sind gegen den lebendigen Glauben und das lebendige Bekenntniß zu Christo gerade am allerwenigsten freundlich gesinnt.

Nicht besser ist es um das zweite Consistorium im Lande, um das Schönburgische in Glauchau, bestellt, welchem früher Dr. Rudelbach angehörte. Einer der beiden geistlichen Räte ist zwar der eine der beiden bereits erwähnten Schönburgischen Superintendenten, derselbe steht aber zu isolirt mit seiner einen Stimme da, um einen Einfluß haben zu können. Der Deutsch-Katholicismus, ehrenwerthen Andenkens, hatte an diesem Consistorium gleich Anfangs einen sonderlichen Gönner und Begünstiger, dessen können sich jedoch die demselben untergebenen gläubigen Geistlichen nicht rühmen. Man höre folgende, durch gläubig-würdige Personen verbürgte Thatfache. Vor ungefähr drei Jahren erhob gegen einen Designaten die als ergradikal bekannte Obrigkeit der betreffenden Gemeinde deshalb Widerspruch, weil derselbe der gläubigen Richtung zugethan war, weiter konnte ihm im Geringsten nichts zum Vorwurfe gemacht werden. So viel Gerechtigkeitsinn hatten nun allerdings die kirchlichen Behörden, daß jener Widerspruch in allen Instanzen verworfen wurde. Was that aber das Consistorium zu Glauchau? Als der Designatus in sein Amt eingewiesen wurde, mußte er sich noch die Admonition gefallen lassen, sich künftighin zu mäßigen. Natürlich,

was wissen solche Männer von dem: „Ich glaube, darum rede ich“ —? In solchen Händen liegt also bei uns das Regiment der Kirche, man darf sich daher allerdings nicht wundern, daß es nirgends zu einer rechten Entfaltung lebendigen christlichen Wesens kommen will, denn bisher wenigstens traten die kirchlichen Behörden allen desfallsigen Bestrebungen eher hindernd als fördernd in den Weg. Und nun muß man nur noch das glaubens-, geist- und herzlose Verordnungsweisen mit seinem eiskalten Geschäftsstyl, wie es bei uns noch im vollen Schwange geht, kennen, um einzusehen, wie viel noch fehlt, ehe in Sachsen von einem neuen, regen und frischen Leben in der Kirche die Rede seyn kann. Über einzelne und vereinzelte bessere Erscheinungen ein ander Mal.

Werfen wir jetzt noch einen kurzen Blick auf die Schullehrer und die Schullehrerbildung in Sachsen. Was ist, und zwar vor nicht gar langer Zeit noch, selbst von Seiten unserer Kirchen- und Schulbehörden immer für Ruhmens und Aufhebens gemacht worden von der hohen Stufe, auf welcher sich das Sächsische Schulwesen befände. Die Freunde der Kirche mußten über solches Rühmen entweder lachen oder — trauern. Denn sie sahen nur zu gut, wie völlig eitel und grundlos dasselbe war und daß nur eine völlig ungläubige und gottlose Generation herangezogen wurde. Und was ist nun zum großen Schrecken der obersten Kirchenbehörde an's Tageslicht gekommen? Eiterbeulen und Ausschlaggeschwüre, die man früher vor lauter Gutmüthigkeit für die Knospen und Blüthen einer neuen und besseren Zeit ansah. Der größte Theil unserer Lehrer hat in vollen Zügen aus dem Taumelfeld der Demokratie getrunken und ist förmlich davon berauscht worden, mindestens hundert sind bei den Dresdener Maiercignissen in näherer oder entfernterer Weise gravirt. Solche Leute sind also auf unseren Schullehrer-Seminarien gebildet worden und solchen Leuten muß die zarte Jugend anvertraut werden! Zu dem sind die Kindlein nur in sehr wenigen Schulen Sachsens hingeführt worden, der sie ausdrücklich zu sich gebracht wissen will. Hierzu sind freilich auch auf keinem der Sächsischen Seminarien die künftigen Lehrer angeleitet worden, nur hochmüthig sind sie gemacht worden durch das Wissen, weil es in der Regel ein halbes und unverbautes war. Die jungen, unbärtigen Leute hatten kaum das Seminar verlassen, so dünkten sie sich für weiser und klüger, als ihr geistlicher, im Schulamte ergrauter Schul-Inspektor. Dinter und Benecke mit seiner antichristlichen Psychologie, das sind die Meister, die bis dato noch in unseren Schullehrer-Bildungsanstalten größtentheils das Wort führen, und wenn irgendwo, so sollte doch hier das Wort gelten: „Einer ist euer Meister, Christus!“ Zwar wurde vor mehreren Jahren ein neues Seminar gegründet, welches bessere Hoffnungen erweckte, da die Absicht des Gründers, des Fürsten von Schönburg, namentlich dahin ging, daß in dieser Anstalt christliche Lehrer gebildet werden sollten, aber leider haben sich die Hoffnungen, die man von dieser Anstalt hegte, bis jetzt wenigstens noch nicht erfüllt. Ein, was man so zu nennen pflegt, christlicher Geist herrscht auch in diesem Seminare nicht und mit dem Einen, was Noth

ist, werden die jungen Leute auch nicht so bekannt gemacht, wie es für künftige Lehrer der christlichen Jugend unumgänglich nothwendig ist. Wir haben daher auch noch nicht gehört, daß die Zöglinge, welche bis jetzt dieses Seminar verlassen haben, wesentlich anders beschaffen wären, als die andernwärts gebildeten. Den guten Willen sprechen wir dem Direktor dieser Anstalt keineswegs ab, aber er hat zwei schwache Seiten, die eine ist die, daß er gern Allen, auch der Welt, gerecht werden will, und die andere schwache Seite ist die theologische, wie er dies durch seine Schullehrerbibel bewiesen hat, die doch allzu sehr die Spuren einer noch nicht gezeitigten Erstlingsfrucht auf diesem Gebiete an sich trägt. Und doch, soll's in Kirche und Staat wieder besser, wahrhaft besser werden, so muß vor allen Dingen sowohl in den Schulen als in den Schullehrer-Seminarien wieder das Christenthum heimisch werden. Daran fehlt es aber bei uns gar. Sehe der Herr in Gnaden darein und bessere es, damit wir wieder fröhlich rühmen können, Er sey Zion gnädig!

Nede des Abgeordneten Stahl in der 49sten Sitzung der ersten Kammer für die Aufrechterhaltung des Christenthums als Princip des Staates.

Meine Herren! Wenn ich irgend einen Abschnitt in der Verfassungs-Urkunde, so wie er uns vorliegt, für ein schweres Unglück ansehe, welches dieses Land betroffen hat, so ist es derjenige, über welchen wir gegenwärtig berathen. Gewährte derselbe die gegenseitige Selbstständigkeit von Staat, Kirche und Schule, daß jede dieser drei großen Institutionen sich in ihr frei entfalte und vollende, daß ähnliche Erscheinungen wie bei den schlesischen Lutheranern, wie bei den gemischten Ehen in Zukunft nicht mehr möglich wären, so würde ich das aus vollem Herzen billigen. Allein er geht, wenn das auch nicht beabsichtigt ist, doch in der That weiter. Schon den Grundsatz des Art. 11., daß in Zukunft das christliche Bekenntniß nicht mehr Erforderniß des politischen Vollrechtes ist, kann ich nicht als Eintritt in einen höheren Zustand betrachten, sondern vielmehr nur als das Symptom eines gesunkenen religiösen Bewußtseyns der Nation. In dessen dieser Grundsatz ist durch das Gesetz vom 8. April eine vollendete Thatsache, und wenn außerdem die christlichen Fundamente des Staats erhalten bleiben, möchte er wohl auch im Stande seyn, diese Bresche zu ertragen. Der Art. 11. scheint aber noch einen anderen Grundsatz stillschweigend zu enthalten, wenigstens ist derselbe in den folgenden Artikeln angewendet, den Grundsatz nämlich, daß der Staat selbst und als solcher das christliche Bekenntniß aufgeben, daß es ihm nicht mehr maßgebend für die religiös-bürgerlichen Einrichtungen ist, und daß er die christliche Kirche behandle gleich wie jede andere Religionsgesellschaft, als bloße Privatsache. Dies wäre ein völliges Aufheben des Zusammenhangs des Staats mit dem Christenthum und der christlichen Kirche.

Der Herr Minister des Kultus hat uns nun vorgestern die

beruhigende Versicherung gegeben, daß auch der Regierung die volle Trennung von Staat und Kirche als ein absolutes Unheil erscheine, der Herr Minister hat erklärt, daß auch in Zukunft der Staat Hand in Hand gehen werde mit der Kirche. Ich betone Kirche, also nicht mit den Religionsgesellschaften, sondern mit der Kirche. Ueberdies hat der Minister des Kultus eine Stellung der Regierung zur Verfassung bezeichnet, welche unsere Vergangenheit nicht kompromittirt und unsere Zukunft frei und offen hält. Ich muß mit einem geehrten Redner von gestern sagen, diese Erklärung wird bei Millionen der besten Bürger des Landes einen Eindruck des tiefsten Dankes und der Freude hervorbringen. Allein die wohlwollende Ansicht der gegenwärtigen Regierung kann uns nicht hinwegheben über die Bestimmungen der Verfassungs-Urkunde, auch die Denkschrift gewährt keine Hülfe, denn sie ist nicht als authentische Erklärung verkündet, und in dem Punkte, welchen ich jetzt berühre, enthält sie auch gar nicht das, was ich vermiße. Die Verfassung selbst aber enthält von diesem „Hand in Hand Gehen des Staates mit der christlichen Kirche“ nichts. Es findet sich in ihr nirgend eine Spur, daß das Christenthum noch ein bestimmendes Moment unseres öffentlichen Zustandes sey, und ein solcher Ausdruck wäre jetzt gerade nöthig, nachdem ausdrücklich in allen Beziehungen die Befenner der sämmtlichen Religionen gleichgestellt sind. Es findet sich in ihr nirgend eine Spur, daß die beiden christlichen Hauptkirchen eine andere Stellung im Staate je nur einnehmen dürfen, als die übrigen Religionsgesellschaften. Der Art. 12. wagt es zwar, diese beiden Kirchen besonders zu nennen, aber es folgt sogleich der beschwichtigende Zusatz: „so wie jede andere Religionsgesellschaft.“ Es findet sich in ihr keine Spur, daß der öffentlichen Schule der christliche Charakter gewährleistet sey. So weit eine Schule nicht von einer bestimmten Kirche als ihre Anstalt juristisch vindicirt werden kann, steht nichts im Wege, sie mit Lehrern was immer für einer Religion zu besetzen, und könnte einem Schullehrer, der seinen Zöglingen die Überzeugung einflößte, daß Christenthum, Judenthum und philosophische Religion ganz dasselbe seyen, von keiner Behörde auch bei dem besten Willen Einspruch gethan werden. Dies ist Indifferentismus des Staates, zwar nicht gegen die Religion überhaupt, aber doch gegen die christliche Religion. Das ist gänzliche Trennung von Staat und Kirche. Hiergegen nun ist der Vorschlag, den ich und meine Genossen eingebracht haben, gerichtet; er lautet:

Das Christenthum bleibt maßgebend für alle öffentlichen Einrichtungen, die mit der Religion im Zusammenhange stehen. Die evangelische und die römisch-katholische Kirche behalten ihr öffentlich-nationales Ansehen im Staate.

Das ist ein Princip, und fragen Sie mich nach dem Sinne und den Folgen desselben, so finde ich sie darin: Es sollen nach wie vor die christlichen Feiertage, und nur sie als allgemeine Landes-Feiertage gelten. Es soll nach wie vor die spezifisch christliche Form des Eides, welche die Frankfurter Beschlüsse bereits bedrohen, und darum auch unsere ihnen entnommene Grundrechte in Zweifel lassen, beibehalten werden, daneben möge eine allgemeine Eidesform bestehen, deren sich Jeder, der da will, bedienen

kann. Es soll der christlichen Kirche das Recht verbleiben, durch Trauung die Ehe öffentlich zu begründen, daneben möge die Eivilhe bestehen für Jeden, der sie vorzieht. Es sollen an den Universitäten, die Staats-Anstalten sind, dessenungeachtet die Lehrstühle für die Theologie der beiden christlichen Kirchen erhalten bleiben, dagegen die Errichtung von Lehrstühlen für die Theologie anderer Religions-Gesellschaften nicht statthaft seyn. Es soll den öffentlichen Schulen ihr christlicher Charakter gewahrt bleiben. Das die Anwendung unseres ersten Satzes. Ferner, es sollen die Diener der Kirche auch fortan die Würde öffentlicher Diener haben. Es sollen jene beiden Kirchen eine Fähigkeit haben zu politischen Stellungen und Rechten, die deshalb keinesweges nothwendig auch den anderen Religions-Gesellschaften eingeräumt werden müßten. Hierher gehört die öffentliche Beglaubigung ihrer Akte, die Vertretung in diesen Kammern u. s. w. Ich sage nicht, daß ihnen dies gewährt werden solle, sondern daß es möglich bleiben müsse, es ihnen allein zu gewähren. Es sollen diese beiden christlichen Kirchen eine Mitaufsicht üben über die öffentliche Volkserziehung im Lande. Dies alles theils festzusetzen, theils gegen künftige Anfechtungen zu sichern, das ist der Sinn unseres Antrages.

Wir verlangen damit, daß die Preussische Nation in ihrer Einheit auch fortan sich zum Christenthum bekenne, und zwar nicht als zur Religion der Mehrheit, sondern als zur Religion der Wahrheit. Wir wollen die Segnungen für Zeit und Ewigkeit, welche die deutsche Nation durch Jahrhunderte hindurch von ihm empfangen, auch unverkürzt den künftigen Geschlechtern bewahren. Wir wollen nicht auch dieses heilige Fideikommiß als ein freies Eigenthum ansehen, über welches wir nach Gutdünken verfügen, welches wir veräußern können. Wir sind insbesondere eingedenk, daß die großen Fürsten dieses Landes bei aller Toleranz gegen die Einzelnen die Förderung des christlichen Glaubens doch als die edelste Perle ihrer Krone ansahen; wir sind eingedenk, was sie für Schulen, Kirchen und theologische Fakultäten, was sie für christliche Zucht und Sitte thaten; es schwebt uns dabei vor Allen vor jene mächtige, fromme Heldengestalt des großen Kurfürsten. Wir wollen nicht brechen mit einer großen gottgefälligen Vergangenheit, um es mit einer neueren Lehre zu versuchen, die noch durch nichts bewährt ist.

Mit dem Allen wird der Religionsfreiheit nicht Abbruch gethan; sie möge in dem weitesten Grade, wäre es selbst in der übertriebenen Ausdehnung, fortbestehen, wie sie der Art. 11. selbst ursprünglich beabsichtigt. Möge ein Jeder einer religiösen Meinung seyn, welcher er wolle, seine politischen Rechte seyen ihm gewahrt, allein die öffentlichen Einrichtungen sollen nicht nach seiner religiösen Meinung sich richten müssen; die öffentlichen Einrichtungen müssen von der sittlichen Gesinnung der Nation in ihrer Einheit bestimmt werden, und der Mittelpunkt dieser ihrer sittlichen Gesinnung ist eben ihr religiöser Glaube; das scheint mir die harmonische Ausgleichung zwischen den Anforderungen individueller Freiheit und Berechtigung (auch in ihrer jetzigen übertriebenen Form) einerseits, und andererseits dem, was die Aufgabe des Staates, was das Band nationaler Einheit ist und

bleiben muß. — Es ist doch wohl etwas Anderes, durch Zwang gegen die Menschen und Verfolgung der Menschen das Christenthum fördern zu wollen, und etwas Anderes, die Norm der öffentlichen Institutionen, die doch irgend eine Norm haben müssen, in der christlichen Weise zu erhalten. Es ist doch wohl nicht gegen die Gleichheit, wenn der Kultus der Nation eine andere Stellung im Staate hat, als der Kultus einer Sekte, und es verstößt doch wohl nicht gegen die Freiheit, wenn dem Schul-lehrer gesagt wird: „Du darfst den christlichen Glauben Deiner Zöglinge nicht untergraben?“ Denn sonst wäre es auch gegen die Freiheit, wenn ihm gesagt wird: „Du darfst nicht die Liebe zu der Monarchie, nicht die Achtung vor dem Eigenthum bei ihnen untergraben;“ denn die politische und soziale Überzeugung muß doch gewiß eben so frei seyn, wie die religiöse.

Man beschuldigt uns der Unduldsamkeit. An Duldsamkeit gegen Personen wollen wir uns nicht überbieten lassen, aber in den Sachen können wir nicht tolerant seyn. Es giebt jetzt einen religiösen Standpunkt, und er ist vielfach verbreitet, — ein ge-ehrter Abgeordneter hat uns denselben vorgestern dargelegt, und ich bedaure seine gegenwärtige Abwesenheit. Es ist der Standpunkt, daß jeder Mensch sich selbst seinen Gott aus seiner Vernunft ausdenken müsse, daß er eben daher auch die Gebote dieses Gottes, sohin die Religion sich selbst ausdenken müsse. Von diesem Standpunkte aus kann man allerdings auch tolerant seyn in den Sachen. Warum soll ich Staat, Kirche und Schule nicht eben so gut der Religion überlassen, die sich mein Nachbar ausgedacht hat, als der, die ich mir selbst ausgedacht habe. Jener Abgeordnete thut Unrecht, wenn er meint, ich und meine Gesinnungs-genossen legten ihm deshalb Atheismus unter. Dieser Standpunkt führt nicht nothwendig zum Atheismus, er ist vielmehr in der jetzigen Geistesepoche des menschlichen Geschlechts eben das, was in der früheren Naturepoche des Menschengeschlechts der Polytheismus war. Auch dort „konstruirte“ sich jeder Mensch und jeder Volksstamm seinen Gott aus Holz oder Stein selbst, wie ihn sich jetzt Jeder aus seinem „konsequenten Denken konstruiren“ soll, und auch der Polytheismus war deswegen tolerant, jeder Mensch, jedes Volk ehrte die Götter des anderen und die seinigen wurden von jenen wieder geehrt. Nur gegen eine Religion war der römische Polytheismus nicht tolerant, das war die Religion der christlichen Kirche, und diese Religion schließt auch Herr Burmeister aus seiner Toleranz aus. Wir dagegen glauben an einen Gott, den wir nicht selbst erdacht haben, und wir glauben an eine Offenbarung desselben nicht im Sinne jener Sprachrevolution des Herrn Burmeister, nach welcher gerade das Offenbarung seyn soll, daß die Religion nicht von Gott offenbart, sondern von den Menschen erdacht sey. Wir glauben an eine Offenbarung im alten legitimen Sinne des Wortes, deswegen können wir eben nicht tolerant seyn in den Sachen. Wer da weiß, daß das Evangelium von Gott ist und außer ihm kein Heil für den Menschen zu finden ist, der kann unmöglich

tolerant seyn, Kirche, Schule und Staat so einrichten zu lassen, daß das Volk dem Evangelium entfremdet wird. Wäre er es, so wäre das wahrlich nicht „Liebe gegen die Feinde,“ sondern Haß gegen die Freunde.

Wenn die Trennung von Staat und Kirche, wie die Verfassung nach meiner gegebenen Auslegung sie enthält, eingeführt werden sollte, so würde der Stoß der Erschütterung nicht zu berechnen seyn, den dieses in der öffentlichen Denkart nach sich ziehen müßte. Die erste Wirkung wäre unzweifelhaft ein ungeheures Ärgerniß. Der schlichte Sinn, besonders bei der Landbevölkerung, wird jene künstliche Theorie der Trennung von Staat und Kirche nicht zu fassen vermögen. Ihm wird es nicht begreiflich seyn, daß derselbe König und dasselbe Volk als Mitglieder der Kirche das Christenthum bekennen und als Mitglieder des Staates dasselbe ignoriren sollen. Er wird darum irre werden an den Obrikeiten selbst, er wird nicht begreifen können, wie seine Regierung und seine Landesvertretung dazu kommen konnten, etwa den christlichen Inhalt des Eides abzuschaffen und ihnen die Eheschließung durch Trauung zu entziehen, sie zu zwingen, daß sie ihre Kinder in die Schule schicken müssen bei einem unchristlichen Lehrer zu unchristlichem Unterricht. Es ist das grade jenes Volk, welches in den schweren Tagen von 1848 die Treue gehalten; das Volk, das seine Kniee niemals gebeugt hat vor dem Gözen der Revolution, dessen heiligste Überzeugungen und Gefühle hier geopfert werden sollen. Die spätere und nachhaltige Wirkung aber wird die seyn, daß die christliche Religiosität selbst abnimmt. Bisher hatten alle unsere öffentlichen Einrichtungen Kunde gegeben von der untrüglichen Wahrheit des Christenthums, und Niemand kann ermessen, was das für eine erhaltende Kraft auf die öffentliche Gesinnung geübt hat. Denn heute noch, wie im Mittelalter, ist die Natur des Menschen die, daß seine innere Überzeugung mit bestimmt wird von Traditionen, von mächtigen Eindrücken durch die Umgebung, von den großen Gestaltungen des Lebens, die ihm die Wirklichkeit bietet. Wenn nun jetzt die Obrigkeit selbst gewissermaßen verfassungsmäßig die Zweifelhaftheit des Christenthums, die Einerleiheit der Religionen ausspricht, sollte da nicht der schlichte Sinn irre werden? — Und es wäre noch etwas Anderes, wenn das von jeher so bestanden hätte; da es aber jetzt neu eingerichtet wird, so wird es den Eindruck machen, als wäre das Christenthum wirklich antiquirt, wie das ja längst Viele behaupteten, als genüge es nicht mehr, und müßte ein neuer Glaube eingeführt werden. Vollends möge man die Wirkung bedenken, wenn der christliche Pfarrer, der den alten christlichen Offenbarungsglauben verkündet, von nun an als bloßer Privatlehrer, als Diener einer Privatgesellschaft erscheint, während der Schullehrer, der keiner bestimmten Religion anzugehören braucht, der vielleicht die allgemeine Religion lehrt, jene Religion, die sich Jeder aus seiner Vernunft ausdenkt; wenn dieser in den Vordergrund tritt, wenn er als Diener des Staates, als Organ der öffentlichen Lehre erscheint

welche Wirkung ist davon zu erwarten? Der französische Staatsmann Thiers, der gewiß nicht seines Pietismus willen bekannt ist, schrieb vor Kurzem an seine Wähler: gegen den socialistischen Schullehrer wird uns der katholische Pfarrer ein Schutz seyn. Soll es bei uns umgekehrt werden? Soll bei uns gegen den christlichen Pfarrer der rationalistische und radikale Schullehrer zum Schutz gerufen werden?

Diese Aufhebung des öffentlichen Ansehens des christlichen Kultus, diese Aufhebung des christlichen Charakters der Schule, wenn sie nicht durch die Gesetzgebung verbessert worden, oder eine Reaktion aus dem Innersten des Volkes heraus uns von ihnen befreit, muß dahin führen, daß im Laufe der Geschlechter je mehr und mehr der positive christliche Glaube in Abnahme geräth. Was wird dann an die Stelle treten? Vielleicht jene Vernunftreligion — vielleicht auch gar keine Religion. Jedenfalls aber ist diese Vernunftreligion, wenn auch Mancher auf ihr wie auf einem bequemen Fahrzeug durch das Leben dahingefegt, ohne Anker. Es ist darum ein Naturgesetz, daß sie nie für die Dauer sich hält, daß sie überall in kurzer Zeit zunächst dem Zweifel weicht und dann der entschiedenen Gottesläugnung. Diese hat bereits auf dem Gebiete der Deutschen Wissenschaft den altersschwachen Rationalismus übermannt. Sie ist bereits in vielen Gegenden Deutschlands die Religion der Massen geworden. Die Mittheilungen des Herrn Ministers des Innern über den Handwerkerverein zu Berlin schienen neulich einen tiefen und überraschenden Eindruck zu machen. Die Wahrheit aber ist es, daß diese Erscheinungen keineswegs vereinzelt sind; in diesem Geiste werden seit Jahren die ganze Klasse der wandernden Handwerker, der Arbeiter und anderer Stände fortwährend und mit schauervollem Erfolg bearbeitet. Jene republikanisch-socialistische Propaganda, die im vergangenen Jahre mit unterirdischer Geschäftigkeit ihr Netz über ganz Europa ausspannte und mit einem Ruck die Throne fallen machte, sie hat zu ihrem Centrum die Abschaffung des Christenthums, die Abschaffung der Religion, denn daß dies ein und dasselbe ist, ist den weiter Denkenden nicht verborgen. Lesen Sie die Schriften der Führer und Gründer dieser Propaganda, lesen Sie die Berichte derer, welche damit zu thun haben, lesen Sie Briefe aus Baden und aus der Pfalz, befragen Sie die Seelsorger, denen Eröffnungen gemacht wurden, und Sie werden finden, daß dies keineswegs Phantasiebilder sind. Darum, sehen Sie auf die großen Volksmassen, so steht dem positiven christlichen Offenbarungsglauben gegenüber nicht mehr jene moderate Aufklärung aus weiland Wolf's und Mendelssohn's Zeiten, wo man „vernünftige Gedanken“ schrieb über Gott und die Welt und mathematische Beweise für die Unsterblichkeit der Seele zur Beruhigung aller derer, denen es sonst wohlging und die sich einer guten Gesundheit erfreuten, sondern es steht ihm gegenüber der Atheismus und Pantheismus und der Fanatismus der Irreligiosität, und es steht der christlichen Sittenstrenge nicht mehr jene lebenswürdige Leichtfertigkeit gegenüber, sondern der entschiedene Grimm der Zerstörung, der Auflösung und

des Umsturzes. Der christliche Gottesglaube und der ausgeprägte Gotteshaß, das sind die beiden Mächte, welche jetzt das Leben des Volkes in seinen untersten Gründen bewegen. Was dazwischen liegt, ist keine religiöse Macht, es ist bloß eine Dummheit, die dem Mächtigen zur Beute wird, und jeder Fuß breit Land, der nicht dem Christenthum erobert wird, fällt deshalb jenen feindseligen Mächten zu. Darum fragt es sich, da die kämpfenden Heere noch auf dem Schlachtfelde stehen, welchem wir Vorschub thun wollen durch die Einrichtungen des Staats, durch die Lehren der Schule.

Man wird mich ganz besonders verweisen auf die Beispiele von Belgien und Nordamerika, wo eine solche Indifferenz des Staates gegen das Christenthum besteht, die Trennung von Staat und Kirche ausgeführt ist, und dennoch jene Folgen nicht eingetreten sind. Man könnte mit demselben Rechte uns die Einführung der Nordamerikanischen Demokratie zumuthen. Ich will nun nicht besonders geltend machen, daß in Nordamerika die Trennung in diesem Maße nicht besteht. Dort ist der Sonntag von Staats wegen als ein göttliches Gebot mit der höchsten Strenge aufrechterhalten, dort werden die Congressverhandlungen täglich durch das Gebet eines christlichen Geistlichen eröffnet; sondern ich will nur darauf Gewicht legen, daß die Verhältnisse ganz andere sind. In Nordamerika besteht von der ersten Gründung her eine christliche Atmosphäre des öffentlichen Lebens. „Ungläubiger“ ist in Amerika ein Schimpf, wie in Deutschland „Pietist.“ Tauschen Sie dies Verhältniß um, so will ich in die Trennung freudig willigen. In Belgien hat eine Partei der Katholischen Kirche selbst zur Trennung die Hand geboten, sie hat dadurch einen doppelten Gewinn gemacht, die Anerkennung der Freisinnigkeit und die ungehemmte Macht der Hierarchie. Dessenungeachtet that sie hieran nicht recht. Es ist gegen die göttliche Ordnung, daß der Staat eines christlichen Volkes profan sey, und die Kirche darf deshalb niemals ihn der Profanität preisgeben. Die Zukunft wird das bestätigen. Einweilen berufe ich mich auf die Autorität der Bischöfe von Würzburg und auf die Autorität eines vortrefflichen katholischen Redners von gestern. Außerdem beruht in jenen Ländern das öffentliche Leben auf ganz anderen Elementen als bei uns. In Amerika beruht es auf dem Princip der Freiwilligkeit seit dem Bestehen der Kolonien. Es werden Kirchen und Schulen, alle öffentlichen Interessen durch die Gemeinden und Vereine besorgt, der Staat wird kaum empfunden. In Belgien beruht es eben auf den corporativen Verbänden der Katholischen Kirche. Bei uns dagegen beruht das öffentliche Leben wie in Frankreich auf der Autorität des Staates und auf der Fürsorge des Staates. Deshalb, wenn in Belgien und Amerika sich der Staat entchristianisirt, so kann das öffentliche Leben dabei intakt bleiben; wenn bei uns der Staat sich entchristianisirt, so ist das öffentliche Leben entchristianisirt, ist die öffentliche Erziehung entchristianisirt.

Endlich wird als Haupteinwand gegen die Aufrechterhaltung des Christenthums als Princip des Staats geltend gemacht, daß

es ein Hinderniß sey gegen die freie politische Entwicklung, welche jetzt als Ideal der Zeit angestrebt wird, und hinter der alle, auch die höchsten Anforderungen zurücktreten sollen. Dem ist nicht so. Im Gegentheil, warum ist es den Engländern und Nordamerikanern gelungen, einen befriedigenden Zustand politischer Freiheit zu erreichen, und warum ist dies den Franzosen immer mißlungen? Es hat dies gewiß unzählige Ursachen, eine davon aber ist kapital. Es ist diese: in England und Amerika war die Freiheitsbewegung von Anbeginn vom christlichen Glauben erfüllt, in Frankreich war die Freiheitsbewegung von Abneigung gegen den christlichen Glauben gerichtet. Die Freiheit Englands und Amerikas ist durchweht von dem Odem der Puritaner, die Freiheit Frankreichs ist durchweht von dem Odem der Encyclopädisten und der Jakobiner. Mögen wir das auf uns anwenden! So lange nicht jener Hauch des christlichen Glaubens wieder über unser Vaterland belebend ergeht, werden auch unsere politischen Bestrebungen fruchtlos seyn. Mögen wir auch noch so oft Nationalversammlungen berufen aus der Elite der Nation, aus den rechtschaffenssten Männern, wie solche bereits häufigemessen haben. Immer wird der Erfolg der seyn: „Deus afflavit et dissipati sunt.“ Ich spreche aber nicht von diesem höheren politischen Ideal. Wo soll die Stütze auch nur für die dürftigste Ordnung herkommen, wenn der christliche Offenbarungsglaube, also nicht das, was man jetzt wohl Christenthum nennt, die gute Moral, die Ehrfurcht vor der Gottheit, die Liebe des Feindes, sondern der alte bestimmte, positive, christliche Offenbarungsglaube, wenn dieser im Volke schwindet. Der Kitt unserer Staaten war bis jetzt der Gehorsam gegen die Obrigkeit von Gottes wegen, sey es aus Verußtseyn, sey es aus Gewöhnung. Was soll dann an seine Stelle treten? Etwa die vernünftige Belehrung des Volkes über den Unterschied von constitutioneller Monarchie und demokratischer Monarchie, den Unterschied von Monarchie ohne absolutes Veto und Monarchie mit absolutem Veto und zugleich absoluter Steuererwerberung. Ich setze voraus, daß die Bevölkerung des Landes diese Unterschiede leichter begreifen werde, als ich mit meinem schwerfälligen Verstande. Ich fürchte aber doch, dieser Kitt wird nicht allzulange halten. Sehen Sie auf die neuen Religionsgesellschaften, die neben den beiden christlichen Kirchen Platz genommen haben. Was diese für politische Bürgschaften gewähren, das läßt sich wohl aus dem Benehmen ihrer Gründer und Führer bei den letzten Ereignissen schließen. Dann die materielle Noth des Volkes und die Unzufriedenheit in Folge dieser Noth, diese große Gefahr für die staatliche Ordnung, glaubt man sie bloß durch volkswirtschaftliche Maßregeln bezwingen zu können, ohne die Motive der Arbeitsamkeit, der Genügsamkeit, der Frugalität der Sitten, des geordneten Familienlebens? Und sind diese Motive zu gewinnen ohne den lebendigen Glauben an die christliche Offenbarung? Die Zerrüttung der Ehen ist ein Hauptgrund der Armath, und soll etwa das sicherste Mittel gegen sie die Einführung der Civil-Ehe seyn? Wir werden uns Alle darüber nicht täuschen, die Revolution ist be-

stiegt, sie ist aber nicht vernichtet; wir leben auf einem Vulkan, und bricht es in diesem Augenblicke auch nicht aus, so glimmt es doch fort und wir wissen nicht, wie lange uns Frist gegeben ist. Ich frage nun, welches sind die Mittel unserer Rettung, wodurch soll dieser Vulkan geschlossen werden? Da werden mir Viele antworten: Durch freisinnige Concessionen. Haben aber die Concessionen eines Pio Rono, eines Großherzogs von Toskana, von Baden die Revolution geschlossen, oder nicht vielmehr sie eröffnet? Andere werden sagen, durch energische Reaction müsse man die Revolution schließen. Weiter aber wird man die Reaction nicht treiben wollen, als Metternich, und hat er die Revolution abgehalten? Zuletzt haben wir aus bezedtem Munde sagen hören, die Revolution werde man nur schließen durch Befriedigung des Bedürfnisses Deutscher Nationalität. Allein die Franzosen haben längst ein einheitliches Parlament, sie haben längst ein einheitliches mächtiges Frankreich, es ist also in Frankreich die Nationalität vollständig befriedigt, und dennoch steht dort der Krater der Revolution noch weitklaffend offen. Nein! Dieser Schaden sitzt tiefer und kann nur von innen heraus geheilt werden. Concession, Reaction und Befriedigung Deutscher Nationalität ist alles gut an seinem Orte, aber die Revolution schließt man damit nicht. Die Revolution in Europa schließt nur das Christenthum und der christliche Staat und die christliche Schule.

(Bravo rechts!)

Darum bitte ich Sie, die Verfassung in diesem Punkte zu verbessern; stellen Sie das Band wieder her zwischen Staat und Kirche, zwischen Kirche und Schule. Es ist dies das glorreichste Werk, was Sie in dieser Sitzung vollbringen können, und der Segen der spätesten Geschlechter wird Sie dafür lohnen.

(Bravo rechts!)

(Aus dem stenogr. Bericht.)

Nachrichten.

Königsberg in Preußen.

Die denkwürdigen Tage des August waren wiedergekehrt, an welchen im vorigen Jahre die erste evangelische Conferenz in unsern Mauern tagte, jene Tage, wo der böse Feind sich mitten in unser Lager geschlungen und die friedliche Versammlung zum Schauplatz eines geräuschvollen Principienkampfes gemacht hatte. Mit Dank gegen Gott mußten wir es damals aussprechen, daß er uns den Sieg gegeben hatte, daß wir auf dem Plage ausgehalten und endlich doch, wenn auch unter vielfacher trauriger Beschränkung unser Werk vollendet hatten. Daß es ein wirklicher Sieg war, hat die Folge gelehrt. Die damalige Linke versuchte es mit einer Controvers-Versammlung; die schwankenden Geistlichen der Mitte unterlagen auf derselben dem freigeimündlichen Radikalismus, zogen sich geschlagen zurück, und das ganze mit vielem Geräusch begonnene Werk jener Versammlung zerfiel in Nichts. Vergebens wies Rupp in seinem „*Preussischen Volksboten*“ auf die Negsamkeit unserer Partei, und tadelte bitter die Unthätigkeit der Reinen, der gegenüber wir uns sogar sein Lob gefallen lassen mußten. Jenes Werk, das nur die Opposition hervorgerufen hatte, blieb todt geboren. Inzwischen war von unserer Seite der evangelische Verein gestiftet, und hielt seine

regelmäßige Versammlungen, von denen wir fortlaufend Rechenschaft gegeben haben. Die Theilnahme an seinen Petitionen steigerte sich immer mehr und mehr, so daß die gegen Art. 11 der Verfassung gerichtete mit über 12000 Unterschriften (darunter mehr als 100 Geistliche) nach Berlin abgegangen ist. Die Zahl der Vereins-Mitglieder vergrößerte sich auch mehr und mehr, so daß ihrer in der Provinz zerstreut gegen 500 wurden, ungerechnet den Litthauer Zweigverein, der 35652 Mitglieder zählt und darunter 8000 Hausväter. So konnte das Comité denn voll fröhlichen Vertrauens auf die göttliche Hilfe die erste General-Versammlung des Vereins auf dieselben Tage ausschreiben, in welchen die evangelische Konferenz im vorigen Jahre beisammen gewesen war.

Am 22. wurde dieselbe denn auch, Nachmittags halb 4 Uhr, in der Tragheimischen Kirche eröffnet. Die in der Provinz an vielen Orten heftig aufgetretene Cholera und die verspätete Ernte hatten leider Viele zurückgehalten; auch wissen wir ja, daß allgemein der Aufregung des vorigen Jahres eine gefährliche Erschlaffung, selbst bei den Wohlgesinnten, gefolgt ist, welche die scheinbar günstigeren Zeitumstände befördern. Doch waren noch immer über 20 Geistliche aus der Provinz anwesend, auch schlichte Landleute, darunter etwa 30 unserer theuren Litthauischen Brüder. Die Gesamtzahl der Anwesenden mochte 130 betragen. Die Verhandlungen trugen durchweg einen friedlichen, fast feierlichen Charakter, mit Gebet und Gesang wurden sie eröffnet und geschlossen, und so verschiedene Ansichten sich auch über die in Frage stehenden Punkte aussprachen, so fanden alle sich doch auf dem Einen gemeinsamen Glaubensgrunde bald wieder zusammen. Nach einem Berichte des Vorsitzenden, Prof. Dr. Weiß, über das verfloffene Vereinsjahr ging man zur ersten Proposition über, welche die Civilehe betraf. Sie lautete: „Ist die Civilehe wirklich für ein Bedürfnis und Wunsch der evangelischen Gemeinden zu halten? Und wie sind im Falle der Einführung die dabei zu besorgenden nachtheiligen Einwirkungen zu beseitigen?“ Zunächst wurde der Gegenstand selbst von einigen anwesenden Professoren sehr gründlich erläutert; specielle Mittheilungen aus den Erfahrungen der Rheinlande mußten den Mangel eigener Erfahrung in diesem Punkte ersetzen. Im Ganzen war die Stimmung der Versammlung natürlich dem ungünstlichen Instincte abgeneigt, welches nun doch Bedeutung und Ansehen der kirchlichen Trauung usurpiren will. Einmüthig erklärte sich die Versammlung dahin, „in den evangelischen Gemeinden der biltlichen Provinzen sey kein Wunsch und Bedürfnis nach der Civilehe laut geworden, ja, im Falle der unbeschränkten Einführung der Civilehe werde eine falsche profane Ansicht vom Ehebunde selbst, so wie eine leichtfertige Behandlung desselben in Schließung und Lösung der Ehe, zum Schaden der Sittlichkeit überhaupt, der Kindererziehung und des ganzen gesellschaftlichen Lebens die traurige Folge seyn.“ Allein eine andere Frage war, ob für den factisch entlichenden Theil unserer Christenheit, so wie für die undriftlichen Setten, Juden u. dergl. nicht die Einführung der Civilehe nothwendig geworden sey. Hier spalteten sich nun die Ansichten. Die Einen sahen in ihrer Einführung gerade eine Befreiung der Kirche, die dann, eine tüchtige Kirchenzucht vorausgesetzt, ihr eigenes auf Christi Wort gegründetes Eherecht mit aller Strenge durchführen könne; die anderen verlangten die kirchliche Trauung, nach wie vor, als staatliches Gesetz; die Civilehe selbst sey dann etwas für die Kirche gleichgültiges, worüber der Staat entscheiden möge, wie er wolle. Nach sehr gründlicher Erörterung der entgegenstehenden Ansichten einigte man sich über eine Petition, welche den betreffenden Art. 16 dahin geändert verlangt, daß er fortan lauten soll:

„Die bürgerliche Gültigkeit der Ehe wird durch den Abschluß vor

dem dazu beauftragten Civilstands-Beamten bedingt. Bei denjenigen Religions-Gesellschaften aber, welchen der Staat Corporationsrechte verliehen hat (Verf.-Urk. Art. 11. 29) tritt die civilrechtliche Wirkung der Ehe dann ein, wenn nach vorangegangenen bürgerlichen Aufgebot und dessen Bescheinigung durch den Civilstands-Beamten, die Brautleute kirchlich getraut worden sind. Die Eintragung solcher Ehen in die Civilregister erfolgt auf Grund eines Copulationscheins der betreffenden Religionsgesellschaft.“ *)

Am zweiten Tage Vormittags erörterte zunächst C.-R. Lehnerdt das Verhältniß unseres Vereins zum Wittenberger Kirchenbunde und, da man Glaubensgrund und Zweck bald als übereinstimmend erkannte, so ward dem nach Wittenberg reisenden Vorsitzenden ein Gruß an den Kirchentag von unserer Versammlung mitgegeben. Sodann sprach ein jüngeres Mitglied des Vereins warme, anregende Worte für das heilige Werk der inneren Mission. Der Redner schilderte die Noth der Kirche und zeigte, wo allein Hilfe zu finden sey. Die specielleren Freunde dieses Werkes wurden zu einer Separatversammlung eingeladen. Die Konferenz selbst kam zur Verfassungsfrage. Es frug sich: „Auf welchem Wege dürfte die Organisation der, wie wir voraussetzen, durch die Umstände gebotenen Presbyterien einschließlich der Diaconie in unseren Gemeinden am zweckmäßigsten vor sich gehen?“ Die allgemeine Stimme, namentlich von Seiten der Litthauer, sprach sich dringend für die Nothwendigkeit der Presbyterien aus. Allein auch besorgliche Stimmen wurden laut; dies führte auf den Wahlmodus, welcher sehr gründlich erörtert wurde. Das Verlangen nach einer die Kirche sichernden Beschränkung der freien Wahl war allgemein und verschiedene Arten derselben wurden in Vorschlag gebracht. Auch darüber stritt man, ob eine Presbyterialordnung von oben her gegeben werden oder sich aus den Gemeinden selbst herausbilden solle. Endlich einigte man sich in folgenden Sätzen: „1. Wir wiederholen, wie uns nothwendig scheint, daß die jetzigen Kirchenvorstände zu Presbyterien erweitert und damit die Grundlage für die künftige verfassungsgebende Landes-Synode gewonnen werden müsse; 2. wir erkennen es jedoch als angemessen, daß die Einleitung hiezu Seitens der vorhandenen kirchlichen Behörden getroffen, und 3., daß es mit vorläufiger Herübernahme der bisherigen Kirchenvorstände wie nach dem Vorschlage derselben geschehe, dergestalt, daß unter den Vorgesetzten gewählt werden müsse. — Wir erklären endlich für wünschenswerth und ausführbar Seitens der Gemeinden selbst: a) daß diese Anordnung eine allgemeine und gründliche Verständigung der Gemeinde durch ihre Geistlichen, als die Diener am Worte, über Zweck und Aufgabe, Recht und Pflicht des Ältestenamtes vorangehe; und b) daß diese Anordnung selbst durch die sofortige Einführung von kirchlichen Aemternspiegern (Diaconen) vorbereitet werde.“ Der letzte Punkt wurde noch namentlich warm befürwortet, weil einerseits erst die rechten Presbyter vorgebildet würden, andererseits die innere Mission zur Gemeindefache gemacht werden könne.

(Schluß folgt.)

*) Bei der hohen Wichtigkeit der Bestimmungen der Verfassung über diesen Punkt wie über Verhältniß der Kirche zum Staat überhaupt und zur Schule, scheint es dringend nothwendig, daß die Kirche ihre Wünsche und Forderungen bei den Kammern lebendiger befürworte, als es bisher geschehen ist, zumal sie durchaus nicht genügend in denselben vertreten scheint. Möge die Mittheilung unserer Petitionen mit hiezu anregen. Aus Westphalen ist bereits das Comité des evangelischen Vereins um Mittheilung derselben angegangen, damit dortige Vereine ihre Maßnahmen danach richten können.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 24. Oktober.

N^o 85.

Thapsodien zu den Zeitereignissen.

4.

Wann wird doch dies Volk weise werden und lernen auf die Hände des Herrn schauen? Er hat sich vor ihm offenbart wie ein Feuer, dessen Glanz man aufgehen sieht über die Finsternisse, und die Finsternisse zerrannen, die Nebel sanken, und die Widerwärtigen wurden zu Schanden vor seiner herrlichen Macht. Der Herr hat Ehre eingelegt an denen, die seine Ehre schmäheten; die ihn verachteten, die hat er zur Verachtung gemacht; die da sagten: Wir selbst sind unsere Hülfe, was sollen wir Hülfe bei Gott suchen? siehe, die sind hilflos geworden, unsät und flüchtig. Sie stützten sich auf die Wogen des Sturmes, denn sie meinten: Wir sind seine Fürsten, wir haben ihn gerufen, wir bändigen ihn auch! Und dieselben Wogen haben sie zerschettert, derselbe Sturm hat sie verweht. Geflohen sind sie wie das Raubwild, wenn die Sonne aufgeht, und wie die Diebe, wenn es Tag wird. Erröthen müssen Alle, die mit ihnen schön thaten, beschämt stehen ihre Schmeichler; und ihre Häupter fliehen von einem Land in's andere, ihre Gewaltigen sind Ausgestoßene. Denn wie Spreu zerstäubt ist der Aufruhr im Westen, zu Scherben zerschmettert der Aufruhr im Osten, und Alle, die auf ihn hofften, lassen die Arme sinken und ihre Augen kriechen am Boden. Wer hat solches gethan und aus wessen Rath ist es gekommen? Ist's ein Werk der Waffen und ihres Feuers, oder der Hände des Kriegsvolks und seiner Rosse? Haben es die großen Heere vermocht, die Helden der Könige, die Krieger der Fürsten? Der Gott ihres Eides hat es gethan, hieweil sie an ihm hielten; der Herr Herr, bei dem sie Treue geschworen, hat sie erhöht zu Siegern. Denn durch ihn standen sie fest, wichen nicht, ehrten sie Zucht, hielten sie Gehorsam. Hohm und Schmach erduldeten sie von ihren Feinden, ihre Schänder spieen sie an, aber da wichen sie nicht aus ihren Reihen, rührten keine Waffe, rächten sich nicht. Dem Schmeicheln der Verführer wiesen sie den Rücken und der Überredung horchten sie nicht. Das hat der Herr an ihnen gethan, der Gott des Bundes, der Heilige des Eides. Darum hat er sie erhöht und werth gemacht, darum warfen sie zu Boden die Treulosen und Meineidigen, darum zerstreuten sie Alle, die den Bund gebrochen und die sich auflehnten und fraßen das Land.

Aber wann wird dies Volk weise werden und lernen auf die Hände des Herrn schauen? Vor seinen Augen ist es geschehen, daß die Weisen sind zu Narren worden, und die aller Welt rathen wollten, blieben ohne Rath. Als die Besten waren sie ausgewählt, als die Weisesten, als die Blüthe des Volks; sie kamen zusammen, saßen und redeten, von Weisheit der Schulen

triefen ihre Lippen; alle die Lande bebten vor ihnen, alle Gewaltigen fürchteten sich, die Fürsten wankten auf ihren Thronen, und die Könige fragten: Was will das werden? Da sie tagten in der Kirche des Herrn und ihn lästerten an heiliger Stätte, da sprachen sie: Wir sind die Herren kraft des Volkes, seine Hoheit ist unsere Hoheit, wir setzen Recht, Gränzen und Macht; was ist ein Königin, was ist ein Fürstlein? Aber der Herr, des sie spotteten, hat sie zu Spott, und der, des sie lachten, zu Gelächter gemacht. Sie wollten richten, und sind gerichtet worden; Mühlsteine wollten sie seyn, aber wie das Korn sind sie zerrieben. All' ihr Thun spottet ihrer selbst. Kühn griffen sie zu, eine Macht zu schaffen, und es ward eine Schwäche, Eintracht zu setzen, und es ward Zwietracht, Rechte zu gründen und verwirren die Lande mit Ungerechtigkeit. Sie schmiedeten eine Kaiserkrone, und es ward daraus eine Thorenkappe für ihr eigenes Haupt, und da sie schmiedeten, zerschlug sie ihr eigener Hammer. Ja, der Herr verwirrte ihre Sprache, und mußten aufhören den Thurm zu bauen; denn sie hatten es nicht, es hinauszuführen, denn der Herr spricht: Ohne mich vermöget ihr nichts. Darum wurden sie zerstreut von ihren Söhnen, wie ein Vögelsschwarm flogen sie davon, und wo sich ihr Überrest niederließ, da ward er zu Schanden und zu nichts. Durch wen ist solches Alles geschehn, und in wessen Rathe war es versiegelt? Wer half den Mächtigen von denen, die sie übermochten, und dem Volke von denen, die es verführten? Half den Königen ihre große Macht, oder den Völkern ihre große Einsicht? Der Herr hat es gethan um seinetwillen, um seine Ehre an seinen Feinden zu rächen. Denn Er war über ihnen, da sie ihn verwarfen, und seine Rechte faßte sie, da sie ihn lästerten, und hat sie aufgejagt wie Staub, ihre Ärgsten ausgeschüttet wie Unrath und Niemand achtet ihrer.

Aber wann wird das Volk weise werden und lernen auf die Hände des Herrn schauen? Einmal und zweimal hat der Herr geholfen, und zum drittenmal ist seine Hülfe nicht aus, daß er sehe, ob sie sich bekehren, ob er ihr Gericht noch verschieben könne. Weil sie ihn verlassen und von dem Heiligen gewichen, weil sie den Lügenpredigern zuliefen und beteten an vor den Götzen ihres Hirns, die sie selber gemacht aus ihren Gedanken, und davon sie sprachen: Das ist mein Gott! weil sie nicht hören wollten das Geheiß des Offenbarten und nicht glauben das Evangelium seines Eingeborenen, sondern verwüßten sein Haus, vergaßen seines Heiligthums, bauten auf Fleisch: darum sandte der Herr seinen Boten, und schlug das Land mit Theurung, Mißwachs und Dürre; und es geschah auf Deutscher Erde, daß sich Menschen begehrt zu sättigen mit dem Grase des Feldes, mit den Halmen, die das Vieh frist, und kamen

um vor Hunger. Waren sie die Sünder allein, oder waren sie schuldig vor Anderen? Nein, sondern daß sie ein Zeichen wären und lehrten das Volk auf den Herrn merken. Die es hörten, schauerten, die es sahen, entsetzten sich; aber auf des Herrn Hand sahen sie nicht, glaubten nicht und bekehrten sich nicht; auch nicht, da er wieder die Speicher füllte und Segen gab, daß sie nicht verschmachten. Darum sandte er den zweiten Boten, und schlug das Land mit Empörung, Aufruhr und Blutvergießen. Da zitterten die Starken, die Säulen sanken, alle Steine fielen, als wären sie nie gemauert und nie mit Mörtel gebunden. Er riß hindurch wie ein Löwe und schüttelte all unsere Gebeine. Aber der Herr wandte sich und sahe sein Volk an, und zerstreute die Rottengeister und richtete die Thorheit ihrer Weisen, daß er sähe, ob sie ihn verstünden, ob sie sich bekehrten, daß er ihnen hülfte. Aber auf des Herrn Hand sahen sie nicht, glaubten nicht und bekehrten sich nicht. Darum sandte er den dritten Boten, der dem zweiten auf die Fersen träte, siehe, böse Seuche und Pestilenz, Pfeile, die des Nachts flogen und im Mittage hinstrecken; ob sie deß gedächten, der vom Leben fordert, sich besännen auf den, der auch die Todten richtet. Auch noch ist seine Gnade nicht aus, und seine Hülfte will der Plage wehren. Noch will er eine Gnadenstunde geben, eine Zeit der Erquickung, ob man ihn höre.

Ja die Morgenröthe wollt ihr wohl haben, aber nicht umkehren zum Gesetz und zum Zeugniß. Noch lastet auf dem Lande die Weisheit der Weisen, die zu Narren geworden, das neue Recht der Ungerechten, die Gottes Recht verachten; und hier sitzt man zu Rath und dort faßt man Beschlüsse, und buhlt mit der Weisheit des Aufruhrs und mit dem Recht, das sie gestern erfanden, das aus dem Fleische geboren ist und deß Vater ist der Fürst dieser Welt. Was Gott zu Thorheit hat gemacht, dazu ruft ihr noch: o Weisheit! und zertretet alle Gebote Gottes. — Ist ein Volk nicht Ein Leib, das Volk eines Landes nicht Ein Geist, dem Gott hat Glieder gesetzt für's Ganze, Haupt und Augen, Zunge und Hände? Zu ihm hat der Allerhöchste gesagt: Ich bin der Herr dein Gott, du sollst keine anderen Götter haben vor mir! Soll denn das Haupt nicht des Herrn seyn, sollen die Augen nicht zu Ihm sich erheben, Ihm die Zunge nicht Ehre bieten, die Hände nicht seine Werke thun? Aber ihr wißt es nicht, versteht es auch nicht; wollet den nicht mehr kennen, der euch gemacht hat, der durch sein Blut dich, o Volk, erlöset hat. Zu Gliedmaßen willst du die sehen die Abtrünnigen, zu Augen und Händen, die der Herr verworfen, die sich Gözen brüten aus ihrem Hirn und die da spotten: Sollte auch Gott Mensch werden? Also verwirfst du das erste Gebot, in welchem hangen alle Gottes Gebote. Darum mißbrauchst du den Namen Gottes, machst Eide wie es dir gefällt, darum wird entheiligt der Tag des Herrn und dein Gesetz kann ihn nicht mehr umzäunen; der Voreltern Stiftungen lösest und zerstreust du, ehrest weder deine Väter noch deine Mütter; des Mörders Leben aber sprichtst du heilig und die Blutmenschen entziehst du Gottes Gericht; das Heiligthum der Ehe wirfst du auf den Markt, des Diebes

Schlupfwinkel machst du sicher; darum reizest du jedes Gelüsten auf, wie ein Krebs frisst freches Begehren um sich. Um deswillen wird der Herr, der eifrige Gott, deine Missethat heimsuchen über deine Kinder, in's dritte und vierte Glied, die Ihn hassen; und wird deinen Leib machen wie Staub und deinen Geist wie Sandhaufen; es sey denn, daß du seine Gnadenstunde erkennest, und dich zu ihm bekehrst, ehe sie abläuft.

Ein Weg des Endes ist es, den dies Volk geht, ein Pfad des Ausganges der Gerichte Gottes. Denn es wird ja wahr werden sein Wort, und was Er geredet durch seine Propheten. Sein Volk, das er erwählte, hat er verworfen, Israel, seinen Erstgeborenen, stieß er aus unter die Heiden, weil sie den, der sie erwählt hatte, verwarfen, den Herrn, der sie gezeugt, ausgestoßen. Da ist das Heil zu den Heiden gekommen, und der Herr hat uns erkannt, daß wir ihn erkannten; da wurden aus Abraham die Völker gesegnet, und die Heiden gepflanzt an die ewigen Wasser. Aber wer find wir und unsere Väter, daß wir deß uns gerühmt wider den Herrn? Hat er die Heiden gerecht gemacht, daß sie sein Gesetz brächen, und sich ihrer erbarmt, daß sie sich über ihn erhoben? Darum wird er sie zerbrechen wie einen Topf, wenn er sie erzürnet an ihrer Sünde; denn sie werden mit der Sünde Israels sündigen, und den Herrn verwerfen und wider ihn lästern, auf daß der Heiden Zeit erfüllt werde, und sich kein Fleisch rühme vor Ihm. Da werden sie abfallen von dem Baume des Lebens, wie die Blätter im Herbst fallen; wie sie zur Erde fallen, verweht sie der Wind, und wo sie liegen bleiben, frisst sie die Fäule. Denn sein Wort wird er ihnen nehmen, weil sie nicht daran glauben, und sein Gesetz, weil sie ihm nicht gehorchen. Dann wird ihr Arm ihr Recht seyn, und des Fleisches Gelüst ihr Gesetz; und um des Goldes willen wird das Eisen erschlagen, um des Landes willen, das Holz das darauf gewachsen. Da werden die Häupter der Könige fallen, Fürsten werden betteln und Niemand gibt ihnen; aber Blutmenschen werden die Geißeln schwingen, Prediger der Bosheit, Priester des Fleisches, die da zusaugen dem Sohne der Lüge, auf Schultern tragen den Fürsten des Widersprechens. Dann wird der Gräuel überhand nehmen, alle Heiden wird ihre Sünde freffen, bis Er sie schlägt mit dem Stab seines Mundes und die Hölle verschlingt sie, die Zauchenden mit den Heulenden.

Aber wer glaubt's, daß solches bevorsteht, daß es herzustiehet wie ein Strom, den Niemand hält? Der Herr hält ihn auf, er dämmt ihn mit großem Damm, wenn das Volk die Gnadenstunde erkennt und sich läßt helfen zur Zeit der Erquickung. Denn auch gegen die Abtrünnigen brennt seine Liebe noch, und er sucht die Verirrten mit großer Barmherzigkeit. Darum ruft er noch, ob ihr ihm antwortet, darum redet er noch, ob ihr ihn höret; darum will er speisen und heilen und Friede bieten, ob ihr euch von ihm wollet bauen lassen, ob er noch ertliche Geschlechter erretten könne und aufhalten den siedenden Strom des Verderbens. Fraget ihr aber: was sollen wir thun? Dies sollt ihr thun und nicht lassen: Nehmet die Last der Ungerechtigkeit vom Lande, richtet wieder auf das Gesetz des Herrn!

Lasset sein Gebot laut werden, daß es schalle über die Höhen und in die tiefen Thäler, daß es erfülle den Mund alles Volkes, und werde eine Macht der Geringen und ein Scepter der Wenigen. Zeiget allem Volk seine Übertretung, thut ihm kund das Ende, das es sich bereitet. Wer ein Wort des Herrn hat, der schweige nicht; säet, streuet aus, werdet nicht müde Thut von euch, die da hinken zwischen Gottes und des Fleischnes Gesetz, die da schön thun mit dem neuen Recht wider das alte Recht unseres Gottes, das in Ihm war, eh' er die Erde gründete, daran Er sich geheiligt von Anbeginn. Das auch bleiben wird, ob es Niemand höre, und richten wird alle Widersirebenden. Wohlan, wer groß ist, werde klein vor dem Herrn, und wer klein ist, werde groß in der Macht des Heiligen. Scheuet nicht Schmach und Verspottung, lasset euch anspeien und kleibt sanftmüthig, denn dadurch sieget ihr wie die Helden, und überwindet den Feind und den Rachgierigen. Sammelt dem Herrn sein Volk, und die ihm ferne sind, ladet herzu. Traget sein Licht in die Höhlen und Winkel, sein Wort zu den Verschllossenen und Verlassenen. Rufet laut, schonet nicht, daß es werde eine Erweckung der Schlafenden, eine Belebung der Erstorbenen, eine Rückkehr der Verirrten und eine Fessel der Verstockten, daß des Herrn Gesetz im Volke ein Brand werde, sein Gehorsam im Lande ein groß Feuer und fresse die neue Weisheit des Fleisches und verzehre die Last der Ungerechtigkeit vor Gott. Der Herr gibt Zeit einmal und zweimal, und zum dritten Mal rollen seine Gerichte.

Ach, daß das Volk seine Stunde erkennete und hören wollte, da der Herr noch redet! Aber da sie Buße thun sollten und in ihr Herz graben, und sich demüthigen und umkehren, da tragen sie den alten Berg zu den neuen Kohlen, decken mit Rohr den Abgrund, dem sie kaum entronnen; sagen zu jenem: es wird ja nicht brennen, und zu diesem: es wird nicht brechen. Aber wenn die Stunde abgelaufen, wird der Athem des Herrn dreinschlagen und wird eine Gluth machen, und wer dem Feuer entflieht, den wird das Rohr nicht tragen, und wer dem Abgrunde entrinnt, den wird das Feuer verzehren; denn es ist keine Rettung ohne bei dem Herrn. Ist denn kein Deutsches Land, das dem Herr die Ehre gäbe, und kein Landesfürst, der sein Volk Ihm heiligte? Nennen sie Alle vorwärts den Weg des Endes und den Pfad des Ausgangs der Gerichte Gottes? Die Staaten bauen sie zu einer Hütte der Feinde Gottes, verfassen die Reiche und setzen Recht, als ob der Lebendige sich nie offenbart und der Herr Herr nie sein Gesetz verkündigt. Die Stimmen zählen sie wider den Allerhöchsten und rechnen die Köpfe gegen den Allmächtigen. Sollte auch ein solcher Bau bestehn, und solch ein Reich vor dem Herrn bleiben? Darum wird er ihre Großen entzweien, und das Schwert wird ihre Pfeiler zerhauen, und Er wird sie züchtigen mit neuem Jammer, daß er sehe, ob sie sich bekehren. Es sey denn, daß sie vorher umwenden und abwerfen die Last der Ungerechtigkeit. — Sondern sollten sie Kirche, weltlich Reich, aber ihr reißet sie auseinander. Und ob ihr sie auseinanderreißet, Gott, der einig ist, bände sie dennoch; aber ihr reißet die Reiche von Gott und ihre Ordnungen von

Gottes Gesetze. Der Allmächtige aber ist sein Gesetz, und der Allgerechte lebt in seinen Geboten. Soll der Schöpfer sich verwerfen lassen von seinem Geschöpf, der die Sterne zählet, von dem Menschenvolke? Ja, er wird dreinfahren, daß ihr heulet. Das Recht, das ihr brechet, wird euch zerbrechen, und das Gesetz, das ihr übertretet, wird euch zertreten; denn der Herr ist's. — Auch die Unmündigen wollt ihr wegreißen von den Brüsten der Kirche, daß sie nicht saugen die Milch des Lebens. Die Nährstätt der Seelen verkauft ihr dem Staate, der seinen Herrn verräth und seinen Heiland verläugnet. Darum werden sie eure Richter werden, euch verdammen und sündigen, und der Staat, der sie die Seinen nannte, wird zertrümmert werden von ihren Händen. Das Geschlecht, das noch lebt, wird es sehen, und vor seinen Augen wird es erfüllt werden. Denn der Herr ist's, dem ihr die Seinen nehmt, dem ihr raubt, die er mit seinem Blute erkaufte hat. Darum wird er euch wegreißen von eurem Hause, wie ihr wegrißet von seinem Hause, und müßet ein Raub werden eurer eigenen Kinder, wie ihr ihn seiner Kinder beraubet. Es sey denn, daß ihr vorher umwendet und abwerft die Last der Ungerechtigkeit.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Königsberg in Preußen.

(Schluß.)

Am Nachmittage blieb nur noch Zeit zu einer der übrigen Propositionen, welche die Patronats- und die Schulfrage betrafen. Man wählte die Schulfrage. Es handelte sich darum: „Soll und darf die Evangelische Kirche sich zufrieden erklären mit der durch Art. 21. der Verfassungsurkunde bestimmten Beschränkung ihrer Beziehung zur Volksschule auf den Religionsunterricht?“ Nach einer schlagenden Motivirung des für diese Frage bestimmten Referenten stimmten Alle ein in seine entschieden vernelnende Antwort. Das Comité ward beauftragt, eine Petition auszuarbeiten, welche diese Ansicht verträte. Dieselbe ist ebenfalls bereits nach Berlin abgegangen und lautet:

Bei der am 22. und 23. d. M. hieselbst stattgefundenen General-Conferenz des „evangelischen Vereins“ — welcher beiläufig 8198 ordentliche Mitglieder unserer Provinz zählt, — ist unter Anderen die Bestimmung des Art. 21. der Verfassungsurkunde:

„den religiösen Unterricht in der Volksschule besorgen und überwachen die betreffenden Religionsgesellschaften,“ ein Gegenstand der Verhandlung gewesen. Die Conferenz hatte sich bereits im vorigen Jahre dahin erklärt:

daß, da wir Evangelischen auch evangelischer Schulen, d. i. solcher Schulen bedürfen, in welchen das Evangelium nicht allein gelehrt, sondern auch Alles von den Grundsätzen und dem Geiste des Evangeliums durchdrungen und beherrscht werde, wir weder unsere bisherigen Schulen selbst, noch die Beaufsichtigung derselben Seitens der Kirche aufgeben können und wollen.

Diesem Grundsatze gemäß hat sie nicht vermocht, in dem durch den Art. 21. der Kirche gewordenen Zugeständnisse das Recht der Kirche und das Wohl der Schule gewahrt zu sehen.

Sie ging von dem unbefristeten Gedanken aus, daß Religion nicht Lehre allein, sondern Leben ist, daß also auch die Kirche zur Pflanzung

der Religion nicht des Religionsunterrichtes allein, sondern vornehmlich der religiösen Erziehung und Zucht, also der Autorität bedarf, die bei irgendwie beschränkter oder getheilter Schulaufsicht nothwendig leiden oder verloren gehen müßte.

Sie mußte ferner anerkennen, daß der Religionsunterricht in der Volksschule bei der ihm nunmehr zugedachten Isolirung nothwendig selbst insofern leiden würde, als derselbe dadurch aus seiner principiellen, das Ganze der Schule tragenden, belebenden und bedingenden Stellung in eine neben- und untergeordnete zurückgedrückt würde, welche eben so sehr seiner Bedeutung für unsere dormalige Volksschule widerspricht, als sie der Wirksamkeit derselben Eintrag thut.

Sie mußte sich endlich sagen, daß durch die Beschränkung der Kirche aus dem bloßen Religionsunterricht diese nur zu leicht in die Lage gesetzt werden könnte, daß ihr der Religionslehrer selbst in der Volksschule fehlen dürfte, wofür bei Berufung desselben möglicher Weise irgend welche andere, vielleicht unfkirchliche, wohl gar kirchenfeindliche Rücksichten mitwirkten, welchen die Kirche nach ihrer Befestigung von der Aufsicht der Schule einen Widerspruch entgegenzusetzen nicht vermöchte.

Aus diesen Gründen fand sich die Evangelische Kirche außer Stande, durch den bezeichneten Artikel das Interesse der Kirche an der Schule, und damit den Zweck der Volksschule selbst, der doch vornehmlich in der religiös-sittlichen Bildung und Erziehung des Volkes zu suchen ist, genugsam gewahrt zu sehen. Es erachtete dieselbe aus diesem Gesichtspunkte es für eine Lebensbedingung wie der Kirche, so der Schule, daß der Kirche neben der Beforgung des Religionsunterrichtes, unbeschadet der Obergewalt des Staates von seinem Standpunkte aus, die Beaufsichtigung der Volksschule verbleibe — gleichviel ob dieselbe durch den Geistlichen oder durch andere Organe, wenn dieselben nur kirchlich anerkannt seien, vollzogen werde.

Das unterzeichnete Comité, beauftragt, eine demgemäße Emendation des Art. 21. in Antrag zu stellen, erlaubt sich demnach, darauf so ergebenst, als dringend anzutragen,

daß Art. 21. das zweite Alinea in folgender Weise amendirt werde:

„Den religiösen Unterricht in der Volksschule besorgen und überwachen die betreffenden Religionsgesellschaften, welchen auch die Beaufsichtigung der Volksschulen durch geeignete, vom Staate anerkannte Organe verbleibt.“

Das Comité des evangelischen Vereins.

Weiß. Lehnerdt. Jakobson.

Noch ein Werk brüderlicher Liebe hatte die Conferenz zu verrichten. Ein schlichter Landmann aus Litthauen, Schullehrer Kely, trat auf, der im Namen vieler Tausende seiner Landsleute hergesandt war, dem Vereine die Noth des borigen Volkes zu klagen. Wir haben schon früher von dieser Noth berichtet; heute handelte es sich besonders darum, daß der Lutherische Katechismus und „die Ordnung des Heils“ von Rumbach, wonach sie und ihre Väter unterrichtet sind, auch ihren Kindern möge erhalten bleiben. Als er in schlichter, aber voll heiligen Eifers flammender Rede klagte, wie ihnen dies theuerste Kleinod, die reine Lehre, trotz den wiederholtesten Bitten und Zusagen von Seiten der Behörde, genommen und verkümmert werde, als unter seinen anwesenden Landleuten kein Auge trocken blieb, wie sie von ihrer heiligsten Angelegenheit reden hörten, da wurden alle Anwesenden tief ergriffen und man beschloß einmüthig, von Seiten des Vereins diese Sache beim

Consistorium, so wie bei der evangelischen Abtheilung dringend zu befürworten. Den Litthauern war diese Theilnahme schon ein gewaltiger Trost, man sah's ihren leuchtenden Augen an; und sie haben nachher erklärt, welch große Last von Mißtrauen diese Stunden von ihrer Seele genommen, und wie sie die immer versüßlicheren Gedanken an Erparation nun völlig verschleucht hätten. — Die Vereinsangelegenheiten betreffend, wurden noch besondere Statuten, die nur das bisher schon faktisch Gehandhabte festsetzen, angenommen und zur Bildung von Zweigvereinen angeregt. Ein solcher war bereits am Tage vorher für Nestangen gestiftet. Auch wurde ein neues Comité gewählt und die Wahlen fielen mit großer Einstimmigkeit auf Pf. Dr. Weiß, C.-R. Dr. Lehnerdt und Prof. Jakobson.

Am Abende traten in dem traulichen Betsaale der Brüdergemeinde noch die speciellen Freunde der inneren Mission zusammen. Was bisher vereinzelt in Stadt und Provinz getrieben war, sollte gesammelt und organisiert werden. Demnach wurde ein Central-Comité erwählt unter dem Vorstande des Schutaths Giesbrecht, das sofort die ganze Provinz für diese Sache anregen und sich durch Agenten mit ihr in Verbindung setzen soll. Dasselbe hat bereits die Statuten für den Centralverein ausgearbeitet, welche hinsichtlich des Zwecks sich eng an den Central-Ausschuß, hinsichtlich des Bekenntnißgrundes sich an den evangelischen Verein anschließen. Auch ist bereits ein Aufruf für das Werk der inneren Mission erlassen, der an alle Geistlichen und viele der Kirche befreundete Laien gesandt werden soll.

Aus dem sonstigen kirchlichen Leben unserer Provinz ist wenig zu berichten. Am 3. Juli hat der interimistische Ober-Präsident, Minister Flottwell, ein Schreiben an sämtliche Superintendenden gerichtet, worin zur freiwilligen Übernahme der Besteuerung Seitens der Geistlichen und Schullehrer aufgefodert wird. Es ist jedenfalls sehr auffällig, daß „der Präsident des Consistoriums“ einen so bedeutenden Schritt allein und ohne Mitwirkung des Consistoriums thut, und man erklärt sich dies dadurch, daß das letztere seine Zustimmung zu einem solchen Schritte verweigert hat. Das „Neue Evang. Gemeindeblatt“ bekämpft sehr energisch die Ansicht, daß in der bisherigen Steuerbefreiung eine hierarchische Standesbevorrechtung liege, und erklärt sich daher gegen jede freiwillige Übernahme. Doch sollen viele Geistliche und Schullehrer sich zu derselben bereit erklärt haben. — Im Kirchspiel Neumarkt ist bereits eine vollständig organisierte kirchliche Armenpflege eingerichtet. Auch ist im Oberlande ein Verein von Geistlichen für die innere Mission zusammengetreten. — Vor einiger Zeit berichteten wir von der Amtssuspension des Pf. Wessel. Durch das Dazwischentreten des neuen Gesetzes vom 3. Januar erlitt die Untersuchung einen sehr großen Aufschub und endlich erklärte der Staatsanwalt, daß die Lage der Sache durch neuerdings vernommene Zeugen zu Wessel's Vortheil geändert sey, jedenfalls aber die Schlußbestimmung über die Verurteilung Wessel's in den Anklagezustand nach dem neuen Verfahren in nächster Zukunft nicht zu erwarten sey. Das Consistorium beeile sich deshalb, die Amtssuspension aufzuheben. Aus dieser Aufhebung kann nicht auf eine Unrechtmäßigkeit der ersten Einleitung der Suspension und auf ein durch diese dem Pf. Wessel geschadenes Unrecht geschlossen werden, da sie lediglich eine Folge der in dem Criminalverfahren und namentlich in der Einleitungsart der Untersuchungen durch das Gesetz vom 3. Januar vorgenommenen wesentlichen Veränderungen ist.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 27. Oktober.

№ 86.

Thapsodien zu den Zeitereignissen.

(Schluß.)

Um mein Volk ist meinem Herzen wehe, daß es den Weg des Endes rennt; denn wir sind ja aus Einem Schoße gekommen, und die Verführten sammt den Verführern sind unser Fleisch. Und es ist ja zur Herrlichkeit von Ihm bereitet, zu seiner Ehre mit Gnaden geschmückt, daß in ihm sich sammle das Licht Gottes und von ihm aus scheine auf viele Völker. Wie wollte dich der Herr erhöhen, wie wollte er dich köstlich machen, mein Volk, daß du das Recht des Allerhöchsten kundthätest und sein Evangelium durch dich geprediget würdest; daß du sein Schmuck wärest unter den Völkern, ein priesterlich Kleinod auf seiner Rechten! Er hat dich gesucht, wie man ein einzig Kind sucht, er hat sich dein angenommen wie eines Geliebten, aber er wird dich von sich schleudern wie eine Katter von der Hand, wenn du deinen Abfall vollendest und deinen Beruf zu nichte machst. Den Predigern des Fleisches glaubst du, den Propheten des Antichrists, und Gottes Wort verlachst du, spottest sein. Was sind dir seine Verheißungen? und seine Drohungen sind dir lächerlich. Aber mitten in deinem Lachen werden sie dir in's Angesicht fahren und alle deine Zähne zerschmettern. Ach daß du hungertest nach Gerechtigkeit, daß dich dürstete nach dem Born des Lebens! Aber du bist satt in deiner großen Weisheit und bis an den Hals voll Selbstgerechtigkeit. Auch sein eigen Haus muß der Herr sichten. Doch um mein Volk ist meinem Herzen wehe; des Herrn Haus wird ja wohl bleiben, und die Wonne aller derer an ihm, die seine Zukunft lieben; aber meinem Volke wird es genommen werden mit aller seiner Herrlichkeit. Es sey denn, daß es zuvor umwende, und abwerfe die Last der Ungerechtigkeit.

Höret aber, ihr Kinder Christi, die ihr gezeugt seyd aus dem Samen des Wortes, die ihr einfältiglich Glauben haltet und besprengt seyd mit dem Blute des großen Opfers: auf eure Schultern legt es der Herr, daß ihr ihm Boten seyd an euer Volk, daß ihr die Last der Ungerechtigkeit ergreift und sie durch euren Gehorsam zu Schanden macht. Ihr sollt seine Propheten, seine Prediger seyn, ein Licht auf dem Leuchter, eine Stadt auf dem Berge. Von euch will es der Herr fordern, so ihr stillschweiget, euer Richter, so ihr seht nicht zeuget. Denn darum ist der Geist des Zeugnisses bei euch und das Erbarmen über euch. Verzaget nicht, fürchtet euch nicht, daß ihr so gering seyd und euer so wenig. Hat der Herr nicht mit Wenigen die Welt überwunden, und große Königreiche mit Zwölfen? Meint ihr, daß er die Stimmen zähle, wie Menschen, oder daß vor ihm gelte die Zahl der Köpfe? Euch sendet

er, an euch liegt's, von euren Händen will er dies Volk fordern. Denn sein Heer seyd ihr und seine Reissigen wider dies Volk, daß ihr es besiegt durch das Wort, überwindet durch das Zeugniß, zurückbringet durch das Gesetz Gottes, wiedereinführt in das Haus der Gnade. Solche Bürde ist auf euren Nacken gelegt, aber der Herr trägt sie, wenn ihr treu seyd. Aber an dem Furchtsamen wird er's heimsuchen und an dem Trägen wird er's vergelten; denn Er ist mit euch. Gehet aus, sendet das Wort, daß es die Verirrten suche, die Verlorenen finde, dem Herrn sein Volk sammle, daß er sich noch einmal erbarmen könne, daß sein Herz voll Gnade ist. Er will ja helfen, wer sich nur will helfen lassen. Aber die sich selbst helfen wollen, sind untergegangen in ihrer Thorheit. Auf denn, bauet und rastet nicht, traget herzu und eifert am Werke! Denn zu einem Neuen hat euch der Herr berufen, zu Anderem als in den vorigen Tagen. Das hat Er kundgethan in seinen Gerichten, und ihr habt sie gesehen mit euren Augen. Oder ist solches geschehn in den vorigen Zeiten, in allen Jahren unserer Väter, daß dies Volk sich empört wider Gott den Herrn, und sein Gesetz gestellt wider Gottes Gesetze? Aber wenn es fortrent den Weg des Endes, ohne Zeugniß und ohne Warnung, ohne die Hülfe, die der Herr in euren Mund legt, so wird er von euch ihre Seelen fordern.

Noch ist eine Rettung da für das Volk, und ein offenes Thor zur Rückkehr. Ach daß es sich das Gericht sparen wollte, und hinausrücken den Tag des Endes! Die Stunde wird es freilich dennoch ergreifen und seine Zeit wird erfüllt werden, da der Allmächtige es hingibt um seine Sünde und verstockt um seiner Ungerechtigkeit willen; und wenn sie ihn verworfen haben, wird er sie verwerfen, sie zerreißen, als wären sie nie ein Volk gewesen. Da wird der König des Lästerns groß werden und über sie fahren mit Sengen und Würgen; wie siedende Wasser wird es über sie kommen und wie ein Meer wird ihr Jammer seyn. Fraget die Schrift, ob das nicht sein Weg ist? die Propheten, ob sie ein Anderes verkündet? — Aber seine Braut wird der Herr sammeln und sicher bergen in seiner Hütte. Freuet euch und seyd fröhlich, die der Herr würdigt, sein Zeugniß zu verkünden und ihn zu loben! Denn keins seiner Worte wird ausbleiben und keine Verheißung hinfallen. Auch seinen Erstgeborenen wird er heimsuchen, ihn abermals tragen, wie der Adler sein Junges. Und wenn er die Widerwärtigen zer schlagen und ausgetilgt seine Feinde auf Erden, hinausgethan Grauel und Lästerung, dann ist Er König allein, und seine Hütte bei den Menschen, und Erkenntniß des Herrn bedeckt die Erde, gleichwie die Wasser den Meeresgrund. Dann wirfst du, mein Volk, dich ihm bücken, aus deiner Auswahl dich vor ihm er-

neuern, wirft eine Saite sehn auf seiner Harfe, und dein Kleinod wird vor Vielen glänzen.

B.

B. St.

Cheangelegenheiten.

(Ein Nothschrei der Kirche über die Ungerechtigkeit des Staates.)

Eingedenk von Ezechiel 13, 5. und Jesaias 56, 10. bringe ich hier einen Gegenstand zur Sprache, der mir schwer auf dem Herzen liegt, nämlich daß der Preussische Staat seiner Evangelischen Kirche keine Hülfe mehr gewährt bei der Unterdrückung der sogenannten wilden Ehen, daß er eher sein Schwert für die Kirche in die Scheide steckt, als er das Kirchenregiment abgegeben hat, also einen verderblichen Zwischenzustand herbeiführt.

Ich sehe bei diesem Gegenstande ganz davon ab, ob es gut sey, Staat und Kirche zu trennen, ob die Civilehe mit christlichen Grundsätzen zu vereinen sey oder nicht; ich sehe davon ab, was nach Einführung der Civilehe etwa die Kirche zu thun habe, damit die bürgerliche Ehe ihren Gliedern eine christliche Ehe werde; ich will auch gar nicht in vielen Worten einen Nothschrei machen, oder mit vielen Gründen darthun, was es schade, wenn der Staat vor der Zeit die Kirche verläßt; sondern ich will nur Thatfachen berichten, weil aus ihnen von selbst der Nothschrei herauspringt, und bitte um Entschuldigung, wenn ich etwas weit auszuholen scheinen sollte.

Als ein Pfarrer in einem kleinen Orte hiesiger Gegend sein Amt antrat, fand er zwei, Jahre lang bestandene wilde Ehen vor. Die eine hob er dadurch auf, daß er beide theilhaftige Personen von ihrem sündlichen Leben überzeugte und sie dahin brachte, daß sie sich entschlossen, sich trauen zu lassen, was er ganz still in der Kirche that. Beide Leute kamen seit der Zeit in die Kirche und gingen zum Abendmahl. Der Tod hat sie getrennt. Das andere Paar ward polizeilich auseinandergebracht, was um so eher ging, als der Ortsvorsteher zugleich ihr Miethsherr war, und die Wohnung kündigte. Das Argerniß war von dieser Seite gehoben, obgleich späterhin die männliche Person ein anderes gab, indem sie sich an uneingesegneten Mädchen verging und deshalb gerichtlich bestraft ward. Sie hält sich auch jetzt noch fern von der Kirche, doch hegt sie keine Feindschaft gegen dieselbe. Die weibliche Person nährte sich seit der Zeit ehrlich mit ihren Kindern, und ist jetzt todt. Eine Reihe von Jahren ging vorüber, ohne daß sich wieder ein Konkubinat in dem Orte anspann; dagegen hatte der Pfarrer eine andere Sorge. Ein Ehemann lebte mit einer unverheiratheten Frauensperson, nach Aussage der Ortsbewohner, in einem verbotenen Umgang. Da der Ortspfarrer die Gemeindeglieder, welche nicht zum Abendmahl gehen, pflegt darauf aufmerksam zu machen, daß sie in Beichte und Abendmahl wichtige Heilmittel hätten, und Mancher so zu dem Entschluß kommt, den Tisch des Herrn nicht zu veräumen, dadurch sich auch eine gewisse Scham bei denen eingefunden hat, die nicht zum Abendmahl gehen, so trieb lehteres auch wohl obenbezeichnete Personen dazu, daß die unverehelichte sich und jenen verhehlchten Mann zum heiligen Abendmahl mel-

dete. Es fiel dem Geistlichen ein Stein auf das Herz, und er machte sich Lust, indem er der Person gradezu sagte, er zweifle, ob sie wohl daran thäte, jetzt zum Abendmahl zu gehen, es ginge das Gerücht im Orte, daß sie mit dem Manne in verbotenen Umgang lebe. Es entstand nun ein großer Ärger, aber beide Personen blieben vom heiligen Abendmahl zurück; und ungefähr fünf Monat darauf ward die Person entbunden, gestand dann auch ihr Unrecht, aber eine Bekehrung ist nicht erfolgt, obgleich der Geistliche auch mit dem Ehemann über Alles gesprochen hat. Tief beklagte er dabei, daß kein Gesetz im Preussischen der Kirche einen Beistand im Kampf gegen den offenbaren Ehebruch gewähre, und hielt dies für eine große Lücke in der Gesetzgebung. Es ist freilich von Beschränkungs- und Bestrafungsgesetzen wenig für das kirchliche Leben zu hoffen, aber sie bilden doch einige Gränzpfähle, die da, wo das Evangelium noch keine Gewalt gewinnen kann, nicht ganz zu verachten sind. Namentlich ist das so traurig, daß der ungebildete Mann wähnt, daß Alles, was nicht bestraft wird, kein Verbrechen, sondern etwas Erlaubtes, höchstens eine Schwachheit sey. Es bildet einen entsetzlichen Gegensatz, daß der kleinste Diebstahl bestraft wird, und ein Jahrzehende dauernder ehebrecherischer, offenkundiger Umgang, wovon sämtliche Schulkinder sprechen, als etwas Erlaubtes gebuldet wird. Es ist entsetzlich, wie nachtheilig dies auf junge Gemüther wirkt, zumal wenn sie von Eltern und Anverwandten solche Sachen nicht mit Abscheu, sondern scherzweise erwähnen hören.

Im Herbst 1847 schien sich wieder in demselben Orte eine wilde Ehe bilden zu wollen, doch kam die theilhaftige Mannsperson bald zu dem Geistlichen wegen des Aufgebots. Als Seelsorger hielt er es für seine Pflicht, beide Personen darauf aufmerksam zu machen, daß sie wohl überlegen möchten, ob sie wohl daran thäten, sich zu verheirathen, da die Braut eils bis zwölf Jahr älter wäre als der Bräutigam, besonders aber wies er die Braut darauf hin, ob nicht der Bräutigam mehr ihre Sachen, als sie selber begehre. Zugleich mußte er von dem Bräutigam, dem Gesetze gemäß, mehr Papiere als gewöhnlich verlangen, da er ein Ausländer war. Durch Mißverständnisse kamen ungenügende Papiere, es mußte mehrere Male in die Weite geschrieben werden, ja der Pfarrer schrieb zuletzt selbst in die Heimath des Bräutigams, um nur dem alleinigen Zusammensehn beider Personen die Weihe geben zu können. Trotz dem sah zuletzt der Bräutigam den Geistlichen als einen Behinderer seiner Ehe und seines Glückes an, und als endlich über das letzte Aufgebot die Märrpörung in Berlin hereingebrochen war, so erklärte er, er wolle von einem freigemeindlichen Geistlichen getraut werden. Er erhielt kein Dimissoriale von dem trauberechtigten Geistlichen, aber doch vollzog der freigemeindliche Geistliche die Trauung auf einem benachbarten Turnplaze, und erklärte, als ihm das Ungeheuerliche vorgehalten wurde, daß eine Zeit sey, in der die alten Gesetze nicht mehr so genau befolgt werden könnten. Er konnte allerdings nicht auf Christus, Matth. 5, 17. 20., verwiesen werden, da ihm die Bibel keine entscheidende Stimme hat. Der Ortsgeistliche zeigte aber dem Königl. Consistorium der Provinz die ungeheuerliche Trauung an, das Consistorium führte darüber Be-

schwerde bei dem Ober-Präsidium, aber dieses hat nichts gethan, auf keinerlei Weise die Evangelische Kirche geschützt. Die freigemeindlich getrauten Leute befanden sich, trotz dem daß sie sich ordentlich nährten, doch nicht behaglich in ihrem Wohnorte; sie haben sich nach Amerika aufgemacht, und ein unverbürgtes Gerücht sagt, daß der junge Mann seine alte Frau beim Einschiffen zurückgelassen und bloß ihre Sachen mit zu Schiffe gebracht habe.

So wie die gelungene Beseitigung von zwei lange bestandenen wilden Ehen der Heiligkeit der Ehe in dem Pfarrdorfe förderlich war, so schadete derselben dort gar sehr das Fortbestehen eines ehebrecherischen Umganges, was auch den Schulkindern offen vor Augen lag, so wie die komödienartige Trauung auf einem Turnplatz bei allen schwankenden Leuten. Dazu mochte auch noch mit beitragen, daß eine Wittve und eine lieberliche Person von dem Orte auswärts um diese Zeit verheirathet wurden, und, nach kurzem Aufenthalt bei ihren Männern, solche verließen und wieder an ihren früheren Wohnort zurückkehrten. Beide hatte der Geistliche vielfach, aber vergeblich, vor der Verheirathung gewarnt. Ehen so ist er vergeblich bemüht gewesen, sie zur Rückkehr zu ihren Männern zu bewegen. Die als Wittve Verheirathete ist wieder geschieden, und auf die andere wird der Berichterstatte noch später zurückkommen.

Es schien im Sommer 1848 so, als wäre im benannten Pfarrdorfe alle Hochachtung vor der Ehe in den Gemüthern derer verschwunden, die schon längst nicht mehr vor Gott sich gebunden fühlten. Dies zeigte sich im Spätherbst besonders bei einem Wittwer, der ohne Weiteres die Person, mit der er sich verheirathen wollte, zu sich nahm und angab, sie schliefe an einem anderen Ort und komme nur über Tages zu ihm. Aber die Schulkinder nannten sie schon ohne Weiteres die Mutter von den und den (nämlich ihren künftigen Stiefkindern), und hatten sich also schon daran gewöhnt, die Trauung als ein beiläufiges Werk anzusehen. Der Wittwer sah das auch so an, denn der Geistliche mußte ihn von Woche zu Woche treiben, daß er die Papiere zum Aufgebot beibrächte, und da er endlich dreimal aufgeboten war, so verschob er noch über drei Wochen die Trauung, bloß weil noch keine Zeit vorhanden gewesen wäre, von einem anderen Geistlichen, der auch das Paar aufgeboten, den sogenannten Bedigtheitschein beizuholen. — Ein anderer junger Mensch (doch nahe an dreißig Jahr alt) wollte in derselben Zeit in demselben Dorfe, indem er den Wagen, den er führte, vor der Thüre halten ließ, so gelegentlich das Aufgebot bestellen und meinte dabei, lange habe er nicht Zeit, indem die Pferde nicht lange stehen könnten, und wunderte sich höchlich, daß zum Aufgebot noch dies und das gehöre. Als er endlich getraut werden sollte, hatte er sich mit den Eltern entzweit und schob darum drei Wochen die Trauung auf. — Das sind alles herrliche Früchte der Märzerrungenschaften! Doch weiter!

Noch ehe der Pfarrer diese beiden ehesäumigen Paare getraut hatte, entdeckte er wieder eine schon ein Paar Monate bestehende wilde Ehe. Eine Wittve war völlig mit einem Manne zusammengezogen und die Hauseigentümer betrachteten sie wie Mann und Frau. Als der Geistliche dem unverbundenen Paare

erklärte, es sey wider alle göttliche und menschliche Ordnung, daß sie so zusammenlebten, so wunderten sie sich höchlich und meinten, sie stählen Keinem was, und sie könnten so weit besser fertig werden, ein Einzelner von ihnen könne die theure Miethe und Feuerung nicht bestreiten, und wenn sie Jedem das Seine gäben, so hätte sich Keiner um sie weiter zu bekümmern; es sehen jetzt andere Zeiten und die Trauung koste Geld, das hätten sie nicht. An das letztere schloß sich der Geistliche an und erklärte, die Trauung könne auch unentgeltlich vollzogen werden und fügte dann das Übrige hinzu, mehr Bürgerliches als Christliches, weil über ersteres er mehr Verständniß voraussetzen konnte als über letzteres. Endlich schien ein Licht am dunklen Himmel aufzugehen, der Geistliche versprach, wegen der Zeugnisse selbst zu schreiben und sie ohne Kosten herbeizuschaffen. Nachdem er seiner Meinung nach alle Zeugnisse herbeigeschafft hatte und das Aufgebot aufnehmen wollte, sagte er beiläufig zum Bräutigam: „Es versteht sich, daß ich Sie nicht als Junggesell aufbiete;“ worauf er denn (was dem Geistlichen ganz neu war) entgegnete: „Nein, ich habe ja schon eine Frau gehabt.“ Zu seinem Schrecken hört er nun, jener Mann sey in einem dreizehn Meilen entfernten Ort von seiner Frau geschieden und jene lebe dort mit zwei Kindern. Da gab es ein neues Schreiben, und der Geistliche ward um so bedenklicher, da es auch sein Grundsatz ist, leichtsinnig getrennte Eheleute nicht wieder zu trauen. Er verschaffte sich jetzt die Scheidungsgründe vom Gericht, und gerieth in Unruhe, da diese keine christlich scheidenden waren. Da er aber die Ehe so weit gefördert, und im Voraus sah, daß wenn er die Trauung verweigere, ohne Weiteres die wilde Ehe fortgesetzt werden würde, so begnügte er sich damit, daß er den Bräutigam aufforderte, es zu bereuen, daß er seine frühere Frau so schlecht behandelt, daß sie auf Scheidung gedrungen, und daß er ihm protokollarisch das Versprechen geben müsse, seine künftige Frau gut zu behandeln. Solches geschah. Überhaupt schien das Verfahren des Geistlichen einen guten Eindruck auf den Bräutigam zu machen. Die Braut dagegen drohte noch einige Tage vor der Trauung mit einer Trauung von einem freigemeindlichen Prediger, weil der Geistliche dem Bräutigam gerathen, sich in aller Stille trauen zu lassen, was so geschah. Beide scheinen jetzt bürgerlich friedlich zu leben; ob der Mann aber sich wirklich zum Herrn befehlen wird, ist dem Geistlichen noch zweifelhaft. Von der Frau hofft er nichts.

Als der Geistliche mit dem eben erwähnten Ehepaar verhandelte, so gab dieses unter Anderem zur Entschuldigung der wilden Ehe auch an, daß erst kürzlich Jemand aus einem anderen Orte dorthin gezogen sey, der schon mehrere Jahre mit einer weiblichen Person zusammen lebe und ein Kind mit ihr gezeugt habe. Der Pfarrer ging sogleich zu diesen Leuten, fand das Gesagte so, und hatte eine neue Arbeit. Der Mann sagte ihm, daß er eine Frau habe, welche nicht wolle von ihm geschieden seyn, aber auch nicht mit ihm zusammen leben. Bei näherer Erkundigung ergab sich, daß der Mann schon zweimal abschläglic vom Gericht wegen seiner Scheidung beschieden sey, daß also hier an eine Verwandlung der wilden Ehe in eine christliche Ehe nicht zu denken wäre, und der Geistliche beschloß nun, da von

Seiten des Hauseigenthümers auch weiter auf keinen Beistand zu rechnen war, sich an die bürgerliche Obrigkeit zu wenden und auf Trennung beider Personen anzutragen. Die sämmtlichen Verhandlungen mit den Personen selbst, und wie der Geistliche sie zu bestimmen suchte auseinander zu gehen, übergehe ich, auch daß er beschuldigt wurde, Urheber davon zu seyn, daß einmal die weibliche Person krank geworden, weil er sie zu scharf mit Ermahnungen angegriffen. Aber ein zwischenfälliges Ereigniß kann ich doch nicht verschweigen.

Als der Geistliche mitten in Unterhandlungen mit beiden eben erwähnten Leuten war, kam die oben erwähnte Person, welche ihrem Manne davongelaufen und noch nicht von ihm geschieden war, von einem anderen Manne nieder. Die Trauung hatte ihr ihr Geistlicher verweigert, weil sie vor derselben zu dem Bräutigam gezogen war, und zwar in derselben Zeit, als der von einer anderen Person verklagt ward, weil er sie geschwängert. Der Geistliche am Orte des Bräutigams hatte deshalb die Trauung vollzogen. Zu zwei unehelichen Kindern, die sie von verschiedenen Mannsleuten vor der Trauung gehabt hatte, kam jetzt ein drittes, wieder von einer anderen Mannsperson. Als der Geistliche den Gebatterzettel zur Taufe dieses dritten unehelichen Kindes mit Seufzen nachsah, fand er darauf einen in hiesiger Gegend sehr gewöhnlichen Namen, welchen auch der Mann führte, dessen wilde Ehe er zu stören eben im Begriff war, aber bezeichnet als wohnhaft in einem benachbarten Ort. Als er jedoch an das Taufbecken trat, so fand er diesen Menschen als Taufzeugen. Er wußte anfänglich nicht, was er machen, ob er den Menschen zurückweisen oder stehen lassen sollte. Durch ersteres hätte er die Handlung gestört; er beschloß also das Schwert des Geistes zu nehmen und schilderte, wie einem Taufzeugen müsse zu Muthe seyn, der bei einem solchen Kinde ganz fern von Christi Geist wäre und hier ein ganz besonders christliches Werk verrichten sollte. Aber der arme Mensch hat in seiner Geistesstumpfheit schwerlich den Geistlichen verstanden, der als Bußprediger ihn zu erschüttern suchte; denn er soll theilnahmlos dageslanden haben. Er war aber auf dem Taufzeugenzettel als wohnend an einem anderen Orte angegeben, weil er dort in Arbeit ist, und man nicht gewußt hatte, daß er anderswo wohne.

Doch der Leser sehnt sich nach dem Schluß, und der folgt also: Unter dem 5. März d. J. trug der Ortspfarrer dem theilhaftigen Landrath die im Orte bestehende wilde Ehe vor, deren Auflösung ihm nicht möglich, und deren Verwandlung in eine wahre unthunlich sey, er bat um polizeiliche Trennung dieser Personen. Der Landrath hatte sich um Rath an die theilhaftige Regierung gewandt und diese unter dem 11. April ihm Folgendes geantwortet:

„Das Königl. Ministerium des Innern hat mittelst Rescriptes vom 28. Februar d. J. das Einschreiten der Polizeibehörden gegen Confubinate, welche zum öffentlichen Ärgerniß gereichen,

nicht ferner für gerechtfertigt erachtet, da keine gesetzlichen Vorschriften bestehen, durch welche dergleichen Confubinate verboten, geschweige unter Strafe gestellt sind, der Androhung und Festsetzung von Polizeistrafen zum Zweck der Trennung solcher unsittlichen Verhältnisse aber die Vorschrift des Art. 7. der Verfassungsurkunde vom 5. December v. J., nach welcher Strafen nur in Gemäßheit des Gesetzes angedroht und verhängt werden können, entgegensteht. Die Polizeibehörden haben hienach und nach Vorschrift der Allerhöchsten Kabinets-Ordre vom 4. October 1804 für die Zukunft nur das Zusammenleben solcher Personen nicht zu dulden, denen wegen begangenen Ehebruchs die Ehe verboten ist.“

Der Ortsgeistliche, sich hiemit nicht begnügend, wandte sich unter dem 12. Mai mittelst seines Superintendents an das theilhaftige Consistorium, legte die Regierungsverfügung vom 11. April bei, und sagte unter Anderem: „Danach werden wir Geistlichen, wenn wir nicht durch das Wort der Wahrheit auf die Ueberzeugung wirken können, künftig ruhig den Confubinaten zusehen müssen, wie schon längst den offenen Ehebrüchen. Was soll daraus werden, wenn der Arm des Staats, der im äußersten Fall der Kirche bei Behandlung grober Sünden beistand, eher sinkt, als der Kirche ein Arm erwachsen ist? — Ich fühle mich wenigstens gedrungen auf die Schutzlosigkeit der Kirche von dieser Seite aufmerksam zu machen u. c.“

Darauf erhielt er unter dem 13. Juni vom Königl. Consistorium die vorläufige Bescheidung: „daß wir die schwankende Lage, in der wir uns diesen Confubinaten gegenüber befinden, dem Königl. Ministerium vorgetragen und um Bescheidung gebeten haben.“ — Unter dem 8. August kam aber die Endbescheidung an und lautete leider also: „daß nach nunmehr erfolgter Bescheidung des Königl. Ministerii der geistlichen Angelegenheiten zur Verhinderung der Confubinate im Allgemeinen polizeiliche Maßregeln nicht ferner in Anwendung gebracht werden dürfen, und daß wir sonach dem Pfarrer X in Y überlassen müssen, die daselbst im Confubinate lebenden Personen durch geistlichen Zuspruch zur Auflösung ihres unchristlichen Zusammenlebens zu vermögen.“

Ich schließe hieran die Fragen, wie wird es denn nun weiter, wenn Kinder nicht werden zur Taufe gebracht, wenn man solche unconfirmirt in die Lehre bringt, wenn man Juden zu Taufzeugen wählt? Soll die Evangelische Kirche schutzlos bleiben? Will der Staat nur die Kirchengüter behalten, und die Kirche nackt und bloß von sich stoßen? Der Staat hat so lange durchaus der Evangelischen Kirche seinen Arm zu leihen, bis sie selbst einen Arm hat. Er bricht sonst einseitig einen Vertrag. Hülfe, wer helfen kann! Darum bringe ich die Sache zur Sprache.

X. Y. Z.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849

Mittwoch den 31. Oktober.

N^o 87.

Versammlung des Pastoralvereins zu Gnadau.

Am 2. u. 3. Oktober d. J. hat der Pastoralverein in der Provinz Sachsen abermals seine Herbstversammlung gehalten. Aus mehreren Gründen war ein zahlreicher Besuch derselben nicht zu erwarten. Zu unserer großen Freude ist es unseren Brüdern im Regierungsbezirk Erfurt und Umgegend gelungen, in dem Bruderort Neubietendorf für ihre pastorale Vereinigung eine ähnliche Niederlassung zu finden, wie wir uns deren in Gnadau erfreuen; und wenn wir sonst wohl Gäste aus jener Gegend in unserer Mitte sahen, so gewährt die jetzige Organisation des „Thüringischen Pastoralvereins“ denselben eine so vollkommene Befriedigung, daß sie sich nicht mehr veranlaßt sehen können, aus so weiter Ferne uns aufzusuchen. Dazu kommt überhaupt die in der letzteren Zeit eingetretene bedeutende Vermehrung der Pastoral-Conferenzen, welche den Besuch der einzelnen von ihnen beeinträchtigen muß. Endlich war der Wittenberger Kirchentag eben erst geschlossen worden, und da eine Menge der Gnadauer Freunde sich an demselben theilgenommen hatten, so konnte man nicht darauf rechnen, daß sie nach so kurzer Zeit ihre Gemeinden aufs Neue verlassen wollten. Es war deshalb der Wunsch auch schon laut geworden, daß unsere diesjährige Herbstversammlung ganz ausgesetzt werden möchte, aber man hielt es unter den gegenwärtigen Zeitumständen doch am wenigsten gerathen, durch Unterbrechung der alt hergebrachten Ordnung an dem Bande zu lockern, welches die Theilnehmer des Vereins schon so lange umschlang. Und wahrlich, wir haben es nicht zu bereuen, daß wir unsere alte Ordnung nicht verließen, denn nach dem Geständnisse aller Brüder gehörte die diesmalige Versammlung zu denen, an welchen der Herr Gnade sich am reichlichsten bezeugt hat und in welchen die brüderliche Gemeinschaft die lieblichste Erquickung und Stärkung erfahren. Zwar war die Zahl der erschienenen Brüder im Anfange so klein, daß die für den 2. Oktober Nachmittags angesetzte Versammlung nicht in der gewöhnlichen Weise gehalten werden konnte. Es blieb bei freien Besprechungen im traulichen Bruderkreise. Diese betrafen neben anderen Gegenständen vornehmlich die innere Mission. In der Frühjahrsversammlung war diese Sache schon in ernste Erwägung genommen, und unser Verein hatte sich dem Central-Ausschusse für die innere Mission vorläufig conföderirt. Dr. Harnisch, dem die Leitung dieser Angelegenheit übertragen worden war, statete Bericht ab, aus dem man entnehmen konnte, daß noch viel zu thun übrig bleibe. Man wollte nun aber in der ganzen Provinz die heilige Sache in neue Anregung brin-

gen; es wurden die in der Provinz bereits bestehenden Anstalten besprochen und namentlich von einer Seite der Vorschlag gemacht, die Rettungsanstalt in Quedlinburg, welche sich der Zeit in einem traurigen Zustande befinde, dadurch in den Bereich entschiedener christlicher Einwirkung zu bringen, daß von vielen Freunden der inneren Mission Beiträge zu einer Höhe gezeichnet würden, welche das Recht verliehen, an der Verwaltung Theil zu nehmen. Es wäre sehr zu wünschen, daß dieser Vorschlag auch in weiteren Kreisen Anklang fände, und wenn ein Leser dieses Berichts sich gedrungen fühlte, auf denselben einzugehen, so bitten wir ihn, sich in dieser Angelegenheit an Herrn Philipp Nathusius in Giebichenstein zu wenden. Auch wurde dringend empfohlen, in den Gemeinden Sammlungen für die einzelnen Zwecke der inneren Mission zu veranstalten, und da Leute eher geneigt wären, ein Geringes zu geben, so solle man zuerst nicht viel, sondern nur ein Weniges, etwa einen Silbergroschen, fordern; das sey dann eine gewisse Einnahme, die doch, wenn desto Mehrere beitrügen, am Ende auch eine große werde. Das Resultat sämmtlicher über diesen Gegenstand gepflogenen Verhandlungen war die förmliche Gründung einer Conföderation für die innere Mission nach folgenden Statuten:

1. Die Conföderation für die innere Mission in der Provinz Sachsen und den eingeschlossenen Anhaltischen Ländern besteht aus einer freiwilligen Verbindung aller der evangelischen Christen in den bezeichneten Ländern, welche bereit sind, sich im Anschluß an den kirchlichen Centralverein in der Provinz Sachsen bei den Werken der inneren Mission irgendwie mit rettender Liebe zu theilnehmen.
2. Die Verbundenen versammeln sich jedes Mal mit dem kirchlichen Centralverein in der Provinz Sachsen in der Art, daß sie ihre Sitzungen am Vormittage des ersten Versammlungstages in Gnadau halten.
3. Sie ernennen eines ihrer Mitglieder auf ein Jahr zum Leiter ihrer Angelegenheiten.
4. Sie berathen sich auf ihren Zusammenkünften in Gnadau über das, was wohl im Bereiche ihrer Wirkksamkeit für die innere Mission im Ganzen und im Einzelnen zu thun sey.
5. Sie erwählen für einzelne Zweige der Thätigkeit, die sie in Angriff zu nehmen beschloßen haben, einzelne Glieder zur Einleitung und Ausführung, welche wieder andere Mitglieder als Gehülfen sich wählen können.
6. Sie bemühen sich Alle, die Idee der inneren Mission überall zu verbreiten, die Liebe dafür zu erwecken und Mittel für ihre Werke beschaffen zu helfen.

7. Die Verbindung der Conföderation mit dem Berlin-Hamburger Central-Ausschuß wird durch ihren Leiter (Dr. Harnisch in Elbei) erhalten.

Für diejenigen Brüder, welche nicht in Wittenberg gewesen waren, wurden am Abend noch reichliche und lebendige Mittheilungen über die dort gepflogenen Verhandlungen gemacht, und sie trugen nicht wenig dazu bei, das Interesse für die innere Mission zu erhöhen. Wie nun der letzte Zweck derselben kein anderer, als die Rettung der Seelen ist, so wurde dabei auch sehr lebhaft besprochen, wie ein Jeder in seinem Kreise für diesen Zweck unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen am besten thätig seyn könne. Von allen Seiten wurden dazu Privatversammlungen in den Gemeinden dringend empfohlen. Überall sey der Abfall von Gott sichtbar, mit den gewöhnlichen Mitteln komme man nicht mehr weit, dem immer mehr sich offenbaren Verderben zu steuern; der Prediger müsse seine Gemeindeglieder enger um sich sammeln und Gehülfen sich erziehen in seinem Werk; er müsse seine Bequemlichkeit nicht ansehen, Opfer nicht scheuen, wenn es gelte, das Reich Gottes zu fördern. Von mehreren Brüdern waren bereits Versuche mit einer solchen Wirksamkeit gemacht, welche bald mit mehr, bald mit weniger Erfolg gekrönt waren. Es wurde aber ausdrücklich bemerkt, daß man sich mit einem geringen Anfange begnügen müsse; es komme gar nicht darauf an, daß man gleich viele Theilnehmer an solchen Versammlungen habe; wenige entschiedene Bekenner seyen schon von großem Segen für die Gemeinde. Es wurde vorgeschlagen, daß ein Jeder diesen Winter einmal benützen möge, um die Sache in ernstem Angriff zu nehmen, und bei der nächsten Versammlung über den Erfolg Bericht erstatten; und wir überlassen uns der gewissen Hoffnung, daß die wiederholten Anregungen zu diesem wichtigen Werke nicht vergebens seyn werden.

Nachdem die Brüder sich, wie gewöhnlich, in der Kirche am Abend noch mit der Gemeinde zu einer Andacht, deren Leitung Past. Kirsch aus Eläden übernommen, vereinigt hatten, fanden sie sich hier am folgenden Morgen bald nach 7 Uhr wieder zu einer solchen beisammen. Die Zahl hatte sich inzwischen so vermehrt, daß in dieser Hinsicht die Versammlung den früheren wenig nachgab. Past. Ahlfeld aus Halle erquickte die Herzen der Brüder durch einen lieblichen Morgengruß, der seinen Ausgang von Ps. 17, 3. 4. nahm. Und um 9 Uhr begann die Hauptversammlung. Die Besprechungen wurden eingeleitet durch einen ergreifenden Vortrag des Past. Dr. Scheele aus Eggersdorf über Apok. 12, 10. 11. Wir vernahmen hier eine Stimme aus dem Munde der Überwinder. Sie wies zuerst hin auf den Verkläger, der Ursach genug gefunden, unser Volk zu verklagen vor Gott. Gott habe dasselbe in hohen Gnaden sich erwählt, er habe es getauft mit seinem Geiste und mit hohen Tugenden begabt. Aus seiner Keuschheit sey sein Familienleben, aus seinem Tieffinn seine Wissenschaft und Schule, aus seiner Treue sein staatliches Leben, aus seiner Gottesfurcht seine Kirche hervorgewachsen. Aber es sey nun in seinem innersten Grunde erschüttert, der Kern sey angegriffen, die Blüthe und Frucht ver-

borben. Ein Bann liege auf dem Volke; und wie auch an seiner Wiederherstellung gearbeitet und gebaut werde, der Verkläger verklage es Tag und Nacht, weil es zur Buße nicht wolle, und darum sey vergeblich alle Mühe. Aber doch haben die Überwinder ihn überwunden durch des Lammes Blut. Die Apostel und ersten Zeugen, die Reformatoren haben gesiegt durch die Predigt von des Lammes Blut; eine andere Predigt thue es nicht. Alles müsse predigen des Lammes Blut, die Gerechtigkeit aus dem Glauben, jedes Wort, jede That, der ganze Wandel; und überall, in der Kirche, an den Krankenbetten, in der Geselligkeit müsse Zeugniß davon gegeben werden. Es sey keine Wahl mehr: entweder diese Predigt, oder der gänzliche Ruin des Volkes! Und diese Predigt ganz, ohne Laviren und Ventiliren! Und woher werde diese Predigt entnommen? „Sie haben ihn überwunden durch des Lammes Blut, und durch das Wort ihres Zeugnisses.“ Es sey das Zeugniß der Schrift, und das Zeugniß der Kirche, welches sich aus jenem entfaltet habe, was sich in der Persönlichkeit des Predigers zum Leben gestalten müsse. Diese drei müssen stets zusammen wirken, wenn der Sieg solle gewonnen werden. Ob denn nun das Wort Gottes unser Leben geworden sey? Ob wir damit aufsünden und uns damit niederlegten? Ob wir die besten Augenblicke des Tages, die besten Kräfte seiner Erforschung weitheten? Ob wir uns nicht zersplitterten und z. B. die Zeitungen emsig durchflögen, um zu unserer Bibel nur zurückzukehren? Ob wir gleicher Weise in die Bekenntnisse der Kirche uns vertieften? Keine trübe Vermengung derselben! Luther habe das Wort für das Deutsche Volk gefunden, Gott selber habe diesen Nagel in dasselbe geschlagen, der sitze und könne nur herausgezogen werden mit der Zertrümmerung desselben. Diese lebendige Aneignung des Zeugnisses der Schrift und der Kirche sey die Forderung der Zeit; aber dann auch die völlige entschlossene Hingabe an den Herrn und sein Werk. „Und haben ihr Leben nicht geliebet bis in den Tod.“ Das Opfer wolle der Herr. Ob er das Märtyrerblut von uns fordere, ob er nur verlange, daß wir das Leben in seinem Dienste allmählig verzehren, es gelte gleich. Die Frage trete jetzt an uns heran: „Hast du mich lieb?“ Ob wir denn ihn liebten bis in den Tod? Ob nicht Menschenfurcht, nicht Menschengesälligkeit, nicht Rücksicht auf unsere Bequemlichkeit und Ruhe das ihm schuldige Opfer verkürzten? Ob darum nicht abgestanden werde von Missionsstunden und Abendstunden, von Krankenbesuchen und Hausbesuchen? Ob unser Pfarrerverleben entfernt bleibe von allen geistlosen Vergnügungen, ob das Pfarrhaus eine Hütte Gottes sey zum Vorbild der Übrigen? Auf's Neue drang der Redner zum Schluß auf Entscheidung. Kein Vermittelungsmantel, unter welchem der Verkläger sich jetzt verstecke! Es müsse jetzt Jeder eine feste Stellung einnehmen; Jeder müsse sich besinnen auf den Grund, auf dem er stehe. Man müsse ablassen von der bisherigen Baumeise. Ein Jeder halte fest an dem Bekenntnisse, auf welches der Herr ihn gestellt, und gründe sich darin. Man warte der Union, welche der Herr selbst mache. Man

lasse sich genügen an der Union mit dem Herrn, an der Union des gemeinsamen Verkehrs, der suchenden, rettenden Liebe, so lange, bis die Zeit der trüben Vermischung vorüber ist, bis die Bekenner der Schwesterkirchen unter dem Kreuze sich wiederfinden! Das waren ungefähr die Gedanken, welche der theure Bruder in der reichen Fülle seines Ausdrucks und mit hinnehmender Begeisterung aussprach, und sie waren ganz geeignet, die Versammlung in die Stimmung zu versetzen, welche eine gesegnete Besprechung der Vorlagen verheissen konnte.

(Schluß folgt.)

Einladung zu einem Dank-, Buß- und Betstage, von Seiten der zweiten Wittenberger Versammlung für Gründung eines Deutschen evangelischen Kirchenbundes, an die evangelischen Gemeinden Deutschlands.

Nach Verlauf von Jahresfrist hat die Versammlung für Gründung eines Deutschen evangelischen Kirchenbundes in der ehrwürdigen Lutherstadt, Wittenberg, sich erneuert, und, wie sie das erste Mal einen Ruf zur Buße an alle evangelische Gemeinden Deutschlands ergehen ließ, so richtet auch sie dies Mal ein Wort an ihr Herz.

Dies Mal ist es ein Aufruf zum Dank gegen den Herrn, im Rückblick auf die Errettung aus tiefer Noth, die Er unser Vaterland und unsere Evangelische Kirche in dem verfloffenen Jahr hat erfahren lassen. Denn nachdem der weitverbreitete Abfall von Ihm und die gemeinsame Schuld, von der Keiner sich ausschließen kann, schwere göttliche Gerichte über uns gebracht, nachdem er die fleischliche Gesinnung, die Seinen Geist sich nicht mehr strafen lassen wollte, nach Seinem wunderbaren und gerechten Rathschluß dadurch an uns heimgesucht, daß er fleischlichen Gewalten den Sieg über die Vertreter göttlicher Gerechtigkeit auf Erden, die Fürsten und Obrigkeiten, verstattete, hat dieselbe Hand, die uns geschlagen, angefangen uns wieder aufzurichten. Sein Geist war es, der vielen muthigen Zeugen Kraft schenkte, ihre Knie vor dem Gözen der Zeit nicht zu beugen und die Wahrheit vor allem Volk zu bekennen; der auch den im verfloffenen Jahre in Wittenberg aus allen Gauen Deutschlands versammelten Brüdern es verlieh, ihren Glauben an Ihn, den ewigen Gottessohn, zu bekennen, und in tiefer Erkenntniß ihrer Schuld den erneuerten Entschluß zu fassen, Ihm in der Liebe gegen seine geringsten Brüder zu dienen. Seine gnädige Lenkung endlich verlieh in denselben Tagen an dem Eige der Deutschen Centralgewalt den ersten Sieg über die empörische Rotte, die Anarchie und Blutvergießen über unser ganzes Vaterland zu verbreiten trachtete. Und nicht lange danach schenkte Er, der die Herzen der Könige lenkt wie Wasserbäche, dem ersten evangelischen Fürsten Deutschlands neuen Muth in's Herz, der Revolution kühn entgegen zu treten und das Banner des Rechts und der Ehre wieder zu erheben. Unter diesem Banner

ist dann jeder neue Versuch der Empörung niedergekämpft, das Ansehen der Obrigkeiten im ganzen Vaterlande neu gestärkt und die Partei des Aufrehrs genöthigt worden, sich in ihre dunklen Schlupfwinkel zurückzuziehen. Unserer theuern Evangelischen Kirche aber wurde neue Frist geschenkt, sich in Frieden innerlich zu bauen, ihre Brüche zu heilen; ja, was das Größte ist, noch hat ihr himmlisches Haupt die Schmach größeren Zerfalls, noch tiefer gehenden Bruderzwistes von ihr abgewandt, das Band brüderlicher Eintracht, inmitten der äußeren Gefahren, sie als ihr köstliches Kleinod erkennen lassen.

Dafür gebührt Ihm, unserem Gott und Herrn, der heisseste Dank der Herzen und Lippen. Denn nicht um unserer Gerechtigkeit, sondern um seiner großen Barmherzigkeit willen hat Er das demüthige Gebet seines Volkes angesehen, die Sünde desselben mit seinem Blute gewaschen und ihm wieder Hülfe und Gnade vor seinem Angesicht zu Theil werden lassen.

Aber mit dem Dank sey auch erneuerte Buße und Bitte verknüpft. Denn wie der Christ in sich täglich die Wurzel des Bösen neu entdeckt und seine Versuchungen durch Buße und Glauben an den Tilger seiner Sünde zu bekämpfen hat, so ist auch der tiefe Schaden unseres Volkes noch nicht völlig geheilt. Der höllische Geist, der zu seiner Verführung ausgegangen, schleicht im Finstern, aber er ist noch nicht gebannt. Er bereitet durch seine Verführten neue Ausbrüche der offenen Auflehnung gegen göttliches und menschliches Ansehen vor. Und, was uns noch größere Gefahr bereitet, er hat sein Gift unzähligen Bessergefinnten einzusößen gewußt, so daß es weiter und weiter frist und den ganzen Leib langsamem Siechthum entgegenführt.

Daß auch in solcher täuschenden Gestalt der Geist des Abgrundes thätig ist, dafür liegt eins der beachtenswerthesten Zeichen in der neuen Stellung, welche die Gesetzgebung Deutschlands dem Christenthum und der Evangelischen Kirche anzuweisen versucht hat.

Die christliche Religion soll hienach nicht mehr, wie das Deutsche Volk seit tausend Jahren geglaubt, für Staat und Obrigkeit das rechte Fundament und die Richtschnur für alle ihre Einrichtungen, sondern eine gleichgültige Sache seyn. Ein lebendiger christlicher Glaube und sein Bekenntniß gilt nicht mehr für die sicherste Bürgschaft ehrlichen Wandels, treuer und gerechter Verwaltung, und es sollen fortan deshalb auch Juden und andere offenbare Nichtchristen zu obrigkeitlichen und allen anderen Ämtern im Staate zugelassen werden. Unter dem täuschenden Vorwande der Religionsfreiheit und der geistigen Natur der höchsten Wahrheiten will man die Kirche Gottes zu einer Privatangelegenheit machen und das Christenthum in den engen dunkeln Kreis der Gefühle der Einzelnen und in ihrer Vereinzelung so schwachen, gegen jede Verführung so hilflosen Menschen einschließen oder in mehr und mehr sich spaltende Sekten und Parteien es zersplittern. Die Kirche soll nicht mehr das Licht auf dem Leuchter seyn, nicht mehr der Baum, unter dem die Vögel des Himmels wohnen, nicht mehr die Stadt auf dem Berge. Jesus Christus, der Erstgeborenen von den Todten, soll

nicht mehr ein Fürst der Könige auf Erden seyn. Die Ordnungen, wodurch bisher die christliche Kirche unser ganzes nationales Leben weihete, sollen in Zukunft nicht mehr die Gewähr des Gesetzes haben; die sonntägliche Ruhe und Feier nicht mehr den obrigkeitlichen Schutz genießen, auf Anordnung der Obrigkeit und im Namen des ganzen Volkes soll nicht mehr in den Gotteshäusern in der Noth gebetet, für göttliche Hülfe gedankt, der Sieg gefeiert werden. Der Christ soll nicht mehr auf das heilige Evangelium seinem Könige den Eid der Treue leisten und vor dem Richter sein Zeugniß bekräftigen, sondern in derselben Form wie Juden und Nichtchristen schwören. Die Schulen, deren edelster und Hauptberuf es ist, in die Herzen unserer Kinder die Wahrheit aller Wahrheiten, die Erkenntniß und Liebe des lebendigen Gottes einzupflanzen und Ihm Alles was sie sonst lehren, dienstbar zu machen, sollen hinfort nicht mehr auf christlichem Grunde ruhen, und deshalb der Aufsicht der Kirche entzogen seyn.

Dahin ist es gekommen und Schlimmeres ist von der wachsenden Verwilderung unseres Volkes zu besorgen, nachdem dasselbe als Volk in seinen Grundgesetzen feierlich von seinem himmlischen Könige sich losgesagt hat. Das war nur möglich, weil ein großer Theil desselben mit seinem Herzen von Ihm abgefallen war, sein sanftes Joch ferner zu tragen verschmähte und weil ihrem stürmischen Verlangen nach dieser falschen Freiheit von unseren Fürsten und Obrigkeiten nachgegeben wurde. Aber es ist nicht bloß ihre, sondern auch unsere, der Gläubigen, Schuld. Denn wenn wir mehr Eifer, mehr Glauben gehabt, wenn wir treuer gebetet und lauter bekant und unseren Glauben thätiger in der Liebe bewährt hätten, so hätte das Verlangen jener glaubenstosen Menge nicht überhand nehmen können.

Was also sollen wir thun? uns in das Geschehene und scheinbar Unabänderliche fügen? Das sey ferne. Noch ist es Zeit und in der That nie zu spät, mit offenem Zeugniß wider Irrthum und Sünde hervorzutreten, unsere Obrigkeiten, die es gut mit dem Volke meinen, zu überzeugen, daß sie getäuscht worden, daß der bessere Theil desselben an dem Glauben seiner Väter festhält, und, ohne Unterreglaubende beeinträchtigen oder unterdrücken zu wollen, alle daraus fließenden Rechte fest zu behaupten entschlossen ist. Schaaren sich die Gleichgesinnten zu solchen Zeugnissen, solchen Erklärungen und Bitten der Obrigkeit gegenüber zusammen, so ist wohl noch eine Aenderung jener Gesetze möglich.

Würde sie aber auch jetzt gleich nicht erlangt, so dürfen wir nicht nachgeben noch ermüden. Das heilige Geheiß Christi sey und bleibe die Regel unseres Wandels. Wir heugen uns nach seinem Befehl unter die Obrigkeit, die über uns Gewalt hat, aber sind ferne davon, von der erteilten fleischlichen Freiheit Gebrauch zu machen. Besonders sey es unser ernstester Entschluß, von dem herrlichen, in der göttlichen Einsegnung eines Ruhetags uns gegebenen Vorrechte hinfort um so treuer Gebrauch zu machen. Möchten wir im schnellen Wechsel der Tage des flüchtigen Lebens den Sonntag nie vorübergehen lassen, ohne daß die Sonne der Ewigkeit uns anblickt in der dunkeln Zeitlichkeit, ohne daß wir uns er-

neuern lassen durch Vergebung der Sünden, durch Licht und Kraft von oben, durch das lebendige Wort, durch alles Heil und allen Segen, der uns erworben und bereitet ist von unserem Herrn Jesu Christo.

Vor Allem aber lassen wir nicht ab im demüthigen Ziehen vor Gott, ob er diese erneuerte Sünde unseres Volkes und seiner Obrigkeiten um seiner Barmherzigkeit willen ihm vergeben und ihm Kraft schenken wolle, sich in seiner Gesamtheit wieder zu Ihm zu bekennen, seinen Geboten in allen Stücken nach zu wandeln.

Zu dem Ende laden wir Deutsche evangelische Gemeinden ein, innerhalb der durch die kirchliche Ordnung ihnen und ihren Hirten gegebenen Befugniß, am 31. October d. J., als am Feste der gegangenen Reformation, oder, insofern dies Fest an dem genannten Tage nicht begangen werden sollte, nach jedes Orts Gebrauch am Sonntag zuvor oder nachher, also den 21. oder 22. nach Trinitatis, sich in ihren gottesdienstlichen Versammlungen zum Dank für die erfahrene Errettung und Bewahrung im verfloßenen Jahr, zu erneuerter Demüthigung vor dem Angesicht des Herrn und zu der Bitte zu vereinigen, daß Er ferner uns ein gnädiger und barmherziger Gott seyn, alle unsere Sünden in die Tiefe des Meeres werfen und uns zu einem Volk machen wolle, das Ihn kennt und liebt und sich zu Ihm bekennt und in Seinen Geboten wandelt zu Seinem Preise.

Ihm sey Ehre und Gewalt, von nun an bis in Ewigkeit.

Berichtigung.

In den Nachrichten über den Wittenberger Kirchentag (Beilage Nr. 82.) wird über meine Interpellation in Betreff der Angelegenheit der evangelisch-lutherischen Provinzialvereine eine ungenügende Mittheilung gemacht, die mich um so mehr zu einer Berichtigung nöthigt, als ich in meiner Eigenschaft als Abgeordneter der Westphälischen Provinzial-Synode sprach. Ich habe kein „Bedauern“ ausgesprochen, daß die „Säke“ des Vereins aufgestellt und ausgekreitet würden; ich habe sie vielmehr verteidigt und gutgeheißen, mich zu ihnen mit bekant und dem Unternehmen Fortgang gewünscht. Ich habe jeden einzelnen Punkt bezeichnet, mit welchem ich einverstanden war und von dem ich glaubte versichern zu dürfen, daß mit demselben auch die Westphälische Provinzial-Synode sich eins wisse, — und nur darauf hin ging der Kern meiner Einrede, daß ich um Erklärung und hoffentlich um friedliche Erklärung darüber bat: ob bei Durchführung des Kampfes für das gute Recht der Lutherischen Kirche auf dem ihr zuständigen Gebiete innerhalb der Landeskirche (Satz 5.), die Consequenz der Verfassungsfrage so weit zu treiben beabsichtigt werde, daß damit das Bestehen und die Fortdauer der Presbyterial- und Synodalverfassung für die Lutherische Fraktion in den westlichen Provinzen völlig in Frage gestellt werde? Dieses in Fragestellen hielt ich für ein Unheil und redete insofern von Sturm und Brandfackel. — Die Erklärung des Herrn Präf. Göschel hat mich vollständig befriedigt und mir Alles an die Hand gegeben, was ich zur Orientirung meiner Herren Consynodalen zu bedürfen glaubte.

Lübbecke, 16. October 1849.

H. Möller

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Herausgegeben

von

C. W. Hengstenberg,

Dr. der Phil. u. d. Theol., der letzteren ord. Professor an der Universität zu Berlin.

Funfundvierzigster Band. Fünftes Heft.

November 1849.

19-95

Berlin,

bei Ludwig Dehmkke.

Es ist der Zweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung in strenge gehaltener Einheit die Evangelischen Wahrheiten, wie sie in der heiligen Schrift enthalten und aus ihr in die Bekenntnisschriften unserer Kirche abgeleitet sind, zu begründen und zu verteidigen, den Unterschied zwischen der Evangelischen Lehre und der entgegenstehenden in ein helles Licht zu setzen und durch Mittheilungen, theils über den Zustand der Christlichen Kirche aller Gegenden, theils über die Wirkungen des Evangelii unter den Heidenvölkern, eine lebendige Theilnahme an den kirchlichen Dingen zu erwecken und das Bewußtseyn der Einheit in der Evangelischen Kirche zu befördern.

Die Evangelische Kirchen-Zeitung soll keiner Parthei angehören; sie will der Evangelischen Kirche als solcher dienen. Denen, welche zu dem lebendigen und entschiedenen Glauben an die Wahrheit der Evangelischen Lehre gelangt sind, will sie Gelegenheit geben zur weiteren Ausbildung und Durchbildung; sie will warnen vor den mannigfachen Abirrungen, die sich zu allen Zeiten einer großen religiösen Bewegung auch unter denen eingefunden haben, die in der Hauptsache die göttliche Wahrheit ergriffen hatten. Sie wird sich bestreben, bei den Einzelnen das lebendige Bewußtseyn der Einheit, theils mit der Evangelischen, theils mit der gesammten Christlichen Kirche aller Jahrhunderte zu befördern und zu einer allgemeinen Verbindung aller wahren Glieder der Evangelischen Kirche beizutragen. Vorzugsweise aber möchte die Evangelische Kirchen-Zeitung die Bedürfnisse derer berücksichtigen, welche für Wahrheit empfänglich, nicht wissen, wo sie dieselbe suchen und wo sie sie finden sollen. Das religiöse Bedürfnis ist in der gegenwärtigen Zeit mächtig erwacht; stärker, wie vielleicht je, empfindet man die Nothwendigkeit des Glaubens an eine Offenbarung. Aber viele unter den redlich Suchenden bleiben in stetem Schwanken, weil sie stets befürchten ein Extrem mit dem andern zu vertauschen. Die Evangelische Kirchen-Zeitung wird sich bestreben ihnen die Vorurtheile zu benehmen, welche ihnen gegen die Wahrheiten beigebracht worden, die verwirrten Begriffe zu entwirren, das reine Evangelische Christenthum von seinen mannigfachen Abwegen abzuscheiden, ihre Aufmerksamkeit zu lenken auf die Zeichen der Zeit, und sie näher bekannt zu machen mit den denkwürdigen kirchlichen Ereignissen in den nächsten und fernsten Gegenden der Erde.

Diese Zwecke glaubt der Herausgeber am besten zu erreichen, wenn er den Inhalt der Evangelischen Kirchen-Zeitung in folgende drei Rubriken abtheilt.

I. Aufsätze. Diese zerfallen in vier Classen.

Erste Classe: besonders Aufsätze über wichtige biblische Abschnitte, Auslegung schwieriger Stellen und größerer Stücke, die vorzugsweise in der jetzigen Zeit Erwägung verdienen; Nachweisungen der Glaubenseinheit in den verschiedenen heiligen Schriften, mit Berücksichtigung der verschiedenen Form, in welcher die göttliche Wahrheit in ihnen sich ausdrückt, und Hinweisung auf die stufenweise Entwicklung der göttlichen Heilsanstalten.

Zweite Classe: hauptsächlich Darstellungen der Evangelischen Lehre, im Gegensatz gegen besonders verbreitete Irrthümer im Glauben und Leben unserer Zeit. Belehrungen über die wahre Natur der Christlichen Kirche und ihr Hervortreten in der Zeit u. s. w.

Dritte Classe: kirchenhistorische Mittheilungen von der ältesten Zeit an, insofern sie in direkter Beziehung auf unsere Zeit stehen; zuweilen auch größere Stücke aus seltenen, oder doch der Mehrzahl der Leser unzugänglichen Büchern. Die Mittheilungen der letzteren Art sollen nie bloß compilatorisch seyn, sondern alles soll lebendig eingeführt und durch sie zu der Zeit gesprochen werden.

Vierte Classe: praktisch theologische Aufsätze, Mittheilungen aus der speciellen Seelsorge und andere Amtserfahrungen, Abhandlungen und Vorschläge, den Cultus betreffend u. s. w.

II. Litterarische Anzeigen, nicht gelehrte Recensionen, sondern beurtheilende Anzeigen und Auszüge allgemein wichtiger Bücher, und zwar nicht bloß ganz neu erschienenen, sondern auch erneuernde Empfehlungen guter vergessener Schriften; Warnungen vor schlechten gangbaren Büchern.

III. Nachrichten, Beiträge zur innern Geschichte der Christlichen Kirche, des Inlandes sowohl wie des Auslandes; kurze Biographien von Personen, die für größere oder kleinere Kreise wichtig wurden, geschichtliche Mittheilungen über Begebenheiten in der äußern Verfassung und über die Verhältnisse der verschiedenen Religionspartheien zu einander; Missionsnachrichten, nicht in der Absicht, die diesem Gegenstande besonders gewidmeten Zeitschriften zu ersetzen oder zu verdrängen, sondern theils allgemeine gebrängte Übersichten theils herausgehobene charakteristische und individuelle Züge, mit Vermeidung aller unnützen Wiederholungen und allgemeinen Redensarten, und was außerdem in irgend einer Beziehung für die Mitglieder der Evangelischen Kirche von Interesse und Wichtigkeit seyn kann. Der Stoff zu diesen Nachrichten wird theils durch eine bedeutende Anzahl von Correspondenten im In- und Auslande, theils durch die Benutzung der zweckdienlichen Zeitschriften, in Deutschland, Frankreich, England, Schottland und Amerika geliefert werden.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende seyn muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Überzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeit zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verboten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das Entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Überzeugung verträglich ist mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweist, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. Hengstenberg.

Unterzeichneter, als Verleger der Evangelischen Kirchen-Zeitung, erlaubt sich, obiger Anzeige noch einige Bemerkungen nachzusetzen:

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen jede Woche vorläufig zwei Nummern, die auf Verlangen wöchentlich versandt werden; — jedoch findet auch die Versendung von ganzen, in saubern Umschlägen brochirten, Monatsheften statt.

Der Preis für den ersten halben Jahrgang ist 2 Rthlr. Preuß Courant, und wird die Zahlung voraus geleistet. Bestellungen nehmen an: sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämtliche Preuß. Postämter, durch welche die Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung bezogen wird.

Litterarische und sonstige Mittheilungen, sobald sie per Post gehen, beliebe man an den Herrn Herausgeber hieselbst zu adressiren; — gehen sie aber durch den Buchhandel, was bei nicht sehr eiligen Sachen, oder sobald sie mehr als das gewöhnliche Briefporto betragen möchten, gewünscht wird, dann erbitte ich dergleichen unter meiner Adresse durch Herrn Buchhändler J. G. Mittler in Leipzig, und zwar mit der Bemerkung: Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, zur Post.

Ludwig Nehmige.

I n h a l t.

	Seite
N ^o 88. Versammlung des Pastoralvereins zu Gnadau (Schluß)	817
Nachrichten. Hessen: Die „Orthodoxie“ des Herrn Professor Dr. Köllner zu Gießen.	822
— 89. Amtliche Gutachten, die Verfassung der Evangelischen Kirche in Preußen betreffend. Im Auf- trage zum Druck befördert durch Dr. Ludwig Richter, ordentl. Prof. der Rechte zu Berlin. Berlin und Leipzig 1849. 8. S. XIV u. 446	825
— 90. Amtliche Gutachten, die Verfassung der Evangelischen Kirche in Preußen betreffend (Fortsetzung)	833
Beilage	841
Noch ein Wort über K. F. A. Schelling's Schrift: „Protestantismus und Philosophie“ . .	846
Nachrichten. Berlin: Der evangelische Blichersverein	848
— 91. Amtliche Gutachten, die Verfassung der Evangelischen Kirche in Preußen betreffend (Fortsetzung)	849
Ueber das Verhalten des Christen zu einer besorglichen Veränderung der christlichen Eidesformel	852
— 92. Amtliche Gutachten, die Verfassung der Evangelischen Kirche in Preußen betreffend (Fortsetzung)	857
— 93. Amtliche Gutachten, die Verfassung der Evangelischen Kirche in Preußen betreffend (Fortsetzung)	865
— 94. Amtliche Gutachten, die Verfassung der Evangelischen Kirche in Preußen betreffend (Schluß) . .	873
Nachrichten. Aus der Provinz Sachsen	875
Beilage	881
Nachrichten. Aus der Provinzial-Correspondenz aus Königsberg in Preußen, den 11. Novem- ber 1849	886
— — Bericht über die Lutherische Conferenz am 2. Oktober d. J.	887
— 95. Zur Beurtheilung des Ministeriums Eichhorn, von einem Mitglied desselben. Berlin, Ferdin- and Dümmler's Buchhandlung, 1849. 212 Seiten in 8.	889
Die Denkschrift der katholischen Bischöfe Preußens (Aus der Provinz Preußen)	894
Nachrichten. Bericht über die Lutherische Conferenz am 2. Oktober d. J. (Schluß)	896

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 3. November.

N^o 88.

Versammlung des Pastoralvereins zu Gnadau.

(Schluß.)

Obwohl zunächst ein anderer Gegenstand für die gemeinsame Berathung bestimmt war, so hatten doch mehrere Brüder darauf gedrungen, daß vor Allem ein Hauptgebrechen unserer Zeit zur Sprache gebracht werde, die Entheiligung des Sonntags, um so mehr, da der Verein, nachdem er zu lange sich mit theoretischen Fragen beschäftigt, endlich mit Ernst zu praktischen Aufgaben sich wenden müsse. Herr Landrath v. Kröckern auf Isenschmitze machte die bezüglichen Anträge. Er bemerkte zuvörderst, es sey vorhin zur Buße ermahnt worden, es sey aber vornehmlich die Übertretung des dritten Gebots, um derentwillen Buße gethan werden müsse. Tief greife diese Sünde in das Leben des Volkes ein; es offenbare sich darin der Abfall von Gott, der jezt auf eine so erschütternde Weise zu Tage gekommen, und in Wechselwirkung stärke und mehre die Sabbathschändung denselben wiederum, und eine gründliche Heilung unserer verzweifelten Zustände sey nicht eher zu hoffen, als bis das Volk mit der Heiligung des Sonntags das Wort Gottes wieder empfangen. In Wittenberg sey die dringende Nothwendigkeit schon anerkannt worden, etwas Ernstliches in dieser Beziehung zu thun; und es entspreche ganz den Zwecken unseres Vereins, mit Hand an's Werk zu legen. Die zu machenden Anträge gehen nun dahin: 1. daß Jeder für seine Person den Sonntag zu heiligen ernstlich bemüht sey, und dahin wirke, daß Andere dies auch thun; 2. daß ein öffentlicher Aufruf zur Buße zu erlassen sey und eine Ermahnung an die Staatsbehörden, die Guts- und Fabrikherren, selbst den Sabbath zu heiligen, und die ihnen Untergebenen nicht davon ab-, sondern dazu anzuhalten; 3. endlich sey auch Vorsorge zu treffen, daß in den Kammern die Sache zur Sprache gebracht werde. Indem der Ref. seine Anträge damit motivirte, daß ein göttliches Gebot die Heiligung des Sonntags fordere, entspann sich eine lebhaft Besprechung darüber, ob diese Motivirung richtig sey. Es wurde von einer Seite bemerkt, weder die heilige Schrift N. T., noch die Bekenntnißschriften unserer Kirche, vor Allem der letzte Artikel der Augsb. Confession, begünstigen irgendwie die Lehre, daß die Heiligung des Sonntags ein positives göttliches Gebot sey. Die Sabbathgesetze seyen abgethan, und der Sabbath sey in einen Sonntag verwandelt. Man sey darum keineswegs gegen eine ernste Feier des Sonntags und tief sey die eingerissene Entheiligung desselben zu beklagen, aber die Heiligung desselben sey

nur aus inneren, von der Nothwendigkeit einer christlichen Ordnung und von den Forderungen der christlichen Liebe hergenommenen Gründen zu rechtfertigen, und es könne nur Schaden bringen, wenn man um eines äußeren Zwecks willen die reine evangelische Wahrheit verläugne. Dagegen aber wurde bemerkt, der Sabbath gehöre nicht eigentlich zum Ceremonialgesetze, er sey von Anfang an eingesetzt, das dritte Gebot stehe mitten unter den übrigen göttlichen Geboten, jedenfalls müsse denen, die nicht unter der Gnade stehen, das Gesetz vorgehalten werden, und wenn man sonst predige: „der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig,“ so sey es wohl an der Zeit, in Bezug auf die Sonntagsfeier einmal zu predigen: „der Geist tödtet, und der Buchstabe macht lebendig;“ nicht von einer christlichen Kirche sey jezt die Rede, sondern von einem Sodom, aus welchem Lot müsse gerettet werden. Bei diesen Entgegnungen sah man nun wohl ein, daß man zum Abschluß über einen Gegenstand nicht sobald kommen werde, über den die Gelehrten noch so uneinig seyen; man wollte ja auch nicht theoretisiren; und da man vollkommen darüber einig war, daß um Christi willen der Sonntag müsse geheiligt werden, und daß etwas Ernstes geschehen müsse, um der furchtbar einbrechenden Entheiligung des Sonntags entgegenzuwirken, so beschloß man zwar, in der Motivirung die Verschiedenheit der Ansicht zu berücksichtigen, vor Allem aber Hand an's Werk zu legen. Es wurde sofort eine Commission ernannt, welche im Namen des Vereins zuvörderst einen Aufruf an die Regierungen erlassen sollte. Es sey dies durchaus nöthig, da der Staat noch immer auf den Salinen, in den Bergwerken und anderen öffentlichen Instituten des Sonntags arbeiten lasse, Controllversammlungen berufe u. d. m., auch die Handhabung des Sabbathgesetzes besonders seit den Märztagen, fast ganz aufgehört habe. Eine erfreuliche Mittheilung wurde jedoch von einem Bruder aus Berlin gemacht, der bezugte, daß hier von dem Polizei-Präsidium seit Kurzem eine größere Strenge angewandt sey. Ein Gleiches konnten die Brüder aus anderen Orten, besonders vom Lande, freilich nicht rühmen. Derselben Commission wurde ein ähnlicher Aufruf an die Fabrik- und Gutsherren und alle diejenigen aufgetragen, welche Arbeiter und Diensteute am Sonntage von der Kirche abzuhalten pflegten. Die Nothwendigkeit auch eines solchen Aufrufs fiel in die Augen; denn es lag klar am Tage, welch eine Tyrannei von den Arbeitgebern über die armen Arbeiter geübt werde, wie diese das wenige Brod, das sie von jenen empfangen, mit dem Verluste ihres Seelenheils oft erkaufen müßten,

und wie es nicht ausbleiben könne, daß aus dieser religiösen Verwahrlosung des armen Volks der Communismus und die Revolution immer neue Nahrung ziehe. Schließlich wurde die Bildung von Vereinen zur Heiligung des Sonntags noch einmal dringend empfohlen, dabei aber auf bereits gemachte Erfahrungen hingewiesen, welche gelehrt, daß man diese nicht im Ganzen und Großen anfangen müsse, vielmehr müsse man Einzelne erst zu gewinnen suchen, welche durch ihren Eifer dann Andere heranzögen, so daß aus einem lebendigen Mittelpunkt der Verein sich lebendig gestalte.

Nachdem eine Pause eingetreten war, wurde für die weitere Besprechung ein Gegenstand aufgenommen, der recht eigentlich die inneren Verhältnisse des Vereins berührte. Von Anfang an hatten in dem Vereine, wie in der ganzen Kirche, zwei Richtungen einander gegenüber gestanden; die eine, welche auf das historische Bekenntniß der Kirche allen Ernstes zurückgehen wollte, und von dessen voller Restitution das Heil der Kirche erwartete; die andere, welche dasselbe zwar auch nicht verlassen, aber doch nur so festgehalten wissen wollte, daß es das allgemeine Fundament für eine weitere Fortbildung der christlichen Lehre und Lebens sey. Gleich in der ersten Versammlung des Vereins im Jahre 1842 sprachen sich diese beiden Richtungen gegen einander aus; die Geltung des Symbols in der Kirche war der Gegenstand der lebhaftesten Verhandlungen; die Parteien standen damals aber noch so gegen einander, daß sie sich zu dem vierten Paragraphen unserer Statuten vereinigten, welcher das Bekenntniß zu dem formalen und materialen Princip der Evangelischen Kirche, wodurch sich der Verein in wesentlicher Übereinstimmung mit dem Bekenntnißschriften der Evangelischen Kirche, insbesondere der Augsb. Confession wisse, zur Grundlage desselben macht. Eine Aufforderung von dem Trieglaff'schen Pastoralverein, daß man sich rücksichtsloser und bestimmter auf den Grund des kirchlichen Bekenntnisses stellen solle, und die darüber gepflogenen Verhandlungen hatten doch keinen anderen Erfolg, als daß man höchstens eine solche Stellung als eine zukünftige bezeichnete, jetzt müsse der Verein die breitere Grundlage noch beibehalten, weil er seinen Beruf darin erkenne, den verschiedenen kirchlichen Richtungen einen Mittelpunkt zu gewähren, um sich gegen einander auszugleichen, und mit einander sich zu beleben und zu rüsten zum Kampfe gegen den gemeinschaftlichen Feind. Dieser trat nun auch bald offener und fecker in dem immer mächtiger werdenden Lichtfreundthum auf den Plan, und mit Dank gegen den Herrn erkennen wir es noch, daß unser Bund in seiner Zeit, wo in anderen Gegenden so mancher ärgerliche Riß unter den Gläubigen zum Vorschein kam, fest blieb in dem einmüthigen muthvollen Zeugnisse, und die Herzen sich nur um so inniger vereinigt fühlten auf dem einzigen Grunde, darauf sie gestellt waren. Die dann folgenden längeren Besprechungen über die einzelnen Artikel der Augsb. Confession dienten einestheils dazu, das Bewußtseyn der Einigkeit in allen wesentlichen Glaubenspunkten und unserer inneren Angehörigkeit

zu stärken, aber es war anderentheils auch nicht zu verkennen, daß Pistorius, der diese Verhandlungen meistentheils leitete, einen entscheidenden Einfluß auf die Brüder übte, welche unbedingt bei dem Lutherischen Bekenntnisse bleiben wollten. Dazu kam, daß mit dem Fortgange der Zeit überhaupt das confessionelle Bewußtseyn immer lebendiger wurde, und gegenüber dem immer mächtiger sich offenbarenden Unglauben viele Gläubige nur Rettung für die Kirche sahen in der entschiedenen Festhaltung des vorhandenen Bekenntnisses und in allen Gegenden Schritte geschahen, um es der Kirche zu sichern. Diesen Maßregeln schlossen sich nun auch mehrere Mitglieder unseres Vereins an. Es ist bekannt, wie unter der Leitung des Herrn Präsidenten Göschel am 17. April d. J. unmittelbar vor der ordentlichen Versammlung unseres Vereins ein evangelisch-lutherischer Kirchenverein gestiftet wurde, mit der Bestimmung, „die Lutherische Kirche innerhalb der Preussischen Landeskirche treulich zu erhalten, und zur Restauration ihres vollen Bekenntnisses, ihrer Verfassungsprincipien und ihres spezifischen Charakters gegen jeden Übergriff der Union zu vertreten.“ Diejenigen Brüder nun, welche das Heil der Kirche vielmehr von einer freien, lebendigen Fortbildung des Bekenntnisses innerhalb der einmal angebahnten Union erwarteten, schlossen sich auch wieder zusammen, und in einer am 30. Mai d. J. zu Gnadau gehaltenen eigenen Versammlung beriethen sie sich unter Leitung des Herrn Consistorialraths Sack über einige, in der Ev. K. Z. auch schon bekannt gemachte Thesen, die Union im positiv-evangelischen Sinne betreffend. Sie stifteten zwar nicht einen eigenen Verein, aber sie wollten doch als eine Gemeinschaft angesehen seyn, welche im Gegensatz gegen den Lutherischen Kirchenverein die Rechte der Union vertrete. Da nun einmal diese Scheidung innerhalb unseres Vereins geschehen war, schien es vielen Brüdern wünschenswerth und nothwendig, daß beide Theile in der gemeinschaftlichen Versammlung sich offen und brüderlich über die von ihnen gethanen Schritte gegen einander aussprächen, damit das brüderliche Band, das sie bisher umschlossen, auf keinerlei Weise durch geheimes Mißtrauen gelockert würde. Leider wurde dieser Zweck heute nur zum Theil erreicht, da von den Lutherischen Brüdern im Ganzen nur Wenige gegenwärtig waren. Dr. Schuele hatte die Leitung der Besprechung übernommen und in mehreren Thesen führte er aus, wie das Lutherthum, aus der Tiefe des Deutschen Geistes erwachsen, die zarte Mitte bilde zwischen den einseitigen realistischen und spiritualistischen Richtungen, die in der Kirche sich aufgethan haben, wie ihm das rechte Bekenntniß verliehen sey, die Reformirte Kirche aber mehr die äußere Seite des christlichen Lebens in den organischen Gliederungen ihrer Kirchenverfassung ausgebildet habe — jede Kirche eine eigenenthümliche Gestalt, die ohne Weiteres nicht aufgegeben werden könne. Eine vorreilige Union sey nur vom Übel. Es komme jetzt vielmehr darauf an, daß ein Jeder sich besinne auf die Gabe, die ihm von Gott verliehen sey, in seinem Bekenntniß

sich gründe, aber eben so wenig sich abschließe gegen das andere Bekenntniß und der Zeit erharre, wenn der Herr die rechte Union machen werde. Darauf wurde nun von einer Seite bemerkt, man vermöge nicht einzusehen, wie das Lutherthum grade die rechte Mitte bilden solle, eine Union wäre dann ja nicht nöthig. Eine unbefangene Betrachtung der Geschichte führe vielmehr darauf, daß beide Schwesterkirchen in gleicher Weise den Römischen Realismus und die spiritualistischen Sekten bekämpften und also die rechte Mitte inne gehalten haben; die strenge Durchbildung einer organischen Einheit sey weder in der einen, noch in der anderen Schwesterkirche erfolgt, und um so mehr sey der vorhandene Gegensatz in der Union aufzuheben. Daneben wurde wieder von einer Seite das lebhafteste Bedauern ausgesprochen, daß das heilsame Werk der Union durch die eingetretenen schärferen Sonderungen gestört worden. Die Union entspreche durchaus einem dringenden Zeitbedürfnisse. In dem Bewußtseyn der Zeit leben nicht mehr die alten confessionellen Unterschiede. Ein neues Symbol sey noch nicht da; und so lange dies nicht vorhanden, müsse man sich einfach auf das Evangelium zurückziehen; damit sey die Union gegeben. Gegen beide Bemerkungen erhob sich sofort Widerspruch. Man wollte weder zugeben, daß das Lutherische und reformirte Princip sich nicht durchgebildet habe, noch auch, daß der Typus beider Kirchen in dem Leben der Gegenwart nicht mehr vorhanden sey. Die Lutherische Kirche sey wirklich da, der Herr habe sie werden lassen, und man könne sie nicht so ohne Weiteres aufgeben. Die Treue fordere es, daß man ihre Schätze bewahre; nicht nach unserer Ansicht könne sie sofort neu werden, wir haben uns demüthig ihrem Bekenntniß zu unterwerfen, um die Erleuchtung von oben zu bitten; man sey der Union nicht feind, aber man wolle nur die rechte Union. Von einer Seite wurde auch bemerkt, die Sonderungen müssen noch weiter gehen. Es sey eine Fraktion vorhanden, welche sich weder mit der vorhandenen Lutherischen, noch mit der unirten Gemeinschaft ganz einigen könne, und darum sich auch constituiren müsse; aus diesen Sonderungen werde erst die rechte Union erwachsen. Es wurde versucht, der Sache mehr eine praktische Seite abzugewinnen, indem gefragt wurde, wohin man sich stellen werde, wenn es zur Kirchenbildung kommen würde. Doch wurde hierüber auch kein Abschluß erzielt; um so weniger, da die Zeit zum Schluß der Verhandlungen drängte. Man wollte bei der nächsten Versammlung den Gegenstand aber wieder aufnehmen. Es war recht schade, daß die vornehmsten Vertreter des Lutherischen Kirchenvereins nicht gegenwärtig waren; mögen sie aber das nächste Mal nicht fehlen! Die Gefahr ist da, und möge sich Keiner darüber täuschen, daß die schärferen Sonderungen die vor Allem jetzt so nöthige brüderliche Einigkeit lockern, und sie wird allein dadurch in ihren verderblichen Folgen gehindert, daß nicht Einer den Anderen verachtet oder mißtraut, sondern Alle immer wieder und wieder eine Einigung suchen. Es ist dies kein vergeblich Werk, sondern der Herr wird diese Arbeit der Liebe

und Geduld segnen und endlich den Punkt zeigen, in dem wir wirklich vollkommen uns einigen. Er wurde, wenn auch nur im tiefsten Gefühl, beim Schluß einer jeden Versammlung von uns gefunden, und diesmal in vorzüglichem Maße, denn als das letzte Wort des Dankes und der Ermahnung gesprochen, und die Herzen im Gebete sich vereinigt hatten, da klang es so beweglich und so kräftig durch die Reihen der Brüder:

Die wir uns allhier beisammen finden,
Schlagen unsre Hände ein,
Uns auf deinen Tod, Herr, zu verbinden,
Dir auf ewig treu zu seyn.
Und zum Zeichen, daß dies Lobgetöne
Deinem Herzen angenehm und schön,
Sage Amen und zugleich:
Friede, Friede sey mit euch!

Nachrichten.

Heffen. Die „Orthodoxie“ des Herrn Professor Dr. Köllner zu Gießen.

In Nr. 47. dieser Blätter ist in einer Correspondenz „aus dem Großherzogthum Heffen“ bereits auf einen Streit aufmerksam gemacht worden, der nun nachträglich durch eine neue Erklärung des Dr. Köllner (in Nr. 125. der Darmst. Z. Beilage) eine solche Gestalt gewonnen hat, daß er im Interesse der Evangelischen Kirche des Landes eine nothwendige Veranlassung zu weiterer öffentlicher Besprechung gibt. Die Ev. R. Z. möge uns — so lange wir uns nicht zu einer eigenen Broschüre entschließen müssen — dazu einweisen ihre Spalten eröffnen.

Schon in Nr. 85. der Darmst. Z. waren die Erklärungen des Prof. Köllner über seine Orthodoxie — denn um diese handelt es sich — schießend genug. Er hat „daß kein Fehl, daß er die öffentlichen Bekenntnisse der Evangelischen Kirche für den wahren Ausdruck des Bibelglaubens hält, und sich mit Herz und Mund zu den kirchlichen Dogmen, d. h. dem kirchlichen Lehrbegriff bekennt;“, „aber“ — setzt er hinzu — „es ist schwer, das kirchliche Dogma recht zu bestimmen und zu erklären, weil auch die Symbole erst richtig ausgelegt werden müssen.“ Und darum hat er anderwärts, und hier nur anführend, den einschließenden Satz ausgesprochen, daß man nicht den wahren Sinn der Symbole und demnach der kirchlichen Dogmen gar nicht kenne.“ Denn — so gibt die Nr. 125. den betreffenden Aufschluß, „die Lehren sind in den Bekenntnissen gar nicht in systematischer Form vorgetragen, sondern einzeln, oft sehr unzusammenhängend, der historischen Veranlassung gemäß; die Bestimmungen über das Dogma schreiten vom Allgemeinen zum Speciellen fort, so daß die späteren immer die früheren ergänzen, eben dadurch aber auch unbestreitbar ist, daß die Symbole, wie sie nur bekennen, nicht lehren, d. h. nur das einfache Schriftwort wiedergeben, die Auslegung frei und damit der Schulmeinung Raum gelassen haben.“ Und will man nun weiter wissen, wie und wo jener wahre Sinn gesucht werden müsse, so erfährt man hierüber, „daß die Symbole und ihre Lehre freilich nicht aus der späteren f. g. altkirchlichen Dogmatik, sondern aus der Theologie des Mittelalters zu erklären sind.“ Und ist man endlich neugierig auf die Auffassung und Erklä-

rung des Herrn Prof. Köllner selbst, so wird man auch darüber an jenen Orten nicht ganz im Unklaren gelassen. Nach Nr. 85. sind „wahre Vernunft und wahres Christenthum gleich, und die Vernunft, erst durch das Christenthum wieder zu ihrer Reinheit erhoben; oder nach Nr. 125.: „das Christenthum nur die reinste objektive Vernunft; d. h. Erkenntniß Gottes selbst;“ und daher „kann in den praktischen Verhältnissen keine s. g. freie Gemeinde, so lange sie vernünftig bleiben will, eine größere Freiheit wünschen, als gerade die Symbole sie gewähren.“ Und auf Materielles eingehend wird erklärt: „die Kirche rechne zur wirklichen Offenbarung nur, was wirklich zur Heiligung des Lebens diene, nicht aber das rein Geschichtliche, bei welchem der Mensch ein Mitfaktor sey,“ und dazu wird, um gar nicht im Zweifel zu lassen, wie dies gemeint sey, sogleich hinzugefügt: „die großen Thatfachen der evangelischen Geschichte werden damit nicht einmal im Princip in Frage gestellt, irgendwie gefährdet, oder gar faktisch verworfen, sie ruhen nur, einerseits als Einführung und Realisirung, theils der Offenbarung, theils des Erlösungswerks überhaupt, andererseits eben so von dem Erlösungswerk gesondert, wie dadurch allein begreiflich, auf anderem Grunde.“ Dies die wörtlich ausgeschrieben und für sich verständlichen Äußerungen Dr. Köllner's. So weit sie klar sind und mit sich selbst übereinstimmen, ist ihr Sinn unbestreitbar dieser.

Das Christenthum ist wesentlich Lehre und als Lehre geoffenbart im Gefolge und in der Hülle geschichtlicher Thatfachen, welche letztere deshalb das zwar nicht Unmögliche, aber doch für den Heilzweck Unwesentliche der christlichen Heiligung nicht dienende sind. *) Inwiefern, da das Christenthum die reinste objektive Vernunft genannt wird, zugleich gemeint ist, daß die reine Vernunft den Inhalt des Christenthums selbst hervorbringen würde: darüber wagen wir nicht zu entscheiden, consequent aber wäre es.

Diese Lehre ist enthalten in der Schrift und in den Symbolen, aber nicht auf systematische Weise. (Daß „die Symbole nur das einfache Schriftwort wiedergeben,“ ist eine Äußerung, die jede Gegenbemerkung zu etwas Berlegendlichem macht.) Deshalb bedürfen die Symbole in ihren einzelnen Dogmen der Auslegung und näheren Erklärung. Diese ist aber nicht zu suchen nach Anleitung der altkirchlichen Dogmatik, sondern der Theologie des Mittelalters. Ihr entscheidendes Kriterium ist die Vernünftigkeit.

Ob Herr Prof. Dr. Köllner mit diesen Sätzen auf dem Boden des kirchlichen Bekenntnisses steht — von allem Anderen rede ich hier nicht —; oder ob er nicht vielmehr — neben der materiellen Nichtübereinstimmung — zugleich formell den Grund zu jedem beliebigen Ausschreiten, zu subjektiver Lehrwillkühr, legt: „darüber ist Ref. eben so wenig im Zweifel, als darüber, daß alle positiven Theologen der Gegenwart das gleiche Urtheil abgegeben werden. Aber eben deswegen hat er eine Bitte.

*) So hat Ref. auch den Verf. in seiner Schrift: „Die gute Sache etc.“ verstanden — noch lange vor jenen Äußerungen.

Unsere kirchliche Lage in Hessen ist weltbekannt. Seit Jahrzehnten ist der Rationalismus ausschließlich im Besitz unserer theologischen Lehrstühle gewesen. Seit Kurzem ist eine kleine Veränderung eingetreten, die uns aber hoch angerechnet wird. Der (designirte) katbolische Bischof und unser Minister weisen in der Kammer ausdrücklich darauf hin, daß das Bedürfniß (kirchlicher Lehrer) durch neuere Berufungen als erledigt betrachtet werden könne. Diese Lehrer sind Fleck und Köllner. Fleck ist so eben gestorben. Um so wichtiger wird das kirchliche Verhältniß des Letzteren. Wird man es uns also übel nehmen können, daß wir unsere Sache auf gegebene Veranlassung vor das Forum der Öffentlichkeit ziehen — auch in einem Moment, in dem die Kirche von so wichtigen Fragen bewegt wird? Ich hoffe nicht, denn grade in diesen Momenten und für die, welche noch kommen können, muß es uns in Hessen von der höchsten Wichtigkeit seyn, wenigstens eine entschiedene, klare und kräftige Stimme auf der Landesversammlung zu haben. An Prof. Köllner haben wir diese aber nicht: das ist das Resultat unserer bisherigen Erfahrung. Und eben so wenig dürfen wir sie nach seiner bisherigen Haltung von dem vor Kurzem zum Ordinarius erhobenen Prof. Dr. G. Baur erwarten. Um dieser Sachlage willen glauben wir also gerechten Anspruch auf die öffentliche Theilnahme zu haben, und es geschieht in dieser Überzeugung, daß hier Einer für Alle mit geistlichem Nachdruck und in aller Form die Behauptung ausspricht: „daß Herr Prof. Dr. Köllner zu Gießen auf Grund der oben von ihm mitgetheilten Sätze mit Recht nicht für einen Vertreter der kirchlichen Orthodogie zu halten sey; und daß hierin alle positiven Theologen der Gegenwart mit dem Referenten einig seyen;“ mit der ausdrücklichen — hoffentlich nicht unbedenklichen — Bitte an alle die Letzteren, daß der Ref. hier öffentlich eines Anderen belehrt werde, wenn es sich etwa nicht so verhält.

Und nun zum Schlusse nur noch ein Wort. Warum und in welchem Sinne hier Orthodogie betont wird, wird aus dem Obigen klar geworden seyn. Daß Herr Prof. Köllner aber auch nicht einmal zu den Theologen gezählt werden kann, die auf gleichem Grund mit der Evangelischen Kirche stehend und den wesentlichen Sinn ihrer Lehre mitbekennend, nur in einzelnen Dogmen abweichen oder einer besonderen Überzeugung folgen, und daß er eben so wenig recht gläubig, als richtiggläubig sey, von Anderem, was uns aber an einem Universitätslehrer nicht minder wichtig seyn muß, zu geschweigen: auch das, glauben wir, liegt zum Theil in dem Obigen bewiesen vor, zum anderen Theil haben wir keinen besonderen Grund mehr, es hier eingehender zu behandeln. Denn wie wir überhaupt keinen Streit gesucht haben, am wenigsten einen persönlichen, so haben wir auch nur gethan und vor die Öffentlichkeit gebracht, was durch das Interesse unserer Evangelischen Landeskirche uns geboten erscheint und auf anderem Wege nicht zu erleben war. Die Namen des Ref. und derer, in deren Sinne er geschrieben, werden wir übrigens der Öffentlichkeit, und somit auch Herrn Köllner, wenn es nöthig seyn wird, keinen Augenblick vorenthalten.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 7. November.

N^o 89.

Ämtliche Gutachten, die Verfassung der Evangelischen Kirche in Preußen betreffend. Im Auftrage zum Druck befördert durch Dr. Ludwig Richter, ord. Prof. der Rechte zu Berlin. Berlin und Leipzig, 1849. 8. S. XIV n. 446.

Die Gutachten, welche hier der öffentlichen Besprechung dargeboten werden, können nicht ohne wesentlichen Einfluß auf die zukünftige Gestaltung und Verfassung der Evangelischen Kirche in Preußen bleiben. Sie sind um so wichtiger, als sie einstimmig dem Schwerin-Richterschen Projekt einer sofort durch Urwahlen zu berufenen constituirenden Landes-Synode entgegenzutreten und selbst diejenigen Stimmen, die sich jenem Projekt am meisten nähern, eine vollständige Berathung des Verfassungsvorwerfes in Kreis- und Provinzial-Synoden, der Berufung der Landes-Synode voranzuschicken für nöthig erachten. Sie sind ferner von Wichtigkeit darin, daß sie einstimmig die bisherige Verfassung als zu Recht bestehend anerkennen, und eine Änderung derselben, die sie nur theilweise für nöthig oder unabweislich erklären, nur auf verfassungsmäßigem Wege herbeiführen wollen.

Wir halten es daher für unsere Pflicht, ausführlich auf diese Gutachten einzugehen, ihren Inhalt darzulegen und unsere Ansicht über die einzelnen Fragen auszusprechen.

Voranzuschicken ist, daß die Sammlung in dem Vorwort des Herausgebers die Verfügung des Ministers v. Ladenberg vom 15. Januar d. J., durch welche die Gutachten erfordert sind, und die derselben beigelegte Denkschrift mittheilt, welche eine Zusammenstellung der bisher an das Ministerium gelangten Anträge und Erklärungen enthält. Sodann folgen die Gutachten der acht Provinzial-Consistorien und der sechs evangelischen Fakultäten des Landes, so wie der Professoren Stahl, Mejer, Jacobson und Wassersleben.

Den folgenden Bericht zertheilen wir in drei Abschnitte, indem wir

1. von der Evangelischen Kirche in Preußen und der Union,
 2. von der bestehenden Kirchenverfassung,
 3. von der Änderung dieser Verfassung
- handeln werden.

Erster Abschnitt. Von der Evangelischen Kirche und der Union.

Das Ministerium geht von Art. 12. der Verfassungsurkunde vom 5. December 1848 aus, welcher festsetzt, daß „die Evangelische Kirche“ ihre Angelegenheiten selbstständig ordnet und verwaltet. Hiedurch sey das Verbleiben der Evangelischen Kirche in ihrem geschichtlichen Verhältniß zur Staatsregierung unmög-

lich gemacht, und es sey daher dahin zu wirken, daß die Kirche aus sich selbst eine Verfassung erzeuge, welche ihr theils die erforderliche Vertretung nach Außen, theils eine selbstständige Leitung ihrer Angelegenheiten sichere (S. 1).

Präjudiciell ist hier ohne Zweifel die Frage, was unter der „Evangelischen Kirche“ zu verstehen sey.

Zwar interessirt es uns hier nicht, näher zu erörtern, welche Rechte die einzelnen, bereits für sich organisirten kirchlichen Gemeinschaften, z. B. die Lutherischen Dissidenten, die Brüdergemeinde, aus dem Art. 12. der Verfassungsurkunde etwa herleiten können, weil und insofern sie zur „Evangelischen Kirche“ zu gehören den gerechten Anspruch haben. Auch wollen wir hier nicht auf den bereits geführten Kampf gegen die exklusiven Unionisten zurückkommen, welche der „Unirten“ Kirche allein die im Art. 12. garantirten Rechte vindiciren. Denn auch nicht Ein Gutachten ist darüber im Zweifel, daß die gesammte unter dem landesherrlichen Kirchenregiment noch jetzt stehende Kirche in allen ihren Abtheilungen unter Art. 12. falle, und daß es sich bei den hier besprochenen Maßregeln eben dieses Kirchenregiments natürlich nur um die unter seiner Leitung stehende Gemeinschaft handeln kann. So ist denn auch nur Ein Gutachten (Magdeburg) näher auf den Begriff der Evangelischen Kirche eingegangen (S. 298.), ohne indessen hieraus etwas Weiteres für das Gutachten selbst zu entnehmen. Darüber, daß die Dissidenten aller Art nicht von vorn herein durch das Kirchenregiment als zu der Kirche gehörig betrachtet werden dürfen, sind gleichfalls alle Gutachten einig, während sie in dem Wunsche, daß zur Wiedervereinigung mit den Dissidenten von dem Kirchenregiment oder von der künftigen Synode annähernde Schritte gethan werden möchten, theilweise auseinandergehen. Schwieriger und wichtiger ist aber die Frage:

Was ist die unter dem landesherrlichen Kirchenregiment stehende Evangelische Kirche?

Ist sie wirklich eine Einheit? aus welchen und wie vielen Theilen besteht sie?

Indem wir hier das Gebiet der Union, dieses Feld so heftigen Streites, betreten, müssen wir zunächst vollständig reserviren, was Denkschrift und Gutachten über die Union ausagen.

Die Denkschrift stellt die Frage der Union als eine „präjudicielle“ voran. Sie sagt, es sey die Ansicht ausgesprochen worden, daß es vor Allem darauf ankommen müsse, die confessionelle Besonderheit in das durch die Union ihr entzogene Recht wieder einzusetzen und der Entwicklung der kirchlichen Zustände dadurch den Boden zu schaffen, auf welchem sie allein gedeihen könne. Diese Ansicht leiste „also“ Verzicht auf die Erhaltung einer äußerlich verbundenen evangelischen Gesamtgemeinde des Landes und anstatt der Landeskirche, deren Be-

nung des Herrn Prof. Köllner selbst, so wird man auch darüber an jenen Orten nicht ganz im Unklaren gelassen. Nach Nr. 85. sind „wahre Vernunft und wahres Christenthum gleich, und die Vernunft, erst durch das Christenthum wieder zu ihrer Reinheit erhoben; oder nach Nr. 125.: „das Christenthum nur die reinste objektive Vernunft; d. h. Erkenntniß Gottes selbst;“ und daher „kann in den praktischen Verhältnissen keine f. g. freie Gemeinde, so lange sie vernünftig bleiben will, eine größere Freiheit wünschen, als gerade die Symbole sie gewähren.“ Und auf Materielles eingehend wird erklärt: „die Kirche rechne zur wirklichen Offenbarung nur, was wirklich zur Heiligung des Lebens diene, nicht aber das rein Geschichtliche, bei welchem der Mensch ein Mitfaktor sey,“ und dazu wird, um gar nicht im Zweifel zu lassen, wie dies gemeint sey, sogleich hinzugefügt: „die großen Thatfachen der evangelischen Geschichte werden damit nicht einmal im Princip in Frage gestellt, irgendwie gefährdet, oder gar faktisch verworfen, sie ruhen nur, einerseits als Einführung und Realisirung, theils der Offenbarung, theils des Erlösungswerks überhaupt, andererseits eben so von dem Erlösungswerk gesondert, wie dadurch allein begreiflich, auf anderem Grunde.“ Dies die wörtlich ausgeschriebenen und für sich verständlichen Äußerungen Dr. Köllner's. So weit sie klar sind und mit sich selbst übereinstimmen, ist ihr Sinn unbestreitbar dieser.

Das Christenthum ist wesentlich Lehre und als Lehre geoffenbart im Gesetze und in der Fülle geschichtlicher Thatfachen, welche letztere deshalb das zwar nicht Unmögliche, aber doch für den Heilzweck Unwesentliche der christlichen Heiligung nicht dienende sind. *) Inwiefern, da das Christenthum die reinste objektive Vernunft genannt wird, zugleich gemeint ist, daß die reine Vernunft den Inhalt des Christenthums selbst hervorbringen würde: darüber wagen wir nicht zu entscheiden, consequent aber wäre es.

Diese Lehre ist enthalten in der Schrift und in den Symbolen, aber nicht auf systematische Weise. (Daß „die Symbole nur das einfache Schriftwort wiedergeben,“ ist eine Äußerung, die jede Gegenbemerkung zu etwas Berlegentlichem macht.) Deshalb bedürfen die Symbole in ihren einzelnen Dogmen der Auslegung und näheren Erklärung. Diese ist aber nicht zu suchen nach Anleitung der altkirchlichen Dogmatik, sondern der Theologie des Mittelalters. Ihr entscheidendes Kriterium ist die Vernünftigkeit.

Ob Herr Prof. Dr. Köllner mit diesen Sätzen auf dem Boden des kirchlichen Bekenntnisses steht — von allem Anderen rede ich hier nicht —; oder ob er nicht vielmehr — neben der materiellen Nichtübereinstimmung — zugleich formell den Grund zu jedem beliebigen Ausbrechen, zu subjektiver Lehrwillkühr, legt: „darüber ist Ref. eben so wenig im Zweifel, als darüber, daß alle positiven Theologen der Gegenwart das gleiche Urtheil abgegeben werden. Aber eben deswegen hat er eine Bitte.

*) So hat Ref. auch den Verf. in seiner Schrift: „Die gute Sache etc.“ verstanden — noch lange vor jenen Äußerungen.

Unsere kirchliche Lage in Hessen ist weltbekannt. Seit Jahrzehnten ist der Nationalismus ausschließlich im Besitz unserer theologischen Lehrstühle gewesen. Seit Kurzem ist eine kleine Veränderung eingetreten, die uns aber hoch angerechnet wird. Der (designirte) katholische Bischof und unser Minister weisen in der Kammer ausdrücklich darauf hin, daß das Bedürfniß (kirchlicher Lehrer) durch neuere Berufungen als erliefert betrachtet werden könne. Diese Lehrer sind Fleck und Köllner. Fleck ist so eben gestorben. Um so wichtiger wird das kirchliche Verhältniß des Letzteren. Wird man es uns also übel nehmen können, daß wir unsere Sache auf gegebene Veranlassung vor das Forum der Öffentlichkeit ziehen — auch in einem Moment, in dem die Kirche von so wichtigen Fragen bewegt wird? Ich hoffe nicht, denn grade in diesen Momenten und für die, welche noch kommen können, muß es uns in Hessen von der höchsten Wichtigkeit seyn, wenigstens eine entschiedene, klare und kräftige Stimme auf der Landesversammlung zu haben. An Prof. Köllner haben wir diese aber nicht: das ist das Resultat unserer bisherigen Erfahrung. Und eben so wenig dürfen wir sie nach seiner bisherigen Haltung von dem vor Kurzem zum Ordinarius erhobenen Prof. Dr. G. Saur erwarten. Um dieser Sachlage willen glauben wir also gerechten Anspruch auf die öffentliche Theilnahme zu haben, und es geschieht in dieser Überzeugung, daß hier Einer für Alle mit geslisentlichem Nachdruck und in aller Form die Behauptung ausspricht: „daß Herr Prof. Dr. Köllner zu Gießen auf Grund der oben von ihm mitgetheilten Sätze mit Recht nicht für einen Vertreter der kirchlichen Orthodorie zu halten sey; und daß hierin alle positiven Theologen der Gegenwart mit dem Referenten einig seyen;“ mit der ausdrücklichen — hoffentlich nicht unbescheidenen — Bitte an alle die letzteren, daß der Ref. hier öffentlich eines Anderen belehrt werde, wenn es sich etwa nicht so verhält.

Und nun zum Schlusse nur noch ein Wort. Warum und in welchem Sinne hier Orthodorie betont wird, wird aus dem Obigen klar geworden seyn. Daß Herr Prof. Köllner aber auch nicht einmal zu den Theologen gezählt werden kann, die auf gleichem Grund mit der Evangelischen Kirche stehend und den wesentlichen Sinn ihrer Lehre mitbekennend, nur in einzelnen Dogmen abweichen oder einer besonderen Überzeugung folgen, und daß er eben so wenig recht gläubig, als rechtgläubig sey, von Anderem, was uns aber an einem Universitätslehrer nicht minder wichtig seyn muß, zu geschweigen: auch das, glauben wir, liegt zum Theil in dem Obigen bewiesen vor, zum anderen Theil haben wir keinen besonderen Grund mehr, es hier eingehender zu behandeln. Denn wie wir überhaupt keinen Streit gesucht haben, am wenigsten einen persönlichen, so haben wir auch nur gethan und vor die Öffentlichkeit gebracht, was durch das Interesse unserer Evangelischen Landeskirche uns geboten erscheint und auf anderem Wege nicht zu erledigen war. Die Namen des Ref. und derer, in deren Sinne er geschrieben, werden wir übrigens der Öffentlichkeit, und somit auch Herrn Köllner, wenn es nöthig seyn wird, keinen Augenblick vorenthalten.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 7. November.

N^o 89.

Ämtliche Gutachten, die Verfassung der Evangelischen Kirche in Preußen betreffend. Im Auftrage zum Druck befördert durch Dr. Ludwig Richter, ord. Prof. der Rechte zu Berlin. Berlin und Leipzig, 1849. 8. S. XIV u. 446.

Die Gutachten, welche hier der öffentlichen Besprechung dargeboten werden, können nicht ohne wesentlichen Einfluß auf die zukünftige Gestaltung und Verfassung der Evangelischen Kirche in Preußen bleiben. Sie sind um so wichtiger, als sie einstimmig dem Schwerin-Richterschen Projekt einer sofort durch Urwahlen zu berufenden constituirenden Landes-Synode entgegen treten und selbst diejenigen Stimmen, die sich jenem Projekt am meisten nähern, eine vollständige Berathung des Verfassungswerkes in Kreis- und Provinzial-Synoden, der Berufung der Landes-Synode voranzuschicken für nöthig erachten. Sie sind ferner von Wichtigkeit darin, daß sie einstimmig die bisherige Verfassung als zu Recht bestehend anerkennen, und eine Änderung derselben, die sie nur theilweise für nöthig oder unabwieslich erklären, nur auf verfassungsmäßigem Wege herbeiführen wollen.

Wir halten es daher für unsere Pflicht, ausführlich auf diese Gutachten einzugehen, ihren Inhalt darzulegen und unsere Ansicht über die einzelnen Fragen auszusprechen.

Voranzuschicken ist, daß die Sammlung in dem Vorwort des Herausgebers die Verfügung des Ministers v. Ladenberg vom 15. Januar d. J., durch welche die Gutachten erfordert sind, und die derselben beigelegte Denkschrift mittheilt, welche eine Zusammenstellung der bisher an das Ministerium gelangten Anträge und Erklärungen enthält. Sodann folgen die Gutachten der acht Provinzial-Consistorien und der sechs evangelischen Fakultäten des Landes, so wie der Professoren Stahl, Mejer, Jacobson und Wasserscheleben.

Den folgenden Bericht zertheilen wir in drei Abschnitte, indem wir

1. von der Evangelischen Kirche in Preußen und der Union,
 2. von der bestehenden Kirchenverfassung,
 3. von der Änderung dieser Verfassung
- handeln werden.

Erster Abschnitt. Von der Evangelischen Kirche und der Union.

Das Ministerium geht von Art. 12. der Verfassungsurkunde vom 5. December 1848 aus, welcher festsetzt, daß „die Evangelische Kirche“ ihre Angelegenheiten selbstständig ordnet und verwaltet. Hiedurch sey das Verbleiben der Evangelischen Kirche in ihrem geschichtlichen Verhältniß zur Staatsregierung unmög-

lich gemacht, und es sey daher dahin zu wirken, daß die Kirche aus sich selbst eine Verfassung erzeuge, welche ihr theils die erforderliche Vertretung nach Außen, theils eine selbstständige Leitung ihrer Angelegenheiten sichere (S. I.).

Präjudiciell ist hier ohne Zweifel die Frage, was unter der „Evangelischen Kirche“ zu verstehen sey.

Zwar interessirt es uns hier nicht, näher zu erörtern, welche Rechte die einzelnen, bereits für sich organisirten kirchlichen Gemeinschaften, z. B. die Lutherischen Dissidenten, die Brüdergemeinde, aus dem Art. 12. der Verfassungsurkunde etwa herleiten können, weil und insofern sie zur „Evangelischen Kirche“ zu gehören den gerechten Anspruch haben. Auch wollen wir hier nicht auf den bereits geführten Kampf gegen die exklusiven Unionisten zurückkommen, welche der „Unierten“ Kirche allein die im Art. 12. garantirten Rechte vindiciren. Denn auch nicht Ein Gutachten ist darüber im Zweifel, daß die gesammte unter dem landesherrlichen Kirchenregiment noch jetzt stehende Kirche in allen ihren Abtheilungen unter Art. 12. falle, und daß es sich bei den hier besprochenen Maßregeln eben dieses Kirchenregiments natürlich nur um die unter seiner Leitung stehende Gemeinschaft handeln kann. So ist denn auch nur Ein Gutachten (Magdeburg) näher auf den Begriff der Evangelischen Kirche eingegangen (S. 298.), ohne indeß hieraus etwas Weiteres für das Gutachten selbst zu entnehmen. Darüber, daß die Dissidenten aller Art nicht von vorn herein durch das Kirchenregiment als zu der Kirche gehörig betrachtet werden dürfen, sind gleichfalls alle Gutachten einig, während sie in dem Wunsche, daß zur Wiedervereinigung mit den Dissidenten von dem Kirchenregiment oder von der künftigen Synode annähernde Schritte gethan werden möchten, theilweise auseinandergehen. Schwieriger und wichtiger ist aber die Frage:

Was ist die unter dem landesherrlichen Kirchenregiment stehende Evangelische Kirche? Ist sie wirklich eine Einheit? aus welchen und wie vielen Theilen besteht sie?

Indem wir hier das Gebiet der Union, dieses Feld so heftigen Streites, betreten, müssen wir zunächst vollständig referiren, was Denkschrift und Gutachten über die Union ausfagen.

Die Denkschrift stellt die Frage der Union als eine „präjudicielle“ voran. Sie sagt, es sey die Ansicht ausgesprochen worden, daß es vor Allem darauf ankommen müsse, die confessionelle Besonderheit in das durch die Union ihr entzogene Recht wieder einzusetzen und der Entwicklung der kirchlichen Zustände dadurch den Boden zu schaffen, auf welchem sie allein gedeihen könne. Diese Ansicht leiste „also“ Verzicht auf die Erhaltung einer äußerlich verbundenen evangelischen Gesamtgemeinde des Landes und anstatt der Landeskirche, deren Be-

griff ihr der Wahrheit und Klarheit entbehre, wolle sie die Lutherische, Reformirte und Unirte Kirche als abgesonderte Lebenssphären hergestellt wissen. In überwiegender Mehrzahl sey dagegen die entgegengesetzte Ansicht vertreten, „daß das Kirchenregiment bei den von ihm gegenwärtig zu ergreifenden Maßregeln lediglich den gesetlichen Zustand beizubehalten und die Lösung der Frage, ob und wie den Mängeln der Union zu begegnen sey, der Entscheidung der Kirche selbst zu überlassen haben werde“ (S. II.).

Gleich das erste Gutachten (Fakultät Breslau) erinnert hiegegen sehr richtig, daß eine dritte Ansicht in der Mitte liege, welche zwar den Unterschied der drei Lebenssphären anerkannt wissen, aber dabei auf die Erhaltung einer äußerlich verbundenen evangelischen Gesamtgemeinde des Landes nicht verzichten wolle. Dies entspreche eben dem gesetlichen Zustande der Landeskirche (S. 2.).

Das Consistorium in Stettin bemerkt, daß selbst eine vollständige Zurückführung des Zustandes vor 1817 zur Auflösung der Einen Gesamtgemeinde des Landes nicht führen könne, da die Vereinigung im Kirchenregiment damals bereits bestanden habe (S. 18.); ist aber sonst der Ansicht, daß, so wenig Äpfel, Birnen und Obst *) in drei verschiedene Haufen gelegt werden können, eben so unmöglich sey es, Lutheraner, Reformirte und Unirte zu sondern, da ja die Union nichts Anderes sey, als die Vereinigung der beiden Schwesterkirchen zu einer neu belebten, Evangelisch-christlichen Kirche. Viele wollten eben so wenig die Union sich nehmen lassen, als aus der Lutherischen Kirche scheiden. Eben weil die Union noch unklar sey, könne sie nicht in bestimmter Unterscheidung neben der Lutherischen und Reformirten Kirche hingestellt werden. Nur die Kirche selbst werde über die Union und die Bedürfnisse der allerdings durch sie beeinträchtigten Gemeinden entscheiden können. Das Consistorium erklärt daher die Herstellung dreier Confessionen um so mehr für einen Akt der Willkür, als eine Unirte Kirche überall nicht her-, sondern nur hingestellt werden könne. Es theilt zugleich (S. 55.) mit, daß von den deshalb befragten siebenundfunzig Kreis-Synoden nur vier Synoden ausschließlich und außerdem etwa dreißig einzelne Stimmen sich dahin ausgesprochen hätten, daß nicht vor Berufung der Landes-Synode, aber auf derselben eine Scheidung der Confessionen erfolgen müsse, so daß das Kirchenregiment an die Sonderkirchen übergeben werde. Zugleich werde aber der Wunsch ausgesprochen, daß den Gemeinden, die sich bisher gegen die Union erklärt, eine besondere und angemessene Vertretung gewährt werden möchte. Das Consistorium hält diese abgesonderte Vertretung für sehr wünschenswerth, ist aber dagegen, daß die Scheidung schon auf den Kreis-Synoden erfolge, weil das eine völlige Zersplitterung in Aussicht stelle, „indem sich mit demselben Grunde alle abweichende Rich-

tungen zu besonderen Wahlkreisen zu vereinigen beanspruchen könnten.“*) Das diesem Gutachten beiliegende Separat-Votum geht viel gründlicher auf die Sache ein. Es sucht vor Allem den rechtlichen und faktischen Bestand klar zu machen und führt aus, wodurch sich die Union nach dem Erlaß vom 28. Februar 1834 von der Union des Jahres 1817 unterscheide. Während hier aus zwei Schwesterkirchen Eine neue Kirche zu schaffen beabsichtigt worden (dem Einwurf der Pommerschen Geistlichen, es gebe keine Reformirte bei ihnen,**) mit denen man sich vereinigen könne, sey entgegen worden, daß durch Einführung des Unionsritus die Idee der Union in die Gemeinden gepflanzt werden solle), — habe man 1834 den Rücktritt von dieser kirchenumbildenden Tendenz der Union ausgesprochen und die fortdauernde Geltung der Sonderbekenntnisse, die durch die bloße Einführung des Unionsritus weder ausdrücklich noch stillschweigend verändert sey, garantirt. Die Union habe hienach davon abzulassen, die beiden Kirchen confessionell zu irritiren. Eine Unirte Kirche neben der Lutherischen und Reformirten gebe es allerdings noch nicht, aber die Freunde der Union würden sie zu errichten haben unter Aufhebung des Dissens. Die Einheit sey im Wege der Conföderation zu erstreben, welche das Dach baue, unter welchem die Kirchen im vollen Gebrauch ihrer Eigenthümlichkeiten unangefochten neben einander existiren könnten. Bei der Berufung zur Landes-Synode sey daher streng die Confession als Grundlage der bestehenden Verfassung festzuhalten, dies werde zur Klarheit in der Union, zur wirklichen Bildung einer Unirten Kirche nöthigen; das bisherige passive Verhalten der Gemeinden als wirklichen Beitritt zur Union zu betrachten, sey weder consequent, noch weise, noch gerecht, es sey vielmehr Gelegenheit zu geben, daß die, welche von ihrem vollen confessionellen Recht keinen Gebrauch machen wollten, dies jetzt ausdrücklich erklären (S. 63—69.).

Das Consistorium zu Breslau hebt ausdrücklich hervor, daß zur Evangelischen Landeskirche sowohl die nicht unirten Lutherischen und reformirten, als die unirten Gemeinden gehören, falls sie nur dem landesherrlichen Kirchenregiment unterworfen sind, daß deshalb die Bezeichnung der Landeskirche als der Unirten unrichtig, weil zu eng, sey. Die große, auch in Schlesien bedeutende Zahl nicht unirter Gemeinden dürfe nicht ausgeschlossen werden, gegen deren Willen die Union für sie zu erstreben, sey schon unzulässig, geschweige denn die Tendenz zur Union im Kirchenregiment mit der Verwirklichung derselben „wahrheitswidrig“ (***) zu verwechseln. Dieser faktische Zustand sey zu erhalten und erst von der Kirche selbst, nachdem sie in ihrer Gesamtheit das Regiment übernommen, zu ent-

*) Hat das Consistorium es wirklich ernsthaft mit diesem Witz gemeint, so müssen wir entgegenen, daß sich ein Haufen Obst sehr wohl wie angegeben theilen läßt, wenn Einer nämlich wohl weiß, was Äpfel und Birnen sind, eine dritte Art, die beides zugleich seyn will, aber noch nicht kennt und noch nicht zu nennen versteht.

*) Die unveränderte Lutherische, unter dem landesherrlichen Kirchenregiment verblichene Kirche Pommerns hat also kein anderes Recht, als „jede andere Richtung,“ etwa der Aflische Nationalismus und Rationalismus?!

**) Pommern zählt außer einer Französischen nur vier reformirte Gemeinden (S. 52. 54.), von denen zwei unirte sind.

*** Die ekklesiastischen Unionisten, die die Sittlichkeit so gern voranstellen, mögen sich dies gesagt seyn lassen.

scheiden, ob und wie den Mängeln der Union zu begegnen sey (S. 115. 116.).

Die Fakultät zu Königsberg erkennt S. 139. an, daß die Union in sich selbst allerdings abgestuft sey, meint aber, daß die ganze Landeskirche als eine Unirte zu betrachten und dieser zur Zeit wirkliche vorhandene Zustand der Kirche nicht willkürlich zu verändern sey; zur confessionellen Sonderentwicklung müsse aber innerhalb des vom Unions-Standpunkt aus zu beginnenden Organisationswerkes Raum gelassen und die Freiheit zur gänzlich getrennten Organisation nicht verschränkt werden.

Das Consistorium in Königsberg hält (S. 174.) für nothwendig, daß die neue Verfassung von dem Grunde der gegenwärtigen Union des Kirchenregiments aus, unbeschadet der confessionellen Rechte und Eigenthümlichkeiten der Lutherischen und reformirten Gemeinden, im Sinne des Erlasses vom 28. Februar 1834, sich entwickle. Das hiezu gehörige Votum I. führt hiebei aus einem, auch von dem Consistorium in Bezug genommenen Bericht über die Unionsverhältnisse näher an, daß in der Provinz nur wenige Gemeinden und Diöcesen sind, in denen Lutheraner und Reformirte unter Einem Geistlichen oder Einem Superintendenten verbunden sind, daß Alle, auch die weder Unionsritus noch Agende angenommen, unter dem Consistorium stehen, in welchem schon vor 1817 ein reformirter Rath Sitz und Stimme gehabt, die Union im Sinne der Deklaration von 1834 mithin schon bestanden habe (S. 189.). Votum II. sagt, daß sämtliche Kreis-Synoden sich für dieses Verhältniß ausgesprochen hätten (S. 192.).

Das Consistorium zu Posen wünscht freie Entwicklung der Lutherischen, reformirten und unirten Richtung, unbeschadet der Conföderation derselben (S. 212.) und dringt darauf, daß schon jetzt die Lutherische und reformirte Richtung in der obersten Kirchenbehörde Vertretung erhalte (S. 214.). Die Beilage dieses Gutachtens spricht sich im Allgemeinen gegen die Rückkehr zu confessionellen Besonderheiten aus (S. 216.).

Die Bonner Fakultät spricht sich entschieden gegen eine Auflösung der Landeskirche aus, hebt aber eben so entschieden hervor, daß dieselbe Lutherische, Reformirte und Unirte umfasse, und daß die Union zwischen diesen Allen nur bestehe im gemeinsamen Kirchenregiment und der Zulassung zum heiligen Abendmahl. Das Gutachten bezeugt hiebei, daß die Stimmen, die ein freieres Geltendmachen des Confessionellen in der Gemeinde wünschen, sehr zahlreich sind (S. 227—229.).

Das Consistorium zu Magdeburg hat sich dafür ausgesprochen, die Union in ihrem thatsächlichen Bestehen zu schützen, ohne diesen Zustand näher anzugeben (S. 302.). Das Consistorium zu Berlin spricht dasselbe aus, erkennt aber hiebei an, daß die Landeskirche keineswegs eine nur Unirte sey, da sie „bekannlich“ auch nicht unirte Gemeinden umfasse. Dieser status quo sey zu erhalten und die endliche Regulirung der Zukunft zu überlassen (S. 389.).

Das Consistorium zu Coblenz will (S. 446.) gleichfalls den jetzigen Zustand aufrecht erhalten wissen, weil, abgesehen von einzelnen nicht in Betracht kommenden Stimmen, die drei Kirchen das Begehren nach Absonderung nicht ausgesprochen

hätten, diese Trennung daher jetzt ein eben so willkürlicher als gewalthätiger Eingriff in den bisherigen Entwicklungsangang seyn würde. Das Consistorium zu Münster (S. 160.) will den gesetlichen Zustand wahren, unirte und nicht unirte Gemeinden bei den neuen Einrichtungen theilhaben und hiebei weder den Bestand der Union gefährden, noch die Sonderinteressen der nicht unirten Gemeinden beeinträchtigen. Es scheidet S. 161. bestimmt Lutherische, reformirte und unirte Gemeinden. Die vier Professoren wollen auch kein Zerfallen der Einen Landeskirche, aber, während Stahl auf dem Wege der Conföderation jedem confessionellen Bedürfnis gerecht werden, und namentlich in Kultus und Kirchenregiment in der Einigung doch auch die Sonderung will (S. 414.), während Jacobson den von der fünften Rheinischen Synode aufgestellten Grundsatz empfiehlt, daß alle auf dem Standpunkt der Unirten Kirche gefaßten Beschlüsse für die Lutherischen und reformirten Gemeinden nur so weit verbindende Kraft haben, als sie erweislich mit der confessionellen Eigenthümlichkeit derselben in Bekenntnis und Gottesdienst vereinbar seyen (S. 85.), eifert Wasserscheleben, offenbar ohne genügende Einsicht in die eigentliche Frage, für die Festhaltung der bisherigen Verfassung und die Nichtbeachtung einzelner Richtungen, welche „die Unirte Evangelische Kirche Preußens“ anfeinden (S. 95.); Mejer aber betrachtet es als „außer Frage,“ daß die Union zunächst nicht gelöst werden kann, vielmehr die Kirche, deren Gliederung jetzt bevorsteht, „die Unirte Preussische Evangelische Landeskirche“ ist (S. 358.).

Fassen wir nun diese Erklärungen zusammen, so finden wir den richtigen Gesichtspunkt zwar mehrfach angedeutet, aber nirgends zu voller Geltung gebracht. Die vielfachen Erklärungen für die Aufrechthaltung des bisherigen gesetlichen Zustandes sagen so viel wie nichts, denn das ist eben die Hauptfrage: Welches dieser gesetliche Zustand ist, ob der faktisch bestehende hiemit übereinstimmt, und was, wenn dies nicht der Fall, die Pflicht des Kirchenregiments ist? Wer von einer nur Unirten Landeskirche träumt, wer mit dem Gesandnis, daß zu dieser Kirche auch nicht unirte Gemeinden gehören, die Sache zu erschöpfen meint, der kennt eben den wirklichen Zustand der Kirche in dieser Beziehung in der That gar nicht. Dieser Zustand ist ein höchst confuser, der nur „erhalten“ werden kann, so lange man die Augen davon abzuwenden vermag; der aber nothwendig sich ändern und abklären muß, sobald man, wie jetzt, genöthigt ist, der Sache näher zu treten. Es lassen sich die großen Schwierigkeiten im Wesentlichen darauf zurückführen, daß man einmal nicht bestimmt weiß, was die Union in Preußen ist, und sodann, daß man nicht bestimmt weiß, ob, wie, in welchem Sinn die Union im Einzelnen besteht.

Die Union nach dem Aufruf von 1817 und die Union nach der Erklärung von 1834 haben nur den Namen mit einander gemein. Während es der Union von 1817 vollkommen entsprach, daß selbst Glieder der Consistorien erklärten, sie seyen weder Lutherisch, noch reformirt, sondern unirt, schlägt eine solche Erklärung der Union von 1834 schlechthin ins Gesicht. Während die Union von 1817 sehr wohl die Zusammenschmel-

zung Lutherischer und reformirter Gemeinden zu Einer neuen evangelischen, und eben so die Neubildung unirter Gemeinden ohne Bekenntniß zum Lutherthum oder zur reformirten Lehre gestattete, ja recht eigentlich bezweckte, ist ein derartiger Akt nach der Union von 1834 ein Unding und vollkommen unstatthaft. Während die Union von 1817 die Confessionsnamen verfolgen und selbst mit einem Censurverbot (!) belegen konnte, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu treten, war die Union von 1834 gerade auf den unveränderten Fortbestand dieser Confessionen gegründet. Man sieht, daß die Behandlung beider Unionen als Einer durchaus unzulässig ist und zu falschen Ergebnissen nothwendig führen muß.

Mit dem Anerkenntniß dieser Differenz ist es aber noch keineswegs gethan. Wir wissen damit noch nicht, was die erste, nicht was die zweite Union eigentlich ist. Die erste soll eine neue Kirche stiften, aber das Bekenntniß, die Ordnungen dieser Kirche, selbst ihre Gränzen sucht man vergebens. Die zweite läßt sich, wie das Gutachten des Königsberger Consistoriums beweist, mit vollem Recht reduciren auf die Gemeinschaft des Kirchenregiments, die schon vor 1817 bestand, sie läßt sich aber eben sowohl auf die Gemeinschaft der sacra, des Kultus beziehen, je nachdem man „das Nichtverfagen der äußeren Kirchengemeinschaft,“ von welchem der Erlaß des Königs vom 28. Februar 1834 spricht, mit confessionellem oder uniretem Auge betrachtet, mit confessionellen oder unirten Tendenzen auslegt.

Hierzu kommt nun die höchst tadelnswürdige und dem Erlaß von 1834 schlechthin widersprechende Behandlung der Ordination, Vokation und Confirmation Seitens des Kirchenregiments und die Nichtbeachtung der Confession in Besetzung geistlicher Ämter. In dieser Beziehung hat, und dies wird fast allgemein, namentlich von dem Königsberger Consistorium, ignorirt, offenbar die Union von 1817 unter der Firma der Erklärung von 1834 ungestört fortgelebt, unterstützt durch die neue Agende, welche weit hinaus über das „Nichtverfagen“ der Kirchengemeinschaft, den Kultus so zu gestalten suchte, daß er die Frage nach dem Verfagen gleichsam im Keime ersticke. Diese Theologie des Ja und Nein hat Früchte getragen und kein Wunder ist es, daß diese Früchte sich nun als ungenießbar erweisen.

Noch viel tiefer und ungründlicher muß aber die Confusion in diesen Dingen erscheinen, wenn man erwägt, wie die Union eingeführt worden ist und den dadurch herbeigeführten faktischen Zustand näher zergliedert. Mit großer Ängstlichkeit hat man eine ausdrückliche Befragung, ja auch nur eine bestimmte klare Belehrung der Gemeinden über die Union vermieden. Meistentheils, ja mit wenigen Ausnahmen allgemein, hat man sich damit begnügt, den Unionsritus beim Abendmahl (das Brotbrechen) äußerlich durch die Geistlichen einführen zu lassen und den amtlichen Gebrauch der Confessionsnamen zu beseitigen. Die Gemeinden, die sich dies bis jetzt stillschweigend haben gefallen lassen, werden als unirt betrachtet, die, welche durch ihre Geist-

lichen hievor bewahrt worden sind, gelten als nicht unirt. Höchst selten sind wirklich zwei Gemeinden verschiedener Confession zu Einer unirten Gemeinde urkundlich verschmolzen oder unirte Gemeinden als solche neu gegründet worden. Nur in diesen Fällen ist man im Klaren darüber, daß die Gemeinden erstens wirklich unirt und zweitens in dem Sinne unirt sind, daß sie als Gemeinden keiner der beiden Confessionen angehören; unklar bleibt auch hier das eigentliche Bekenntniß und Wesen dieser neuen kirchlichen Gemeinschaft. Ganz dunkel ist dagegen, was die übrigen Gemeinden, die den Unionsritus ohne Widerspruch gebuldet haben, an der Union eigentlich besitzen; unklar, ob sie rechtsgültig überhaupt zur Union gehören, unklar, in welcher Weise und welcher Bedeutung. Da in dieser Lage sich mit Ausnahme der schon erwähnten unirten Gemeinden so wie der die Union ausdrücklich versagenden, die gesammte Kirche befindet, so ist es in der That ein fast unbegreifliches Begehren, wenn man darauf besteht, daß der „gesetzliche Zustand“ der Union festgehalten und treu „bewahrt“ werden soll. Man muß hiemit doch einen bestimmten Gedanken verbinden, der nach Obigem nur dahin gehen könnte: „Es soll, wie bisher, so auch ferner Niemand wissen, ob und was er an der Union hat, ob und was ihm die Union gelassen hat.“ Es fragt sich ja eben, worin der „gesetzliche Zustand“ besteht und was man als solchen zu conserviren hat; denn wir sind nun endlich an einem Punkt angelangt, wo diese Frage nicht länger übersehen werden kann, wo auf die alten und vielfachen Bitten, diese Sache zu ordnen, endlich gehört werden muß. Wir sind deshalb an diesem Punkt jetzt angelangt, weil die Kirche, die Landeskirche in Preußen, „Ich“ sagen soll und dies nicht kann, ohne sich ihres Wesens, ihrer Ichheit bewußt zu werden, weil sie dem Staate gegenüber die Pflicht hat, sich als ein auf bestimmten Fundamenten ruhendes, in fester Ordnung dastehendes Gebäude darzustellen, weil selbst die Berufung von Presbyterien, Kreis-, Provinzial- und Landes-Synoden vorweg durch die Beantwortung der präjudiciellen Unionsfrage bedingt ist, indem der erste Schritt auf dieser Bahn entweder eine Sanction des bisherigen Verfahrens, eine Verdichtung des Dunkels, oder eine Aufhellung und Wiederherstellung nothwendig in sich schließen muß. Presbyter können nur als Glieder einer bestimmten Kirche, Synoden können nur als Synoden einer bestimmten oder mehrerer bestimmten Kirchen, nach den Grundgesetzen und Lehren dieser Kirchen berufen werden, deren Bekenntnissen sie selbst unterworfen und verpflichtet sind. Man kann aber nicht, ohne gegen Recht, Gesetz und Bekenntniß gröslich zu sündigen, Presbyter und Synoden in's Blaue hinein anordnen und dann zusehen, wie die Kirche sich selber hilft. Eine so berufene Synode könnte nie und nimmermehr, weder nach Lutherischer noch nach reformirter Lehre als eine wahre Vertreterin der Kirche erscheinen.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 10. November.

N^o 90.

Ämtliche Gutachten, die Verfassung der Evangelischen Kirche in Preußen betreffend. Im Auftrage zum Druck befördert durch Dr. Ludwig Richter, ord. Prof. der Rechte zu Berlin. Berlin und Leipzig, 1849. 8. S. XIV u. 446.

(Fortsetzung.)

Wir haben von je her die Ansicht vertheidigt, daß jene passive Annahme des Unionsritus den Bekenntniß- und Kirchenbestand der Gemeinden nicht verändert hat, daß Lutherische Gemeinden Lutherisch geblieben sind und reformirte reformirt. Wir haben anerkannt, daß die Union von 1817 zwar eine neue Kirche stiften wollte, daß sie aber nur in den oben erwähnten Ausnahmefällen sie wirklich gestiftet hat, daß die Erklärung von 1834 ausdrücklich sanktionirte, der Bekenntniß- und Kirchenbestand sey unverändert, und daß bei allen nur passiv-unirten Gemeinden hiedurch das festgestellt ist, daß die Union für sie Bekenntniß- und Kirchenbestand nicht verrückt hat, wenn gleich Streit darüber seyn kann, was sie denn eigentlich bewirkt habe. Das Consistorium zu Königsberg kennt für die Provinz Preußen nur eine Union im Kirchenregiment, welche vor 1817 bestanden hat, welche auch von den nicht unirten Gemeinden ausdrücklich anerkannt wird. Übersehen ist hiebei aber, wie bemerkt, daß Ordination, Vokation und Confirmation der Geistlichen, wenigstens die beiden letzteren Akte hiezu nicht stimmen, da sie nicht auf die Sonderbekenntnisse, sondern auf den Consensus verpflichten und für die Differenzlehren gar keine Verpflichtung aussprechen. Dies ist ein Unrecht, durch Ministerialrescripte eingeführt und erhalten, welches den Segen des königlichen Wortes von 1834 völlig untergraben und den Zustand der Kirche zu einem ungesetzlichen gemacht hat. Wir meinen dieses ungesetzliche Unrecht, welches in der That Confessions- und Kirchenbestand der Gemeinden — nicht rechtlich, aber faktisch — verrückt hat, darf keinen Tag länger geübt werden, und wenn der gesetzliche Zustand der Union Geltung haben soll, so kann der faktische Zustand nicht bewahrt werden, vielmehr ist hiemit die Beseitigung des bestehenden ungesetzlichen Verfahrens (nicht ver-, sondern) geboten. Sobald dies erreicht ist, erhellt sich das Dunkel auf der Stelle. Wir haben dann — abgesehen von den wenigen nur unirten — nur Gemeinden, die entweder Lutherisch oder reformirt sind. Diese Gemeinden stehen sämmtlich, mögen sie nun den Unionsritus dulden oder nicht, unter dem landesherrlichen Kirchenregiment, haben aber eine bestimmte Confession, gehören einer bestimmten Kirche an und können die Arbeit über die eigentliche Bedeutung ihrer Union, da sie Con-

fessions- und Kirchenbestand nicht mehr irritirt, ruhig der gemeinsamen Verathung vorbehalten. Daneben stehen nun die nur unirten (so zu sagen aktiv-unirten, d. h. durch einen wirklichen Akt der Union, als einer kirchenbildenden, beigetretenen) Gemeinden, die weder Lutherisch noch reformirt sind, und welche daher auch der Erlaß von 1834 unmöglich zu einer von beiden stempeln kann. Für diese Gemeinden ist die Union von 1817 als wirklich zu Recht bestehend trotz jenes Erlasses anzuerkennen, welcher hier nur die Wirkung einer protestatio facto contraria äußern konnte. Diese Unirte Kirche entbehrt zwar eines eigenen Bekenntnisses, allein sie steht unter dem landesherrlichen Kirchenregiment, hat den (noch nicht-formulirten) Consensus aller Lutherischen und Calvinischen Bekenntnisschriften bisher als ihre Lehnnorm anerkannt, und wird, so lückenhaft und mangelhaft dies auch ist, dennoch auf Grund dieser Praxis als eine eigene kirchliche Gemeinschaft, deren thatsächlicher Bestand außer Zweifel ist, auch rechtlich anzuerkennen seyn. Dieses Anerkenntniß nach beiden Seiten hin würde den wirklich existenten gesetzlichen Zustand aus dem ungesetzlichen Dunkel confuser Praxis erlösen und das Suum cuique auch hier zur vollen Geltung bringen. Es ist dies keineswegs eine Auflösung der Einen Landeskirche in drei, sondern eine Lösung der die Eine Kirche ernstlich gefährdenden Verwirrung zu um so festerer Verbindung und Verbrüderung. Mit den nicht unirten Gemeinden haben ja schon jetzt die unirten keine andere landeskirchliche Verbindung als die des gemeinsamen Kirchenregiments. Wie sollte denn eine Maßregel, die dies nicht nur bewahrt, sondern befestigt, als eine Auflösung der Landeskirche gelten können!

Es wäre auch in der That unbegreiflich, wie man sich hiegegen sperren könnte, wenn die Partei exklusiver Unionsfreunde, wie ihre neulich in diesen Blättern besprochene Denkschrift beweist, nicht Alles daransehte, das Recht derer zu verkümmern, die nicht ihrer Ansicht über die Union sind. Wir wollen sie gern in ihren Kreisen gewähren lassen, uns mit ihnen anerkennend verbinden, aber sie sollen uns ein Gleiches thun und das Recht derer, die, als Glieder der Landeskirche, nie der Union beigetreten oder trotz dieses Beitritts doch nie ihre Confession geändert, und kraft der königlichen Gewähr von 1834 ihr Recht in der Landeskirche treu behauptet haben, nicht ferner mit Füßen treten.

Wir wünschen und fordern also vor Allem als einen Akt der Gerechtigkeit, also als einen nothwendigen Akt des Kirchenregiments, daß es

1. sofort aufhöre, bei Ordination, Vokation und Confirmation der Geistlichen an nicht-unirten oder passiv-unirten Gemeinden die Deklaration von 1834 außer Acht zu lassen, viel-

mehr die Rechte der Confession und Kirche, zu der diese Gemeinden noch heute rechtlich und faktisch gehören, gewissenhaft achte, sodann aber

2. eben so gewissenhaft die Rechte der aktiv-unirten Gemeinden pflege, sie als besondere kirchliche Gemeinschaft anerkenne und die Entwicklung und Abklärung der Union nicht länger hemme;
3. daß die kirchlichen Behörden, einschließlich der Centralbehörde, confessionell umgebildet und verpflichtet, und
4. die Confession im Kultus bei den zu 1. gedachten Gemeinden nicht weiter grundsätzlich (d. h. vom Unionsstandpunkt aus) zurückgedrängt, sondern überall zur vollen Geltung verstatet werde.

Alles dies betrifft begangenes Unrecht; es darf daher kein Schritt zur Organisation der Gemeinden oder der Kirche geschehen, bevor dies nicht wieder gut gemacht ist. Es wird sonst das Unrecht mit organisirt und erst recht tief aufs Neue der Kirche eingepflanzt.

Hiemit ist denn die Frage beantwortet, die wir oben stellten, was die unter dem landesherrlichen Kirchenregiment stehende Evangelische Kirche sei, worin ihr gesetzlicher Zustand besteht und zugleich angegeben, was geschehen muß, um diesen gesetzlichen Zustand auch faktisch herzustellen.

Zweiter Abschnitt. Von der bestehenden Kirchenverfassung.

In diesem Abschnitt haben wir erstens zu untersuchen, ob die bisherige Verfassung noch zu Recht besteht, zweitens, welche Rechte das landesherrliche Kirchenregiment nach dieser Verfassung hat und welche es nicht hat.

Wir haben hier wiederum zunächst über den Inhalt der Denkschrift und der Gutachten zu berichten.

Die Denkschrift erwähnt nur gelegentlich (§. VIII.) den Mangel der Berechtigung des Kirchenregiments zur einseitigen provisorischen Organisation der Gemeinden, scheint aber an der Berechtigung und Verpflichtung desselben zur Berufung einer Landes-Synode ohne Organisation der Gemeinden nicht im Entferntesten zu zweifeln und ist von der Wahrheit der Behauptung durchdrungen, daß die Kirche nicht länger in ihrem geschichtlichen Verhältniß zur Staatsregierung (— landesherrlichem Regiment) verbleiben kann (§. I.)

Nicht wenige der Gutachten befreiten hier Satz für Satz. Namentlich heben die Gutachten, die am gründlichsten auf die Frage eingehen, entschieden hervor, daß das Kirchenregiment des Königs zu vollem Recht besteht, daß auch ferner dieses Regiment sehr wohl bestehen kann, daß es aber jedenfalls Recht und Pflicht so lange ungeschwächt behält, bis eine andere Kirchenleitung hergestellt ist.

Die Fakultät Breslau will principaliter den status quo lediglich aufrecht erhalten, da sie von jeder Neugestaltung nur die Auflösung bestehender heilsamer Ordnungen befürchtet, eventualiter aber ist sie für eine provisorische Organisation der Gemeinden, und dann erst für Kreis-Synoden u. s. w. als selbstständig beratende (nicht bloße Wahl-) Körper (§. 1—3.).

Die Fakultät bezweifelt daher weder das Recht des landesherrlichen Kirchenregiments in seinem gegenwärtigen Bestande noch die Befugniß desselben zu den besprochenen organischen Einrichtungen.

Die Fakultät Berlin hält es für „eine durch die Zeit gestellte Aufgabe, die Gemeinden zu organisiren.“ Von der Berufung einer Landes-Synode will sie dagegen nichts wissen und theilweise selbst nur dann die Organisation der Gemeinden anrathen, wenn die Beibehaltung des landesherrlichen Episkopats feststehe. An dem vollen Rechtsbestande des jetzigen Regiments ist hier nirgend gezwifelt und nur das hat ein Theil der Fakultät ausgesprochen, daß das landesherrliche Episkopat sich nicht ferner halten lassen und manche Verwickelungen herbeiführen werde (§. 128. 131. 134.).

Die Fakultät Königsberg erkennt (§. 140.) ausdrücklich die jegige Verfassung der Kirche als zu Recht bestehend an, und vindicirt dem Kirchenregiment die Befugniß, die Einleitungen zum Organisationswerk zu treffen, mit dem Bemerkten, daß eine Verfassungs-Oktroyirung dem Verlangen der Kirche widersprechen und nur im Drange der äußersten Nothwendigkeit gerechtfertigt seyn würde. Sie will, daß das Kirchenregiment die Gemeinden provisorisch organisire, nicht aber ein Wahlgesetz für die Landes-Synode gebe, das über die ganze künftige Gestaltung des kirchlichen Lebens wesentlich entscheiden würde (§. 142. 144.).

Die Fakultät Greifswald erklärt eine verfassunggebende Landes-Synode für unvermeidlich und die Organisation der Presbyterien nicht für zweckmäßig, zweifelt aber nirgends an der Berechtigung des Kirchenregiments zu all diesen Maßregeln und hält es nur dazu für nicht befugt, die Landeskirche in Sonderkirchen aufzulösen (§. 199. 205.).

Die Bonner Fakultät hebt gleich im Eingang sehr bestimmt hervor, daß das Recht des Landesherrn zur obersten Leitung der Kirche zugleich seine Pflicht sei und daß das Kirchenregiment wie die Landeskirche selbst zu Recht bestehe (§. 225.). Sie erklärt sich sodann gegen eine constituirende Landes-Synode vorzüglich um des Rechtspunktes willen, da hiedurch eine vorgreifende Entscheidung über den Weg, den die Kirche zu gehen hat, so wie über sehr folgenreiche Grundsätze der Synodalbildung getroffen werde. Sie will die Gemeinden organisiren und behauptet das Recht des Kirchenregiments hiezu eben so bestimmt, als sie das Recht desselben, durch Berufung der Landes-Synode der Entscheidung der Gemeinden, Kreis- und Provinzial-Synoden über die Fragen des Ob und Wie der Landes-Synode vorzugreifen, in Abrede stellt (§. 235 f. 249.).

Die Fakultät Halle erklärt (§. 279.) desgleichen, daß das Kirchenregiment nicht das Recht hat, die Kirche durch Berufung einer verfassunggebenden Landes-Synode zu einem Experiment zu nöthigen, das den Verfall derselben zu seinem wahrscheinlichen Ausgang haben würde, während sie (§. 289.) die Bildung von Presbyterien durch dieses Regiment fordert und es (§. 291.) für die heilige Pflicht Sr. Majestät des Königs erachtet, der Kirche seine obere Leitung nicht eher zu entziehen,

als bis sie in einen geordneten Zustand übergegangen sey und sich namentlich auch über die künftige Stellung des landesherrlichen Kirchenregiments erklärt habe (S. 282.). Das Episcopatrecht des Landesherrn hält sie für eine Frage der inneren Verfassung der Kirche und bestreitet der politischen Repräsentation das Recht, hierüber zu entscheiden (S. 292. 293.). Der volle Rechtsbestand der jetzigen Verfassung ist hiernach entschieden anerkannt.

Die acht Consistorien und die vier Professoren sind eben so einstimmig der Ansicht, daß das Kirchenregiment nach wie vor durchaus zu Recht besteht, namentlich die Befugniß und die Pflicht hat, sowohl die Verwaltung fortzuführen, als die neue Verfassung anzubahnen (vgl. Stettin S. 38., Coblenz S. 87. 429., Breslau S. 123., Münster S. 154., Königsberg S. 171., Posen S. 208., Magdeburg S. 320., Berlin S. 383.; ferner Stahl S. 406., Jacobson S. 76. 80. 84., Wasserschleben S. 94. 98., Mejer S. 351. 352.). Namentlich hebt das Consistorium zu Coblenz aus der Verfassungsurkunde selbst Art. 13., welche der Kirche das Recht gewährleiste, auch mit dem Könige, als ihrem Oberen, frei zu verkehren, und Wasserschleben Art. 109. hervor, aus dem der Fortbestand des jetzigen Kirchenregiments folge. Mejer nimmt auf die Geschichte Bezug, die bereits jeden Zweifel an diesem Fortbestehen widerlegt habe und folgert das Recht selbst aus dem Charakter desselben, als eines Dienstes, einer Pflicht, die der Verpflichtete nicht einseitig und nicht eher ablehnen dürfe, bis ein Anderer an seine Stelle getreten sey. Stahl aber bestreitet überdies auf das Bestimmteste, daß jemals das Kirchenregiment das Recht gehabt habe, die Kirche durch Urwahlen zu zerstören.

Hienach muß die bisherige Verfassung der unter dem landesherrlichen Kirchenregiment verbundenen Kirche als noch jetzt zu Recht bestehend erachtet werden. Die Verfassungsurkunde schweigt gänzlich von dem Verhältniß des Königs zur Evangelischen Kirche, am wenigsten untersagt sie dessen Fortdauer; höchstens kann man sagen, daß sie die Möglichkeit der Lösung garantirt. Wodurch sollte denn also diese Lösung bereits bewirkt seyn? Überdies ist ja die Verfassung noch in der Revision begriffen und noch gar nicht ausgemacht, welche Bestimmungen über das Verhältniß Staat und Kirche künftig definitiv maßgebend bei uns seyn werden. Alle Bedenken, die aus dieser Stellung des Staats zur Kirche, aus dem Wesen der konstitutionellen Staatsform gegen die Fortdauer der bisherigen Kirchenverfassung entnommen werden können, treffen daher immer nur die für die Zukunft wünschenswerthen oder nöthigen Verfassungsänderungen, nimmermehr aber den gegenwärtigen Rechtsbestand der alten Verfassung bis zum Eintritt dieser Änderung. Es kann daher mit voller Gewissheit behauptet werden — und die Gutachten stützen diese Überzeugung — daß sowohl faktisch als rechtlich das landesherrliche Kirchenregiment mit der gesamten Kirchenverfassung fortbesteht. Hierbei — wie Einige wollen — zu unterscheiden zwischen provisorischen und definitiven, wichtigen und unwichtigen Maßregeln, verwaltenden und gesetzgebenden Funktionen; und die einen dem bestehenden

Regiment ab-, die anderen ihm zusprechen, d. h. die Behörde für ermächtigt, ja verpflichtet erachten, Alles der eigenen Ansicht, den eigenen Wünschen Entsprechende zu thun, das Entgegengesetzte aber ihm nicht gestatten; dieses willkürliche Verfahren bedarf keiner ernstlichen Widerlegung. Vollkommen widersinnig aber erscheint es, wenn man dem Regiment das Recht, die gefährlichsten und die Zukunft der Kirche schlechthin bedingenden Experimente mit ihrer Verfassung zu machen, unter der Firma des Provisoriums zugesieht, und ihm dagegen das Recht abspricht, begangenes Unrecht gut zu machen, und Anordnungen für die Pflege und den Schutz des Bekenntnisses zu treffen, welche recht eigentlich der Kern seiner Amtspflicht sind.

So bestimmt wir aber accentuiren, daß das landesherrliche Kirchenregiment von seinen Befugnissen nichts eingebüßt hat (weil von seinen Pflichten ihm nichts abgenommen ist), eben so bestimmt müssen wir protestiren gegen die Verwechselung und Vermischung der Staatsregierung mit dem Kirchenregiment, der wir nicht nur in der Denkschrift, sondern auch häufig in den Gutachten begegnen. Wahr ist es, der Territorialismus hat in Preußen eine große Rolle gespielt und das Ministerium Schwerin hat ihn zu einer bis dahin noch unerhörten Geltung gebracht.*) Aber dennoch hat er nur faktisch, nicht rechtlich geherrscht und die Anfänge zur Wiederherstellung der Consistorialverfassung, welche von 1815, 1817, 1845 und 1848 datiren, und jetzt in der Einsetzung einer von dem Kultusminister unabhängigen obersten Behörde für die inneren evangelischen Kirchensachen ihre Bestätigung gefunden haben, bekunden, daß das Kirchenregiment selbst die früheren Bahnen verlassen hat. Es folgt hieraus zweierlei, beides von der höchsten Bedeutung für die Kirche. Einmal, daß das Kirchenregiment des Landesherrn nicht der Kirche gegenüber steht, sondern zu ihr gehört, daß die Organe des Kirchenregiments Kirchenbehörden sind und daß sie als solche rein und bestimmt hingestellt und von dem Staat anerkannt werden müssen.**). Hierüber sprechen sich die Gutachten wenigstens theilweise bestimmt aus und haben namentlich ein ungetheiltes Anerkenntniß für die erwähnte Herstellung der selbstständigen Centralbehörde, deren Zusammensetzung und kirchlicher Charakter nur noch Manches zu wünschen übrig läßt (vgl.

*) Hierher gehört vorzüglich die verfassungswidrige und mit unwarhren Angaben beschönigte Aufhebung des Ober-Consistoriums, welche S. 217. als übereilt und ungültig bezeichnet wird. Erst der Königl. Erlass wegen Herstellung dieser Central-Kirchenbehörde hat diesen Akt zugleich legalisirt und aufgehoben. Dennoch war dies ohne Zweifel eine — sitzliche That (!?) in den Augen einer bekannnten Partei, die sich allein für die Landeskirche Preußens hält.

**) Wenn ganz neuerdings von befremdeter Seite ausgeführt worden, daß der Landesherr als christliche Obrigkeit das Kirchenregiment führe, so können wir nur aus vollem Herzen Ja dazu sagen. Allein hieraus folgt keineswegs etwas gegen den aufgestellten Satz. Vielmehr wird, da die christliche Obrigkeit fortan nur noch in der Person des Landesherrn zu finden ist, um so entschiedener jede Vermischung des Kirchenregiments mit den Staatsorganen, deren Christlichkeit mehr als je Bedenken erregen muß, abzuweisen seyn.

§. 143. 182. 217. 281. 301. 369. 383. 410.). Das Consistorium zu Coblenz macht namentlich darauf aufmerksam, daß schon nach dem Allg. Landrecht die Consistorien als Träger der bishöflichen Rechte durchaus einen kirchlichen Charakter und als solche den Beruf haben, die Kirche mit zu vertreten (§. 87—89. 438.). An einigen Stellen ist sogar mit Recht darauf hingewiesen, daß die Bekenntnisschriften diesen Grundsatz der Nichtvermischung weltlicher und kirchlicher Macht aussprechen und daß ein Verstoß dagegen mithin wider das Bekenntniß der Kirche ist (§. 266. 190.). Das Zweite ist, daß die kirchliche Gesetzgebung nicht in den Händen der Staatsgewalten, auch nicht in dem absoluten Willen des Landesherrn ruht, sondern nach den Grundsätzen des evangelischen Kirchenrechts nur unter und nach dem Beirath kirchlicher Autoritäten ausgeübt werden darf, namentlich aber schlechthin an das Bekenntniß der Kirche wie diese selbst gebunden ist, und eine Änderung der Verfassung nur unter Zustimmung der gesammten Kirche und keinesfalls gegen die bekennnismäßigen Verfassungsgrundsätze der Kirche vornehmen kann. Auch dieser Grundsatz ist, wie die obigen Auszüge beweisen, fast allgemein anerkannt, und selbst die Stimmten, die für den äußersten Nothfall eine Verfassungs-Ökrotyrung durch den König für zulässig erklären, setzen hiebei den nachfolgenden Consens der Kirche voraus. Dieser Consens ist allerdings nicht an bestimmte Formen gebunden, er braucht kein ausdrücklich ausgesprochener, urkundlich verbrieft zu seyn,*) aber vorhanden muß er seyn und durch Thatfachen erwiesen werden können. Deshalb wird überall, wo es sich nicht um das Bekenntniß handelt, das faktische Eingehen der Kirche auf Anordnungen des Kirchenregiments für eine Zustimmung anzusehen seyn. Handelt es sich aber (wie bei der Union) um das Bekenntniß, so kann erstens nur eine ausdrückliche Erklärung den Confessionsbestand ändern, und zweitens kann weder das Kirchenregiment allein noch in Gemeinschaft mit anderen Vertretern der Kirche denen, die nicht zustimmen, an ihrem kirchlichen Bestande und ihren Rechten irgend etwas entziehen. Diesen Grundsatz erkennt namentlich dadurch die Gesamtheit der Gutachten an, daß kein einziges der Landes-Synode das Recht einräumen will, sich über das Bekenntniß zu stellen und daß einige sogar ausdrücklich der Minorität den vollen Bestand ihrer Rechte gewahrt wissen wollen (§. 338.). Wir werden auf die Anwendung dieser Grundsätze weiter unten zurückkommen, namentlich wo es sich um den Verweis handeln wird, daß die Berufung einer constituirenden Synode nach Urwahlen, ja selbst die Berufung der Presbyterien nach Urwahlen wider die Verfassung, theilweise sogar wider das Bekenntniß ist.

Dritter Abschnitt. Von der Änderung der Kirchenverfassung.

Hier fragt es sich vor Allem:

Ist eine Änderung nothwendig und weshalb?

Die Denkschrift bejaht diese Nothwendigkeit, weil Art. 12 der

Verfassungsurkunde nicht zulasse, daß die Evangelische Kirche länger in ihrem geschichtlichen Verhältnisse zur „Staatsregierung“ verbleibe. (§. 1.) Die Gutachten sind fast sämmtlich dieser Ansicht gefolgt, insofern sie sich für die Nothwendigkeit irgend welcher Änderungen der Verfassung als unausbleiblicher Folge der veränderten politischen Verhältnisse des Staates aussprechen. Nur die Fakultät zu Breslau meint, daß sie den status quo der Verfassung jeder jezt möglichen Neugestaltung vorzuziehen geneigt sei, „indem wir,“ sagt sie, „wohl eine Auflösung bestehender, auch heilsamer Ordnungen fürchten, nicht aber einen den Bedürfnissen entsprechenden Neubau mit Zuversicht zu hoffen wagen.“ (§. 1.) Aber auch sie gibt (wenigstens ein eventuelles) Gutachten über die vorgelegten Fragen ab, weil die Kirche durch die politische Entwicklung zu der Neugestaltung ihrer Verfassung hingedrängt sey. Das Consistorium zu Breslau macht darauf aufmerksam, daß doch erst die Revision der Verfassung beendet und der Boden des Staats wieder befestigt seyn müsse, bevor man Hand an den kirchlichen Umbau legen könne, (§. 119) spricht aber dennoch aus, daß dieser Umbau durch den Drang der Umstände unvermeidlich geworden zu seyn scheine. Die übrigen Gutachten sind darin einverstanden, daß irgend eine Änderung der Verfassung Behufs der zu bewirkenden Selbstständigkeit der Kirche nothwendig sey, wenngleich sie in Bezug auf Maß und Ziel dieser Änderung, in Bezug auf die Mittel und Wege zu diesem Ziele gar sehr von einander abweichen. Fragen wir aber nach den Gründen dieser Ansicht, so sehen wir uns vergebens nach einer gründlichen und ausführlichen Antwort um. Die politische Umgestaltung, der Drang der Umstände, die Bestimmungen der Verfassungsurkunde sollen diese Änderung bedingen. Aber wir haben schon die Erinnerung gehört, daß die Verfassung noch der Revision unterliegt, und daß es den Staatsgewalten nicht zusteht, über die Verfassung der Kirche zu bestimmen. Aber, so meint man, sie spricht die Trennung der Kirche vom Staat aus, und schafft eine Lage des königlichen Herrn, durch welche er außer Stand gesetzt wird, das Kirchenregiment zu führen, durch welche die Kirche dahin gedrängt ist, es ihm zu entziehen. Diese Ansicht ist näher zu prüfen, zumal da sie in den Gutachten theils Vertretung theils Widerspruch gefunden hat.

Leider haben nur wenige Gutachten die Bestimmungen der Verfassungsurkunde selbst ihrer Kritik unterworfen. Am kräftigsten hat die Provinz Sachsen sich hier erwiesen, indem die Fakultät zu Halle einen feierlichen Protest gegen die Trennung des Staats von der Kirche eingelegt, und das Consistorium zu Magdeburg sich gleichfalls entschieden gegen diese Trennung wie gegen Art. 12 der Verfassungsurkunde ausgesprochen hat. (§. 271. 302.) Auch die Consistorien zu Stettin und Berlin haben nicht geschwiegen (§. 9. 376) und Beilage I. zu dem Gutachten des Königsberger Consistoriums hebt mit Recht hervor, daß die Stellung der Kirche zur Obrigkeit „ein Stück des protestantischen Bekenntnisses“ sey (§. 182).

Auch Jacobson will keine Trennung, sondern nur Auseinander-

Beilage.

*) Dies nimmt das Gutachten des Prof. Mejer irrthümlich an.

Versehung zwischen Kirche und Staat (S. 74). Die meisten Gutachten schweigen aber hierüber, und doch wäre allgemein und laut nicht nur gegen die Trennung der Kirche vom Staat, welche nach dem Gutachten des Consistoriums zu Stettin weder durch ein Verlangen, noch durch ein Bedürfnis bedingt, noch überhaupt möglich ist, sondern auch gegen die Trennung der Schule von der Kirche (welche allein in dem Gutachten des Magdeburger Consistoriums erwähnt worden), und gegen die Loslösung des Bandes zwischen der Evangelischen Kirche und dem Landesherren zu protestiren gewesen. In dieser letzten Beziehung erklären mehrere Gutachten ausdrücklich, daß sie den Art. 12 nicht dahin verstehen, daß er die Lösung dieses Bandes bedinge; sie erklären dies für eine innere Angelegenheit der Kirche, über welche nur diese selbst Beschluß fassen könne. So das Consistorium zu Breslau, welches erklärt, daß der Evangelische König zur Evangelischen Kirche gehöre, daß er der Schirmherr, Patron der Kirche auch ferner bleiben und die Rechte derselben durch Consistorien ausüben solle (S. 116, 117). Eben so das Consistorium zu Königsberg, welches von dem König auch ferner als dem Schirmherrn, Protector der Kirche, Schutz, zumal jetzt gegen den Demos (oder Dämon) erwartet. In dem Gutachten des Consistoriums zu Magdeburg wird an den hohen historischen Beruf des preussischen Thrones erinnert, der Schutzherr des Protestantismus zu seyn, daran, daß die Fürsten nur auf Bitten der Reformatoren das Kirchenregiment in die Hand genommen, und daß sie auch ferner zu bitten seien, wenn auch in veränderter Weise, ihr kirchliches Amt fortzuführen (S. 300). Das Consistorium zu Münster sagt, daß die Beseitigung des landesherrlichen Kirchenregiments auch die Provinz Westphalen mit der Gefahr der Auflösung der Kirche bedrohe, daß dasselbe wesentliche Vorzüge habe, daß jedoch über die Möglichkeit der Fortdauer verschiedene Ansichten im Collegium herrschten, indem die Einen vermeinten, daß die politische Verfassung dies verhindere, die Anderen, daß nach derselben die früheren Bedenken vielmehr geschwächt und vermindert seien, indem die Unterscheidung weltlicher und geistlicher Gewalt, die das Bekenntnis fordere, jetzt klarer heraustrete als bisher (S. 153). Das Consistorium zu Coblenz sieht durch Art. 13 der Verfassungsurkunde diese Fortdauer ausdrücklich gewährleistet. Die Fakultät zu Halle (S. 282, 292—295) giebt zwar zu, daß das Verhältniß sich ändern müsse, erklärt die einstweilige Fortsetzung des Kirchenregiments aber für die heilige Pflicht des Königs, die Frage, ob und welche Änderung nöthig, für eine Frage der inneren Kirchenverfassung und bemerkt, daß sowohl die Pietät als das Bedürfnis nach Schutz gegen den Verfall in Secten die Fortdauer des landesherrlichen Kirchenregiments anrathen, und daß lediglich die constitutionelle Doctrin, nicht aber die Bestimmung der Verfassungsurkunde, nicht das Verhältniß zu den Katholiken, nicht die Würde der Krone die Auflösung des

Bandes fordere. Hierin stimmt Stahl bei, welcher gleichfalls die Frage für eine innere erklärt und die Fortdauer des jetzt bestehenden Verhältnisses daraus herleitet, daß die Verfassung darüber nichts bestimme, vielmehr nur der Geist derselben dagegen, während auf der andern Seite der Umstand, daß die Kirche nur durch das Kirchenregiment des Königs eine Einheit bilde, Art. 12 der Verfassungsurkunde aber diese Einheit, folglich auch das Kirchenregiment des Königs anzuerkennen scheine, für die Fortdauer spreche (S. 409).

Wir können nur auf das Entschiedenste uns gegen alle die Bestimmungen der Verfassungsurkunde erklären, welche das Band des Staats mit der Kirche und die Verhältnisse der letzteren berühren. Die kirchlichen Organe hatten um so mehr Beruf und Pflicht bei diesem Anlaß ohne Ausnahme laut zu protestiren, als die Kirche über diese Fragen, die sie so nah berühren, die ihr ins Herz treffen, über die der Staat allein gar nicht entscheiden kann, noch nicht gehört war. Die Kirche hat den Staat hier vor Allem daran zu erinnern, daß das Gesetz Gottes nicht blos den Einzelnen, sondern den Völkern gegeben ist, daß das Evangelium Niemand bekennen kann, ohne das gesammte Erdenleben ihm unterzuordnen, daß das Gleichgeltende aller Religionen, ja der Religionslosigkeit und der Religion im Staat nichts Anderes ist als Gleichgültigkeit des Staats gegen die Religion, daß der Geist Gottes solche Gleichgültigkeit der Feindschaft gleich ja nach stellt, und daß ein Staat, der also das Wort des Herrn und das Bekenntnis zu ihm trotz aller Segnungen, die Jahrhunderte hindurch um dieses Bekenntnisses willen ihm in Strömen zugeflossen sind, von sich weist, nothwendig — wir sagen **nothwendig** — dem Schicksal Jerusalems entgegen gehen muß. Wir finden dies nur in zwei Gutachten (Stettin und Halle) mit der gebührenden Schärfe und Ausführlichkeit ausgesprochen und beklagen, daß dieser Anlaß nicht von allen Seiten benutzt worden ist, dem Ministerium offen zu sagen, welchen Gefahren es durch diese Bestimmungen der Verfassungsurkunde (Art. 11—23) den Staat entgegen führt. Ferner war das Verhältniß der Kirche zur Schule ins Auge zu fassen, und auch hier laut zu protestiren gegen das, was die Verfassungsurkunde in der That zweifellos ausspricht. Wir haben schon bemerkt, daß nur ein einziges Gutachten diesen Gegenstand überhaupt erwähnt, keines aber ihn erörtert. Man wird entgegenen, hierüber sey keine Äußerung erforderlich, mithin habe diese Äußerung hieher auch nicht gehört. Aber, wir meinen, sie gehört überall hin und ist immer wieder zu erneuen, wo sich Gelegenheit bietet über das Verfassungswerk und sein Verhältniß zur Kirche offen und frei vor aller Welt zu reden.

Sodann sind wir der Meinung, daß der Staat nur befugt war, auszusprechen, er wolle die Kirche nicht regieren, daß er aber nicht befugt war, weder zur Ankündigung der Aufhebung des Patronats, noch zur Ankündigung einer „selbstständigen“

Kirchenverwaltung, welche letztere Bestimmung, wenn wir auch nicht mit Stahl sagen wollen, daß ihr Geist die Fortdauer des landesherrlichen Kirchenregiments verbiete, mindestens und zumal in Verbindung mit der allgemeinen Mißdeutung früherer Erklärungen des Königs, es zweifelhaft läßt, ob sie nicht wirklich mehr ausspreche, als den Grundsatz der Nichtvermischung der Staats- und Kirchenregierung, der Nichteinmischung der letzteren in die erstere. Der Bestimmung der Verfassung über das Patronat gedenken nur wenige Gutachten vorübergehend; so die Fakultät Bonn, indem sie erklärt, daß die Kirche nicht verzichten könne auf die Leistungen der Patrone, und daher eine Regulirung des Patronatrechts nach den Vorschlägen der General-Synode als wünschenswerth bezeichnet (S. 257). In der zweiten Beilage zum Gutachten des Consistoriums zu Königsberg ist sehr richtig bemerkt, daß die Abschaffung des Patronats ohne Zustimmung der Synoden (wir wollen lieber „der Kirche“ sagen) nicht rechtsgültig ist. Freilich wird, wie der Minister in der ersten Kammer hervorhob, das Patronat jetzt vom Staat verliehen; allein diese Behandlung des Patronats setzt, wie der westphälische Friedensschluß beweist, die innigste Verbindung zwischen Staat und Kirche voraus. Fällt diese dahin, so muß allerdings die Kirche darauf halten, daß das Patronat ihrer selbstständigen Bestimmung überlassen werde. Dies mochte der Staat in der Verfassungsurkunde anerkennen und sich der Gesetzgebung über die Patronatsverhältnisse ausdrücklich entschlagen, die Selbstständigkeit der Kirche mithin auch hier gelten lassen. Statt dessen maßt er sich an, darüber zu entscheiden, ob die Kirche das Patronat noch als ein Institut der Kirche ferner-besitzen soll und schlägt die Kirche in demselben Augenblick in neue Fesseln, in dem er sie freizulassen vorgibt. Hiegegen mußten die kirchlichen Organe bei dieser Gelegenheit auf das Entschiedenste als gegen einen Eingriff in ein wichtiges, ein in der That unentbehrliches Institut der Kirche protestiren, nicht bloß aus Rücksicht auf die eigene Selbstständigkeit, nicht bloß aus Rücksichten des äußeren Vortheils, so wenig er auch entbehrt werden kann, sondern vor Allem aus Rücksicht auf die Pietät, welche der Stiftung von Kirchen durch fromme Christen, einer jetzt freilich sehr seltenen Erscheinung, gebührt. Freilich bedarf die Ausübung des Patronatrechts bestimmter Regelung, welche namentlich die hohen geistlichen Pflichten eines Kirchenpatrons in ihrer wahren Gestalt erscheinen und die Ausübung des aus denselben entspringenden wesentlichen Rechts der Pfarrerrwahl an kirchliche Qualifikationen bindet; nimmermehr aber darf die Kirche dieses wichtige und ehrwürdige kirchliche Institut von sich weisen, welches ihr vielen Segen gebracht hat und in Zeiten neuer Erweckung auch wieder bringen wird. Es ist zu bedauern, daß die Wichtigkeit dieser Frage verkannt oder doch die Gelegenheit, auch hierüber ein gutes Bekenntniß abzulegen, so vielfach versäumt worden ist.

Der vielbesprochene Art. 12 der Verfassungsurkunde hat für uns natürlich nicht den möglichst schlechten, sondern den mög-

lichst guten Sinn. Es ist merkwürdig, daß gegen diese einfache, in der jetzigen Zeit so practisch wichtige Interpretationsregel so häufig gefehlt wird. Die unchristlichen, der Kirche schädlichen Bestimmungen nach möglichst reiner Doctrin des Constitutionalismus aufzufassen und in alle ihre Consequenzen hinein zu verfolgen und als bereits maßgebend und entscheidend anzuerkennen, ist nicht unsers Amtes. Wir würden damit in unzähligen Fällen die Schlacht vor dem Kampf verloren geben, ja selbst, je scharfsichtiger um so mehr, als die Verkündiger neuer Niederlagen austreten auf Feldern, die noch ganz außerhalb des Kampfes liegen. Daß wir uns die Tragweite jedes feindlichen Principes klar vor Augen stellen, um die Größe der Gefahr zu erkennen, um gerüstet zu seyn auf jeden Kampf, das ist löblich und weise. Unweise aber ist es, dem Feinde Quartier zu machen, wo er noch nicht gesiegt, ja noch nicht einmal gekämpft hat; und das, so meinen wir, thun die, welche über die Worte hinaus, weit hinaus über das, was wirklich bestimmt ist, den Art. 12. nach dem Geist der Verfassung, nach der reinen Doctrin auslegen zu müssen glauben. Gesagt ist: die Evangelische Kirche ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbstständig. Auch dies ist noch nicht definitiv gesagt, sondern die Revision ist noch im Gange und wir haben bereits gesehen, daß die Verfasser der Verfassung keineswegs geneigt sind, überall Vaterstelle bei diesem Kinde zu vertreten. Aber wir wollen annehmen, dies sey gesagt und stehe fest, und es frage sich nur, was damit gesagt seyn solle. Wir sagen: selbstständig ist die Kirche dem Princip nach auch bisher verwaltet und geordnet worden, denn der König gehört zur Kirche und nur auf die Bitte der Kirche haben die Fürsten sich dieses Kirchendienstes nach christlicher Be-
bespflicht unterzogen. Aber factisch ist dieses Princip gar sehr verkümmert worden, auch bei uns. Der Staat hat seine kalten Arme um die Kirche geschlungen und hält ihren Besitz nicht nur unter seinem Schloß, sondern verkümmert selbst in geistlichen Dingen ihr Leben durch Vermischung der Staatsbehörden mit den kirchlichen, durch Verschließung der bedeutendsten Institutionen und Lebensgebiete gegen den Einfluß der Kirche. Dieser nicht rechtliche, aber factische Zustand soll ein Ende haben. Die Evangelische Kirche soll sich so unabhängig, so frei bewegen wie jede andere kirchliche Gemeinschaft.

Hieraus folgt, daß die Kirchenbehörden unvermischelt hingestellt und ihnen die gesammte Verwaltung auch der externa, welche jetzt in den Händen der Staatsbehörden ist, überlassen werde. Es folgt ferner daraus, daß, wenn der Staat auch widerrechtlich die aus Kirchengut gegründeten Schulen der Kirche ganz und gar entziehen sollte, er dieser doch nicht wehren kann und will, Kirchschulen aufs Neue zu gründen und die Erziehung und Unterweisung der Jugend in evangelischer Lehre, Zucht und Sitte selbstständig in die Hand zu nehmen. Das folgt aus Art. 12. Es folgt aber nicht daraus, daß der König das Kirchenregiment niederlegen, oder gar um seiner staatlichen Stellung willen verhindert seyn soll, den etwa aufs Neue erbetenen

Dienst fortzuführen; es folgt nicht daraus, daß die Kirche, falls sie dieses Band fortsetzen will, hierin unselbstständig und wider ihren Willen genöthigt seyn soll, dasselbe dennoch zu lösen. Da nun andere Bestimmungen der Verfassungsurkunde dem König und der Kirche das Recht, hierin selbstständig zu handeln nicht nur nicht absprechen, vielmehr ausdrücklich festsetzen: einmal, daß die Kirche mit ihren Oberen „ungehindert“ soll verkehren können, sodann, daß die Religionsfreiheit und Religionsübung in weitester Ausdehnung gewährleistet ist (Art. 13. 11.): so ist in der That schwer einzusehen, wie der König oder die Kirche genöthigt seyn soll, wider ihren Willen dieses Band zu lösen. Man käme sonst zu der Absurdität, daß die Kirche zwar einem fremden Landesherren (etwa dem Könige von Hannover?) die Rechte des Kirchenregiments übertragen dürfte, dem eigenen aber nicht, und daß der König in Bezug auf die Kirche verfassungsmäßig unfreier wäre, als der Geringste seiner Unterthanen. (Vgl. S. 294., wo die Fakultät Halle davor warnt, das constitutionelle Princip so auszulegen, wie es dem Bestande eines wirklichen Königthums am nachtheiligsten sey, wie es den Fürsten zum unfreien Manne im Staate, wie es zum Wesen und Inhalt der Monarchie die Republik mache.)

Nothwendig in Folge der Verfassungsurkunde vom 5. December 1848 ist also nur das, daß die bisherige Verfassung rein entwickelt und ausgeführt und nicht ferner durch die Vermischung mit dem Staat turbiert werde.

Anders gestaltet sich freilich die Sache, wenn der König die Kirche in ihrer jetzigen schweren Bedrängniß, in ihren großen, ja furchtbaren Gefahren wirklich — und wir müssen unserer Überzeugung gemäß, wenn auch in Ehrfurcht sagen: wider die Pflicht seines heiligen Berufes — verlassen, und ihr seinen Schutz und seinen königlichen Dienst entziehen will.*) Es würde alsdann an der Zeit seyn, dem Rathe des Consistoriums zu Magdeburg zu folgen, und den Landesherren auf's Neue, wie weiland Dr. Luther, zu bitten, „daß er, [als unsere gewisse weltliche Obrigkeit, von Gott verordnet, aus christlicher Liebe und um Gottes Willen, dem Evangelio zu gut und den elenden Christen in Er. Königl. Majestät Landen zu Nutz und Heil, gnädiglich wollte etliche tüchtige Personen zum Amt der Kirchenregierung fordern und ordnen.“**) Den also Bittenden, und

*) Hierzu könnten z. B. Erwägungen führen, wie die, welche das Consistorium zu Berlin S. 388. anstellt, wo ausgeführt ist, daß die Stellung des christlichen Fürsten zum Kirchenregiment bei der grundsätzlichen Aufhebung des gesammten magistratus politicus als eines christlichen die schwierigste Frage sey. Es ist indeß auch hierbei übersehen, daß die Durchführung des unchristlichen Princips noch schwieriger und von den Paragraphen der Verfassung bis zur Befetzung aller Staatsämter mit Juden und Heiden ein weiter Weg seyn möchte, den wir nicht nur nicht zu ignoriren, sondern mit Bergen zu versehen haben, eine Arbeit, die dem Glauben bekanntlich nicht zu schwer ist!

**) Vorrede zu dem Unterricht der Visitatoren an die Pfarrer im

wenn es auch nicht die ganze Kirche, wenn es auch vielleicht nur eine kleine Minorität wäre, den also Bittenden, des sind wir überzeugt, würde der König, eingedenk seiner Christenpflicht, die Ihm auferlegt, der Kirche zu dienen mit der Gabe, die er empfangen hat an Weisheit wie an Macht, das Ohr nicht verschließen.

Da wir jedenfalls zu diesen Bittenden gehören würden, so könnten wir füglich schweigen über die Frage, wie das Kirchenregiment einzurichten sey, wenn der König dasselbe wirklich niederlegt und sich nicht bestimmen läßt, es fortzuführen. Allein die Gutachten berühren hier einen Gedanken, von dem es scheinen könnte, als billigten wir ihn. Deshalb wollen wir wenige Worte über ihn hinzufügen.

(Fortsetzung folgt.)

Noch ein Wort über R. F. A. Schelling's Schrift: „Protestantismus und Philosophie.“

In dem Vorworte zu H. Steffens nachgelassenen Schriften wird von dem Verfasser desselben, Prof. G. R. Schelling in Berlin, die wissenschaftliche Forschung und Vermittelung als die unerlässliche Bedingung einer Neubelebung der christlichen Kirche, als das einzige Heilmittel für den Schaden unserer Zeit dargestellt, in der Überzeugung, daß die wahre Wissenschaft nothwendig zu der Wahrheit führen müsse, welche allein in Christo ist. „Das sogenannte Testimonium Spiritus Sancti“ wird als geistliche Erfahrung und wirkliche Überzeugung keineswegs geläugnet, sondern vielmehr anerkannt, aber nicht als Erweisung des Geistes an Vielen zumal zu einigender Gemeinschaft gefaßt, sondern unter die Kategorie subjektiver Innerlichkeit gestellt, als ein isolirtes Ereigniß für den Einzelnen angesehen (S. XXXI. XXXII.). Ebenermassen lesen wir in der ebenfalls sehr lezenswerthen Schrift des Diakonus Schelling zu Weinsberg: „Protestantismus und Philosophie“ (S. 81. 82.), daß es allerdings, wie D. Strauß nicht ohne Grund rüge, eine Schwachheit sey, wenn die evangelischen Theologen die göttliche Wahrheit der heiligen Schrift nicht allein durch das Inspirationsdogma, sondern in letzter Instanz durch das testimonium Spiritus Sancti zu beweisen versucht hätten.

Diese beiden Urtheile gehen von angesehenen Männern aus, welche sich aufrichtig und ernstlich zu Christo bekennen. Um so schmerzlicher waren sie für Andere, welchen auch die Wiederbelebung der christlichen Kirche am Herzen liegt, die aber das Heil nicht sowohl von der Wissenschaft erwarten, als vielmehr von der Erweisung des Geistes, als einer Pfingstgabe, die nicht nur Einzelnen für sich wird, sondern auch Vielen in Gemeinschaft. In diesem Sinne wurde, Angesichts der Noth der Kirche, in der Ev. R. Z. d. J. (S. 133.) darüber geklagt, daß „die Berufung der

Eurfürstenthum zu Sachsen vom Jahre 1528. Richter's Kirchenordnungen I. 83.

Evangelischen Kirche auf das testimonium Spiritus S. dem Berliner Philosophen zu einer Erfahrung des einzelnen Subjekts zusammenschumpft,“ während „sie in Weinsberg zu einer Schwachheit verkümmert, gleich als wenn selbsterlei pfingstliche Erfahrungen, wie sie noch heut zu Tage durch die Reichen der Gemeinde gehen, noch niemals an so werthe Glieder gekommen wären.“

Diese Äußerung, welche die Wichtigkeit der Sache zu erfordern schien, ist von dem Verfasser der Schrift über Protestantismus und Philosophie persönlich gedeutet, und zwar so ausgelegt worden, als wäre gesagt, daß in Weinsberg das testimonium Spiritus S. selbst zu einer Schwachheit verkümmere. Dies wäre allerdings gegen des Verf. Sinn: seine Meinung ist nur, daß nicht jenes Testimonium selbst, wohl aber die Berufung darauf als eine theologische Schwachheit oder — Inconsequenz anzusehen sey, und daß in dieser Beziehung D. Strauß' Vorwurf nicht unbegründet sey. Mehr haben wir aber auch nicht sagen wollen, und wirklich nicht gesagt: wir erklären es indessen noch ausdrücklich, um jedes Mißverständnis abzuwenden, um auch den Schein ungerechter Verkennung zu vermeiden: wir wollen auch nicht läugnen, daß wir den Ausdruck noch vorsichtiger, noch behutsamer hätten wählen können, um nicht persönlich weh zu thun. Aber gleichzeitig müssen wir auch in der Sache selbst ernstlichst wiederholen, daß uns die theologische Berufung auf das testimonium Spiritus S. als ein wesentliches apologetisches Moment von höchster Bedeutung, und mithin weder als Schwachheit, noch als Inconsequenz erscheint, eben weil wir das Zeugniß des Geistes als ein Pfingstwahrzeichen in der Gemeinde erkennen, welches sich nicht auf isolirte Privaterfahrungen Einzelner beschränkt. Darauf halten wir gemäß der Schrift und der Kirchengeschichte. Auch wissenschaftlich ist die Berufung auf das testimonium Spiritus Sancti recht eigentlich das notwendige Komplement zu dem Inspirationsdogma. Oder mit anderen Worten: der Inspiration der heiligen Schrift entspricht als Echo die Erweisung des Geistes an denen, welchen das von Gott eingegebene Wort gepredigt wird, wie es geschrieben steht. Ohne eben diese Erweisung des Geistes Gottes an dem Geiste der Menschen kann auch keine wissenschaftliche Vermittelung helfen, und wäre sie noch so regelrecht. Es darf auch nicht verschwiegen werden, daß das Zeugniß des Geistes am allermeisten der unvermittelten Verkündigung des Wortes nachfolgt, wenn es gepredigt wird; wie es geschrieben steht, damit es gepredigt werde. In eben diesem Sinne schreibt auch St. Paulus (1 Cor. 2, 4.), daß sein Wort und seine Predigt nicht in vernünftigen Reden menschlicher Weisheit sich bewähre, sondern in der Beweiskraft des Geistes und der Kraft, worunter wir mit Origenes auch Wunder, aber nicht bloß äußere in der Natur, sondern größere Wunder, die Wunder im Reiche des Geistes zu verstehen ha-

ben. — Auch darin hoffen wir — wenigstens im Wesentlichen — mit unserem scheinbaren Gegner im Einverständnis zu seyn, wie wir denn schon in der früheren Auslassung über seine anregende Schrift mancherlei Modifikationen seiner ersten Auffassung in Aussicht gestellt haben. Ja, wir hoffen mit wachsender Sehnsucht auf immer innigere Verständigung aller evangelischen Christen, welche sich um besonderer subjektiver Ansichten willen nicht von einander trennen, nicht gegen einander erkalten dürfen.

Nachrichten.

Berlin. Der evangelische BÜCHERVEREIN.

Der evangelische BÜCHERVEREIN freut sich auf das Erscheinen des schon angekündigten Gebetbuchs, „enthaltend die sämmtlichen Gebete und Seufzer Dr. Martin Luther's, wie auch Gebete von Melancthon, Bugenhagen, Matthäsius, Fabermann, Arnd und anderen gotterleuchteten Männern,“ aufmerksam machen zu können. (586 S., roh 12½ Sgr., in Ppb. geb. 15 Sgr., auf Schreibp. 1 Thlr., in Halbfr. 1 Thlr. 7½ Sgr.) Die Eintheilung der Sammlung, welche die körnigsten, gebiegensten Gebete aus den am meisten verbreiteten und gelegneten Gebetbüchern unserer Kirche enthält, unter Ausscheidung desjenigen, was den Eindruck der Vollständigkeit wegen gemachten gibt, ist die folgende: Buch I. Vorbereitende Gebete. II. Tag- und Wochenbuch. III. Gebete und Fürbitten in jedem Stand und Beruf und für das Haus. IV. Reisebüchlein. V. Äußere Noth und Landplagen. VI. Krankheit und Sterben. VII. Katechismusgebete. VIII. Wort Gottes und Kirche. IX. Festbuch. X. Geistliche Anfechtungen. XI. Beicht- und Communionbuch. XII. Schlußbuch. Möge der Herr, der diese Gebete durch seinen heiligen Geist in den Herzen seiner Gläubigen erweckt hat, sie Vielen zum Segen, zur Stärkung, zum Trost und zur Erbauung gereichen lassen und die Stimme der Streiter und Wächter Zion's, die in diesem Buche zu ihnen redet, eine Stimme in ihnen werden, die in viel tausendfachem Chor zur bösen Zeit vor den Thron dessen kommt, dessen Ohr noch nicht dick geworden, daß er nicht höre.

Daß der Herr ein nicht geringes Häuflein in unserem Vaterlande sich hat lassen übrig bleiben, das mag man preissend auch aus dem Verslangen erkennen, mit welchem die alten und doch immer neuen Zeugnisse von Christo, die unser Verein hat darbieten können, überall aufgenommen worden. Von Luther's großem Katechismus (dem jetzt der kleine vorgedruckt ist), von Spener's Katechismus, Müller's Erquickstunden und Arnd sind neue Auflagen (immer zu 5000 Exempl.) theils erschienen, theils unter der Presse. Im September d. J. ist die Zahl der (im Laufe eines einzigen Monats) abgesetzten Exemplare auf 1453 gestiegen; auch nach Hannover, Süddeutschland, der Schweiz, den protestantischen Gemeinden Oesterreichs finden die Schriften des Vereins jetzt einen regelmäßigen, zum Theil zahlreichen Absatz.

Zunächst und, so Gott will, in nächster Zeit, hoffen wir das nicht durch unsere Schuld bisher verzögerte Erscheinen des Gesangbuchs anzeigen zu können.

Bestellungen werden in dem Magazin des Vereins unfrankirt entgegengenommen und portofrei ausgeführt.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 14. November.

N. 91.

Ämtliche Gutachten, die Verfassung der Evangelischen Kirche in Preußen betreffend. Im Auftrage zum Druck befördert durch Dr. Ludwig Richter, ord. Prof. der Rechte zu Berlin. Berlin und Leipzig, 1849. 8. S. XIV u. 446.

(Fortsetzung.)

Es ist nämlich gesagt worden, der König werde und müsse zwar das Regiment niederlegen, allein es bedürfe dann weiter keiner Änderung der Verfassung, da das Ober-Consistorium mit den Consistorien nur selbstständig hingestellt zu werden brauche, um die jetzige Verfassung im Wesentlichen aufrecht zu erhalten. Mit Recht erklärt das Consistorium zu Stettin dies für unstatthaft, da dies eine völlige Veränderung der Consistorialverfassung sey, welche eben so gut wie jede andere Änderung der Verfassung der Genehmigung der Kirche unterliege (§. 22.). Die Fakultät Halle spricht dasselbe aus und bemerkt dabei, daß diese Maßregel zu einer Trennung der Rheinisch-Westphälischen Kirche führen werde, ja daß sie geeignet sey, eine Verfassungsentwicklung in entschieden hierarchischer Richtung anzubahnen, wie sie mit dem Wesen der Evangelischen Kirche und mit dem göttlichen Worte selbst durchaus unverträglich sey (§. 284.). Die Fakultät Bonn bemerkt, daß sich diese Ansicht zu weit von der Gemeinüberzeugung der Gegenwart entferne und das Auge dafür verschließe, daß mit der Trennung des Staats von der Kirche die Nothwendigkeit gesetzt sey, daß diese für eine ganze Reihe von Thätigkeiten selbst selbst einsehe und daß sie der Zerrüttung oder dem Siechthum entgegengehe, falls sie nicht in sich selbst die Mittel und Kräfte fände, um sich aus sich selbst zu erbauen (§. 230.). Das Consistorium zu Königsberg und die Fakultät Greifswald erklären sich gleichfalls dagegen (§. 175. 199.) und Prof. Wassersleben hält diese Maßregel für rechtlich unmöglich und für eine Verläugnung des Princips der kirchlichen Unabhängigkeit (§. 97.). — Wir können es natürlich nicht billigen, wenn Letzterer hiebei den Consistorien den kirchlichen Charakter abspricht; eben so wenig treten wir der Bonner Fakultät bei, wenn sie die Gemeinüberzeugung der Gegenwart für maßgebend und die Trennung der Kirche vom Staat für vollzogen erklärt, während der Kampf gegen diese Vollziehung uns stets als tapfere Streiter erfinden sollte; aber das ist unzweifelhaft richtig, daß die Consistorien ihre Bedeutung, ihre Vollmacht allein haben in dem landesherrlichen Kirchenregiment; fällt dieses fort, so wäre es reine Willkühr, die Consistorien als selbstständige Träger des Kirchenregiments hinzustellen. Dies widerstreitet ihrem Begriff und ihrer Geschichte, wonach

das Element der christlichen Obrigkeit als Träger des Kirchenregiments der eigentliche Kern und Mittelpunkt der Consistorialverfassung ist. Es wäre dies also nur eine scheinbare Conservation, in der That aber eine völlige Umgestaltung der Consistorialverfassung, und zwar eine solche, von welcher es sowohl an Berechtigung als an irgend welcher begründeten Veranlassung fehlt. Wir können daher diesen Gedanken, der nie der unsrige gewesen ist, und die Verhandlungen darüber lediglich zu den Akten zu legen rathen. Eben so wenig sind wir aber der Ansicht, daß auch bei dem Fortbestand des landesherrlichen Kirchenregiments Nichts weiter geschehen solle, als die Herstellung der vollen Consistorialverfassung dem Princip der „Selbstständigkeit“ der Kirchenleitung gemäß. Die Denkschrift erwähnt diese Ansicht S. II. und die bereits angeführten Äußerungen der Gutachten, namentlich der Bonner Fakultät, sind auch hiegegen mit gerichtet. Zwar meinen wir, daß durch die politischen Veränderungen nichts weiter geboten sey, als eben diese Herstellung der selbstständigen Consistorialverwaltung, selbstständig nicht dem König, der zur Kirche gehört, sondern den Staatsgewalten gegenüber, die als solche nicht mehr zur Kirche Christi gehören wollen. Aber wir haben schon oben gezeigt, wie höchst nothwendig, ja wie unabweislich von der Pflicht gebotene Maßregeln, sofortige Maßregeln sind, welche die Unionsache reguliren. Diese Maßregeln werden recht eigentlich die Verfassung treffen, ja noch höher hinauf das alterirte Bekenntniß als Grundlage der Verfassung. Wenn der Lutherischen, der Reformirten, der Unierten Kirche ihr Recht werden soll, so müssen sie nicht nur, wie wir erwähnten, in den Consistorien und in dem Ober-Consistorium durch auf die Bekenntnisse verpflichtete Mitglieder vertreten seyn, sondern es müssen auch bestimmte Ordnungen festgestellt werden, die dafür bürgen, daß Ordination, Berufung und Bestätigung der Geistlichen nicht verfassungs- und bekenntnißwidrig ertheilt, der Kultus nicht verfassungs- und bekenntnißwidrig durch Ministerialrescripte verändert, und bei, der Kirche zur freien Annahme oder Verwerfung dargebotenen wichtigen Neuerungen nicht ein bald offener, bald versteckter Zwang geübt werde, den Verfassung und Bekenntniß entschieden verwerfen; daß ferner die Kirchenleitung in den verschiedenen Kirchenabtheilungen, je nach dem verschiedenen Bekenntniß, je nach den verschiedenen bekenntnißmäßigen Verfassungsgrundsätzen (die namentlich die Stellung des geistlichen Amtes zur Gemeinde, und der Consistorien zu den Synoden betreffen) erfolgt und nicht Hemmungen der einen Richtung im Interesse der anderen, wie bisher so häufig geschehen, eintreten. Diese Ausbildung und Befestigung der Verfassung ist eine dringend nöthige und höchst schwierige, und es kann nur erwünscht seyn, wenn die vorhan-

denen Kräfte zunächst hierauf concentrirt werden, um eine befriedigende Lösung dieser Aufgabe zu finden. Wir sind aber auch keineswegs schlechthin gegen andere Verfassungsbildungen, namentlich nicht gegen die Organisation der Gemeinden.

Indem wir zu dieser Frage übergehen, haben wir zunächst zu berichten über den eigentlichen Kern der Gutachten, über die Frage nämlich, ob dem Schwerin-Richterschen Plane gemäß eine constituirende Landes-Synode berufen werden soll oder nicht. Wir werden hiebei sehen, daß diese Frage insofern allgemein verneint worden ist, als keins der Gutachten sich für jenes revolutionäre Projekt ausgesprochen hat. Wir werden ferner sehen, daß die verständigsten und gewiegtesten Stimmen sich jetzt für die Beschränkung aller Neuerung auf die Organisation der Gemeinden erklärt und somit bei der Frage, bei der wir so eben angelangt waren, gleichfalls Anker werfen.

Das Schwerin-Richtersche Projekt der Berufung einer constituirenden Landes-Synode ist als bekannt hier vorauszusetzen. Der letzte Jahrgang dieser Blätter hat sich mehrfach mit demselben beschäftigt und die Vertheidigung des Autors, wie wir meinen nicht ohne Erfolg, zurückgewiesen. Wir recapituliren hier nur, daß dieser in dunkeler Zeit entstandene und jetzt wahrscheinlich von dem Autor selbst willig und freudig preisgegebene Entwurf, welcher die Kreisversammlungen aus Urwahlen, die Provinzial-Synoden aus den Kreis-Synoden, und die Landes-Synoden aus den Provinzial-Synoden hervorzaubern, und die unteren Instanzen lediglich als Wahlversammlungen behandelt wissen wollte, an dem merkwürdigen Widerspruch laborirte, daß er die Gemeinden als Einheiten nahm, und dennoch nicht eine Organisation der Gemeinden für zulässig hielt, sondern die Frage: ob die Gemeinden zu organisiren seyen, der constituirenden Synode als „der Kirche“ vorbehalten wissen wollte. Der zweite noch erheblichere Widerspruch betraf das geistliche Amt, welches einmal anerkannt wurde als dasjenige, wodurch die Gemeinde erst zu ihrem Begriff komme, sodann aber acht demokratisch den Majoritäten der Urwähler-Deputirten preisgegeben wurde. Der letzte und höchste Widerspruch betraf endlich die sonderbare Fiktion, daß das Kirchenregiment incompetent seyn sollte zu irgend welchen entscheidenden Maßregeln, und dennoch die Berufung einer solchen Synode nach völlig bekenntniß- und verfassungswidrigen Grundsätzen sollte anordnen dürfen, ja anordnen müssen, während sehr naiv doch offen zugestanden wurde, daß hiemit über die Zukunft der Kirche entschieden sey.

Nach dieser Vorerinnerung gehen wir an die Darstellung dessen, was Denkschrift und Gutachten über diesen Plan sagen.

Die Denkschrift referirt, daß zur Lösung der Unions- und Verfassungsfrage vielfach *) die Berufung einer Landes-Synode für unumgänglich nothwendig gehalten worden sey. Der Einwurf, daß es sich hier um Grundsätze handle, die gegeben seyen und einer Abstimmung und Entscheidung durch zufällige Majori-

*) Nämlich vor Allem von den Urhebern des Richterschen Projekts, welche im Frühjahr 1848 ihre Herrschaft dazu benutzten, dasselbe in die zitternde Kirche hineinzuerschleudern!

täten nicht unterworfen werden könnten, ja daß der Gedanke an eine constituirende Synode die Revolution auf den Boden der bereits constituirten Kirche verpflanze, werde dadurch beseitigt, daß nicht erst jetzt, sondern schon längst der Wunsch treuer Herzen und selbst die Bestrebungen des Kirchenregiments dahin gegangen seyen, den Gemeinden die bisher entzogene Stellung (?) einzuräumen; daß künftig die Kirche ihren Halt, die Abhülfe ihrer Noth in der Gesinnung und den Opfern ihrer Glieder zu suchen habe; daß daher entweder die Organisation der Gemeinden oder die Einführung der Rheinisch-Westphälischen Kirchenordnung oder der von der General-Synode entworfenen Verfassung dem bloßen Ausbau der Consistorialverfassung vorzuziehen sey. Andere meinten, die gedachte Kirchenordnung passe nicht für die östlichen Provinzen, auch bedürfe sie selbst wesentlicher Modifikationen. Noch von anderer Seite und zwar in überwiegender Mehrzahl sey erinnert, daß alle diese Vorschläge rechtlich unausführbar seyen, da sie „der Entscheidung der Kirche“ bedürften, eine solche aber nur eintreten könne durch eine aus der Wahl der Kirche hervorgegangene Vertretung (d. h. die constituirende Urwähler-Synode). Im Princip hiemit einverstanden hätten endlich Einige um der großen Schwierigkeiten willen zunächst die Berufung einer beratenden Konferenz empfohlen; hiegegen sey indessen erinnert, daß auch eine verfassunggebende Synode nie die Minorität zur Annahme ihrer Beschlüsse zwingen könne, die Konferenz könne daher nur Zeitverlust bringen (S. II—IV.). Für die Bildung der Synode hätten Einige die direkte Wahl durch die einzelnen Gemeindeglieder, die Meisten dagegen eine dreifache Wahl, der Kreis-Synode durch die Gemeindeglieder, der Provinzial- und Landes-Synode empfohlen, wobei die Berathung auf den unteren Instanzen theils im Interesse gründlicher Vorbereitung und Ausgleichung aller Bedürfnisse gefordert, theils im Interesse der Ersparung an Zeit, Kosten und unnützen Meinungskämpfen verneint worden sey (S. V.). Hinsichts der Wahlen zu den Kreis-Synoden sey von Vielen eine völlig freie Wahl durch die Gemeinden, von Anderen die Wahl durch die bestehenden Kirchenvorstände oder doch auf ihren Vorschlag für angemessen erachtet worden; man andererseits an die Bestimmung dieser Vorstände und das Recht der Gemeinden zur freien Wahl erinnert habe. Hinsichts der Qualifikation habe man einerseits das aktive und passive Wahlrecht nur an Volljährigkeit, Selbstständigkeit und Unbescholtenheit binden wollen, andererseits aber kirchliche Unbescholtenheit oder fleißige Theilnahme am Gottesdienst und Sakrament, und von einer dritten Seite diese letzteren Bedingungen so wie das dreißigjährige Alter nur für das passive Wahlrecht gefordert.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Verhalten des Christen zu einer besorglichen Veränderung der christlichen Cidesformel.

In der Ev. K. Z. (Nr. 82.) ist eine ernste Gewissensfrage an alle treue Christen ergangen, eine Frage, welche jetzt viele Chri-

stenherzen beschäftigt und beunruhigt. Die Frage betrifft die beabsichtigte legislative Veränderung der Eidesformel, und der Eid betrifft unmittelbar das Gewissen. Darum ist jeder gewissenhafte Christ zum Voraus dabei theilhaftig, wenn es in dem von den königlichen Regierungen von Preußen, Sachsen und Hannover vorgelegten Entwürfe zur Verfassung des Deutschen Reiches wörtlich also heißt: „Die Formel des Eides soll künftig lauten: „**„So wahr mir Gott helfe.“**“ Es fragt sich, wie sich ein Christ als ein treuer Unterthan gegen einen solchen Eid zu verhalten hätte vor Gott und vor seiner Obrigkeit?

Die vorgeschlagene Veränderung würde jedenfalls eine arge Verstümmelung der bisherigen Eidesformel seyn, nach welcher die Christen schwören: „So wahr mir Gott helfe, und sein heiliges Evangelium.“ Diese Formel ist bekanntlich durch den Reichs-Abschied von 1555 §. 107. vorgezeichnet und festgesetzt worden, und zwar zum Zwecke einer Union zwischen den Christen Evangelischer und Römisch-Katholischer Kirche. Es ist damit nicht allein die Union aller Christen im Deutschen Reiche ausgesprochen, ohne daß damit jeder confessionelle Zusatz ausgeschlossen würde, sondern es ist auch dadurch der Gegensatz aller Christen zu den Nichtchristen treffend bezeichnet zu einem guten Bekenntnisse. Mit dieser Fassung stimmt auch die bei uns gebräuchliche Formel wesentlich überein: „So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort durch Jesum Christum.“ — Indessen ist in einigen Deutschen Territorien, namentlich in Oesterreich, schon seit längerer Zeit die einfache Formel: „So wahr mir Gott helfe“ für alle Christen gesetzlich und gebräuchlich worden. Über eine solche Verkürzung darf man klagen, man mag auch dagegen remonstriren: insofern sie aber eben nur für die Christen bestimmt ist, scheint ihr Gebrauch wenigstens nicht so bedenklich zu seyn, daß die Treue gegen Gott und gegen die Obrigkeit nach Apostelgesch. 5, 22. (Augsb. Conf. Art. 16.) in wirkliche Collision kommen könnte; denn wenn sie von der christlichen Obrigkeit den christlichen Unterthanen auferlegt wird, so ist auch damit kein anderer Gott angerufen, als der in Christo offenbart ist, und keine andere Hülfe, als die Gnade Gottes in Christo. Anders wird aber der Sinn dieser allgemeinen Eidesformel in unseren Tagen, weil sie jetzt nur darum so weit und so allgemein gehalten wird, damit sie auch für Nichtchristen anwendbar werde. Jetzt soll sie recht eigentlich zu einer politischen Union der Christen mit denen, die Christum verwerfen, zur Gleichstellung aller religiösen Bekenntnisse gebraucht, gemißbraucht werden. Während bis jetzt für die Christen der Eid ein Bekenntniß zu Christo und ein Unterscheidungszeichen von Nichtchristen war, soll er nun zur Union zwischen Christen und Nichtchristen dienen, der Unterschied soll — vor dem Gesetze fallen, damit Alle vor dem Gesetze gleich seyen. Aus dieser unvorhergesehenen Tendenz folgt von selbst, daß der Gott, welcher nach der neuen Eidesformel als Zeuge und Helfer angerufen werden soll, der Gott, in dem wir uns mit den Nichtchristen vereinigen sollen, nicht der wahre Gott seyn kann. Der wahre Gott kann den Nichtchristen nicht aufgedrungen werden, er kann von dem

Gesetze um so weniger gemeint seyn, als gleichzeitig volle Glaubens- und Gewissensfreiheit proklamirt wird. Darum soll also der Gott der Nichtchristen wenigstens im Eide den Christen als der Gott der Wahrheit gelten; die Christen sollen sich künftig im Eide den Nichtchristen affomodiren und zu dem Gößen der letzteren sich bekennen: denn was ist ein Eid Anderes, als ein Bekenntniß?

Allein es ist keinem Zweifel unterworfen, daß es so schlimm nicht gemeint gewesen ist, wenigstens nicht von den Regierungen; es fragt sich nur, ob dieser Vorschlag nach allen Seiten geprüft und erwogen ist. Dies müssen wir bezweifeln. In besten Falle hat man sich gedacht, daß sich jeder Schwörend unter Gott und seiner Hülfe etwas Anderes denken könne, denken werde, jeder nach seiner Überzeugung und nach seinem Gewissen. Der Christ kann hienach auch in der allgemeinen Formel, die Allen genügen soll, an Gott in Christo denken, während die Nichtchristen eben diesen Gott mit denselben Worten im Gedanken verwerfen können. Durch diese Solfreiheit der Gedanken, welche zur Vertheidigung des Vorschlags dienen soll, wird indessen Inhalt und Fassung nicht besser, sondern noch bedenklicher, denn damit würde die Mental-Reservation ausdrücklich sanktionirt, der heilige Eid auf das schmachlichste entwürdigt, und das offene Bekenntniß bei dem Allerhöchsten, welches zur Erhärtung der Wahrheit dienen soll, in ein Versteck der Zweideutigkeit verkehrt. Damit wird also das Uebel ärger, und jede Theilnahme dabei für den Christen, der schwört und der schwören läßt, nur noch mehr zur Sünde. Der Christ würde in seinem eidlichen Bekenntnisse grade das Beste, das Wesen des Eides im Gedanken behalten, verschweigen müssen, wo er bekennen soll.

Man wird uns vielleicht erwidern, daß der Unterschied in der Vorstellung von Gott und Gottes Hülfe bei Ableistung des Eides, wenn er auch in der Eidesformel nicht wörtlich ausgedrückt werden dürfe, dennoch thatsächlich sich kundgebe, je nachdem ein Christ oder ein Nichtchrist, ein Glied der Kirche oder ein Abgewichener oder ein Ungetaufter den Eid ableiste; denn die Persönlichkeit entscheide auch schweigend. Aber das Schweigen ist darum nicht weniger Verläugnung: denn hienach müßte doch immer der Christ grade das, was er im Herzen hat, verdecken, er dürfte das Eheuerste, wobei er doch schwören soll, mit dem Munde nicht bekennen. Heißt das nicht — verläugnen? Ja, er müßte mit den Eidesworten den Ungläubigen sich gleichstellen; woran es sich, wohl zu merken, nur noch mehr herausstellt, daß die beabsichtigte politische Gleichstellung der verschiedensten Bekenntnisse nicht einmal ihren Zweck erreicht, sondern vielmehr zu einer Unterdrückung des Christenthums umschlägt, welches nach seinem eignen Wesen weder neutral seyn kann, noch Neutralität erfährt, sondern entweder herrscht oder verfolgt wird. So hat es auch begonnen in heidnischer Zeit. Darum waren die Christen gedrückt, verfolgt, verachtet und gehaßt, bis der Staat selbst, von der Kirche erobert, christlich wurde. Der heidnische Staat erkannte alle fremde Nationalreligionen an, weil sie wieder seine Religion anerkennen konnten: nur das

Christenthum konnte er nicht anerkennen, weil es weder die Staatsreligion noch die Nationalreligionen anerkennen durfte. So konnten und durften sich auch die Christen in den ersten Jahrhunderten selbst den allgemeinsten Eidesformeln der Heiden nicht unterwerfen, um sich nicht zu einer falschen Gottheit zu bekennen, wiewohl ihnen deutlich genug zu verstehen gegeben wurde, daß sie sich dabei denken könnten, was sie wollten. Dennoch wollten und konnten sie nicht wie die Heiden opfern, nicht anbeten, nicht schwören wie die Heiden. Specielle Nachrichten über das Verhalten der Christen in Bezug auf die heidnischen Eide, Nachrichten aus der Zeit der Christenverfolgungen würden grade jetzt besonders willkommen seyn.

So viel ist gewiß, daß der christliche Eid auch mit zu dem sacramentum militiae christianae gehört: er gehört mit zum symbolum — tessera christiana —.

So viel wird sich auch zu dieser unserer Zeit ergeben, daß das Gewissen des Christen noch jetzt so eng ist, wie die Pforte (Matth. 7, 10.), an die er gewiesen ist. Es ist auch zu erwarten, daß dem engen Gewissen von der Obrigkeit Rechnung getragen werden wird. Man wird vielleicht durch eine legislative Concession dem christlichen Gewissensbedenken zu Hülfe kommen wollen. Man möchte vielleicht den Christen vor Ableistung des Eides eine Verwahrung gestatten, oder eine ausdrückliche Erklärung, daß sie sich durch den Eid zu Gott in Christo bekennen, von ihnen entgegen und zu Protokoll nehmen. Und doch wäre auch damit nicht geholfen. Der Christ müßte dann anders reden, anders handeln, — protestatio facto contraria; er würde erklären, daß er die gemeinsame Eidesformel in dem gesetzlichen Sinne nicht anerkenne, und sie dann doch gebrauchen: er würde das, was in den Eid gehört und dessen eigenes Wesen enthält, er würde grade das Höchste, bei dem er schwören will und soll, außerhalb des Eides stellen müssen, er würde den Eid vom Eide trennen, — mithin schwören und auch nicht schwören, kurz, er würde durch alle Kautelen aus der Zweideutigkeit nicht heraus-, sondern immer bedenklicher hineinkommen; denn dabei würde es doch bleiben, daß die Formel selbst die ausdrückliche Bestimmung hat, Christen und Nichtchristen gleich zu stellen.

Auch hieran ist — wohl zu merken — deutlich zu erkennen, wie ein Schritt, der von der Wahrheit abweicht, unversehens den zweiten und dritten zur Folge hat. Der Staat ist jetzt in Gefahr, in schwerer Versuchung, zu einer Lossagung von der christlichen Kirche durch laute Wortführer sich hinreißen zu lassen. Wir wollen nicht sagen, daß er sich schon losgesagt, daß er seine gleiche Stellung gegen die christliche Kirche wie gegen andere Religionsgesellschaften schon förmlich erklärt habe; wir können noch weniger sagen, daß durch eine solche legislative Erklärung der uralte Verband wirklich aufgelöst werden könnte, daß damit die deklarirte Gleichstellung des Staates gegen alle Religionen auch schon realisirt seyn würde; aber auf dem Wege zu diesem Abwege befindet sich der Staat wirklich — durch das fünfte Rad, welches seinem rollenden Wagen auf abschüssigem Wege sich angeschlossen hat, um ihn in den Abgrund zu trei-

ben. — Der erste Versuch des Staates, sich gegen alle Religionsgesellschaften gleichgültig zu verhalten, liegt an einer Stelle, wo er sich noch ganz unschuldig weiß und nur recht unparteiisch seyn will; der erste Schritt der Lossagung ist die Lossagung des Staates von der Confession, wenn es heißt: der Staat soll christlich, aber nicht confessionell seyn. Wie gut ist das gemeint! wie viele Christen stimmen mit ein! Und doch ist das nur der erste Schritt, auf den der zweite folgt. Der zweite Schritt ist, daß der Staat, um ganz unparteiisch zu seyn, auch das Verhältniß zur christlichen Kirche verläugnet, um gegen sie und andere Religionsgesellschaften sich gleich zu verhalten. Wenn da noch nicht die Augen aufgehen, dem wird sie der dritte Schritt öffnen, der nicht ausbleiben kann; wir stehen eben vor ihm: die neue Eidesformel spricht ihn aus. Wenn sich der Staat erst selbst den Christen und Nichtchristen gleichgestellt hat, um Alles gleich zu machen, so verlangt er dann auch in weiterer Folge, daß auch die Christen seinem Beispiele folgen, und den Nichtchristen — zunächst in der Eidesformel, sodann in der Ehe, wenn die Trauung für bürgerlich unnöthig erklärt wird — sich gleichstellen sollen, womit die Religionsfreiheit grade für die Christen in Religionszwang umschlägt.

Darum klagen wir wohl über das Unrecht, das uns droht; darum protestiren wir in Zeiten dagegen; aber wir sind auch nicht ohne gute Hoffnung. Wir dürfen zuversichtlich hoffen, daß diese sichtlichen Zeichen der immer tiefer in den Abgrund rollenden und selbst die Besten zum Theil mit fortreisenden Zeitbewegung alle geblendete, alle gehaltene Augen öffnen werden; wir dürfen erwarten, daß die Sieger dem überwundenen Feinde nicht länger huldigen, noch von ihm sich den definitiven Frieden diffiren lassen werden; sondern es wird auch hier heißen: „Befehleth einen Rath, und werde nichts daraus: beredet euch, und es bestehe nicht.“ Es wird sich abermals bewähren: „Recht muß doch Recht bleiben, und dem werden alle fromme Herzen zufallen.“

Diese Worte Gottes trösten uns bei allem Mumor der inestehenden Berathungen. Wenn sich nichts desto weniger die Gewissensfrage erneuert, wie sich der einzelne Christ als ein getreuer Unterthan zu einer für Christen und Nichtchristen gleichmäßig vorgeschriebenen allgemeinen Eidesformel zu verhalten habe, so kann die letzte Antwort nicht mehr zweifelhaft seyn. Für das enge Gewissen des Christen ist der Eid zu weit, den auch Nichtchristen schwören können. Der Christ wird der Obrigkeit grade dadurch die wahre Ehrerbietung erweisen, daß er gegen jeden Glaubenszwang protestirt, den sie selbst nicht will und nicht wollen kann. Sie kann durch die allgemeine Eidesformel das Minimum des Bekenntnisses, welches zur Bethuerung der Wahrheit erfordert wird, vorschreiben, aber sie kann damit das Mehr nicht ausschließen. So werden auch künftig Mennoniten nicht, und kirchliche Christen nur christlich schwören, auf daß sie nicht verläugnen „den einigen Gebieter Gott und unseren Herrn Jesum Christum.“ In diesem Sinne ist uns gesagt: „Schwöret nicht!“ Matth. 5, 34—37., Jak. 5, 12. E. F. G.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 17. November.

N^o 92.

Ämtliche Gutachten, die Verfassung der Evangelischen Kirche in Preußen betreffend. Im Auftrage zum Druck befördert durch Dr. Ludwig Richter, ord. Prof. der Rechte zu Berlin. Berlin und Leipzig, 1849. 8. S. XIV u. 446.

(Fortsetzung.)

Siegegen sey erinnert, daß die Ausführung schwierig, die Garantie nicht sicher, der Rechtspunkt entgegen sey, allein auch erwidert worden, daß es nur darauf ankomme, den Grundsatz auszusprechen und die Entscheidung über etwaigen Einspruch der Gemeinde oder dem Consistorium zu übertragen, daß aber das Landrecht Niemandem das Recht verleihe, ohne Unterschied gewählt zu werden und ohnehin auf die Kirchenordnungen verweise, welche der kirchlichen Qualifikation allerdings Erwähnung thäten. Ähnlich sey man in Churhessen und Würtemberg vorgeschritten. Endlich ist hervorgehoben, daß man bei dem Mangel eines rechten Verständnisses für die Aufgaben der Synode vorgeschlagen habe, provisorisch Presbyterien einzurichten und diesen sowohl die Wahl als die Functionen der Kirchenvorstände zu übertragen, deren Änderung bei der bevorstehenden Umbildung des Patrons ohnehin nicht zu vermeiden sey. Dem stehe indessen das Bedenken mangelnder Berechtigung des Kirchenregiments zur einseitigen Organisation der Gemeinden entgegen, auch sey der Boden für die Presbyterien nicht überall empfänglich, mithin ihre Einführung „der Kirche“ zu überlassen.

Von den Gutachten hat sich, wie schon bemerkt, für das Schwerin-Richter'sche Projekt kein einziges erklärt. Aber mehrere Gutachten sprechen sich dafür aus, daß eine Landes-Synode sofort in's Auge zu fassen und als der Schlussstein und die Spitze des aufzuführenden Baues schon jetzt bestimmt vorzubereiten sey. Andere wollen dagegen nur die unteren Instanzen organisiren und die Frage, ob eine Landes-Synode zu berufen, von den Anträgen der Provinzial-Synoden abhängig machen. Noch Andere endlich rathen auf das Bestimmteste und definitiv von der Berufung einer Landes-Synode, wenigstens einer constituirenden, verfassungsgebenden, überhaupt ab und wollen, daß nur die Organisation der Gemeinden, allenfalls der Kreis-Synoden von dem Kirchenregiment jetzt in die Hand genommen werde.

Zu der ersten Reihe, welche die Frage, ob eine Lan-

des-Synode zu berufen sey, allerdings bereits jetzt bejaht, gehört:

1. Das Consistorium zu Stettin, welches bedauert, daß nicht früher die von der General-Synode entworfene Verfassung oder die Rheinisch-Westphälische Kirchenordnung allgemein eingeführt sey (S. 21.), jetzt die Oetroyirung einer Verfassung für nicht ausführbar hält (S. 22.) und meint, daß das im Art. 12. der Verfassung der Kirche bereits gewährte Recht der Selbstverfassung nur durch eine Landes-Synode ausgeübt werden könne. Die Entscheidung eines Einzelnen biete ja eben so wenig Gewähr für die Wahrheit als die Majoritätsentscheidung einer Synode oder einer Behörde. *) Das Was steht bereits fest, es handele sich nur um das Wie (S. 24.). Deshalb wünscht das Consistorium die Berufung von Kreis-Synoden aus den Gemeinden durch Urwahlen, will das aktive Wahlrecht an das männliche Geschlecht, einjährigen Aufenthalt in der Gemeinde, sittliche Unbescholtenheit, und das fünfundschwanzigste Jahr, das passive Wahlrecht aber an das dreißigste Jahr knüpfen. Zur Aufstellung anderer Bedingungen fehle die Competenz, und man müsse überhaupt Muth, Vertrauen, Hoffnung haben. Die Kreis-Synoden sollen das Verfassungswerk berathen und zur Provinzial-Synode Abgeordnete wählen, dergleichen sollen diese nicht nur zur Landes-Synode wählen, sondern auch selbst berathen. Die Landes-Synode aber soll nicht über das Bekenntniß Beschlüsse fassen können, wiewohl das Consistorium zugibt, daß dies nicht ganz vermieden werden könne; es dürfe aber nicht weiter geschehen, als die Lage der Sache es fordere und nur zu dem Zwecke, um den verschiedenen vorhandenen Richtungen, so weit sie überhaupt in der Kirche berechtigt seyen, Raum zu verschaffen für ihre freie Bethätigung (S. 15.). **) Außerdem soll die Kirche ferner noch des Schutzes und der Pflege des Staats sich erfreuen und dieser die Aufsicht über das Vermögen der Kirche fortsetzen (S. 11. 30—45.). Die Wahl von Presbyterien in

*) Dies ist für die bestehenden Kirchenbehörden nicht eben sehr schmeichelhaft. Denn nur wenn, wie bei den Urwahlen, Befähigung und Berechtigung zum Mitstimmen ohne Schranke und ohne Prüfung bestanden wird, kann der Majoritätsbeschluss als zufällig und willkürlich bezeichnet werden. Steht Qualifikation und Beruf fest, wie hoffentlich bei den Consistorien, so hat natürlich ein Majoritätsbeschluss eine andere Bedeutung.

**) In der That eine Äußerung, die in gerechtes Erstaunen setzen muß!

den Gemeinden will sich das Consistorium höchstens als unterste Wahlstufe gefallen lassen, hält das Kirchenregiment aber nicht für befugt, wenn auch die formelle Competenz anzuerkennen, durch Einrichtung eigentlicher Presbyterien die Verfassung noch zu ändern oder den jetzigen Kirchenvorständen die Wahl zu den Kreis-Synoden zu übertragen (§. 38 f.).

2. Das Consistorium zu Posen kennt auch nur die Wahl zwischen Otkropierung einer Verfassung und Berufung einer constituirenden Synode. Der erstere Weg sey sehr bedenklich, daher nur der zweite übrig. Das Consistorium verneint, daß dieser Weg sofort zu betreten sey, damit nicht durch die längere Zögerung einzelne kirchliche Kreise veranlaßt würden, die Unleichheit des gegenwärtigen Interimisticums durch übereiltes Handeln aufzuheben. Es will aber, in möglichst nahem Anschluß an das Bestehende, daß die Gemeinden und zwar die jetzt stimmberechtigten Glieder, nur auf den Vorschlag der bestehenden Kirchenvorstände, welchen jetzt schon hie und da bei Pfarrbesetzungen ein Vorschlagsrecht zustehe, zu den Kreis-Synoden wählen. Diese, wie die Provinzial-Synoden, sollen zwar nicht über einen vorgelegten Entwurf, es sey denn, daß der Staat die erforderlichen Kosten trage, berathen, sondern wesentlich nur Wahlversammlungen seyn, sich aber doch aussprechen dürfen und die Landes-Synode soll dann eine die freie Entwicklung der drei Confectionen, so wie ihre Conföderation sichernde Verfassung feststellen (mithin unter dem Bekenntniß stehen) und der König die Verfassung anerkenne, damit sie Rechtsgültigkeit erlange (§. 208—212.).

3. Das Consistorium zu Magdeburg hat in seiner jetzigen (bekanntlich erst nach dem März 1848 absichtlich und gewaltsam herbeigeführten) Majorität die Berufung einer Landes-Synode für unvermeidlich erklärt, und zwar nicht die unmittelbare Berufung, aber doch die sofortige Vorbereitung derselben empfohlen (§. 304.), indem es sich gegen die Otkropierung einer Verfassung ausspricht (§. 309.). Das Consistorium will aber zuvor Presbyterien, Kreis- und Provinzial-Synoden als beratende Wahlstufen (§. 339.) und das aktive Wahlrecht der Gemeindeglieder für die Presbyterien an Volljährigkeit, an die Eigenschaft eines selbstständigen Hausvaters, bürgerliche (Bollbesitz der staatsbürgerlichen Rechte) und sittliche Unbescholtenheit (einen der Gemeinde unansößigen Lebenswandel), das passive Wahlrecht aber außerdem an das dreißigste Lebensjahr und kirchliche Unbescholtenheit (das Nichtverschwindenseyn derjenigen Merkmale, durch welche die Mitglieder der Kirche in der Erscheinung*) ihre Theilnahme an dem kirchlichen und gottesdienstlichen

Leben bethätigen) gebunden wissen (§. 329.). Die Presbyterien sind hiebei nicht bloß als Wahlkörper, sondern als bleibend wirksam gedacht, wobei die Rheinisch-Westphälische Kirchenordnung als Anhalt dienen soll (§. 309.), und der Landes-Synode ist das Recht ausdrücklich abgesprochen, Einzelne oder kirchliche Kreise in ihrem Gewissen, oder auch nur in der äußeren kirchlichen Stellung zu binden (§. 338.). Von einem (offenbar sehr sachkundigen) Mitgliede ist hiebei erinnert an die in der Schottischen und Holländischen Kirche hervorgetretene tyrannisirende Macht der Synoden, „welche für die Einigkeit und den Frieden der Kirche gefährlicher sey, als irgend eine consistoriale Gewalt je gewesen sey oder seyn könne“ (§. 305.).

4. Die Fakultät zu Greifswald erklärt die Berufung der Landes-Synode für unvermeidlich, für eine unabweisliche Nothwendigkeit (§. 199.), sie befreit ihr aber das Recht, über das Bekenntniß und den Grund des Glaubens Beschlüsse zu fassen, will die Verfassung schon in den Gemeinden, in denen aber nicht Presbyterien errichtet werden sollen (§. 205.), Kreis- und Provinzial-Synoden berathen lassen, und knüpft das aktive Wahlrecht an Volljährigkeit, Selbstständigkeit und Unbescholtenheit, das passive aber außerdem an das dreißigste Lebensjahr und die Beurkundung des kirchlichen Interesses, wobei die Kreis-Synoden über den Einspruch erkennen sollen (§. 202—203.).

5. Prof. Wasserschleben, der diese Reihe schließt, hält diesen Weg für nothwendig, für allein statthaft (§. 99.). Es sollen aber die Gemeinden schon in freien Vorversammlungen über eine Verfassungsvorlage berathen, eben so Kreis- und Provinzial-Synoden, und die Landes-Synode solle nur die Spitze dieses Organismus bilden. Die ersteren sollen durch freie Wahl aus den Gemeinden hervorgehen und das aktive Wahlrecht soll nach §. 356. Th. II. Tit. 11. des Landrechts normirt, nur an Volljährigkeit, Unbescholtenheit und Selbstständigkeit gebunden werden. Während hier jede Überschreitung der in dem angeführten Gesetz gezogenen Linie für ein Eingriff in die Freiheit, und die Aufstellung einer kirchlichen Qualifikation für „jedes rechtlichen Fundaments“ entbehrend erklärt wird (§. 105.), kennt der Herr Professor §. 106. „kein rechtliches Bedenken“, daß für das passive Wahlrecht das dreißigste Lebensjahr als Bedingung vorgezeichnet wird, „da in der bisherigen Gesetzgebung nirgend von einer Wählbarkeit weltlicher Gemeindeglieder die Rede sey (aber wohl von dem Wahlrecht in der hier vorliegenden Beziehung?), mithin bestehende Rechte durch jene Bedingung nicht verletzt gelten können.“*)

nen wolle (§. 324.). Derselbe Referent hat für jetzt nur die Bildung von Presbyterien angerathen (§. 339.).

*) Dieses Gutachten, welches sofort als besondere Brochüre erschienen ist, kann überhaupt als ebenbürtig neben den übrigen Gutachten, namentlich denen der übrigen Professoren, nur durch die Theologie und Jurisprudenz erscheinen, die sich nicht darin findet.

*) Sehr treffend ist hiebei von dem Referenten dem Einwurf, daß das Vorhandenseyn solcher Merkmale noch keine Bürgschaft dafür gebe, daß Jemand ein Glied des Reiches Gottes sey, die Bemerkung entgegengehalten worden, daß es sich hier um die Kirche in der Erscheinung handle und daß diese aufhöre zu seyn, wo Niemand erschei-

Die zweite Reihe eröffnet

1. Das Consistorium zu Königsberg, welches sich einstimmig und entschieden gegen die constituirende Landes-Synode erklärt, von welcher Maßregel es in dieser egoistischen Zeit nur Umwälzung und Auflösung der Kirche erwartet (S. 169.). Dagegen hält es einen Ausbau der bestehenden Verfassung durch Errichtung von Presbyterien, Kreis- und Provinzial-Synoden für nothwendig, wünscht, daß diese Einrichtungen vor Allem erst Consistenz gewinnen, über den Verfassungsentwurf der General-Synode berathen, und daß erst dann, nachdem die Provinzial-Synoden über diese Frage Beschluß gefaßt, eine Landes-Synode berufen, dem Könige aber die Genehmigung der Verfassung vorbehalten werde (S. 172.). Die Presbyterien sollen nach dem Entwurf der General-Synode eingerichtet werden, wonach also den bestehenden Kirchenvorständen ein leitendes Vorschlagsrecht gebührt, und die beiden Beilagen dieses Botums erinnern daran, daß die Preussische Kirchenverfassung den Kirchenvorständen bereits ähnliche Pflichten und Rechte beilegt, *) auch für die Synodalbildung bestimmten Anhalt bietet (S. 185.), ja daß in diesem Ausbau der Verfassung recht eigentlich eine Rückkehr zu den bekennnißmäßigen Verfassungsgrundsätzen, zu den Aussprüchen der heiligen Schrift (1 Petr. 2, 9., Apostelgesch. 6, 3 u. f.) über Stimmfähigkeit enthalten sey (S. 191. 195.). Eben daselbst ist hervorgehoben, daß es ein eitles Bestreben sey, eine konstituierende Synode durch eine beruhigende Erklärung in der Wahlordnung von Beschlüssen über das Bekenntniß zurückhalten zu wollen.

2. Die Fakultät zu Königsberg hat sich in ganz ähnlicher Weise ausgesprochen (S. 145.); nur hebt sie schärfer hervor, daß diese Einrichtungen ausdrücklich nur als provisorische angeordnet werden dürften, und bemerkt, daß, wenn hierin eine Art von Verfassung selbst schon eingeführt werde, dies in noch viel höherem Maße durch das Wahlgesetz zur constituirenden Landes-Synode geschehen würde, welches an sich schon über die ganze künftige Gestaltung des kirchlichen Lebens wesentlich entschiede (S. 144.). Das aktive Wahlrecht für die Presbyterien will die Fakultät an das vierundzwanzigste Jahr, Unbescholtenheit und Nichtlossagung von der Kirche, das passive an das dreißigste Jahr und einen eigenen Hausstand knüpfen, hiebei auch die Erinnerung ausgesprochen haben, daß nur Männer von kirchlichem Interesse zu wählen seyen (S. 147. 148.).

3. Prof. Jacobson empfiehlt die Bildung von Presbyterien und begegnet der schon erwähnten Einrede der Incompe-

*) Mit Recht ist hier auf die gangbare Verwechselung des Episkopalrechts mit dem Parochianrecht aufmerksam gemacht und bemerkt, daß aus dem bisherigen Stimmrecht der Gemeindeglieder in Angelegenheiten der Einzelgemeinde, als dem minus, nimmermehr das Recht an sich folge, auch über die Kirchengewalt zu stimmen und Theil daran zu haben; dies sey das majus und es müsse die Rechtsregel gelten: cui licet quod est minus, non utique licet quod est majus (S. 191.).

tenz durch die Bemerkung, daß die Berufung einer Landes-Synode gleichfalls einseitig erfolgen würde, da die Kirche sich über diese Maßregel noch nicht ausgesprochen habe (S. 83.). Er hebt überdies hervor, daß kein Zwang gegen die Gemeinden bei der Einrichtung von Presbyterien anzuwenden, sondern ihnen völlig freie Wahl zu lassen sey, ob sie darauf eingehen wollten oder nicht. Eine Synode, die nicht aus Presbyterien, sondern aus Urwahlen hervorgehe, würde von der Rheinisch-Westphälischen Kirche nicht anerkannt werden, *) wogegen nach erfolgter Einrichtung der Presbyterien sich Alle gewiß mit Freuden für eine beschließende Synode erklären würden (??) (S. 84.). Hinsichts der Presbyterialordnung soll einfach auf die Beschlüsse der General-Synode zurückgegangen werden (S. 85.), und die Synoden sollen sich als höhere Stufen der Presbyterien aus diesen gestalten. Ausdrücklich gesagt ist hiebei zwar nicht, daß nur, wenn die Provinzial-Synoden es verlangen, eine Landes-Synode als verfassungsgebende berufen werden soll, allein es liegt dies offenbar in dem Wesen des Vorschlages selbst, da die höheren Stufen sich nur aus und nach den unteren gestalten sollen, wenngleich das Gutachten voraussetzt, daß dann Alle zu jenem Projekt mit Freuden Ja sagen werden. Eine Voraussetzung, die wir natürlich nicht theilen.

4. Prof. Mejer, welcher die gegenwärtige Zeit für eine überwiegend unkirchliche erklärt, aber meint, daß, wenn nicht Alles täusche, wir am Vorabend einer kirchlichen ständen, will noch bestimmter dem Kirchenregiment nur das Recht des Vorschlags einräumen (S. 350.); er will unter dieser Bedingung die provisorische Einführung einer combinirten Consistorial- und Synodalverfassung, so daß erst die Presbyterien, nach freier Wahl der Gemeinden, vollständig in Wirksamkeit, und eben so Kreis- und Provinzial-Synoden, die höhere aus der niederen Stufe gebildet und in jeder Beziehung thätig werden sollen, bevor an das letzte, die Berufung der Landes-Synode, gedacht werden kann. Mejer will allerdings auch diese, aber er will doch auch die Eventualität in's Auge gefaßt haben, daß das jetzt zu bildende Provisorium der Presbyterien, Kreis- und Provinzial-Synoden sich definitiv festsetzen kann, was eben besonders dadurch geschehen dürfte, daß sich diese Instanzen gegen eine verfassungsgebende Synode erklären (S. 361.). Das aktive und passive Wahlrecht will er durch die Aufstellung kirchlicher Qualifikation nicht beschränken, da die Kirche durch das Erschlaffen der Kirchenzucht das Recht verscherzt habe, eine solche sonst sehr wichtige und wünschenswerthe Unterscheidung geltend zu machen (S. 362.). Nur wer sich grundsätzlich von Kirche und Abendmahl fern halte, sey auszuschließen, worüber die Gemeinde oder das Presbyterium zu

*) Hiebei werden mehrfache Erklärungen aus den westlichen und östlichen Provinzen citirt (S. 82. 83.), welche allerdings hierüber kaum einen Zweifel gestatten. Wir begegnen hiebei der leider eingegangenen Monatsschrift von Rheinius, deren Jahrgänge vieler wichtiger Aufsätze halber ein bleibendes Interesse behalten werden.

entscheiden habe (§. 363.). Bescholtene (criminell Bestrafte, notorisch Lasterhafte) sollen vermöge des letzten praktischen (also doch noch bestehenden) Restes ehemaliger Kirchenzucht gleichfalls auszuschließen seyn (§. 365.). Für die Synodalbildung wird der wichtige Grundsatz aufgestellt, daß nur Gemeinden und nur durch Presbyter vertreten seyn können. Das Kirchenregiment soll als Culminationspunkt seiner Wirksamkeit in Vorlagen über die Verfassung, Verschiedenen auf den verschiedenen Stufen, die Errungenschaft der Vergangenheit zum Bewußtseyn bringen (§. 355. 368.).

Die dritte Reihe endlich bilden die übrigen neun Gutachten, welche wir gleichfalls in der Kürze vorüberführen müssen. Zuerst

1. Die Fakultät zu Breslau, welche sich principaliter gegen jede Neuerung, eventualiter *) aber gegen die Berufung einer Landes-Synode erklärt, bevor nicht Presbyterien, Kreis- und Provinzial-Synoden als beratende Instanzen mit Rücksicht auf Confession und Lehrtypen eingerichtet und die Stimme der Kirche so von allen Seiten gehört worden; welche ferner den Lutherischen Gemeinden ausdrücklich freigestellt wissen will, ob sie eine Vertretung nach Lutherischer oder reformirter Weise begehren, jedenfalls aber eine Neuwahl oder neue Bevollmächtigung des Kirchenvorstandes für nöthig hält (§. 2. 3.) und die Verzögerung nicht für Schaden, sondern für Gewinn achtet. Falls es nach dem Verlangen der Gemeinde zu einer Urwahl kommen müßte, fordert das Gutachten für das aktive Wahlrecht das vier- undzwanzigste Jahr und christliche Unbescholtenheit (worüber die Gemeinde entscheiden soll), für das passive Wahlrecht außerdem Selbstständigkeit und das dreißigste Jahr (§. 4.).

2. Das Consistorium zu Breslau ist (und mit ihm die Mehrheit der Diöcesan-Synoden, welche es darüber gehört hat) entschieden gegen eine verfassunggebende Landes-Synode, vielmehr hebt es auf das Bestimmteste hervor, daß eine Änderung der Verfassung nicht einseitig, sondern nur von dem Könige, den von ihm bestellten Organen des Kirchenregiments und von bera-

*) Es ist weder in politischen noch in kirchlichen Lebensfragen zu empfehlen, eventuelle Vota abzugeben; womit man immer eine Art von Verantwortlichkeit für das Ja übernimmt, trotz dem, daß man Nein sagen will und gesagt hat.

athenden Synoden gemeinsam ausgehen könne (§. 120.), daher seyen zuerst Gemeinderepräsentationen zu bilden (§. 123.). Die betreffenden Anweisungen müßten an die bestehenden Kirchen-Collegien gerichtet werden, wobei die in den apostolischen Schriften (Apostelgesch. 6, 3., 1 Tim. 3, 7 ff. u. a.) wie in allen älteren und in den besseren neueren Kirchenordnungen (§. 10. der Rheinisch-Westphälischen) gestellten Bedingungen festzuhalten seyen (§. 125.). Die Wahlen zu den Kreis-Synoden sollen aus dem Schoße der Presbyterien oder Kirchenvorstände hervorgehen u. s. w. Und so soll die combinirte Consistorial- und Synodalverfassung nach und nach in's Leben treten, für welche das Consistorium sich §. 117. ausspricht, und in der der König als Patron der Kirche das Placet behalten und namentlich durch dasselbe allen Entwürfen erst Gesetzeskraft verleihen soll.

3. Die Fakultät zu Berlin ist entschieden gegen die Landes-Synode, welche nur demokratisch ausfallen könnte und in der es ganz unmöglich sey, das Bekenntniß sicher zu stellen. Der lebendige Organismus der Kirche würde dadurch zerstört und die vorhandenen Gegensätze würden zu äußeren Spaltungen getrieben werden, indem die Pietät gegen das Bestehende durch die Berufung einer solchen Synode untergraben und die Angriffe der Habgucht auf das Kirchengut provocirt werden müßten. Die Fakultät weist darauf hin, wie verschieden unsere Zustände von denen anderer Länder (Amerika) seyen und wie viel größer die Gefahren bei uns als dort. Sie will daher die Erhaltung des Bestehenden. „In ihr erblicken wir,“ heißt es §. 130., „bei allen unlängbaren Mängeln des Bestehenden, welches für die ideale und letzte Gestaltung der Kirche zu halten uns nicht beifällt, den schützenden Damm gegen die wilden Wasser der Revolution, die sich sofort auch über die Kirche ergießen würden, wenn man dort einen völligen Neubau versuchte; den schützenden Damm gegen die Wühlereien derjenigen, die dem Geiste der Kirche entfremdet sind, und die sofort von dem politischen Gebiete, auf dem sie jetzt noch beschäftigt sind, auf das kirchliche herüberreifen würden, wenn ihnen dort freier Spielraum und Aussicht des Gelingens geboten würde, um so mehr, da sie wohl erkennen, daß sie ohne Auflösung der Kirche, die nie ihres politischen Wahlpruches: „„Ein Jedermann sey unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat,““ vergessen wird, unmöglich ihr letztes Ziel auf dem politischen Gebiete erreichen können.“

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 21. November.

N^o 93.

Ämtliche Gutachten, die Verfassung der Evangelischen Kirche in Preußen betreffend. Im Auftrage zum Druck befördert durch Dr. Ludwig Richter, ord. Prof. der Rechte zu Berlin. Berlin und Leipzig, 1849. 8. S. XIV u. 446.

(Fortsetzung.)

Die Fakultät glaubt aber doch, daß „im Angesicht des vorliegenden Umschwunges der Dinge“ die Erhaltung des Bestehenden nur unter Beschränkungen durchgeführt werden könne. Sie hält daher außer der völligen Wiederherstellung der kirchlichen Oberbehörde (mit kirchlichem Namen, mit Ausschluß der Betheiligung der Staatsbehörde bei Besetzung der Stellen, mit regelmäßiger Zuziehung der Delegirten der Consistorien zu wichtigen Verathungen, und Überweisung der externa an dieselben), außer der Erhaltung des landesherrlichen Episkopats *) die Dr-

ganisation der Gemeinden für eine durch die Zeit gestellte Aufgabe, damit aus den Gemeinden heraus eine schützende Macht gebildet werde, die, mit dem Geistlichen vereint, sich allen Versuchen entgegenstelle, der Kirche ihre höheren und niederen Güter zu rauben, Spaltungen in sie einzuführen, die Schule zu verweltlichen. Für die Pfarrwahl (bei Wegfall des Patronats), für Armen- und Krankenpflege, für die Wahl von Deputirten zu den bereits bestehenden Kreis-Synoden sey diese Organisation durch Neubildung der Kirchenvorstände (der Name Presbyterien sey, weil eigenthümlich reformirt und wegen der Verleitung zu unzulässigen Ansprüchen den Geistlichen gegenüber zu vermeiden) wünschenswerth. Ein Theil der Fakultät erklärt sich aber nur unter der Bedingung dafür, daß das landesherrliche Episkopat fortbesteht und ein kräftiges Kirchenregiment den Gefahren, die daraus entspringen können, entgegenwirkt. Aktives und passives Wahlrecht will die Fakultät an Selbstständigkeit, Unbescholtenheit, Theilnahme am Gottesdienst und Abendmahl und die Erklärung knüpfen, daß man im Glauben der Evangelischen Kirche stehe; ein Theil hat jedoch für das Erstere diese Grenzen weiter ziehen wollen, wogegen erinnert worden, daß dann die Bestimmung der Vorstände eine auf rein Äußerliches bezügliche seyn müsse, und daß dann die unkirchlichen Wähler und Gewählte sich überhaupt wenig an die gestellten Bedingungen kehren, die Behörden aber nur selten im Stande seyn würden, einzuschreiten. Einen allgemeinen Wahlmodus will die Fakultät nur für die Gemeinden vorgeschrieben haben, die nicht bis zu

man nur davon aus, daß der Landesherr (der jetzt mehr als je ein „Nothbischof“ zu nennen sey) nicht als Landesherr, sondern weil er Landesherr sey, die Spitze des Kirchenregiments bilde, daß er nur als Glied der Kirche und nach ihren Grundsätzen dieselbe regieren könne, so würde die jetzige politische Stellung des Königs die Fortdauer seines Kirchenregiments eben so wenig ausschließen, als bei jedem Unterthan die Bürgerchaft im religionslosen Staat den Charakter eines gläubigen Christen ausschließe. In der Kirche sey auch jetzt Niemand, der ihr größere Dienste erzeigen könne als der König, Niemand, dem es so nahe gelegt sey, diese Stellung nur als einen Dienst zu betrachten. Die Gefahr der Bestimmung durch die Politik sey geringer als die Gefahr der Zerrüttung auf der anderen Seite, auch sey jene Gefahr zu mindern durch rechtliche Ordnung des Verhältnisses der geistlichen Oberbehörde zum König. Die Katholiken hätten jetzt weniger Anlaß zum Einspruch als früher und der König würde, sollten diese Ansprüche entscheiden, in seiner persönlichen Freiheit tiefer stehen als jeder Unterthan. Er dürfe überdies das Regiment nur niederlegen in die jetzt nicht vorhandenen „rechten Hände“ (S. 131 — 134.).

*) Hierüber ist indessen die Fakultät getheilter Meinung gewesen, indem ein Theil annahm, die bisherige Stellung des Königs zur Kirche beruhe darauf, daß der Staat ein evangelischer sey und daß dem König die Machtstülke beizubringen, der Kirche kräftig zu dienen. Beides falle jetzt größtentheils fort, wozu die Rücksicht auf die Kammermajoritäten und die politischen Stimmungen des Volks kämen, und die Besorgniß, daß die Katholiken mit aller Macht sich dagegen erheben würden, daß der König noch in einem besonderen Verhältniß zu den evangelischen Unterthanen stehe, ja daß durch mancherlei Verwickelungen die schon schwierige Lage der Fürsten noch schwieriger werden würde. Mit Recht ist hiegegen bemerkt, daß es unmöglich sey, das vorzüglichste Glied aus einem bestehenden Organismus abzulösen, ohne diesen tödtlich zu verletzen. Die Consistorien würden ohne diese Grundlage ihrer Autorität haltlos in der Luft schweben. „Die Pietät, welche der eigentliche Halm des Bestehenden sey, concentrierte sich in der Person des Königs, dessen bürgerliche Stellung der Kirche zu Gute komme. Der ganze Reichthum dankbarer geschichtlicher Erinnerungen liege nur auf dieser Seite. Auch was die Behörden Gutes geihan, werde ihr zugerechnet. Zudem, wenn man von dem bestehenden Organismus ein so wichtiges Glied abschneide, so fordere man die Kritik in Bezug auf das übrig Bleibende heraus. Dies biete so manche Schwächen dar, daß es vor ihrem Richterstuhl kaum bestehen werde, sobald überhaupt das Princip aufgegeben sey, das Bestehende als solches zu erhalten. Endlich gar Manche, die bis dahin nur dadurch der Kirche erhalten worden seyen, daß sie in dem Bestehenden Gottes Ordnung erblickten, in die sie ohne ihr Zuthun hineingestellt sind, und aus der sie nicht auf eigene Hand heraustreten dürfen, würden in dieser capitalen Verletzung des Bestehenden eine Auf- forderung finden, sich auch von dem Reste desselben loszumachen.“ Gehe

einem bestimmten Termine sich hierüber selbst geeinigt und die Wahl vollzogen hätten. Das Übrige sey den Geistlichen, nach vorgängiger Erörterung auf den Kreis-Synoden, zu überlassen. Über Provinzial- und Landes-Synode, deren Bildung und viele hiemit zusammenhängende Fragen hat sich mit Recht die Fakultät gar nicht ausgelassen, da dies nach ihrem Votum nicht erforderlich war.

4. Das Consistorium zu Berlin unterwirft sich in Ehrfurcht der seiner Ansicht nach feststehenden Allerhöchsten Willensmeinung über die Aufhebung des bisherigen Kirchenregiments, macht aber dennoch (S. 375.) auf die großen und eigenthümlichen Gefahren aufmerksam, die uns dieserhalb bedrohen, um die Nothwendigkeit größter Vorsicht bei der neuen Organisation darzuthun. Die Berufung einer constituirenden Synode könne diese Gefahren nur vermehren, da hier vorausgesetzt werde, der kirchliche Organismus sey bis auf die Individuen hinab aufgelöst, deren Majorität (= der Majorität ihrer Vertreter) allein Berechtigung für die Zukunft habe. Aber jene Auflösung sey unwahr, und dann sey vor Allem zu fragen, ob denn jene Individuen überhaupt Synoden, eine solche Synode wollten (in Amerika würden sie sie entschieden nicht wollen). Wie wenig die Majorität in der Kirche entscheide, beweise die Minorität der Siebentaufend, die ihre Kniee nicht vor Baal gebeugt, und die Weise, wie überhaupt sich Kirchen bildeten (durch einzelne Propheten, Reformatoren u. s. w.). Einen Bau könne man verständiger Weise nicht bei dem Gipfel anfangen. Wer wisse, ob grade die Befähigten geneigt seyen, die Synode zu beschicken? Wer sichere ihr die Autorität? Das Consistorium ist daher gegen die Landes-Synode und für die Organisation der Gemeinden. Diese sey nothwendig, da sich die Lutherische Voraussetzung, Predigt und Sakrament genüge alle christliche Thätigkeit der Bruderliebe in Bewegung zu setzen, um so weniger bewährt habe, je mehr der Glaube an Kraft verloren und der Staat Schule und Armenpflege an sich genommen habe. Die Vorstände sollen von der Gemeinde gewählt werden, und zwar von allen evangelisch Getauften und Confirmirten, wenn sie sich nicht ausdrücklich von der Kirche losgesagt haben (S. 395.). Kirchenzucht fehle, deshalb könnte kirchliche Qualifikation hier nicht versagt werden, wo die viel wichtigere Theilnahme am Abendmahl gestattet werden müsse (S. 396.). Aber das Consistorium will, daß die Gewählten von der Gemeinde sich verpflichten, die übertragene Funktion so auszuüben, wie es einem der Kirche in einerlei Glauben und Bekenntniß, in gleicher Liebe und Hoffnung lebendig verbundenen Gliede gebührt. Die Vorstände sollen dann aus ihrer Mitte in die bestehenden Kreis-Synoden einen Deputirten wählen und die Einleitung der Einführung einer Gemeindeordnung treffen (S. 398.). Dem Independentismus soll 1. vorzüglich die provisorische Fortdauer der bisherigen Organe des Kirchenregiments entgegenwirken, die kraft ihres (mediate) von Gott empfangenen Berufs die nöthigen Anordnungen zu treffen und sich nur zu hüten hätten, künftigen Beschlüssen

vorzugreifen (S. 384.); 2. die Verstärkung der Kreis-Synoden durch Laien. Das Provisorium soll so lange dauern, bis sich die zu einer Provinzial- oder Landeskirche verbundenen Gemeinden hierüber aussprechen können (S. 390.). Daß dies nur durch eine Landes-Synode geschehen könne, sey eine unbegründete *petitio principii* (S. 391.).

5. Prof. Stahl hebt zur Bekämpfung der constituirenden Landes-Synode zuerst hervor, daß die Kirche constituiert sey und selbst, wenn die landesherrliche Kirchengewalt fortfallen müßte, nicht als aufgelöst betrachtet werden könne (S. 404.). Das Zweite ist, daß solche Synode nicht gehindert werden könnten, sich zur Herrin der Lehre zu machen, da sie ihrem Charakter nach omnipotent sey (S. 405.). Alle Rechtsverhältnisse würden schwankeend, und die Achtung vor den geschichtlichen Obrigkeiten zerstört werden. Selbst bei vorsichtiger Behandlung würde die Rechtswidrigkeit nicht vermieden, die darin liege, daß die bisherigen Organe der Kirchengewalt mit ihrem Zusammentritte als von ihrem Recht und ihrer Gewalt desituirt betrachtet würden. Vollends aber sey eine Synode aus Urwahlen ohne alle Berechtigung in der Kirche. Das heiße die Kirche umwandeln in eine äußerliche und willkürliche Association und den bestehenden Organismus in seine Atome auflösen. „Es muß deshalb,“ heißt es S. 406., „dem Landesherrn und resp. dem landesherrlichen Kirchenregiment schlechterdings das Recht abgesprochen werden, eine solche Synode zu berufen und sie zu Vornahmen in der Kirche zu ermächtigen. Soll er, wie dabei vorausgesetzt wird, um seiner Stellung zu der religiös indifferenten Volksvertretung willen, nicht mehr befugt seyn, irgend selbst Anordnungen über die Verfassung zu treffen, z. B. eine den kirchlichen Principien entsprechende Synodalverfassung in's Leben zu rufen, wie kann er befugt seyn, die Kirche in Urwahlen aufzulösen und dann ihrem eigenen Schicksal zu überlassen? Es ist ja das, abgesehen von der materiellen Wirkung, auch schon formell der tief eingreifendste Akt, der vorgenommen werden kann, er hätte dem Landesherrn selbst unter den früheren Verhältnissen nicht zugestanden, und sollte jetzt ihm zustehen? Wenn man dem Landesherrn das Recht nicht mehr zugestehet, die Kirche zu gestalten, so muß man ihm doch wohl vor Allem das Recht absprechen, die Kirche zu zerstören.“ Jenes Unternehmen sey daher in der That der unrechtmäßigste Weg, der eingeschlagen werden könne.

Sinngemäß der Anbahnung der neuen Verfassung geht Stahl von dem Grundsatz aus, daß die Rechtmäßigkeit der Vertretung der Gemeinde bereits durch Garantien des kirchlichen Sinnes für Wähler und Gewählte bedingt seyn müsse, desgleichen müsse die Synodalvertretung ihren kirchlichen Sinn bewahrt haben. Zunächst sey daher nur mit der Bildung von Presbyterien und Kreis-Synoden vorzugehen, die der höheren Stufen aber noch ganz auszuweichen (S. 411. 412.), bis das Leben auf den niederen Stufen Consistenz und bestimmten Charakter gewonnen habe. Die Presbyter sollen auf Vorschlag des Geistlichen (oder der

Geistlichen der Superintendentur), später des Presbyteriums selbst von den Gemeinden gewählt werden. Das Natürlichste sey, von Wählern und Gewählten die Zustimmungserklärung zu dem Bekenntniß der Kirche zu fordern. Hierauf müsse nach dem gegebenen Zustand verzichtet werden, aber das allgemeine Bekenntniß zum evangelischen Glauben und Theilnahme an Gottesdienst und Abendmahl sey für die Wählbarkeit, das letztere für das Wahlrecht als Bedingung festzuhalten. Wenn das landesherrliche Kirchenregiment wirklich wegfallen sollte, so sey es nicht rathsam, eine reine Synodalverfassung einzuführen, welche dem Geist der Lutherischen wie der apostolischen Kirchenverfassung nicht gemäß sey. Die Kirchenbehörde habe nicht bloß auszuführen, sondern mit zu beschließen und für vakante Stellen der Synode bindende Vorschläge zu machen (§. 413.).

6. Die Fakultät zu Halle spricht sich über die Landes-Synode ganz ähnlich aus. Sie hebt hervor, daß auf den Synoden Gemeinden vertreten seyn, daß es daher erst solche geben müsse; eine Bürgschaft dafür, daß bei Urwahlen nicht völlig Fremde in der Kirche mitwählten, lasse sich nicht geben (§. 272. 274.). Zweitens wird auf die politischen Zustände und ihre Gefahren hingewiesen und bemerkt, daß die Kirche der eigentliche Gegenstand des Hasses bei der politischen Umsturzpartei sey (§. 275.). Der Kirche drohe auf diesem Wege das schwerste Unrecht, völlige Verweltlichung und ganz unmöglich sey es, der constituirenden Synode das Recht, über das Bekenntniß zu beschließen, abzusprechen, sie zu verhindern, die Kirche als tabula rasa zu behandeln. Auf die Union, auf die Verhältnisse der separirten Lutheraner, auf die Verfassungsfrage selbst wird hier hingewiesen als auf Fragen, die nothwendig das Bekenntniß berühren müßten. Das Kirchenregiment habe nicht das Recht, die Kirche zu diesem Schritt zu nöthigen (§. 279.), welcher nichts Anderes sey als eine Versuchung Gottes (§. 281.). Die Fakultät will daher provisorisch nach dem Entwurf der General-Synode Presbyterien einrichten, nach einigen Jahren Kreis-Synoden berufen (§. 286. 289.), Provinzial-Synoden nur, wenn sich hinreichende Theilnahme gefunden und neben den geistlichen noch andere kirchliche Ämter sich gebildet hätten, und wenn die Kreis-Synoden sie fordern; die Landes-Synode aber nur, falls die Provinzial-Synoden sie beantragen. Zwang zur Wahl der Presbyterien soll nicht stattfinden, aber die Theilnahme an den Kreis-Synoden dadurch bedingt seyn (§. 289.).

7. Die Fakultät zu Bonn,

9. Das Consistorium zu Coblenz.

9. Das Consistorium zu Münster, diese drei Organe der westlichen Provinzen haben sich übereinstimmend gegen die Landes-Synode und für Errichtung von Presbyterien nach dem Grundsatz, daß nur Presbyter Zutritt zu den Synoden haben dürfen, ausgesprochen. Die Gründe gegen Berufung einer constituirenden Landes-Synode hebt die Bonner Fakultät am gründlichsten und bestimmtesten hervor. Erstens, sagt sie,

sey der Rechtspunkt dagegen, weil über die wichtigsten Grundsätze als über die Frage, ob nur Presbyter auf den Synoden stimmen dürften, über das Verhältniß der Geistlichen und Laien der Zahl nach, über die Frage nach der kirchlichen Qualifikation durch die Wahlordnung vorweg entschieden werden müßte. Zugleich ist hiebei auf die Inconsequenz des Richterschen Entwurfs hingewiesen, welcher die Gemeinden als Einheiten behandle, ohne sie zu organisiren, sie also zugleich als seyend und als nicht seyend betrachte (§. 230 — 241.). Zweitens wird grade das Interesse der kirchlichen Einheit mit Recht geltend gemacht, und von dem politischen Gebiete der Beweis entnommen, daß Constituanten diese Einheit zerstören, statt sie zu fördern. Der Constituante Schranken, zumal hinsichtlich des Bekenntnisses zu setzen, sey völlig unmöglich, da sie sich hierüber grade erklären müsse und selbst das Schweigen von Bedeutung wäre (§. 242 — 245.). Ganz anders werde sich diese Bedeutung einer Constituante gestalten, wenn zuvor die unteren Stufen organisirt seyen, da dieser Organismus selbst bei dem Fehlschlagen des Werkes der Landes-Synode bestehen bleibe (§. 247.). Sey aber der Boden für Presbyterien nicht einmal empfänglich, wie vielfach befürchtet worden, so sey gewiß die Reife zur Selbstregierung der Kirche nicht vorhanden (§. 250.). Die Rücksicht auf die Erzielung guter Wahlen (durch längere Erprobung der Reinheit des Eifers der Presbyter), der Gewinn einer sofortigen und wirklichen in jeder Gemeinde erkennbaren Kirchenreform, der Grundsatz, nach welchem Presbyterien sowohl dem Evangelium als auch der Geschichte zufolge die Grundlage für Synoden bilden müßten, und dessen Nichtbeachtung Rheinland und Westphalen gar nicht verstehen würden, die Bedürfnisse der Gegenwart, die angemessene und leichte Erledigung, die so viele wichtige und schwierige Fragen alsdann von selbst fänden, müsse für den Bau der Verfassung von den Presbyterien an sprechen und gegen die sofortige Berufung der Landes-Synode (§. 251 — 255.). Die Presbyterien u. s. w. müßten aber in volle Thätigkeit treten und nicht bloß als Wahlversammlungen fungiren, denn das würde nur wesenloser Schein seyn (§. 250.). Das Consistorium zu Münster stellt zum Schluß der Verfassung eine Bundes-Synode in Aussicht (§. 157.), verlangt auf den höheren Stufen für die Geistlichkeit die überwiegende Zahl (§. 166.) und das Consistorium zu Coblenz führt mit besonderem Interesse aus, daß Urwahlen für die Presbyterien, welche die beiden anderen Gutachten für nöthig halten, keineswegs dem Geiste der Presbyterialverfassung entsprechen (§. 423.), daß diese durch die Rheinisch-Westphälische Kirchenordnung eingeführte Neuerung sehr nachtheilig gewirkt,*)

*) Es wird hiebei an folgenden wichtigen Ausspruch Calvin's zu Apostelgesch. 6, 3. erinnert: Interea hoc notare operae pretium est, *legem imponi fidelibus ne quem nisi idoneum praeficiant. Deo enim non levem injuriam facimus, si fortuito quoslibet accipimus, qui domum ejus gubernent. Ergo adhibenda est*

und völlig unfkirchliche, ja notorisch gottlose und lasterhafte Menschen in die Presbyterien gebracht habe (S. 425.). Namentlich hätten die Qualifikationsbestimmungen der Kirchenordnung von 1835 dies nicht verhindern können, da sich, wenn auch noch so viel Grund zum Einspruch vorhanden, Niemand finde, der sich dazu verstehen wolle ihn zu erheben und die Beweisführung schwierig, verwickelt und langwierig sey. Deshalb wünscht das Consistorium, daß der Vorschlag vom Pfarrer allein oder von ihm in Gemeinschaft mit dem bestehenden Kirchenvorstand ausgehe, und die Gemeinde aus den Vorgesetzten wähle. Die Legitimation der Kirchenvorsteher zu dieser Funktion wird daraus hergeleitet, daß sie schon jetzt innere Angelegenheiten, namentlich in gewissen Fällen dasselbe Recht bei der Pfarrwahl zu verwalten und auszuüben hätten (§. 156. 323. 353. 354. 376. 388. Th. II. Tit. 11. A. L. R.); die Gemeinde aber, deren Rechte hiedurch angeblich gekränkt würden, besitze dieses Recht, ihre Diener durch Urwahlen unbeschränkt zu wählen, in der That nicht, weder nach der Schrift noch nach den bestehenden Kirchenordnungen. Was aber der Kirche zur Vollbringung des Verfassungswerkes die größte Freiheit und Sicherheit gewähre, zu dessen Gestaltung müsse die Behörde das meiste Recht haben (S. 425—429.). Eine Landes-Synode will das Consistorium zu Coblenz nur berufen, wenn die Provinzial-Synoden dies beantragen; diese sollen, wenn sie nicht übereinstimmen, wiederholt gehört werden (S. 445.). — — —

Wir brechen den Bericht über den Inhalt der Gutachten hier ab, so viel auch noch an interessanten Bemerkungen nachzuholen seyn möchte. Es liegt uns nur noch ob, kürzlich zusammenzuziehen, was unseres Erachtens als unwiderlegliches Resultat dieser Gutachten anzusehen ist, und die oben abgebrochenen Bemerkungen über die Organisation der Gemeinden, über das, was in dieser Beziehung jetzt geschehen kann, zu vollenden.

Als feststehend kann, wie wir glauben, nummehr angenommen werden:

1. daß das Kirchenregiment nicht berechtigt ist, eine consultirende Landes-Synode zu berufen;
2. daß eine solche Synode aller Legitimation entbehre, ihre Beschlüsse nicht als Beschlüsse „der Kirche“ zu betrachten seyn würden, daß vielmehr die entgegenstehende Behauptung lediglich auf einer *petitio principii* und auf unwahren Fiktionen beruht;
3. daß diese Synode, wenn sie berufen würde, nicht gehindert

summa religio, ne quis ad sacram ecclesiae functionem sumatur, nisi qui experimentum sui dederit.

werden könnte, ja in der Nothwendigkeit sich befinden würde, auch über das Bekenntniß, weil über Union, Verpflichtung der Geistlichen, Wahlrecht u. s. w. Beschlüsse zu fassen, und daß die hiegegen gerichteten Cautelen für reine Täuschungen zu achten sind;

4. daß nach Schrift, Bekenntniß und bestehendem Kirchenrecht nur ächte Glieder der Kirche Beamte derselben (Älteste, Vorsteher) seyn können (wobei namentlich die Bestimmungen sämtlicher noch gültiger Kirchenordnungen über die Qualifikation der Vorsteher und Presbyter verglichen werden mögen);
5. daß nach den Grundsätzen der Presbyterial- und Synodalverfassung nicht die einzelnen Gemeindeglieder, sondern nur die Gemeinden, auch nicht durch beliebige Glieder derselben, sondern nur durch ihre Beamte in den Synoden vertreten werden dürfen;
6. daß ein Recht aller Gemeindeglieder zur Theilnahme an der Kirchengewalt und Kirchenleitung nicht besteht, die Gemeinden vielmehr nach Nr. 5. nur als solche, als lebendiger Organismus berufen und befähigt sind, in diese Theilnahme einzutreten;
7. daß Bestimmungen über kirchliche Qualifikation (nach dem wichtigen, weil auf Erfahrung beruhenden Zeugniß des Consistoriums zu Coblenz) das Eindringen gottloser, lasterhafter Elemente in die Presbyterien und Kirchenvorstände nicht verhüten können und
8. daß deshalb außer solchen Bestimmungen noch andere Garantien für die Aufrechthaltung des Grundsatzes zu 4. gewonnen werden müssen.

Würden diese acht Grundsätze als Resultat der Gutachten anerkannt und würden sie namentlich dem Kirchenregiment bei seinen weiteren Maßnahmen zur Richtschnur dienen, so wäre allerdings ein Großes gewonnen. Daß sich dieses Resultat aber so klar herausstellt, ist jedenfalls mit Dank und Freude zu erkennen; ignoriert kann es wenigstens nicht werden.

Wir haben nun gesehen, wie viele der vernommenen Stimmen, wenigstens für jetzt, bei der Organisation der Gemeinde stehen bleiben und nur erst nach deren Durchführung und Einlebung weiter zur Synodalbildung schreiten wollen. Wir bemerkten schon oben, daß wir dem nicht schlechthin entgegengetreten könnten und wollen nun zeigen, unter welchen Bedingungen wir eine Organisation der Gemeinde anzurathen vermögen.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 24. November.

N^o 94.

Ämtliche Gutachten, die Verfassung der Evangelischen Kirche in Preußen betreffend. Im Auftrage zum Druck befördert durch Dr. Ludwig Richter, ord. Prof. der Rechte zu Berlin. Berlin und Leipzig, 1849. 8. S. XIV u. 446.

(Schluß.)

Zuerst ist uns unzweifelhafte Gewißheit, daß die Gemeinden zu derselben nicht gezwungen werden dürfen. Aus ihrer Weigerung irgend welche Nachtheile oder gar (wie Prof. Mejer S. 370. wenigstens für den Fall will, daß die Landes-Synode diese Organisation anordnet) ihren Austritt aus der Kirche folgern, ist durchaus unstatthaft, weil rechtswidrig und willkürlich. Die Gemeinden, die nicht darauf eingehen, bleiben in ihren Rechten, in ihrer Stellung zum Consistorium, zur Kirche ungekränkt und unverändert.

Zweitens ist aber das nicht minder gewiß, daß, wie mehrseitig bemerkt worden, der Lutherischen Kirche nicht schlechthin reformirte Verfassungsformen aufgedrungen werden dürfen, sondern daß in dieser Beziehung gleichfalls den einzelnen Gemeinden freie Wahl gelassen werden muß. Das Wesentliche ist nicht die rechtliche Stellung der Presbyter gegen Pfarrer und Gemeinde, wie die Reformirte Kirche sie ausgebildet hat, sondern die lebendige Wirksamkeit von Gemeindegliedern im Anschluß an das Pfarramt für Armenpflege, Krankenpflege, Seelenpflege, Unterricht, Zucht, für das gesammte Gebiet der inneren Mission, der Diakonie. Nicht die Rechte sind das, was Noth thut, sondern die Pflichten der Presbyter und deren Übung, aus denen die Rechte sich von selbst, mit göttlichem Segen und göttlichem Stempel, gestalten; nicht auf das Herrschen und Regieren, sondern auf das Dienen ist das Auge zu richten.

Drittens folgt hieraus, daß wir nur da rathen können, diese Organisation von innen (nicht aus der Menge und ihrer Majorität) heraus zu fördern, anzuregen, zu empfehlen, wo wirklich inneres Leben ist. In solchen Gemeinden hat sie sich bereits auch in den östlichen Provinzen, wenn auch nur sehr vereinzelt, entwickelt. Was aber helfen organisirte Presbyterien mit allen möglichen Rechten und Funktionen, so nicht der Geist Gottes darin wehet? Man sage nicht, sie schaden dann wenigstens nichts, und anderswo würden sie schon lebendig werden. Allerdings schaden und hemmen gottlose Leute hundertmal mehr als sonst, wenn sie im kirchlichen Amt stehen und dem Pfarrer unzählige Hemmnungen in den Weg zu legen vermögen.

Der göttliche Beruf, den unsere Kirche nach dem Gutachten der Fakultät zu Halle durch die Gewalt der geschichtlichen Verhältnisse erhalten hat, sich jetzt zu entscheiden über die zukünftige Bahn ihrer Verfassungsentwicklung (S. 285.), könnte wahrlich nur erwiesen werden aus der Fülle des über die Kirche ausgegossenen göttlichen Geistes, der sich die ihm eigenen und nöthigen Formen bilden muß, nimmermehr aber aus der Fülle der Schmach und des Schmutzes, die der Verrath über unser armes Vaterland geschüttet hat, dieser sogenannten historischen Gewalt, der wir uns nicht beugen, sondern kräftig widerstehen sollen — bis aufs Blut. Denn wir und unser Thun und Lassen gehört eben auch zur Geschichte, falls wir uns nicht selbst aus ihr hinweg — schlafen oder schleichen. Die geringe bisher in die Gemeinden gedrungene Neuerung, durch Ministerialrescript begründet, nach welcher die Wünsche der Gemeinden bei Pfarrbesetzungen möglichst berücksichtigt werden sollen, was hat sie denn Gutes gewirkt? Prof. Mejer sagt S. 370., daß sie eine unglückliche Aufregung hervorgerufen habe; und warum? weil für diese Neuerung der göttliche Beruf fehlte, der Geist, der nach Gottes Willen sich des neuen Rechtes bediente, mithin auch der göttliche Segen.

Summa: an den Formen und der Verfassung liegt es nicht, sondern am Geist und Leben. Deshalb folge man dem ächt Lutherischen Grundsatz, dessen Wahrheit grade dadurch, wodurch das Consistorium zu Berlin ihn bestreitet, bestätigt wird, *) dem Grundsatz, daß Wort und Sakrament die wahren Träger der Kirche sind, daß das geistliche Amt der wahre Kern der Gemeinde ist, daß hier sich alle Liebesthätigkeit der Gemeinde anlehnen muß, wenn sie sich nicht verirren soll, und daß die Organisation der Gemeinde, welche nach Richter's wahrem Ausspruch durch das geistliche Amt erst zu ihrem Begriff kommt, mit diesem Amt das Fundament bereits von oben erhalten hat, die Ausbildung und Erweiterung dieser Organisation aber nur da und nur so weit zu fördern ist, als in der einzelnen Gemeinde das Leben des göttlichen Geistes dazu treibt. Das Urtheil darüber muß dem Geistlichen anheimgelassen werden, falls man ihn überhaupt als solchen, als den Hirten und Lehrer anerkennt; weshalb der Vorschlag, dem Geistlichen die Wahl der Candidaten für das Presbyterium zu überlassen, dahin zu erweitern seyn möchte, daß ihm auch die

*) Wenn der Glaube abnahm und der Staat sich Funktionen aneignete, die der Kirche gebühren, so war das eben eine Folge davon, daß das Wort nicht rein und recht gepredigt wurde. Damit, daß nun die sündige Magd einen neuen Rock anzieht, ist es nicht gethan!

Frage: ob eine Neubildung dieser Art möglich und ersprießlich, zur Beantwortung anheimzugeben ist. Nur so werden wir es vermeiden, todte Kinder zu gebären und Wind zu säen, um statt des Friedens und Segens — endlich doch nichts als Sturm zu ernten.

Nun, Gottes barmherzige Hand wolle den nicht lassen, von dessen Entschliessungen zunächst die Zukunft unserer armen bedrängten Kirche abhängt! Wir aber wollen unablässig stehen zu Gott dem heiligen Geist, der uns allein recht verfassen kann, zu dem „Tröster aller Blöden“:

„Dein Hülf uns jezt und allzeit leist, laß deine Kirch' nicht öden.“

Nachrichten.

Aus der Provinz Sachsen.

In Nr. 26. und später in Nr. 43. der Ev. R. Z. von diesem Jahre ist bereits auf eine Angelegenheit hingedeutet worden, welche jezt zum Abschluß gekommen ist, und eine reifliche Erwägung darum verdient, weil sie nicht allein großes Aufsehen in der Provinz gemacht hat, indem sie in öffentlichen Blättern vielfach besprochen ist, sondern auch die verschiedenste Beurtheilung erfahren, wobei Principien in Frage gekommen sind, welche den größten Einfluß auf das kirchliche Leben üben. Wir wollen über die Thatfachen einfach berichten, welche anderweitig schon öffentlich mitgetheilt sind, und bis jezt noch keine, am wenigsten eine officiële Bechtigung erfahren haben. Des Zusammenhanges wegen nehmen wir noch einmal auf, was Nr. 26. über die Sache bereits gesagt ist.

Es war grade im März 1848, als die Pfarrstelle zu Welckeben, zwei Meilen von Magdeburg, durch den Tod des verdienten Predigers erledigt wurde. Sie hat ein Einkommen von etwa 12 — 1300 Thlr., und die Gemeinde zählt etwa 13 — 1400 Seelen. Ohne allen bekannten Grund wurde die Besetzung der Stelle über den gesetzlichen Termin hinaus verzögert, und hier liegt die eigentliche Ursache aller späteren Zerungen, weshalb es den kirchlichen Behörden nicht dringend genug empfohlen werden kann, mit der Besetzung der Pfarrstellen nicht zu säumen. Grade um die Zeit, als der neue Prediger hätte anziehen sollen, trat die Cholera mit so furchtbarer Macht in der Gemeinde auf, daß in Zeit von etwa drei Wochen 150 Menschen dahingerafft wurden. Seltener fand man ein Haus, wo nicht Todte, Sterbende und Kranke lagen. Meist traf es die Familienväter, so daß nun gegen fünfzig Wittwen in W. trauern. Eine schönere Weiße für das pfarramtliche Wirken hätte ein rechtzeitig ernannter Prediger nicht finden können, der mit dem Trost des Evangeliums in Herz und Mund in die trostlose Gemeinde getreten wäre. In solchen Zeiten offenbart sich die Heiligkeit unseres Amtes, und die arme Gemeinde fühlte ganz, was sie jezt an ihm entbehrte. Benachbarte Prediger suchten ihre geistlichen Bedürfnisse, so viel ihnen möglich war, zu stillen; sie unterstützten die von derselben wiederholt an das Consistorium gerichteten Bitten um einen eigenen Seelsorger. Diese wurden ihr auch bald gewährt, und zur interimistischen Verwaltung der Stelle der Hülfsprediger Laube, der, ein Mann von dreißig Jahren, schon seit längerer Zeit im kirchlichen Amte gearbeitet hatte, nach W. gesandt. Wie er unverzüglich dem an ihn ergangenen Rufe trotz der augenscheinlichen Todesgefahr gefolgt war, so

gab er sich nun auch mit aufopfernder Liebe der Tröstung der Kranken und Sterbenden hin, und theilte das Wort Gottes sonderlich und öffentlich aus, wie es einem rechtschaffenen Diener Christi geziemt. Er predigte Buße und Vergebung der Sünden durch den Namen Christi und ermahnte die Gemeinde mit großem Ernste, die Heimsuchung Gottes zum Heil ihrer Seelen wohl zu benugen. Gott hatte den Boden der Herzen mit der scharf einschneidenden Pflugschaar der Trübsal selbst zubereitet, der Same seines lauter und rein verkündigten Wortes fiel in ein gut Land, und bald sah man manche liebliche Frucht daraus hervorkommen. Nicht allein der sonntägliche Gottesdienst wurde in einer Weise besucht, wie nie zuvor, sondern auch in die Wochenbetstunden, kamen die Leute zu Hunderten. Was aber noch mehr ist, sichtbar wirkte der Geist Gottes in nicht wenigen Seelen eine lebendige Erkenntniß der Sünde und ein Verlangen nach dem Heil, und diese Veränderung zeigte sich in einem neuen Wandel, in dem Frieden, der in manche erst zwieträchige Familie einkehrte. Wer die Gemeinde früher kannte, und nun sah, fühlte sich zu dem Geständniß gedrungen: „Es ist anders geworden, und der Herr hat Großes an ihr gethan!“ Und dies ist um so mehr anzuerkennen, als leider die Klage sehr allgemein ist, daß die Cholera selbst da, wo sie schrecklich gewüthet, wohl eine augenblickliche Furcht, aber keine geistliche Veränderung hervorgebracht hat. Es wird z. B. von Halleischen Predigern versichert, sie haben zur Zeit der schweren Trübsal, welche über diese Stadt hereingebrochen, auch nicht einmal eine zunehmende Theilnahme an dem öffentlichen Gottesdienste bemerkt. Lebendige kirchliche Behörden werden nun keine größere Freude haben, als die, daß sie sehen, wie in ihrem geistlichen Aufsichtskreise irgendwo sich Regungen eines höheren Lebens aufthun, und je seltener solche Erscheinungen in der gegenwärtigen trüben Zeit sind, desto mehr werden sie es für eine heilige Pflicht achten, dieselben auf alle Weise zu schützen und zu pflegen, denn sie werden dessen eingedenk seyn, daß sie von dem Herrn vor Allem zu pflegern himmlischer Güter berufen sind. Durch solche Erwägungen geleitet, würde das Consistorium in diesem Falle darauf bedacht gewesen seyn, der Gemeinde einen Seelsorger zu erwählen, der voll hingebender Liebe die Bedürfnisse derselben recht erkannt, und mit frischer fröhlicher Kraft die junge Heerde Christi auf die grüne Auen und zu lebendigen Wasserquellen geführt hätte. Aber diese Behörde, wie lebendig sie auch sonst solche Verhältnisse aufzufassen bemüht war, hatte sich seit ihrer durch die Revolution herbeigeführten Umgestaltung leider wieder auf den alten ungeistlichen Standpunkt gestellt, der bei der Besetzung der Pfarrstellen nur die äußeren Ansprüche der Prediger gegen einander abzumägen im Stande war, und dem zufolge designirte sie auch jezt für die erledigte Pfarrstelle in W. einen Mann, der, wie ehrenwerth er auch sonst seyn mochte, durch sein vorgerücktes Alter und seine fremde Sprachweise der jezt noch ganz uneingeweihten Gemeinde doch den bestimmten Eindruck gab, daß er ihre Bedürfnisse nicht befriedigen könne. Das Ergebnis der Lokalprobe war ein nur durch eine Stimme beschränkter gemeinsamer Protest gegen den Designirten, an den sich nun aber auch eine eben so einstimmige Bitte um den Prediger schloß, der durch seine uneigennützig aufopfernde Liebe und das göttliche Siegel, welches seiner kurzen Amtswirksamkeit aufgedrückt war, bereits eine Stelle in den Herzen der Gemeinde gefunden hatte, mehr, als diese und er selbst es noch ahnte. Diese erste Mühe um ihn war wie das Erwachen der ersten Liebe; es kam Weiden nun erst recht zum Bewußtseyn, was sie an einander hatten. Es mag dies Manchem befremdlich klingen; denn allerdings gehen die Ansichten über das Verhältniß zwischen Prediger und Gemeinde sehr auseinander. Es mag wohl die Mehrzahl

seyn, welche auf eine ausschließlich individuelle und persönliche Beziehung Beider nichts gibt und nichts davon erwartet, und zwar aus doppeltem Grunde. Entweder, weil sie nach extremen Lutherischen Principien sagen, das Wort thut's allein, wer es verkündigt, das ist ganz einerlei, und ein Bruder dieser Richtung sagte einmal, um dies recht scharf zu bezeichnen, ich vertausche meine Stelle um ein Fuder Mist; oder aber sie haben eine wirklich niedere Ansicht von dem ganzen Verhältnisse gewonnen, weil sie nirgends ein anderes, als ein ganz äußerliches sahen, weil die Behörden es nie anders als ein solches behandelten, und vielleicht auch, weil sie selbst von einer solchen Auffassung nur ihr weiteres Fortkommen erwarten. Andere weisen nun freilich darauf hin, daß ein innigeres persönliches Verhältniß schon angedeutet sey in dem durch die ganze Schrift sich hindurch ziehenden Bilde von der Brautschaft und der Ehe, wie in der uralten Sitte der Beilehnung mit dem Ringe; und wo ein wahrhaft kirchliches Leben sich gebildet hat, da herrscht diese Ansicht auch offenbar vor; z. B. in der Rheinischen Kirche gilt das einmal zwischen Prediger und Gemeinde geschlossene Band für so heilig, daß förmliche Bewerbungen eines angestellten Predigers um eine andere Stelle für anstößig geachtet werden und daher nicht vorkommen. Die Wahrheit ist die, daß man es nicht so weit treiben muß, als könne der liebe Gott ohne die Person mit seinem Worte nichts thun, denn daraus wird eine strafbare Abgötterei; aber gleichwie Christus die armen schwachen Menschen nicht allein mit seiner menschlich freundschaftlichen Begehrde, sondern sogar auch mit allerlei leiblichen Wohlthaten erst an sich lockte, um das Werk des Glaubens dann weiter in ihnen fortzuführen: also gebraucht Gott auch jetzt noch oft eine menschliche Persönlichkeit und eigenthümliche äußere Umstände, durch welche diese mit dem innersten Leben einer Gemeinde noch mehr verwächst, um bei diesen schwachen Fäden sein Werk anzufangen, das er dann bei wahrgenommener Treue herrlich vollendet. Bei Gemeinden, welche schon stark geworden sind im Geiste, sind diese Momente von weniger Bedeutung; aber je schwächer das geistliche Leben in ihnen sich noch äußert, desto zartere Berücksichtigung fordern sie; es sind hier Kinderverhältnisse, welche mit zartem Mutterförmn müssen behandelt werden. Werden die Könige und Obrigkeiten als Säugammen der Kirche bezeichnet, wie vielmehr steht es den eigentlichen Kirchenbehörden zu, solchen Ammen- und Mutterdienst an den ihnen von Gott zugewiesenen armen, schwachen Gemeinden zu üben! Wie fromme treue Mütter von dankbaren Kindern segnet werden, so werden Kirchenbehörden, welche mit treuem Mutterförmn ihrer Kindlein pflegen, auch von diesen Dank und Freude ernten; sie dürfen sich aber eben so wenig beklagen, wenn diese, fremd und kalt zurückgestoßen von der Mutterhand, die sie umfassen wollten, sich selbst überlassen nun ausarten und zu trogigen wilden Knaben werden.

Von treuem Mutterförmn eingegeben war der auf die erste Bitte der Gemeinde gefaßte einstimmige Beschluß des Consistoriums, daß diese ihren geliebten Prediger behalten solle. Richtig faßte es dabei die Außergewöhnlichkeit des ganzen Verhältnisses, die höhere Bestimmung des geistlichen Amtes, welches nicht da ist, um einen Mann zu ernähren, sondern der Gemeinde zu dienen, in's Auge, und urtheilte, daß dieser höchsten Rücksicht alle anderen weichen müßten; und zu Hülfe kam ihm bei diesem wahrhaften kirchlichen Beschlusse die wiederholte Erklärung des Ministers, daß fortan bei Besetzung der Pfarrstellen Königl. Patronats jede billige Rücksicht auf die aus kirchlichem Interesse entspringenden Wünsche der Gemeinden genommen werden solle. Zu wie vielen grundlosen und ärgerlichen Refutationen von Seiten aufzügiger Gemeinden diese ministerielle Erklärung auch Anlaß gegeben haben mochte, hier lag einmal ein Fall vor, wo gerechte Ansprüche einer treuen Gemeinde durch

sie Schutz und Förderung empfingen. Wir mögen das Dunkel nicht aufdecken, was über der so plötzlichen Veränderung des zweimal gefaßten Consistorialbeschlusses noch immer schwebt. Eine dunkle Stunde war es, wo sie geschah, denn sie hat unselige Folgen genug gehabt! Mochte man etwa geltend, eine Nachgiebigkeit gegen die Wünsche einer Gemeinde würde die ungerechten Ansprüche anderer ermuthigen, so ist das ein sehr äußerlicher Standpunkt; eine kirchliche Behörde, die Geistliches geistlich richten soll, muß den Muth haben, ungerechten Ansprüchen entschieden entgegenzutreten, die Schwach der Mißdeutung aber über sich zu nehmen, wenn sie aus den höchsten kirchlichen Motiven Gerechtigkeit übt. Ganz unbegreiflich aber ist es, wie der Minister, der noch ganz neuerlich in der 51sten Sitzung der ersten Kammer d. Z. die Erklärung wiederholt hat, daß bei Königl. Patronatsstellen die Regierung den Wünschen der Gemeinden die Rechnung tragen wolle, beschließen konnte, daß hier, wo nach seiner eigenen Ansicht nur anerkenntenswerthe Motive vorlagen, die Wünsche der Gemeinde keine Berücksichtigung finden sollten. Wie ein Donnerschlag traf die arme Gemeinde, die inzwischen durch Deputationen und Petitionen noch manchen Schritt gethan, um ihren Wünschen Anerkennung bei den vorgesetzten Behörden zu verschaffen, die Nachricht, daß ein Anderer für die Pfarrstelle in W. bereits ernannt, ja daß ihr geliebter Prediger „in Anerkennung seiner Verdienste“ für ein entferntes Pfarramt designirt sey. Diese Nachricht war eine Brandfackel, welche in die Gemeinde geschleudert wurde. Der Feind hatte seine Stunde gesehen, wo er das Werk Gottes verunreinigen und verderben konnte. Es ist ja so mit allen Anfängen des geistlichen Lebens: der alte Adam ist ja noch nicht gleich todt, und das neue Leben ringt mit dem alten, und wie bald, wenn nicht gleich Hülfe von oben kommt, siegt das alte, das einen so mächtigen Bundesgenossen an dem alten Feinde hat, der's mit Ernst ja jetzt meint! Wenn der Geist Gottes aber größere Massen berührt, so liegt die Gefahr noch viel näher, daß die Sünde wieder eine Macht gewinnt, die in den Massen ja das natürliche Verderben in viel höherem Maße aufgehäuft liegt, als in dem einzelnen Menschen; es würde aber eine Ungerechtigkeit seyn, daraus, daß dieser traurige Fall wirklich eintritt, schließen zu wollen, ein Werk Gottes sey gar nicht vorhanden gewesen. Es war hier ein Werk Gottes, daß halten wir uns überzeugt; um einen demokratischen Pastor mögen die Gemeinden jetziger Zeit sich wohl aus eigener Vernunft und Kraft schaaren, aber nicht um einen Prediger der Ruhe und des Glaubens: dieses Werk Gottes wurde zuerst aber nun verderbt durch eine böse Zwietracht, welche der Feind in der bei ihrer ersten Bitte so einstimmigen Gemeinde anrichtete. Das Evangelium müßte nicht Evangelium seyn, wenn seine kräftige Predigt nicht Widersacher erwecken sollte; diese iraten jetzt hervor, ihnen geschlossen sich mehr oder weniger die Laiken an, und darin mischte sich noch ein rechtes Erbübel in den Landgemeinden, die Eingenommenheit, ja die Feindschaft der Armen gegen die Reichen, und dieser gegen jene. Die Trübsal hatte grade in dieser Beziehung so wohlthätig gewirkt; es versicherte Jemand, die schwere Zeit wäre doch eine schöne Zeit gewesen, wie so einträchtig da Alle gelebt hätten in gegenseitiger treuer Hülfeleistung. Jetzt sonderten die Parteien sich wieder, und ein Zeitungskrieg diente nur dazu, die Zwietracht zu schüren. Die kleinere Partei reizte die andere durch ihren Widerspruch, diese jene durch den zuweilen ungestümen Eifer, mit dem sie ihre Wünsche geltend machte. Die Refalsprobe, welche der neu designirte Prediger hielt, zeigte schon sehr betrübende Auftritte, welche durch Fehlgriiffe von Seiten der Behörden noch vermehrt wurden. Begründeter Widerspruch konnte gegen jenen Prediger nicht erho-

ben werden, wie gegen den erst designirten, eben so wenig aber kann es schlechtweg als eigensinnige Auflehnung gegen die Obrigkeit angesehen werden, wenn Widerspruch eingelegt wurde, denn selbst die Gesetzgebung erkennt es an, daß Mangel an Vertrauen auch ohne bestimmte äußere Gründe von Seiten der überwiegenden Mehrzahl den Widerspruch begründet, wozu nun noch die neuesten ministeriellen Erklärungen kommen, daß die Wünsche der Gemeinde gehört werden sollen; und in Wahrheit war es ja auch nicht Trotz, was den Widerspruch erzeugte, sondern nur Dankbarkeit, Liebe, Vertrauen zu dem Manne, der sich den Seelen als ein treuer Beistand in Noth und Tod, als ein würdiger Diener Christi ja schon bewährt hatte. Je länger, je mehr trat nun auch die innige, persönliche Beziehung hervor, welche zwischen diesem Prediger und der weit überwiegenden Mehrzahl der Gemeinde, besonders den Armen, die ja des Trostes des Evangeliums am meisten bedürfen, bestand. Wir könnten viele rührende Züge dieser Anhänglichkeit mittheilen. Immer fand jener seinen Predigtstuhl mit frischen Blumen bekränzt, und eine Mutter vermiethete ihr confirmirtes Kind nur unter der Bedingung in eine benachbarte Gemeinde, daß es ihm erlaubt sey, die wöchentlichen Andachtstunden, welche der Prediger mit der von ihm confirmirten Jugend hielt, zu besuchen. Auch ward eine Deputation nach Berlin gesandt, welche die Bitten der Gemeinde zu dem Herzen des Königs bringen sollte; und einmal zogen zwanzig Frauen nach Magdeburg, welche unter vielen Thronen einige Mitglieder des Consistoriums beschmoren, daß man ihnen ihren geliebten Prediger nicht nehmen möge, so daß diese und ihre Familien von der Einsamkeit und Jämlichkeit dieser Bitten tief ergriffen wurden.

Diese kirchliche Behörde hatte nun in billiger Rücksicht auf die Ansprüche des designirten Predigers beschlossen, eine genauere Untersuchung über den eingereichten Protest der Gemeinde einzuleiten, welche der Diöcesan- und der landrätlichen Behörde übertragen wurde. Sie verzögerte sich Monate lang, wodurch das Verhältniß zwischen der Gemeinde und ihrem Prediger nur immer enger geknüpft wurde. Über die Art, wie endlich die Untersuchung geführt wurde, schweigt wieder ein tiefes Dunkel. Unseres Bedünkens mußte dieselbe in recht offener, ernster Weise und in kirchlichem Sinne geführt werden, um so mehr, da ja Landgemeinden in gesellschaftlichen Formen so wenig erfahren, so unwillig sind. Es kam nicht darauf an, Protokolle aufzunehmen und sie dann unterschreiben zu lassen, sondern das wahre Sachverhältniß zu ermitteln, den Leuten ihre Pflicht vorzuhalten, ihnen offen zu sagen: „So und so steht es,“ und es wäre wahrlich ganz in der Ordnung gewesen, wenn bei diesem außerordentlichen Falle ein Consistorialrath selbst die Untersuchung geleitet hätte, um aus eigener Anschauung dem Collegium Bericht zu erstatten. Aber eine Thatsache ist es, daß selbst der Superintendent sich nur wenig bei der Untersuchung betheiligte, und der Landrath nicht in ernster Weise die Leute auf das Bedenkliche ihres Widerspruchs aufmerksam machte, sondern in einer Art ihren Wünschen entgegenkam, daß sie vollkommen irre geführt wurden und fest glaubten, der Besitz ihres Predigers sey ihnen nun gesichert. Aber wie schrecklich wurden sie aus ihrem Traume geweckt, als sie einige Tage nachher erfuhren, sie haben ja gar keinen rechtsgültigen Protest eingelegt! Sofort wurde eine Gemeindeversammlung gehalten, und eine Erklärung an das Ministerium aufgesetzt, daß, wenn sie, die Unkundigen, in der stattgehabten Untersuchung mißverstanden seyn sollten, ihre Meinung auf das Bestimmteste dahin gebe, sie wollten nicht den neu designirten, sondern den Prediger, der im Nothen des Todes bei ihnen gestanden habe; und diese Erklärung wurde unter 300 stimmfähigen Gliedern der Gemeinde von c. 250 unterschrieben und abgesandt. Hier lag doch nun eine offenkun-

dige Thatsache vor Augen, daß weit über die gesetzlichen Zweidrittheile der Gemeinde gegen den neu ernannten Prediger stimmten; da die kirchliche Behörde aber ihre Pflichten gegen diesen hatte, so verlangen wir noch keineswegs, daß sie ohne Weiteres diesen zurückwies, aber nach allen Antecedentien mußte sie durch die eingegangene neue Erklärung doch um so bedenklicher werden, und um weiteren Unheil vorzubeugen, eine neue Untersuchung einleiten. Wenn einer weltlichen Behörde des Untersuchens zu viel geworden wäre, so durfte eine kirchliche Behörde, der es ja nicht bloß um Aufrechterhaltung der äußeren Ordnung, sondern vielmehr noch um das Heil der Seelen zu thun seyn muß, darin nicht ermüden. Es schien sich aber einmal die Ansicht, besonders bei dem Consistorium, festgesetzt zu haben, es müsse hier einmal durchgegriffen werden, damit die schon lange bekämpfte Opposition der Gemeinden einen empfindlichen Schlag erleide; eine Ansicht, die sich gewiß würde geändert haben, wenn die Behörde aus eigener Anschauung sich nur einmal von der wahren Lage der Sache überzeugt hätte. Wir sind indeß der Meinung, daß mehrere Mitglieder des Consistoriums auch ohne dies jene Ansicht nicht theilten, und daß sie mit wahrem Schmerze dies ungeistliche Vorgehen der Majorität betrachteten; wir überlassen uns der Zuversicht, daß sie es an einem energischen Proteste nicht haben fehlen lassen, denn wozu säßen Geistliche in den kirchlichen Behörden, wenn sie, die ja Gott zu Wächtern gesetzt hat über viele Gemeinden, nicht laut rufen wollten, wenn den Seelen Gefahr drohet! Jedemfalls aber muß der Bericht der anderen Seite noch energischer gewesen seyn, denn auf denselben wurde sehr bald vom Ministerium gegen die Gemeinde entschieden, und zwar Angesichts seiner eigenen, nicht zurückgenommenen Erklärung, die Wünsche der Gemeinden sollen gehört werden, die doch hier in solcher Einstimmigkeit und Reinheit vorlagen!

Es beginnt nun der traurigste Theil dieser traurigen Geschichte. Ein Kampf entspinnt sich, in dem zwar rührende Züge menschlicher Dankbarkeit und Treue das Herz um so mehr bewegen, als denselben nur die Gewalt kalt und abstoßend entgegen tritt, aber mit Betrübnis sieht man doch den Geist der Macht des Gleichen immer mehr unterliegen und das persönliche Verhältniß, welches bei ruhiger, natürlicher Entwicklung zum verheißungsvollen Träger des Geistes geworden wäre, wird nun durch den aufreizenden Widerspruch zu einem gradezu abgöttischen, das seine bedenklichen Folgen schon in sich trägt. Als es in der Gemeinde bekannt wird, daß Prediger Taube definitive Anweisung zum Antritt seiner neuen Pfarrstelle erhalten habe, geht es wie ein Sturm durch dieselbe. Bis her sind sie noch so voll Hoffnung gewesen; „wir wollen unseren Prediger ja nur darum behalten, weil er in Todesnoth bei uns gestanden, weil er das Wort Gottes uns lauter und rein verkündigt, wir haben es uns ja schon fauer um ihn werden lassen, so viel um ihn gebeten und gefleht, wir können ja nicht dafür, daß unsere Pfarrstelle ein so gutes Einkommen hat, und die Seelen sind doch mehr als das Geld.“ — das waren so die einfachen Gedanken, welche in den Herzen der Leute immer wiederkehrten, und welche ihnen die unverdächtige Zuversicht gaben, daß die oberste kirchliche Behörde bei ihren für die Gemeinden so günstigen Zusicherungen sie nicht zurückweisen könne. Alles Zureden von Seiten ihres Predigers und Anderer, sich nur in Gottes Willen zu ergeben, war daher rein vergeblich. Sofort geht eine Deputation von zwei Männern und zwei Frauen nach Berlin. Sie verweilen lange bei dem Herrn Minister, der sie freundlich anhört, ohne ihnen noch bestimmte Hoffnungen weder zu geben, noch zu nehmen; sie verlangen Audienz bei dem Könige, der ihnen versprechen läßt, ihre Sache solle untersucht und wo irgend möglich zum Besten der Gemeinde gewandt werden. Das verkünden sie zu Hause; neue

Hoffnung belebt Alle; der ganze Pfarrhof füllt sich mit Menschen; der Prediger ermahnt auf's Neue, den Willen Gottes und der Obrigkeit zu ehren, und ihn ziehen zu lassen; in lautloser Stille hörten sie ihn an, aber dann erklärten sie mit der größten Entschiedenheit: „Ja, wenn der König befiehlt, wollen wir's thun, jetzt aber kommen Sie nicht fort!“ Inzwischen ist der Tag angefakt, an welchem Prediger L. seine Anzugspredigt in der neuen Gemeinde halten soll. Er kann von Menschen, welche ihm solche Liebe und Treue bewiesen haben, sich nicht trennen, ohne ihnen ein Abschiedswort zuzurufen. Alles zerfließt in Thränen, sie umringen ihren geliebten Prediger, als er die Kirche verläßt, und ziehen mit ihm auf die Pfarre. Da hat er wieder genug zu trösten und zu ermahnen. Seine Sachen sind gepackt, der Tag der Abreise ist bestimmt, der Reisewagen fährt vor, da verläßt Alles die Arbeit und der Pfarrhof ist wieder mit Menschen gefüllt. Alle erklären wieder: „Wir lassen Sie nicht fort!“ und als er einen Versuch macht, zu entkommen, sind gleich eine Menge Menschen hinter ihm her, die ihn umholen. Er ist nun ihr Gefangener geworden; sie erklären, sie werden ihn Tag und Nacht bewachen. Gleicher Zeit geht wieder ein Deputirter nach Berlin, der dem Herrn Minister ein Schreiben überbringt, in welchem ihm dieser Vorgang treulich berichtet und erklärt wird, Rebellien wollten sie nicht seyn, der König habe ja aber gesagt, ihre Sache solle erst untersucht werden, und auf dieses Wort hielten sie ihren Prediger zurück; denn sie dächten, wäre er einmal fort, so hätten sie ihn auf ewig verloren. Unseres Erachtens war die Angelegenheit zu einem Punkte gekommen, wo eine klare entscheidende Antwort die dringendste Nothwendigkeit war. Aber es ist so, Hochstehende wollen oft Bittende für den Augenblick beschwichtigen, und erregen dann in ihnen Hoffnungen, welche nicht erfüllt werden; sie bedenken nicht, von welchem Einflusse ihr Wort ist, und wie bei einer Täuschung das anfängliche Vertrauen dann in ein tiefes Mißtrauen umschlägt, den Krebschaden unserer Zeit. Es ist den Leuten ihr Widerstreben nicht verwiesen worden, und die unbestimmten, ja ermutigenden Erklärungen, die sie empfangen, haben die allertraurlichsten Folgen gehabt. Der Deputirte begibt sich von Berlin nach Magdeburg, meldet dem Consistorial-Präsidenten den Bescheid, den er empfangen, und uns dünkt, die Weisheit und das Mitleid mit einer armen, irre geführten Gemeinde habe es dringend erfordert, mit weiteren schnellen Maßnahmen inne zu halten, und da hier offenbare Mißverständnisse obwalteten, erst Verständigung zu suchen und alle Mittel der Belehrung zu erschöpfen, ehe man es zum Äußersten kommen ließ. Sollte es denn wohl unter der Würde einer kirchlichen Behörde gewesen seyn, einen Mann aus ihrer Mitte in eine arme, von Grund aus wohlgesinnte, in ihren theuersten Hoffnungen getäuschte, und nur verblendete Gemeinde zu senden, um aus dem Munde des göttlichen Wortes ihre Zerrüimer zu zerstreuen, und mit seiner Kraft ihren Widerstand zu brechen? Nichts von dem allen geschah, ja nicht einmal die Wohlthat einer schriftlichen Belehrung wurde ihr gewährt. Nur der arme gefangene Prediger wurde mit Zuschriften bedrückt, er solle fort; weil man glaubte, er wolle nicht fort. Vergeltens hat er das Consistorium, es möge sich durch eigene Anschauung überzeugen, daß er festgehalten sey, und ihm die zweckdienliche Hülfe gewähren. Es ist freilich noch von vielen anderen Seiten bezweifelt worden, daß es ihm ein wahrer Ernst gewesen sey, die Gemeinde zu verlassen. *) Möglich war dies allerdings, wenn er sie hätte täuschen

wollen. Er konnte ihnen sagen: „Laßt mich, ich komme wieder!“ und wenn sie in gutem Vertrauen ihn dann entlassen, konnte er entfliehen. Anders aber, als vermittelst solchen Mißbrauchs des Vertrauens, kam er nicht fort; denn sobald die Leute Verdacht einer heimlichen Entfernungs schloßten, war gleich das Haus umstellt; trösten sie doch selbst später den Bajonetten, als der Gefangene ihnen mit Gewalt entführt werden sollte! Es lege ein Jeder sich selbst die Frage vor, ob er im Stande gewesen wäre, solcher, wenn auch irrenden Liebe und Treue gegenüber, einen anderen als einen offenen, graden Weg zu gehen — den Weg ernster Belehrung, lebendlicher Bitten. Es kann heilig versichert werden, der ist in seinem ganzen Umfange und immer wieder und wieder umsonst versucht worden. Als das Consistorium auf's Neue den Prediger bedroht, geht wieder ein Deputirter nach Berlin, und zu allen diesen Deputationen bringen die Armen ihre Groschen und Pfennige zusammen, und thun es mit Freuden, wenn sie nur ihren Prediger behalten können. Und auf's Neue ermutigt kehrt der Abgesandte zurück; man verweist ihn auf ein Schreiben, das in seiner Gegenwart an das Consistorium erlassen wird, von dem er sich bei diesem Abschrift erbitten soll, die er aber hernach vergeden erbittet — ein neuer Grund des schon tief gewurzelten und stündlich tiefer wurzelnden Mißtrauens. So steht nun die Sache und die Liebe zum Prediger ist durch den Widerstand, den sie finden, die Opfer, die sie bringen, gradezu fanatisch geworden; von der höchsten kirchlichen Behörde glauben sie sich unterstützt, von dem Consistorium meinen sie, es handle im Saß, eigenmächtig, ja nicht redlich mit ihnen; und von diesem ist auch noch gar nichts geschehen, um den armen verblendeten Leuten diese Meinung zu nehmen: dürfen wir uns wundern, wenn, als nun das Äußerste gegen sie geschieht, sie auch zum Äußersten getrieben werden? Dieses Äußerste erfolgte bald. Zu lange hatte schon der Zustand der Geseklosigkeit gedauert; da das Consistorium den Weg geistlicher Einwirkung verschmähte, mußte es schon Gewalt anwenden. Hier haben sich nun aber so recht offenbar die Gefahren der Vereinigung des Consistorial-Präsidiums mit dem Ober-Präsidium gezeigt. Sehen wir den Fall, daß zu seiner Zeit Herr Consistorial-Präsident Göschel in einem ähnlichen Falle militärischen Beistand vom Herrn Ober-Präsidenten v. Bonin verlangt hätte; wir fragen nur, nach Maßgabe des in Nr. 43. dieser Zeitung Mitgetheilten, ob er ihn so schnell würde gewährt, ob er nicht selbst erst den Gebrauch geistlicher Mittel auf's Dringendste würde empfohlen haben? Jetzt wurde zunächst der Landrath beauftragt, den gefangenen Prediger zu befreien; dieser schickte seinen Kreis-Sekretär. Der will noch keine Gewalt anwenden, und die Leute, die gleich in großer Anzahl wieder versammelt sind, berufen sich darauf, es sey ihnen vom Könige ja erst Untersuchung der Sache zugesagt worden; und unverrückter Sache kehrt er wieder zurück. Gleich darauf kommt aber ein Schreiben des Herrn Ober-Präsidenten an den Prediger, worin er wieder beschuldigt wird, daß es ihm mit seinem Abzuge kein Ernst sey, und schließlich militärisches Einschreiten angeordnet wird. Wenige Stunden nach dem Eintreffen dieses Schreibens erscheint der Kreis-Sekretär wieder; er erklärt nun, er habe Befehl, bei fortgesetztem Widerstande Gewalt anzuwenden. Einige erklären sich bereit, dieser zu weichen. Aber als es zur Abfahrt kommen soll, ist der

ten noch indirekten Antheil hat. Sie rührt von einem langjährigen Mitarbeiter der Ev. A. Z. von bewährter Zuverlässigkeit her.

Anmerk. des Red.

*) Wir bemerken, daß der Pred. Laube an dieser Mittheilung weder direct

ganze Platz mit Menschen bedeckt; der Prediger will fort, mit hundert Händen wird er zurückgehalten; er beschwört die Leute, der Obrigkeit nicht zu widerstreben, sich und ihn nicht unglücklich zu machen; vergebens! Sie geben ihm das Zeugniß, er trage keine Schuld, sie sagen, sie seyen die Schuldigen, sie wollen für ihn Alles leiden, und wär's der Tod! So vergeht eine ganze Weile; da rücken auf einmal 200 Mann Soldaten heran. Sie stellen sich vor dem Pfarrhose auf, der commandirende Offizier tritt hervor. Ein Krüppel naht ihm und fragt, ob er auf des Königs Befehl erschienen sey. „Gern wollten sie ihren Prediger ziehen lassen und den Wagen noch bekränzen, wenn es der König befehle,“ erklären Andere. Da der Offizier jedoch ernstlich und schließlich gebietet, zu weichen, sind die Meisten dazu bereit, ermahnen auch die Anderen dazu; weil aber noch Etliche widerstreben, besonders die Frauen und Wittwen, die ihren Prediger in der höchsten Gefahr am wenigsten verlassen wollen, werden endlich die Kolben gebraucht; der Prediger besteigt unter dem Schutze der Soldaten den Wagen; vergebens strecken sich noch viele treue Hände nach ihm aus; und unter dem Schluchzen der befürzten Menge verläßt er die Gemeinde, in der er ein Jahr zuvor mit dem Troste Gottes in Nothen des Todes erschienen war, begleitet vom Kreis-Sekretär, dem Gemeinbediener und einer militärischen Eskorte.

Am 25. September d. J. ließ in einem öffentlichen Tagesblatte (Magdeb. Correspond.) sich folgende Stimme vernehmen: „Eine laute, weithin hallende Wehklage geht jetzt von Haus zu Haus und über die Marken der Gemeinde hinüber von Dorf zu Dorf. In den Gasthöfen und Wirthshäusern bilden die letzten Vorgänge das unerschöpfliche Tagesgespräch; die Eisenbahnen haben es bereits aufgenommen, um bei der evangelischen Christenheit in der Ferne die Gemeinschaft der Heiligen anzusprechen und zu stiller Mittrauer einzuladen. Mander tiefer Seufzer, der sich in dem verborgenen Kämmerlein der lehmernen Hütten aus schwer gepreßter Brust losgerungen hat, ist am Morgen des vorigen Sonnabends auch wohl noch andern Weges gegangen und mit den Flügeln der Morgenröthe auf der Telegraphenlinie zwischen Himmel und Erde zu dem Throne des Herrn aufgestiegen, der da spricht: „Tröstet, tröstet, mein Volk! Redet mit Jerusalem freundlich.“ Die Freunde der kirchlichen Obrigkeit verhalten ihre Häupter und weinen; ihre Widerwärtigen reiben sich die Hände und lachen in's Häusliche, daß sie nun wieder Anlaß zu haben meinen, die von Gott verordnete Obrigkeit zu verdächtigen. „Dragonaden, wird man rufen, Dragonaden!“ In den Frühstunden des vorigen Sonnabends sind 140 Mann Infanterie in Welsleben eingerückt, um den jungen Hilfsgeistlichen, welcher in der bösen Zeit einer wüthenden Krankheit auf Tod und Leben mit der Gemeinde verwachsen war, und über welchen aus vermeintlicher Dankbarkeit Hunderte von abwehrenden Händen sich bis dahin ausgebreitet hatten, aus der Mitte der Gemeinde im landrätlichen Wagen hinauszuweisen und ihm also ungehinderten Abzug zu verschaffen. Der junge Mann ist mit tausend Freunden seinem neuen Bestimmungsorte zugeeilt, den Sturm, welcher bei seinem Abgange befürchtet worden ist, haben 140 Bajonette beschwichtigt. Wenn dabei von strafbarer Ungebühr etwas vorgefallen, wird es nicht ungerochen bleiben; wo die unbedachtsame kurzschichtige Liebe in dieser Angelegenheit überhaupt gesündigt, darüber wird gebüßten Orts wohl noch abgeurteilt werden. Aber warum hat es dahin kommen müssen? Warum haben die ehrwürdigen Häupter unsers Consistoriums es dahin kommen lassen? Warum haben sie sich nicht schon vor Monaten auf den Kirchhof zu Welsleben gesetzt mit ihren weißen Friedenssäben, wie einst auf dem Marktplatz zu Rom

jene Senatoren? Warum haben sie denn nicht voll apostolischer Liebe, Kraft und Salbung, als die dazu berufenen Oberhirten, welchen die Gemeinde Christi zu weiden befohlen ist, Herz und Mund zu dieser Herde, als sie verkehrte Wege einschlagen wollte, weit aufgethan? Warum haben sie denn nicht, ehe Militärgewalt gebraucht ward, freundlich geredet mit diesem Jerusalem? Ist denn das in ihrer Hand liegende geistliche Schwert des göttlichen Wortes, das doch wie Feuerflammen hauen und Felsen zerschmeißen soll, so stumpf und abgenutzt, daß es nicht einmal des Versuchs damit gelohnt hätte? Oder sind die Seelen einer Dorfgemeinde minder hoch geschätzt, wie die Seelen einer Stadtgemeinde? Doch wohl nicht. Aber hätte dann die rein kirchliche Remedur, die dort in Welsleben offenbar Noth thut, nicht lieber mit rein kirchlichen Mitteln zuvor bis auf das Letzte versucht werden sollen, ehe man den weltlichen Arm in Anspruch genommen hätte? Und ist denn nun auf dem eingeschlagenen Wege der Miß gebessert, die Wunde geheilt? Ich fürchte, sie klappt jetzt zehntausendmal weiter. Wird man wiederum, wie im gestrigen Magdeb. Correspondenten „der Referent mit dem doppelten Strich“ es in Betreff der früheren Berichte zu thun sich gemüßigt glaubt, zur Beänstigung aller etwa aufsteigenden Bedenken auch diese Wehklage dort draußen in Welsleben und Umgegend kurzweg eine Verdächtigung des Consistoriums zu nennen belieben? Arme evangelische Kirche! Mißtrauest du selbst erst deiner guten Wehr und Waffe oder lässest sie in thatenloser Hand rosten; erwählst du die übrigens ehrenhafte Militärmacht auch dir zu Wall und Mauer; hoffst du hinter blinkenden Bajonetten dich zu verpallisadiren und zu decken; vermeinst du durch tödliche Wurfgeschosse aus deinem Bureau deine Feinde zu schrecken, und deine jagenden, schüchternen, schwachen, kranken Kinder beschützen zu können — dann träumst du einen schweren Traum, aus welchem du in den berausenden Umarmungen Roms oder auf der dürren Haide freier Gemeinden zu erwachen hast. Halte Fleisch fürder nicht für deinen Arm! Wache auf, wenn du schläfst! Stelle deine Wächter auf die Rinne des Wortes Jesaiel am drei und dreißigsten, und laß sie die Drommeten blasen, daß deine Kinder ihren Hall hören und sich freuen, und du nicht zur Wittwe werdest.“

Aber nicht bloß diese von innigem Mitgefühl und wahrhaft kirchlicher Empfindung eingegebene Stimme ward laut in dem genannten Tagesblatte; „der Referent mit dem doppelten Strich“ rechtfertigt in kurzem, kaltem Büreausyl das Einschreiten der Militärmacht gegen eine „aller Autorität des Gesetzes Hohn sprechende Opposition,“ erklärt die über das Sachverhältniß der Wahrheit gemäß gegebenen Mittheilungen ohne allen Beweis für unrichtig, und überläßt sich nun der zuverläßigen Hoffnung, „daß diese Anbeutungen genügen werden, um alle Verdächtigungen des Consistoriums zu beseitigen.“ O wie tief betäubend, wie wenig verheißend für die Zukunft der Kirche ist eine solche herzlose, vornehm kalte, schnelle Aburtheilung tiefgreifender kirchlicher Zustände und Verhältnisse! Andere Auffälle verdächtigen die Redlichkeit der Absichten des Predigers T., namentlich beweisen sie die Aufrichtigkeit seines Willens, die Gemeinde zu verlassen (obgleich er doch nur mit Militärgewalt dieser entrißen werden konnte), noch andere wollen wissen, daß nur eine kleine Partei in der Gemeinde auf seiner Seite gestanden, und „das Strohfeuer werde bald erlöschen;“ (wollte Gott, es wäre so!) die meisten aber vertheidigen das Consistorium, daß es eine so gute Stelle um keinen Preis habe einem jungen Prediger geben wollen, und daß es mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln seinen Beschlüssen Achtung verschafft habe. Diese befürchten von einer entgegengesetzten Handlungsweise desselben eine Untergrabung aller bestehenden kirchlichen

Ordnung, eine Begünstigung der Demokratie auf dem kirchlichen Gebiete. Wir stimmen ihnen insofern bei, als es auch uns höchst bedenklich erscheint, der Willkür der Gemeinden das den Consistorien zugehörige Befetzungsrecht geistlicher Stellen preis zu geben, und insofern dieser die oft erwähnte ministerielle Erklärung Vorschub leistet, wünschen wir dringend eine Zurücknahme derselben. Wir wollen auch, daß das Ansehen der Beschlüsse und Entscheidungen der kirchlichen Behörden mit allem Ernst aufrecht erhalten werde; aber eben so dringend verlangen wir, daß diese Beschlüsse mit Weisheit und Umsicht, in liebevoller Berücksichtigung der klar vorliegenden geistlichen Bedürfnisse, in wahrhaft kirchlichem Sinne gefaßt werden, damit es nicht den Anschein gewinne, als wären die Gemeinden lediglich der Prediger wegen da, die consistoriale Pfarrbesetzung ein Rechenzempel oder Versorgungsinstitut und die Gottseligkeit ein Gewerbe; wir wollen, daß diese Beschlüsse in diesem kirchlichen Sinne gefaßt werden, damit sie durch kirchliche Mittel auch aufrecht erhalten werden können; wir stellen nicht in Abrede, daß in dieser unterwühlten Zeit Fälle vorkommen können, wo das Ansehen auch der kirchlichen Behörde mit Militärmacht geschützt werden muß; aber wir verlangen, daß zuvor die so zu stützenden Beschlüsse noch einmal vor Gott und Menschen ernstlich gerüßt, und wenn sie nicht stichhaltig befunden sind, in ehrlicher Buße zurückgenommen, nicht aber in Gott mißfälligem Eigensinn festgehalten werden, daß sodann erst jedes geistliche Mittel erschöpft werde, daß namentlich die General-Superintendenten, denen nicht vergebens ihre hohe priesterliche Stellung gegeben ist, wie auch alle geistlichen Mitglieder des Consistoriums, eingedenk des ihnen von Christo, dem Besäfter des Schwert ziehenden Petrus, gegebenen Berufs, Alles daran setzen, gutes Vernehmen, Freundschaft, gelegentlich die Stelle selbst, daß der Art Alles in gehöriger Ordnung bleibe, auch den Widerspenstigen gehörige Zeit zur Besinnung gelassen werde, damit, wenn nun das Unvermeidliche kommt, die Behörde sich nicht in ein mythisches Stillschweigen zu hüllen, oder gar hinter den Waffen zweifelhafter Freunde verborgenen Schutz zu suchen brauche, sondern durch einen offenen ehrlichen Bericht, in dem die That sachen sprechen, sich vor aller Welt rechtfertigen könne. Wir verlangen weiter Gerechtigkeit und Consequenz in der Handlungsweise der Behörden; wir wollen nicht, daß heute einmal nach der neuen ministeriellen Erklärung, und morgen wieder nach der alten Praxis die Stellen besetzt werden, oder wohl gar nach der Gunst, die nicht der Glaube, sondern der Unglaube giebt; wir wollen nicht, daß arme Landgemeinden dreifach behandelt werden, als große Stadtgemeinden, denn das wäre nicht nach der Regel Pauli: „Halte dich herunter zu den Niedrigen;“ wir verlangen auch, daß die kirchlichen Behörden unter sich in Übereinstimmung bleiben, damit nicht der Widerspruch, der unter ihnen offenbar wird, auch die Brandfackel der Zwietracht in die Gemeinden schleudert und sie so verwirrt, aufreize, daß die Aufregung mit einer Gewalt muß gedämpft werden, welche eigentlich gegen den Versucher gerichtet werden müßte. Wir verlangen endlich, was auch schon durch mehrere Petitionen vieler Geistlichen und Laien der Provinz gefordert worden ist, daß die jegige Zusammenfassung des Magdeburger Consistoriums einer Revision unterworfen, und namentlich das Ober-Präsidium vom Consistorial-Präsidium wieder getrennt werde, damit diese Behörde wieder, wie früher, eine geistliche Behörde in der That und Wahrheit werde. Wir stellen alle diese Forderungen um der Noth der Kirche willen. Eine Umgestaltung der kirchlichen Verfassung ist nicht mehr zu umgehen; aber es ist zu wünschen, daß sie noch hinausgeschoben werde, ob unterdes der Glaube sich mehre.

Aber nur dadurch wird das drohende Übel aufzuhalten seyn, daß erstlich die Prediger, dann aber auch die kirchlichen Behörden im vollsten Sinne des Wortes ihre Schuldigkeit thun, das herzlose, geisttödtende, lügenhafte bürokratische Formelwesen weit von sich werfen, und in wahrer Liebe und Hingebung den offenbaren geistlichen Bedürfnissen der Gemeinden Rechnung tragen. Das Strafgericht wird sonst gewiß über unsern ohnehin schon genug angefeindeten Stand kommen, und die ihn schützen wollten, werden ihn verderben.

Es bleibt uns noch übrig, ein kurzes Wort über den endlichen Verlauf unserer Angelegenheit zu sagen. Gleich nach der militärischen Abführung des Predigers T. ging wieder eine Deputation von zwei Leuten nach Berlin, einem Manne, der ein Schreiben im Namen Aller und einer Wittve, die ein solches im Namen von neunundvierzig eigenhändig unterzeichneten Wittwen an den König überbringen sollten. Sie haben vor dem König gestanden, und er ist sichtbar bewegt gewesen bei der Nachricht von der militärischen Exekution, hat erst gar nicht daran glauben wollen. Bald darauf kam ein Ministerialschreiben, worin der Herr Minister den Leuten zwar keinen Vorwurf über ihr Benehmen ausspricht, ihre Motive auch anerkennt, mit Bedauern sie aber ablehnend bescheidet, weil die Ansprüche älterer Prediger hätten berücksichtigt werden müssen, und Ermahnungen hinzusetzt, dem ihnen bestimmten Prediger mit Vertrauen entgegen zu kommen. An einigen Wenigen ist diese Ermahnung nicht vergeblich gewesen; die durch das Einschreiten der Militärmacht nur noch mehr fanatisirte Menge ist dadurch nicht beschwichtigt worden. Der neue Prediger ist, von Gensd'armen geschützt, in die Gemeinde eingezogen, und da die Menge das Haus, in welchem er seinen ersten Abtritt nahm, bekränzt fand, hat sie Steinwürfe gegen die Thüren geschleudert, und ist dann auseinander gegangen. Dieser höchst strafbare Exceß hat die Requisition einer neuen Militärmacht nöthig gemacht, die aber keinen Widerstand mehr gefunden hat. Bei der Antrittspredigt haben Soldaten mit geladenem Gewehr die Kirche umstellt. Seitdem ist die Ruhe nicht wieder gestört worden, aber es wird der ganzen Macht einer heilbenüthig sich verläugnenden und hingebenden Liebe des neuen Predigers bedürfen, um die Eindrücke, mit denen sein Eintritt in die Gemeinde begleitet war, in den Gemüthern nach und nach zu verwischen, und die tief verletzten, schrecklich zerrissene Herde im Frieden um sich zu sammeln. Die dem Vernehmen nach angeordnete gerichtliche Untersuchung der ganzen Angelegenheit wird zunächst zwar nicht dazu dienen, die aufgeregten Gemüther zu beruhigen, aber sie wird hoffentlich dazu beitragen, manches Dunkel aufzuhellen, was noch über vielen Vorgängen schwebt, und zur Besserung der Andern Strafe bringen über diejenigen, die sie verdient haben.

Aus der Provinzial-Correspondenz aus Königsberg in Preußen den 11. November 1849.

Mit großer Spannung sieht man hier den Verhandlungen der zweiten Kammer über die Verhältnisse der Schule und Kirche zum Staat entgegen. Man hofft, daß diese richtiger die Meinung im Volke ausdrücken, und namentlich die obösen Bestimmungen über die Civilcasse besitzigen werde. Wie sehr diese dem religiösen Gefühle der Bewohner unserer Provinz entgegenstehen, kann demjenigen, welcher mit ihm nicht vertraut ist, die große Zahl der Unterschriften beweisen, welche die von dem hiesigen evangelischen Verein dagegen ausgegangene Petition gesun-

den hat. In unserer Provinz, wo die städtische Bevölkerung zur ländlichen wie 1 : 3, in einigen Theilen, wie im Regierungsbezirk Marienwerder und Gumbinnen, sogar wie 1 : 4 und 1 : 8, sich verhält, kann man Bedürfnis und Wunsch des Volkes nicht nach den doctrinären Zeitungsartikeln jüdischer Literaten oder emancipationsflüchtiger Schulmeister berechnen. Man kann nichts dagegen haben, wenn die Schließung der Civilschule denen durch staatliche Einrichtungen möglich gemacht wird, welche aus einem oder dem anderen Grunde die Theilnahme der Kirche von diesem wichtigen Akt auszuschließen sich bemüht fühlen, aber es heißt doch die Toleranz zu weit treiben, wenn um dieser Wenigen der Majorität eine Einrichtung aufgezwungen werden soll, die ihr bisher fremd war und wenn man den Einfluß der Kirche bei einem Akt beeinträchtigen wollte, der ihm bisher in den Augen der Bewohner unserer Provinz erst die Weihe gab. Es ist fürwahr ein unseliges Beginnen, in einer Zeit, wo ein Chaos unfertiger Zustände jeden Vaterlandsfreund wegen eines unerwarteten Zufalls mit den bängsten Sorgen erfüllt, an den Pfeilern zu rütteln, die noch feststehen und Hoffnung gewähren, daß auf ihnen ein dauerhafter Neubau aufgeführt werden könne. Es wird aber unzweifelhaft sehr bald einen verderblichen Einfluß auf die Familien üben, wenn den kirchlichen Trauungen, wie bestimmt worden, jede bürgerliche Glaubwürdigkeit abgeht und damit die Hoffnung schwinden, welche auf deren in unserer Provinz noch im Ganzen wenig verborgenen Natur gegründet werden kann. Denn wie man auch den Begriff des Staates auffassen mag, das bleibt gewiß, daß seine Kraft und Solidarität wesentlich bedingt wird durch die Stärke und Heiligkeit des Familienverbandes, und der Beweis soll noch geführt werden, daß diese durch die kirchliche Trauung gemindert, durch die Civilehe erhöht werden. — Nicht minder lebhaft spricht sich der Unwille über Trennung der Volksschule von der Kirche aus. Auch der gemeine Mann verkennet nicht, daß das wesentlichste Element der Volkserziehung die religiöse Bildung ist. Wir glauben es mit Bestimmtheit vorherzusagen zu dürfen, daß wenn die Emancipation der Volksschule von der Kirche stattfände, die Lehrer auch den Rest der Achtung verlieren würden, den sie noch besitzen. Hat doch nichts mehr dazu beigetragen, sie in die üble Lage zu bringen, in welcher sie sich gegenwärtig befinden, als die hochmüthige Entfernung von dem Volke und seinem Glauben, von dem Gehorsam gegen Gott und Obrigkeit, von der Einfachheit und christlichen Demuth. Wir meinen, solche Beschlüsse fassen, die den Sinn des Volkes so tief beleidigen, sein religiöses Bewußtseyn so sehr misachten, heißt Wind säen, und da kann die Ernte nur Sturm seyn. — D. M.

Bericht über die Lutherische Konferenz am 2. Oktober d. J.

Zuletzt ist im Spätsommer vorigen Jahres in diesen Blättern von dem Fortgange unserer Märktischen, Lutherischen Konferenzen Nachricht gegeben worden. Die letzte fand am 9. und 10. August v. J. statt. Seit der Zeit machten mancherlei Umstände eine Unterbrechung notwendig. Wir begriffen mehr und mehr, daß bloße Konferenzen die Sache der Lutherischen Kirche in der Mark nicht hinreichend fördern

könnten, und wir mußten immer ernstlicher an die Bildung eines förmlichen Vereins denken. Die vorbereitenden Besprechungen dazu geschahen in diesem Sommer bei einigen in der Uckermark gehaltenen kleineren Konferenzen. Endlich ward der 2. Oktober als der Tag bestimmt, an welchem der Verein begründet werden sollte. — Wir fanden uns zu dem Ende in Angermünde zusammen, auch einige Brüder des nichtgeistlichen Standes waren dabei. Was wir da gemacht und besprochen haben, läßt sich in wenig Worte fassen. Nach dem Gesänge des alten Lutherliedes: Komm, heiliger Geist, Herr Gott u. und einem demüthigen Gebet, daß der Herr selbst seinen Namen unter uns kund thun wolle, richteten wir unsere Aufmerksamkeit auf die Ergebnisse des jüngst verfloffenen Lutherischen Kirchentages in Wittenberg. In die dort beschlossenen, anderweitig bekannten fünf Sätze stimmten wir ein und schlugen zum Zeugnis dafür die Hände in einander. Der von der Wittenberger Konferenz an die evangelisch-lutherischen Gemeinden gerichtete, ächt Lutherische Ruf ging uns durch's Herz; wir hätten am liebsten, dem Rathe einiger feurigen Brüder zufolge, denselben sogleich unseren lieben Gemeinden vorlegen und mit Ja und Amen bekräftigen lassen mögen; da dies aber bei der jetzigen Beschaffenheit unserer Gemeinden in vielen Fällen unthunlich seyn möchte, so wollten wir uns wenigstens anlegen seyn lassen, durch Verbreitung dieses Rufes in unseren Gemeinden mit Gottes Hilfe ein Bewußtseyn zu wecken der ideochen Kleinodien unserer Lutherischen Kirche und der heiligen Pflicht, für die Wahrung derselben mit Sorge zu tragen. Der Bund war geschlossen. Es kam nun auf einen Vorstand an, und zunächst auf ein Haupt desselben. Der eine Bruder aus Berlin sprach die Hoffnung aus, daß der verehrte Consistorial-Präsident Göschel, wiewohl er schon Vorsitzender des in Wittenberg zusammengetretenen evangelisch-lutherischen Centralvereins sey, sich dennoch werde willig finden lassen, auch unserem Provinzialverein zu präsidiren — eine Hoffnung, welche zu unserer Freude erfüllt worden ist. Außerdem erwählten wir noch Einige von uns zu Mitgliedern des Vorstandes. — Es war uns sehr erfreulich, aus mehreren Mittheilungen zu entnehmen, wie die entschieden gläubigen Glieder unserer Märktischen Gemeinden in der Liebe zu der alten Lutherischen Kirche wachsen, und wie genau in unserer Provinz die Hochhaltung des Lutherischen Bekenntnisses mit dem lebendigen Glauben zusammenhängt. — Wir konnten unsere Besprechung nicht schließen, ohne auch ein Wort von unseren ausgetretenen Brüdern zu reden. Den Schmerz, daß namentlich Manche von uns, welche mit ihnen in nähere Berührung kommen, so viele Bitterkeit von ihnen erfahren, wollen wir gern als eine gerechte Strafe für uns Alle ansehen, weil wir von früheren Zeiten her nicht ernst und laut genug gegen das ihnen widerfahrne Unrecht gezeugt haben. Dennoch können wir ihre Stellung, daß sie ihre Lutherischen Kirchlein für die Lutherische Kirche in Preußen halten, nicht als die rechte anerkennen und hoffen auf eine Zeit, da es ihnen klar werden wird, wie ihr Kirchenbau sowohl als auch das unsere, nur Mittel gewesen ist in der Hand unseres Gottes zu dem rechten Neubau der Lutherischen Kirche, welchen der Herr in unseren Tagen unternommen hat, und — dessen sind wir gewiß — durch alle unsere Sünde und Schwachheit hindurch ausführen wird zu seinem Preise. — (Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 28. November.

N^o 95.

Zur Beurtheilung des Ministeriums Eichhorn von einem Mitglied desselben. Berlin, Ferd. Dümmler's Buchhandlung, 1849. 212 S. in 8.

Wenn es der großen Partei, die einst Opposition gegen das Ministerium Eichhorn gemacht hat, nur irgend ein Ernst mit ihrer Sache gewesen ist, so wird sie oder müßte sie sehr begierig nach dem in der Überschrift genannten Buche gegriffen haben: denn der Feind, der ihr sieben bis acht Jahre lang als so gefährdet gegenüberstand, jetzt aber scheinbar geschlagen von dem Kampfplatz gewichen ist, legt nachträglich alle seine Absichten, den ganzen Feldzugspian mit unverkennbarer Aufrichtigkeit und beinahe aktenmäßiger Genauigkeit dar. Für die Wichtigkeit und Nichtigkeit dieses Berichts bürgt schon der Name des Verfassers, des Geh. Rathes Eilers, der bekanntlich das einflussreichste und bedeutendste Mitglied des Ministeriums Eichhorn war; er berichtet hier, wie er ausdrücklich bemerkt, „nur von Thatfachen, die er selbst als Referent behandelt hat, die ihm also in ihrem Ursprung und Wesen genau bekannt sind.“ Der Leser wird sehr bald an dem ruhigen und gehaltenen Ton, an der unbefangenen Auffassung des Ganzen — denn offen werden die eigenen Mängel und Schwächen bekannt, ohne Rückhalt wird die Unzulänglichkeit vieler gegen die Opposition ergriffenen Maßregeln zu gegeben, so daß man nicht allein zwischen den Zeilen, sondern oft auch auf ihnen lesen kann, weshalb selbst die wohlgemeintesten Absichten scheitern mußten — an diesem Allem wird der Leser alsobald merken, daß dieses Buch nicht im Interesse persönlicher Eitelkeit und selbstgefälliger Rechtfertigungslust, sondern einzig im Interesse der großen Sache geschrieben ist, die das Ministerium Eichhorn vertrat. Allerdings enthält die Schrift auch eine persönliche Rechtfertigung des Ministers Eichhorn, wenn man will eine glänzende gegenüber der früheren Opposition, denn jetzt muß Jeder nun mit Händen greifen, daß die Schmähungen und Verdächtigungen, die auf diesen Minister gehäuft worden sind, an Absurdität und Gehässigkeit alles bisher da gewesene übertreffen; auch die Opposition muß zugeben, daß Eichhorn das nicht war, wozu man ihn machen wollte; man wollte ihn zu einem zweiten Wöllner stempeln: dieses Manöver gelang schon während seines Ministeriums nicht recht; nachher muß die Sache auch den Einfältigen als zu einfältig erschienen seyn, denn man hat dieser Vergleichung nie wieder gedacht. Von einer anderen Rechtfertigung als der, die in dem Bericht von den wirklichen Absichten des Ministers Eichhorn und in den Thatfachen liegt, ist übrigens nirgends die Rede.

Das vorliegende Buch hat, wie kaum erwähnt zu werden

braucht, die größte Wichtigkeit für die richtige Beurtheilung der ersten acht Regierungsjahre Friedrich Wilhelm IV.; die Geschichte des Ministeriums Eichhorn ist die Geschichte der Regierung Friedrich Wilhelm IV. nicht allein nach ihrer bedeutendsten, sondern auch eigenthümlichsten Seite, denn wie sehr ihn auch von dem ersten Augenblick seiner Regierung an politischen Reformen beschäftigten: die kirchliche Reform lag in dem Mittelpunkt seiner ganzen Thätigkeit, lag seinem Herzen am nächsten: er wußte, daß sie am nothwendigsten war, wußte, daß nur von dieser Seite her wirksame und nachhaltige Hülfe für die Leiden dieser Zeit zu erwarten war. „König Friedrich Wilhelm IV. (sagt Eilers S. 49.) hatte als Kronprinz dem Ursprunge und Wesen, dem Nahrungsstoffe und den Richtungen der politischen und kirchlichen Parteien, die seit dem Wiener Congresse bald im Stillen sich kräftigend, bald heftig hervorbrechend Deutschland bewegt, erste Aufmerksamkeit gewidmet, um für die ihm bevorstehende große Aufgabe einen festen und sicheren Urtheilsstandpunkt über den Parteien zu gewinnen. Besonders aber war es die religiöse Seite des öffentlichen Lebens, auf welche er seine Beobachtungen gerichtet hatte, weil er hier den Ursitz der gefährlichsten nationalen Leidenschaften und zugleich der wirksamsten Heilmittel für die Krankheiten des socialen Lebens erkannte. Wer einigermaßen Gelegenheit gehabt hat, die Gedanken des Königs in ihrer ursprünglichen Eigenthümlichkeit und noch nicht verarbeitet zu Kabinetts-Ordren oder, wie die Minister zu sagen pflegten, praktisch gestaltet zu erfahren, weiß, mit wie klarem Blick er diese inneren Verhältnisse des Lebens und die Ursachen der unerfreulichen, ja zum Theil äußerst bedenklichen Erscheinungen der Zeit erkannte. — Er wollte das von seinen Vorfahren geschaffene Königthum mittelst der ungeschwächten Kraft desselben gebrauchen, um Krankheiten zu heilen, die Aristokratismus und Constitutionalismus nur vermehren können, und das Volk zu Freiheiten führen, die keine papierene Constitution zu geben vermag.“

Der König wählte zur Ausführung seiner Absichten den Direktor im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, Dr. Eichhorn. „Derselbe war einer der wirksamsten Anreger der Erhebung Preußens und Deutschlands gegen die Fremdherrschaft gewesen, und hatte dann als Mitglied der von Stein organisirten Centralverwaltung eine rühmlichst anerkannte Thätigkeit entwickelt;“ nach dem Kriege wurde er, um für das Gemeinwohl der Deutschen Nation nach allen Seiten wirken zu können, zum Mitglied des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, zum Rath in dem Centralbureau des Staatskanzlers v. Har denberg und zum Mitgliede der höchsten Staatsbehörde, des Staatsraths, ernannt; er entwickelte in allen diesen Stellungen

zum Theil unter den Augen des Kronprinzen, eben so viel Thätigkeit als Geschick; am bedeutendsten ist seine Mitwirkung bei Begründung des Zollvereins. „Diese Vorgänge waren es, welche die Blicke des Königs auf Eichhorn für eine Aufgabe lenkten, zu deren glücklicher Lösung nicht nur Übung in schwierigen Geschäften und ein vorurtheilsfreies Auge gehörten, sondern auch Integrität des sittlichen Charakters, ein wohlbegründeter Ruf freier patriotischer Gesinnung; besonders aber, weil der König eine große Deutsche Evangelische Kirche im Sinne hatte, lebendige, über den Partikularismus erhabene Theilnahme für eine den meisten Deutschen Staaten gemeinsame Angelegenheit von geistiger und in das Gemüthsleben der Nation tief eingreifender Natur.“

Man muß sagen, es war Alles klug und verständig angelegt; und doch erfuhr grade dieser Minister, der mit Allem ausgerüstet war, um Popularität im guten Sinne des Wortes zu gewinnen, eine Opposition, wie sie noch nicht da gewesen war. Die Opposition war nicht gegen die Person des Ministers Eichhorn gerichtet, auch nicht gegen die besondere Art, wie der König und sein Minister dem Glauben in der Kirche zu helfen suchten, vielmehr war der Kern, das eigentliche Agens der Opposition bewußte Feindschaft gegen die Wahrheit, die aus Gott ist, principieller Haß gegen das Evangelium. Dieser bewußte Haß, diese principielle Feindschaft ist des schreckliche Motiv einer großen Geistesbewegung, die seit etwa einem Jahrhundert Frankreich und Deutschland durchzieht und immer tiefer in das innerste Leben beider Nationen einzudringen sucht; nicht bloß die Kulturgeschichte beider Nationen während dieser Zeit, auch ihre politische Geschichte bleibt in ihrem wahren Wesen unverstanden für Jeden, der nicht in diese Tiefe der Lebensthätigkeit hinabsteigt, in welcher er bewußtes Christenthum und bewußtes Antichristenthum als die einfachen Gegensätze gegen einander wirken und in einen Kampf auf Leben und Tod begriffen sehen wird, der nun vielleicht bald zu seiner Entscheidung kommt. Wenn man von einem Kriege der Monarchie und Republik, des Gesetzes und der Anarchie spricht, der unsere Zeit durchziehe, so meint man im Grunde den von uns bezeichneten Kampf, fast ihn aber nur nach seiner mehr in die Augen fallenden Erscheinung auf. Die politische und nationale Existenz beider Völker hängt von dieser Entscheidung ab. England hat diesen seelenmörderischen Kampf im siebzehnten Jahrhundert, wenn auch nicht in dieser Energie, durchgemacht; seine glorreiche Geschichte seit jener Zeit gründet sich wesentlich darauf, daß es jenes bewußt atheistische, frivole Element aus seinem Organismus herauswarf. Wer nur irgend ein Auge für solche Verhältnisse hat, wird zugeben: wäre es möglich und könnte man den Unglauben, der in Deutschland oder in Frankreich ist — und wir meinen nicht bloß den Unglauben, wie er sich grundsätzlich, sondern wie er sich in Lebenssitte, in der ganzen Lebenshaltung ausspricht — könnte man ihn also mit einem Male nach England verpflanzen, so würden auch im Ru die stolzen Säulen der Großbritannischen Macht zusammenbrechen.

Friedrich Wilhelm IV. hatte dies eben angedeutete Grundverhältniß unserer Zeit, die beiden Grundkategorien, auf

welche seit einem Jahrhundert alles Bedeutende zurückgeführt werden muß, sehr wohl erkannt; und weil er die Wahrheit liebte, auch sein Vaterland liebte und es vom drohenden Untergang zu retten suchte, so hatte er den festen, klar bewußten Entschluß gefaßt, dem bösen Geiste entschieden entgegen zu treten; er hat es mit Vorsicht, mit Klugheit, mit Besonnenheit gethan; so muß man bei ruhiger Überlegung auch trotz der erfolgten Niederlage sagen. Der Feind merkte diesen wohl vorbereiteten drohenden Kampf auch sehr gut, er fühlte, daß es sich hier nicht um Ansichten, sondern um Seyn und Nichtseyn handle, bot deshalb alle Kräfte auf, faßte die ganze Energie seines in der Welt ja immer mächtigen Principis zusammen und leistete in der That Unglaubliches. Das ist die einfache Parteistellung: der König auf der einen Seite will den evangelischen Glauben schützen — auf der anderen die, welche ihn vernichten, ihm, wie sie meinen, den letzten Stoß versetzen wollen. Ich sage, das ist, das war die Parteistellung, aber so erschien sie nicht, so erschien sie nur den Wenigen, den Gläubigen, aber nicht dem Volke im Großen und Ganzen, und das war ein großes Unglück. Um jenen hellen, klaren Kern der Opposition, der in bewußter Feindschaft gegen das Evangelium bestand, hatten sich dicke, unklare Massen gelegt: erstens die dicken, unklaren Massen des Nationalismus, zweitens die nicht minder dicken und zähen Massen des Beamtenthums, deren Gott die Staatsmaschine ist, und endlich die zahllosen Haufen, deren Religion die Indifferenz ist. Diese Massen merkten nicht im Entferntesten die eigentliche Tendenz der Opposition, die Tendenz des Kerns, und wenn dieselbe ihnen einmal dargelegt wurde, so schrien sie, das sey abscheuliche Verläumdung, jeder Hinweis auf ein noch so deutliches Factum, in dem man jene Tendenz erkennen konnte, wurde als jesuitische Denunciation angesehen; und wenn auf das Unwidersprechlichste gezeigt wurde, daß eine wohlorganisirte, weiterverzweigte, von Frankreich und der Schweiz aus geleitete Verbindung bestesse, welche mit klarem Bewußtseyn und tiefangelegten Plänen nicht die Revolutionirung dieses oder jenes Landes, sondern den Umsturz der ganzen bestehenden Weltordnung, der Staaten, der Religionen, aller socialen Verhältnisse, die Zerstörung der Familie, der Ehe, des Besizes verfolge; da lachten jene Massen und sagten, das sey eben die jesuitische Schlaueit, mit solchen Schreckgespenstern wolle man dem Volke bange, wolle man das Volk dumm machen. Daß die Massen schlechterdings nicht von der wahren Absicht der Opposition zu überzeugen waren, hatte seinen Grund offenbar darin, daß sie sich selber für ihre Person sehr gut bewußt waren, solchen wahnsinnigen Frevel nicht zu beabsichtigen; denn unter den Oppositionsmassen fanden sich gar viele Leute, welche man gemeinlich als tüchtige, ordentliche, besonnene Männer ansieht, die, obwohl sie sich dem Zeitgeiste folgend nicht eben viel um Kirche und Evangelium bekümmern, doch schon zurückschaubern würden vor dem ausgesprochenen Beginnen, das Christenthum abzuschaffen, und noch mehr zurückschaubern würden vor dem Versuche, die Republik in Deutschland zu begründen, weil sie in ihr mit Recht die größte Gefahr für ihren Besiz und ihre Güter erblickten; in diesen Massen gab es, Viele, die in dem

Maße bereits irreführend waren, daß sie in vollem Ernste meinten, durch eine Constitution nach dem Französischen Muster werde das Königthum stärker, werde Preußen noch mächtiger werden, denn ein starkes Königthum und ein mächtiges Preußen wollten sie grade. Mit Hülfe dieser großen und einflußreichen Massen wurde es dem Oppositionskerne leicht, die öffentliche Meinung vollkommen zu beherrschen und jede heilsame Maßregel der Regierung in dem Grade zu verdächtigen, daß sie die stets entgegenge-setzte Wirkung hatte. Das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten und die Consistorien durften nur einmal von den Pflichten des geistlichen Amtes, von Seelsorge, von christlicher Erbauung reden — sofort erfolgte ein tausendstimmiger Chorus, das sey unerträglichler Pietismus, Verdummung und Zurückführung in die Finsterniß des Mittelalters.

Wenn ein Volk in seiner Verblendung so weit gekommen ist, daß es den Weg zum offenbaren Verderben für sein Glück ansieht, jede warnende und rettende Stimme aber für Lüge und Hinterlist hält — dann hört es mit menschlicher Hülfe auf: dann geht entweder das Volk wirklich zu Grunde, oder Gott selbst muß retten. Und er hat uns gerettet, er hat uns noch einmal geholfen; in aller Demuth wollen wir ihm es danken, daß er uns durch einen Schlag, der uns zuerst der Anfang des Endes zu seyn schien, aus jener unerträglichen Lage herausgerissen hat. Scheinbar feierte in den Märztagen die Opposition einen vollständigen, für lange Zeit wie es schien entscheidenden Sieg, einen Sieg, den sie durch einen sechs bis acht Jahre langen Kampf vorbereitet hatte, bei dem freilich kein Blut geflossen war, der aber mit mehr Gehässigkeit, Erbitterung, Leidenschaft geführt worden war als der wildeste Krieg. Einzig durch Verdächtigung der kirchlichen Bestrebungen des Königs hatte es die Opposition dahin gebracht, daß ihm die Herzen des Volkes entfremdet worden waren, welches er schwärmerisch liebte; sie hatten es dahin gebracht, daß die befohrte und irgeleitetete Menge von Haß gegen einen König erfüllt worden war, von dem Eilers eben so wahr als schön sagt: „Die Deutsche Geschichte hat keinen Fürsten aufzuweisen, der mit einem volleren und reineren Herzschlage für Preußens und Deutschlands Wohl den Scepter getragen.“ Aber mit diesem scheinbar vollständigen Siege der Opposition begann auch ihre Niederlage. Die bewussten und principieellen Träger der Opposition glaubten, jetzt sey der Augenblick gekommen, mit der eigentlichen und wahren Tendenz hervorzutreten: in demselben Maße aber, als nun jene wahren Grundtendenzen unverhüllt an das Tageslicht traten, zerflohen auch die Massen, die früher blindlings gefolgt waren und nun erst einsahen, auf welchem Wege sie seyen. Gegen die Grundtendenz, gegen das eigentliche lebendige Agens der Opposition „Umsurz aller bisher bestandenen menschlichen und göttlichen Ordnungen“ hat sich eine ungeheure „Partei der Ordnung“ aufgestellt; wir wissen sehr gut, daß Vielen nur die Liebe zum Mamon diese püßliche Liebe zur Ordnung eingehaucht hat; Viele aber sind auch tiefer ergriffen und von dem furchtbaren Lehremeister, der seit den Märztagen im Lande herumgeht, auf einen wirklich besseren Weg geführt und dahin gebracht worden, wohin sie frü-

her mit den wohlgemeintesten und besten Demonstrationen nicht zu bringen waren.

(Schluß folgt.)

Die Denkschrift der katholischen Bischöfe Preußens.

(Aus der Provinz Preußen.)

Während es mehr als je an der Zeit wäre, daß alle christlich gesinnten Männer, sowohl der Katholischen als der Evangelischen Kirche, einmüthig mit einander gegen die infernalen Mächte der Revolution verbunden, der obrigkeitlichen Macht des Staates, welche sich zum Kampfe dagegen wieder ermannt hat, allen ihren moralischen Beistand freundlich und kräftig leisten sollten, hat es einen betrübenden Eindruck gemacht, in der zuerst beim Hofbuchhändler Bachem zu Köln erschienenen Denkschrift der katholischen Bischöfe Preußens einen sehr unfreundlich oppositionellen Ton gegen die Staatsregierung anschlagen zu hören. Nicht sowohl der Inhalt dessen, was die Bischöfe wünschen, erregt Anstoß, als vielmehr die Art, wie sie diese Wünsche als unweigerliche Rechtsforderungen auf die, in gar manchen Punkten während der vorjährigen Angstzeit übereilte und daher sehr revisionsbedürftige Charte vom 5. December und zwar grade auf diejenigen Paragraphen derselben gründen, welche am meisten ihren Ursprung aus den unreinen Quellen der wüsten Nationalversammlung des vorigen Jahres verrathen. Dieser Anstoß mehrt sich dadurch, daß sie gegen dieselbe Charte, wo sie ihrem Dafürhalten widerspricht, wie z. B. im §. 16., entschieden protestiren, und daher gar nicht sie, sondern eben nur ihr eigenes Dafürhalten als gesetzlich maßgebend setzen. Eben darum treten sie auch den Staatsgewalten gegenüber, obwohl sie ihres Schutzes noch immer sehr bedürfen, doch nicht etwa bittend oder auch nur unterhandelnd, sondern vielmehr öffentlich fordernd und vorschreibend auf. Im Gegensatz der Evangelischen Kirche, die allerdings nicht so trohend auftritt, mag dies Vielen imponiren, und indem die Bischöfe der Regierung Verlegenheiten dadurch bereiten, ihnen vielleicht manche im vorigen Jahre entschwundene Sympathien der Alt- und Neuliberalen wieder zuwenden. Wir können sie indeß um solcher Sympathien willen nicht beneiden, sondern müßten sie vielmehr, wenn sie darauf einen Werth legen, bedauern. Es wäre schmerzlich, wenn die demüthigeren Erfahrungen des vorigen Jahres sie nicht belehrt hätten, wie bald, wenn die Revolution mit ihrem Faustrecht die Macht der Regierungen schwächt, welche auch das Ansehen der Bischöfe sammt ihren Gütern schützt, dieses in allen katholischen Hauptstädten, namentlich in Rom selbst, wie früher schon in Paris und Madrid, und voriges Jahr in Wien und Prag, gebrochen zusammensinkt, und Eingriffe und Beraubungen erdulden muß, wie sie eine ungebrochene Staatsordnung nie zugelassen haben würde. Wohl nur dem Schutze protestantischer Obrigkeit haben es die katholischen Bischöfe Preußens zu danken, daß es mit ihnen nicht eben so weit gekommen, obwohl sie hie und da (wie namentlich in Münster) gewiß inne geworden sind, wie weit ihr früherer Einfluß dem der rothesen Demokratie

hat weichen müssen. Was das Imponiren anlangt, so macht man sich noch immer, auch nachdem die Autorität des Papstes von seinen unmittelbaren Unterthanen so kläglich compromittirt worden, über die Autorität der Bischöfe in ihren Diöcesen und über die in der Katholischen Kirche besonders im Vergleich mit der Evangelischen herrschende Disciplin sehr unbegründete Illusionen. Es gibt gewiß keinen evangelischen General-Superintendenten, kein evangelisches Consistorium, das so aller Autorität in seinem Sprengel beraubt worden wäre, wie z. B. der Bischof von Culm, in dessen Diöcese zu Danzig ein katholisches Wochenblatt erscheint, dessen Redakteur (der katholische Pfarrer Landmesser daselbst) an der Spitze eines aus Katholiken, Menoniten und Juden bestehenden Piusvereins in prononcirtem Widerspruch gegen seinen Bischof steht und in Nr. 12. des laufenden Jahrgangs Mittheilungen aus einem antlichen Ausschreiben desselben macht, die, je würdiger dieser Bischof stets sich benommen, um so mehr Mitgefühl erregen müssen. Es ist darin von dem Austritt einiger Alumnus aus dem Clerikal-Seminar, wozu sie sich durch eine Frau aus der Umgegend hatten verleiten lassen, die Rede, und heißt wörtlich: „Ihr möget es mit mir ermessen, welche Gefühle das Gemüth des Bischofs bewegen müssen, wenn es zu seiner Kenntniß kommt, daß eine auswärtige Frau sich unter seinen, des ganzen Domkapitels und der Seminar-Oberen Augen das Regiment im Clerikal-Seminar anmaßt und die Alumnus einer solchen willigen Folgsamkeit beweisen. Wann ist dergleichen in der Katholischen Kirche vorgekommen? Hieran knüpfe ich an Euch Alle, Priester und Gläubige, die herzliche Bitte: weil ich von der Überzeugung mich loszutrennen nicht im Stande bin, daß unter den Euch dargelegten Verhältnissen meine Wirksamkeit unter Euch moralisch zerstört und vernichtet ist, und ohne besondere Gnade Gottes nicht mehr von Segen seyn kann, so erweist mir die einzige Liebe und erbittet mir von Er. Heiligkeit dem Papst Pius IX. und unserer Landesregierung die Erlaubniß, daß ich von dem zeither bekleideten bischöflichen Stuhl von Culm abtreten darf. Dadurch erweist Ihr meinem im bisherigen Dienste aufgeriebenen Geist und Körper den angenehmsten Gefallen, meinem zermalnten Gemüthe den besten Trost.“ — Der Bischof von Culm hat zwar die oben erwähnte Denkschrift nicht unterzeichnet, ist ihr aber später in einer besonderen Schrift beigetreten.

Evangelische Kirchenoberen, welche von den vorjährigen Frühlings-Auquinalstürmen und ihren Folgen betroffen worden sind, mögen sich mit diesem Bischofe trösten, der gewiß viel schwerer darunter gelitten hat; die katholischen Bischöfe aber, die nicht der Papst, die nur erstarrte Staatsregierungen gegen die Gewalt und Tyrannei antichristlicher Revolutionen beschirmen können, mögen ihrer christlichen Landesobrigkeit freundlicher, als es nach der Denkschrift scheint, beigethan bleiben, und von den beweinenswerthen Erfahrungen ihres Papstes lernen, der Freundschaft nicht nur der protestantischen, sondern auch der katholischen

liberalen Oppositionspartei höchlichst zu misstrauen. Sie dürfte ihnen für vergänglichen Gewinn unvergänglichen Schaden bringen.

Nachrichten.

Bericht über die Lutherische Conferenz am 2. Oktober d. J.

(Schluß.)

Diese Zuversicht wurde uns besonders am Schluß der Conferenz gegeben, da wir nach dem Gesänge einiger Verse aus dem Liede: Ach, bleib bei uns, Herr Jesu Christ! u. unsern treuen Erzbrüdern um sein Ja und Amen zu unserem Bunde anriefen. Er segnete uns mit Frieden, mit Frieden aus der Hölle! — Also geprüft und verbunden von dem Herrn bitten wir Euch, lieben Brüder, um die Theilnahme an unserem Bunde. Ist das Lutherische Bekenntniß das Cure, so laßt alle Bedenkllichkeiten fahren, welche Euch von uns ferne halten könnten. Ein Hauptbedenken bei Vielen unter Euch ist wohl das, daß es sich bei uns um ein todes Kirchenthum handle, welches leicht dem frischen Glaubensleben hindernd in den Weg treten könnte. Allein das können wir Euch versichern: sollte das je der Fall seyn, wir würden augenblicklich von solchem Kirchenthum abtreten. Damit aber jene Gefahr verschwinde, müßt Ihr um so eher zu uns kommen, damit unser Kirchenwerk ein lebendiges sey und bleibe. An der Lutherischen Kirche liegt es wahrlich nicht, wenn daraus ein Leichnam wird. Es ist die höchste Zeit zu erkennen, wie grade die Lutherische Kirche der Noth ist, auf welchem sich ein wahrhaft evangelisches Leben in bisher noch nicht gekannter Herrlichkeit aufbauen kann, als ein kräftiges Salz für unsere, auch durch ungesunde Trümmigkeit so faul gewordene Zeit. Die Lutherische Kirche hat in ihrem unumwundenen Bekenntniß zu dem fleischgewordenen Gott, der mit seinem Fleisch und Blut bei seiner Kirche ist, bis daß er kommt, ein noch lange nicht genug auf Wucher ausgehauenes Pfund. Wir, lieben Brüder, sollen damit wuchern, als Lutheraner sollen wir unsere Lutherischen Gemeinden bauen, daß sie Gemeinden werden, deren Bekenntniß nicht nur, sondern deren innerstes Lebenselement das Fleisch und Blut Christi ist; die deshalb am besten verstehen, was das Wort zu sagen hat: Wir sind Glieder seines Leibes von seinem Fleisch und von seinem Gebein (Eph. 5, 30.), und die in lebendiger Gliederung um das einige Haupt Her sich des reichsten Segens von allerlei Gaben und Kräften des heiligen Geistes erfreuen. Wahrlich, lieben Brüder, diese Aufgabe, dieses Ziel, diese Zukunft unserer Lutherischen Kirche ist es wohl werth, daß wir ihr kräftiger als je unsere Dienste weihen. Und der Herr wird sie segnen! —

Indem vorstehender Bericht zur Veröffentlichung abgesendet wird, geht dem Vorstande des evangelisch-lutherischen Vereins für die Provinz Brandenburg zur ersten Freude eine einhellig zustimmende Antwort zu auf den Zuruf aus Wittenberg, und zwar der Gemeinde Friedersdorf bei Seelom, wodurch zugleich Patron und Pfarrer, Küster und Schul-lehrer, Schulze und Kirchenvorsteher nebst sämtlichen Einwohnern dem Vereine sich anschließen. Diese Antwort wird künftig ebenfalls veröffentlicht werden, auf daß die Leser Mitgenossen unserer Freude werden.

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Herausgegeben

von

C. W. Hengstenberg,

Dr. der Phil. u. d. Theol., der letzteren ord. Professor an der Universität zu Berlin.

Fünfundvierzigster Band. Sechstes Heft.

December 1849.

96-108

Berlin,
bei Ludwig Schmitze.

Es ist der Zweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung in streng gehaltener Einheit die Evangelischen Wahrheiten, wie sie in der heiligen Schrift enthalten und aus ihr in die Bekenntnisschriften unserer Kirche abgeleitet sind, zu begründen und zu verteidigen, den Unterschied zwischen der Evangelischen Lehre und der entgegenstehenden in ein helles Licht zu setzen und durch Mittheilungen, theils über den Zustand der Christlichen Kirche aller Gegenden, theils über die Wirkungen des Evangelii unter den Heidenvölkern, eine lebendige Theilnahme an den kirchlichen Dingen zu erwecken und das Bewußtseyn der Einheit in der Evangelischen Kirche zu befördern.

Die Evangelische Kirchen-Zeitung soll keiner Parthei angehören; sie will der Evangelischen Kirche als solcher dienen. Denen, welche zu dem lebendigen und entschiedenen Glauben an die Wahrheit der Evangelischen Lehre gelangt sind, will sie Gelegenheit geben zur weiteren Ausbildung und Durchbildung; sie will warnen vor den mannigfachen Abirrungen, die sich zu allen Zeiten einer großen religiösen Bewegung auch unter denen eingefunden haben, die in der Hauptsache die göttliche Wahrheit ergriffen hatten. Sie wird sich bestreben, bei den Einzelnen das lebendige Bewußtseyn der Einheit, theils mit der Evangelischen, theils mit der gesammten Christlichen Kirche aller Jahrhunderte zu befördern und zu einer allgemeinen Verbindung aller wahren Glieder der Evangelischen Kirche beizutragen. Vorzugsweise aber möchte die Evangelische Kirchen-Zeitung die Bedürfnisse derer berücksichtigen, welche für Wahrheit empfänglich, nicht wissen, wo sie dieselbe suchen und wo sie sie finden sollen. Das religiöse Bedürfnis ist in der gegenwärtigen Zeit mächtig erwacht; stärker, wie vielleicht je, empfindet man die Nothwendigkeit des Glaubens an eine Offenbarung. Aber viele unter den redlich Suchenden bleiben in stetem Schwanken, weil sie stets befürchten ein Extrem mit dem andern zu vertauschen. Die Evangelische Kirchen-Zeitung wird sich bestreben ihnen die Vorurtheile zu benehmen, welche ihnen gegen die Wahrheiten beigebracht worden, die verwirrten Begriffe zu entwirren, das reine Evangelische Christenthum von seinen mannigfachen Abwegen abzuscheiden, ihre Aufmerksamkeit zu lenken auf die Reichen der Zeit, und sie näher bekannt zu machen mit den denkwürdigen kirchlichen Ereignissen in den nächsten und fernsten Gegenden der Erde.

Diese Zwecke glaubt der Herausgeber am besten zu erreichen, wenn er den Inhalt der Evangelischen Kirchen-Zeitung in folgende drei Rubriken abtheilt.

I. Aufsätze. Diese zerfallen in vier Classen.

Erste Classe: besonders Aufsätze über wichtige biblische Abschnitte, Auslegung schwieriger Stellen und größerer Stücke, die vorzugsweise in der jetzigen Zeit Erwägung verdienen; Nachweisungen der Glaubenseinheit in den verschiedenen heiligen Schriften, mit Berücksichtigung der verschiedenen Form, in welcher die göttliche Wahrheit in ihnen sich ausdrückt, und Hinweisung auf die stufenweise Entwicklung der göttlichen Heilsanstalten.

Zweite Classe: hauptsächlich Darstellungen der Evangelischen Lehre, im Gegensatz gegen besonders verbreitete Irrthümer im Glauben und Leben unserer Zeit. Belehrungen über die wahre Natur der Christlichen Kirche und ihr Hervortreten in der Zeit u. s. w.

Dritte Classe: kirchenhistorische Mittheilungen von der ältesten Zeit an, insofern sie in direkter Beziehung auf unsere Zeit stehen; zuweilen auch größere Stücke aus seltenen, oder doch der Mehrzahl der Leser unzugänglichen Büchern. Die Mittheilungen der letzteren Art sollen nie bloß compilatorisch seyn, sondern alles soll lebendig eingeführt und durch sie zu der Zeit gesprochen werden.

Vierte Classe: praktisch theologische Aufsätze, Mittheilungen aus der speciellen Seelsorge und andere Amtserfahrungen, Abhandlungen und Vorschläge, den Cultus betreffend u. s. w.

II. Litterarische Anzeigen, nicht gelehrte Recensionen, sondern beurtheilende Anzeigen und Auszüge allgemein wichtiger Bücher, und zwar nicht bloß ganz neu erschienenener, sondern auch erneuernde Empfehlungen guter vergeßener Schriften; Warnungen vor schlechten gangbaren Büchern.

III. Nachrichten, Beiträge zur innern Geschichte der Christlichen Kirche, des Inlandes sowohl wie des Auslandes; kurze Biographien von Personen, die für größere oder kleinere Kreise wichtig wurden, geschichtliche Mittheilungen über Begebenheiten in der äußern Verfassung und über die Verhältnisse der verschiedenen Religionsparteien zu einander; Missionsnachrichten, nicht in der Absicht, die diesem Gegenstande besonders gewidmeten Zeitschriften zu ersetzen oder zu verdrängen, sondern theils allgemeine gedrängte Übersichten theils herausgehobene charakteristische und individuelle Züge, mit Vermeidung aller unnützen Wiederholungen und allgemeinen Nebensarten, und was außerdem in irgend einer Beziehung für die Mitglieder der Evangelischen Kirche von Interesse und Wichtigkeit seyn kann. Der Stoff zu diesen Nachrichten wird theils durch eine bedeutende Anzahl von Correspondenten im In- und Auslande, theils durch die Benützung der zweckdienlichen Zeitschriften, in Deutschland, Frankreich, England, Schottland und Amerika geliefert werden.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende seyn muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Überzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verboten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das Entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Überzeugung verträglich ist mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Befennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweist, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. Sengstenberg.

Unterzeichneter, als Verleger der Evangelischen Kirchen-Zeitung, erlaubt sich, obiger Anzeige noch einige Bemerkungen nachzusetzen:

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen jede Woche vorläufig zwei Nummern, die auf Verlangen wöchentlich versandt werden; — jedoch findet auch die Versendung von ganzen, in saubern Umschlägen broschirten, Monatsheften statt.

Der Preis für den ersten halben Jahrgang ist 2 Rthlr. Preuß. Courant, und wird die Zahlung voraus geleistet. Bestellungen nehmen an: sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämtliche Preuß. Postämter, durch welche die Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung bezogen wird.

Litterarische und sonstige Mittheilungen, sobald sie per Post gehen, beliebe man an den Herrn Herausgeber hieselbst zu adressiren; — gehen sie aber durch den Buchhandel, was bei nicht sehr eiligen Sachen, oder sobald sie mehr als das gewöhnliche Briefporto betragen möchten, gewünscht wird, dann erbitte ich dergleichen unter meiner Adresse durch Herrn Buchhändler F. G. Mittler in Leipzig, und zwar mit der Bemerkung: Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, zur Post.

Ludwig Dehmkke.

I n h a l t.

	Seite
96. Zur Beurtheilung des Ministeriums Eichhorn von einem Mitglied desselben (Schluß)	897
Zur Orientirung	902
— 97. Zur Orientirung (Schluß)	905
„Der Herr wird König seyn immer und ewiglich“ oder Skizzen aus der Badischen Empörung des Sommers 1849, gesammelt von einem Freunde der Wahrheit. Berlin 1850, bei C. G. Brandis. 56 Seiten	909
Nachrichten. Verfügung der Abtheilung für die inneren evangelischen Kirchensachen des Mini- sterii der geistlichen Angelegenheiten, die Bewegungen gegen die Union betreffend	910
— 98. Ueber die kirchlichen Gemeinde=Collekten, ihren Verfall und ihre Hebung	913
Nachrichten. Noch eine Nachricht aus der Provinz Sachsen	917
— Die Synode der Evangelischen Kirchen in Paris	918
— 99. Ueber die kirchlichen Gemeinde=Collekten, ihren Verfall und ihre Hebung (Schluß)	921
Nachrichten. Schreiben von zwei Baadtländischen Pfarrern an den Herausgeber der Ev. A. Z. in Berlin	928
— 100. Die innere Mission und die Kirche	929
Nachrichten. Schreiben von zwei Baadtländischen Pfarrern an den Herausgeber der Ev. A. Z. in Berlin (Schluß)	934
— 101. Otto v. Gerlach	937
Nachrichten. Königsberg, den 10. December	943
— 102. Otto v. Gerlach (Schluß)	945
Beilage	953
Nachrichten. Magdeburg, 6. December 1849	955
— — Kirchliche Nachrichten aus der Pfalz (Fortsetzung)	956
— 103. Zeitbetrachtungen: Das eitle Rühmen	961
Nachrichten. Die Pfarrbesetzung in Welsleben	964
— — Kirchliche Nachrichten aus der Pfalz (Fortsetzung)	966
— 104. Zeitbetrachtungen (Schluß)	969
Das Kirchen- und Pfarrgut und dessen Aussichten für die Zukunft	974
Beilage	977
Nachrichten. Kirchliche Nachrichten aus der Pfalz (Schluß)	980

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 1. December.

N^o 96.

Zur Beurtheilung des Ministeriums Eichhorn von einem Mitglied desselben. Berlin, Ferd. Dümmler's Buchhandlung, 1849. 212 S. in 8.

(Schluß.)

Grade auf diejenigen, welche in Folge der Revolution die Reihen der Opposition verlassen und der „großen Partei der Ordnung“ sich angeschlossen haben, kann das vorliegende Buch eine wahrhaft segensreiche Wirkung haben, wenn sie anders im Stande sind, eigenen groben Irrthum einzusehen und zu bekennen. Noch eins gehört dazu; sie müssen durch das vergangene Jahr etwas gelernt haben! Auch das ist bei Vielen der Fall; sie haben nun endlich eingesehen, daß Sittenlosigkeit und Riebschädlichkeit in einer schreckhaften Weise um sich gegriffen haben, daß ein furchtbar böser Geist durch die Menschheit geht, daß Gottlosigkeit recht eigentlich Ursprung und Ziel dieses Geistes ist, daß unsere öffentlichen Zustände nur in dem Grade dauerhaft und sicher werden können, als man Herr dieses Geistes der Gottlosigkeit wird, d. h. in dem Maße, als wieder Religion eine lebendige Macht in den Gemüthern der Menschen wird. Wer also durch das vergangene Jahr von der Nothwendigkeit einer religiösen Erziehung und Stärkung des gesammten Volkes auch nur nach den schwächsten und äußersten Umrissen überzeugt worden ist, wer gelernt hat, daß alle menschliche Ordnung auf göttlicher Ordnung beruhen muß, der wird, aber auch nur der wird nun mit Hülfe des vorliegenden Buches im Stande sehn, eine richtige Ansicht, ein richtiges Urtheil über die wirklichen Absichten des Ministeriums Eichhorn und über den wirklichen Plan des Königs sich zu bilden. Zu seiner Beschämung wird er einsehen, daß dieses Ministerium, dessen „finstere, mittelalterige, pietistische Ideen“ er selbst verschrieen, vor dessen Pfaffenherrschaft er sich selbst gefürchtet hat, daß dieses geschmähte und verrufene Ministerium in der Art nur die wohlgemeintesten Absichten hatte, daß es die Zeit und ihre wissenschaftlichen Richtungen wohl erkannt, daß es die begründeten Forderungen wohl beachtete, endlich, daß es in der That nichts Anderes wollte, als was jetzt jeder besonnene, ernste, tiefer blickende Mann als nothwendig anerkennt. Er wird ferner sehen, daß der Minister Eichhorn seine Aufgabe nicht in dem Sinne und nach dem Sinn derer zu lösen suchte, welche die Menge Pietisten oder Strenggläubige nennt, nicht also im Sinne der „Lutherischen Symbolorthodoxie“, auch nicht im Sinne der Ev. K. Z. — was der Partei der Ev. K. Z. sehr gut bekannt ist und was die Ev. K. Z. selbst von 1840 — 1848 häufig genug, wiewohl vergeblich für die Opposition sagte, die sich jetzt erst nach diesen

Vorlagen und Bekenntnissen seitens des Ministeriums von der Nichtigkeit dieser Behauptung überzeugen wird — sondern vielmehr in dem Sinne und nach der Ansicht der Männer handelte, welche sich die Begründer und Vertreter der „neueren wissenschaftlichen Theologie“ nennen; „der Minister Eichhorn (sagt Eilers) war der Meinung, daß dieser die Philosophie zwar nicht verwerfenden, aber ihr sich auch nicht unterordnenden neuen Theologie die Zukunft der Evangelischen Kirche gehöre und dieselbe daher, wenn sie als maßgebende Autorität zur Mitwirkung herangezogen werde, der neuen kirchlichen Organisation eine dauerhafte theologische Grundlage geben werde.“ Ob dieser Theologie die Zukunft gehört, mag diese selbst, nämlich die Zukunft, entscheiden; eher möchte man sie, wegen ihres vermittelnden Charakters, die Theologie der Gegenwart nennen; gewiß ist wenigstens, daß Eichhorn, indem er als Minister den Standpunkt dieser Theologie adoptirte, die Vorwürfe von Obscurantismus, blindem Glauben, Verdummung, Zurückschrauben u. wirklich nur mit Lächeln und großer Gemüthsruhe anhören konnte; und ebenso gewiß ist es, daß noch heutigen Tages alle die, welche sich vorzugsweise die Besonnenen, die Wohlgefinnten, die Vorsichtigen, die Gemäßigten nennen, den Minister Eichhorn nur loben werden, daß er sich grade derjenigen Richtung der Theologie angeschlossen, welche der zeitweiligen Bildung nicht schroff, nicht hart gegenübertritt, welche vielmehr, wie Eilers sagt, „den Glauben an Christum auch in der gebildeten Welt von der Schmach der Thorheit befreite,“ einer Richtung endlich, welche den Forderungen der Wissenschaft vollkommen zu genügen versichert.

Endlich wird es auf die Gebildeten und Wohlgefinnten, welche durch das tolle Jahr etwas gelernt haben, einen besondern Eindruck machen und sie in der richtigen Beurtheilung des Ministeriums Eichhorn wesentlich fördern, wenn sie aus dem vorliegenden Buche sehen werden, daß Eichhorn in allem dem, was er gethan hat oder vor hatte, nicht bloß seiner persönlichen Überzeugung oder der individuellen Ansicht des Königs folgte, sondern im Grunde nur das vollbrachte, was bereits fünf- und zwanzig Jahre früher vom Könige und vom Volke als dringendes Bedürfnis gefühlt worden war, nur das vollbrachte, kann man allgemein sagen, was die Existenz des Preussischen Staates, die Staatsraison forderte. Man stoße sich nicht an diesem Ausdruck: es ist der allein bezeichnende, wie wir gleich sehen werden. Der moderne Staatsmann bedarf principiell der Religion und der Kirche nicht; er hofft mit Hülfe der rechten Staatsklugheit, mit Hülfe zweckmäßiger politischer Institutionen das höchste Verlangen der modernen Völker, das nach Wohlstand, Macht, Bildung, Freiheit befriedigen zu können, er hofft mit rein menschlichen Mitteln die rein menschlichen Zwecke des mo-

dernen Staates zu erreichen. Indes selbst der religionslose moderne Staatsmann, wenn er nur eben einen recht scharfen Verstand, recht scharfe Augen für die Wirklichkeit hat, erkennt und gibt zu, daß unter Umständen die Existenz des Staates mit rein weltlichen und menschlichen Mitteln nicht mehr zu halten ist; er sieht ein, daß der Staat, um nicht zusammenzubrechen, einer sittlichen Stärkung und Kräftigung bedarf, und sein Verstand sagt ihm, daß für diesen Zweck schon mehr als einmal das Christenthum nicht ohne Erfolg gewirkt habe. Seit einem Jahre sind viele Männer, die nur mit politischem Verstande die Dinge, die in Deutschland und Frankreich vorgehen, betrachten und die keinen anderen Standpunkt haben als den menschlich kluger, einsichtiger, verständiger Beurtheilung, zu dem Resultat gekommen, daß die politische Existenz Frankreichs und Deutschlands ein Ende hat, wenn nicht die Religion wieder eine Macht in den Herzen der Völker wird. Guizot, der die Juli-Revolution von 1830 die reinste, weiseste, mildeste Revolution nennt, sagt doch (in seiner Schrift *de la democratie en France*), daß nur das Christenthum die Übel heilen könne, an denen sein unglückliches Vaterland schon so lange leide; auch Louis Philipp hatte in der letzten Thronrede, die er gehalten (zum erstenmale, wenn ich nicht irre), sein Volk an die Religion und Sittlichkeit zu erinnern gewagt; auch der jetzige Präsident der Französischen Republik pflegt unter den Dingen, die als die wichtigsten und nöthigsten zu betrachten seien, der Religion zu gedenken. Da in Preußen die modernen Staatsprincipien am frühesten und vollständigsten durchgeführt worden sind, so begegnet man hier häufiger als anderswo der Erscheinung, daß der Staatsraison, der Politik das Bekenntniß abgenöthigt wird, daß man doch der Religion, der Kirche noch bedürfe. Schon Friedrich II. war zu dem Gesändniß genöthigt, daß aus dem Verfall der alten Kirchendisziplin „Zügellosigkeit der Sitten und ein Gang der Gemüther zur ungeschützten Verlesung der heiligsten Verbindungen erfolge;“ er suchte daher auch „die hergebrachten religiösen und kirchlichen Grundlagen des Volksunterrichts mit aller Strenge zu wahren, wie dies aus dem General-Land-Schul-Reglement vom 12. August 1763 deutlich hervorgeht; in einem anderen Edikt weist er die Geistlichen an: „bösen Exempeln entgegen zu wirken, wodurch untüchtige und pflichtvergessene Unterthanen gegen Unsere Allerhöchste Person, Unseren Dienst und vorgesezte Obrigkeit erwachsen.“ So sprach der König der Aufklärung, wie ihn unsere Aufgeklärten so oft genannt haben, zu einer Zeit, wo der ausgestreute Same der Aufklärung eben erst im Keimen war: was würde er nach den Bewegungen der Jahre 1830 und 1840 gesagt haben?

„Inzwischen,“ fährt Eilers fort, „schritten die philosophischen Principien der religiösen Aufklärung unaufhaltsam fort und begannen die Kreise des Volkslebens immer tiefer und breiter zu durchdringen. Zieht man die nothwendigen gesellschaftlichen Folgen dieses Umfchwunges in Erwägung, so wird man, abgesehen von der Frage, ob Böllner ein Gläubiger oder Heuchler gewesen, rein politische Gründe zur Genüge finden, aus welchen Friedrich Wilhelm II. und seine Minister sich veran-

laßt sehen konnten, eine neue Belebung des erstorbenen Glaubens der Evangelischen Kirche zu versuchen.“ Auch dieser Versuch, wie nicht anders zu erwarten, diente nur dazu, den Aufklärungstrieb zu reizen. Erst die furchtbaren Folgen der Aufklärung öffneten dem verblendeten Volke die Augen. Nicht Mangel an Machtmitteln, sondern Treulosigkeit, Ehrlosigkeit, erbärmliche Gesinnung, die sich in Folge der Aufklärung der obersten Schichten bemächtigt hatte, waren es, die seit dem Jahre 1806 so entsetzliche Schmach über Preußen und ganz Deutschland gebracht hatten. Friedrich Wilhelm III. hatte das Kirchenregiment mit der Ansicht übernommen, daß „Vernunft und Philosophie die unzertrennlichen Gefährten der Religion seyn mußten;“ aber in den schwersten Leiden, die eine menschliche Seele treffen können, hatten ihn nicht Vernunft und Philosophie aufrecht erhalten, sondern die Religion der Bibel; auch in der ganzen Nation war durch das namenlose Elend die Sehnsucht nach der ewigen Quelle des Lebens wieder erweckt worden; bei der damaligen Stimmung konnte man das Beste erwarten, als der König nach den Freiheitskriegen den ernstesten Entschluß zu einer Erneuerung des evangelischen Kirchenwesens faßte. Muß man nach diesen Thatfachen nicht einsehen, daß die Politik, die Staatsraison, das Selbsterhaltungsprincip es waren, welche ein aufgeklärtes Volk an das Eine erinnerten, was vor Allem noth thut?

Unser heißgeliebter König hat die Wahrheit des Evangeliums im eigenen Herzen gefühlt und erfahren; es drängte ihn deshalb dafür zu sorgen, daß dasselbe auch in seinem Lande gelehrt und gepredigt werde. Aber man kann dreist sagen, auch davon abgesehen, selbst die Noth, die Staatsraison gebot es, wie jetzt nun wohl mit Händen zu greifen ist. Was nämlich nach den Freiheitskriegen allgemein erwartet und gefordert wurde, ist nicht erfüllt und ausgeführt worden, weil der König Friedrich Wilhelm III. das Unglück hatte, in der Person des Freiherrn v. Altenstein einen Kultusminister zu wählen, der sonst wohl mancherlei wissen mochte, aber auch keine Ahnung von dem hatte, was der Glaube ist. Nachdem dieser Minister dreiundzwanzig Jahre lang, sage dreiundzwanzig Jahre lang die kirchlichen Angelegenheiten in seiner Weise geführt hatte, war es im Jahre 1840 sicherlich höchste Zeit, das Werk nun anzugreifen, was freilich jetzt nach so langem Interregnum die größten Schwierigkeiten hatte, nachdem alle kirchlichen Angelegenheiten, die evangelischen wie die katholischen, in namenlose Verwirrung gerathen und der Unglaube systematisch gepflanzt und von oben her gepflegt worden war. Eichhorn hat in der That ganz genau nur das auszuführen gesucht, was schon eine im Jahre 1814 vom König ernannte Commission als nothwendig angesehen und was der König seinem Minister als Aufgabe gestellt hatte. Das Gutachten „über zeitgemäße Verbesserung des protestantischen Kirchenwesens,“ welches jene Commission abgab, deckte in einem ausführlichen Bericht theils die inneren Schäden der Kirche auf, theils verlangte es eine Verfassung nach den Grundsätzen freier Selbstregierung. Einem Ober-Consistorium oder, wenn dies unthunlich, einem geistlichen Ministerium mit collegialischer Ein-

richtung sollte die oberste Leitung des gesammten protestantischen Kirchen- und Schulwesens übertragen, in den Provinzen sollten Provinzial-Consistorien, bestehend aus geistlichen und weltlichen Räten mit einem geistlichen Präsidenten hergestellt, daneben Kreis- und Provinzial-Synoden eingerichtet werden. Hinsichtlich der inneren Schäden der Kirche hatte die Commission bemerkt: „Daß die Prediger sehr oft nicht eigentlich christlich und biblisch, ja hie und da nicht einmal religiös und erbaulich predigten, vielmehr bloß von Angelegenheiten des physischen und gesellschaftlichen Lebens, ohne alle Beziehung auf Religion und Christenthum geredet werde.“ Die Dinge befanden sich, nachdem Freiherr v. Altenstein dreiundzwanzig Jahre lang das Kirchenregiment geführt hatte, noch auf demselben Standpunkte, die inneren Schäden erkannte Jedermann, der Augen hatte, noch im Jahre 1840 wie im Jahre 1814; es darf uns daher nicht überraschen, wenn wir sehen, daß das Ministerium Eichhorn im Grunde jenes Commissions-Gutachten von 1814 zu seinem Programm gemacht hat.

Wie Angesichts so vieler, so gebieterischer, so objektiver Forderungen, welche die Regierung, ganz abgesehen von persönlicher Überzeugung, bestimmen mußten, ernstlich an eine Erneuerung des evangelischen Kirchenwesens zu denken, die Opposition dennoch den Bahn verbreiten konnte, das Ministerium Eichhorn führe nur die frommen Phantasien eines romantischen Königs aus, wird gewiß der Nachwelt schwer werden zu glauben. Jetzt sehen es sehr viele von den früheren Oppositionsmännern selbst ein, daß die scheußlichen Leidenschaften, die seit den Märztagen an das Tageslicht traten, nicht aus den Wolken herabgefallen sind, daß sie seitdem nur unverhüllt und ungeschminkt erscheinen, daß sie aber viele Jahre hindurch als liberale rationalistische Opposition unter dem Beifall der Welt unseren Grund und Boden unterwühlt haben, bis er zum nicht geringen Schrecken derselben Welt im Jahre 1848 zusammenbrach. Wenn es dem Ministerium Eichhorn nur um Anerkennung vor den Menschen zu thun ist, dann kann ihm nichts Erwünschteres als die Revolution von 1848 gekommen seyn; durch dieselbe müssen seine Maßregeln sogar vor dem Richterstuhle der großen Partei der Ordnung, die meist aus früheren Oppositionsmännern besteht, nachträglich die vollständigste Rechtfertigung finden. Größer ist die Satisfaction, die dem Ministerio Eichhorn bereits schon zu Theil geworden ist, daß nämlich der von ihm in der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten eingeschlagene Weg von jedem nachfolgenden Ministerio im Ganzen eingehalten werden muß, wofür demselben die Existenz des Preussischen Staates am Herzen liegt. Die leider nur allzu objektiven Gründe, die den König und die Minister 1840 bewegten, die Irreligiosität nicht weiter um sich greifen zu lassen und der Kirche so viel Mittel in die Hand zu geben, um dem Verderben einigermaßen entgegenzutreten, dieselben Gründe liegen ja noch heute vor; jetzt erkennen überdies sogar diejenigen, von denen man nicht sagen kann, daß sie das Charisma, die Geister zu prüfen, empfangen haben, daß die Irreligiosität wirklich staatsgefährlich ist: die Irreligiosität hat ihr eigentliches Wesen, ihre wahre Natur entfaltet, sie

ist in ihrer vollendeten Entwicklung erschienen; da ist es nun auch dem blöden Verstande, der die Irreligiosität bisher für eine zwar nicht erfreuliche und wünschenswerthe, aber doch auch nicht für eine staatsgefährliche Eigenthümlichkeit des Individuums hielt, endlich klar geworden, daß sie doch ein Wesen sey, welches jede staatliche Existenz, ja jede menschliche Existenz auf das Ernstlichste bedrohe. Da das Übel jetzt von Vielen erkannt und wie natürlich auch gefürchtet wird, so kann sich ein Kultusminister, eigentlich jeder Minister nur beliebt machen, wenn er gegen diesen drohenden Feind Maßregeln ergreift; leichtere, mildere, leisere sind nicht möglich, als die vom Jahre 1840 — 1848 ergriffenen; der Minister Eichhorn war gleich von Anfang an bis auf die äußerste Linie der Rücksichten, der Concessionen gegen herrschende Zeitrichtungen und Zeitanichten vorgerückt, jedenfalls in der Absicht, um allmählig in festere Positionen sich zurückziehen; es wurde ihm nicht möglich, da schon die einfachsten Forderungen, die er stellte, ihm als pechschwarze Finsterniß gedeutet wurden. Es ist deshalb ganz natürlich, daß wenn auch nur ein Minimum gegen den Unglauben, und nur ein Minimum für den Glauben von Seiten des Staates gethan werden soll — und das muß im Interesse der Selbsterhaltung geschehen — so wird man nothwendigerweise auf das Verfahren Eichhorn's im Allgemeinen zurückkommen. Das einzig gouvernementale System der gegenwärtigen Theologie ist in der That kein anderes als das von Eichhorn adoptirte; der Nachfolger Eichhorn's konnte einige alte ausrangirte rationalistische Consistorialräthe wieder einrangiren in ihre Stellen, aber in die Zeit? er konnte einige rationalistische bisher bei Seite gesetzte Privatdocenten und Extraordinarien weiter befördern, aber nicht einmal der Graf Schwerin wird sich dem Gedanken hingeben, daß der Rationalismus, der durch seine letzte Geburt, die Lichtfreundschaft, an sich selbst irre geworden seyn muß, je wieder zeitgemäß werden könne. Fragt nur die Kultusminister, jeden Minister, jeden Staatsmann, wenn ihm anders die Existenz seines Staates am Herzen liegt, ob er etwa gesonnen sey, mehr rationalistische Aufklärung in den Schulen und Kirchen lehren und predigen zu lassen, als es vor den Märztagen geschehen; ob er gesonnen sey, den Predigern und Lehrern mehr Freiheit zum Wählen zu gewähren, als sie unter Eichhorn hatten. Selbst „die große Partei der Ordnung“ muß es wohl zugeben, daß nicht allein der König von Preußen künftighin noch eben so viel für den Glauben und die Kirche wirken muß, als er vom Jahre 1840 — 1848 gethan hat, sondern daß auch alle anderen Deutschen Fürsten dasselbe thun müssen, wofür sie Thron und Reich erhalten wollen; von den letzteren haben vielleicht Viele jetzt erst kennen gelernt, was Throne baut und hält, und was sie stürzt.

N.

Zur Orientirung.

Der Strom der antichristlichen Literatur schwillt täglich mehr an und sucht ein immer weiteres Bette zu gewinnen. Jede Art der Rede, jede Form der Darstellung, jede mögliche Einkleidung wird versucht, um das Gift des Unglaubens und das Unkraut

des Widerchristenthums dem Verstand und Herzen des Deutschen Volkes recht nahe zu bringen und dies Herz umzuwandeln — statt in einen Tempel des heiligen Geistes — in ein schauerliches Verließ voll höllischer Leidenschaften. Und dies ist bis zu einem gewissen Grade schon jetzt nur allzu gut gelungen. Die letzten Erfahrungen haben es zum Entsetzen hell und deutlich gezeigt. Und was hie und da, was in dem einzelnen Lande, in der oder jener Stadt geschehen ist: dazu ist der Boden allenthalben — mehr oder weniger — bereitet und der Samen ausgestreut; und es bedürfte nur, daß uns Gott um unserer Sünden willen eben so allgemein dahin gäbe, wie er es jetzt aus Langmuth nur hie und da thut, um den Leuchter des Deutschen Volkes in der Geschichte der Europäischen Menschheit auf immer auszulöschen. Wer aber dessenungeachtet nun immer noch meinen möchte, daß die Erzeugnisse unserer Literatur — die Früchte unseres geistigen Lebens — von im Ganzen untergeordneter, vorübergehender und vereinzelter Bedeutung seyen für die praktische — sittliche und religiöse — Gestaltung unseres Lebens, wer nicht vielmehr, namentlich in allen Erzeugnissen auf dem religiösen Gebiet, im Schoße eines christlichen Volkes, zugleich eine sittliche, ja eine religiöse That, eine That für oder wider Christus erblickt, und darum auch jedesmal einen bestimmten Erfolg davon erwartet, und zwar um so sicherer, je größer die Schuld ist, die durch eine solche That erzeugt wird: der hat bisher Augen gehabt ohne zu sehen, und an den Ohren seines Herzens einen Mangel und eine Gehörlosigkeit, deren sich aufrichtige Christen zu schämen billig Ursache hätten. Zumal auch der innere Zusammenhang klar vorliegt. Und aus diesem Grunde halten wir es besonders für Sache derjenigen, welchen in diesen Tagen satanischen Sturmes auf der Zinne des Heilthums die Wache anvertraut ist, daß sie die Erscheinungen der antichristlichen Literatur nicht unbeachtet an sich vorübergehen lassen, sondern Art und Weise, Grund und Zusammenhang, Ziel und Richtung derselben wohl in's Auge fassen, um die Waffen dawider auf die rechte Weise und an dem rechten Orte zu erheben; und lenken daher hier sogleich die Aufmerksamkeit auf eine Reihe kleiner Schriften, die einen bestimmten, freilich plump angelegten, aber die Menge immerhin täuschenden und verführenden Plan verrathen, um damit von Zeit zu Zeit in der gleichen kurz andeutenden Weise fortzufahren.

1. Wichtige historische Enthüllungen über die wirkliche Todesart Jesu. Nach einem alten, zu Alexandrien gefundenen Manuscripte von einem Zeitgenossen Jesu aus dem heiligen Orden der Essäer. Aus einer lateinischen Abschrift des Originals übersetzt. Fünfte unveränderte Auflage. Mit einem Nachwort zur Würdigung verschiedener Angriffe und Gegenschritten. 1849.

2. Jesus, der Essäer, oder die Religion der Zukunft. Eine Beleuchtung der „Enthüllungen über die wirkliche Todesart Jesu“ und ihrer Consequenzen für die Gesellschaft, verbunden mit einer Kritik der

Einwendungen der orthodoxen Theologie, wie sie die Schrift des F. E. Kirchenraths Dr. Woblfarth ausspricht. 1849.

3. Der wahre christliche Staat, oder: die Religion der Zukunft und das Ziel der Revolution. Die letzten Consequenzen der Lehre Jesu des Essäers — geschöpft aus den „Enthüllungen über die wirkliche Todesart Jesu.“ 1849.

Den Inhalt des ersten Schriftchens verräth schon hinlänglich der Titel. Die Einleitung ist neu, die Erklärung, die der Essäer gibt, die alte, nämlich die der rationalistischen Aufklärung. Jesus — nicht Gottes Sohn; seine Wunder — nicht übernatürliche Machterweisungen; sein Tod — kein wirklicher, und somit auch seine Auferstehung und seine Himmelfahrt nur ganz natürliche, von den Jüngern aber in's Wunderbare übersehte Ereignisse. Nur, daß der Essäer, gemäß der ihm angewiesenen Rolle, auch noch die positive Seite hinzufügt. Jesus ist der Sohn eines Essäers (wie? das mag man errathen); er wird von dem Orden erzogen und während, seiner öffentlichen Wirksamkeit insgeheim überwacht und begleitet; seine Wunder sind essäische Kuren; ein Essäer ruft ihn aus dem Scheintod in's Leben zurück; Essäer sind es, bei denen er in stiller Zurückgezogenheit sein Leben beschließt — an der Auszehrung. Das Ganze ist mit ziemlicher Gewandtheit in eigenthümlicher Sprache vorgetragen und mit einer Einleitung versehen, in der über den angeblichen Brief, seine Auffindung und seine Schicksale einiges Wenige herzerzählt wird. Natürlich, daß wir weit davon entfernt sind, an die Enthüllung des Betrugs auch nur ein Wort zu verschwenden. Den unkritischen religiösen Pöbel zu täuschen, mag das Machwerk vielleicht gut genug seyn, aber auch diesen nur halb und nur dann, wenn ihm die Religion selbst bereits ganz etwas Abentheuerliches geworden ist; denn abentheuerlich ist das Büchlein und sein Inhalt durch und durch. Der ungenannte Verfasser, das seltsame Manuscript, das noch Niemand gesehen, Niemand geprüft hat, die geheimnißvolle Art und Weise seiner Aufbewahrung und Übersiedelung, der eben so geheimnißvolle Orden, der auf taschenpielerische Weise allenthalben die Hände mit im Spiele hat, dazu die Firma (Chr. E. Kollmann zu Leipzig), die Spiegelfechtere mit den fünf Auflagen u. dgl. m.: das sind Dinge, durch die sich nur eine schon ganz unchristliche Phantasie auf die Dauer wird abfinden lassen. Wir betrachten das Büchlein hier also von einer anderen Seite. Da ist es nun zunächst der Rationalismus, in Betreff dessen es etwas zu merken gibt. Es versucht ihn, einen Schritt weiter zu stoßen und zu seiner natürlichen Consequenz aufzuregen. Daß dies in weiteren Kreisen gelingen wird, ist zu bezweifeln — dazu ist der Rationalismus zu behaglich —, daß es aber seine Frivolität hie und da vermehren, hie und da ein paar Seelen noch weiter reißen wird, ist sicher. Wohin die letzteren: das zeigen die Schriftchen Nr. 2 und 3.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 5. December.

N^o 97.

Zur Orientirung.

(Schluß.)

Indem wir auch hier wieder schweigen von der perfiden Taktik, den F. C. Kirchenrath Dr. Wohlfarth zum Vertreter der orthodoxen Theologie zu machen — die Lüge ist ja die Seele solchen Thuns —, wenden wir uns sogleich dem eigentlichen Inhalt zu.

Was wir hier zuerst anmerken, ist die Einsicht, die der Verf. hat in die Zustände der Gegenwart. „Ein glühendes Fieber, sagt er, brennt in den Adern der Europäischen Menschheit, in wüsten Delirien droht sie die Bande der alten Ordnung zu zersprengen;“ und knüpft daran die Frage: „Woher diese wilde anarchische Lust, dieser glühende Freiheitsdrang, die allgemeinen Zerwürfnisse, die gährend die Glieder des Gesellschaftskörpers zerlegen?“ Also ein Mann, der sich wenigstens hierin nichts weismacht, und auch hier dem Nationalismus in muthigem Blicke vorangeht. Aber wie beantwortet er jene Frage? — Das bisherige Christenthum trägt die Schuld, das Christenthum nämlich der Offenbarung, der Kirche. — Und was folgert er hieraus? — Dieses Christenthum verdient vernichtet zu werden, und ein anderes muß an seine Stelle treten. Dieses andere ist die Lehre Jesu des Essäers. Diese Lehre ist eine Gesellschaftslehre, und in ihren Konsequenzen allein im Stande, die Gesellschaft einem hohen Grade von Glückseligkeit entgegenzuführen. Aber sie ist nie eine Wahrheit geworden, daher unser heutiger Jammer, den die Kritik der Religion in seinem Ursprung zwar erkannt, aber nicht gehoben hat. „Gewarnt von den Priestern, erzogen in slavischer Furcht vor der Verletzung des sogenannten Heiligen, verharrte die arme Christenheit schmachend nach Erlösung im irdischen Fegfeuer. Aber die Kritik der Religion wandte, nachdem sie mit dem Schlusse vollendet, daß der Mensch das höchste Wesen für den Menschen sey, sich in natürlicher Folge der Kritik des Staates und der socialen Verhältnisse zu. Die Resultate waren hier andere. Frei von der Furcht vor dem Rächer im Jenseits hörten die Völker mit offenen Ohren. Sie fingen an, nach ihrem Rechte zu fragen. — Aus der theologischen Welt wurde die politische Welt. Aber die politische Welt, die heute im Kampf für ihre Menschenrechte stirbt, hat den Kampf gegen das Heilige noch nicht vollendet. Sie will die Freiheit des Bürgers, aber sie hat die Freiheit des Menschen noch nicht erreicht. Sie will den Staat von der Kirche trennen, aber das Privateigenthum des Glaubens erhalten. Aber die allgemeine Freiheit, d. h. die Gleichheit aller Staatsbürger, ist so lange eine Unmöglichkeit, als das

Staatsleben von religiösen Vorurtheilen beherrscht und zerrheilt wird. Hierin, d. h. in der allgemeinen Unklarheit über die Motive der Verhältnisse von heute, die aus der Wechselwirkung von Staat und Kirche hervorgegangen sind, liegt der Mangel eines bestimmten Ziels unserer heutigen Revolution. Wäre eine vollständige religiöse Revolution möglich gewesen, die Welt würde nicht nöthig gehabt haben, eine politische zu machen.“ Dies die Grundzüge, die sodann näher ausgeführt werden. Und aus dieser Ausführung nur noch Einiges. „Die demokratische Revolution, welche „ein Reich dieser Welt“ will, ist also unbekannt eine Revolution gegen eine Religion und ihre Priester, welche die Welt auf ein Reich jenseits verweist.“ — „Das Ziel der Revolution ist nicht allein in die Zerstörung des Despotismus, sondern vielmehr in die Vernichtung der Erzeugerin desselben, die Kirche, gesetzt.“ — „An die Stelle der Kirche muß die Schule, an die Stelle der Priesterschaft ein hoch- und tiefgebildetes Lehrverthum treten.“ Eines besonderen Kultus bedarf diese Gesellschaftsreligion nicht. Aber nur sie kann uns gründlich retten. („Die Republik allein errettet uns nicht mehr.“) Denn nur jene wird einen Staat herstellen, „welcher als Ausfluß eines christlicheren Christenthums, eines Christenthums, wie es als aus der Lehre Jesu des Essäers entspringend, von uns geschildert wurde, im Stande ist, die Bedingungen des Bestehens der Gesellschaft zu erfüllen, welche der alte Staat nicht mehr zu erfüllen im Stande war.“

Dies also das Ziel. Merken wir nun weiter auf Fortschritt und Consequenz. Die geistige Gemeinbasis unserer heutigen Zustände ist der Rationalismus, d. h. die Durchschnittsintelligenz als Folge der „Aufklärung“ auf dem religiösen Gebiet, der auf dem politischen der Liberalismus entspricht. Dieser hat zuerst den Inhalt der Religion rein auf den Menschen gestellt. Über dessen Erkennen und Wissen hinaus ist Alles — Unvernunft, Unsinn, Schwärmerei, Aberglaube, Heuchelei, auf Verdummung und sittliche Knechtung berechnet. Der Mensch, das allein schaffende Subjekt in der Religion, muß aber nothwendig fortgehen — denn er soll ja schaffen aus der Tiefe seines Inneren, also dies Innere erkennen — zum Menschen, als nächstem Objekt der Religion. Vorerst zwar nur nach Seiten der Erkenntniß. Aber so vertieft in sein eigenes Erkennen und die Erkenntniß seines eigenen Inneren und auf diesem Punkte mit logischer Strenge beharrend: was für ein in diesem Gedankengang liegender Impuls könnte ihn bestimmen, berechtigten, über sich selbst hinauszugehen? Keiner; nur die Inconsequenz; die Consequenz wird, in sich selbst befriedigt, bei sich selbst stehen bleiben; nur daß sie, wie das nothwendig ist, die Erkennt-

niß auch noch praktisch macht, den Menschen für den Menschen als das höchste Objekt erklärt. Dazu nun ist der Rationalismus in seiner Allgemeinheit bis jetzt noch nicht fortgegangen. „Denn Niemand (sagt Nr. 2. S. 6.) wird den klauen protestantischen Rationalismus, selbst in seiner glorreichsten Offenbarung durch Rupp und Uhlich, für einen Fortschritt zur Realisation der gesellschaftlichen Wahrheiten des Christenthums halten.“ Und dies zeugt uns auf der einen Seite erfreulicher Weise — zwar nicht für den Rationalismus, sondern nur — für die christlichen Elemente, die trotz seiner in seinen Anhängern noch zurückgeblieben sind; auf der anderen aber möchten wir es fast bedauern, daß er nicht alsbald und allgemeiner in seinen natürlichen Konsequenzen sich dargestellt hat. Unsere Zustände wären minder faule und verzweifelte, und die Entscheidung eher und darum hoffnungsreicher eingetreten. Doch, das sind menschliche Gedanken; der Herr hat es anders versehen. Wie die Dinge jetzt liegen, mögen wir uns nur darüber klar werden, daß der Rationalismus es immer noch ist, welcher der Revolution den breitesten Boden und den am meisten bereiten Stoff gibt, und am schlimmsten einer heilsamen Wendung unserer Zustände entgegentritt. Denn wie mit Recht schon mehrfach der innerste Kern unserer „glorreichen“ Revolution als wesentlich anti-christlich erkannt und bezeichnet worden ist, und wie unsere gesammten revolutionären Zustände ihre letzte Erklärung in unserer religiösen und allgemein-geistigen Entwicklung, richtiger: Verirrung finden, so ist es natürlich eben diese fortdauernde Verirrung, auf Grund deren und aus der hervorbrechend die äußersten Versuche gemacht werden, den Mächten des Unglaubens und der Verneinung vollends zur Herrschaft zu verhelfen. Wie matt gegen solche Versuche das in seiner Verirrung noch übrig gebliebene Gewissen von seinem Standpunkte aus reagiert, zeigt die — wenn auch noch so wohlgemeinte — Schrift des R.-M. Wohlfarth. Der ungenannte Mephisto darf ihn darum auch sehr geringschäßig behandeln. Wer nur von dem „Mangel eines lebendigen thatkräftigen Glaubens an Gott, Tugend und Unsterblichkeit in Christus Jesus“ zu reden weiß, wer also den lebendigen Gott neben die Abstrakta Tugend und Unsterblichkeit stellt, ohne zu merken was er thut, und wer von diesem Glauben in Christus spricht, ohne deutlich zu sagen und sagen zu können, was er mit dieser Redensart eigentlich meint: der steht eben auf jenem religiös-abstrakten, d. h. von dem Christenthum abstrahirenden Boden der Gewissensverdunkelung, von dem aus der Brief-Fabrikator und das Heer seiner Genossen „zur Höhe des Offenbarungsangriffs“ sich aufgeschwungen haben. Keiner aber auf diesem Boden ist sicher dagegen, daß er nicht im nächsten Augenblick auf die gleiche Höhe mit fortgerissen wird. Und was von dieser Höhe aus beabsichtigt wird: auch das sagen uns die essaischen Brochüren noch deutlicher, als wir es vor ihnen und aus dem Geiste heraus, der sie erzeugt hat, uns selbst haben sagen können.

Mit dem Falle des christlichen und der Aufrichtung des gottlosen Staates scheint den dämonischen

Geistern ihre Arbeit erst halb gethan, und die nächste Zeit wird uns energische Angriffe auf Christenthum und Kirche selbst bringen. Die Lage der Dinge ist ganz dazu angethan und der antichristliche Eifer wird nicht säumen, sie zu benutzen. Die „Errungenschaften“ auf der einen, und die dann erfolgte Niederlage der Wühler auf dem politischen Gebiet auf der anderen Seite sind die geeignetsten Hebel. Daß dabei der essaische Brief seine Rolle mitspielen wird, ist sehr möglich; die Partei gibt sich dafür schon jetzt die erdenklichste Mühe („Luzifer oder der südwestdeutsche Kirchenteufel“ hat seine Leser bereits ausführlich und als habe er vollen Glauben daran, mit dem Produkte bekannt gemacht). In was für einer Gestalt aber dieser Angriff auftreten, und was für eine Verheißung als Köder wird hingeworfen werden: auch darüber geben die Brochüren, wie sie zugleich einen bestimmten Fortschritt hierin thun, bemerkenswerthen Aufschluß.

Die neue Religion soll „Gesellschaftsreligion“ seyn. Denn „die Religion ist unvernichtbar, das Gefühl der Gottinnigkeit ist kein Menschenwerk; nur der große Kultus des Egoismus, den priesterliche Verschmittheit aus den einfachen Lehren Jesus des Essäers extrahirte und der staunenden Welt für göttliche Offenbarung verkaufte, soll vernichtet werden.“ Diese „neue Lehre“ dagegen, „hat die Aufgabe, die Freiheit des Menschen mit der Freiheit des Bürgers zu vereinen, d. h. nicht die Gesellschaft im Staat, als einer außerhalb der Gesellschaft liegenden, für alle Zeit fertigen Form, sondern den Staat in die Gesellschaft aufgehen zu lassen.“ Dazu bedarf es aber „keiner Güter- und Frauengemeinschaft, keiner Aufhebung des persönlichen Eigenthums, keiner Zerstörung der Familie, keiner Vernichtung der natürlichen Aristokratie des überlegenen Geistes“ — nur „einer wahrhaft christlichen, reinen Religion, einer Religion ohne Pfaffen und Kirchenpomp, einer Religion ohne Ausschließlichkeit.“ Der hierauf gegründete „wahre christliche Staat“ aber wird jedem Einzelnen die Möglichkeit gewähren, sich eine menschliche Existenz zu begründen, d. h. eine Existenz, die dem Individuum gestattet, sich durch Arbeit die Mittel zur Befriedigung der körperlichen und geistigen Bedürfnisse zu verschaffen, ohne durch das Übermaß der Arbeit erdrückt und durch die Unzulänglichkeit des Gewinns entsetzt zu werden.“ Also eine Religion und ein Staat ganz nur berechnet für den irdischen Menschen, und grade nicht in roher, sondern auf die möglichste feinste Weise. Und darum auch — bei der gegenwärtigen Lage der Dinge — verlockend genug, um wenigstens erstrebt und versucht zu werden. Der religionslose Staat ist, zur Praxis fortschreitend, für sich allein unhaltbar; selbst ohne es zu wollen, bedarf er der Religion, des feinen gesammten Inhalt, sein Thun und Lassen letztlich regelnden höheren Impulses. Diesen, wie bisher, aus dem Christenthum zu nehmen, das hat er sich in thesi wenigstens abgeschnitten; ja er darf es mit Bewußtsein nicht einmal wollen, und sollte er es in den ihn vertretenden Organen dennoch zufällig wollen, so setzt er sich immer dem, äußerlich gerechtfertigten, Widerspruch derer aus, die dem Christen-

thum den Rücken gekehrt haben und deren Zahl ist in diesem Augenblick Legion. Daß diese aber nun dennoch auf irgend eine Religion — und sey es Ir-Religion — zurückkommen, das ist der natürliche Gang. Auf welche, das ist nach den Prämissen, die wir durchgemacht, nicht schwer zu errathen. Der „Esfär“ mag es ungefähr getroffen haben, ein Versuch der Art, wie er ihn empfiehlt, gehört also zu dem, was sich in der nächsten Zukunft erwarten läßt.*) Aber dieser Versuch dann — wie viel neuen Jammer, neue Noth, neue Gottlosigkeit, neue Verfolgung würde, müßte er den alten hinzufügen! Eine trostlose Aussicht! Und dabei, wie dem entgegentreten, was unsererseits thun, um das Mögliche dennoch vielleicht abzuwehren? Wie uns dünkt, direct fast nichts. Die Zeit und ihr Geschick scheint sich bis zum Äußersten erfüllen zu müssen. Was die vor uns gesäet, was unsere Gegenwart gepflegt hat: das werden wir vollauf auch ernten müssen. Aber einsehen können wir wenigstens, was uns umgibt, was uns droht; mit allem Ernst der Buße, des Gebets, der Waffen des Glaubens dagegen uns rüsten, darauf uns vorbereiten, mit rückhaltloser Entschiedenheit reden, zeugen, strafen, als muthige Zeugen endlich sterben! Das walte Gott!

„Der Herr wird König sehn immer und ewiglich,“ oder Skizzen aus der Badischen Empörung des Sommers 1849, gesammelt von einem Freunde der Wahrheit. Berlin 1850, bei C. G. Brandis. 56 S.

Den Zweck, den der Verf. bei vorliegendem Schriftchen im Auge hatte, drückt er am Schlusse durch Worte Jung-Stilling's aus. Er wollte zeigen, auf welche Weise der Herr den Seinen die Verheißungen, die er für die Zeiten des Gerichts und der Rache in seinem Worte niedergelegt, treulich gehalten hat, wie er Gläubige, auf deren Untergang man sicher rechnen konnte, wunderbar errettet und somit Alle, die jetzt oder in der Zukunft Verfolgungen zu erdulden haben, durch jene frischen Gnadenerweisungen auffordert, sich ihm in die Arme zu werfen und auf seinen allmächtigen Schutz zu trauen. Bei dieser Ge-

legenheit hielt es der Verf. für nicht ganz ungeeignet, ein kleines Bild zu geben sowohl von der Willkühr und Gesetzmäßigkeit, die die Empörung mit sich brachte, als auch von der siegreich vordringenden Bekämpfung des Aufstandes von der Schlacht bei Heppenheim an bis zur Erstürmung des letzten Hindernisses, der Murglinie.

Nachrichten.

Verfügung der Abtheilung für die inneren evangelischen Kirchensachen des Ministerii der geistlichen Angelegenheiten, die Bewegungen gegen die Union betreffend. Zunächst ergangen an das Consistorium in Stettin und den übrigen Consistorien zur Nachricht mitgetheilt.

In der letzten Zeit hat sich in der dortigen Provinz eine Bewegung gegen die Union der evangelischen Kirchengemeinschaften verbreitet, welche in zahlreichen Eingaben von Geistlichen und Synoden, einzelnen Gemeindegliedern und ganzen Gemeinden ihren Ausdruck gefunden hat. Unter den Anträgen, welche in denselben gestellt worden sind, walten zwar mannigfache Verschiedenheiten ob. Im letzten Grunde zielen sie jedoch sämmtlich auf die Umgestaltung des bisherigen Begriffs der Union und die Wiederherstellung der durch die Union angeblich zerstörten Lutherischen Kirche nach Lehre, Liturgie und Verfassung. Insbesondere ist es die Einrichtung eines Lutherischen Kirchenregiments in einer besonderen Behörde oder wenigstens in einer Lutherischen Abtheilung des Consistoriums der Provinz, welche vielseitig gefordert worden ist. Wir haben, getreu der uns von des Königs Majestät übertragenen Verpflichtung, dieser Bewegung unsere ernsteste Aufmerksamkeit gewidmet und eröffnen das Ergebnis unserer Beratungen unter Bezugnahme auf die Berichte vom 12. Mai und 11. Juli d. J. dem Königl. Consistorium im Folgenden.

So lebhaft wir auch die Bekenntnistreue anerkennen, welche sich in den uns vorliegenden Eingaben ausspricht, so wenig haben wir es uns zu verbergen vermocht, daß derselben nicht überall ein gleich großes Maß von Klarheit, Freiheit des Urtheils und gründlicher Würdigung der bestehenden Verhältnisse zur Seite geht. Nicht nur ist mehrfach der Gegensatz zwischen der Lutherischen und der Evangelischen Landeskirche als Gegensatz zwischen Bekenntniß und Bekenntnißlosigkeit gefaßt worden, sondern sogar so weit hat sich die Aufregung gesteigert, daß das Verbleiben unter dem „unkirchlichen“ Kirchenregiment als unvereinbar mit der Sorge um die Seligkeit bezeichnet worden ist. Im Hinblick auf die in Kraft stehenden gesetzlichen Bestimmungen, nach denen die Union eine Aufhebung des Bekenntnißstandes nicht zur Folge haben soll, im Hinblick ferner auf die in weiten Kreisen anerkannte ruhmwürdige Thatfache, daß die Pommersche Landeskirche bisher eine fruchtbare Pflanzstätte evangelischen Glaubens und Lebens gewesen ist, dürfen wir Aufregungen solcher Art als die Folgen einer Erregung ansehen, welche hofentlich mehr und mehr verschwinden und einer gerechteren Auffassung weichen wird. Zugleich erkennen wir aber nicht, daß auch von Seiten des Kirchenregiments geschehen müsse, was in seiner Kraft steht, um diejenigen, welche sich jetzt in der Landeskirche beeengt fühlen, zu beruhigen und ihren Klagen über Bängstigung ihrer Gewissen den Anlaß zu entziehen, welcher mehrseitig gefunden worden ist.

Fassen wir nun die verschiedenen Beziehungen in das Auge, welche in den uns vorliegenden Eingaben hervorgehoben sind, so bedarf es nicht erst einer besonderen Erörterung darüber, daß nach den bestehenden Ge-

*) Nachträglich lesen wir im Frankf. Journal von Weimar aus, daß „der bekannte Sänger Dr. Hermann Rollet von Jena aus einen Aufruf zur Gründung von Humanistenvereinen erlassen, um dem Deutschen Volke eine größere politische Selbstständigkeit zu verschaffen, und folgende Grundsätze festgestellt habe: §. 1. Wir sind nicht Heiden, nicht Christen, sondern Menschen. §. 2. Wir bekennen uns nicht zu den wandelbaren Religionsformen des Heidenthums und Christenthums, sondern zur ewigen Wahrheit des Menschenthums. §. 3. Wir erkennen in der ewigen Schöpferkraft der Natur und in der unendlichen Liebe des Menschenherzens den allgegenwärtigen Gott der Welt. §. 4. Es gibt keine Tugenden, sondern nur Rechte und Pflichten. §. 5. Wir streben nach einem rechtlichen und liebevollen Leben, das auf keiner anderen religiösen Nöthigung beruht, als auf der Erkenntniß der Menschenwürde und der Menschenpflicht.“

setzen das Lutherische Bekenntniß auch innerhalb der Union die Grundlage der Pommerschen Kirche und das Princip geblieben ist, welches die kirchlichen Lebensäußerungen zu richten und zu gestalten hat.

Hienach erscheint die von einer Gemeinde in feierlicher Erklärung über ihr Verhältniß zur Union ausgesprochene Ansicht, daß es unter den gegenwärtigen Verhältnissen dem Kirchenregimente möglich sey, z. B. anstatt des Lutherischen, einen reformirten Catechismus einzuführen, entweder als ein Irrthum oder als die Frucht einer unverantwortlichen Täuschung. Bisher hat die Predigt des Wortes und der Unterricht der Jugend in der christlichen Heilswahrheit sich frei und mit Segen auf dem Boden der Confession und des Lutherischen Catechismus entfaltet und daß dies auch ferner geschehen werde, dafür möge den Gemeinden das Gesetz bürgen, an welches das Kirchenregiment durch Pflicht und Gewissen gebunden ist.

Ein zweiter Punkt, an welchen sich vielfache Besorgnisse und Klagen über Gewissensdruck angeknüpft haben, ist die bestehende gottesdienstliche Ordnung. Zwar ist schon jetzt solchen Geistlichen und Gemeinden, welche um ihres Gewissens willen von der Agende zu den älteren Ritualen zurückzukehren wünschten, keine billige Rücksicht versagt worden, und es hat dies um so mehr geschehen können, als nach einem ächt reformatorischen Grundsatz die Kirche nicht in der Gleichheit der Formen ihr Wesen zu suchen hat. Es hat sich jedoch die Vorstellung verbreitet, daß hienit nur den Geistlichen eine Concession verwilligt, mithin der Nachfolger nicht verbunden sey, die der confessionellen Richtung der Gemeinde entsprechende liturgische Ordnung auch seinerseits zu befolgen. Um nun über diese Besorgniß zu beruhigen, und die uns kund gewordenen Anforderungen mit der allgemeinen Ordnung zu versöhnen, haben wir uns über folgende Grundsätze vereinigt, welche künftig als maßgebend zu betrachten sind.

Eigenmächtiges Aufgeben der gesetzlich eingeführten Liturgie ist auch ferner unstatthaft. Wo jedoch in einer Gemeinde sich der Wunsch kund gibt, den Gottesdienst nach Maßgabe der Pommerschen Agende feiern zu dürfen, ist ihr dies nicht zu versagen, sobald das Königliche Consistorium sich pflichtmäßig überzeugt hat, daß wirklich die Glieder der Gemeinde sich in jenem Wunsche vereinigen. Um dies zu ermitteln, ist durch den betreffenden Superintendenten eine Verhandlung, jedoch ohne förmliche Abstimmung, zu eröffnen und, wenn sich hiebei der Wunsch der Gemeinde zweifellos herausstellt, über dieses Ergebnis ein Protokoll aufzunehmen, welches nach der erfolgten Bestätigung durch das Königliche Consistorium und mit dem entsprechenden Original-Dekret versehen, in dem Pfarr-Archiv niederzulegen ist. Die solchergehalt festgesetzte Ordnung ist auch für die Nachfolger im Pfarramte bindend, in deren Verpflichtung mithin das Nöthige aufzunehmen seyn wird. Daß die voraussichtlich erforderlichen Modificationen der agendarischen Formulare die Genehmigung der geistlichen Behörde voraussetzen, liegt in dem Wesen der kirchlichen Ordnung, weshalb die betreffenden Pastoren an das Königliche Consistorium ihre Anträge so zeitig zu richten haben, daß dieselben noch vor Eröffnung jener Verhandlung berücksichtigt werden können. Endlich ist in den Fällen, wo in der Gemeinde selbst Widerspruch entsteht, von dem Superintendenten dem Königlichen Consisto-

rium Vortrag zu erstatten, worauf dasselbe entweder selbst Entscheidung fassen oder unsere Entscheidung einholen wird.

Wenn wir hoffen dürfen, daß durch diese Anordnung die Beschwerden, welche sich im Interesse des Lutherischen Bekenntnisses an die liturgische Ordnung angeknüpft haben, dauernd beseitigt seyn werden, so sind wir dagegen außer Stande, die vielfach in Betreff der Errichtung eines Lutherischen Kirchenregiments gestellten Anträge zu befürworten. Da die Pommersche Kirche bis auf wenige Ausnahmen nur aus Gemeinden besteht, in denen das Lutherische Bekenntniß un widersprochene gesetzliche Gültigkeit hat, so würde die Errichtung eines Lutherischen Kirchenregiments neben dem bestehenden unsehlbar zur Verwirrung aller rechtlichen Verhältnisse führen. Es versteht sich von selbst, daß zuletzt nur die Gemeinden entscheiden könnten, ob sie unter dem bestehenden Kirchenregimente verharren, oder der begehrten „Lutherischen“ Behörde sich unterwerfen wollen. Da aber das erstere ebenfalls auf dem Boden des Lutherischen Bekenntnisses steht, so würden die Gemeinden, falls sie zu einer solchen Wahl veranlaßt werden sollten, entweder in eine wahrhafte Gewissensnoth versetzt oder bewußtlos einem äußeren Einflusse überliefert werden. Hiezu die Hand zu bieten, verbietet uns die Pflicht, welche wir den Gemeinden schulden. In der That ist aber auch ein Schritt, dem so große und gerechte Bedenken entgegenstehen, nicht durch die Noth geboten. Die vorliegenden Eingaben suchen die Nothwendigkeit desselben zu begründen durch die Behauptung, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Aufrechterhaltung der Lutherischen Lehre nicht genügend verbürgt sey. Hierin ist ein Mißtrauen ausgesprochen, welches in der That seine volle Widerlegung gefunden hat und finden wird. Es gibt keinen Grund, welcher den bestehenden Behörden die Fähigkeit entzöge, ihre Pflicht zur Aufrechterhaltung des Lutherischen Bekenntnisses, in welchem ihre Mitglieder zum größten Theile selbst stehen, zu genügen und, wie bisher, wird auch in Zukunft diese Pflicht, sowohl von dem Königlichen Consistorium als, so lange unser Auftrag dauert, von uns selbst unverbrüchlich geübt werden.

Nachdem wir im Vorstehenden uns über dasjenige erklärt haben, was zur Befriedigung der laut gewordenen Wünsche in der gegenwärtigen Übergangszeit geschehen kann, sprechen wir schließlich noch das Vertrauen aus, daß die von uns festgestellten Grundsätze dazu beitragen werden, einer Bewegung Einhalt zu thun, welche die Gemeinden und die Provinzialkirche einer unausbleiblichen Zerstörung entgegenführt. Soll der ernste Kampf, welcher auf dem Boden des Staats noch immer die Zukunft bedroht, siegreich durchgekämpft werden, so muß vor Allem der Gottesfriede in der Kirche walten. Wir hoffen fest, daß in unseren hierauf gerichteten Bestrebungen auch diejenigen Geistlichen und Gemeinden, durch deren Eingaben der gegenwärtige Erlaß hervorgerufen ist, uns die treue Hand reichen werden.

Berlin, den 28. August 1849.

Ministerium der geistlichen Angelegenheiten, Abtheilung für die inneren evangelischen Kirchensachen.

Im
das Königl. Consistorium zu Stettin.
geg. Frech.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 8. December.

N^o 98.

Ueber die kirchlichen Gemeinde-Collekten, ihren Verfall und ihre Hebung.

Die christliche Kirche hat, als die Gemeinde Gottes, der die Liebe ist, ihren Glauben durch Übung der Liebe zu bezeugen, und zwar, wie wir, um jedem Mißverständniß im Voraus vorzubeugen, ausdrücklich anerkennen, in gewisser Hinsicht in schrankenloser Weise, so weit nämlich nicht die natürlichen Bedingungen ihrer Existenz, oder die heilige Ordnung der Liebe selbst, ihr eine nothwendige Beschränkung in der äußeren Liebesübung auflegen.

So lange daher die Kirche durch die Wirkung der Liebe Gottes in Christo Jesu in das Daseyn getreten ist, hat sie sich als die Braut, als der durch seinen Geist beseelte Leib des Herrn dadurch zu erkennen gegeben, daß ihre Glieder, eben als Glieder eines Leibes in Christo, „Liebe unter einander hatten.“ Die Glieder der ersten apostolischen Kirche „hielten alle Dinge gemein. Ihre Güter und Habe verkauften sie, und theilten sie aus unter Alle, nachdem Jedermann nöthig war. Es war die Menge der Gläubigen ein Herz und eine Seele; es sagte Niemand von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen Alles gemein, und war Keiner unter ihnen, der Mangel hatte.“ Apostelgesch. 2, 44—47., 4, 32—35.

In diesem Sinne hat die Christenheit ihren Glauben an die barmherzige Liebe Gottes allezeit, obschon in der veränderten Form, welche die fortschreitende Entwicklung der Kirche gebot, bewiesen, und sie wird auch nie umhin können, das Wohl und Wehe der ganzen Christenheit, aller ihrer Glieder in Christo, zu Herzen zu nehmen und als ihr eigenes zu betrachten.

Als eine besondere Form gemeinsamer Liebesübung treten schon im apostolischen Zeitalter die Gemeinde-Collekten auf. Die apostolischen Schriften setzen uns in den Stand, von den umfassenden Sammlungen, welche die große, von dem Propheten Agabus zubeforsagte (Apostelgesch. 11, 28.) Hungersnoth im Jahre 44 im heiligen Lande veranlaßte, genauere Kenntniß zu nehmen. Cap. 11. der Apostelgeschichte wird schon berichtet, wie die Gläubigen zu Antiochien ihre Liebesgaben durch Barnabas und Paulus den Nothleidenden überlieferten. Eine entsprechende Steuer hatte Paulus nach 1 Cor. 16. für dieselben bei den Galatischen Gemeinden geordnet, und ermahnt die Corinthier im Voraus, daß Jeder auf jeden ersten Wochentag zurücklege und sammle, auf daß bei seiner Ankunft die Sammlung der Liebesgaben schon bereit sey. Im 8ten Capitel des zweiten Briefes an die Corinthier theilt er dann den Corinthern mit, wie auch die Gemeinden in Macedonien mit großer Freudigkeit, „wie-

wohl sie sehr arm waren, doch reichlich gegeben, und nach allem Vermögen und über Vermögen willig gewesen,“ also daß sie selbst den Apostel mit vielem Ermahnen geflehet, die Handreichung zum Dienst der nothleidenden Heiligen Gottes aufzunehmen; worauf er denn die Corinthier herzlich ermahnt, um der Gnade Jesu Christi willen, der uns durch seine Armuth reich gemacht, dem Beispiele der Macedonischen Gemeinden durch reichliche Beisteuer zu folgen.

Wir sehen an diesem ersten Beispiele einer kirchlichen Collekte, wie die Liebe, die in Christo Jesu ist, die Gläubigen bewegte, ohne Rücksicht auf die nähere Noth der eigenen Gemeinde, ja über die vaterländischen Gränzen hinaus, die Noth der leidenden Brüder wahrzunehmen, und reichliche Sammlungen von Europa nach Asien hinüberzuschicken. Nehmen wir hiezu, wie die Apostel, durch die Handreichung der Gläubigen unterstützt, auf den Ruf des Herrn zu den Heiden gingen, ihnen unter Todesnoth und Gefahr das Evangelium zu predigen: so sehen wir, wie die Gläubigen von Anfang an in so weit keine Schranke der Übung barmherziger Liebe anerkannten, als sie dieselbe nicht allein an den Glaubensgenossen, sondern überall da zu üben bereit waren, wo der Herr ihnen die Thüre aufthat, in seinem Namen von seiner Liebe zu zeugen durch Wort und That.

Aber hier ist es eben, wo eine heilige Ordnung in der Darlegung der Liebe mit ihren nothwendigen Beschränkungen sich aus ihrem Wesen selbst ergibt.

Es kann nimmer die Aufgabe der Kirche seyn, für die Abstellung der äußeren Noth der ungläubigen Welt Sorge zu tragen, und so gleichsam der Allmacht und Gerechtigkeit Gottes vorzugreifen; noch weniger darf die Lokalgemeinde sich gedrungen fühlen, den Blick der helfenden Liebe in schrankenlose Fernen auszubreiten. Selbst die äußeren Nothstände der Christenheit im Ganzen können unmöglich Gegenstand der gleichmäßigen Liebesübung einzelner Kreise derselben seyn; eine Gemeinschaft, die in dieser Hinsicht zu viel thut, wird gewiß zu wenig thun. Sie wird sich in selbst erwählte Vielgeschäftigkeit verlieren, mehr den Antrieben menschlicher Affekte, als der Eingebung des heiligen Geistes folgen, und so gerade diejenigen Übungen der Liebe vernachlässigen und versäumen, die der Herr ihr zuweist, es sey nun in ihrem nächsten Kreise, an den Genossen ihres besonderen Glaubens und ihrer kirchlichen Gemeinschaft, oder es sey auch in außerordentlichen Fällen in fernen Kreisen.

Es muß namentlich in Hinsicht der gegenwärtigen Lage der Kirche auf den ersten Blick einleuchten, daß die Liebesübungen überhaupt, und das kirchliche Collektenwesen in den einzel-

nen Gemeinden und Gemeinschaften einer bestimmten Begränzung und durch die Liebe selbst gebotenen Ordnung unterliege, aus deren Nichtachtung der gränzenlose Verfall des Collektenwesens in der Gegenwart, den wir sofort zur Sprache bringen werden, sich mit Nothwendigkeit ergibt.

Fassen wir hier nun den engeren Gesichtspunkt der kirchlichen Gemeinde-Collekten in's Auge, so ist vor Allem klar, daß die Liebe Christi der leitende Gesichtspunkt seyn und bleiben muß für alle Collekten dieser Art. Diese Liebe ist's, welche die Kirche überhaupt und nicht weniger die besondere kirchliche Gemeinschaft constituirt, sie muß daher das leitende Princip aller Unternehmungen, die sie als solche ergreift, vor Allem ihrer kirchlichen Liebesthätigkeit seyn. Alles Andere mag in der Privatwohlthätigkeit seine Anknüpfung suchen, obwohl auch hier der Christ wohlthun wird, sich nicht von bloßen Humanitätsbestrebungen hinreißen zu lassen, da sein Überfluß nicht ihm, sondern dem Herrn und der Gemeinde gehört; auf die gemeinsame Bethätigung der kirchlichen Gemeinde kann nur das Anspruchs haben, was mit der Kirche als solcher in direktem Zusammenhange steht. Beispielsweise würde Jedermann kirchliche Collekten zur Hebung der Thierarzneikunde, oder auch der Arzneikunde überhaupt für unstatthaft erkennen.

Eine fernere Beschränkung ergibt sich aus der confessionellen Stellung der Gemeinde. Obgleich beispielsweise die evangelische Confession ihre höhere Wahrheit auch dadurch bekunden soll, daß sie die Übungen ihrer Liebe keineswegs engherzig auf die Angehörigen ihrer Gemeinschaft beschränkt, so würde sie doch ihre confessionelle Berechtigung durchaus verläugnen, wollte sie ihre Liebe nicht „allermeist an den Glaubensgenossen“ beweisen. Die Bedürfnisse, die Noth dieser müssen vorerst in's Auge gefaßt werden; die Pflicht, ja die Berechtigung weitergehenden Wirkens tritt erst ein, wenn die Noth der Angehörigen der eigenen Gemeinschaft wahrgenommen ist. Namentlich würden die kirchlichen Collekten für Andersglaubende nur in Fällen, wo der Wille des Herrn klar hervortritt, wo eine besondere Noth die gemeine christliche Liebe so dringend aufruft, daß in der freudigen Übung derselben sich auch die höhere Liebe der kirchlichen Gemeinschaft bezeugen kann, als gerechtfertigt erscheinen. Dies würde also überall nur als Ausnahme von der Regel vorkommen können.

Beschränkt sich die Liebesthätigkeit der Gemeinde in ihren kirchlichen Collekten in dieser Weise, so wird, vorausgesetzt, daß eben die heilige Ordnung der Liebe selbst jene Beschränkungen diktiert hat, sich dieselbe auch nach dem Maß ihrer Mittel um so reichlicher bezeugen. Sie wird auch mit diesen Liebeswerken nicht sechten, als die in die Luft streicht, sondern das ihr von dem Herrn gewiesene Feld, mit ihrer Armuth oder ihrem Reichtum zu seiner Ehre und zur Linderung der Noth der Brüder wirksam zu seyn, mit heiliger Lust und rechtem Eifer anbauen. Sie wird dann aber auch die höhere Begründung jener weisen Beschränkung dadurch bezeugen, daß sie das Herz frei und die Hand offen behält, sich freudig an demjenigen Werk zu betheili-

gen, was nächst der Versorgung der eigenen Glaubensgenossen allezeit das vornehmste Werk der Liebe Christi durch die Gläubigen ist: nämlich die Ausbreitung des Evangeliums und des Wortes Gottes durch die Bibel- und Missionsvereine. Und wo noch nach den besonderen Umständen der Zeit ein Unternehmen hervortritt, was sich, wenn auch nur in ähnlicher Weise, unzweideutig in den Dienst der rettenden Liebe Christi stellt, da mag auch die wohlbeschränkte, züchtige Liebe der Gemeinde getrost zugreifen und durch fromme Theilnahme zeigen, daß es nicht die Enge, sondern die Tiefe ihrer Liebe ist, die sie im Allgemeinen zurückhält, ihre Kräfte in ungeordneten und weltförmigen Bemühungen zu verzehren.

Sehen wir nun, wie unser gegenwärtiges kirchliches Collektenwesen sich hiezu verhält, so erscheint dasselbe fast durchgängig in gradem Gegensatz zu dem, was die gesunde Ordnung der Liebe und ihre Entwicklung in der kirchlichen Gemeinschaft fordert. An die Stelle der lebendigen Bewegung der Liebe Christi ist eine fast mechanische Ordnung dieser Collekten getreten. Nach der einen Seite hin überschreiten diese Collekten weit das Gebiet der confessionellen und überhaupt der kirchlichen Gemeinschaft, nach der anderen Seite erheben sie sich doch nicht leicht zu dem universellen Gesichtspunkt der Liebe Christi, wie er sich in der Mission unter den Heiden und Juden und entsprechenden Unternehmungen darlegt.

Wir wollen diese Behauptung zuerst durch die rein thattsächliche Übersicht der kirchlichen Jahres-Collekten, wie sie in der Mark seit Jahrzehnten stattgefunden haben, erhärten, und nächstdem auf einige Früchte hinweisen, welche diese unkirchliche Form des Collektenwesens haben mußte und gehabt hat.

Es sind zuvörderst etwa zwölf stehende Collekten, welche wenigstens in den Landgemeinden jährlich abzuhalten sind, von denen die Mehrzahl ganz ungeeignet ist, die christliche und kirchliche Liebe der Gemeinden zu bethätigen.

Vier Collekten sind für hilfsbedürftige Studirende zu halten. Diese verdanken, so viel Einsender bekannt ist, dem christlichen Liebeseifer August Herrmann Franke's ihren Ursprung, dessen frommen Stiftungen sie anfangs zur Unterstützung dienen sollten. Um die fortgehende regelmäßige Theilnahme der evangelischen Gemeinden für diese Stiftungen in Anspruch zu nehmen, wäre eine kirchliche Haltung derselben unerläßlich erforderlich gewesen, welche zu beseitigen dieselben jedoch bekanntlich längst für einen Ruhm erachtet haben. In neueren Zeiten hat die Verwendung dieser Collektergelder, obgleich diese Sammlungen noch immer größtentheils unter dem Namen der „Halle'schen Freitisch-Collekten“ ange stellt werden, nicht nur eine andere, sondern eine entschieden unkirchliche Richtung genommen.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Noch eine Nachricht aus der Provinz Sachsen.

Die Klagen über das bureaukratische Verfahren der Kirchenbehörden in der Provinz Sachsen werden immer lauter und dringender. Die Pfarrbesetzungsangelegenheit in Welsleben ist noch jüngst in diesen Blättern ausführlich mitgeteilt worden: sie beschäftigt und beunruhigt viele Christenherzen in der Provinz und insbesondere in der Nachbarschaft. In der nächsten Nachbarschaft ist noch ein anderer ähnlicher Fall hinzugekommen; wir brauchen nur von Welsleben nach Barby zu wandern. Hier wie dort ist nicht allein das, was geschehen ist, zu beklagen, sondern noch mehr, wie es geschehen; es ist wieder eine Pfarrbesetzungsangelegenheit. In Barby ist gegenwärtig bei Besetzung der mittleren Predigerstelle, des Stadtpfarramts, weder nach dem Princip der Anciennität, noch nach dem Princip der Ascension unter den Predigern an Einer Kirche, sondern vielmehr gegen beide für sich allein bureaukratische Maximen, und dennoch nur noch ungeistlicher, nur noch bureaukratischer verfahren worden. Wir wollen nicht bis in's Einzelne, nicht bis in's Persönliche eingehen, wenn wir nicht etwa dazu genöthigt werden. Die Hauptsache ist kurz die, daß der unterste Prediger in Barby, welcher für den Frühgottesdienst um 6 Uhr bestimmt ist, bei Wiederbesetzung des erledigten Stadtpfarramts, womit der Hauptgottesdienst verbunden ist, einem fremden und jüngeren Prediger nachgesetzt worden ist, der sich hoffentlich selbst dem Übergangenen nicht gleichstellen und namentlich in Beziehung auf Barby die vorzüglicheren Ansprüche des dasigen Predigers anerkennen wird. Der Hintangesetzte ist einer der eifrigsten und begabtesten Prediger, er hat sich bereits fast verzehrt im Eifer um das Haus Gottes, er hat dadurch die Feindschaft der Welt auch in Barby reichlich gegen sich heraus beschworen, denn er kann nicht Friede rufen, wo kein Friede ist; er hat schon viel Verdruß gehabt, viele Verfolgung erduldet, und manche bittere Erfahrung gemacht; aber mitten unter diesen Stürmen ist auch die Saat des Friedens geblieben. Dennoch ist er grade darum, weil — er Verdruß gehabt, weil er — nicht Friede gehalten, — zurückgesetzt worden. Und das ist wiederum geschehen in dem alleräußerlichsten Curialstyle des Officialenwesens, ohne irgend einen Versuch zu einer geistlichen Verständigung mit dem Prediger, der sich nicht sowohl für seine Person, als vielmehr in seinem Amte, in seiner Amtswirksamkeit gekränkt und gelähmt fühlt. — Hier regt sich freilich die Gemeinde nicht, weil sie den Frieden liebt; es ist auch nur ein Häuflein, welches das Unrecht fühlt: aber ist es darum weniger Unrecht, wenn einem Mann mit diesem Eifer und mit dieser Kraft die Hauptvormittagspredigt, — das eigentliche Pfarramt — entzogen wird, um eines fremden Predigers willen, dem wir übrigens reichen Segen in seinem neuen Arbeitsfelde aus vollem Herzen wünschen wollen. Die erste Aussicht dazu würden wir gern darin anerkennen, wenn er bei näherer Bekanntschaft sich aufrichtig schämt, daß er, noch dazu als ein Fremder, dem Frühprediger in Barby — hat vorgezogen werden können. Der Herr, unser Gott, weiß alles Unrecht zu seinem Dienste zu verwenden; und so erwarten wir auch von diesem Unrecht mehr als eine heilsame Frucht nicht allein an dem gekränkten Prediger, welcher damit in der Geduld geübt wird, nicht allein an dem ihm vorgezogenen Prediger, der durch seine Bevorzugung zu desto treuerem Ernste geweckt wird, auch nicht allein an der Gemeinde in Barby, sondern auch für die ganze Provinz; wir erwarten — eine endliche Revision des Consistoriums und Wiederherstellung des Consistorial-Präsidiums, wofür schon viele Stimmen in Petitionen sich erhoben haben. Das ungeistliche Verfahren des provisorischen Präsi-

diums wird am Ende selbst das Meiste beitragen zu seiner baldigen Beseitigung.

Die Synode der Evangelischen Kirchen in Paris.

Die Ev. K. Z. hat die Entstehung einer Freien Evangelischen Kirche in Frankreich bereits angezeigt und ist deswegen ihren Lesern einen Bericht über den Fortgang dieser Bewegung schuldig. Die Verfassungssynode, welche im Monat Mai stattfinden sollte, ist wegen der Cholera verschoben und erst im August (vom 20. bis 31.) gehalten worden. Es waren in derselben nicht nur diejenigen evangelischen Christen repräsentirt, welche sich an die Herren de Gasparin und Monod angeschlossen haben, sondern auch gegen dreißig der seit längerer Zeit gegründeten Dissidentengemeinden, von Paris, Lyon, Bordeaux u. s. w., von welchen einige in Folge der Arbeiten der evangelischen Gesellschaft entstanden sind. Diese Gemeinden nun haben das Bedürfnis empfunden, aus ihrer bisherigen Isolirung zu treten und sich mit einander und mit der neuen Freien Kirche zu verbinden. Dieses Werk war nicht ohne bedeutende Schwierigkeiten, weil auch in Frankreich die gläubigen und erweckten Christen, obwohl in der Lehre einig, doch in ihren Ansichten über die Verfassung und äußere Gestaltung der Kirche sehr getheilt sind. Jedoch ist die Vereinigung, unter göttlichem Segen, zu Stande gekommen, wenigstens haben sich die Repräsentanten über eine Verfassung verständigt, welche nun den Gemeinden zur Annahme vorliegt.

Diese Verfassung ist auch in einer kleinen Druckschrift dem Publikum mitgeteilt worden mit dem Motio 1 Tim. 3, 15., Phil. 2, 1. 2., welche beiden Stellen den Standpunkt, welchen die Synode eingenommen hat, ziemlich genau charakterisiren.

Darüber vor Allem waren alle Anwesenden einverstanden, daß es keine Evangelische Kirche geben kann ohne Bekenntnis; die Bekenntnislosigkeit der Nationalkirche war ja für Viele von ihnen der Grund gewesen aus ihr zu scheiden. Über ein gemeinsames Bekenntnis konnte man sich auch ohne Mühe verständigen. Folgende dogmatische Erklärung ist der Verfassung vorangestellt: —

„Die Evangelischen Kirchen Frankreichs vereinigen sich in der Absicht, den Herrn zu verherrlichen, die wesentliche Einheit der Kinder Gottes zu offenbaren und mit einander für sein Reich zu wirken.

Sie sind sich bewußt, in Glaubensgemeinschaft zu stehen mit den Kirchen des apostolischen Zeitalters und mit allen denjenigen, welche durch alle Jahrhunderte hindurch die christliche Lehre aufrechtgehalten haben, namentlich mit den alten Reformaten Kirchen Frankreichs, welche um dieser Wahrheit willen so große Leiden durchgemacht haben.

Sie bekennen aus Einem Herzen und Einem Munde:

Wir halten die ganze Schrift, Alten und Neuen Testaments, für von Gott eingegeben und sie gilt uns also als alleinige und unfehlbare Richtschnur des Glaubens und des Lebens.

Wir verehren einen Gott, Vater, Sohn und heiligen Geist, Schöpfer des Himmels und der Erde.

In seiner unendlichen und ewigen Barmherzigkeit hat der Vater, als wir in Folge von Adams Ungehorsam gänzlich verloren und um unserer Sünden willen einer gerechten Verdammnis anheimgefallen waren, also die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gegeben hat.

Der Sohn, das „Wort, welches war von Anfang bei Gott,“ und welcher war „Gott über Alles, gelobet in Ewigkeit,“ ist geworden wahrer Mensch, „Gott geoffenbaret im Fleische.“ Jesus Christus ist der alleinige Mittler zwischen Gott und den Menschen. Er hat

uns vollkommen erlöst von der ewigen Verdammniß durch seinen Tod am Kreuze, da er sich selbst für uns Gott dargeboten hat „zur Gabe und Opfer, Gott zu einem süßen Geruch.“ „Dahingegeben um unserer Sünden willen, ist er um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt.“ Er ist aufgefahren zum Himmel und sitzt zur Rechten Gottes, wo er uns vertritt.

Der heilige Geist, welchen der Sohn gesandt hat vom Vater, bewirkt in den „nach der Vorsehung Gottes erwählten“ Erlöseten die Wiedergeburt. Er wohnt in ihnen, er macht sie wandeln in dem Verstandniß seines Wortes und in der Heiligung, ohne welche Niemand den Herrn schauen wird. Er wird geschenkt Allen, die darum bitten. Durch ihn leitet und regiert Jesus Christus die Kirche, welche ist seine Braut und sein Leib.

Jesus Christus ladet jeden Menschen zur Buße ein, er rettet völlig, aus Gnaden und ohne alles Verdienst alle diejenigen, welche an ihn glauben und sich durch ihn Gott nahen.

Wir erwarten vom Himmel Jesum Christum unseren Herrn, welcher wiederkommen soll und uns einführen in die Herrlichkeit. Er wird die Toten auferwecken, die Welt in Gerechtigkeit richten und Jedem nach seinen Werken vergelten.

Dies ist der unserer Kirchen gemeinsame Glaube. Wir wollen uns bemühen, denselben zu verbreiten. Indessen bieten wir die Bruderhand allen denjenigen, welche irgendwo und in irgend welcher Kirchengemeinschaft den Heiland lieben und ihn aufrichtig anbeten, und wir betrachten sie als Glieder der allgemeinen Kirche.

Dem Vater, welcher uns geliebt hat, dem Sohne, welcher uns gewaschen hat von unseren Sünden in seinem Blut, und dem heiligen Geiste, unserem Tröster, sey Ehre und Preis, in Ewigkeit. Amen.“

Auf diesem Glaubensgrunde ruht also die Verbindung der evangelischen Gemeinden in Frankreich; diesen Glauben werden sie in Wort, Schrift und Leben bekennen und verbreiten.

In Beziehung auf die Verfassung hat man sich bestrebt, der apostolischen Ermahnung Phil. 2, 2. gemäß zu handeln. Man hat die wesentliche Einheit festgehalten, doch mit Verzichtleistung auf Einformigkeit. Jeder einzelnen Gemeinde, welche der Union beiträgt, steht es frei, ihre eigenthümlichen Formen und Gebräuche in Verfassung, Gottesdienst und Kirchenzucht beizubehalten. Nur dies wird jeder beitretenden Gemeinde zur Bedingung gemacht, daß sie der allgemeinen Glaubenserklärung beistimme, von ihren Mitgliedern ein persönliches und ausdrückliches Bekenntniß ihres Glaubens verlange, eine Kirchenzucht einführe und keine Befolgung von Seiten des Staates annehme.

Bei dieser Freiheit in Beziehung auf ihre inneren Angelegenheiten bleiben die Gemeinden doch nicht isolirt und ganz unabhängig von einander. Eine Synode, welche sich alle zwei Jahre versammeln soll, bildet das Band, welches dieselben zusammenhält und sie unterwerfen sich ihrer Leitung. Diese Synode besorgt die Angelegenheiten, welche alle Gemeinden gemeinsam angehen, namentlich die theologischen Studien und das Predigtamt. Sie läßt jährlich die Gemeinden durch besondere Inspektoren visitiren und ist sogar befugt im Fall der Noth eine Gemeinde aus der Union auszuschließen. Die Synode ist auch mit der

Verwaltung einer Centralkasse beauftragt, aus welcher gewisse gemeinschaftliche Ausgaben bestritten und die ärmeren Gemeinden unterstützt werden. Von einer Sitzung zur anderen führt eine Synodal-Commission von fünf Mitgliedern das Kirchenregiment. — Die erste regelmäßige Synode der vereinigten Kirchen ist auf den letzten Mittwoch im August 1850 nach Sainte-Joy (Departement de la Gironde) einberufen. Bis dahin liegt die Leitung der Gemeinden in den Händen einer vollziehenden Commission, zusammengesetzt aus den Predigern Fred. Monod und Bridel in Paris und drei Laien, MM. Meprueis, Monnier und de Pressensé. An H. Meprueis, Sekretär jener Commission, rue Neuve des Mathurins No. 106. à Paris, können allfällige Mittheilungen adressirt werden.

Von den Gegnern dieser Bewegung ist diese Kirchenverfassung als ein sehr miserables Resultat verspottet worden, und doch ist es, wenn man die Zeitumstände und die verschiedenartigen Elemente, die dabei theilhaftig waren, in's Auge faßt, kein so unbedeutendes zu nennen. Dieser Kirchenbund ist zwar nur eine Annäherung an den alten französischen Presbyterianismus, er nennt sich auch einstweilen nur Kirchenbund (Union des Eglises evangeliques de France); doch wenn man bedenkt, daß sich diese verschiedenen Gemeinden der Leitung einer Synode und einer Synodal-Commission unterworfen haben, so darf man voraussetzen, daß sich dieselben in einer nicht allzu fernen Zukunft noch enger mit einander vereinigen werden, und daß aus diesem Kirchenbund bald eine Kirche, die Freie Reformirte Kirche Frankreichs, hervorgehen wird.

Einstweilen bleibt diese Verbindung schon an sich eine höchst interessante, erfreuliche, hoffnungsvolle Erscheinung. Es ist eine in der Kirchengeschichte bedeutende Thatfache, daß man zu der Überzeugung gekommen ist, man könne, unbeschadet der Freiheit der einzelnen Gemeinden, eine organische Verbindung derselben zu Stande bringen. Schon vor einem Jahre haben sich die verschiedenen Dissidentengemeinden in Genf in Eine vereinigt, nur mit Vorbehalt der in einer jeden bis jetzt gebräuchlichen gottesdienstlichen Formen. Nun hat sich dieselbe Erscheinung in Frankreich in größerem Maßstabe wiederholt.

Nur eine Bemerkung über die Arbeit unserer Brüder in Frankreich können wir nicht unterdrücken. Durch einen Artikel ihrer Verfassung ist den Gemeinden untersagt, vom Staate eine Geldunterstützung anzunehmen. Diesem Artikel liegt wahrscheinlich die Überzeugung zu Grunde, daß nur in der vollständig durchgeführten Losreißung der Kirche vom Staate eine hinreichende Bürgschaft für Aufrechterhaltung der reinen Lehre und des christlichen Lebens liege. Dieser Ansicht nun können wir nicht beistimmen. Unserer Überzeugung nach ist das anzustrebende Ideal nicht Trennung der Kirche vom Staate, wohl aber Unterscheidung, oder wie lange es ausdrückt, Auseinandersehung. So lange die Christen in Frankreich für das Princip der Bekenntnispflicht kämpften, hatten sie unsere brüderliche Sympathie, allein wir sehen in der Aufstellung der Trennungstheorie ein Element, welches sich trübend und hemmend ihren heilsamen Bestrebungen bemischen wird. Diese Theorie beruht auf der Verkennung sowohl der göttlichen Mission des Staates, als der weltüberwindenden, weltverbessernden Mission der Kirche.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 12. December.

N^o 99.

Ueber die kirchlichen Gemeinde-Collekten, ihren Verfall und ihre Hebung.

(Schluß.)

Diese Sammlungen von Liebesgaben evangelischer Gemeinden, denen noch immer manches Scherlein der Armen zufließt, werden neuerdings an Studirende, ohne Rücksicht auf die Lebensrichtung des Jünglings, ja ohne Rücksicht auf das religiöse Bekenntniß desselben, vertheilt, so daß der jüdische Jüngling mit den kirchlichen Liebesgaben der christlichen Gemeinden unterstützt wird, um seinen weltlichen Studien obliegen zu können. Hier ist die Auflösung der kirchlichen Ordnung in Betreff der Gemeinde-Collekten auf ihrem Gipfel angelangt, und schon diese einzige Thatsache würde genügen, um zu erweisen, wie alles kirchliche Gefühl zuvor verschwunden seyn muß, ehe eine kirchliche Behörde es wagen kann, die Liebesthätigkeit der Gemeinden von ihrer heiligen Stätte zu einem Zwecke in Anspruch zu nehmen, der mit ihrem kirchlichen Leben so gut als nichts gemein hat. Vielleicht wird man, anstatt diese unglaubliche Verirrung zu bekennen, sie noch gar unter den beliebten Gesichtspunkt der allgemeinen Menschenliebe stellen wollen. Aber dann wird man wenigstens zugeben müssen, daß überall kein Grund vorhanden ist, nur für arme Studirende viermal im Jahr in der kirchlichen Versammlung zu kollektiren, warum nicht eben so oft für arme Schneider und Schuhmacher, warum nicht zweifach öfter für arme Tagelöhner u. s. w. Ferner wird man nicht zu bezweifeln wagen, daß die Gemeinden, sobald ihnen nur ohne Rückhalt die gegenwärtige Verwendung dieser Collekten bekannt gemacht würde — und ist es nicht die Pflicht des Dieners der Kirche, der die christliche Liebe seiner Gemeinde in Anspruch nimmt, ihr über den Zweck der Sammlung die volle Wahrheit zu sagen? — fast überall die Zumuthung mit Unwillen zurückweisen würden.

Eine andere Collette wird, namentlich in den Landgemeinden des Regierungsbezirks Potsdam, dreimal jährlich zur Unterstützung der in den Freiheitskriegen invalide gewordenen Krieger gehalten. Wir können das Zusammengehen der religiösen und vaterländischen Interessen insoweit anerkennen, als wir für die Dauer des Krieges und die nächstfolgenden Jahre eine Mitwirkung der kirchlichen Gemeinden zur Linderung der Noth der im Dienst des Vaterlandes Verwundeten, namentlich in Fällen, wie der vorliegende, angemessen finden. Aber eine regelmäßige Fortsetzung dieser Collekten bereits durch die volle Dauer eines Menschenalters hin, muß unvermeidlich die christliche Theilnahme für die kirchlichen Collekten überhaupt ertöden. Wenn nun namentlich jene Collekten, wie dies der Fall ist, in den großen Städten nicht, überhaupt nicht in allen Regierungsbezirken ge-

halten werden, so können die Gemeinden noch viel weniger begreifen, warum die Versorgung der Invaliden nicht von dem Staat als eine Sache seiner Ehre und Pflicht übernommen, sondern die Aushülfe der christlichen Mithätigkeit gesucht werde. Es ist unvermeidlich, daß der Sinn für das kirchliche Collektenwesen durch ein solches Verfahren gänzlich ertödet, und daß die Geistlichen durch die Verpflichtung Jahr ein Jahr aus ihre Gemeinden mit diesen Collekten zu behelligen, in eine üble Stellung gebracht werden.

Noch übler stand es mit der nur im vorigen Jahre erst eingefestigten Collette für das Landarmenwesen. Da für dasselbe eine regelmäßige Steuer erhoben wird, und den Gemeinden überdies die Verpflichtung aufliegt, die außerordentlichen Kosten für ortsangehörige Sträflinge zu tragen, so war die Abfindung dieser Collette nur unter allgemeiner Mißstimmung der Gemeinden möglich. Nicht viel besser steht es mit der jährlichen Collette zum Besten der Ortschule. Da die Gemeinden verpflichtet sind, für notorisch Arme das Schulgeld zu zahlen, da sie den Schulapparat aus Gemeindemitteln unterhalten müssen, und da überall, wo die Schulkassen eingerichtet sind, Kapitalien angesammelt werden, erscheint ihnen die Sammlung einer besonderen Collette für die Schule als etwas durchaus Überflüssiges, was sie an vielen Orten unwidersprechlich ist, ja auch als etwas Lächerliches, da ihnen durch die Schulvorstände bekannt wird, daß diese Sammlungen vielfach kaum zwei Silbergroschen im Jahr eintragen.

Nicht gar viel besser verhält es sich mit den beiden jährlichen Collekten zur Unterstützung der Prediger- und Schullehrer-Wittwen und Waisen. Die Gemeinden begreifen die Nothwendigkeit dieser Collekten nicht, sofern sie die Vermögensumstände des Lehrstandes im Allgemeinen nicht in dem Grade im Nachtheil gegen die übrigen Stände finden, um die christliche Mithätigkeit in dieser Weise in Anspruch nehmen zu dürfen.

Zu diesen stehenden Collekten kommt nun die Reihe derjenigen, die durch die Amtsblätter der Königl. Regierung in besonderen Fällen ausgeschrieben werden, zum größeren Theil zur Unterstützung verunglückter und bedrängter Gemeinden beim Aufbau ihrer geistlichen und Schulgebäude. Diese Ausschreibungen entbehren aber jeder näheren Angabe über den inneren kirchlichen Charakter der Gemeinden. Sie beschränken sich auf ganz summarische Angabe der äußeren Umstände, und befriedigen selbst in dieser Hinsicht in seltenen Fällen das Interesse der christlichen Mithätigkeit. Jedenfalls aber wird dieselbe nur ganz äußerlich in Anspruch genommen, der eigenthümlich christliche Gesichtspunkt geht dabei ganz leer aus; dem kollektirenden Pfarrer wird nicht die geringste Gelegenheit gegeben, denselben hervorzuheben, die eine Collette hat dasselbe Gepräge wie alle übrigen. Ist es bei dieser Lage unseres Collektenwesens nun wohl möglich,

sich auch nur in Betreff des Äußeren irgend zufriedenstellenden Erfolg desselben zu versprechen?

Fassen wir nun diese Wirkungen und Erfolge näher in's Auge, so muß vor Allem klar sein, daß die Anregung und Beethätigung der Liebe, die in Christo Jesu ist, die vornehmste Wirkung dieser Collekten seyn müsse. Denn „wenn ich alle mein Habe den Armen gäbe, und hätte der Liebe nicht, so wäre es mir nichts nütze.“ Diese heilige Liebe in Christo, welche Wurzel und leitendes Princip auch dieser kirchlichen Liebesthätigkeit ist, wird zugleich, weil über die Liebe hinaus kein höheres Ziel denkbar ist, die schönste Frucht und der vornehmste Segen derselben seyn. Aber in diesem Sinne geübt und verwaltet, würden auch die äußeren Erfolge der kirchlichen Collekten unaussprechlich großartig seyn. Wenn Millionen evangelischer Christen eines Landes monatlich einmal, in Verbindung mit ihrer gottesdienstlichen Feier, von ihrer Armuth und von ihrem Ueberfluß auf dem Altar der Liebe für einen klar erkannten, ihnen von dem Herrn gewiesenen Zweck der Liebe zusammenlegen, wie dürfte der Erfolg da anders als großartig seyn?

Aber man frage einmal nach dem Ertrag der gewöhnlichen Collekten in einer ganzen Provinz oder im ganzen Lande. Wenn von einer Million evangelischer Christen ein Jeder nur einen rothen Pfennig auf den Altar der Liebe legt, würde die Sammlung 3000 Thaler betragen. Aber die Sammlung bei den zehn Millionen evangelischer Christen des Landes wird gewiß in den meisten Fällen diese Höhe nicht erreichen.

Geben wir aber näher in das Einzelne ein, so erscheinen die Wirkungen jenes unerträglichen Betriffs des Collektenwesens, wie sie es nicht anders können, als höchst beklagenswerth. In vielen Gemeinden werden die Collekten einmal über das andere ganz vergeblich abgekündigt, ohne daß auch nur ein Mitglied der Gemeinde, vielleicht auch nur der Pfarrer oder der Küster, einen Heller einlegt. Ja es dürfte längst nicht an ganzen Diöcesen gefehlt haben, in denen der Betrag der ganzen Collekte sich auf einige wenige Groschen beläuft. Kann die Kirche, die Evangelische Kirche eine größere Schmach haben, als diese, daß man ihr entweder unerträglich unfkirchliche Collekten zumuthet, oder aber sie die Stimme der Noth ihrer Brüder, und die Stimme des Herrn durch den Mund seiner Diener, mit kaltem Herzen anhören kann, ohne auch nur zuweilen einmal die Hand der Liebe aufzuheben? Aber bei einem Verfahren, wie das dargelegte, müssen die Herzen gleichgültig, we nicht unwillig werden. Eins. könnte eine Stadt von 5000 Einwohnern nennen, die in mehr oder weniger zahlreichen Versammlungen den Ruf zur kirchlichen Liebesthätigkeit gänzlich unbeachtet läßt. Wozu aber, wenn dieses Beispiel ein gewiß vielfach vorkommendes ist?

In manchen Landgemeinden ist, wie Eins. seit vielen Jahren bekannt, die adäquate Aneignung der Gemeinde gegen die kirchlichen Collekten so ausbleibend, daß der Pfarrer, um nicht jedesmal einen Vorkatzen in die Diöcesen-Mission zu legen, ein für allemal mit dem Schulzen die Abrede genommen, anstatt der kirchlichen Collekten vier Groschen aus der Gemeinde-

kasse zu entnehmen. Diejem vollendeten Mechanismus muß das Collektenwesen notwendig zuletzt verfallen, und der so eingeschlagene Ausweg ließe, wenn er gesetzlich zugelassen würde, noch der beste, theils weil der äußeren Noth so noch einigermaßen abgeholfen, theils aber auch der Kirche die äußere Schmach nicht so öffentlich angethan wird, die bei so kläglichem Erfolg der kirchlichen Collekten augenscheinlich ist.

Die Behörden scheinen sich auch längst bei diesem Stand der Dinge beruhigt zu haben. Sie lassen den kirchlichen Collekten in der Regel eine Haus-Collekte folgen, um den elenden Ertrag jener einigermaßen durch diese zu unterstützen. Siedurch wird aber die Schmach des Collektenwesens nur um so größer und der Verfall desselben so viel möglich noch gesteigert. Das Erstere, denn nachdem die Liebe, nach vorgängiger Abkündigung der Collekte am Sonntag zuvor, der gesammten evangelischen Gemeinden an heiliger Stätte in Anspruch genommen: wie kann für die Haus-Collekte durch die Polizeidiener noch Raum seyn, außer wenn die kirchlichen Gemeinden unfkirchlich sind, oder wenn die Collekte selbst der Berechtigung entbehrt, die christliche Liebe in Anspruch zu nehmen, und man daher die unterthorwilligen Gemeinden wie den trägen Freund im Gleichnisse nöthigen muß, „um des unverkündeten Anhaltens willen“ zu geben, Luc. 11. Das Andere aber, weil die Aussicht auf die alsbald nachfolgende Haus-Collekte die Bereitwilligkeit für die kirchliche schwächt, und es den meisten Gliedern der Kirche schwerer werden muß, den sammelnden Gemeindeboten wie einen Bettler ganz leer von der Thür zu werfen, als still bei der ausstehenden Kirchenbüchse verüber zu gehen.

Wie das kirchliche Collektenwesen überhaupt seine Stellung ganz und gar außerhalb des Herzens und des Lebens der Kirche genommen habe, ergibt sich, wenn man die Ergebnisse der kirchlichen Collekten mit dem Ertrage der Sammlungen einzelner Vereine, ja selbst einzelner Männer vergleicht, denen die christliche Liebe überall mit bewunderungswürdiger Freigebigkeit entgegenkommt, während sich der collectirenden Kirche in der dargelegten stereotypen Form fast eben so die Herzen und Hände verschließen. Wie viele Pfarrer mag es im Lande geben, denen durch die freie Liebe für Privatbesirebungen das Hundertfache dessen zugeht, was sie jährlich durch die kirchlichen Collekten erlangen? Wie könnte dies aber geschehen, wenn das Vertrauen und die Liebe der Gemeinden noch auf den letzteren ruhte, wenn sie nicht durch ihren großentheils ganz unfkirchlichen Charakter sich längst ihrer eigenen Bestimmung entfremdet hätten?

Man wird vielleicht geneigt seyn, einen großen Theil der Schuld auf den Mechanismus der Verwaltung zu werfen, den größere kirchliche Gemeinschaften nimmer ganz vermeiden können, oder auch auf die Geistlichen, die vielleicht mit mehr Freudigkeit ihren Privatbemühungen für christliche Wohlthaten obliegen, aber nicht mit gebührendem Ernst für die Belebung derselben für die kirchlichen Collekten wirken. Wir wollen beides nicht abschreiten in Abrede stellen, aber man wird nach dem Vorigen auch unbedingt zugeben müssen, daß die Freudigkeit für die kirchlichen Collekten in ihrer dormaligen Verwaltung zu wir-

fen, vielfach zur Unmöglichkeit gemacht ist, und daß von den Behörden nichts Merkliches geschehen ist, um die dargelegten Uebelstände abzustellen oder zu beschränken. Es wird sich also jedenfalls der Mühe verlohnen, nicht nur, um das Collektenwesen wieder äußerlich zu heben und fruchtbar zu machen, sondern um die schweren Mafel abzuwischen, die ihm gegenwärtig anhaften, die Frage ernstlich zu erwägen, was zu thun sey, um den kirchlichen Collekten wieder einen gedeiblichen und gesegneten Boden zu gewinnen.

Zu tabeln hat den Verus nur, wer den gerügten Mängeln auch nicht bloß abzuhelfen bereit steht, sondern dazu auch irgend befähigt ist. Dies ist besonders in unserer Zeit zu beherzigen, wo des Tadel's so viel und der Hülfe so wenig ist.

Einsf. hat daher lange Bedenken getragen, sich an diese, von der Redaktion, gewünschte Arbeit zu machen. Er darf sich wohl bewußt seyn, für die Hebung der kirchlichen Collekten auch unter den gegenwärtigen Umständen in seiner Landgemeinde das Mögliche und mit nicht unerfreulichem Erfolge gethan zu haben.^{*)} Aber er wünschte dringend, eine weitere Berechtigung zu dem Vorigen zu haben, während er sich nun, wo es sich um Nachweisung der Wege der Abhülfe handelt, auf wenige Andeutungen wird beschränken müssen, in der Hoffnung jedoch, daß die bisher kaum noch angeregte Frage nun nicht lange auf weitere Erörterung werde warten lassen.

Vor Allem wird nöthig seyn, die kirchlichen Gemeinden nicht mehr mit Collekten zu behelligen, deren Gegenstand ihnen als solcher fern liegt. Finden die Staatsbehörden keinen entsprechenderen Ausweg, die vor Jahrzehnten im Dienst des Vaterlandes invalide gewordenen Krieger zu versorgen, das Landarmenwesen zu unterstützen, der studirenden Jugend fremder Bekannnisse, selbst wenn sie sich dem Dienst der Kirche nicht zu widmen beabsichtigen, zu Hülfe zu kommen, so mögen dieselben immerhin die gemeine Vaterlands- und Menschenliebe in Anspruch nehmen, aber die kirchlichen Versammlungen geschlossener Glaubensgemeinschaften sind nicht der geeignete Ort dazu. Was hieher gehört, muß in irgend welcher näheren Beziehung zu ihrem Gemeinschaftsleben stehen, Sammlungen anderer Art aber müssen als Zumuthungen erscheinen, die unmöglich eine freudige Bereitwilligkeit finden können, und werden die Bewegung der

Liebe vielmehr hemmen und verwirren, als beleben.^{*)} Sollten die Behörden daher auch fernerhin den Pfarrern dergleichen Collekten auferlegen, durch die sie nothwendig bei ihren Gemeinden in eine schiefe Stellung kommen, so liegt es diesen ob die schärfmöglichen Vorstellungen zu machen, bis sie und ihre Gemeinden mit diesen Collekten verlohren werden.

Nächst dem ist sowohl von den kirchlichen Behörden als von den Dienern des Pfarramtes ernstlich darauf zu sehen, daß das kirchliche Collektenwesen überall unter dem Gesichtspunkt der leitenden Idee desselben aufgefaßt und angelegt werde, nämlich die brüderliche Liebe in Christo, allermeist an den Glaubensgenossen, und nächst dem an denen zu bezeugen, welche der kirchlichen Gemeinschaft als besondere Gegenstände gemeiner Liebe und Barmherzigkeit vom Herrn bezeichnet werden. Die Liebe Christi soll die zu ihm sich bekennende Gemeinde dringen, das Werk der Liebe als freudige Geberin zu thun, und sich so als dessen Gemeinde zu bezeugen, der arm geworden, auf daß wir durch seine Gnade reich würden.

Dies kann aber nur dann geschehen, wenn die leitenden Behörden und Gemeindevorsteher sowohl durch die Gegenstände der Collekten, als durch die Art und Weise ihrer Anempfehlung derselben die Gemeinde vermögen, sich mit freudiger Bereitwilligkeit in der Liebe Christi zu bethätigen.

Es fragt sich nun, welches im Allgemeinen die Collekten seyn werden, welche hier in Betracht kommen können? Offenbar werden sie entweder eine hervorragende äußere Noth oder ein geistliches Bedürfniß zum Gegenstände haben, im engeren Kreise der Ortsgemeinschaft, oder im weiteren Kreise der Glaubens- oder der vaterländischen Gemeinschaft, oder über alle diese Gränzen hinaus.

Die nächste Sorge der Gemeinde muß, im Leiblichen wie im Geistlichen, die Angehörigen der eigenen Gemeinschaft in's Auge fassen, danach aber soll sie auch die fernern und fernsten Kreise mit dem Herzen und der offenen Hand der Liebe umfassen. Wie sich nicht leicht eine Gemeinde findet, die gar keine leidenden Glieder für die Liebesthätigkeit der Gemeinde darbete, so noch weniger eine solche, welche um der großen Armuth willen im nächsten Kreise es sich völlig verjagen müßte, Herz und Hand der Liebe für irgend weitere Thätigkeit der Liebe offen zu halten. Wohl aber ist anzuerkennen, daß, je weiterhin die Kreise des Lebens und der Noth sich öffnen, je mehr muß der Hilferuf als ein Ruf vom Herrn sich fund geben, der auf die Theilnahme der entfernten Gemeinden Anspruch habe. Eine Gemeinde, die das Ohr und die Hand für jede mögliche Noth offen halten wollte, würde unzweifelhaft ihre Mittel erschöpft ha-

^{*)} Es hat in des Einsf. armer Landgemeinde in einzelnen Fällen nicht an manchen Wohlthaten und selbst nicht an harten Thälern bei den Collekten gefehlt. Überhaupt gewähren ihm die Collekten einen zunehmenden Ertrag, der zuweilen in Betreff von Collekten, die nur ohne irgend eine Empfehlung bekannt gemacht werden konnten, ihm ganz unerwartet war. Bei einer kirchlichen Collette konnte Einsf. auf eine Parochie von 7—800 Seelen, meist aus dem Tagelöhnerstande, gegen dreißig Thaler abliefern. Wenn hier ein reicher Ertrag der Sammlung durch ihren Gegenstand (sie betraf die Stiftung des evangelischen Hospitals zu Jerusalem) gewissermaßen eine moralische Nothwendigkeit war, so tritt doch eine ähnliche Freigebigkeit auch meist da hervor, wo der Gegenstand eine lebendigere Anknüpfung der kirchlichen Gemeinde gestattet.

^{*)} Die Bethätigung der evangelischen Gemeinden an den Übungen der gemeinen Liebe in außerordentlichen Fällen, wie in den Freiheitstagen und bald nachher, bei dem Brande von Hamburg, und in ähnlichen Noth- und Unglücksfällen ist damit natürlich keineswegs ausgeschlossen. Nemehr die kirchlichen Collekten im Allgemeinen das Gebiet ihres Gemeinschaftslebens inne halten, desto mehr wird sie in Fällen besonderer Art auch freudig bereit seyn, in der brüderlichen Liebe gemeine Liebe zu beweisen.

ben, wenn der Hülferuf derer ertönt, die auf ihre Liebe den vollsten Anspruch haben. Hier ist also eine weise Leitung der Liebesthätigkeit der Gemeinde, die bei dem bisherigen Collektenwesen schmerzlich zu vermissen ist, durchaus nothwendig.

Indes ist hiebei wohl zu beachten, daß hier weniger der Begriff der räumlichen Nähe und Entfernung, als die Beziehung auf die Glaubens- und Lebensgemeinschaft in's Auge zu fassen ist. Wo die letztere stattfindet, wird uns die Noth der durch Länder und Meere getrennten Brüder näher zu Herzen gehen, als die einer Gemeinschaft, die dem Bekenntniß der evangelischen fremd ist oder feindlich entgegensieht. Nur muß, was in solchem Verhältniß eine universelle Bethätigung der kirchlichen Gemeinden in Anspruch nehmen soll, seine Berechtigung hiezu in gehöriger Weise nachweisen. Ist dies der Fall, so wird gerade die Bethätigung der Bruderliebe in solcher Weise die Liebe der hülfsreichen Gemeinden selbst beleben, so daß die nähere Noth in anderen Fällen, weit entfernt dadurch zu verlieren, nur noch bereitwilligere Hülfe finden wird — wie dies beispielsweise vielfach die Wirkung der Collekten zur Gründung eines evangelischen Hospitals zu Jerusalem gewesen ist.

Eine ähnliche Wirkung haben vor allen die Collekten für die Mission unter den Heiden. Hier waltet zwar die innere und die äußere Entfernung von der Lebensgemeinschaft in Christo gleichmäßig ob, aber es handelt sich um die Abhülfe derjenigen Noth, die jede andere weit hinter sich zurückläßt, und welcher abzuhelpen die gesammte Gemeinde Jesu Christi eben so durch das Gebet des Herrn: „Prediget das Evangelium aller Creatur!“ als durch die tägliche Bitte: „Dein Reich komme!“ verpflichtet ist, welcher sich mit gläubiger Inbrunst zu widmen eben so ihr tröstliches Vorrecht, als ihre heilige Pflicht, ja die Bedingung ihrer eigenen Vollendung ist — denn: Es wird geprediget werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugniß über alle Völker, und dann wird das Ende kommen!“ Matth. 24, 14. Wir nehmen daher, unserer eigenen Erfahrung gemäß, mit Zuversicht an, daß in denjenigen Kreisen, wo die Liebesthätigkeit für die Bekehrung der Heiden durch die Missionsvereine angeregt ist, auch der inneren Hebung der kirchlichen Collekten vorgearbeitet ist, und daß sich dies überall nach dem Maße bewähren wird, als das Collektenwesen von den dargelegten Mängeln befreit und in kirchlicher Weise erneuert wird.

Wenn sich nun die Liebe der Gläubigen in dieser freieren Bewegung bei Missions- und ähnlichen Festen so fruchtbar bewiesen hat, daß von dieser Strömung der gebenden Liebe auch die kirchlichen Collekten nicht unberührt geblieben sind, so wird es nur darauf ankommen, die letzteren so zu ordnen und zu gestalten, daß jene Liebe der Gläubigen sich dadurch angesprochen findet, und es werden sich Ergebnisse zeigen, die über die jetzigen sehr weit hinausgehen.

Nachrichten.

Schreiben von zwei Waadtländischen Pfarrern an den Herausgeber der Ev. R. Z. in Berlin.

Bisher haben Sie nur durch Correspondenten von der Freien Kirche Kenntniß von dem religiösen Zustande des Waadtlandes erhalten. Erlauben Sie nun, daß auch einmal die Nationalkirche ihre Stimme vernehmen lasse.

Ihrem Correspondenten zufolge bildet die Freie Kirche den einzigen hellen Lichtpunkt in dem Gemälde, das er vom religiösen Zustand unseres Kantons entwirft, und der Grund dieses Gemäldes, die Nationalkirche, ist so düster als möglich. Die religiöse Bewegung hätte sich, nach seinen Berichten, in der Freien Kirche wie verkörpert; diese hätte allein die reine Lehre erhalten, und wäre der einzige Damm gegen die socialistischen und atheïstischen Gelüste der Regierung. Die Nationalkirche befände sich im Zustande der Knechtschaft und Entwürdigung und hätte die reine Lehre verlassen. Was wären demnach ihre besten Prediger? Leute, die ihr kirchliches Gewissen verhärtet haben, welche gegen die Verfolgung, die der Freien Kirche widerfährt, gleichgültig sind und sich um Alles, was in religiöser Beziehung außerhalb ihres Kirchspiels vorgeht, gar nicht kümmern. Sind die besten Prediger so beschaffen: wie muß es erst mit den anderen stehen? Die Mehrtheit unserer Geistlichkeit bestünde demnach aus Seculanern, Nationalisten, aus Leuten, die nur für ihren Bauch sorgen u. s. w.

Wir wollen gern annehmen, daß derjenige, der dieses Gemälde entworfen hat, ein wahrer Diener Christi ist. Wir haben aber schon zur Genüge erfahren, welchen betragenswerthen Einfluß der Parteigeist bisweilen auch auf die Urtheile und Gefühle von aufrichtig frommen Männern ausüben kann. Es ist uns nicht um's Angreifen zu thun, sondern nur um's Vertheidigen. Wir geben also kein Urtheil ab über die Freie Kirche, die man mit so lebendigen und lachenden Farben schildert; wir wollen nur von dem reden, was uns betrifft und mit Thatfachen antworten.

Was wir für die religiöse Freiheit gethan haben, können wir Anderen zu erwähnen überlassen und vor Allem Ihrem Correspondenten selbst. Es ist ihm entgangen, daß, indem er uns der Gleichgültigkeit gegen die Verfolgung unserer getrennten Brüder beschuldigte, er sich selbst widersprochen hat, indem er vorher gesagt hatte: Noch letztes Jahr hat die Geistlichkeit der Nationalkirche gegen die Verfolgung protestirt. Es ist aber unrichtig, wenn er behauptet, daß wir dieses Jahr geschwiegen haben. Sieben oder acht Pfarrer, die bisher noch nicht protestirt hatten, haben es jetzt gethan. In Bezug auf unsere früheren Schritte hat unterm 5. August 1848 ein Mann, der damals bei der Freien Kirche in hoher Achtung stand, in der Zeitschrift: L'ami des affligés S. 24. gesagt: „Einige Nationalpfarrer haben offen von der Kangel herab gezeugt. Andere haben freimüthig an die Regierung geschrieben, oder haben sonst nachdrückliche Schritte bei ihr gethan. Andere haben die Verfolger in ihren Häusern aufgesucht und haben ihnen erfolgreiche Vorstellungen gemacht. Noch Andere haben sie mit Entschlossenheit aufgehalten, als sie im Begriff waren, ihr ungerechtes Werk auszuführen. Man weiß, daß von vielen Pfarrern Petitionen gegen die Verfolgung an den Großen Rath gerichtet wurden und daß dieselben nicht ohne einigen Einfluß geblieben sind. Von den Adressen an, welche die Klassen kurz nach der Demission an die Regierung erließen, bis zu denjenigen, welche die sämmtlichen Klassen kürzlich beschlossen haben, sind mehrmals gemeinschaftliche Schritte von der Geistlichkeit gethan worden.“

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 15. December.

N^o 100.

Die innere Mission und die Kirche.

Ohne einen Augenblick zu vergessen, daß das, was man nun schon allgemein mit dem Namen der „inneren Mission“ zu bezeichnen gewohnt ist, zunächst und am meisten dadurch gefördert wird, daß Jeder in seinem — großen oder kleinen — Kreise im Sinne der inneren Mission thätige Hand anlegt, so wird man doch eben so wenig verkennen dürfen, daß nicht bloß Vereinigung zu diesem Zwecke, sondern auch öffentliche und theoretisch eingehende Besprechung der Sache noth thut, damit die uns, in dieser Gestalt und dieser Ausdehnung, die sie verspricht, neue Erscheinung sofort in das rechte Licht trete und von Bahnen zurückgehalten werde, die den darin liegenden Segen zum Theil wieder zu verkümmern geeignet wären. Aber in dieser Beziehung ist es freilich nicht die innere Mission an sich oder ihrem unmittelbaren Inhalt nach, der ja das Thun der christlichen Liebe ist, sondern die Mission grade nach der besonderen Gestalt, in der sie jetzt auftritt, die Mission als Sache von Vereinen, welche Veranlassung zu Erwägung und öffentlicher Verhandlung gibt, für welche die nachfolgende Betrachtung auch einen Beitrag geben möchte.

1. Die innere Mission, fragt man nach ihrem Ursprung, ist so alt, als das Christenthum, als die Kirche, deren erste Genossen, die Apostel und ersten Christen, Mission übten im aller weitesten Umfang, auch innere, sofern es auch in jener ersten Zeit nach innen so gewiß noch immer zu thun gab, als mit dem gläubigen Bekenntniß zu Christo sofort die allgemeine Noth nicht gehoben, sondern vielmehr nun erst recht die Verpflichtung, weil die Erkenntniß und Kraft, wirksam vorhanden war, dem Jammer in und außer dem Herzen, den Nothständen des Leibes und der Seele, gründlich entgegenzutreten. Recht eigentlich ein Geschäft der Kirche, der in Christo verbundenen Gemeinde, war also die innere Mission, und dieses Geschäft hat die Kirche auch immer geübt. Von den Zeiten der sieben ersten Diakonen, der einfältigen Steuer für die armen Heiligen, und der apostolischen Ermahnung an, „rechtchaffen zu seyn in der Liebe und zu wachsen an Christo,“ von da an bis heute hat die Kirche diese Liebe sich angelegen seyn lassen in einzelnen Gliedern und ganzen Genossenschaften, in geordnetem amtlichen Dienst und in unständigem freiwilligen Thun. An dieser Liebe und ihrer Handreichung hat sie ganz eigentlich Leben und Wachsthum, und könnte sie einmal ganz davon abfallen, würde die Liebe mehr als nur erkalten, dann müßte sie auch mehr noch als der Ungerechtigkeit, dann müßte sie dem völligen Untergang

anheimfallen. Aber freilich erkaltet ist diese Liebe, eine Reihe von Jahrzehnten hat der Unglaube und die Ungerechtigkeit überhand genommen, die Kirche hat der inneren Mission, wenn nicht ganz vergessen, doch sie schmachlich darniederliegen lassen. Die Kirche hat einen langen Winterschlaf gethan und derweil der Feind Unkraut in Haufen gesäet. Das Unkraut ist aufgegangen, die Verwüstung liegt nun in gräuelvollen Unthaten vor Aller Augen da, aber Gottlob! es haben sich darüber auch in der Kirche Vieler Augen aufgethan, und das Sengkornlein der inneren Mission, das einstweilen mehr in der Stille sich gehalten und wirksam gewesen, will anfangen sich aufzumachen und ein Baum zu werden, unter dessen Ästen die christliche Menschheit ihr gedeihliches Wachsthum wieder finde. Wer nun soll den Baum in die rechte Pflege nehmen, damit er nicht verwildere, wer anders, als die Kirche, die ihn auch schon vorher ihr eigen genannt? Aber wer ist die Kirche?

2. Daß es sich hier nicht um eine breite Untersuchung über den Begriff der Kirche handelt, sondern daß wir ihn nur betrachten, wie er auf die Mission sich bezieht, liegt im Zweck unserer Besprechung; aber daß wir die Frage ausdrücklich hereinziehen mußten, ist durch die Bedenken und den Tadel geboten, der grade im Namen der Kirche von einer Seite her über die Mission als Vereinsache ist ausgesprochen worden.

Die Kirche ist mehr als Verein und doch auch Verein. Und sogleich in diesem ersten Betracht scheint ein bedrohlicher Zusammenstoß mehr als zu fürchten. Der Subjektivismus ist ohnedies die Krankheit der Zeit, unsere Kirche schon seit lange keine feste Hütte mehr, und die Gläubigen fast am wenigsten gewohnt, die Kirche zu respektiren, wo sie ihnen objektiv entgegentritt. Tritt nun in den Verein noch ein Verein, so scheint kaum zu vermeiden, daß der letztere, der zumal eine Thätigkeit übt, die eigentlich jenem gehört, das ohnehin gedrückte Ansehen jenes noch mehr herabdrücke. Oder ließe sich's anders denken?

Die Kirche als Verein beruht auf Fundamenten, die außer und über ihr liegen; nicht auf ihre eigenen, sondern auf die Gedanken und das Wort Gottes ist sie gestellt; nicht sie beruht in ihren Schoß, sondern Gott ist es, der durch Wort und Sakrament ihr neue Glieder schafft und den also geschaffenen auch das Vermögen verheißt und darreicht, in der Kirche auch an dem Leben der Kirche selbstständigen und wirklichen Antheil zu haben. Und so ist denn — wenn man auf das letztere wohl reflektirt — die Thätigkeit der Kirche Eins mit dem Daseyn und Umfang der Kirche; oder mit anderen Worten: die Kirche ist unmittelbar,

indem sie ist, auch von dem Herrn dazu angethan, die ihrem Daseyn entsprechende Thätigkeit zu üben, und bedarf nicht noch eines besonderen selbstgegründeten Bandes und Bundes, um zu jener ihrer rechten Thätigkeit zu gelangen. Eine solche Selbststiftung ist vielmehr schon durch ihr bloßes Daseyn ein Zeugniß wider sie, ein Zeugniß, daß die vom Herrn gesetzten Mittel nicht die rechte Kirche gestiftet, daß die Kirche nicht die rechten Glieder, die Glieder nicht das rechte Leben haben. Muß also eine solche Stiftung, indem sie die Kirche anlagte, nicht die Kirche in ihrem Ansehen herabsetzen; indem sie dieselbe ersetzt, nicht in ihrem Bestande beeinträchtigen? Und kann dergleichen in Wahrheit innerhalb des christlichen Interesse liegen?

Die Kirche ist noch nicht das Christenthum, oder, biblisch zu reden, das Reich Gottes; aber das Christenthum besteht nur in der Kirche und durch die Kirche und ihren Dienst. Das Kirchliche ist die Sphäre des Christlichen, das Christliche hat daher an dem Kirchlichen seinen nothwendigen Grundton wie seine Vollendung; ein Christenthum, dem das Kirchenthum fehlte, wäre wie ein Bild ohne Farbe, wie ein Gedanke ohne Vorstellung, wie eine Darstellung ohne Begrenzung, eine Erziehung ohne Zucht. Und es zeichnet sich gerade hieran ein sehr wesentlicher Mangel unserer Zeit und ihres Christenthums. Oder wem wäre es nicht sichtbar, was unserem gesammten Daseyn, hier mehr, dort minder stark, an die Stirne geschrieben ist? Wer vermiste nicht, namentlich wo after-protestantisches Wesen das herrschende ist, Mark und Knochen, Muskel- und Spannkraft? Was ist's, daß so viele Geister sich in dem Schlamm der Unpersönlichkeit verloren haben, und selbst christliche, so stark an der Personlosigkeit krank sind? Was ist's, daß wir uns, im Kleinen so wenig wie im Großen, zu rechtem Gottes-Muth, zu rechten Gottes-Thaten aufraffen können? Was anders, als daß uns vor lauter Bild die Staffelei, vor lauter Idee die reale Gestalt, vor lauter Geist der Leib, vor lauter innerlichem Streben nach Heiligung der nothwendige äußere Anhalt, die dazu gehörigen Mittel und die dem Fleische gebührende Zucht, allmählig abhanden gekommen sind? Daß uns dies Alles aber fehlt, davon liegt der letzte Grund in nichts Anderem, als in unserer Unkirchlichkeit. Wie also eine noch größere Abschwächung des kirchlichen Elementes zu dem Christenthum und seinem Wiederaufleben unter uns sich stelle, darüber kann hienach kein Zweifel seyn. Wo aber jene Abschwächung zunächst und am sichtbarsten sich äußern muß, auch das springt in die Augen.

Die Kirche ist nicht das Amt, in dem Amte geht die Kirche nicht auf, aber das Amt ist die nothwendige Voraussetzung, wie die wesentliche Äußerung der Kirche. Ein Druck auf der Kirche wird also zuerst ein Druck auf dem Amte seyn. Tritt ein Selbstgemachtes da wirksam ein, wo die Wirkungsstätte der Kirche ist, so ist es zunächst das Amt, das zurückgedrängt wird, und dies geschieht in vielen

Fällen vor Allem nicht ohne Nachtheil der Ordnung, die Ordnung aber ist ein für jeden Organismus wesentliches Element. Aber es geschieht in jedem Falle nicht ohne herabsetzende Einwirkung auf den Glauben an den Inhalt des Amtes, an das Wesen und die Wirksamkeit der durch das Amt verwalteten Mittel, ein Schaden, welcher — außer Anderem — der subjektiven Zersplitterung, von der die Kirche zerrissen ist, Thür' und Thoren nur noch mehr eröffnet, den Bestand des Christenthums unter uns also noch schwankender macht, als er es ohnedies schon ist. Und dies Alles zusammen wären große, grundumstürzende Nachtheile, und müßte das über die innere Mission als Vereinsache wirklich die nothwendige Folgerung und unser letztes Wort seyn, so wären wir zwar einen Augenblick in eine peinliche Entscheidung gestellt, wir müßten aber, von unserer Einsicht und unserem Gewissen gedrungen, der harten Nothwendigkeit nachgeben und über die Vereine für innere Mission das verurtheilende Wort sprechen. Aber — ob es wirklich so steht?

3. Einheit macht stark, und wo Viele verbunden auf ein Ziel hinarbeiten, da darf man hoffen, daß es um so allgemeiner und sicherer erreicht wird. Weil, im Zusammenhang mit dem allgemeinen Charakter der Zeit, der Einzelne in sich und über sich weniger den Halt und die Kraft spürt, weil er in der Zersplitterung des Allgemeinen mehr das Bedürfniß der Anlehnung an andere Einzelne hat, so hat der Gemeinschaft bildende Zug bisher mehr gewaltet und das Vereinswesen eine Ausbreitung gewonnen, wie noch nie früher. Und tadeln dürfen wir das im Allgemeinen nicht wollen. Aber wie es die natürliche Hülfe der Zeit und der Ersatz ist, den sie sucht, so liegt darin auch eine natürliche Gefahr. Die Vereine mögen der Zeit wieder zu einem völligeren und kräftigeren Bewußtseyn ihrer selbst verhelfen, indem sie die in ihr gekeimten Bestrebungen zu Gedeihen und Wachstum bringen; aber die dauernde Gestalt der Zeit mögen sie um so weniger seyn, als sie nur dem fließenden Bedürfniß des Einzelnen dienen, und den Geist und die Stelle des Ganzen doch niemals zu ersetzen vermögen. Das Vereinswesen muß also eine Sache des Überganges seyn, wenn es nicht zum Anfang des Endes unter uns werden will. Und so im Allgemeinen auch die Vereine in Sachen der inneren Mission. Ja mit diesen verhält es sich, näher betrachtet, noch mehr so.

Das Recht und die Pflicht, das Werk der inneren Mission zu treiben, ist für alle Christen die gleiche. Sie ist eins mit ihrem Christenberuf. Die Vereinigung zu diesem Werke hat also auch eine höhere Bedeutung und eine größere Wichtigkeit, als jede andere. Ja sie scheint dringender geboten, als irgend eine, und so gerechtfertigt, daß man an einen Zweifel hiegegen kaum zu denken wagt. Und in gewissem Betracht mag dies auch wirklich so seyn.

Die Noth in der Deutschen Christenheit ist nach beiden Seiten hin groß, so ungeheuer groß, wie wir uns wenigstens

kaum denken können, daß sie jemals gewesen sey. Abhülfe ist also auf alle Weise geboten. Die innere Mission, ohnehin die Forderung des Glaubens und der Liebe, verspricht sie zu bringen und um so sicherer zu bringen, je vereinsmäßiger sie betrieben wird. Wer möchte hier also hemmen? Und doch muß irgendwie gehemmt, muß wenigstens gesorgt seyn, daß das Vereinswesen für innere Mission nicht eine Wucherpflanze werde, welche, indem sie augenblickliche Erfüllung des dringenden Bedürfnisses verspricht, allmählig die Bedingungen auch bis auf den Rest aufzehrt, unter denen jenes Bedürfnis allein befriedigt werden kann, wenn sie auch jetzt für sich nicht auszureichen scheinen, um der gesamten schweren Noth der Zeit rasch und auf einmal zu begegnen. Die innere Mission als Vereinsache darf die Kirche nicht überwuchern. Wie aber dem vorbeugen?

4. Die innere Mission, wenn sie sich wahrhaft versteht, muß sich, als Sache des Christenthums, auch als Tochter der Kirche betrachten. Und daß jenes der Fall nicht sey, darüber haben wir wenigstens bis jetzt nicht zu klagen gehabt. Zu der inneren Mission hat bis jetzt ganz eigentlich nur der Glaube, das lebendige Christenthum getrieben, und es steht nicht zu besorgen, daß es in Zukunft nachhaltig anders seyn werde. Denn wenn auch in diesem Augenblick durch die Anregung, die theils von dem Wittenberger Kirchentag, theils durch die Rundreisen Wichern's hervorgerufen wird, das Wohlgefallen an der inneren Mission in Kreise eindringt, die entweder gar nicht, oder nicht entschieden auf dem Boden des lebendigen Christenthums stehen, und wenn auch solche Kreise sich anschicken, mit Hand an das Werk zu legen, so ist doch leicht vorauszusetzen, daß die rasch aufblühende Begeisterung eben so rasch wieder verglimmen werde, um so rascher, als, weil die rechten Mittel nicht in Anwendung gebracht werden, auch der rechte Erfolg wird auf sich warten lassen. Dazu wird Schmach auf diesem Gebiet nicht zu vermeiden seyn, der Schmach aber kann nur der lebendige Glaube sich unterziehen. Ist also jedenfalls die innere Mission nur eine Sache des wirklichen Christenthums, und will sie nicht Gefahr laufen, dem Christenthum doch wieder auf andere Weise entgegenzuarbeiten, so wird sie sich nach ihrem ganzen Bestand und den Verhältnissen gemäß darauf einrichten müssen. Wie im Allgemeinen? das ist nach den obigen Auseinandersetzungen klar.

Die innere Mission als Vereinsache muß eine kirchliche werden, muß sich ausdrücklich als eine solche erklären und thatsächlich in den Dienst der Kirche begeben. Wie das freilich näher? das ist schwer zu sagen, und unter den vorliegenden Verhältnissen noch schwerer auszuführen. Dennoch scheint wenigstens Einiges festzustehen, und dies wollen wir andeuten.

Vor Allem wird die innere Mission die Wirksamkeit für den Wiederaufbau der Kirche, die Belebung des kirchlichen Elementes, ausgesprochenenmaßen in ihre Thätigkeit mitaufnehmen

müssen. Denn sie gehört dazu, sofern der kirchliche Sinn ein wesentliches Stück des christlichen ist, den christlichen aber zu verbreiten und durch ihn der Noth zu steuern, schon jetzt die Aufgabe der inneren Mission bildet.

Zu dem Ende wird dann ferner die innere Mission sich, um nicht bloß im Allgemeinen das Interesse für die Kirche zu beleben, ausdrücklich auf den Boden des kirchlichen Bekenntnisses stellen müssen, denn Bekenntnislosigkeit bildet ja allenthalben die Grundlage der Unkirchlichkeit, wenigstens eines ihrer eigensten Momente.

Endlich wird sie zu den kirchlichen Behörden in das Verhältniß der Unterordnung zu kommen suchen, mindestens so enge als möglich an das Amt sich anschließen müssen. Und das wird freilich am meisten Noth machen, vielleicht vorerst gar nicht oder nur wenig möglich seyn.

Der kirchliche Nothstand in dieser Beziehung, die Glaubenslosigkeit und Unkirchlichkeit vieler Kirchenbehörden ist ja bekannt. Und da liegt nun die schwierigste Frage nahe: Soll um solcher willen die innere Mission als Verein ihre Wirksamkeit nicht üben? Der Antwort darauf schicken wir eine kurze Erwägung voraus.

„Der Sabbath ist um des Menschen willen da und nicht der Mensch um des Sabbath's willen.“ Höher als das Amt steht Zweck und Ziel des Amtes. Höher als die äußere Ordnung in der Kirche diejenige Ordnung, welche Glauben und Liebe fordert, als das eigentliche Leben der Kirche. Wo also der Glaube erloschen ist, oder wo gar ein widergläubiges Bekenntnis die Leiter der Kirche beherrscht: da kann für das evangelisch-protestantische Bewußtseyn kein Zweifel seyn, daß missionierend gewirkt werden muß und darf, zur Zeit und zur Unzeit, auch neben dem Amt und ohne das Amt, nur nicht wider das Amt und nicht außer der gesetzlichen Ordnung, nicht auf widerrechtlichen Bahnen. Hier wird und kann vielmehr die innere Mission das nothwendige Correctiv seyn, ein außerordentliches Erweckungsmittel auf so lange, bis auch die Leiter der Kirche erwachen und die innere Mission dann bereitwillig in ihren Dienst nehmen. Daß aber die innere Mission leider an sehr vielen Orten in dieses Verhältniß treten wird: wer darf sie darum schelten? Wer darf gegen die innere Mission als selbstständige — doch beruht kirchliche — Vereinsache den Stein aufheben, so lange jener Kirchennoth noch nicht anders begegnet ist, so lange auf dem Stuhle Moses so Viele sitzen, die den Menschen das Himmelreich zuschließen, die Rücken seigen und Kameele verschlucken? Oder darf Einer wehren, daß Steine schreien, weil Menschen schweigen?

Nachrichten.

Schreiben von zwei Waadtländischen Pfarrern an den Herausgeber der *Ev. A. Z.* in Berlin.

(Schluß.)

Diesen Behauptungen hat das Avenir, ein den Interessen der Freien

Kirche gewidmetes Blatt, nie widersprochen. Diese Zeitschrift hat zu verschiedenen Malen erkannt, daß wir, mit Ausnahme dessen, daß wir nicht abgetreten sind, das was wir thun sollten, gethan haben. Sie hat zwar einige sehr heftige Artikel gegen uns erlassen, hat aber doch nie so geredet wie Ihr Correspondent. Dieser stellt auch unser Volk so dar, als wenn es der gesunden Lehre den Krieg angekündigt hätte und die socialistischen und atheistischen Ansichten der Regierung theilte. Nun dieses Volk sucht vorzugsweise diejenigen Pfarrer auf, die mit dem meisten Nachdruck predigen; es begehrt die Wiederbesetzung der verlassenen Pfarren und Vermehrung der religiösen Vorseorge; es hat erst leztlich Klage geführt, als ein fremder Pfarrer eine im Ganzen evangelische Predigt unglücklicher Weise mit dem Sage schloß: „Unsere Thränen tilgen unsere Sünden.“ Die Zeitung l'Avenir hat auch immer mit besonderer Sorgfalt auf der Erklärung bestanden, daß die Unduldsamkeit und Verfolgung nicht dem Waadtländischen Volke zur Last falle.

Beim Lesen dessen, was Ihr Correspondent in Bezug auf unsere Regierung schreibt, ist uns die Stelle eingefallen: „Dem Obersten deines Volkes sollst du nicht fluchen!“ Wenn wir uns darum auch über einige Handlungen unserer Regierung betrüben und namentlich über ihre Handlungsweise gegen die Freie Kirche, so erlauben wir uns doch nicht, über ihre geheimen Absichten und verborgenen Triebfedern Urtheile zu fällen, welche sehr ungerecht seyn könnten. Dieses Jahr hat die Obrigkeit wieder jeder der evangelisch-reformirten Gemeinden von Lugern und Freiburg 200 Schweizerfranken zuerkannt. Sie hat aus Anlaß des Bettags eine Ermahnung erlassen, gegen die mehrere ihrer Gegner nichts Anderes haben einwenden können, als daß sie erschrocken sey.

Ihr Correspondent sagt, daß die jetzige Nationalkirche die Lehre der alten Kirche verlassen habe. Unstreitig meint er hiemit die Helvetische Confession. Diese ist aber schon im Jahre 1839, also sechs Jahre vor der Demission, abgeschafft worden. Aber keinem der jetzt abgetretenen Pfarrer ist während jener Zeit in den Sinn gekommen zu behaupten, die Kirche habe die reine Lehre verlassen. Daraus, daß eine Kirche keine geschriebene Confession hat, folgt in der That noch keineswegs, daß sie die Wahrheit nicht mehr bekenne und ihr untreu geworden sey. Frage man doch unser Volk, ob das, was man ihm jetzt predigt von dem verschieden ist, was man ihm vor der Demission gepredigt hat.

Worin ist denn unsere Kirche verschieden von anderen Evangelisch-reformirten Kirchen, die ihre Confession beseitigt, oder die, wie Neuenburg, nie eine gehabt haben? Unsere kirchlichen Grundsätze sind in der That ganz genau diejenigen, welche Sie selbst so schön in den ersten Nummern des gegenwärtigen Jahrgangs ausgesprochen haben.

Zwei Drittheile der gegenwärtigen Nationalpfarrer waren schon vor der Demission im Amte, zu einer Zeit, wo unsere Geistlichkeit im Allgemeinen das Zeugniß hatte, sie sey beinahe durchaus evangelisch. Das letzte Drittheil besteht theils aus Böglingen der Herren Vinet und Chappuis, theils aus Waadtländischen Pfarrern, die im Auslande or-

binirt worden sind, theils aus Bernerischen, Deutschen und Französischen Geistlichen. Darunter sind mehrere orthodoxe und achtungswerthe Prediger. Es mögen wohl auch etliche Socinianer und Nationalisten unter der Zahl seyn, auch Männer, die in Bezug auf die Sittlichkeit gar nicht empfehlenswerth sind. Wo ist denn aber die Geistlichkeit, die in diesen Beziehungen vollkommen rein wäre?

Die Commission, welche die Anmeldungen der fremden Pfarrer zu untersuchen hatte, hat mit Sorgfalt eine bedeutende Anzahl derselben zurückgewiesen. Gott sey Dank! im Ganzen ist die Geistlichkeit der Waadtländischen Nationalkirche in sittlicher Hinsicht der Achtung und des Vertrauens eben so würdig, als die Geistlichkeit vieler anderer Kirchen.

Wir wissen gar wohl, wie das lange Stillschweigen so sehr mißdeutet worden ist, wozu wir theils durch den Geist der Versöhnung und des Friedens, theils durch unsere viele Arbeiten veranlaßt worden sind. Wir und unsere Kirche sind im Auslande auf eine Weise dargestellt worden, welche uns um die Achtung und Liebe von vielen Amtsbrüdern gebracht hat, die uns ohne Zweifel die Hand brüderlich reichen würden, wenn sie uns sehen und sprechen würden.

Wir zählen in der Freien Kirche viel Freunde und Brüder, mit welchen wir Jahre lang in angenehmer und inniger Verbindung gestanden, mit welchen wir gebetet und das Wort Gottes betrachtet haben. Wir leiden mit ihnen bei Allem, was sie zu erdulden haben. Wir wünschen aber, und zwar in ihrem eigenen Interesse, sie möchten sich vor Gott prüfen, ob sie in der That nur um der Gerechtigkeit und des Namens Jesu willen verfolgt werden, ob sie alles Erforderliche gethan haben, um der Verfolgung zuvorzukommen, und ob namentlich solche Artikel, wie der, welchem wir heute antworten, geeignet sind, die Vorurtheile zu zerstreuen, welche man gegen sie hegt, die Leidenschaften zu besänftigen, von denen sie zu leiden haben, und den Beweis zu leisten, daß ihre ganze Angelegenheit vom Parteigeist fern ist?

Schließlich rufen wir allen denjenigen unserer Brüder im Auslande, welche sich einen richtigen Begriff von unseren Verhältnissen bilden möchten, zu: Kommt und sehet! Kommt aber nicht nur an Einen Ort und zu den Brüdern Einer Kirche. Kommt nicht nur in die Städte, sondern auch aufs Land. Schöpft eure Nachrichten aus allen Quellen. Prüfet, ob alles Leben ist, was den Namen hat zu leben, ob alles Tod ist da wo gewisse Leute schreien, es sey nur Tod vorhanden. Ihr werdet manchen hellen und erfreulichen Lichtpunkt auf dem Gemälde finden, das man Euch als überall ganz düster dargestellt hat. Noch bitten wir Euch: Blehet für die Kirche des Herrn in unserem Kanton, besonders in Beziehung auf Friede und Eintracht. Eph. 4, 3.

Genehmigen Sie in Christi Namen unsere brüderlichen und achtungsvollen Begrüßungen.

Im Namen eilicher Waadtländer Nationalpfarrer.

Den 25. October 1849.

Caille, Pfarrer in Bercher,

Mod. Mellet, Pfarrer in Thierrens.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 19. December.

N^o 101.

Otto v. Gerlach.

Die Ev. K. Z. fühlt sich gemahnt, dem Andenken eines theuren Entschlafenen, der ihr selbst unvergesslich seyn wird, auch für weitere Kreise den Ausdruck zu geben, welchen sie ihm, welchen sie sich selber schuldig ist. Otto v. Gerlach ist von uns geschieden, so schnell, daß wir vorher nicht uns darauf besinnen konnten, was wir an ihm verlieren würden: jetzt, wo wir fühlen, wie viel wir an ihm verloren haben, wird es uns schwer, für das Viele die umfassende und treffende Bezeichnung zu finden. Aber, wir müssen danach suchen, um sagen zu können: das war er, weil wir so am sichersten festhalten werden, was er uns ist und bleibt. Was er ist und bleibt, uns und Andern, das hat jetzt keinen persönlichen Vertreter auf Erden mehr, als in der dankbaren Erinnerung für das, was er war. Dieser ist es aufgegeben, so viel sie vermag, sein Bild zu verwahren, seinen Namen gegen Unglory zu schützen, den Segen seines fortwirkenden Lebens zu erhalten. Versuchen wir es denn, an dieser Stelle, die ja auch eine Stätte des Wirkens für ihn war, ihm einen Denkstein zu setzen für Freund und Feind. Sein Leben und zuweilen seine Worte werden uns Stoff und Farben dazu liefern.

Das Leben, welches jetzt abgeschlossen vor uns liegt, ist früh von bedeutenden Einflüssen genährt und durch sie allmählig auf die Bahn hingeleitet worden, auf der es nachher seinen selbstständigen Gang genommen hat. O. v. G. ist den 12. April 1801 in Berlin geboren, wo sein Vater damals Präsident der Kurmärkischen Kriegs- und Domainenkammer war. *) Kirchliche Sitte und die geistige Erbschaft eines Vaters, der durch Gerechtigkeit, Überzeugungstreue und umfassende, besonders geschichtliche Bildung, ausgezeichnet war, hat ihm schon das elterliche Haus mitgegeben. Als der Vater starb, trat die große Bewegung der Freiheitskriege ein, deren Ereignisse grade das G'sche Haus besonders tief berührten und von deren gewaltigem Rufe vielleicht auch das Herz des Knaben etwas traf, der gleichzeitig auf der Schule durch den weckenden und belebenden Unterricht des trefflichen Spilleke **) für das Vernehmen göttlicher Stimmen vorbereitet wurde. „Mit dem funfzehnten Jahre erwachte in

ihm durch Gottes Gnade ein anfangs ihm selbst unverständlicher Trieb, in der Religion Frieden und Gemeinschaft mit Gott zu finden. Das im Oktober 1817 gefeierte Reformationsjubiläum lenkte ihn auf die Schriften der Reformatoren und die Kernschriften der rechtgläubigen Lehrer der Evangelischen Kirche; die Rechtfertigung aus Gnaden durch den Glauben war seitdem die Angel, um die sich sein inneres Leben bewegte. Auf der Schule bereits wurde er von dem Professor Spilleke aufgemuntert, Theologie zu studiren; allein, so sehr sich auch anfänglich seine Neigung darauf lenkte, zogen ihn bald Beschäftigungen mit den Staatswissenschaften, zu denen er vor seinem Abgange nach der Universität eine große Liebe faßte, und der Wunsch, dem revolutionären Geiste, der damals um sich griff, entgegenzuwirken, so wie zugleich auch vornehmer Umgang und Weltfinn, von der Theologie ab. So kam es, daß er erst zu Berlin ein halbes Jahr, dann zu Heidelberg ein Jahr, zu Göttingen ein Jahr, und endlich noch zu Berlin ein Jahr die Rechte studirte. Als er jedoch in Göttingen war, kam er zu einer tieferen Erkenntniß seines Sündeneleids, er zog sich vom Umgange seiner meisten Freunde zurück und trachtete nach der Gewißheit der göttlichen Kinderschaft. Als er seines Berufes zur Seligkeit in Christo gewiß geworden war, fühlte er sich auch aufs Neue zum Studium der Theologie berufen.“ *)

So führte ihn denn der Herr nach scheinbarem Umwege auf eine schon früh gesuchte Spur zurück. Es verging indeß noch über ein Jahr, ehe G. der nun erst völlig aus dem Geiste an ihn ergangenen Berufung Folge gab. Das Ungewöhnliche, welches dieselbe namentlich in seinem Stande damals hatte, forderte so dringend zur ernstesten Prüfung auf, daß er im Gehorsam gegen die Meinung Anderer, die er ehrte, bei dem begonnenen Studium so lange ausharrte, bis er es zu einem gewissen Abschlusse gebracht hatte. Zwar der unter tiefem Kampf mit dem neuen Leben zugleich geborene, oder vielmehr wiedergeborene Entschluß konnte nicht mehr wankend gemacht werden: er opferte ihm gern die äußeren Früchte seiner juristischen Vorbereitung; aber was er in ihr an Rechtskenntniß und mit ihr an eigenthümlicher Welt- und Geschichtsanschauung erworben hatte, blieb ihm unverloren.

Als er im Herbst 1820 nach dem alten Heimathsorte Berlin zurückkehrte, mit dem von nun an sein Denken und Thun, sein Leben und Arbeiten auf das Engste verwachsen sollte, schlossen sich ihm, dem damals jungen Kinde in Christo, auch neue, vorher nicht vorhandene, oder wenig genügte Nahrungsquellen des

*) Er gab dieses Amt auf, da er die maß- und rücksichtslose Gesetzgebung des Jahres 1808 mit seinem Rechtsbewußtseyn nicht vereinigen konnte.

**) Noch wenig Tage vor seinem tödtlichen Ertranken, unter heiteren Jugenderinnerungen, freute er sich, diesen Lehrer gehabt zu haben, der, als er noch Professor am Werderschen Gymnasium war, u. A. darauf hielt, daß seine Sekundaner und Primaner Lieder aus dem Porst'schen Gesangbuch auswendig lernten und aufsagten.

*) Worte G.'s aus einem von ihm selbst verfaßten kurzen Lebenslaufe.

Geistes auf. Gewiß der gesegnetsten eine war der Umgang mit einem Kreise von Freunden, die, wie er, das Wehen des Geistes Gottes in dieser Zeit nicht gleichgültig an sich hatten vorübergehen lassen, und mit ihm eins in der Erkenntniß dessen, was der eigenen Seele, was der ganzen Zeit Noth thue, ihn, den an Jahren jüngerem, aber bei aller Frische des Jugendmuthes männlich gereiften, im Glauben und in der Geistesfülle ebenbürtigen, in die brüderliche Gemeinschaft aufnahmen, welche seinem Herzen so sehr Bedürfnis war. Damals brach in Berlin Vater Jähnicke, „das durchsichtige strahlende Gotteskind,“ noch das Brod des Lebens für hungernde Seelen und that auf der Kanzel Fürbitte für die Versammlungen der Frommen außer der Kirche. Es waren gar kostbare und wichtige, ob auch nicht zurückbegehrende Jahre, jene Jahre, da die begnadigten Besitzer des Glaubens, der die Welt überwinden soll, noch als die Stillen im Lande wohnten, und für den weit über eigene Pläne und fleischliche Hoffnungen hinausliegenden Sieg über die Welt keine andere Waffe kannten, als das Gebet, keine andere Stütze, als die Gemeinschaft in der Liebe; der Saat dieser Jahre verdanken wir das Beste, was jezt auf dem Acker der Kirche gemäht wird; G. hat sie mit durchlebt und an ihrem Heerde sein Herz erwärmt und gestärkt.

Als er 1821 völlig zur Theologie überging, war er, nicht bloß dem Herzen, auch dem Wissen nach schon kein Fremdling mehr auf ihrem Gebiete. Aller theologischen Darbietung der Hörsäle stellte sein eigenthümlicher innerer Gang ihn eben so empfänglich als selbstständig und prüfend gegenüber. Unter den bahnbrechenden Geistern der Vergangenheit hat er nach Luther besonders mit Zinzendorf, der ja in mancher Beziehung eine Ergänzung zu Luther bildet, anhaltenden, eingehenden Verkehr gepflogen: seine zündende Heilandsgluth, seine organisch strebende Genialität, vielleicht auch die der seinigen in einem gewissen Grade verwandte Lebensführung dieses gräßlichen Theologen mußten ihn an denselben fesseln, so wenig er auch seine Einseitigkeiten theilte.

Aber darin ging er diesem großen Menschensucher nach, daß ihn dürstete, die Seligkeit, welche er selbst im Glauben an den Gekreuzigten gefunden hatte, auch Anderen mitzutheilen. Von Hause aus mit einem Orange begabt, an und mit Anderen etwas zu schaffen, zu wirken, einem Orange, der früher schon einmal sich die Bekämpfung des revolutionären Zeitgeistes zum Ziele gesetzt hatte, wußte er nun, wie und wo er demselben Lust machen sollte. Von dem Augenblick an, da seine eigene Seele ihren Lebensgrund sich gesichert hatte, konnten namentlich die, mit welchen er sonst auf weltlichem Fuße umgegangen war, den heiligen Ernst spüren, mit dem er es nun auf ihr inneres Heil ab sah; und bei nicht Wenigen ist es seinem andringenden und unablässigen Bemühen gelungen, sie von ihren eigenen Wegen auf den Weg des Friedens zu leiten.

So sehr nun G.'s Herz für die unmittelbare Einwirkung auf Andere brannte, so wenig stand doch damit schon fest, auf welcher Lebensbahn dieser vom Geiste geschenkte Trieb die übrigen Gaben am besten dem Reiche Gottes würde nutzbar machen

können. In der Ungewißheit, ob dies die praktische oder die akademische Laufbahn seyn möge, gab der Rath eines Freundes den Ausschlag, welcher das Ratheder als die geeignetste Stelle künftiger Wirksamkeit für ihn bezeichnete.

Der Wunsch ungestörter Vorbereitung dazu, welche in dem bewegten Berliner Leben schwer zu erkämpfen gewesen wäre, veranlaßte G., 1825 sich auf ein Jahr nach Wittenberg zuzusiedeln, wo er neben der gesuchten Muße auch die für die Gestaltung seiner Lebensaufgabe einflußreiche Anschauung des dortigen Prediger-Seminars fand. Was an dieser ehrwürdigen Anstalt ihn besonders einnahm, war nicht die von ihr befolgte Methode der Vorbildung für das geistliche Amt, sondern die Idee einer solchen Vorbildung für die Candidaten überhaupt und die dafür gewährte Gelegenheit in einem disciplinirten, dabei aber für die engsten Beziehungen freien theologischen Zusammenleben. Solche engsten Beziehungen geistigen Verkehrs und christlicher Freundschaft gewährte selbst ihm, dem Außenstehenden, das Seminar, und sie waren es wohl besonders, wodurch ihm der Aufenthalt in Wittenberg unvergeßlich und die Welt der Candidaten an's Herz gelegt blieb.

Zunächst nun freilich sollte nicht diese, sondern die Universität der Ort seyn, wo er seine Gaben für die Kirche zu versuchen und seine Theilnahme für deren künftige Diener zu erweisen hatte. Ihr gehörte er an, nachdem er 1828 Licenciat der Theologie geworden war.

Der Standpunkt, welchen er jezt in der Theologie einnahm, war wohl in der Hauptsache schon klar und sicher. Nachdem er durch die Gnade Gottes erleuchtete Augen des Verständnisses empfangen hatte, konnten die Systeme der Wissenschaft, welche er durchmachte, die öffentliche Stellung der Kirche, die er vorfand und die Einseitigkeiten der Gläubigen, die er genügend erfahren, ihn nicht mehr irre führen, sondern nur von verschiednen Seiten auf die wichtigsten Positionen aufmerksam machen, um die sich's jezt in dem Kampfe des Reiches Gottes handle. Als solche aber mußte er, sofern der innere Grund der Seligkeit fest stand, die heilige Schrift und die Kirche erkennen: um sie glimmte und brannte bald damals der noch fortdauernde große Streit der Parteien. G. war seinerseits entschieden: die heilige Schrift als das Wort der Wahrheit unbedingt und unbeschränkt zur Geltung zu bringen, die Kirche als die Grundfesten der Wahrheit in ihrer Freiheit durch die Wahrheit und in ihrer Gebundenheit durch die Geschichte zu behaupten, das war der Standpunkt, den er, nach verhältnißmäßig kurzer Erfahrung in der Theologie, mit festem Fuße eingenommen, oder vielmehr unter einer nicht ihm allein zu Theil gewordenen Leitung des Geistes Gottes in jener Zeit angenommen hatte. *) Schrift und Kirche waren auch die großen Objekte, an welche sich seine Studien und seine

*) Ein deutliches Programm seiner ganzen theologischen, vornehmlich seiner kirchlichen Stellung, und zwar sowohl des Grundes, auf dem sie ruhte, als der Gegenstände, auf die sie gerichtet war, gibt ein Aufsaß über „die Bearbeitung des Kirchenrechts in der Evangelischen Kirche u.“ im literarischen Anzeiger von 1832 Nr. 31 ff. und 58 ff.

Vorlesungen anknüpfen, als deren Gegenstände wir erfahren: Kirche, Kirchenrecht, Geschichte der Theokratie und Auslegung biblischer Schriften.

Indessen, über Bibel und Kirche monologische Vorlesungen zu halten, war eigentlich G.'s Sache nicht. In ihm war der Drang der von Angesicht zu Angesicht gehenden, auf dem Resonanzboden einer anderen Person vernehmlich anklingenden Mittheilung so groß, daß es ihm eben so schwer wurde, mit völliger Dahinstellung fremder Betheiligung seinen Gegenstand sprechen zu lassen, als es ihm natürlich, ja unentbehrlich war, ihn gesprächsweise und mit Abhörung aller Einwendungen gegen die eigene Ansicht durchzunehmen. Diese Eigenthümlichkeit wies ihm zur Beschäftigung mit Studirenden statt der Form der Vorlesungen viel mehr die der Besprechungen an, die er denn auch in oft zahlreich besuchten exegetischen Kränzchen mit vielem Glücke anwandte. Das liebenswürdige Bestreben, welches er auch später noch beweisen konnte, Andere zum Ausprechen ihrer Gedanken zu nöthigen, war ihm damals in höherem Grade eigen. Noch mehr als in dieser fühlte er sich heimisch in einer anderen Beschäftigung mit Studirenden, welche ihrer Natur nach nur auf einen kleineren Kreis beschränkt, für diesen aber auch desto segensreicher seyn konnte; das war eine unmittelbar auf die Erbauung des Herzens und auf die künftige Amtstellung abzielende, mit Gebet verbundene Lektüre der heiligen Schrift, woran sich von selbst ein seelforgerliches Verhältniß zu den Einzelnen anschloß. Was er in diesem Verhältniß an Einzelnen mit hingebender Treue gethan hat, werden sie ihm noch in der Ewigkeit danken.

Aber dem Liebesdrange und der Kraft, womit dieser Mann begnadigt war, genügte es nicht, den Seelen etwas geistliche Gabe mitzutheilen, welche ein besonderes Vertrauen ihm zuführte: er suchte recht eigentlich die armen Sünder auf. Darum benutzte er gern die Gelegenheit, in Gefangenhäusern zu predigen, darum hatte er in Berlin sich selbst den Eingang in die Zellen der Stadtvoigtei zu verschaffen und dort eine geregelte Einwirkung auf die Gefangenen zu bilden gewußt. Eben so gern brachte er das Wort Gottes an solche Orte, wo es theuer war, wie es deren vor zwanzig Jahren noch ungleich mehr gab als jetzt: an solchen Orten ist manche Predigt von ihm ein unter den Rückschlägen des Spottes und der Verschmähung*) doch in die Herzen einschlagendes Ereigniß gewesen.

*) Als er in Halle bei einer Predigt die schönen, ihm besonders lieben Verse Zinzendorf's angeführt hatte:

„Wer nur ein Sünder ist in seinem Wesen
Und nicht aus eignen Kräften will genesen,
Und liegt zu Jesu Füßen als erstorben:
Von solchen ist kein eigner noch verdorben.

Und wär' er wie ein Bär, er wird zum Lamm,
Und wär' er kalt wie Eis, er wird zur Flamme;
Und wär' er todt wie Stein, er kommt zum Leben
Und ihm wird Heil und Seligkeit gegeben.“

erregte diese eigenthümliche Einführung von Thieren in die Kirche bei einem anwesenden Polizeibeamten solchen Anstoß, daß er den Prediger

Bei weitem am meisten von allen Bestrebungen christlicher Liebe, die er allein oder mit Anderen gemeinsam übte, nahm ihn die Sache der im Jahre 1824 gestifteten Berliner Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden in Anspruch, besonders seitdem sie im Jahre 1828 auch eine eigene Anstalt zur Ausbildung von Sendboten gegründet hatte. G. warf sich mit großer Liebe und selbst eingehenden Studien auf diese Sache und hat ihr, namentlich in dem ersten Jahrzehent der Gesellschaft, sehr wesentliche Dienste geleistet. Mit einer damals seltenen Kenntniß der älteren und laufenden Missionsgeschichte ausgestattet, schrieb er eine Reihe von gebiegenen und interessanten Darstellungen aus dem Missionsgebiete für die Berichte der Berliner Gesellschaft, die sehr zur Orientirung auf dem fremden Boden dienten und noch jetzt ihren Werth haben. Einen vorzüglichen Antheil nahm er an der Einrichtung des Missions-Seminars, und von den Schwierigkeiten, durch welche dieses erst sich Bahn brechen mußte, bis es in einen gesicherten Gang kam, hat fast Niemand mehr zu tragen und durchzukämpfen gehabt, als er, der es mit dem speciellsten Interesse umfaßte, eine Zeit lang sogar im eigenen Hause bei sich hatte und leitete. Der Punkt aber, von dem aus sein Herz jedenfalls am meisten für die Missionsfache gewonnen wurde, war die Erfahrung von der belebenden und gemeinschaftbildenden Kraft, welche sie je länger je mehr an den Gliedern der Kirche ausübte, eine Erfahrung, die er selbst in dem nächsten Kreise an der Bildung eines durch die Liebe zur Mission zusammengeführten Jünglingsvereins machte, dessen gesegneter Leiter er lange Zeit war.

Bei einer überall so unmittelbar theilnehmenden und eingreifenden Eigenthümlichkeit werden wir die gelehrte Schriftstellerei weder erwarten noch vermissen, welche sonst von dem Berufe eines akademischen Docenten fast unzertrennlich zu seyn pflegt. In der That konnte G. sich selten Zeit lassen, etwas zu schreiben und herauszugeben, als wozu ein besonderer Antheil des Herzens und ein erkanntes Bedürfniß von Außen ihn aufforderte. Alles aber, was er in solcher Veranlassung geschrieben hat, durchweht auch ein frischer Hauch des Lebens, und selbst ältere Bücher, die er neu herausgab und übersetzte, wie Zinzendorf's Jeremias, Baxter's Evangelischer Geistlicher und Ruhe der Heiligen, traten, von ihm eingeführt, wie neu erweckte Lehrer zu der Zeit. Nur ein Werk hat schon in der akademischen Periode ihn dauernd beschäftigt und ohne Anregung besonderer Bedürfnisse an sich gefesselt: das Bibelwerk. Angefangen in der Absicht, nach dem Wunsche eines hochgestellten Freundes der Kirche (des Fürsten v. Schönburg), eine erneuerte Ausgabe der Hirschberger Bibel zu veranstalten, wurde es bald eine selbstständige Arbeit, in welche er mehr und mehr die Ergebnisse einer nicht hinter der Zeit zurückgebliebenen Forschung und eines

darüber bei der Regierung verklagte und dadurch zu der Verordnung Veranlassung gab, wonach kein Licenciat ohne besondere lic. concionandi sollte predigen dürfen.

in der christlichen Erfahrung gereiften Verständnisses zum Gebrauch für nicht gelehrte Christen niederlegte.

Schon dieses, wie manches kleinere Werk des Verewigten aus jener Zeit, kann es zur Genüge darlegen, daß es demselben weder an Gelehrsamkeit noch an Geist mangelte, um als Lehrer an der Universität eine ehrenvolle Stellung einzunehmen. Aber auch der kurze Blick, welchen wir auf den reich quillenden Strom so verschiedener kirchlicher Interessen und Arbeiten, als ihn in Anspruch nahmen, geworfen haben, ist hinreichend, um begreiflich zu machen, wie je länger je mehr das demselben zunächst angewiesene Bett akademischer Lehrthätigkeit für ihn beengend werden mußte. Das war die immer neue Schwierigkeit dieses vollsaftigen Geistes, den rechten Kanal zu finden und inne zu halten, in welchen er uneingeschränkt und doch kräftig sein Innerstes ergießen konnte, eine Schwierigkeit, die unter den zunehmenden Gelegenheiten des Wirkens, den vermehrten Gegenständen des Studiums, den weiter sich ausdehnenden Verbindungen eher wuchs als abnahm. Nur das stand wohl jetzt fest, daß die von Gott ihm verliehene Gabe nicht sowohl die des lehrenden, als die des unmittelbar persönlichen, nicht die eines wissenschaftlichen, sondern eines kirchlichen Wirkens sey. Aber noch fehlte die rechte geordnete Stellung, in welcher er dem sich ganz hingeben konnte.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Königsberg, den 10. December.

Die Schwurgerichtssitzungen der vorigen Woche sind vorüber, und haben für Alle, die noch den Spruch für Wahrheit halten: Gerechtigkeit erhöht ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben, einen tief niedererschlagenden Eindruck hinterlassen. Erfreulich war es, daß in den ersten Sitzungen ein christlich gesinnter Mann unter den Geschworenen gegen die vorgeschriebene unchristliche Eidesformel Verwahrung einlegte und bei der herkömmlichen christlichen Eidesformel belassen zu werden beantragte. Der Direktor des Gerichts, verständiger als ein anderer in ähnlichem Falle, wovon die Zeitungen berichtet haben, fand gegen den Antrag, der ja keine Abschwächung, sondern vielmehr eine Verstärkung der Formel involvirte, nichts einzuwenden, und so ist es geschehen, daß mehrere Geschworene sich der Freiheit und des Rechts bedienen, ihrem christlichen Glauben gemäß den Eid zu leisten. Dies kann jedoch nicht verfehlen, den Eindruck zu machen, daß diejenigen Christen, welche unbedenklich auf die neue, den evangelischen Glauben verkäugnende Staats-Eidesformel eingehen, ein unbedeutlicheres und leichteres Gewissen haben als jene, und jemehr die neue Formel nach einer neuen allgemeinen Staatsreligion schmeckt, welche so manche Lehrer gern in die Schulen eingeführt haben möchten, deren Einführung aber nur zu uneidlichem Gewissenszwang führen kann, um so mehr bleibt zu

wünschen, daß Jedermann nach wie vor nach dem kirchlichen Gebrauch derjenigen Religion, wozu er sich bekennt, vereidigt werde. Was nun aber die richterliche Thätigkeit der Geschworenen selbst anlangt, so hat sich hier, auch wo guter Wille nicht zu verkennen war, die Unsicherheit und Schwäche, so wie der Mangel an Bildung und selbständigem Urtheil derselben, besonders über Verbrechen gegen das öffentliche Recht in einer so betrübenden Weise kundgethan, daß nach den anderwärts gemachten Erfahrungen von diesem uns aufgepflanzten Institute nur eine völlige Revolutionirung des im Volke noch übrigen öffentlichen Rechtsbewußtseyns zu erwarten ist. Namentlich wird dadurch das verderbliche Vorurtheil allgemein, als seyen Verbrechen gegen das Privatrecht, die fast allein geübt werden, schwerer als die gegen das öffentliche Recht und die Ehre des Staats und seines Oberhauptes, welche mit unerheblichen Ausnahmen strafflos durchgehen, wie groß sie auch seyn mögen. Des Königs Ehre ist des Volkes Ehre; sie geht Alle an, die unter ihm stehen; wer die Ehrfurcht gegen ihn verletzt, beleidigt in der Würde des Hauptes auch seine Glieder und würdigt zugleich sich selbst herab; ein Volk, das solche Unwürdigkeiten und Beleidigungen strafflos erträgt, entehrt sich selbst. Leider haben, wie an vielen anderen Orten, so auch in Königsberg, unsere neuen Geschworenen solcher Schmach ihr Siegel aufgedrückt. Ein Subjekt zwar ist wegen solcher Schmähung zu einiger Strafe verurtheilt worden, zwei andere aber wurden freigesprochen, und darunter ein besonders roher Mensch, welcher in der Verhandlung bekannte, daß er nur die Religion der fünf Sinne kenne, und den auch die Geschworenen als der größten Schmähungen des königlichen Hauses überführt anerkannten, dennoch aber auf die dritte Frage mit 6 gegen 6 Stimmen beschloffen, ihn deshalb der Verletzung der Ehrfurcht gegen des jetzt regierenden Königs Majestät nicht schuldig zu erkennen, auf welchen niedrigen Schluß er dann freigesprochen wurde. Am meisten muß die am letzten Tage erfolgte Freisprechung des Dr. Jacobi bestürmen, des Mannes, der nach seinen wiederholt zwar der Strafe entkamen, aber darum nicht minder unheilvollen Präcedentien diesmal des Hochverraths angeklagt vor Gericht stand, weil er eigenmächtig an dem Stuttgarter Rumpfsparlament Theil genommen und zwar an den Beschloffen desselben, wodurch in Widerspruch mit der früheren Majorität der Reichsversammlung der Erzherzog Reichsverweser, den die Deutschen Regierungen anerkannt hatten, entsetzt, eine Regenschast von fünf Personen ernannt, das Reichsheer zusammenberufen wurde und somit in der Annahme unumschränkter Diktatur Alles geschah, um die bestehenden Deutschen Regierungen und insbesondere die Preussische, welche jede Anerkennung dieser auf hundert Linke heruntergekommenen Versammlung zurückgewiesen hatte, zu stürzen. Die mit 8 gegen 4 Stimmen erfolgte Freisprechung soll übrigens der 10. Jacobi nicht sowohl den demokratischen Sympathien der Geschworenen, als vielmehr der juristischen Extrapolation eines sonst sehr conservativ gesinnten und hochachtungswerthen Beamten unter ihnen zu verdanken haben, welcher nur aus formellen Gründen von der formellen Rechtsverletzung des Angeklagten sich nicht überzeugen konnte, und dem dann auch noch einige bestimmten. Leider wäre es nicht das erste Mal in Preußen, daß das summum jus des formellen Rechts in die summa injuria des materiellen umschlägt und dadurch großer Schade geschieht.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonnabend den 22. December.

N^o 102.

Otto v. Gerlach.

(Schluß.)

G. wartete dazu auf einen Wink vom Herrn, und das um so mehr, je weniger bei der Schmach, welche im ehrlichsten Dienst erworben, auf seinem Namen ruhte, auf einen Ruf von Menschen zu hoffen schien. Schon hatte er daran gedacht, seine praktische Thätigkeit dem Missionswesen zu widmen: da wurde ihm im Jahre 1834 von einem Freunde der Vorschlag, sich um Verleihung von einer der Pfarrstellen in den Vorstädten Berlins, deren Errichtung damals beschloffen und bereits im Werke war, an den König zu wenden. G. that dies, indem er unter Zufendung der von ihm veranstalteten Ausgabe von Baxter's Evangelischem Geistlichen den König unmittelbar darum anging, ihn für die beschwerlichste unter den zu bildenden Pfarreien zum Prediger zu bestimmen. Der König, auf den die Art der Werbung einen günstigen Eindruck gemacht hatte, befahl hierauf nach Einforderung eines Berichtes vom Ministerium, dem Consistorium, bei Besetzung der bezeichneten Stelle ganz vorzüglich auf den Licenciaten v. G. Rücksicht zu nehmen.^{*)} So kam es denn zur Vokation G.'s und nachdem er am 3. Juni 1835 ordinirt war, wurde er am 28. Juni d. J. in die zugleich eingeweihte Elisabethkirche als erster Prediger derselben eingeführt. Nach der Einführung, welcher der König selbst beiwohnte, hielt er seine Antrittspredigt über 2 Cor. 5, 19—21. Die Bitte: Lasset euch versöhnen mit Gott, welche den Kern der Predigt bildete, war auch das Thema des Herzens, das jetzt von der Liebe Christi sich gedrungen fühlte, den Armen des Vogtlandes das Evangelium zu bringen.

G. fühlte ganz die Größe seiner Aufgabe, achtete aber weniger die peinlichen Blicke derer, welche eine solche Aufgabe nur ungern ihm übergeben sahen, als die Gebete derer, von welchen er sich bei derselben getragen wußte. Selten wohl ist ein Prediger mit solchem Durst, die Verlorenen zu suchen und die Zerstreuten zu sammeln und zugleich mit so viel Gaben und Anschlägen zu einer gesegneten Amtsführung ausgerüstet, in eine

Gemeinde gekommen, die noch so wenig eine Gemeinde war, einen so weiten und rohen Boden für jeglichen Anfang der Arbeit darbot. Was von speciellerer geistlicher Fürsorge ihr seit vielleicht sechs Jahren zu Theil geworden war, erstreckte sich fast nur auf jenen Haufen von Elend, der in den sogenannten, von etwa achtzehnhundert Seelen bewohnten Familienhäusern zusammengedrängt ist. Im Ganzen war der Zustand der 1835 mit damals noch nicht ganz zehntausend (jetzt funfzehntausend) Seelen von dem früheren Umfange der Sophiengemeinde abgezweigten Parochie so, wie man es nur irgend bei der Verbindung von herrschender Armuth und langer kirchlicher Verwahrlosung erwarten kann.

Dieser Zustand würde erdrückend gewesen seyn, hätte es nicht aus alter Schule oder aus der Anregung der in jenen Familienhäusern gehaltenen Erbauungsstunden einige, hier schon einigermaßen vereinigte Seelen gegeben, in denen der Geistliche eine Spur von christlicher Gemeinde erkennen, an die, so schwach und selbst unlauter sie zum Theil auch seyn mochten, er doch seine Hoffnungen und Pläne für das Weitere anknüpfen konnte. G. hielt es für seine erste Pflicht, die Glaubens- und Liebesfünklein, die er hier vorfand, zu nähren, um aus ihnen einen Heerd für die Gemeinde zu gewinnen. Er begünstigte daher den Gemeinschaftstrieb dieser Leute, nahm sich ihrer Gebetsversammlungen und Liebeshätigkeiten unmittelbar oder durch Vermittelung von Candidaten an und sah bald in verschiedenen Theilen der Gemeinde kleine Kreise von Andächtigen um das Wort Gottes, das ihnen nach Möglichkeit geboten wurde, sich bilden, die alle in einiger Verbindung mit dem Pfarrer standen und die auch wieder unter einander anzunähern und zusammenzubringen sein Bestreben war. Verirrungen freilich, bald separatistischer, bald methodistischer Art,^{*)} blieben hier um so weniger aus, als es weder in der Möglichkeit noch in G.'s Grundfassen lag, diese Vereinigungen beständig am Gängelbunde zu führen: aber sobald dieselben zu seiner Kenntniß gelangten, wußte er ihnen mit Weisheit zu begegnen, indem er hier im Kleinen die großen und allgemeinen Schäden der Kirche wiedererkannte. Den Einen fehlte die gesunde Weide des göttlichen Wortes und die nüchterne Erkenntniß: ihnen suchte er durch Bibelfunden und katechetische Be-

^{*)} „So nahe hiernach die Aussicht schien, wäre sie doch beinahe wieder vereitelt worden. G. machte in einem Aufsatze der Ev. K. Z. auf das große Bedürfniß aufmerksam, was hier in Berlin in Bezug auf Kirchen und Seelsorge stattfände, und gab zugleich an, daß auch die größte der neu erbauten Kirchen für eine Gemeinde von etwa neuntausend Seelen noch nicht tausend Sitzplätze zähle. Das geistliche Ministerium fand hierin eine Beleidigung des Königs und war nahe daran, eine Untersuchung anzuordnen, die nur dadurch abgewandt wurde, daß der geforderte Name des Verfassers jenes Aufsatze verschwiegen blieb.“

^{*)} So war es einmal nahe daran, daß ein sonst wackerer Christ, der an dem Gemisch der Abendmabtsagenossen in der Kirche Anstoß nahm, mit seinem Anhange allein das Abendmahl feierte; in einer anderen Versammlung artete der Drang zum Beten in die bedenkliche Übertreibung aus, daß alle Glieder derselben jedesmal der Reihe nach laut zu beten für nöthig hielten.

sprechungen zu helfen; den Anderen fehlte, nicht bloß durch ihre Schuld, die Anschauung einer Gemeinde, die da herrlich sey, die nicht habe einen Flecken oder Runzel oder des etwas: ihnen schärfte er vor Allem die Pflicht der gegenseitigen Zucht unter einander ein, kam ihnen aber darin entgegen, daß er sie zur Abendmahlsfeier in der Kirche in einem geschlosseneren Kreise einlud, wie er an gewissen Tagen sich ganz von selbst bildete.

Eine Einrichtung, wodurch er namentlich dem Bedürfniß angeregter und gnadenhungriger Gemüther entsprach, seinem seelsorgerlichen Einfluß aber einen näheren Zugang zu den Herzen bahnte, war die der Privatbeichte, dieser persönlichsten Confrontation des bekennenden Sünders mit dem Amte, das die Veröhnung predigt. Ihre Aufrechthaltung war ihm unbeschreiblich wichtig. „Stunden lang saß er mitunter in der Sakristei, ohne daß Jemand zur Beichte kam; aber er war glücklich, wenn nach stundenlangem Warten doch etliche Seelen sich fanden, die ihm das Herz ausschütteten und denen er dann einen Strahl himmlischen Trostes schenken konnte.“ *) Das zarte und heilige Verhältniß, welches ihn als Beichtvater mehr und mehr mit einer Anzahl seiner Gemeindeglieder und Zuhörer verband, hob und trug ihn in seinem Amte und begleitete ihn wie ein Gewissen und ein kostbarer Schatz. Nichts vermag gewiß so, wie dieses Verhältniß, das Band zwischen Prediger und Gemeinde von beiden Seiten stark und innig zu machen, dieses geheimnißvolle Band, das zwar in unserer Liturgie seinen Ausdruck hat da wo des Geistlichen „Der Herr sey mit Euch“ sich begegnet mit dem „Und mit deinem Geiste“ von Seiten der Gemeinde, das aber in Wahrheit bei uns jetzt so selten gefunden wird. In G.'s Gemeinde hatte sich etwas der Art gebildet. Das empfand er namentlich in der Zeit, als ihn die Reise nach England von seinem Amte entfernt hielt und gab ihm gar herzliche Worte ein, die er von dorthor mehrere Male an seine Gemeinde in Berlin richtete; das empfand er am tiefsten, als er ganz von ihr schied.

Der lebendig mit ihm verbundene Kreis war freilich nur zum kleinsten Theile aus der örtlichen Parochie, deren Pastor er war. Sonntäglich zog die Elisabethkirche eine von sehr verschiedenen Seiten und aus sehr verschiedenen Ständen sich sammelnde, wenn nicht große, doch desto treuere Schaar herbei, die in der festen Anschließung an diese Kirche fast zu einer besonderen Gemeinde zusammenwuchs. Ohne Frage war für Viele die schon sonst gekannte und geliebte Persönlichkeit des Predigers der erste Anziehungspunkt. Sonst lag in der Art, wie G. Amt und Gottesdienst behandelte, etwas über das Menschliche und Individuelle besonders stark Hinausweisendes, das Gefühlsbedürfnis zumal Unbefriedigendes, für die dem Glauben ferner Stehenden zuweilen selbst Abstoßendes. Seine Predigten mutheten dem Zuhörer mehr zu, sich zu der Höheit und dem Ernste des Wortes Gottes zu erheben, als sie sich herabließen, dasselbe zu theilen und flüssig zu machen zur mundrechten Speise für jede verlan-

gende Seele und betonten nicht selten die dem natürlichen Herzen unzugänglichsten Lehren mehr, als sie darauf hinarbeiteten, Brücken zu denselben hinüberzubauen, etwas, wozu er selbst nach seiner ganzen Lebensführung das Bedürfnis weniger, als viele seiner Zeitgenossen erfahren hatte. Am wenigsten gehörte G. zu denen, welche aus jedem Texte einen Vers zu machen verstehen, oder zu denen, welche menschliche Zustände und Vorfälle zum Texte nehmen; die Schrift selbst mit ihren Worten, ihren Gesichten, ihrem Lehrzusammenhange war ihm so sehr Hauptsache, daß man mit einigem Rechte sagen konnte, seine Predigten seyen Bibelstunden. Aber gerade diese, nicht Jeden ansprechende Rückertlichkeit und Wahrheit einer an dem Worte Gottes haftenden Betrachtung machte ihn für Viele recht werth, um so mehr, als auch die tiefe Innerlichkeit seines mit Christo in Gott verborgenen Lebens, wie keusch er damit zurückhielt, doch nie sich ganz unbezeugt lassen konnte. Wie durch eine nicht ihm angehörende harte und trockene Schale brach sie oft lieblich hervor in der warmen Anpreisung der Liebe, die uns zuerst geliebt, in der dringenden Hinweisung zu dem, welcher Niemanden hinausstößt, der zu ihm kommt, in dem tiefen Schmerz über die, welche nicht zu ihm kommen wollten. Dies war der Ton, den zumal der regelmäßig im Gebet auslaufende Schluß der Predigten immer anschlug und womit denn auch immer das Innerste der Zuhörer angeschlagen wurde. Aber G. hatte eine Scheu davor, auch im Gebete nur die individuelle Beziehung zu dem Herrn anzuregen und dabei den Zuhörer stehen zu lassen. Darum, wie er die in sich Versunkenen an dem Worte Gottes zu sammeln und auf diesem Grunde zur persönlichsten Hingabe an den Herrn hinzuführen bemüht war, so hielt er es für nöthig, in dem nach der Predigt und vor dem Altar zu verrichtenden allgemeinen Kirchengebet, die Gemeinde wieder im Dank und in der Fürbitte mit der ganzen Kirche zu vereinigen.

So sehr kam es ihm darauf an, den Gottesdienst zu einer Erbauung im wahrsten Sinne, d. h. zu einem auf dem rechten Grunde und in der engsten Verkittung mit diesem, zu völligem Zusammenschluß mit dem ganzen Hause Gottes aufbauenden Gemeindeakt zu gestalten. Aber der gewöhnliche Gottesdienst ließ auch in der Gestalt, welche er ihm zu geben suchte, ihm noch ein Bedürfnis des gläubigen Herzens unbefriedigt zurück. Diesem wollte er in den liturgischen Festandachten, wie er sie anstrebte, *) und zum Theil zur Ausführung brachte, gerecht werden. Hier sollte, während die Person des Predigers und jede individuelle Einwirkung ganz zurücktrat, das einfache Wort Gottes mit heiligem Gesange zusammenwirken, um die Herzen in einer reinen Feier der Anbetung zu vereinigen. Hier sollte zugleich der klassischen Musik, deren Herrlichkeit er ganz zu würdigen verstand, die lang entbehnte Stelle auf dem Boden, woraus sie selbst erwachsen war, wiedergeschenkt werden. Es war ein großer und schöner Gedanke, und wenn die mehrfach der Ge-

*) Diese wie mehrere später angeführte Stellen sind unmittelbar fremder Mittheilung entnommen.

*) Bgl. Ev. K. Z. 1840 Nr. 59 ff.: Die Kirchenmusik in der Evangelischen Kirche.

meinde dargebotene Ausführung desselben, nach ihrer anfänglichen sehr warmen Aufnahme, doch keine sich gleich bleibende Theilnahme, noch seltener Nachahmung gefunden hat, so ist daran gewiß weniger der Gedanke selbst, als die geistliche Unreife der jetzigen Christenheit Schuld.

Wer nun G. bloß von der Seite her kannte, welche etwa aus diesen Gottesdiensten sprechen konnte, hätte meinen mögen, das sey ein Mann, welcher die Kirche zu einer Stätte esoterischen Andachtsergnusses für eine auserwählte feingebildete Gesellschaft machen wolle. Aber nichts lag G. ferner, als ein solcher Sinn. Wie er in seiner Kirche eine Heisanstalt einrichtete, nicht sowohl um der weichlich gewöhnten Leute willen, die dahin kamen, als um der Armen willen, welche ihre Blöße hinzukommen abhielt, so wollte er auch am liebsten den sonst Müheligsten und Beladensten jene geistliche Erquickung zuwenden. Und der Mann, dessen Wonne es war, in Gottes Wort und im Gebet mit andächtigen Seelen auszurufen, vergaß doch so wenig der Unzähligen in seiner Gemeinde, die von Gottes Wort und Gebet nichts wußten, daß ihn der Gedanke keine Ruhe ließ, wie er die Kluft zwischen der Kirche und dieser ihr entfremdeten Menge ausfüllen, wie er den vielen Seelen, für welche er sich verantwortlich fühlte, nahe kommen könne. Mit herzlichen Ansprachen, die er in die Häuser schickte, suchte er sie in die Kirche und zum Gebrauch der mancherlei vorhandenen Andachtsmittel zu locken; bei jeder Anmeldung eines Begräbnißes ließ er die (natürlich unentgeltliche) Begleitung des Geistlichen anbieten, die ihm angezeigten Kranken besuchte er und ließ er besuchen, entzweiten Eheleuten ging er nach; einige Candidaten standen ihm von Anfang an zur Seite, von 1842 an waren es ihrer vier, zu denen noch ein Hülfsprediger kam; reiche Zuflüsse mildthätiger und selbstthätiger Liebe wurden durch seine Vermittelung der in sich selbst geistlich und leiblich so mittellosen Gemeinde von außerhalb zugeführt; ein Frauenverein, eine Beschäftigungsanstalt für brotlose Weber und Frauen, ein Handwerkerverein, ein Schulbesuchsverein zur gütlichen Einwirkung auf säumige Schulpflichtige, Kindergottesdienste, Nachhülfe für zurückgebliebene Confirmanden u. s. w., das Alles wurde theils von G. selbst, theils unter seinem Namen und unter seinen Augen eingerichtet, die ganze Maschinerie der inneren Mission, noch ehe es diese dem Namen nach in Berlin gab, in Bewegung gesetzt, denen zu Liebe, die meist doch nicht sich bewegen lassen wollten, wenigstens zur Annahme des Brotes, das vom Himmel kommt. Wenn wäre dabei nicht der Athem ausgegangen! Und doch hatte G. immer neuen Muth, stets bereite Liebe, denn ihn jammerte auch des Volkes, das er so zerstreut und verschmachtet sah. Als der eben mitgenannte Handwerkerverein gestiftet war, nicht eigentlich von ihm, der später nur zu sehr gerechtfertigte Bedenken gegen die Art seiner Einrichtung hatte, unterstützte er doch dessen Bestehen durch seine Autorität und Weisheit und war unverdrossen, die unter seinen widerstrebenden Elementen so oft hervorbrechenden Streitfragen zu schlichten, oder Vorträge zu halten, wenn er darum angerufen wurde, trotz dem ihm widerwärtigen Tabaksqualm in den durchdrücherten Zimmern und der Hitze unter

der gedrängten Menschenmenge. „Die innerste Seele ging ihm auf, als er die Spargesellschaft anfang: die Idee dazu war aus Verbindung der Liedtke'schen und Chalmers'schen *) Gedanken in ihm entstanden. In jener Zeit war er ganz selig und glaubte im Besitze des Zauberstabes zu seyn, womit das Bogtland in einen Garten Gottes verwandelt werden könnte. Und, wenn er auch zu rasche Erfolge erwartete, die Menge Personen, welche er heranzog, die Eindringlichkeit, womit er sie für die Sache einnahm, die sichtlich Freude, die er am Fortgang hatte, alles das ist nicht ohne viel und bleibenden Segen gewesen, wenn auch grade das Gehoffte nicht zu Stande kam.“ Freilich war es bei einer so vielgestaltigen, ob auch von vielen Händen unterstützten Thätigkeit kaum zu vermeiden, daß manchmal Eins das Andere hemmte, und unter dem Vielen, was um der Noth des armen Volkes willen angegriffen wurde, das Eine Nothwendige, worauf es zuletzt für dasselbe abgesehen war, mitunter selbst ein wenig zurücktrat. Etwa mit der, in mehrfacher Beziehung einen Abschnitt bildenden Stiftung jenes Handwerkervereins, der, obwohl nicht ganz im Sinne G.'s angelegt, doch durch seine augenblicklichen Erfolge ihn mit ermuthigte, ein Netz mit weiten Maschen in das Meer zu werfen, trat die von ihm geleitete Thätigkeit für die Gemeinde unwillkürlich in eine Bahn, bei welcher der für jeden geistlichen Bau unentbehrliche und von ihm selbst entschieden immer gesuchte Ausgangspunkt der lebendigen Steine sich nicht mehr festhalten ließ, bei welcher zu sehr in's Weite und mit gemischten Kräften gearbeitet wurde, und daher auch am wenigsten Nachhaltiges zu Stande gekommen ist.

Das, was G.'s Bemühungen um die Gemeinde überdauert hat, sind nicht die Pläne, auf welche er selbst die größten Hoffnungen gesetzt hatte, das sind die geräuschlosen Werke christlicher Liebe, welche seine Anregung aus anderen Kreisen zu ihr hingelenkt hat, das sind die stillen Gnadenwirkungen, welche manche Seele seinem Gebet und seiner Arbeit verdankt, das ist der durch ihn weit verbreitete Eindruck einer zu den Elenden herabgestiegenen Menschenfreundlichkeit.

Was aber G. innerlich trieb und beschäftigte, was er nach Außen hin wirkte, war keineswegs in der Gemeinde abgeschlossen.

In dem Vordergrund seiner Wünsche und Bestrebungen lagen die für die Bildung und Förderung des geistlichen Standes. Auf diesen hatte er schon in seinem Umgange mit Studierenden auf der Universität es abgesehen. Ihm übergab er, tief beklagend den Mangel an rechtem Hirten- und Zeugnissinn unter denen, welchen das Wort der Wahrheit und das Heil der Seelen anbefohlen sey, schon ehe er selbst dem Amte nach zu ihm gehörte, Finzendorf's Jeremias und Baxter's Evangelischen Geistlichen, an denen sein eigener Sinn für das geistliche Amt sich geschärft und gestärkt hatte. Vor Allem aber fühlte er die Nothwendigkeit, für den von der Kirche so vernachlässigten und für sie selbst so unfruchtbaren Candidatenstand etwas zu thun. Darum hatte er von dem Eintritt in das Pres-

*) Vgl.: Die kirchliche Armenpflege, nach dem Engl. des Dr. Thom. Chalmers von D. v. Gerlach, Berlin 1847.

digant an beständig einige Candidaten um sich, die er nicht bloß für die Arbeit in der Gemeinde benutzte, sondern denen er selbst auch zu nützen bemüht war: die Einrichtung eines Conviktes, welche er 1843 traf, durch Vereinigung von zuerst vier Candidaten, gab einem längst gehegten Plane nur festere und ausgebreitete Gestalt. *) Auf die Leitung einer solchen Anstalt hatte ihn Gott durch Gaben und Lebensführung ganz besonders hingewiesen, und die Liebe, welche er ihr zuwandte, zeigt, wie er sich dazu innerlich berufen fühlte. Seine theologische Bildung, seine in der eigenen Liebe zu Christo und den Brüdern wurzelnde Kraft der Anregung zum kirchlichen Wirken, seine entgegenkommende, ermutigende und duldsame Freundlichkeit, sein Sinn für heilige Gemeinschaft: dies Alles zusammen konnte hier zu der wirksamsten Anwendung kommen. In einem solchen Convikte hoffte er die wichtigsten Vorzüge des theologischen Zusammenlebens, die er an dem Wittenberger Seminar früher selbst kennen und schätzen gelernt hatte, im Kleinen festzuhalten, ohne die Mängel jener Anstalt mit herübernehmen zu müssen, die er in ihrer bei aller Praxis noch immer vorherrschend theoretischen und schulförmigen Haltung fand. Hier sollten die Candidaten unter einander eine durch Gebet und Beruf geheiligte Gemeinschaft, in der Gemeinde ein Klinikum zur lebendigen Übung in der Seelsorge und allen Pflichten des künftigen Geistlichen, bei alle dem aber pastorale Leitung, brüderlichen Halt, wissenschaftliche Nahrung in dem Prediger finden. „Es war sein Ideal, eine Zahl von Seelen mit sich in Verbindung zu setzen, die sich ihm vollkommen auflösen und hingäben, nicht als ob er ihre anvertrauten Mittheilungen mißbrauchen oder dadurch sich zum Herrn über sie machen wollen, sondern hier legte er alle Vornehmigkeit ab, er war ganz der ältere Bruder, Rather, Priester.“ In den sechs bis sieben Jahren, wo dieses Convikte bestand, zuerst unter seiner vollen, nach seinem Abgange aus der Elisabethgemeinde, welcher es zunächst verblieb, nur unter einer entfernteren Leitung und Theilnahme, haben in demselben einige zwanzig Candidaten längere oder kürzere Zeit ein theologisches Asyl und eine pastorale Schule gefunden, woraus sie wohl selten, ohne am Glauben erstarkt, in der Freudigkeit und Thätigkeit für den kirchlichen Dienst gefördert zu seyn, meist unmittelbar in eine amtliche Thätigkeit übergegangen sind. Vielfach diente es der Pastoral-Hilfsgesellschaft in Berlin, durch deren Mittel es zum Theil bestand, zur Pflanzschule für die von ihr ausgesandten Hilfsprediger. Daß es bei der kleinen Zahl seiner Mitglieder den meisten doch nur zum schnellen Durchgange diente, daß es denselben den größeren Theil der Sorge für die äußere Existenz selbst überlassen mußte, daß es sie zugleich oft in eine allzubunte Mannigfaltigkeit von Beschäftigungen verstrickte, raubte ihm allerdings zuweilen die innere Ruhe und Haltung, durch die es seine Mitglieder hätte tragen sollen. Aber daß es trotzdem einen so unverkennbaren dankbar bezeugten Segen oenen, welche ihm angehörten, hat mitgeben können, zeigt

am besten, wie im Wesentlichen richtig berechnet auf die Bedürfnisse des Candidatenstandes und wie heilsam geleitet es war.

Wie er hier im engsten und vertrautesten Kreise unter künftigen Dienern der Kirche eine Saat auszuwerfen sich angelegen seyn ließ, auf daß sie hingingen und Frucht brächten, so gab es auch weiterhin zerstreut eine Anzahl von Geistlichen, mit denen im Einverständniß zu schaffen, was der Kirche frommen möchte, ihm am Herzen lag; so suchte er auf den Pastoral-Conferenzen (die er in Berlin meist zu leiten hatte), so wünschte er als Mitglied des Consistoriums auf amtlichen Prediger-Synoden sich Eingang und persönlichen Verkehr mit Amtsbrüdern.

Und wie ausdauernd hat er in solchem Verkehre jede Gelegenheit wahrgenommen, um gegen kirchenzerstörende Ausgeburten des Zeitgeistes zu kämpfen und dagegen jeder organisch auf- und fortbauenden Maßnahme das Wort zu reden! In ihm verband sich in seltener Weise Pietät für den geschichtlichen Bestand der Kirche, die ihn immer rufen ließ: Verdirb es nicht, es ist ein Segen darin, und ein rastloser Trieb, alles Alte zu erneuern, auf dem durch Gottes Wort gelegten, unter Gottes Leitung gestalteten Grunde zu wirken, was die Noth der Zeit und der Drang der Liebe fordere. Diese ächte, nicht steinerne, sondern fleischerne Kirchlichkeit, die ihm selbst so eigenthümlich und durch seine schon vor der 1842 unternommenen Reise nach England sehr bedeutende Vertrautheit mit den Zuständen und Einrichtungen der jetzigen Anglikanischen Kirche keineswegs erzeugt, sondern nur befruchtet war, hatte in ihm so sehr Leben und Gestalt gewonnen, daß man sie in ihm wie verkörpert sah. In dem Sinne solcher Kirchlichkeit hat er eben so entschieden der jetzt beliebten Freiheit der Kirche vom Staat, als jener Unmündigkeit widerstrebt, welche ohne Veranlassung und Mittel des Staates nichts zu unternehmen wagt. Wie anregend ist in der letzten Beziehung namentlich sein Vorgang auf so manchen neuen Wegen, die er zur Abhülfe kirchlicher Bedürfnisse einschlug, gewesen. Wie wichtig ist die Vereinigung, welche er unter dem Namen der Pastoral-Hilfsgesellschaft zur Vermehrung der seelsorgerlichen Kräfte in den Gemeinden veranlaßt hat, schon allein durch ihre, in der Deutschen Kirche noch so wenig einheimische Idee. Wie mahnend bleibt der für die Befriedigung der kirchlichen Noth Berlins von ihm entworfene Plan, durch Anstellung einer genügenden Anzahl von Predigern für neu, doch ohne Beeinträchtigung bestehender Rechte zu bildende Pfarorien erst Gemeinden um die Predigt des göttlichen Wortes zu sammeln, um dadurch zugleich lebendige Mittel und Kräfte zur Erbauung von Kirchen zu erwecken, dieser Plan, welcher im Februar 1848 schon seiner Ausführung entgegenzusehen schien, bis er von dem Strom der Zeitereignisse verschlungen wurde.

Dieser lebendige kirchliche Sinn aber, der so gern auf dem eigensten Boden der Kirche Neues erblühen und wachsen sehen wollte, war, das kann man gewiß behaupten, kein Schäum, sondern ruhte auf einem guten Grunde. Nur von einem solchen Grunde aus konnte G., fast allein stehend, einen so furchtlosen Widerspruch gegen die vom Staate zugemuthete Trauung schriftwidrig

*) Vgl. Ev. R. Z. 1842 Nr. 21 ff.: über die Ausbildung der Candidaten für das Predigtamt und ihre rechte Stellung zur Kirche.

Geschiedener erheben, und dadurch sein und der Kirche Gewissen wahren. Aus einem solchen Grunde allein konnte die Abneigung entspringen, die er gegen alles sogenannte Organisiren hatte, welches nicht von dem Lebenskeim des Glaubens ausging und gehalten wurde. Sein kirchlicher Sinn war der, vor allem im eigenen Herzen seinem Gott einen Tempel zu bauen, dann die zerstreuten Kinder Gottes zu sammeln, auf daß sie eins würden, gleich wie der Vater mit dem Sohne eins ist, und von dem kleinen Kirchlein aus, das er immer in nächsten Kreise aus einstimmenden Seelen zusammenführte, den Arm der Liebe weit auszustrecken, auf daß Gottes Haus voll werde und der Duft des Weihrauchs aus Vieler Herzen zu ihm aufsteige. Er war eine kirchenbedürftige, kirchenpflegende und darum auch kirchenbildende Persönlichkeit. Und wenn die mancherlei lose hingelegten Steine und unvollendet gebliebenen Entwürfe, welche er uns hinterlassen hat, nicht unmittelbar zum Bau der Mauern Zions dienen sollten, so wird doch der Vorzug eines so baumeisterlichen Geistes eine Kraft der Nachfolge unter uns zurücklassen.

Je mehr aber von dem Heu, Holz u. s. w., das auch ihm vielleicht begegnet ist zu verwenden, wieder zerfliegen mag, desto mehr wollen wir uns mit ihm halten an das, was er selbst als seinen Richter erkannt hat. „Alles Fleisch ist wie Gras und alle Herrlichkeit der Menschen wie des Graßes Blume. Das Gras ist verdorret und die Blume ist abgefallen. Aber des Herrn Wort bleibt in Ewigkeit.“ Und was er daran gewandt, was er für dessen Auslegung und Verbreitung gethan, wird sicher auch das bleibendste Denkmal seines Lebens seyn. Es ist ja bekannt und gesegnet schon das Bibelwerk mit seiner gründlich und geistvoll in die Schrift einleitenden, christlich anleitenden, auch kirchlich zu den besten Auslegungsschätzen zurückleitenden Erklärung. Möchte dieses Werk, das den Berewigten zwanzig Jahre seines Lebens begleitet, unter aller Unruhe immer wieder zu sich zurückgezogen, noch in den letzten gesunden Tagen beschäftigt hat, bald die vollendende Hand finden, die er selbst nicht mehr anlegen konnte, damit das Beste, was jetzt in solcher Form christliche Wissenschaft und Erfahrung bieten können, unverfügt der Kirche zu gute komme.

Gott hat durch dieses Wort, dessen Auslegung G. uns als ein theures Erbe hinterlassen, ihm selbst viel Gnade geschenkt, hat ihn durch dasselbe früh zu sich gezogen, unter mancher Ungewißheit doch ein gewisses Ziel verfolgen, unter schweren Schlägen freudigen Muth behalten, so verschiedenartige Kräfte für einen Dienst vereinen, bei zeitlichem Mißlingen doch Segen für die Ewigkeit austreuen lassen. Aber wir würden, indem wir solche Gnade preisen, nicht im Sinne des Berewigten handeln, wenn wir verhehlen wollten, daß es eben auch Gnade war an einem sündigen Menschenkinde. Er am wenigsten war sich dessen unbewußt; nie konnte er von der Sünde der Welt sprechen, ohne daß man fühlte, wie er sich mit einbegriff. „Allein bei allen Mängeln blieb er doch ein liebes Kind Gottes, und wenn er einmal

in vielerlei Dingen sich zerstreut hatte, so eilte er mit tieffter Traurigkeit zu seinem Jesusherzen und sprang in das Bad seiner Gnade, woraus er dann, neugewaschen und rüstig, sich wieder aufrichtete. In solchen Wehen und Wonnen innerer Neugeburt mußte man ihn treffen, um den Mann mit einer Liebe zu umfassen, die unvergänglich ist!“ Sein eigentliches Element war die Liebe. Darum war er bei der Menge von Plänen und Verbindungen, die ihn in Anspruch nahmen, doch im Grunde ein anhänglicher Mensch, der, so schnell er auch Manches, kaum ergriffen, wieder fallen lassen konnte, doch, was einmal eine tiefere Stelle in seinem Herzen gefunden hatte, nicht wieder vergaß, wenn es auch der Gelegenheit warten mußte, um hervorzutreten. Sein Vaterhaus, alte Lehrer, alte Freunde, seine alte Gemeinde, sein Vaterland, das Alles hatte einen unzerstörbaren Platz in seiner Erinnerung, in seiner Liebe. Und wenn es schien, als ob er für irgend eine Sache oder Person mit seiner Liebe nicht Stand hielt, es lag nicht an einer Kälte und Ede des Herzens, sondern im Gegentheil an der Wärme und Fülle, welche ihn zu immer neuen Gegenständen der Theilnahme und der Thätigkeit hindrängte und so darin aufgehen ließ, daß er einen Augenblick alles Andere darüber vergessen konnte. Er war eine edle, über und außer sich lebende, großen und ernstesten Zwecken hingeebene Natur, dadurch freilich Anderen gegenüber bald mit einem Scheine der Vornehmheit behaftet, bald von zutraulichster Mittheilbarkeit überströmend, jederzeit aber, wo es das Amt und das Reich Gottes galt, in größter Selbstvergessenheit zum Dienen und Helfen bereit. Er hätte sich, wenn es ihm gegeben gewesen wäre, in dem Umfange seiner Wirksamkeit sich zu beschränken, leicht ungesucht den Ruhm eines ausgezeichneten Gottesgelehrten, oder eines bewunderten Predigers erwerben können. Weil es ihn aber so drängte, zu wuchern mit seinen Pfunden, und immer ängstigte, wenn er sollte als der erfunden werden, der eins im Schweistuch verborgen hielt, so wird ihm gewiß der Ruhm eines treuen Knechtes bleiben, der nicht größer seyn wollte, als sein Herr.

Dem geglaubten Willen dieses Herrn gehorsam, hatte G. der Versetzung aus der Elisabethgemeinde nach mehr als zwölfjährigem Dienst bei derselben, als Hosprediger an den Dom, mehr sich gefügt, als daß er sie gewünscht hätte. Dieser Wechsel nahm ihm mit einem Male so Vieles, das die neue Stellung unerseht ließ, daß er von da an sich oft wie ein aus seinem rechten Boden ausgewurzelter Baum vorkam. Der Märzsturm 1848 fuhr zerstörend über wichtige Pläne und Hoffnungen und ließ ihm lange nur den Trost von dem Frühling übrig, als dessen Anzeichen er jenen Sturm deutete. Tief erschüttert suchte er im engsten Kreise der Freunde bei dem Worte Gottes und Gebet neue Kraft. Und, die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft. Der alte Muth, die alte Freudigkeit der That kam ihm wieder. Schien es versagt, von der Kirche im Ganzen jetzt Großes zu erwarten, so wollte er desto mehr im Kleinen die Zeit auskau

fen. Vor allem bewegte ihn der Wunsch, den Stadttheil, den er bewohnte, zu einer neuen Parochie gestalten zu helfen. Auch das vor dreizehn Jahren zurückgestellte Verhältniß zur Universität, die ihn 1848 zum Doktor der Theologie ernannt hatte, wurde wieder angeknüpft, da das jetzige Amt ihm Muße zu Vorlesungen zu lassen schien. Aber unter solchen neuen Anfängen kloppte der Herr bei ihm an, ihn an das Ende zu mahnen. O. war eigentlich nur zweimal, seit er erwachsen war, ernstlich krank gewesen, beide Male in Folge von Ansteckung, die er sich bei Amtsverrichtungen zugezogen hatte. Eine Nachwirkung von dem furchtbaren Angriff, den der erste dieser Krankheitsfälle auf seinen sonst so kräftigen Körper gemacht hatte, bedrohte augenscheinlich sein Leben. Von einem längeren Aufenthalt in Schlesien im Laufe dieses Sommers, wobei er die Erfüllung einer Liebespflicht mit der Sorge für seine Gesundheit verband, kehrte er kränker zurück. Ein schwerer Druck lag auf ihm und ließ ihn mit merkwürdiger Gewisheit erkennen, was der Herr mit ihm vorhabe, und oft von der Nähe seines Todes sprechen, während er doch, immer eifrig, noch neue Arbeiten für den Winter einrichtete. Trotz seines leidenden Zustandes und dem ausdrücklichen Verbot des Arztes, gab er dem Drange nach, am 20. p. Trin., nach so langer Zeit der Versäumnis wieder die Kanzel zu besteigen. Lebendiger, feuriger als je predigte er von dem hochzeitlichen Kleide, ohne das Niemand zum Abendmahl eingehen dürfe. Aber der Eifer um das Haus des Herrn hatte ihn verzehrt; todkrank kam er nach Hause; drei Tage später hatte er vollendet.

Voluit, quiescit, das kann auch seine Grabchrift seyn: wir dürfen ihm die Ruhe gönnen, die er als das beste Gut gekannt und gesucht hat. Und Gott wird ihn lassen ruhen von seiner Arbeit.

Nachrichten.

Magdeburg, 6. Dezember 1849.

In Betreff der Pfarrbesetzung in Welsleben, welche wiederholt in politischen Zeitungen, und neuerlich zum dritten Male in diesem Blatte (vgl. Nr. 94) besprochen worden ist, und zwar zum Theil nicht ganz in Uebereinstimmung mit dem Grundsatz, daß die Achtung vor den Behörden sorgfältig erhalten werden müsse, finde ich mich veranlaßt, einige Bemerkungen mitzutheilen, die beitragen möchten, das Urtheil der Leser zu berichtigen. Eine ausführliche Darstellung dieser auch mir in mehr als einer Hinsicht schmerzlichen Angelegenheit vermag ich um so weniger zu geben, da ich während des letzten Studiums ihrer Entwicklung sieben Wochen auf einer Urlaubsreise abwesend war. Darum beschränke ich mich auf Folgendes:

1. Wenn die Verfassung einer Behörde es mit sich bringt, daß der Chef derselben das Recht hat, die Beschlüsse der Mehrheit zu hemmen, und daß seine abweichende Meinung, wofern sie die Genehmigung der höheren Behörde erhält, alsdann als rechtmäßige Entscheidung gilt: so hört, wofern nicht etwas an sich Unrechtes oder Unchristliches geschieht, das Recht und die Pflicht der dorenerwählten Majorität auf. Für die Untergebenen der Behörde entsteht ebenfalls die Pflicht, sich zu

beruhigen (mit wie schmerzlicher Aufopferung ihrer Wünsche auch der Gehorsam verbunden sey), sobald die höchste Behörde entschieden hat. Die Anwendung auf die hier vorliegenden Fälle ist einfach.

2. Die Stimmführer derjenigen in Welsleben, welche den Pfarrvikar Taube zum Pfarrer wünschten, sind wenigstens von zwei Mitgliedern des Konsistoriums, an die sie sich vertrauend wandten, so freundlich als ernstlich wiederholt daran erinnert worden, daß man zwar für ihre Wünsche, die man für billig halte, wirken wolle, daß aber, wofern dieses nicht gelingen sollte, da man ja selbst unter höherer Autorität stehe, es auch ihre heilige Pflicht sey, der Entscheidung des Kön. Ministeriums sich ruhig zu fügen, jede Gewaltthätigkeit und Leidenschaft zu meiden. Mit der Versicherung, daß sie das einsehen und so thun wollten, und daß es so gut sein werde, wie Gott es dann fügen werde, schieden diese Stimmführer. Dies berechtigte wohl zu der Hoffnung, daß eben sie die Macht haben würden, die Wünsche der Gemeinde in den Grenzen der Folgsamkeit zu halten. Leider ist diese Hoffnung nicht erfüllt worden.

3. Der betäubende Ausgang der Sache durch Erscheinen des Konsistoriums trat erst ein, nachdem der Pfarrvikar Taube ausdrücklich erklärt hatte, er sey nicht mehr frei in Welsleben, er werde durch Gewalt gehindert, sich an den Ort zu verfügen, in welchem das Pfarramt zu verwalten er bereit sey. Die Gemeinde befand sich damals in dem Bestreben, durch äußere Macht ihren bisherigen Pfarrvikar an dem zu verhindern, was dieser selbst für Recht erkannte und erklärte.

Dr. R. S. Sack.

Kirchliche Nachrichten aus der Pfalz.

(Fortsetzung.)

Ich gehe nun zu den Schicksalen über, welche die Kirche unter den Stürmen der Revolution in der Pfalz zu erleiden hatte.

Der offene Ausbruch der Revolution fand statt am 1. und 2. Mai 1849, an dem sich sowohl der Landrath als auch Tausende von Bürgern aus allen Ständen in Kaiserslautern versammelten, um in dem eiteln Dünkel, die freisinnige Pfalz müsse in den Deutschen Revolutionsbestrebungen den übrigen Ländern kühn voran geben, unter dem Schutze der Reichsverfassung auf eine Kostrennung von Baiern und auf die Republik hinzuwirken. Welche Art von Republik damit gemeint war, konnte man daraus ersehen, daß vorzüglich der Prediger der Deutsch-katholischen Sekte aus Neustadt, Namens Loose, ein abgesetzter protestantischer Pfarrer aus Württemberg, und sein Patron, der Vorstand jener Sekte in Neustadt, der bankrotte Uhrmacher Weber, nebst einigen jungen frechen Burschen in ihren auf offenem Markt vor dem versammelten Pöbel gehaltenen Reden darauf hinarbeiteten. Am Morgen des 2. Mai hatten sich an den Vorberatungen, die in der Fruchthalle zu Kaiserslautern stattfanden, auch Pfarrer Poser und Eckhard betheilig, ohne jedoch jenen Überstürzungsmännern gegenüber ihren früheren Ruhm vollkommen bewahren zu können. Nachmittags in der Volksversammlung traten sie wohlweislich zurück und mußten das Feld jenen eingetauften Naturen überlassen, um sich später als Schweif ihnen anzuhängen.

Loose und Weber waren unstreitig die gefährlichsten Menschen, welche sich an der Revolution betheiligten, und bei längerer Dauer derselben sicherlich eine bedeutende Rolle zum Schrecken aller Besessenen und rechtschaffenen Bürger gespielt haben würden. Loose, eine bestialische Natur, der bei der Begründung der Deutsch-katholischen Gemeinde in Kaiserslautern, wozu ihn ein protestantischer Pfarrer daselbst abge-

holt, sich dermaßen betrunken, daß er selbst von seinen Gesinnungsgegnern auf jener Kneipe, wo diese Scene vorfiel, im Stich gelassen wurde, der durch seine freischende Stimme, sein glühendes Vollmondsgesicht, seinen ächten Bierbauch schon hinreichend bezengte, daß durch seine Gurgel nicht weniger hinabgefloßen, als bei jeder Veranlassung wieder herausströmte, hatte z. B. kurz vorher mit dem Uhrmacher Weber einen Aufruhr erlassen, der also anhebt: „Pfälzer! das Unglaublichste ist geschehen! Maximilian von Baiern hat die durch unsere souverainen Vertreter zu Frankfurt festgestellte und für uns rechtsgültige Verfassung verworfen. Diese Entrüstung erfüllt die Brust eines jeden Pfälzers!“ Weber hatte sich schon längst mit dem Socialismus oder besser Communismus beschäftigt, und an verschiedenen Orten Vorlesungen über diesen Gegenstand gehalten und dafür manches Lob in unseren Zeitungen geerntet. Er stand an der Spitze des zahlreichen Proletariats zu Neustadt, und daß es bei ihm weniger auf Durchführung politischer Grundsätze, als vielmehr auf Plünderung abgesehen sei, fühlte wohl Jeder, der ihn kannte; Niemand wagte es jedoch das offen auszusprechen, viel weniger ihm kühn entgegenzutreten. Die gemüthlichen Pfälzer, die beständig Allem, was den Schein der Freisinnigkeit an sich trägt, zugehan sind, hatten eine Zeit lang großen Respekt vor diesen Herren, und zogen sich in ihnen höchst gefährliche Schlangen groß.

Der bekannte Jenner v. Jenneberg, der eine Zeilang in der Pfalz das Ders-Commando über das Volksheer führte und an ehrlicher Consequenz und Intelligenz sämmtlichen Revolutionären der Pfalz weit überlegen ist, hat über dieses halbe, charakterlose Geschlecht freilich von seinem Standpunkte aus in seiner Schrift: „Zur Geschichte der Rheinpfälzischen Revolution und des Badischen Aufstandes, Zürich 1849,“ manches treffende Wort gesprochen. Auf S. 13. heißt es bei Gelegenheit der Charakterisirung des Dr. Hepp, des eifrigsten Unterstützers unserer Lichtfreunde: „Hepp erscheint uns als Repräsentant des verrückt gewordenen constitutionellen Bourgeois, der seine Art von Liberalismus zum Leben eben so erforderlich hält, als Salz und Brot. Diese Menschenklasse ist bisher einer weit geringeren Beachtung gewürdigt worden, als sie von Seiten der radikalen Partei eigentlich verdient hätte. Diese Art Bourgeois ist liberal, weil es sie fähigt, als Oppositionsmänner zu gelten; sie unterzeichnet Sammlungen zu liberalen Zwecken, theiligt sich bei allen Oppositionsadressen, Versammlungen, Clubs etc., fälscht bedeutend viel von constitutionellen Rechten und Freiheiten, bildet sich ein, ein Gegenstand fortwährender Aufmerksamkeit und geheimer Verfolgung von Seiten der Minister zu seyn, abonniert sich auf die Augsburger Allgemeine, um über sie schimpfen zu können, liest dagegen die liberalen Blätter im Kaffee. In einer Weinlaune verleiht sie sich zuweilen sogar, das Pöckelrind zu fangen, nicht ohne bedeutenden moralischen Schaden am Montag. Ist eine Regierung mitunter einfältig genug, sich an einem solchen ungefährlichen Schreihals zu reiben, so erhebt ihn dies auf den Gipfel seines Glückes und nach überlundenem Märtyrertum blühen ihm Adressen, Deputationen, Pokale und was dergleichen Lapalien mehr sind. Dieser Rabe genüßt der Ruhm der Erfindung des constitutionellen Rechtsbogens, des legalen Bodens und harmloser Adressenkrawalle. Es wäre vergebens, ergründen zu wollen, was diese Species eigentlich will, denn sie weiß es selbst nicht. Sie will nur liberal heißen und zur constitutionellen Opposition gehören.“

Treffend ist in diesen Worten die Charakterlosigkeit und innere Erbärmlichkeit unseres Liberalismus, der vom politischen Gebiet auch in die protestantische Kirche sich herübergedrängt und in ihr schon gehörig breit gemacht hat, von einem radikalen Revolutionär dargestellt. Diese Leute der s. g. gesunden Mitte sind bei einem Ausbruch leidenschaftlicher

Bewegungen immer nur die Werkzeuge, die sich zu Allem hergeben müssen, was einige wirklich radikale Köpfe beginnen, und haben nie den Muth, mit Unerschrockenheit auch den verderblichsten Machinationen entgegenzutreten. In der provisorischen Regierung der Pfalz spielten die Pfälzer Helden, die sich in ihrem Revolutionseifer ohne Berechnung ihrer Aufgabe und ihrer Kräfte an diesen Posten gedrängt, nur die Handlanger auswärtiger Leiter, welche durch jene fauberen Volksfreunde der einer Revolution nicht im geringsten bedürftigen Pfalz eine solche oftroyiren wollten, in der Hoffnung, damit das Feuerzeichen für ganz Deutschland zu geben. Jenner v. Jenneberg sagt S. 17. sehr richtig: „Hinter den Coulissen des Pfälzischen Revolutionstheaters zu Kaiserslautern stand Bürger d'Estier aus Berlin (Gün) in Form eines Staatssekretärs. . . . d'Estier war es, der an den Drahtfäden der revolutionären Puppen zu Kaiserslautern zog und dieselben lenkte.“ Daher kam es, daß bald Tausende von Bagabunden aus ganz Europa sich in der Pfalz sammelten, jeder nur einigermaßen benommt unter ihnen ein Civil- oder Militär-Commisariat oder sonstige unumschränkte Vollmachten erhielt, den schlechtesten Tendenzen zur Unterdrückung aller conservativen Elemente freien Spielraum verschafften und an einigen Orten einen Terrorismus einübten, der den politisch und religiös so aufgeklärt seyn wollenen Pfälzern zwar sehr heilsam seyn, aber zugleich auch alles noch vorhandene Gute mit Leichtigkeit gänzlich zerstören konnte.

Die conservativen Elemente befinden sich in der Pfalz fast ausschließlich nur unter der Geistlichkeit, und zwar mehr noch unter der katholischen als der protestantischen. Die Regierung, welche vor Allem die Verschönerung gehabt hätte, die Achtung der Geseze und alle guten Institutionen aufrecht zu erhalten, trägt anerkannter Maßen eine nicht geringe Schuld an dem ganzen Unheil. Der bekannte Pfarrer Schiller in Jagelheim, welcher im Streite mit dem Pfarrer Frank schon manches kräftige und treffende Wort gesprochen, hat in dem von ihm mitredigirten „Deutschen Volksfreunde“ (Frankfurt bei Brönnner) unter dem 4. August der Schuld der Regierung an der Pfälzer Revolution einen besondern Artikel gewidmet. Darin heißt es: „Aber wie ist denn diese tragisch-komische Revolutionsgeschichte zur Aufführung gekommen? Die Wächter taugten nicht. Damit ist Alles gesagt. Und wer waren diese Wächter? Zweifelsohne die Königlich Baiersche Regierung der Pfalz, die Regierung Alvens-Beettinger-Heinrich. . . . Der Anfang unserer Geschichte ist älteren Datums, und so etwas kommt überhaupt nicht über Nacht. Längst, als bereits der Revolutionsvulkan dem näherstehenden durch mächtiges Getöse und hochaufwirbelnde Rauchsäulen seinen Ausbruch angekündigt hatte, ja, als er schon glühende Steine schleuderte — immer noch spielte die Regierung der Pfalz den freundlichen und müßigen Zuschauer, erlachte sich an den nächtlichen Rakenmüssen, die den unliebsamen Reactionärs galten, und hat bei nicht Wenigen sogar den Schein auf sich geladen, als gelüste sie selbst nach dem hochhehrenden Schauspiele der Eruption. Als freilich die Lava näher und näher strömte, da haben sich die Herren hinter die Kanonen von Gernersheim geflüchtet, rathlos und thatlos, und haben ihre Schutzbefohlen der brutalen Gewalttherrschaft preisgegeben. Was nun kam, ist bekannt.“ Hierauf wird in jenem Artikel in einigen speciellen Beispielen schlagend nachgewiesen, wie sehr sich die Regierung an der Kirche und dem religiösen und sittlichen Leben des Volkes versündigt. „Zunächst,“ heißt es weiter, hat sie (die Regierung) offenkundig an den Tag gegeben, daß sie sich um jeden Preis den Schein der Freisinnigkeit wahren wolle. Und sie hat ihn gewahrt. Gläubige Protestanten wie gläubige Katholiken waren ihr ein Dorn im Auge; dagegen haben sich unsere Wissenschaften

nirgends Deutschkatholische und Lichtfreunde gleicher Huld und Zuvorkommenheit zu erfreuen gehabt, als gerade in der Pfalz. Wir verweisen in letzter Beziehung auf die Absetzung des Bezirkschulinspektors katholischen Pfarrers Wies in Dudenbosen, aus dem einzigen Grunde, weil er den ihm untergebenen Lehrern den „Christlichen Pilger,“ ein katholisches Sonntagsblatt, empfohlen hatte. Lichtfreundliche Schulinspektoren durften den ihnen untergebenen Lehrern lichtfreundliche Blätter, z. B. die Frank'sche Morgenröthe und die Hofer'sche Kirchenzeitung, ungestraft empfehlen.

Wir verweisen auf die Bereitwilligkeit, womit man den deutschkatholischen Sektirern protestantische Gotteshäuser öffnete, auch wenn, wie in Oggersheim, kein halbes Duzend Anhänger dieser Sekte sich vorfand. (Auf die Anfrage des würdigen protestantischen Geistlichen daselbst an das Consistorium, ob er dem Verlangen jenes fanatisirten Hauses, worunter die sogenannten Honoratioren des Ortes, nachgeben sollte, wurde ihm geantwortet, daß wenn das Presbyterium einwillige und der protestantische Gottesdienst nicht beeinträchtigt werde, dem Consistorium nicht zu stehe, Hinderniß in den Weg zu legen, und jede etwa sich erhebende Reklamation und Beschwerde gegen eine solche Ueberlassung des Gotteshauses an eine andere Genossenschaft müßte an die weltliche Stelle gebracht werden.) Es werden sodann von Pfr. J. S. noch mehrere Beweise von ungerechten Maßregeln der Regierung gegen gläubige Protestanten und Katholiken zu Gunsten der Umstürzmänner aufgezählt und gefragt: „Wie haben nun Deutschkatholische und Lichtfreunde der Königlichen Regierung gelohnt? Dadurch, daß sie vorzugsweise, ja ausschließlich die Revolution machten. Hat sich auch ein christgläubiger Protestant oder Katholik daran betheiligt? Nennt sie, zu ihrer und unserer Schmach! Aber ihr werdet keinen nennen. Das habt ihr freilich nicht bedacht, ja vielleicht nicht einmal gewußt, daß gute Christen auch gute Bürger sind. Nun so merkt euch von jetzt an. Auch muß man der Wahrheit gemäß dem größeren Theile der Katholiken zur Ehre nachsagen, daß sie, wie sie überhaupt noch religiöser und kirchlicher sind, auch weniger der Revolutionsbewegung sich angeschlossen. Fällt von obigen Vorgängen einer oder der andere zunächst nur der Kirchenbehörde zu, so ist zu erwägen, daß in dieser Kirchenbehörde oder dem Consistorium zu Speier Regierungsbeirektor Bettinger präsidiert und Regierungsrath Feink ein der einflussreichsten Mitglieder war. Als bemerkenswerth verdient gelegentlich erwähnt zu werden, daß besagter Vorstand der obersten Kirchenbehörde der vereinigten Kirche der Pfalz, der von jedem Presbyter kirchlichen Sinn fordert, höchst selten das Gotteshaus besucht. Gleichwohl hat sich die jüngste Generalsynode und zwar gerade durch den Mund des Dekans von Speier, der doch von dieser Unkirchlichkeit die beste Kenntniß hatte, das fernere Verbleiben solchen Consistorialvorstandes erbeten.“ In gleicher Weise hatte die Regierung auch mit den revolutionären Schullehrern geliebäugelt. In dieser Beziehung heißt es weiter in jenem Artikel: „Man will behaupten, es habe sich kein anderer Stand in gleicher Weise an dem Aufbruch betheiligt, als der der Volksschullehrer. Sie waren zum großen Theil die Leute, ja Leiter der Volksvereine, sie und da die wirklichen Agenten der provisorischen Regierung, haben zuerst und zumeist derselben Ackerregierung sich verpflichtet, den Eid auf die Frankfurter Verfassung geschworen, ja nicht Wenige haben sogar zu den Waffen gegen ihren König gegriffen. Das Organ dieser Schullehrer, das Pfälzische Schulblatt, gegen dessen umstürzende Tenden-

zen sich auch vom Lehrerstande selbst nur wenige Stimmen erhoben, von Seiten Königlicher Regierung aber unsers Wissens nicht eine einzige, hat den Revolutionschwinkel treuflässig genährt. Nur Ein Beispiel. In der Nummer vom 9. Juni, also zur Zeit, wo die Revolution schon ihre schändlichsten Früchte gezeitigt hatte, werden die Schullehrer noch folgender Weise angeredet: „An euch besonders, ihr Lehrer des Volks, die ihr stets in den vordersten Reihen kämpft, ist es, das Feuer der Begeisterung zu unterhalten; ihr habt die heiligste Verpflichtung Alles aufzubieten, was die Sache der Freiheit fördern kann.“ Ja dieselbe Nummer desselben Blattes spricht unverhohlen die wahrhaft niederträchtige Bitte aus: „Wir lesen im Frankfurter Journal vom 7. Juni folgende Stelle in einem von Kaiserläutern datirten Artikel: „„Immer noch werden reaktionäre Priester und Schullehrer, deren es jedoch im Ganzen nur wenige giebt, gefänglich hier eingebracht, meist aber gegen Revers wieder entlassen.““ Also reaktionäre Schullehrer! Berichtet doch dem Schulblatte, Kollegen im Westliche, wer denn diese Tagediebe sind.“ Und zur Häufelung solcher Menschen hat Königliche Regierung der Pfalz bereits unterm 31. März des vorigen Jahres durch die Königlichen Landcommissariate anfragen lassen, ob nicht die Trennung der Volksschulen nach Confessionen aufgehoben werden möchte, von den betroffenen Gemeinden aber abschlägigen Bescheid erhalten. Aber je verzweifelter sich einzelne Schullehrer in einzelnen Gemeinden machten, desto mehr schienen sie gehoben zu werden. Hat man ihnen ja doch meist Inspektoren gesetzt, die nichts inspicirten. Man hat Verordnungen, wenn sie von dem einen oder andern Landcommissare wegen offenkundiger Nichtbeachtung wieder eingeschärft werden wollten, geradezu aufgehoben, um nicht die Gunst der Herren Lehrer zu verschmerzen. Ja, man ist noch allerzünftig so weit gegangen, gelegentlich der Wahlen zur Erneuerung des Landtages radikale Schulmeister zu Wahlcommissären zu bestellen. Daß man noch täglich Schullehrern mit Heckerbärten begegnet, scheint uns nach solchen Vorgängen kaum der Rede werth.“..... „Wie überraschend gefällig dem gefürchteten Zeitungschreiber (Kolb, zuletzt Bürgermeister in Speier, jetzt wegen Verleitung des Militärs zum Treubruch in Haft in Zweibrücken) Königliche Regierung sich zu erweisen suchte, davon ist Schreiber bei der letzten Deputirtenwahl selbst Zeuge gewesen. Bekanntlich waren die radikalen Kammermitglieder in München unsere Herren Pfälzer, ein Pfarrer Verfmann, der sich in jeder Pfüke der Gemeinheit herumgewälzt, allenthalben die Republik predigte, und sich endlich seine Erwählung mit einem Ehrenmordsbruch erkaufte; ein Pfarrer Eckhard, der während der Bewegung in der Pfalz mit einem Heckerbart, den Schleppfädel an der Seite, zwei Pistolen im Gürtel, herumgezogen ist; ein Dr. Hepp, der so revolutionsmüthig ist, daß er darüber ganz possirlich wird; ein Advokat Schäfer, späteres Mitglied der gefeierten Reichsregimentar in Stuttgart, unser Herr Kolb und Ähnliche. Wie für diese Herren gewonnen und gewußt wurde, wie namentlich die Landleute belogen und betrogen wurden, um im Sinne der Radikalen zu wählen, davon vermag sich ein Draußenstehender gar keinen Begriff zu machen. Unsere Regierung sah müßig und freundlich zu, ohne auch nur von fern den Schein einer Mißbilligung zu geben. Aber das, daß wir bei der Wahlverhandlung in Speier selbst Zeuge gewesen sind, hätten wir ihr nimmermehr zugetraut.“

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Mittwoch den 26. December.

N^o 103.

Zeitbetrachtungen.

Das eitle Rühmen.

Je schneller es in der neueren Geschichte der Mark Brandenburg durch die Gnade Gottes, welche ihr große Fürsten gab, gelungen ist, zu einem immer mächtiger werdenden Königreich Preußen von großer Europäischer Bedeutung emporzusteigen und einen mehrfach wohlbegründeten Ruhm sich zu erwerben, um so mehr sind wir Preußen oft von der Versuchung eitler Ruhmsucht beschliffen und verführt worden, was nicht nur nach Außen den kleineren Deutschen Stämmen uns unleidlich gemacht, sondern auch nach innen großen Schaden gebracht und einen wahren gedeihlichen Fortschritt zum Besseren um so mehr geheimniss hat, je weiter wir schon fortgeschritten uns dünkten. Wie groß der Hochmuth war, der im Jahre 1806 zu Falle kam, ist aus dem Gedächtniß der Geschichte nicht entschwunden. Gott gab dem Könige und seinem gedemüthigten Volke Gnade, aus der tiefen Erniedrigung sich wieder mannhaft zu erheben, und eine neue glorreiche Geschichte Preußens begann vom Jahre 1813. Es wurde aber bald auch wieder mehr, als es Gott, der nur den Demüthigen Gnade gibt, gefällig ist, viel hohen Ruhmens gemacht nicht nur von den großen Kriegsthaten der unüberwindlichen Armee, sondern eben so sehr auch und noch mehr von den herrlichen Friedenthaten der unübertrefflichen Verwaltung, der musterhaften Beamtenpraxis, des über alles Lob erhabenen Richterstandes und des von Europa bewunderten höheren und niederen Schulwesens, so wie auch besonders von dem in Folge der neueren Geseßgebung überall in Land und Stadt hoch gestiegenen Wohlstand. Als nach der Eulibung im Jahre 1840, bei welcher auch des Ruhmens zu viel war, der constitutionelle Liberalismus besonders im Osten und Westen des Reichs sich zu regen und heben begann, wie bald versiel auch er in das rühmredige Wesen; wie eitel spreizte man sich in Königsberg, wie brüstete man sich am Rhein! und wie bald fing man auch in der Beamtenwelt an, weniger auf des Königs, als auf des Volkes eitle Günst zu sehen! Wollends im Jahre 1847, als nun alle die vereinigten Landtage beisammen waren, welche hohe Meinung hatte man da von sich selbst, wie spiegelte man sich in den Blicken, die man von allen Seiten Europas auf sich gerichtet wähnte, wie undankbar war man gegen den König, wie suchte man an seinem noch erhabenen Thron eine Stufe nach der anderen zu ersteigen. Hochmuth kommt vor'm Fall. Nachdem das eitle Rühmen und das stolze Selbsterheben in Preußen wiederum auf's Höchste gestiegen war, ist es im Jahre 1848 vom Sonntage Reminiscere ab plötzlich abermals zu Schanden

geworden; denn Gott widerstehet den Hoffärtigen. An diesem Passions-Sonntage nach der Nacht voll Aufruhr, Mordbrand und Verrath wurde in Berlin, zum erstenmal wohl, seitdem es steht, kein Gottesdienst, keine Predigt von Menschen gehalten; denn Gott selbst predigte zu gewaltig der rebellischen Stadt: Reminiscere; und wohl ihr, wenn sie und wenn das Land stets dieser Reminiscere-Predigt gedenkt, die eine Straßpredigt nicht mit Worten, sondern mit den allerschärfsten Ruthen war. Nicht etwa in einem Jena nur, wo nur die Armee geschlagen wurde, die einzige, die diesmal ungeschlagen blieb, in der Hauptstadt des Landes traf der Schlag des Landes Haupt und Herz und alle seine Glieder. Die Hauptstadt, die Alles, was sie ist, durch den König ist, die dem ganzen Volke mit dem Beispiele der Treue und Ehre vorleuchten sollte, empört sich gegen ihn falsch und treulos, wie Paris, und weil ihm die Gewalt das Schwert nicht entwinden kann, schmeichelt sie es seinem guten Herzen bittend ab, um ihn dann wehrlos von der bewaffneten Revolution in ihr abhängig zu machen, während zugleich das Fieber dieser Revolution die Kräfte ihres Wohlstands aufzehrt. Zu welchen Concessionen, frechen Deputationen gegenüber, der ohnmächtige König hiedurch genöthigt wurde, und welche klägliche Rolle hierauf der abermals vereinigte Landtag spielte, indem er den ganzen Rechtsboden des Landes der revolutionären Usurpation preisgab, und welche eine noch weit kläglichere Nationalversammlung dann aus den urwählerischen Urwahlen hervorging, und welchen verderblichen Rückschlag dies ferner auf das ganze übrige Deutschland ausübte, ist nur zu bekannt. Die Schändungen der Preussischen Ehre in der Behandlung des Thronerben, im Sturme auf das Minister-Hotel, worin die fremden Gesandten als Gäste weilten, im Sturm auf das Zeughaus, worin die Nationaltrophäen profanirt wurden, in der Mißhandlung der Abgeordneten, in der Belagerung ihres Sitzungssaals, in dem Steuerverweigerungs-Aufbruch u. s. w., welche treuer Preusse hätte sie nicht tief und schmerzlich empfunden. Wie tief wurde nun aber auch all unser bisheriges Rühmen im ganzen Lande beschämt. Welche Schwäche, welche Unzuverlässigkeit der Beamten von oben bis unten trat überall hervor, welche äußerste Erschließung des Richterstandes, ja welche Theilnahme so mancher seiner älteren und jüngeren Mitglieder für die Revolution gab sich zu erkennen, welche Eingriffe in wohlverworbene Rechte wurden unbedenklich gutgeheißen, und welche Verbrechen gingen straflos aus! Insonderheit aber der Ruhm der Preussischen Intelligenz und des vielgepriesenen Schulwesens, wie sank er zusammen! Alle hohe und niedere Intelligenz und Schulbildung hat Preußen nicht von dem kolossalen Unverstand eines all sein Recht und seine Geschichte

nivellirenden Wahlenystems, womit es seine constitutionelle Laufbahn eröffnete, bewahrt, all seine Studien es nicht vor thörichter Nachäfferei fremder Formen geschützt, und so groß und flach und gemein zeigte sich die Geistlosigkeit in Preußen und Deutschland, daß verfassunggebende Reichs- und Nationalversammlungen die Staatsbürger von jeder religiösen Verpflichtung loszusprechen und das Christenthum, auf dem alle Europäischen Staaten, mit Ausnahme der Türkei, beruhen, als Grundvoraussetzung des Deutschen und Preussischen Volkslebens um der aufdringlichen Juden willen zu verläugnen, und die Ehe, die allein dem Christenthum ihre Weihe und Würde in den Europäischen Staaten (außer der Türkei) verdankt, zum Civil-Vertrag herabzuwürdigen, und die Schulen oder vielmehr die christliche Jugend von ihrer Mutter, der Kirche, zu scheiden, daß sie solche Sacrilegien einem christlichen Volke als Grundrechte aufzudrängen sich nicht entblödeten. Gelobt sey Gott, daß wir von der schimpflichen Tyrannei dieser Versammlungen erlöst sind. Dank und Ehre den Männern, welche vor den Medusengesichtern dieser Convente nicht erstarrten, sondern muthig sie heim schickten und das Land von ihnen befreiten, und seinen König ihm wiedergaben.

Raum aber sind wir aus dem Moraste wieder aufs Trockene gelangt, so stellt sich auch das eitle Rühmen wieder ein, was keinen Segen bringt, vielmehr einer fortschreitenden Besserung des eben nur vom Tode geretteten Kranken überaus hinderlich ist. Es ist kaum zu zweifeln, daß auch dem Vater Wrangel, so wie dem Ministerio Brandenburg-Rantseuffel des Rühmens schon zu viel geworden ist. Unsere Hochachtung vor den Männern, die gegenwärtig das Ruder führen, ist zu groß, als daß wir den nach so vielen vorgängigen Schmähungen immer lauter und allgemeiner ihnen gewordenen Beifall ihnen selbst für nachtheilig halten sollten. Sie kennen sich selbst und wissen, obwohl sie nicht verzagten vor den Teufeln der Revolution, wie lange ihnen doch gewesen ist und zu welchen üblen Concessionen sie sich daher genöthigt glaubten. Die Nothcharte vom 6. December und andere „zur Beruhigung“ improvisirte Geseze und Entwürfe tragen nicht den Bedürfnissen des Volks, wohl aber den ungestümen Forderungen des Jahres 1848 in einer Weise Rechnung, die mitunter an den ungerechten Haushalter im Evangelio erinnert. Die theilweise schon durch die Revision beseitigten großen Mängel dieser Werke liegen gewiß der Einsicht der Herren Minister so klar vor Augen, daß sie selbst am wenigsten in Versuchung kommen werden, sich derselben zu rühmen. Näher liegt die Gefahr, daß um den Ruhm, der ihnen geworden, zu vergüten und mitzutheilen, sie zu geneigt sich finden, Andere über Verdienst zu loben, oder doch deren Geneigtheit zum Selbst- rühm zu befördern. Raum hat in der Kammer irgend ein Tadel des Verhaltens der Schullehrer oder anderer Beamten-Kategorien während der Revolutionszeit sich erhoben, so wird es alsbald von den betreffenden Chefs so dargestellt, als hätten nur hin und wieder Einzelne von der allgemeinen Ruhmwürdigkeit eine rühmliche Ausnahme gemacht, während doch umgekehrt grade die rühmlichen Ausnahmen eine Seltenheit waren, die große Mehrzahl

aber theils mit dem Strome schwamm, theils auch noch zur trüberen Aufregung seiner Wellen beitrug, wie Jeder weiß, der das Land und seine Agitatoren in den Städten und Dörfern näher kennt. Was die bisherigen Richter anlangt, so sind sie freilich, wie viele auch unter ihnen, statt für das Recht, für die linke Partei genommen haben mögen, dennoch bei weitem den neuen Geschworenen vorzuziehen, durch deren rasche Einführung der alte Ruhm der Preussischen Justiz völlig zu Schanden werden wird.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Die Pfarrbesetzung in Welsleben.

Die in Nr. 94. der Co. R. Z. enthaltene Darstellung der Pfarrbesetzung zu Welsleben berührt an einigen Stellen auch das Verhalten des Ministers der geistlichen u. Angelegenheiten in dieser Sache in einer Weise, welche auf unvollkommene Kenntniß der Quellen schließen läßt. Wir sind im Stande, hierüber nachstehende zuverlässige Erläuterung zu geben.

1. Auf S. 578. wird der Erklärung des Ministers in der 51sten Sitzung der Ersten Kammer gedacht, daß bei Königlichen Patronatstellen die Regierung den Wünschen der Gemeinden Rechnung tragen wolle. Diese Erklärung ist, wenn auch nicht wörtlich, doch im Wesentlichen richtig wiedergegeben. Es ist aber dabei der gleichzeitig erklärte Nachsatz außer Acht gelassen worden, welcher wörtlich lautet: „In Bezug hierauf bin ich aber mißverstanden worden. Man hat meine Zulassung, Wünsche zu äußern, dahin interpretirt, daß ich mich des Rechtes der Regierung begeben habe, und leider hat dieses schwer zu begreifende Mißverständnis zu unangenehmen Vorfällen geführt. Ich bin diesem Mißverständnis, wo es in anderer Weise nicht zu beseitigen war, entschieden entgegengetreten und werde es ferner.“ Ähnlich lautet die Erklärung des Ministers in der 54sten Sitzung der Zweiten Kammer. Die Gründe, welche den Minister bestimmen haben, in dem vorliegenden Falle, im Einverständnis mit der Abtheilung für die inneren evangelischen Kirchensachen, der Präsentation des Pfarrers Delke vor der des u. Taube den Vorzug zu erteilen, sind in dessen Erlaß vom 23. Juli an das Consistorium deutlich dahin auseinandergesetzt: „daß in dem vorliegenden Falle das Interesse der kirchlichen Ordnung und Disziplin es nicht gestatte, dem Wunsche der Gemeinde, ihr den Hilfsprediger Taube zum Pfarrer zu geben, nachzukommen, weil bei aller Anerkennung der von dem u. Taube, zumal bei der schweren Heimsuchung durch die Cholera, treu geleisteten Amtspflicht, und ungeachtet der von der Kirchenbehörde erklärten Bereitwilligkeit, die Wünsche der Gemeinden möglichst zu beachten, dennoch in dem gegenwärtigen Falle die so frühe Verleihung eines der besten Pfarrämter der Provinz an einen so jungen Geistlichen, wie der Taube, so lange nicht den Gemeinden das freie Pfarrwahlrecht in gesetzlicher Form und Ordnung verliehen sey, nur dazu dienen könne, bei Gemeinden und jüngeren Pfarrbewerbern schrankenlose Ansprüche und Hoffnungen zu nähren, das dem freien Ermessen der Patronatbehörde zuständige Besetzungerecht aufzuheben, und unter den älteren und verdienten Geistlichen Ennuthigung zu verbreiten, und daher von dem kirchlichen Sinne der Gemeinde und des u. Taube selbst gefordert werden müsse, daß sie, dem gemeinsamen Wohl und Interesse

der gesammten Evangelischen Kirche ihrer Provinz ihre besonderen Wünsche nachstellen und einer über sie gesetzten höheren Ordnung sich willig fügen.“ Es muß dabei ferner bemerkt werden, daß die Erklärung der großen Mehrzahl der Gemeindeglieder in dem amtlichen Vernehmungsprotokolle vom 1. und 2. Juni mündlich dahin gelautet hatte: „Gegen den Pastor Delke haben wir Nichts zu erinnern, wir bitten aber, uns den Hilfsprediger Taube zu unserem Pastor zu belassen;“ und daß der Minister in der Verfügung vom 23. Juli gleichzeitig der Provinzial-Kirchenbehörde es empfahl, die Gemeinde über die Gründe seiner Entschließung mündlich in überzeugender Weise zu belehren.

2. Von den nach Berlin gefandten Deputationen erschien die erste am 12. August. Der Aufsatz bemerkt richtig, daß dieselbe freundlich angehört, daß ihr aber keine bestimmten Hoffnungen gegeben wurden. In Folge dieser Deputation wurde dem Consistorium aufgegeben, mit der definitiven Berufung und Einführung des Pastor Delke noch einzuhalten, um Zeit zu einer nochmaligen Erwägung der Sache zu gewinnen. Diese Anweisung erfolgte aber, wie sich in der Folge ergab, zu spät. Der *ic. Delke* hatte inzwischen bereits die definitive Ernennung erhalten und damit ein unwiderrufliches Recht auf die Pfarrstelle in Weleleben erlangt.

3. Die zweite Deputation an den Minister war am 2. oder 3. September hier anwesend. Über den dieser Deputation erteilten Bescheid ist dem Verfasser des Aufsatzes in Nr. 94. nicht genau berichtet worden. Es heißt darin, dem Abgeordneten der Gemeinde seien unbestimmte, ja ermutigende Erklärungen gemacht worden. Die Sachlage war die, daß in dem Augenblicke, wo die Deputation hier anwesend war, die Anzeige des Consistoriums von der dem *ic. Delke* bereits zugegangenen definitiven Ernennung noch nicht vorlag. Dem Abgeordneten konnte daher nur eröffnet werden, daß Einleitung zu einer nochmaligen Untersuchung der Sache getroffen sey, und daß darüber an des Königs Majestät, Allerhöchswelche inzwischen Bericht erfordert hatte, berichtet werden würde; daß aber die Gemeinde der Allerhöchsten Entscheidung sich fügen müsse. Dies und nichts Anderes wurde dem Abgeordneten erklärt, und versprach derselbe, daß die Gemeinde sich dem Ausspruch Seiner Majestät fügen werde. Wenn dagegen dieser Abgeordnete etwas Anderes behauptet, und namentlich in späteren Eingaben selbst angegeben hat, man habe ihm gesagt, das Herz des Königs habe sich erweicht, und die Gemeinde solle den *ic. Taube* behalten, so ist dies eine thatsächliche Unrichtigkeit.

4. Die dritte Deputation war am 10. September hier anwesend. Das Consistorium hatte inzwischen bereits angezeigt, daß dem *ic. Delke* schon die definitive Ernennung zugegangen sey. Ein Bericht darüber an Seine Majestät wurde vorbereitet. Gleichzeitig erging nochmals an das Consistorium eine schon am 9. September vollzogene Verfügung (Nr. 19,612.), worin demselben aufgegeben wurde, jedenfalls mit der Einführung des *ic. Delke* zu warten, bis die Allerhöchste Entscheidung erfolgt sey. Dem Abgeordneten der Gemeinde wurden von dem Minister keinerlei zu Hoffnungen berechtigende Eröffnungen gemacht. Vielmehr wurde derselbe in dem Bureau des Ministeriums auf Befehl des Ministers an das Consistorium verwiesen, welchem so eben eine Verfügung, die oben gedachte vom 9. Juli, zugehe, ihm auch die Nummer der Verfügung mitgeteilt, um sich danach an Ort und Stelle weiter erkundigen zu können. Daß diese Verfügung die Belassung des *ic. Taube* verordne, wurde den Abgeordneten, wie gleichfalls auf das Bestimmteste erklärt werden muß, nicht gesagt und konnte ihnen nach Lage der Sache nicht gesagt werden.

Wenige Tage darauf wurde der Bericht an Seine Majestät den

König erstattet, und in Folge dessen die Berufung des *ic. Delke* auf Grund des ihm bereits unwiderruflich zustehenden Rechts bestätigt. Die Gemeinde wurde davon unter dem 26. September unmittelbar in Kenntniß gesetzt. —

Wir sind im Stande, die Richtigkeit der vorliegenden Thatfachen zu verbürgen.

Kirchliche Nachrichten aus der Pfalz.

(Schluß.)

„In Speier war bereits mehrmals gedachter Regierungs-Direktor Bettinger Wahl-Commissär. Der Anfang der Wahlhandlung war auf präcis 8 Uhr ausgeschrieben. Nun wollte der Zeitungsschreiber Kolb erst erfahren, ob er nicht auch in Germersheim gewählt würde, wo gleichfalls bereits gedachter Regierungsrath Feinzig (damals auch Mitglied des Consistoriums) Wahl-Commissär war. Aus diesem Grund, damit Herr Kolb erst Nachricht von Germersheim bekomme, und, falls er gewählt würde, an die ihm zuge dachte Stelle in Speier sogleich ein anderer tüchtiger Gesinnungsgenosse gewählt werden könne; aus diesem Grunde wartet der Königl. Regierungs-Direktor bis gegen 10 Uhr, inzwischens die Wahlmänner auf den Straßen und Gassen der Kreis Hauptstadt umherlaufen, von denen Viele nicht wissen, ob sie verrathen oder verkauft seyen. Ja vielleicht hätte Herr Bettinger noch längeren Aufschub gewährt, wäre er nicht von einem Geistlichen (vom Schreiber J. S. selbst), der seine Zeit nicht länger so unnützer Weise vertrödeln wollte, an seine Pflicht erinnert worden. So erniedrigte sich ein Regierungs-Direktor zum Helfershelfer der Radikalen! Und wie ging's bei der Wahl selbst her! Trotz der vorher gepredigten vollkommenen Wahlfreiheit, zu deren Handhabung sich die Wähler sogar eidlich verpflichtet hatten, wurde unter den Augen des Königl. Regierungs-Direktors, so oft der Name eines nicht radikalen Candidaten vom Königl. Regierungs-Direktor verlesen wurde, derselbe mit dem pöbelhaftesten Tumulte begrüßt, und dieses Scharren, Stampfen, Rischen kehrte dergestalt wieder, daß Schreiber, für den Königl. Regierungs-Direktor sich schämend, und noch mehrere Andere den Saal verließen, ohne sich an der ferneren Wahlverhandlung zu theilnehmen.“ —

Pfr. Schiller von Iggelheim hatte nicht nur gegen die Lichtfreunde in der Pfalz unter den orthodoxen Geistlichen der Pfalz das Wort in mündlicher und schriftlicher Rede am schärfsten geführt und ihr nichtswürdiges Treiben am unverholensten aufgedeckt, sondern war seit der Märzhebung als Wahlmann für die Ständekammer auch öfters gegen die politischen Umsturz männer mit der männlichsten Entschiedenheit in die Schranken getreten. Kein Wunder, daß unsere Revolutionsheulen, sobald sie Pöbelhaufen um sich hinreichend aus allen Ländern Europas gesammelt hatten, an die Verhaftung dieses Ehrenmannes zuerst dachten. In einem vor Kurzem von demselben zum Besten des evangelischen Vereins für die Pfalz herausgegebenen Volkskalender für das Jahr 1850, erschienen unter dem Titel: Der Siedinger Bote, erzählt er nebst vielen anderen Heldenthaten dieser elenden Freiheitsthrannen auch die seiner eigenen Verhaftung. Wir können ihn daher wieder selbst in seiner kühnen Weise reden lassen.

„Es war Mittwochs den 23. Mai 1849 zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags,“ erzählt Herr Pfr. Schiller, „als etliche sechzig Senfsmänner, einen Hauptmann und zwei Tambours an der Spitze, in Iggelheim einrückten und das dortige protestantische Pfarrhaus nach allen Seiten und Richtungen hin umstellten. Ein Civil-Commissär (es war

dieses jener bankerotte Uhrmacher Weber, der Vorstand der freien Gemeinde in Neustadt) begleitet von dem Hauptmann und einer Wache trat ein in das Zimmer des Pfarrhauses, ohne den Zweck seines Erscheinens irgendwie anzudeuten. Ich sah dem Vorgange ziemlich ruhig zu, allein dem vertrauend, der alle Haare meines Hauptes gezählt hat; desto mehr aber erschrock meine Familie, besonders vor den Schreckensgestalten einzelner Senfsmänner, die zu allen Fenstern hereinlugten. Um dieser meiner Familie willen ersuchte ich endlich die Eingetretenen um Beschleunigung ihres Vorhabens. Man vertröstete mich auf die jeden Augenblick zu gewärtigende Ankunft des Bürgermeisters und Gemeinderathes, der dorerst vernommen werden sollte. Endlich erschienen dieselben, um zu Protokoll zu geben, ob und was ich gegen die provisorische Regierung der Pfalz meiner Gemeinde von der Kanzel aus gepredigt hätte. Die sämmtlichen Befragten wußten sich dessen um so weniger zu erinnern, da man in Iggelheim überhaupt erst seit ein Paar Tagen von einer provisorischen Regierung gehört hatte. Während dieses im Pfarrhause vor sich ging, erklang der Ruf der Sturmlocke, und in kürzester Frist war die Gemeinde mit Sensen, Heugabeln, Dreschflegeln, Einige sogar mit alten verrosteten Flinten, vor dem Pfarrhause versammelt, und erklärte auf das Allerbestimmteste, sie lasse unter keiner Bedingung Hand an ihren Pfarrer legen. Man erzählt, daß schon beim Rufe der Sturmlocke die Schreckensgestalten der Senfsmänner sichtlich gezittert hätten. Als ich von der Scene vor dem Hause hörte, trat ich heraus, meine Gemeinde zu bitten, wieder heimzukehren. Aber dazu wollte sich Niemand verstehen, so lange nicht die Senfsmänner abgezogen wären. Nachdem unterdeß der Civil-Commissär sein Protokoll geschlossen hatte, dem bei dem Vorgang selber nicht wohl zu Muth zu seyn schien, besorgte ich ihm auf sein Ersuchen aus dem Kirchenvorstande einen Geleitsmann bis in die nächste Gemeinde, und bat zugleich den Bürgermeister, für die Unterbringung und Bewirthung der sehr erschöpften Senfsmänner möglichst Sorge zu tragen."

Der Hauptmann blieb mit seiner Schaar die ganze Nacht in Iggelheim, weil er, wie er vorgab, Befehl von Neustadt abwarten müsse, eilte aber am folgenden Tage dahin und brachte Nachmittags 3 Uhr unter Trommelwirbel und Trompetenschall wenigstens zweihundert wohlbewaffnete Bürgerwehrmänner und Freischärler nach Iggelheim, mit denen er der treuen Gemeinde wohl Trost bieten konnte und sogleich das Pfarrhaus umstellte. Vor demselben richtete er an die schnell wieder herbeigeeilte Gemeinde eine Rede, in der er unter Anderem sagte: Die Pfalz habe sich von Baiern getrennt, und daher müßten, um nöthigen Falls Gewalt mit Gewalt vertreiben zu können, auf Befehl der jetzt zu Recht bestehenden provisorischen Regierung der Pfalz alle Jünglinge und unverheirathete Männer der Pfalz vom achtzehnten bis dreißigsten Jahre unter die Waffen treten; da aber ihr Pfarrer dieses zu vereiteln suche, so müsse er der provisorischen Regierung vorgeführt werden, sobald der noch zu erwartende Verhaftsbefehl angelangt seyn. Dann setzte er noch hinzu: Ich gebe euch mein Wort, euer Pfarrer ist blühen vierundzwanzig Stunden wieder in eurer Mitte, wofern er sich zu verantworten weiß. Ein Verhaftsbefehl kam zwar nicht an. Gegen 6 Uhr Abends jedoch kündigte der Anführer dieser Truppe unter Beiseyn des Bürgermeisters und einiger Kirchenvorsteher dem Pfr. Schiller seine Verhaftung an. Auf seine Frage nach einem Verhaftsbefehl erwiderte

man ihm, man sey ihm einen solchen nicht schuldig. Schiller ergab sich der Gewalt und wurde, obschon er das Versprechen eines ruhigen Abzuges erhalten, auf die allerspektakulöseste Weise abgeführt. Etwa hundertundfünfzig Mann zogen voraus, er mit dem Führer und zwei Mann Wache auf einem Wagen in der Mitte und abermals hundert Mann hinterdrein; so ging's unter Trommelwirbel und Trompetenschall zum Ort hinaus. „Da zum ersten Mal,“ schreibt er, „Angesichts meiner weinenden Familie und Gemeinde, traten mir die Thränen in die Augen.“ In Neustadt, wohin Pfr. Schiller zunächst transportirt wurde, konnten, wie der Führer selbst gestand, die drittehalb hundert Bewaffneten kaum hinreichend Schutz gewähren, um denselben vor dem Blutdurst des aufgeregten Pöbels zu schützen. Pfr. Schiller mußte sich deshalb mit dem Führer auf Nebenwegen in das Rathhaus flüchten. Gegen Mitternacht fuhr er sodann mit dem Kriegs-Commissär Anneke in einer Chaise nach Kaiserslautern, woselbst er alsbald in das von Schmutz und Ungeziefer überfüllte Kantonalgefängniß eskortirt wurde. Es verging jedoch der Freitag und fast der Samstagabend, der Pfingstfestabend, bis eine Art von Untersuchungsrichter bei dem Gefangenen erschien. Auch da wäre ein solcher noch nicht erschienen, wenn nicht Pfr. Schiller gegen den Gefängnißwärter, als er ihm das Essen brachte, geäußert hätte: er würde nichts genießen, bevor er in Verhör genommen sey, was man dahin auslegte, daß er sich ausbungen wolle. Ohne jedoch den Gefangenen mit der Ursache oder dem Zwecke seiner gefänglichen Einziehung bekannt zu machen, stellte der Untersuchungsrichter nur allerlei verhängliche Fragen an ihn, z. B. warum die Iggelheimer mit solcher Liebe an ihm hingen; warum man dort Politik und Religion vermengen; warum Pfr. Schiller der provisorischen Regierung nicht schwören wolle? Von den Beschuldigungen, die man bei seiner Gefangenennahme gegen ihn erhoben, war mit keiner Spibe mehr die Rede. „Der Pfingstmorgen brach an,“ erzählt Pfr. Sch. weiter; „ich verließ mein Strohlager, ergriff mein Neues Testament, das man mir in meiner Gefangenschaft gelassen hatte und betrachtete mir das Pfingstevangelium. Während ich noch über dieser Betrachtung war, besuchte mich Herr Staatsprokurator Substitut Zell, ein Universitätsbekannter, der gar nicht begreifen wollte, wie man mich ohne Verhaftsbefehl verhaften, den ständigen Gerichten entziehen und nun schon am dritten Tage ohne eigentliches Verhör lassen konnte. Er versprach, mich unter seine Gerichtsbarkeit reklamiren zu wollen und machte mir überhaupt gute Hoffnungen. Einige Stunden später kam auch der Untersuchungsrichter von gestern wieder, begegnete mir ungleich freundlicher, las mir einen Theil der Anklageakte vor und protokolirte meine Vertheidigung. Am zweiten Pfingsttage Morgens gegen 11 Uhr öffnete sich wieder meine Kerkerthüre und der eingetretene Gefängnißwärter erklärte, es wären zwei Herren unten, die mich zu sprechen wünschten, ich möchte mich zu denselben hinabgeben. Es waren dieses der Seminar-Inspector Wagner und der Studien-Direktor Haas. Sie brachten die von der provisorischen Regierung schriftlich ertheilte Freilassung, jedoch mit der Beschränkung, daß Pfr. Sch. für jetzt noch nicht in seine Gemeinde zurückkehren dürfe. Acht Tage verweilte er nun still im gastfreien Hause des Seminar-Inspectors, bis seine Gemeinde durch wiederholtes Petitioniren bei der provisorischen Regierung auch seine Rückkehr in sein Amt ermöglicht hatte.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1849.

Sonntag den 29. December.

N^o 104.

Zeitbetrachtungen.

(Schluß.)

Das Preussische Schulwesen haben wir zwar neuerdings in den Kammern, besonders von Seiten seiner Verwaltung, sehr rühmen hören, und der Herr Minister der Unterrichts-Angelegenheiten setzte jedem Tadel die Abweisung entgegen, daß, wo Europa gesprochen, Er schweigen könne. Dennoch, wenn wir auf seine Früchte sehen, wenn wir in den Confirmandenlisten die Minderzahl derer gewahren, die es in der Volksschule eben nur zur Lese- und kaum zur Schreibfertigkeit gebracht haben, und die Mehrzahl derer, welche nur ziemlich, mittelmäßig oder gar nicht lesen, was bei der immer zunehmenden Kläglichkeit des Schulbesuchs *) auch nicht zu verwundern ist, wenn man ferner in den Rekrutenlisten die Menge der jungen Leute bemerkt, welche ganz unwissend eintreten, wenn man an den Zöglingen der mittleren Schulen meist nur eine weniger als mittlere, und an denen der höheren nichts weniger als einen Fortschritt in der klassischen Bildung gewahrt, die auch bei Studenten und Candidaten immer mehr in den Hintergrund tritt, wenn man endlich mit tiefem Leidwesen inne werden muß, welch ein übermüthiges, pietätsloses, ungehorsames und unbeständiges Geschlecht aus den Schulen unserer Glanzperiode erwachsen ist, so fühlt man sehr bald zur Bescheidenheit sich genöthigt und sieht wohl ein, daß wir keinen Grund haben, uns vor anderen Ländern unseres Schulwesens zu rühmen: Schwerlich wird es auch dadurch irgend gehoben werden, daß man Seitens der hohen Oberen den Lehrern „die kleine Anmaßung wohl gönnen will, Staatsdiener zu seyn.“ Die Anmaßung ist bekanntlich der häufigste Fehler der Lehrer, wozu sie, da sie in ihrem Berufe sich stets als Meister so hoch über ihre Jünger erhaben fühlen, nur zu viel Versuchung haben. Dieser Fehler des bisherigen Communalbeamten wird durch die Anmaßung der Staatsdienerwürde von neuem gesteigert werden, eben damit aber auch werden seine Ansprüche und in Folge deren auch seine Unzufriedenheit wachsen, und ist er wegen dieser Eigenschaft bisher schon seiner Societät unangenehm gewesen, so wird er es immer mehr werden, und die widrigsten Spannungen zwischen den einfachen Landeuten und den anmaßenden Staatsdienern der Schule werden nicht ausbleiben. Das vorige Jahr hat genugsam gezeigt, wie mit dem wachsenden Übermuth der Lehrer überall die Achtung, die sie noch genossen, abgenommen, und je weiter sie als Staats-

diener der Kirche sich entfremden werden, um so tiefer werden sie im Vertrauen des Volkes sinken. Das eitle Rühmen ist in diesem Gebiete am allerwenigsten nütze; es schadet vielmehr sehr. Denn wenn irgendwo, so gilt es im Felde der Pädagogik: Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demüthigen gibt er Gnade. Das ist ja der Hauptgrund, warum die moderne Pädagogik so viel ungesunde Frucht gebracht, weil sie der Wahrheit der christlichen Kirche sich entfremdend die tiefe Krankheit der menschlichen Natur verkannt hat und von dem eiteln Wahn ihrer Gesundheit ausgehend nur ihre natürliche Selbstentwicklung zu potenziren gesucht, und daher überall vielmehr die Sucht als die Zucht gefördert und den Egoismus und Hochmuth genährt hat. Pestalozzi hat dies am Ende seiner erfahrungsreichen Laufbahn wohl erkannt und schmerzlich bekannt, hierin aber wenig Nachfolger gefunden. Die constitutionellen Staatsschulen werden den Schaden nicht wieder gut machen; ihr Licht wird Preussens dunkle Zukunft nicht erhellen, und ihr Ruhm wird eitel seyn.

Was endlich noch unsre socialen Verhältnisse anlangt, so gehört es noch immer zum Ton sowohl der wirklichen als der eingebildeten Staatsmänner, die Gesetzgebung vom Jahre 1808 ff., welche mit leichter Hand die alten socialen Verbände und corporativen Genossenschaften in Stadt und Land aufgelöst, ohne sich die Mühe zu nehmen, neue bessere zu schaffen, vielmehr überall nur dem Egoismus die freiste Bahn eröffnet hat, als preiswürdigsten Fortschritt der Preussischen Nationalcultur und Volkswohlfahrt zu rühmen. Das Princip der älteren socialen Institutionen des Deutschen Volkes bestand in einer mannigfachen Verwebung des individuellen und des gemeinschaftlichen Eigenthums, der Sonderthümlichkeit und der Genossenschaft, des privaten und des öffentlichen Lebens, so daß überall das Ich durch die Verbindung seiner Nächsten sich ebenso verpflichtet, als zugleich auch gehalten und beseligt fühlte. Wie viel Mangelhaftes und Besserung Bedürftiges auch diese Verbindungen haben mochten, ihr Princip war doch gewiß das richtige, weil es zwischen der Isolirung des Egoismus einerseits und den Confusionen des Communismus andererseits die rechte und wahre Mitte hielt. Das Princip der modernen Institutionen, wie sie Frankreich geboren, ist dagegen die möglichste Befreiung des individuellen Egoismus von allen ihn umschränkenden Verbindungen und Verbindlichkeiten corporativer Gemeinschaften, die dadurch fast alle aufgelöst worden sind, was neben dem höheren Emporkommen einzelner begüterteren Individuen ein um so tieferes Herabsinken der anderen in die traurigste Halt- und Hülflosigkeit zur Folge gehabt hat. Wie nun in Folge dieser inneren Desorganisation der bürgerlichen Gesellschaft dem Egoismus des Eigenthums der

*) In unseren Schulen ist er gegenwärtig auf zehn Procent der schulpflichtigen Jugend gesunken.

räuberische Communismus desselben sich entgegensetzt, wie ihrer selbstfüchtigen Zersetzung die Zusammenhäufungen des losen Proletariats sich gegenüber stellen, wie der Handwerkerstand in traurigen Verfall gerathen, und wie überhaupt, nachdem die neuen Institutionen kaum ein Menschenalter gedauert haben, rasch ein großer Bankbruch der modernen Societät eingetreten ist, welcher die Haltbarkeit ihrer Grundlagen überall in Frage gestellt hat, das ist weltbekannt. Jedenfalls sollte man erwarten, daß dadurch das Nüchtern der neueren socialen Geseßgebung eingestellt, oder doch sehr herabgesimmt worden wäre. Demohungeachtet kann man davon nicht lassen, sondern fährt in der alten Weise fort, führt sogar durch weitere auflösende und ablösende Maßregeln die Consequenzen jener Geseßgebung noch weiter aus, erlaubt sich dabei widerrechtliche Eingriffe in wohlervorbenes Eigenthum, und meint solch usurpatorische Legislation rechtfertigen zu können durch die vortheilhaften Folgen, welche sie auf ihren früheren Stadien dem Lande gebracht habe. Hier weiß man nun nicht genug den Aufschwung zu rühmen, welchen seit jener Zeit die Landescultur und insbesondere der Bauernstand genommen habe. Es sind auch in materieller Hinsicht ganz unerkennbare und erfreuliche Fortschritte geschehen; es hat auch der Wohlstand vieler Landleute erheblich zugenommen; es ist aber unwahr, einseitig und parteiisch, neben der Lichtseite die Schattenseite zu ignoriren, neben den Fortschritten die Rückschritte, wie neben dem Steigen das Sinken zu verkennen. Wie viele Bauern sind nicht mit, sondern von ihrem Eigenthum frei geworden und ausgekauft aus ihren Höfen zu armseligen Tagelöhnern herabgesunken. In Ostpreußen gibt es ganze Kirchspiele aus denen der Bauernstand verschwunden und nur einige Gutsherren mit eigenthumslosen Knechten nachgeblieben sind, die unvergleichlich viel schlechter stehen, als die früheren pflichtigen Bauern, und gar keine Bürgschaft für ihre Zukunft und ihr Alter haben. In welcher furchtbaren Progression neben dem Wohlstand die Armuth und das Elend bis zur Entmenschung im Lande zunimmt, davon gibt ein bereits im Jahre 1846 im 2ten Hefte des dritten Bandes der Neuen Preussischen Provinzialblätter zu Königsberg erschienener Aufsatz des nunmehr verstorbenen Rittergutsbesizers Jährenheid auf Angrapp, eines sehr würdigen und wohlunterrichteten Mannes, ebenso merkwürdige, als unwidersprechliche Belege. Der Aufsatz ist überschrieben: Die Nachtseite der Zukunft, und geht von der Betrachtung des Proletariats in England zu der des unfreien über, wie es sich seinen eigenen Erfahrungen in zwei ländlichen Kreisen des Regierungsbezirks Gumbinnen dargestellt, womit ohne Zweifel im Wesentlichen auch die Erfahrungen anderer Kreise übereinstimmen. Wir entnehmen dem Aufsatz a. a. O. S. 102—105 folgende specielle Mittheilungen:

„Ein anderer Beweis, daß und wie das Proletariat sich mehrt, liefern folgende Thatfachen: 1. Seit dem Jahre 1835 haben sich die Bettler im Darkehmer und Angerburger Kreise wahrscheinlich auch in den benachbarten, gemehrt. 2. Die Zahl der auf den Dörfern freiwohnenden Losleute hat sich auch un-

klassenfeuertlisten belegen kann. 3. Die Zahl der Schwachen und Kranken hat sich so gemehrt, daß die Bauern und auch manche größere Gutsbesitzer die alt werdenden Losleute zum Wechseln des Aufenthaltsorts nöthigen oder die Aufnahme Neuanziehender nur auf kurze Zeit gestatten. So wandert der Losmann mit seinen Kindern einem sicheren Bettelstabe entgegen, bis er wie der Ring im Ringspiele, in einer der fortschiebenden Hände vor Elend hängen bleibt. Seine Kinder haben wohl während der Wanderjahre mehrere Schulen besucht oder auch nicht besucht, das kommt ziemlich auf eins heraus; denn zu einer auch nur geringen Verstandesentwicklung ist doch nicht gekommen, und an das Gemüth hat die Schule nicht die nöthige Wärme bringen können, um den Siebenschläfer aus der Gemüthsverfarrung zu erwecken. Daß in diesen Wanderpreußen *) von Heimathsgefühl nicht die Rede sein kann, versteht sich von selbst. Dem so Geschobenen was kann dem das Vaterland sein? 4. Vor 40 Jahren hatte jeder Losmann eine Kuh, jetzt in den bekannten Kreisen kaum Einer unter vierzig. 5. Vor dem Jahre 1830 sah man sehr selten ein bettelndes Kind; heute sieht man täglich auf manchen Höfen mehrere derselben bei gutem Wetter, wenn nicht Ähren gelesen oder Kartoffeln gestoppelt werden. Einige Kinder vagabondiren fortwährend, einige nur im Winter, wenn sie für den Sommer zum Viehhüten aufgenommen werden. Mehrere werden von den Eltern zum Betteln ausgeschickt; da ist nicht die Rede vom Schulbesuch, aber wohl gewinnt ihr Verstand an Gewandheit und Verstellungskunst, da sie nur zu oft durch Worte der Verachtung und Lieblosigkeit, die auch wohl in That übergehen, begrüßt werden. Die oben gegebene Schilderung kann ich gleich durch namentliche Listen der Schulkinder aus drei Kirchspielen belegen. Ich theile sie in drei Klassen:

a) solche, die die Schule gar nicht besuchen und gewöhnlich betteln, befinden sich im Kirchspiel Buddern	28
„ „ Dombrowken	21
„ „ Szabienen	23

Summa 72

b) solche, die die Schule schlecht besuchen theils aus Armuth, theils aus andern Gründen im Kirchspiel Buddern	28
„ „ Dombrowken	5
„ „ Szabienen	—

Summa 33

c) solche, die den Sommer über hüten und höchstens 5 Monate die Schule besuchen, häufig aber nur 6 Wochen	
im Kirchspiel Buddern	26
„ „ Dombrowken	68
„ „ Szabienen	141

Summa 235

*) Freunde der inneren Mission bitten wir das hier geschilderte Elend des nomadisirenden Landproletariats zu Herzen zu nehmen. Die Darstellung, welche Wichern in Wittenberg von der Noth der wandernden Bevölkerung gab, berührt diese Kreise nicht, die seiner städtischen Stellung

„Wem diese Angaben entsetzlich dünken, dem kann ich versichern, daß die Zahlen in den Kirchspielen noch höher steigen, wo auf Forstländereien u. s. w. Colonisationen stattgefunden haben. Was vom Lande gilt, gilt auch von den Städten. Wer die Dachstuben oder Hinterhäuser vor 40 Jahren besuchte, fand in den ersten höchstens Eine Familie oder ein Paar einquartirte Soldaten, und in den letzteren selten zwei Familien. Heute findet man mehrere Familien auf einander geschichtet, wenigstens in den Hinterhäusern Angerburgs vier Familien in einer Stube, die bei trockenem Wetter von allen Gefunden geräumt wird. In Beziehung auf die Sitte des Wohnens, so ist diese in den Städten noch viel entwürdigender, als auf dem Lande, wo doch nur selten drei Paare in Einem Zimmer wohnen. Das Angeführte gilt von der Arbeiterklasse, die leider ohne Beobachtungs- oder Berechnungsvermögen oft ohne Bett und Kessel sich in Familienverhältnisse stürzt, um sich als freie Arbeiter niederzulassen, wenn nur ein Winkelschen sie aufnimmt, wogegen die verständigeren Bauern und Bürger auf sicheres Brod, sei es auch ein kleines, warten. Vermöchten wir in alle bewohnte Winkel zu bringen, so würden wir erstaunen und wehklagen über die Menge der Kinder, die an der Folge mangelnder Wärme und gedeihlicher Nahrung auch bei uns erliegen. Das sind die eigentlichen Opfer, die die Uebervölkerung hinmählt und doch ist sie bei uns erst im Beginn. Gedenken wir nun der permanenten Noth im Riesengebirge, der oft widerkehrenden Noth im Erzgebirge, der Klage aus Lüttich und Belgien, der anwachsenden Städte mit ihren Mystères de Paris, schauen wir auf den Zuwachs der verwahrloseten, dem Verbrechen geweihten Kinder, deren Masse unsere Correktionshäuser dereinst nicht aufnehmen können, fügen wir noch die natürliche Verstellung auch des Wohlhabendsten hinzu: „sollten deine Urenkel nicht auch ihre letzten Seufzer auf faulem Stroh ausstoßen müssen,“ so steht uns die Zukunft mit einer breiten Nachtseite vor Augen.“

Wächten diejenigen, welche so gern immer nur die Lichtseiten und Fortschritte unsrer socialen Verhältnisse seit dem zweiten Decennio unsres Jahrhunderts rühmen und die Principien derselben leider noch immer weiter verfolgen, durch jene breite Nachtseite, welche nach kurzer Dauer derselben betrübend sich herausstellt, und durch das Jahr 1848 noch viel schwärzer geworden ist, sich mahnen lassen, bescheidener über ihren Werth zu urtheilen und erkennen, welchen Antheil an der Trostlosigkeit unsrer Zustände neben der überhand genommenen Irreligiosität auch die Leichtfertigkeit und Schlaffheit der modernen Gesetzgebung hat, deren Fehler am schwersten wieder gut zu machen sind. Auch hier werden wir nicht höher empor, sondern immer tiefer heruntersinken, wenn wir nicht zuvor uns demüthigen lernen und das alte eitle Rühmen ganz bei Seite stellen. Scham ist uns gegenwärtig unzweifelhaft viel heilsamer als Ruhm; so wird auch dann

ferne liegen. Uebrigens ist es zuviel verlangt, wenn man von der innern Mission fordert, daß sie alles wieder gut zu machen habe, was die Legislation schlecht macht.

ersti, wenn wir uns unserer Verfassung vom 5. Dec. zu schämen anfangen, ihre Verbesserung Fortschritte machen. Möge darum des Apostels Spruch auch Preußens Wahlspruch werden: es ist mir ja das Rühmen nichts nütze. Denn Gott widerstehet den Hoffärtigen und stürzt sie; aber den Demüthigen gibt er Gnade und erhöht und befestigt sie. C.

Das Kirchen- und Pfarrgut und dessen Ausichten für die Zukunft.

Inmitten der Gefahren, welche, wie die Evangelische Kirche überhaupt, so ihre äußere Dotation bedrohen, haben sich noch wenige Stimmen in Betreff der Sicherstellung der letzteren erhoben. Es darf dies als ein gutes Zeichen gelten, sofern angenommen werden kann, daß der Evangelischen Kirche, während die Katholische sich rüstete, und schon für die erste Nationalversammlung, traurigen Andenkens, vollständig gerüstet war, alle ihre Ansprüche auf eine reichliche Dotation geltend zu machen, mehr die unabsehbaren Gefahren ihrer inneren Heiligthümer zu Herzen gingen. Es wäre besonders als ein gutes Zeichen zu nehmen, daß die Diener der Kirche, Angesichts der trübsten Ausichten, die sich ihnen, zum Theil schon in Erfüllung gehend, von allen Seiten eröffneten, keine Stimme der Klage laut werden ließen, vorausgesetzt, daß glaubensvolle Ergebung sie auf die Hand des Herrn blicken ließ, nicht aber das Verzagen an möglicher Abwendung oder Beschränkung der Gefahr, oder das Unvermögen, die Stimme des Rechts wider die hereinkommende Macht in wirksamer Weise geltend zu machen, ihnen den Mund verschloß. Wir dürfen annehmen, daß jene Ursachen wenigstens mitwirkende gewesen, und darum auch hoffen, daß der Segen hievon nicht ausbleiben werde.

Indeß handelt es sich hier keineswegs bloß um die äußere Lage der Diener der Kirche, oder um die kirchlichen Gebäude und das äußere Kirchengut überhaupt an sich, sondern in ihrem Zusammenhange mit der Kirche selbst. Das Pfarr- und Kirchengut im Allgemeinen ist ja kein zufälliges Accidens der Kirche, es ist die Wirkung, die äußere Seite der Kirche selbst, und steht mit derselben im genauesten Zusammenhange, in fortgehender Wechselwirkung.

Der Glaube und die Liebe der Glieder der Kirche hat diese mit dem äußeren Gut, zum Theil reichlich bis zum Überfluß, zum Theil nothdürftig bis zur Entbehrung bekleidet, und ihr in jenem Falle die ernste folgenreiche Pflicht auferlegt, sich Freunde zu machen mit dem ungerechten Mammon, in diesem Falle mit dem Wenigen hauszuhalten. Jedermann weiß, wie die Evangelische Kirche der Jetztzeit kaum etwas von äußerem Gut verdankt, wie der Staat viel mehr sich von ihr, als sie selbst bereichert hat. Ueberdies ist die Kirche in rechtmäßigem Besiz ihres Gutes, sofern es irgend rechtmäßigen Besiz auf Erden gibt. Sie hat daher auch die Pflicht, das ihr anvertraute Gut zu verwalten und zu erhalten, wäre es auch nur, um in Übungen der Liebe die Schuld abzutragen, die sie mit Annahme der

frommen Liebestiftungen auf sich genommen hat, oder um der Schuld des Raubes zuvorzukommen, wenn die undankbaren Kinder der Jetztzeit an sich zu reißen trachten, worauf am wenigsten sie einen Anspruch haben.

Aber die Evangelische Kirche bedarf auch des ihr noch gelassenen Pfarr- und Kirchenguts zu ihrer eigenen Existenz. Nicht als müßte sie um des Verlustes des aus und mit ihr erwachsenen äußeren Gutes willen zerfallen; nicht als ob an dem Herrn zu zweifeln wäre, daß er, gefiele es ihm, der Evangelischen Kirche nicht allein das ihr vertraute äußere Gut zu nehmen, sondern überhaupt die gegenwärtige Form ihres Daseyns von Grund aus zu zerbrechen, sie auch von Grund aus erneuen, sie und ihre Diener bis dahin treulich ernähren, und nachmals neu bekleiden werde, mit allem Gut, Schmuck und Ehren, deren sie hienieden bedarf zur Vollendung seines Werkes. Aber sie bedarf dessen, so lange sie irgend in der bisherigen Weise fortbestehen und den Ansprüchen genügen soll, die das christliche Volk, auch wenn es keinen christlichen Staat mehr gäbe, an sie macht und machen wird.

Es bedarf für die Leser der *Ev. R. Z.* nicht des Nachweises, wie mit einer fortgehenden Verkürzung des grobentheils nicht reichlichen, vielfach dürftigen Kirchen- und Pfarrgutes die geistliche Entwicklung der Kirche selbst gleichmäßig bedroht ist. Die Evangelische Kirche, der organischen Zusammenschließung zu einer lebendigen Einheit nur allzusehr entbehrend, zählt in unserem Vaterlande viele hundert Kirchen und Pfarren, die in der dürftigsten Weise ausgestattet sind, die ihre Blöße schon bisher nur kümmerlich zu bedecken wußten. Fassen wir namentlich die Ausstattung der Pfarren in's Auge, so gibt es deren bekanntlich eine große Zahl, deren Einkommen kaum sich auf das Minimum beläuft, was die Diener der Schule so laut für die Geringsten unter den Ihrigen in Anspruch genommen haben. Aber in die Tausende steigt die Zahl derer auf, die ihr Einkommen wenig über 400 Thlr. zu berechnen haben, ein Einkommen, was, wie sich leicht ergibt, auch bei den bescheidensten Ansprüchen eines Familienvaters, der sich nicht völlig aus seinem Bildungskreise verlieren will, unzureichend ist, und mit dem Aufwand, den eine vielfährige Vorbereitung unvermeidlich gemacht hat, in keinem Verhältnisse steht. Soll nun auch dieses weniger als mäßige Pfarrgut noch bedeutend herabgesetzt werden, soll die folgende Klasse von Stellen durch die bedeutenden Abzüge für Einkommensteuer, Communallasten und andere neue Auflagen, durch den Ausfall an den Accidentien u. s. f. bis auf die vorige Stufe und unter dieselbe mit ihrem Einkommen herabgedrückt werden, soll vielleicht die Hälfte aller Pfarreien, sollen die auf den Ertrag des Zehnten angewiesenen Landpfarren durch eine zwangsweise Ablösung des Pfarrzehnten sofort eines großen Theils ihres rechtmäßigen Einkommens beraubt werden, so wird dies eben keineswegs ein bloß äußerer Nachtheil seyn, der die Diener der Kirche trifft, sondern derselbe wird unausbleiblich die Verwaltung des Pfarramts und so die Kirche selbst treffen.

Schon jetzt ist eine bedeutende Abnahme der dem geistlichen Amt sich widmenden Jünglinge wahrnehmbar. Dies hat gewiß nicht allein in der weltlichen Tendenz der Zeit seinen Grund, sondern auch mehr oder weniger in der Erwägung der ungesicherten Existenz der Diener der Kirche für die Zukunft. Man sage nicht, diese Rücksicht sei ja eben das Merkmal der weltlichen Zeitrichtung. Gewiß wird der bereits in der Liebe des Glaubens für den Herrn und sein Reich glühende Jüngling einer solchen Erwägung unzugänglich sein. Aber haben wir das Recht, das Vorherrschen jener gläubigen Begeisterung bei denen vorauszusetzen, welche die ungläubige Gymnasialbildung den Universitäten zuführte? Müssen wir nicht froh sein, wenn auch nur für das Evangelium empfängliche Gemüther in den Dienst desselben zu treten bereit sind? Für diese aber, und für ihre in gleicher Gemüthsrichtung stehenden Angehörigen, die zum großen Theil nur die Studien ihrer Söhne und Pfleglinge mit großen Aufopferungen ermöglichen, müssen wir es ganz naturgemäß und unvermeidlich finden, daß sie einen Ueberschlag machen, für welche Berufsart ihre aufzuwendenden Kosten am ersten zureichen oder zu beschaffen sein möchten, in welchem Stande sie zuerst auf einige Erleichterung und billige Vergeltung der gebrachten Opfer hoffen dürften. Sobald daher das Pfarramt gegen andre Berufsarten nicht allein in zu großem Nachtheil steht, sondern auch wohl fortgehend Opfer in Aussicht stellt, tritt sofort die Folge ein, daß das Talent sich überwiegend den übrigen Berufsarten zu, dem geistlichen Amte aber abwendet. Man wird neben einer kleinen Zahl vermögender Jünglinge, die den Mangel nicht zu fürchten haben, neben jener Zahl von Gottberufenen, die schon als Priester des Herrn zu den geistlichen Studien kommen, auf eine überwiegende Menge solcher zu rechnen haben, die nothdürftig den Anforderungen für das geistliche Amt zu genügen hoffen, nachdem der Mangel an Kandidaten diese Anforderungen bald ganz herabgedrückt haben wird. Dies und der Verfall der Kirchenverwaltung und des Pfarramts im allgemeinen liegt als Folge einer weiteren Beraubung des evangelischen Pfarrguts so auf der Hand, daß eine weitere Auseinandersetzung überflüssig scheint.

Darum würde statt eines Ruhms, eine schwere Verantwortung auf die Kirche fallen, wollte sie die Wahrung des Pfarr- und Kirchenguts als etwas Äußeres auf sich beruhen lassen. Weil sie das Recht hat, zu besitzen, was die Liebe ihrer Glieder ihr verliehen, so hat sie auch die heilige Pflicht, diesen Besitz mit allem Nachdruck zu schützen und zu bewahren. Wer den Mißbrauch des Pfarr- und Kirchenguts hat und dieses Heilige mißbraucht und vergeudet, anstatt mit dem Erbe der Liebe zu wuchern, der sündigt, jedoch nur an dem, was ihm als Eigenthum verliehen war. Wer dagegen das Gut der Kirche selbst antastet, läßt, ohne dem Raub zu widerstehen, soviel er vermag, macht sich der Mitschuld des Raubes an dem Kirchengut selbst schuldig. Darum eben ist es nicht die Sache der Diener des Pfarramts allein, sondern aller treuen Glieder der Kirche, auf die Wahrung des Kirchenguts mit treuem Ernst bedacht zu seyn. Wer dieses antastet, tastet die Kirche selbst in ihren heiligen Liebespflichten

und Rechten an, und soll darum alle treuen Glieder zu Gegnern haben, am wenigsten diejenigen ausgeschlossen, welche die verrätherische Revolution mit einem Theil des Kirchenraubes beglücken will. Je weniger aber zu hoffen ist, daß dieser Pflicht inmitten des hereingebrochenen Stromes der Ungerechtigkeit von der Majorität werde wahrgenommen werden, um so mehr sollen die, welche noch ein Herz für die Kirche haben, sich vor den Riß stellen.

In diesem Sinne nun erhebt Eins. seine Stimme, in der Hoffnung, daß gewichtigere Stimmen, an denen es längst gewesen wäre zu reden und nicht zu schweigen, ihn bald der Mühe überheben werden, weiter ein Gebiet zu betreten, auf dem er sich mehr fremd als heimisch fühlt. Wer als Geistlicher oder als Laie sich bewußt ist, nicht sowohl für seinen persönlichen Besitz, als für das Recht und die Pflicht der Kirche zu kämpfen, der ist berufen, an diesem Kampf für die Wahrung des evangelischen Kirchengutes mitzukämpfen.

Indem ich nun für diese Mittheilung nur den engeren Gesichtspunkt des Pfarrzehnten und dessen Gefährdung schon durch das Bisherige, vielmehr aber durch das in Aussicht stehende Ablösungsgesetz in's Auge fasse, so ist bekannt, wie in den östlichen Provinzen die Mehrzahl aller Pfarren auf dem Lande und in den Provinzialstädten in dem, aus den ältesten Zeiten überlieferten Naturalzehntrecht den überwiegenden Theil ihrer Dotation hat. Beispielsweise besteht in der Mittelmark das Einkommen dieser Pfarren, außer dem oft durch Vererbpachtung höchst geringen Ertrag der Pfarrhufen und den in kleineren Pfarochien sich auf kaum dreißig Thaler belaufenden Accidientien, lediglich in dem Naturalzehnt. Diese Einnahme wesentlich verkürzen heißt also nicht bloß einen Titel des Pfarreinkommens, sondern das gesammte Pfarrgut herabsetzen. Überall, wo ein solches Verhältniß besteht, war schon nach der bisherigen Lage der Gesetzgebung und Administration, das Pfarrgut hoch gefährdet, für die Zukunft stellen sich die Aussichten noch viel schlimmer.

Eins. will zuerst die bisherige Lage des Pfarrguts gegenüber der Ablösungsordnung nach seinen eigenen thatsächlichen Erfahrungen kurz bezeichnen, wonach die künftige Gefahr desselben sich leicht ergeben wird.

Als die vielfährigen Separationsunruhen in der hiesigen Gemeinde vor einigen Jahren ihrem Abschluß näher zu kommen schienen, waren Gemeinde und Pfarrer darüber einig, daß die Pfarre den Naturalzehnt ferner beziehen, und so an den Früchten der steigenden Kultur der Feldmark gleichmäßig Antheil haben solle. Die General-Commission verwarf diesen gemeinsamen Antrag, und legte so der Gemeinde den Zwang auf, den Zehnt abzulösen, dem Pfarrer aber den, auf die gesammten Früchte der Separation in Betreff des Zehnts für immer zu verzichten.

Indes ließ sich für dieses Verfahren der Behörden ein Grund auffinden, der dem Interesse der Pfarre zu entsprechen schien. Wäre nämlich die Separation vor der Zehntablösung ausgeführt

worden, so gab es, wenn die Gemeinde über kurz oder lang nun dennoch auf die letztere antrug, keinen gesetzlichen Ausweg, dieselbe zu vermeiden, und die Pfarre war dann gezwungen, sich ohne Wahl die Rentenvergütung gefallen zu lassen.

Jetzt waren wiederum Gemeinde und Pfarre darüber einig, daß diese, falls die Zehntablösung unvermeidlich sei, mit Grundstücken zu entschädigen wäre, weil nur auf diesem Wege das Pfarrgut wahrhaft sicher zu stellen, und zugleich die Gemeinde nur so von der auf ihr ruhenden Last befreit sei, während im Falle, daß eine fortgehende Rentenvergütung stattfinden solle, diese Last ihr grade in Jahren des Unglücks und Mangels um so drückender seyn würde.

Da das Wahlrecht der Pfarre gesetzlich unbedingt zustand, so schien eine weitläufige Verhandlung hierüber kaum nöthig; aber grade jetzt, wo es sich darum handelte, den einzig übrigen Weg zu betreten, um das Pfarrgut noch möglichst zu erhalten und sicher zu stellen, machte der Special-Commissarius viele Schwierigkeiten, so daß die endliche Entscheidung der General-Commission zur freien Ausübung des Wahlrechts der Pfarre nur mit Mühe zu erlangen war, und bei einiger Unsicherheit des Pfarrers, oder bei Widerstreben der Gemeinde gewiß nicht erlangt worden wäre.

Nun galt es, den Werth des bisherigen Zehnts, wofür die Pfarre mit Land entschädigt werden sollte, zu berechnen. Da die Gemeinde im guten Einvernehmen mit dem Pfarrer sich selbst verzehntet und ohne eigentliche Controle bei der Ernte den Zehnt auf dem Pfarrhofe abgeliefert hatte, die Zehntregister aber seit vielen Jahren mit unbezweifelter Genauigkeit geführt waren, so war es ganz einfach, diese Register zum Grunde zu legen. Aber hier kam der Commissarius zuvor, insinuirte der Gemeinde, daß sie wohl mehr als ihre Pflicht gethan habe, und deshalb nicht verbunden seyn möchte, der Pfarre auch späterhin so viel als bisher zu gewähren.

Hiemit war schon der Zankapfel zwischen Pfarrer und Gemeinde geworfen; es sollte nun die commissarische Kunst an die Stelle der eigenen Erfahrung, das Mißtrauen Seitens der Gemeinde an die Stelle des bisherigen gegenseitigen Vertrauens treten.

Die commissarische Berechnung, nach allgemein ökonomischen, in ihrer lokalen Anwendung durchaus unsicheren Grundsätzen, stellte den Werth des Zehnts um ein Viertel niedriger als die Durchschnittsberechnung einer vielfährigen Erfahrung ergab. Nun aber folgte erst eine endlose Reihe von Abzügen, zum Betrag von beinahe einem Drittel der commissarischen Berechnung, so daß das endlich der Pfarre zu Vergütende nur die Hälfte des bisherigen Ertrags erreichte. *) Ja, um endlich der gesetzmäßi-

*) Indem die commissarische Berechnung für die bloßen Verwaltungskosten beinahe ein Drittel des Gesamtertrags in Abrechnung bringt, ist auf den ersten Blick auch für den Anfänger in der Ökonomie klar, daß die sämmtlichen übrigen Kosten der Production, nach gleichem Maßstabe berechnet, weit über zwei Dritteile des Werths betragen würden — folglich gar kein Ackerbau und gar keine Landvergütung für

gen Veraubung des Pfarrguts die Krone aufzusetzen, wurde nun von dem entsprechenden Betrag der Landvergütung noch ein Fünftheil gescriben, um dafür Wiese und Hütung in Anrechnung zu bringen, die aber, als das nothwendige Komplement des Ackerbaues und der bisherigen Bestellung der zehntpflichtigen Feldflur, nicht als Abzug, sondern als verhältnißmäßiger Zuschlag in Anwendung kommen mußte. Statt 500 Scheffel, welche die Zehntregister durchschnittlich als Jahresertrag erweisen, kamen so nach zulezt 212 Scheffel für die entsprechende Ackervergütung in Ansaß, und noch etwa 50 Scheffel für Wiese und Hütungsfläche.

Anstatt also davon auszugehen, daß die bisherigen Gerechtsame der Pfarre bei der beabsichtigten Hebung der Kultur der Gemeinflur künftig auch einen gleichmäßig höheren Ertrag gewährt haben würden, der also bei der Ablösung irgend eine billige Berücksichtigung hätte finden sollen, sofern es mit dem allgemeinen Grundsatz ein Ernst war: „daß durch die Ablösung die Rechte keines Theils verletzt werden sollten“ — so war hier im Gegentheil der bisherige Besizstand der Pfarre tief herabgedrückt worden.

Eins. nahm daher jezt seine Zuflucht zu der Königl. Regierung, welche ihm in seiner Vokation verbürgt hatte, ihn im Genusse der Pfarrgerechtsame ungekränkt zu erhalten. Es geschah dies mit um so größerem Vertrauen, als in diesem Falle es leicht nachgewiesen werden konnte, wie die aufgestellten Werthsberechnungen ohne alle Rücksicht auf die lokalen Verhältnisse lediglich die allgemein ökonomischen Grundsätze und gesetzlichen Bestimmungen zum Grunde gelegt, und so die Pfarre in noch viel größeren Nachtheil gestellt hatten. Aber die Königl. Regierung mußte sich aus dem einzigen Grunde hiezu für unverspflichtet und unvernünftig erklären, daß die Special-Commissarien schon ex officio verbunden seyen, die Gerechtsame der Pfarre wahrzunehmen, und die Königl. General-Commission in dieser Hinsicht die Stelle der Regierung verträte.

Alles, was Eins. nach vielfacher Mühe von den Behörden erlangte, war die Erlaubniß der General-Commission, für eigene Kosten zur Wahrnehmung der Gerechtsame der Pfarre einen außerordentlichen Sachwalter anzunehmen, der indeß jedenfalls

die Pfarre möglich wäre. Und doch war dies alles nach ökonomischen Grundsätzen geschehen, so daß die Berechnung ohne alle Schwierigkeit die Anerkennung der Behörden fand! — Die Ungerechtigkeit des Verfahrens leuchtet noch vielmehr ein, wenn man erwägt, daß diese Abzüge bisher der Gemeinde eben so wenig zu gute kamen, als der Pfarre; die Gemeinde gab das volle Produkt der Ernte, und der Pfarre lag nun die Verwerthung ob. Anstatt daß diese maßlos hoch berechneten Kosten einfach der Pfarre genommen und der Gemeinde zu gut gerechnet wurden — wie es gesetzlich ist — sollten sie, wo nicht getheilt, der Kirche, der Armenkasse, oder irgend welchem Zwecke im Dienst der Liebe zugewiesen, jedenfalls aber nach billigen Sätzen berechnet werden, anstatt der Pfarre den unerträglichen Zwang anzuthun, sich jene Abzüge nach dem höchst möglichen Sätzen gefallen lassen zu müssen, die, wie leicht nachzuweisen wäre, in dem hier stattgefundenen Falle, die wirklichen Kosten mehr als vierfach übersteigen.

nur nach langem Haber mit der nun gegen ihren Willen der Pfarre als Partei gegenüber gestellten Gemeinde in Einzelheiten der Pfarre ein günstigeres Ergebniß erwirken konnte, da die von Eins. nach gewissenhafter Erwägung gemachten Einwendungen bereits zu prozessualischer Entscheidung gestellt waren — ein Weg, der nach der complicirten Natur der agrarischen Verhältnisse unmöglich mit Sicherheit zum Ziele führen kann.

Es leuchtet hienach ein, daß schon die bisherige neuere Agrargesetzgebung den Grundsatz, daß durch die Ablösungen die Rechte keines Dritten gekränkt werden sollen, nicht zur Wahrheit hat werden lassen; vielmehr geht durch dieselbe die Tendenz, die Verpflichteten auf Kosten der Berechtigten zu bereichern, nicht ganz unmerklich hindurch; ja in Betreff der Entlastung von den Verpflichtungen gegen die Pfarren haben die verwaltenden Behörden vielfach einen Weg nicht vermeiden können oder wollen, zu welchem jener Grundsatz sich wie eine bittere Ironie verhält.

Wenn nun aber der neue Gesetzentwurf die Landvergütung und damit das Wahlrecht der Berechtigten überhaupt aufhebt, und auch die geistlichen Institute zur Annahme der Kapitalablösung oder vielmehr einer unzureichenden Abfindung verpflichtet, so ist klar, wie die letzteren hiedurch noch vielmehr bedroht sind. Diese Folge ist so einleuchtend, daß man der Mühe überhoben ist, umständlich darauf einzugehen. Die Mehrzahl von land- und provincialstädtischen Pfarren wird so herabgesetzt werden, daß die drückendsten Nahrungsorgen, Verarmung und Verschuldung die nächste, das wachsende Zurückziehen der Studierenden von den geistlichen Studien die fernere unausbleibliche Folge seyn wird. Geht endlich in Kriegs- und sonstigen Unglücksfällen möglicherweise das Ablösungskapital verloren, so ist das Einkommen der Pfarre ganz ruiniert.

Demnach hält es Eins. für eine große Pflicht aller Freunde der Kirche, mit aller Kraft der Verringerung des evangelischen Pfarr- und Kirchenguts entgegenzuwirken. Die Zehntpflicht ist keine den Verpflichteten aufgedrungene Last, sondern eine ursprüngliche Stiftung der Liebe und Hingebung an das Heilige; der Kirchen- und Pfarrzehnt ist ein eben so freies, als bisher nothwendiges Opfer der Parochianverbände an die Kirche und ihre Diener, deren Betrag ihnen durch den Dienst am Wort und die Segnungen der Kirche reichlich wiederkehrt.

Hierauf die ernste Aufmerksamkeit der Freunde der Evangelischen Kirche zu lenken, und so namentlich vollgültige Stimmen auf diesem Gebiete zum Worte zu mahnen, war der Zweck dieser geringen Zeilen — möchte derselbe doch nicht verfehlt werden zum Schaden der Kirche!

Wn.

Et.

Nachrichten.

Kirchliche Nachrichten aus der Pfalz.

(Schluß.)

Von den übrigen evangelisch-gläubigen Geistlichen wurden zwar noch mehrere gefänglich eingeholt, jedoch entweder schon unterwegs oder nach ganz kurzer Haft von der preussischen Regierung, welcher dieses Treiben ihrer Schergen selbst allmählig lästig und gefährlich wurde, wie-

der entlassen. Nur einer mußte bis zum Sturze dieser Gewaltherrschaft fast vierzehn Tage lang im Gefängnisse zubringen. Es war der Pfarrvikar Boffert, damals in Sipperfels, den man ebenfalls beschuldigt hatte, gegen die provisorische Regierung gewredigt zu haben. Er konnte das in seinem Verhöre zwar mit gutem Gewissen in Abrede stellen, läugnete jedoch keineswegs, daß er mit den Grundfäden der neuen Herrschaft sich nicht einverstanden erklären könne und ihr auch niemals werde Gehorsam schwören. Er mußte die Zeit seiner Haft in jenem schmutzigen Gefängnisse sich selbst verköstigen, durfte dabei Besuch von Bekannten annehmen und sich Bücher kommen lassen. Beim Eindringen der Preussien schleppte man ihn mit 22 andern noch in Haft sich befindenden Männern bis Neustadt. Dort entließ man sie bis auf einige, welche des Verraths gegen diese f. g. Volkssache beschuldigt waren und als Vikarius Boffert, mit einem breitkrempigen Hute bedeckt, auf seinem Rückgange bei Wachenheim die preussischen Vorposten traf, wäre er von ihnen beinahe als Freischärler arreirt worden, wenn er nicht einen Ausweis über seine Freilassung vom Friedensrichter in Neustadt bei sich gehabt hätte. Es ist Thatsache, daß sämmtliche am kirchlichen Bekenntnisse festhaltenden Geistliche als Feinde dieser revolutionären Erhebung nicht allein verdächtig, sondern auch vielfach denunciirt waren. Sie waren es fast ausschließlich, welche sich entschieden weigerten, oder doch bedeutende Anstände erhoben, den Revers zu unterschreiben, worin die Reichsverfassung rücklich anerkannt und der provis. Regierung Gehorsam gelobt wurde. Sie waren es, die das in der Kirchenagende vorgeschriebene sonntägliche Gebet so lange es irgend möglich war, gebrauchten und in ihren Amtshandlungen ganz den gesetzlichen Weg einhielten. Einige thaten dieses nicht ohne bedeutende Lebensgefahr. Den ehrenfesten Pfarrer Lippert in Speier, der in dem von ihm damals redigirten Kirchenblatte „Evangelium und Kirche“ keinen Fuß breit seinen Gegnern trotz aller Gefahren gewichen und männlich seine Überzeugung nach allen Seiten hin auch unter den heftigsten Stürmen der Revolution vertreten hatte, hätte man eines Sonntags Nachmittags von der Kanzel herabzuschießen gesucht, wenn in den Nachmittagsgebete der Agende die Fürbitte für den König und die Obrigkeit nicht fehlte. Mehrere von ihnen mußten, um nicht zur Unzeit Märtyrer zu werden, ihr Heil in der Flucht suchen; einige jüngere, weil man ihnen gedroht hatte, sie unter das Revolutionsheer zu stecken.

Ganz anders war dagegen das Benehmen der rationalistischen und Lichtfreundlichen Partei. Ihre Patrone, Dr. Hepp, Schmitt, Kolb &c. standen theils an der Spitze der Bewegung, theils unterstützten sie dieselbe mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln. Hinter ihnen konnten die Klienten in der Zeit der Entscheidung nicht zurückbleiben. Es wurden alsbald Zustimmungserklärungen von Geistlichen dieser Farbe an den Landesausschuß gefendet, noch ehe derselbe solche verlangt hatte. Auf einer durch die Leiche eines hochbejahrten Geistlichen in Dürkheim veranlaßten Zusammenkunft seiner Amtsgenossen aus dem Canton bald nach der Einsetzung des Landesausschusses ging Pf. Hofer mit einer solchen Adresse voran und brachte durch sie einige seiner Collegen in unangenehme Verlegenheit. Es wurde vielfach erzählt, mit welchem Eifer eben derselbe und einige Gemüthsgenossen von ihm die jungen Leute seines Ortes zur Einübung in den Waffen und zum Zugum Revolutionsheer antrieben und so die Helfersbelfer der provis. Regierung machten. Als unter der provis. Regierung Ende Mai's die waffenfähige Mannschaft in den Cantonsorten zusammengetrieben, in Dürkheim die Kirchen zu Raffen, das Haus jenes kurz zuvor verstorbenen Geistlichen zum Lazareth umgewandelt wurde, waren die jungen Leute aus der Gemeinde Hofer's, der indes mit dem Sandwirth von Passier wohl den Namen, nicht im Geringsten aber den offenen Muth gemein hat, die ersten, die in der

Kirche einsafernirt wurden. Ihre Begeisterung war jedoch so wenig nachhaltig, daß sie schon nach den ersten Tagen aus Mißbehagen über die schlechte Kost und die harte Lagerstatt in der kalten Kirche mit Sang und Klang wieder in ihr Dorf zurückkehrten, ihrem Pfarrer, wie es hieß, für seine Bewähnung wenig dankbar. Indes gehört Hofer zu denjenigen, die zur rechten Zeit recht um zu schwenken wußten, ehe die Sache eine für die eigene Person bedenkliche Wendung nahm. Sein Freund und College Eckhard jedoch, der, wie man sagte, gewöhnlich die Pfeile abgeschossen, die Hofer zugespitzt, ließ sich vom Revolutionstaumel bis zum Äußersten fortreißen. Er kehrte von München, wohin er als Deputirter gesandt war, in die Pfalz zurück, stellte sich offen in den Dienst der provis. Regierung, ließ sich einen tüchtigen Fecterbart wachsen und zog mit dem Schleppfädel an der Seite und der Büchse auf dem Rücken im Lande herum, seine geistlichen Geschäfte gänzlich aufgebend. Jenneberg hat ein Schreiben von ihm aus jener Zeit mitgetheilt. Dasselbe datirt: Alsenz, 10. Mai 1849, lautet: „Lieben Freunde! Bis hierher ist die Begeisterung für unsere Sache nicht besonders sichtbar. Wo ich mich erkundigte hörte ich zwar, es seyen Alle bereit zu marschiren, aber es fehle 1) an Hülmen; 2) an specieller Aufforderung. Sobald der Befehl komme, daß Jeder von 18—30 und von 30—40 Jahren mit Wäffeln, würde sich Reiner zurückergeben. In Bezug auf Eure Aufforderung Seitens des Reichscommissärs (Eisenstuck) fordere ich Euch auf, augenblicklich diesen Befehl ergehen zu lassen. Wer nicht migeht, sey als Landesverrätther erklärt. Gruß. Eckhard.“ — Als später die Stadt Speier sich den Anordnungen der provis. Regierung nicht mehr durchweg fügen wollte, da dieselbe Geld und immer nur Geld verlangte, trat Eckhard an die Spitze einer Exekutionsbande, um den Gehorsam herzustellen. „Wer die martialische Miene sah,“ schreibt F. v. Jenneberg S. 116 über ihn, „mit der Er. Schwürden, in tricolorer Schärpe und mit Schleppfädel versehen, einherstolzte, dachte, nun werde ohne Weiteres die Guillotine an die Tagesordnung kommen.“ Jetzt ist er durch einen Ministerialerlaß seines Amtes entsetzt und nach Amerika geschickt, nachdem sein bedeutendes Vermögen, das er sich ererbt hatte, bis auf wenige Tausende zusammengeschnitten war und seine von ihm bedeutend verführte und aufgewiegelte Gemeinde ihn endlich selbst desavouirt hatte.

Sein Kamerad Pfr. Berkmann von Einzelthum, der unstreitig der sittlich versunkene unter diesen Leuten ist, und schon sehr verschiedene Rollen gespielt hat, verbielt sich, da die rothe Republik nicht sogleich eingeführt wurde, im Ganzen äußerlich ruhig, vielleichte in der Hoffnung, daß, nach dem zu erwartenden Sturze der Halben, die sich an die Spitze geschwungen, für seine Wirksamkeit geeignetere Zeiten eintreten würden. Nach der Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung hat er mit Eifer sich wieder angeschickt, der Krone Baiern seine Dienste zu leisten und die seitdem gewesenen Namensfeier der Majestäten mit großem Pomp celebrirt. Nichtsdestoweniger ist er, von Niemand bedauert, von Allen verlassen, vor Kurzem gefänglich eingezogen worden und erwartet in Kaiserslautern seiner von den Gerichten ihm zu bestimmenden Strafe.

Ein anderer Geistlicher dieser Richtung in einer aus Protestanten und Katholiken gemischten Gemeinde zwischen Neustadt und Kaiserslautern, der, Alles mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit ergreifend, auch an der Durchführung der Reichsverfassung auf diese Art hatte helfen wollen, während der Revolution von einigen die Sache überdrüssig gewordenen Gliedern seiner Gemeinde und von den Katholiken dafür aufs ernstlichste verfolgt wurde, stieß nach Kaiserslautern unter den Schutz der provis. Regierung und ließ durch einen Trupp Freischaaaren jene Gegner der neuen Volksfreiheit wieder in Ruhe bringen. Er durfte sich nachher lange nicht mehr in seiner Gemeinde blicken lassen und das preussische

Militär, das vor ihm vorher gehört haben mußte, soll die ernstlichsten jedoch vergebliche Nachforschungen nach ihm gehalten haben.

Überhaupt war es merkwürdig, wie speciell die Preußen von unsren Zuständen unterrichtet waren und mit welcher Sicherheit sie nicht nur die Namen der Rädeleführer in den weissen Orten zu nennen, sondern auch ihre Häuser sogleich zu finden wußten. Mehrere dieser revolutionären Geistlichen hatten von ihnen schwer zu leiden. Pfr. Hofer sollte in Haft genommen werden, wenn nicht der General sich dagegen erklärt hätte. Ein anderer in seiner Nähe, der noch kurz zuvor einen Kranke-laden in seinem Hause gehabt, bis er, von einem andern Krämer seines Orts verklagt, die gebührende jedoch geringe Strafe dafür erhalten, der unüberholten die radikalsten Grundsätze auf der Kanzel verkündigt, und noch weiter gegangen wäre, wenn ihn nicht einige ehrenwerthe Glieder seiner Gemeinde am Schluss eines Gottesdienstes vor dem Altar zur Rede gestellt hätten, der in einer öffentlichen Gesellschaft bei Gelegenheit der Ermordung Lychnowski's äußerte, daß es so noch allen Aristokraten und Muckern gehen müßte, erhielt sogleich eine tüchtige Einquartierung von Preußen, und als er sich über deren Anzahl beschwerte, noch einige Mann extra. Da seine Liberalität nur in seinem „großen Mause“, ums volkstümlich zu sagen, besteht, so setzte er der bei ihm einquartierten Mannschaft Anfangs nur die magerste Kost vor. Diese jedoch, wohl unterrichtet, daß es in Küche und Keller so mager nicht aussehe, öffneten sich selbst den Weg dahin und tüchtig gestärkt mit Speise und Trank wöhligten sie dann diesen Pfarrer mit ihnen das Lied zu singen: „Ein freies Leben führen wir“, wobei der Vers: „heut kehren wir beim Pfaffen ein“ besonders hervorgehoben wurde. Seitdem sind seiner Gemeinde, die er durch Ausleihen von kleinen Geldsummen vielfach an sich geknüpft hat, doch die Augen mehr und mehr über ihn aufgegangen, und bei der Neuwahl der Presbyterien, die im Juli erfolgte, wurden ihm gerade jene glaubensfesten Männer, die ihn bisher schon, obgleich mit nur geringem Anhang im Schach gehalten, zu Wächtern gesetzt.

Neulich haben mehrere Glieder einer Gemeinde im Westrich gegen ihren Pfarrer eine lange Beschwerdebefchrift beim Consistorium eingereicht, worin er unter Andern folgender Dinge angeklagt wird: Er verstümmele das apostolische Glaubensbekenntnis, er habe noch nie nach der Predigt für Obrigkeit und Vaterland gebetet, habe nie Kranke besucht, habe sich bei der Neuwahl des Presbyteriums den ungeseglichsten Einfluß erlaubt, um „die Mucker“ herauszubringen, habe schon oft den Sonntag zur Besorgung seiner Ökonomie auch ohne besondere Noth verwendet; habe zu mehreren seiner Gemeindeglieder Äußerungen gethan wie: Luther habe die Bibel nicht recht übersezt, Gott habe das Böse an den Menschen erschaffen, Christus sey ein bloßer Mensch, ein Madensack, gewesen, er würde nicht von ihm predigen, wenn er nicht müßte; — er habe ferner nicht nur beständig über weltliche und kirchliche Behörden offen rasonnirt, sondern seine Leute während der Revolution aufs Kräftigste zum Sturze der rechtmäßigen Obrigkeit aufgewiegelt und 5 fl. 40 fr. zum Einkauf von Waffen als freiwillige Steuer beigetragen; noch nach Einmarsch der Preußen habe er gegen Jemand erklärt, der Sieg der Demokraten sey nur ausgemacht und alle Könige und Fürsten müßten gestürzt werden; noch vor Kurzem habe er einige seiner Leute auf die baldige Ankunft Hecker's vertröstet u. Die Beschwerdeführer sagen, daß sie noch Mehreres des Art von ihrem Pfarrer mittheilen könnten, was sie aber lieber verschweigen wollten, weil sie sich für ihn und für ihr Dorf schämen. Sie schließen mit den Worten: „Ein hohes königliches Consistorium wolle dem Uebelstande abhelfen nicht ansetzen, weil sonst der herabgekommene Kirchenbesuch noch mehr schwinden, die sittliche und religiöse Zucht verloren gehen, das Pfarramt verachtet und

die Gemeinde, anstatt erbaut zu werden, verstreut werden müsse. Und in dieser Hoffnung baldiger Abhülfe im guten Vertrauen zu wohlwollendem Consistorium und vor Allem im Glauben an den Dreieinigem Gott und den Herrn, das Haupt, den Grund und Eckstein seiner Kirche, welcher ist Jesus Christus, gestern und heute und derselbe in Ewigkeit, verbleiben durch Gottes Gnade u. Ob das Consistorium dieses Vertrauens rechtfertigen werde ist sehr die Frage. Während der Revolution hatte das Consistorium, da der Vorstand desselben, Bettinger, nach Germersheim geschickt war, seine Funktionen eingestellt. Consistorialrath Börsch hatte die in Speier angefertigte Adresse an den König, worin um schleunigste Anerkennung der Reichsverfassung gebeten wurde, mit unterschrieben. Nach der Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung erschien nur ein Rescript von zwei Zeilen mit der Anzeige, daß auch das königl. Consistorium in seine frühere Thätigkeit wieder eintrete. Bald darauf trat an die Stelle des schon vorher durch Einfluß seines Bruders, des Gewinners, nach kaum zweijährigen Dienstleistungen in der Regierung und im Consistorium zu Speier nach München beförderten Rath Feing, der frühere Landcommissär Wandt von Kirchheimbolanden, ein alter Freund und Protector unserer Liberalen und ganz auf der Linken stehendes Mitglied der letzten Generalssynode. In einem Hirtenbrief, wie er unter der Wirksamkeit des Dr. Rüst nach der revolutionären Bewegung des Jahres 1832 erlassen worden, an Anordnung eines Festtages, an ein Zeugnis gegen jene Geistlichen, deren sich billig die ganze protestantische Kirche schämen muß, war von Seiten dieser Behörde nicht zu denken. Die Untersuchungen, welche die Kirchenbehörde vorzunehmen hatte, wurden anerkanntermaßen mit solcher Hast betrieben, daß Pfarrer Eckhard sicher noch im Amte säße, wenn er nicht die Staatsbehörde zu fürchten gehabt hätte. Bis dato ist den Pfarrämtern wenigstens noch keine Anzeige seiner Entsetzung durch die Kirchenbehörde zugegangen, was doch sonst bei ähnlichen Fällen zu geschehen pflegte. Als dagegen im verfloßenen August die gläubigen Geistlichen, Pfarrer Schiller an der Spitze, ein Missionsfest zu Erlenbach bei Landau veranstalteten, ohne vorher die gehörige Erlaubnis dazu eingeholt zu haben, veröffentlichte das Consistorium nicht nur das von der Regierung erlassene Verbot von jedweden politischen oder religiösen Volksversammlungen, sondern forderte auch noch die Dekane zur strengsten Wachsamkeit über die Geistlichen auf. Das Consistorium hat bereits alle Sympathien der gläubigen Geistlichen verloren, und da die eben um seine Gunst hühelnde rationalistische Partei, wenn sie ihre Pläne durchsetzen sollte, schwerlich zur Hebung und Kräftigung dieses Kirchenregiments beitragen wird, so kann man mit Sicherheit voraussetzen, daß sich das Consistorium, indem es sich, obgleich selbstständige oberste Kirchenbehörde der vereinigten Kirche der Pfalz, nur als eine kirchlich-politische Behörde der Staatsregierung gerirt und ohne feste religiöse Grundsätze nach allen Seiten hin liebäugelt und alle Richtungen zu befriedigen sucht, zuletzt noch von allen verlassen sehen wird. Das Hirtenamt über die Seelen und den Glauben der Gemeinden übt es nicht; so müssen ihr, wenn das Verlangen nach Glaubenseinigung wieder in den Herzen der Gemeinden erwacht, auch die Sympathien derselben entwinden.

Charakteristisch für diesen Allen gerecht seyn wollenden Standpunkt des Consistoriums ist, daß es gegenwärtig in die Prüfungscommissionen der Candidaten Geistliche aus den verschiedensten Richtungen beruft, neulich einen nicht sowohl durch seine theologischen Kenntnisse als vielmehr durch seine radicalen Grundsätze renomirten Pfarrer aus der Nähe des Donnersberges. Unter diesen Umständen ist es als eine wahrhaft bedeutungsvolle Zügung zu betrachten, daß der evangelische Verein und die damit in Verbindung stehenden Conferenzen immer mehr zu einer freien und lebendigen Einigung aller evangelisch gesinnten Geistlichen und Laien im Glauben und in der Liebe nicht allein die erwünschteste Gelegenheit, sondern auch die kräftigste Aufforderung geben. Er ist entstanden als gerade mit der Entfernung des Dr. Rüst aus der Pfalz die consistoriellen Banden, welche bisher die Gläubigen gehalten, anfangen sich zu lösen und gibt immer mehr Hoffnung zu einer wahrhaft volkstümlichen Gestaltung und die ganze vereinigte Kirche umfassenden und neubelebenden Ausbreitung. Darüber jedoch später mehr. In unsern nächsten Artikel richten wir noch in der Kürze den Blick auf die Schicksale der katholischen Kirche in der Pfalz während der Revolution.

GTU Library



3 2400 00276 2734

v. 44-45
1849

Evangelische Kirchenzeitung.

v. 44-45
1849

